ThPr
2365
-7-

K

Die Geſchichte des Reiches Gottes auf Erde,

vom
Entſtehen deſſelben bis auf unſere Tage,
aus
den heil. Schriften und ſpätern Kirchen-Geſchicht-Büchern geſammelt,
nach
der Zeitfolge geordnet, und bis auf unſere Zeiten fortgeſetzt,
von

Johann Sebaſtian Wittmann,
einem Weltprieſter und Kaplan in Augsburg.

Siebenter Band,

reichend bis gegen das Ende des achtzehnten chriſtlichen Jahrhunderts.

Mit Genehmigung des hochwürdigſten Ordinarlats Augsburg.

Augsburg,
bey P. P. Bolling, 1825.

1920.1317

Stadtbibliothek
Augsburg

In England ſah ſich nun ſchon auch der neue König, Jakob der II., vor ſeinen ketzeriſchen Unterthanen nicht ſicher; bereits ward ihm ſchon durch beſtellte Meuchelmörder nach dem Leben geſtrebt, Verſuche gewagt; aber wieder vereitelt. Deſſenungeachtet arbeitete der König unermüdet in Ausreutung der Ketzereyen — für Aufnahme des allein wahren heiligen katholiſchen Glaubens, für Gründung und Ausbreitung des Reiches Gottes in ſeinem Reiche. — Es wurden bereits Kirchen erbauet, und für Verherrlichung des Gottesdienſtes Anſtalten getroffen, und alle im Wege ſtehende Hinderniſſe nach und nach vollends zu beſeitigen geſucht. Durch ein bisher beſtehendes Reichs-Geſetz war es einem jeden Römiſchkatholiſchen unter den ſchärfeſten Strafen verbothen, irgend ein geiſtliches oder bürgerliches Amt anzutreten, bevor man einen gewiſſen Eid abgelegt hatte, welcher für ſie eine wahrhafte Verläugnung ihres Glaubens war. König Jakob der II. faßte den Entſchluß, öffentliche Aemter auch denen zu verleihen, die ſchon mehr als zwölfhundert Jahre im Beſitze derſelben waren; er fand es unbillig, ſich und den Staat der Dienſte ſo nützlicher und getreuer Leute zu berauben. Es wurde von den Ketzern gegen dieſes Benehmen gelärmet, geläſtert, und öffentlich geſchimpfet. Der König ſtrafte einige aus ihnen, verachtete die andern, und gab nun im Jahre Chriſti 1687 eine Erklärung heraus, ſie zu beruhigen; und ertheilte damit Gewiſſens-Freyheit den Katholiken ſowohl, als den Nichtkonformiſten. Dieſe Erklärung wurde anfangs dem geheimen Rathe in Schottland zugeſtellet, und von ſelbem auch angenommen, mit Abſtellung aller der Eide, die man gegen Katholiken eingeführt hatte. Auch der geheime Rath von England

nahm ſelbe an, ohne jedoch die Eide abzuſchaffen, obwohl ſie keine Wirkung mehr haben, und jene nicht mehr geſtraft werden ſollten, welche, ohne ſie abgelegt zu haben, öffentliche Aemter angetreten haben, oder antreten würden. Da die Presbyterianer an dieſer Gunſtbezeugung Theil hatten, ſo nahmen ſie die Erklärung mit großem Frohlocken auf; aber der eigentliche Körper der engliſchen Kirche, die Episkopalen empfanden hierüber einen Verdruß, der bis in das innerſte Mark drang; und was immer einige aus ihnen, die beſcheidener, als die übrigen waren, ſagen mochten, ſo konnten ſie dieſelben nie dahin bereden, die Erklärung genehm zu halten. Die am meiſten zurückhielten, waren diejenigen, welche ihre Unzufriedenheit nur durch ihren Kummer, und durch ihr tiefes Stillſchweigen zu erkennen gaben. Indeſſen hatte der König nichts unterlaſſen, ihren Argwohn zu zerſtreuen. Nebſt dem, daß man in der Erklärung verſprochen hatte, die engliſche Kirche aufrecht zu erhalten, ſo wie ſie nach den Geſetzen eingeführet war, ſo bewilligte man den andern Partheyen, ſelbſt den Katholiken, eine bloße Erlaubniß, ſich in Privatkapellen zu verſammeln, mit dem Verbote, ſich irgend einer Kirche zu bemächtigen, und mit der Verſicherung gegen die Eigenthümer der den katholiſchen Kirchen entriſſenen Güter, ſie in dem vollkommenen und ungeſtörten Beſitze derſelben zu erhalten. Aber man wollte alles für die Religion Heinrich des VIII., oder der Königinn Eliſabeth; und nichts für jene des heiligen Eduard. Weder Einſchränkungen, noch Erläuterungen waren vermögend, den Unmuth der Episkopaliſch-Geſinnten zu ſtillen, die nun um ſo verwegner wurden, da ſich das Parlament weigerte, die Gewiſſens-Freyheit durch ein förmliches Geſetz zu beſtättigen.

Schon einige Jahre ſchlich und wucherte im Stillen eine neue Art Unkraut im Acker Gottes. Vorzüglich in Welſchland hatte ſich dieſe neue Art Ketzerey eingeſchlichen, und ſchon ziemlich gemein gemacht; es war eine Art Quietismus. Ein laſterhafter abſcheulicher Menſch, Michael Molinos, ein ſpaniſcher Prieſter,

ſter, hatte mit ſeiner gottloſen Lehre bereits eine Menge Menſchen dermaßen wie bezaubert, für ſich ſo ſehr eingenommen, daß man ihn in den Rang der erhabenſten Geiſtes-Lehrer ſetzte; ſeine eingezogene Miene, ſein Blick, ſeine Worte, die nichts als Andacht athmeten, ſeine Schriften, die voll Schwülſtigkeiten waren, machten, daß man ſeine Werke den Schriften der gottesfürchtigſten Lehrer an die Seite ſetzte. Mit einem Worte, die Verblendung war ſo ſtark, daß es ſchon gefährlich war, ſeine Lehre, ſo abentheuerlich ſie auch war, anzugreifen. Pater Segneri, ein Jeſuit, da er in einer Schrift das Gift derſelben aufdeckte, wurde Verläumder eines heiligen Mannes genennet, und ſeine Schrift, das iſt, die Wahrheit, verbothen. Indeſſen durfte man, um die Zauberbande zu zerreißen, unter den Büchern dieſes Schwärmers nur den „geiſtlichen Führer“ ohne Vorurtheil leſen, welcher jedoch manche ſchöne Außenſeite hatte, um den Greuel des Ganzen bis auf einen gewiſſen Grad zu decken. Der vollkommene Menſch wird darinn ſo vorgeſtellt: „Er verſenkt ſich nicht in tiefe Betrachtungen, ſondern er ſchmachtet dahin wie gedankenlos in einer gänzlichen Unthätigkeit. Er denket weder an Gott, noch an ſich ſelbſt; er wünſchet, er fürchtet nichts; er verlanget nicht ſein Seelenheil; er entſetzet ſich nicht vor der Hölle; er vergißt ſeine Sünden; und das iſt für ihn das ſicherſte Mittel, ſie zu tilgen. Er iſt ſo ſehr in den Willen Gottes ergeben, daß ihm nichts, was immer in ihm vorgeht, bange macht, weder die unreinen Gedanken, noch die Gotteslāſterungen, noch die mürriſchen Klagen gegen die Vorſehung, noch der Unglaube gegen die heiligſten Geheimniſſe, noch irgend eine der Verſuchungen, denen er unterliegt.“ Molinos ſah alles dieſes, als Mittel an, derer ſich Gott bediente, eine Seele zu reinigen, und ihr das eigene Elend, das Schreckliche der unordentlichen Leidenſchaften, und Neigungen zu erkennen zu geben. Auf dieſe Art würde der Menſch auch der gottloſeſten Handlungen vor Gott nicht ſtrafbar ſeyn, weil ſein Körper das Werkzeug des

Teufels werden könnte, ohne daß die Seele Theil habe an dem, was ihr ſie umgebendes Fleiſch thue; und ſo waren dieſen Quietiſten Unzucht, Ehebrüche, alle, auch die abſcheulichſten Laſter — nichts Abſcheuliches mehr, weil ſie dadurch nicht beflecket werden konnten. Die Geſinnungen und Lehren des Molinos waren in ſeinen Briefen und Geſprächen noch ärgerlicher und anſteckender. Doch er wurde endlich angeklagt und eingezogen. Bey wirklicher Unterſuchung der Sache, was mit aller Sorgfalt geſchah, fand man an ihm weit mehrere Irrthümer, als man ihm zur Laſt legte. Acht und ſechzig Sätze wurden verdammet, und er ſchwur ſie im Büßerkleide in Gegenwart des ganzen römiſchen Hofes, und Volkes ab. Die Reue, die er darüber bezeugte, nebſt der Fürbitte ſeiner Freunde war Urſache, daß man ihn nach ertheilter Losſprechung bloß zu einer lebenslänglichen Gefangenſchaft verurtheilte. Das Urtheil der Inquiſizion wurde den 20. November des Jahres Chriſti 1687 durch eine Bulle beſtättiget, welche nebſt den acht und ſechzig Sätzen, alle ſeine Werke verdammte. Nach dieſem geſchahen noch drey Verdammungen von Seite der Inquiſizion wider verſchiedene Schriften mehrerer Quietiſten. (So wahr iſt es, daß keine Verirrung, keine Ungereimtheit zu erdenken iſt, die ſich nicht einen Anhang, einen zahlreichen Anhang machen könne.)

Pabſt Innozenzius der XI. fertigte eben dieſes Jahr auch eine Verordnung gegen die zu viele Freyſtätten; alle Geſandtſchaftshäuſer in Rom waren Freyſtätten; längſt ſah man das Verderbliche dieſes zu weit gekommenen Mißbrauches ſchon mehrere Päbſte beſchränkten denſelben; Pabſt Innozenzius der XI. hob ihn nun vollends auf, erklärte als von der Kirche ausgeſchloſſen denjenigen, der ſich im Beſitze einer ſolchen Freyſtätte auch jetzt noch behaupten wollte.

Der Kaiſer, der König von Spanien, alle chriſtlichen Fürſten waren damit zufrieden, und hielten ſich an dieſe Verordnung; Frankreich allein machte wieder eine Ausnahme, zeigte auch dießmal neuerdings dieſelbe Wi-

der-

derſetzlichkeit gegen päbſtliche Verordnungen; der König ſandte den Marquis von Lawardân nach Rom, mit dem Auftrage: „die Freyſtätten zu behaupten.“ Kaum war er auf päbſtlichem Grund und Boden, als der päbſtliche Geſandte von Bologna, ſo wie die andern Statthalter des Kirchenſtaates das ausdrückliche Verboth erhielten, ihm die gewöhnlichen Ehren zu erweiſen. Da er nahe bey Rom war, ward den Kardinälen unterſaget, mit ihm irgend einen Umgang zu haben. Dieß hinderte ihn nicht, ſeinen Weg fortzuſetzen; und ſein Einzug in die Stadt ſah mehr einem Triumphe, als dem Einzuge eines Geſandten, ähnlich. Er hatte in ſeinem Gefolge achthundert bewaffnete Männer, meiſtens Offiziere. Nach wenigen Tagen verlangte er ſtolz kühn geradezu Audienz; und ſie wurde ihm, wie er es wohl ſelbſt vermuthete, geradezu — abgeſchlagen.

Frankreich wollte ſich nicht fügen — es entſtund wieder ein langwieriger Feder- und Wort-Krieg; man machte Miene, Gewalt brauchen zu wollen — man appellirte, was zu allen Zeiten der Ketzer Gewohnheit war, an das nächſte allgemeine Concilium; man wärmte alle alte Zwiſte und Streitigkeiten wieder auf; man drohte mit eigenmächtiger Beſetzung aller ſeit der letzten Verſammlung in Frankreich leer gewordenen Biſthümer; man erſann alles Mögliche, um Rom zu ſchrecken; man trug ſogar kein Bedenken, zu offenbaren Lügen und Verläumdungen ſeine Zuflucht zu nehmen; der Sachwalter Frankreichs ſprach in einer Verſammlung am 22. Jäner des Jahres Chriſti 1688: „Eine ſeltſame Sache, daß ein Pabſt, deſſen vorzügliche Sorge hingehen ſollte, die Reinigkeit des Glaubens zu erhalten, und den Fortgang der neuen Irrthümer zu hemmen, ſeitdem er auf dem Stuhle des heiligen Petrus ſitzt, nicht unterlaſſen habe, mit den erklärten Schülern des Janſenismus, deſſen Lehre ſeine Vorfahren verdammet hatten, Gemeinſchaft zu pflegen! Er hat ſie mit ſeinen Gnaden überhäufet; er hat ſie gelobet; er hat ſie in ſeinen Schutz genommen;“ u. ſ. fort. Auf dieſen

bittern Vorwurf folgte ein anderer von gleicher Beſchaffenheit: „daß der Pabſt, anſtatt ſich Mühe zu geben, den Quietismus in ſeiner Geburt zu erſticken, dießfalls ganz unthätig blieb; und kaum geſtatten wollte, das wider den Molinos gefällte Urtheil zu vollſtrecken, und wider ſeine Anhänger Unterſuchungen anzuſtellen.“ Er beſchloß ſeine Rede mit der Bitte: „daß man die Appellazion der königlichen Beamten von der beſagten Bulle genehmhalten möchte; und daß man Se. Majeſtät erſuchen ſollte, ſeine Macht dahin zu verwenden, um die Freyſtätten in allem ihrem Umfange zu behaupten, den durch langwierige Erledigung der Bisthümer verurſachten Unordnungen ein Ende zu machen, und (was vollends der Mauerbrecher ſeyn ſoll) allen Unterthanen zu verbiethen, irgend ein Geld mehr nach Rom zu ſchicken.“

Aber gar bald ſah ſich Frankreich wieder in die Nothwendigkeit verſetzt, eine ganz andere Spaache zu führen, eine ganz andere Miene zu machen. In der Lage, worinn ſich Frankreich befand, da es von allen deutſchen Mächten, und noch von vielen andern beſtürmet wurde, erheiſchte es das große Intereſſe deſſelben, ſich zu beſtreben, daß der Kardinal von Fürſtenberg, welcher Fraakreich ganz ergeben war, auf den churfürſtlichen Sitz von Kölln erhoben wurde. Dazu bedarf der König des heiligen Vaters, den er nicht gerne an der Spitze der wider ihn verbundenen Mächte geſehen hätte. Nun wollte man wieder anderſt einleiten; aber doch von den Behauptungen und Anmaaßungen in nichts abgehen; man verſuchte viele Schritte, um den Streit mit dem Kirchenoberhaupte in Güte beyzulegen; aber die erzwungenen Schmeicheleyen fanden jetzt ſo wenig Gehör, als die vorhin verſuchten Schreckniſſe und Androhungen.

Der König von Frankreich beklagte ſich dann wieder in einem etwas ernſtlichern Tone über ihm zugefügte Beleidigung, und über unbezwinglichen Eigenſinn des Pabſtes, deſſen Partheylichkeit er alle Bewegungen zuſchrieb, welche damals in England zum Nachtheile ſowohl der Kirche, als Jakob des II. geſchahen. Pabſt

In-

Innozenz der XI. fragte nichts nach allen Klagen und Drohungen, wovon ihn die Geſinnungen der meiſten europäiſchen Mächte gegen Frankreich keine Folgen befürchten ließen. Mit einem Worte, er war durchaus unerbittlich in Anſehung des Kardinals von Fürſtenberg, welcher dann auch auf dieſe Weiſe von dem Erzbisthume Kölln ausgeſchloſſen wurde.

Nun dachte man von Seite Frankreichs auf Rache, man bemächtigte ſich der Grafſchaft Avignon, und man appellirte wieder neuerdings an ein allgemeines Concilium; und ein großer Theil der Geiſtlichkeit und die Univerſität ſtimmten treulich wieder mit ein. Indeſſen jammerten gute Seelen, waren in Furchten und Aengſten; doch, der immer wieder gut chriſtliche König Ludwig faßte ſich wieder, ſiegte über ſich ſelbſt; und richtete ſelbſt die ſchon niedergeſchlagenen, beſtürzten Rechtgläubigen wieder auf, indem er ſie mit ſeiner angebornen Freymüthigkeit auf das nachdrücklichſte verſicherte: „daß er nicht geſinnet wäre, die geiſtliche und göttliche Macht des Pabſtes zu kränken, noch ſich dem einem Statthalter Jeſu Chriſti ſchuldigen Gehorſam zu entziehen." Ohne auf ſeinen reinen und unerſchütterlichen Glauben Rückſicht zu nehmen, ſo war er allzu vernünftig und billig, als daß er ſich einer Rachgier überlaſſen ſollte, die doch immer für ihn und ſein Reich noch betrübtere Folgen, als für Rom und für den römiſchen Pabſt gehabt haben würde.

In dieſem Jahre Chriſti 1688 wurde die Stadt Neapel durch wiederholte ſchreckliche Erdſtöſſe von Gott heimgeſucht; mehrere Gebäude waren ſchon eingeſtürzt. Dieß war wieder etwas für den in dieſes Ninive von Gott geſchickten Propheten J o n a s, für den Bußprediger J o h a n n e s in dieſer Wüſte, für den Völker-Lehrer P a u l u s in Welſchland, für den Indianer und Japoneſer Apoſtel X a v e r i u s in Neapel, für den eifervollen Prieſter F r a n z i s k u s von H i e r o n y m o; es machte ſich der Diener Gottes unverſehens hervor, durchlief die Hauptſtraſſen der Stadt, und rief mit lau-

ter

ter Stimme: „Höret auf zu ſündigen, ſo ferne ihr wollet, daß die Strafe aufhöre; die Strafe wird nachlaſſen, wenn ihr von Sünden abſtehet.“ Und der Strom ſeiner Beredſamkeit, und ſein Bußgeiſt riß nun wieder ihn, und alle die mit ihm fort, die ihn hörten; und die ſonſt, wie die Erde, unbeweglichen Gemüther bebten jetzt mit ihr, und Herzen, wie Felſen, zerſprangen, und Sünder, wie Häuſer, ſtürzten zuſammen. Und dieſe ſchreckvolle Heimſuchung Gottes, dieß entſetzliche Erdbeben ward zum Segen zum Heil zur Auferſtehung für viele. Solche Ereigniſſe wußte Hieronymo beſonders immer vortrefflich zu benützen. Er war aber auch nun ſchon der Mann Gottes dieſer Zeit, und allgemein anerkannt als ein beſonders auserwähltes Werkzeug Gottes zum Erbarmen, und allgemein bewundert, geliebt, und gefürchtet; denn Gott gab ſeinem Diener während ſeines Predigtamtes ſelbſt Kraft und Anſehen ſogar auch durch auffallende Wunder, und durch Vorherſagungen, und Ankündigungen göttlicher Strafgerichte, die meiſtens geſchwind eintrafen; und Nachhall, und Nachdruck ſeinen Predigten, und Einleitungen und Vortrag, und Innhalt wieder zu neuen Predigten waren.

Wie die vorigen zwey Jahre, ſo dauerte auch in dieſem Jahre Chriſti 1688 der Krieg gegen die Türken noch immer gleich thätig fort, und noch immer waren die kaiſerlichen Waffen vom Himmel ganz beſonders geſegnet; es erfolgten Siege auf Siege, und Eroberungen auf Eroberungen; obwohl der Kaiſer immer zugleich auch gegen die Hilfs-Kriegsheere, gegen die rebelliſchen Ketzer in Ungarn und gegen Frankreich zu kämpfen hatte. Durch Treuloſigkeit und Bosheit und Ketzerwuth zeichnete ſich auch dieſes Jahr ganz beſonders aus — Töckel, der Rädelsführer der kalviniſchen Rebellen; er ſann ſtets auf neue Verſchwörungen, um bey den Türken ſich einzuſchmeicheln; er machte ihnen neuerdings die glänzendſten Hoffnungen: „ſie werden durch ihn und ſeinen Anhang nicht nur alles bisher Verlorne wieder zurück erhalten, ſondern ihr Reich beträchtlich erwei-

weitern.“ Um aber nicht wieder mehr zu verheißen, als zu leiſten, zog er nun noch mehrere mit in die Verſchwörung; unter dem Vorwande, den er gewöhnlich brauchte: „für Freyheit und Vaterland zu kämpfen,“ bekam ſeine Verſchwörung einen neuen Zuwachs von 200 adelichen Luteranern, und es war nun gemeinſam beſchloſſen, am beſtimmten Tage alle Deutſche zu morden, und mit äußerſter Anſtrengung innerliche Kriege fortzuführen. Auf dieſe Verſchwörung rechnete der Sultan mit voller Zuverſicht, und baute darauf alle ſeine Vorkehrungen, und gab einem ſeiner Heersführer eigends den Auftrag: „auf Töckels Winke ſtets bereit zu ſtehen, um geſchwind im Nothfall ihm zu Hilfe zu eilen.“ Aber noch zur rechten Zeit kam man dieſer ſchwarzen Höllenbrut auf die Spur; wie auch jener eben ſo teufliſch ſchlau angeſponnenen Verſchwörung, die vorzüglich das Werk des preußiſchen Freyherrn von Fünkenſtein, eines Luteraners, war; alle dergleichen greuliche Verrätherenen und Verſchwörungen kamen immer noch vor ihrem Ausbruch an den Tag, wurden genau unterſucht, ganz aufgedecket, und nach Verdienſt geſtraft.

Jakob der II., König von England, war noch immer für die Sache Gottes ſo muthvoll und unternehmend, als er es immer war; er fand aber auch bey jedem Schritte neuerdings Widerſacher und Hinderniſſe; aber auch durch alles ließ ſich der Held im Reiche Gottes durchaus, ſo lang es ihm möglich war, in nichts hindern; er hielt ſich einen eignen Geſchäftsträger zu Rom; er empfieng von daher den päbſtlichen Geſandten mit der einem Miniſter des Statthalters Jeſu Chriſti gebührenden Ehrfurcht. Man billigte es, daß er einen Geſchäftsträger bey den Türken hatte; daß er die Geſandten, die damals aus Marokko zu ihm kamen, mit Ehren aufnahm; aber dieß, daß er dem päbſtlichen Geſandten Ehre erwies, dieß wollte man nicht dulden, dieß empörte, dieß nannte man Staatsverbrechen! Alles wurde dem König mißdeutet, gegen ſeine weiſeſte liebvollſte wahrhaft landesväterliche Anordnungen mußte er immer

nur

nur Widerſprüche und Wiederſetzlichkeiten von Seite der Sektirer erfahren. Der König befahl widerholtermalen auf die dringenden Vorſtellungen ſowohl der Presbyterianer, als der Katholiken, den Biſchöfen: „daß ſie in ihren Kirchen die Gewiſſensfreyheit nebſt der Diſpenſe vom teſtiſchen Geſetze, ſollten verkünden laſſen; ſo wie es zu allen Zeiten in Anſehung ſolcher Verordnungen nicht nur in England, ſondern in allen chriſtlichen Staaten üblich war.“ Sieben Biſchöfe weigerten ſich offenbar, die Bekanntmachung vollziehen zu laſſen; ſie wurden eingezogen, gerichtlich unterſucht, ſtrafbar gefunden, aber mittelſt einer Ausflucht, oder vielmehr durch die Güte des Königs freygelaſſen, in Hoffnung, ſie würden auf ſolche Art eher gewonnen, und zum Gehorſam gebracht werden; aber jede Benehmungsart gegen ſie diente nur, ſie noch ärger zu machen; durch Gerechtigkeit wurden ſie aufgebracht; durch Nachſicht und Milde noch ſtolzer und hochmüthiger. Andererſeits verharrte der Adel, oder wenigſtens ein großer Theil deſſelben, welcher vor Zeiten ſich mit dem Grafen von Shaftsbury verſchworen hatte, um den König Jakob, da er noch Herzog von York war, vom Throne auszuſchließen, in ſeiner böſen Gemüthsſtimmung. Shaftsbury hatte ſich nach der Entdeckung ſeines Hochverraths in Holland geflüchtet, wo er auch ſtarb; aber die Verſchwörung hörte damit nicht auf; und der Prinz von Oranien, der ſchon zu lange ſeine Blicke auf die Krone Englands geworfen hatte, beſtrebte ſich beſtändig, das Mißvergnügen der Engländer zu unterhalten. Er ſpähte ihre Neigungen, und ihre Schritte aus; richtete darnach die ſeinigen; öffnete allen Aufrührern, die aus England verbannet waren, in Holland einen Zufluchtsort, und gewann ſie durch ſeine verführeriſchen Unterredungen, indeß die Zurückgebliebenen den Adel des Reiches verführten. Was der Sache noch geſchwinder und vollends den Ausſchlag gab, war, was ſonſt ein ganzes Land mit jublender Freude erfüllet, die Geburt eines Kronprinzen; den 10. Juny des Jahres Chriſti 1688 ward endlich dem König

Ja-

Jakob dem II. nach einem ſieben Jahre lange unfruchtbaren Eheſtand ein Prinz geboren, den ſie Jakob Eduard, und Prinz von Wallis nannten; und es zeigte ſich allgemeine, wenigſtens äußerlich allgemeine Freude; es war ein lautes Jubel- und Freudenfeſt; voll wahrer innigſter Freude aber waren alle Rechtgläubige; denn jetzt hatten ſie zuverſichtliche Hoffnung, daß ihr katholiſcher König auch einen katholiſchen Nachfolger haben werde; aber eben deßwegen konnten nun die verſchwornen Ketzer ihre Wuth in ſich nimmer faſſen, jetzt bemüheten ſie ſich ihr Vorhaben um ſo geſchwinder ins Werk zu ſetzen. Bisher hatten die unruhigen Sektirer mit einer gewiſſen Art Geduld die Regierung eines katholiſchen Fürſten ertragen, in der Hoffnung, daß ihm ein proteſtantiſcher Erbe nachfolgen würde; wenn Jakob die Regierung der Königinn Maria zurückgeführet hatte, ſo tröſteten ſie ſich mit der Hoffnung, daß die Prinzeſſinn von Oranien jene der Eliſabeth zurückbringen würde. Aber bey der Geburt eines neuen Kronerben, den man ohne Zweifel in der Religion ſeines königlichen Vaters erziehen laſſen würde, konnte man die Ausſichten der höchſten Macht in einem katholiſchen Geſchlechte fortgepflanzet nicht ertragen. Der Prinz von Oranien, welcher vielleicht auf den Tod ſeines Schwiegervaters gewartet haben würde, um den Thron, wovon ſeine Gemahlinn Erbinn geweſen wäre, zu beſteigen, ſchien nun ſelbſt alle Geduld zu verlieren. Zum wenigſten iſt es gewiß, daß dieſe Begebenheit mehr, als alles Uebrige zur Beförderung ſeiner Sache beytrug, und die Anzahl derjenigen, welche ſeine Anſchläge begünſtigten, verſtärkte. Indeſſen ließ er dem Könige, ſeinem Schwiegervater, zu der Geburt des Prinzen von Wallis Glück wünſchen; und ſetzte den Namen dieſes Prinzen unter die Zahl derjenigen Anverwandten, für die in ſeiner Kapelle öffentlich gebetet wurde. Zur Zeit, da er ſich ſeinen Anhang bereitete, unterhielt er einen immerwährenden Briefwechſel mit dem Könige, den er vom Throne ſtürzen wollte; er unterließ keine der Pflichten, die ein Tochtermann ge-

gegen einen Schwiegervater zu beobachten hat; er äu⸗ ßerte den größten Eifer für ſein Beſtes; und verhielt ſich gegen ſeine Miniſter, als wenn er der getreueſte von ihnen geweſen wäre. Nachdem er einer gewiſſen Anzahl Anhänger in dem Königreiche verſichert war, ſuchte er endlich den großen Haufen der Nazion, den Pöbel zu verführen, dem er jedoch nur die Hälfte ſeiner Anſchlä⸗ ge entdeckte, und ihre ſchlimme Seite mit vieler Sorg⸗ falt verbarg. Die Sicherheit der proteſtantiſchen Reli⸗ gion, die Verweiſung der Katholiken unter die Gewalt der wider ſie abgefaßten Geſetze, die Erhaltung der Aemter und Ehrenſtellen bey den proteſtantiſchen Fami⸗ lien, die Freyheit der Parlamente, die Entfernung der willkührlichen Macht, die man als unvermeidlich vor⸗ gab, wenn man ſich nicht aus allen Kräften dagegen ſetzte; dieß waren die Abſichten und die Bewegungs⸗ gründe, die man denjenigen vorſpiegelte, die noch eben nicht geneigt waren, alles unter die Füße zu treten. Es war gegen ſie keineswegs die Frage, den König vom Throne zu ſtürzen, ſondern ihn dahin zu verhalten, daß er nach den Geſetzen regiere. Einige Machtſprüche des Königs zu Gunſten der Religion, worunter einer der ſtärkeſten, die Abſchaffung des Feſtes war, welches mit der Verbrennung des Pabſtes ſammt dem Teufel ge⸗ feyert wurde, zehn oder zwölf Artikel dieſer Art, die ſeit vier Jahren, als Jakob regierte, in dem ganzen Umfange der drey Königreiche waren angeordnet worden, die aber in eine einzige Schmähſchrift zuſammengezogen wurden, damit ſie mit einem Blicke überſehen werden konnten, verurſachten eine allgemeine Gährung. Es entſtand ſogleich ein Bündniß, dem man um ſo leich⸗ ter beytrat, da das Haupt derſelben gar keine Luſt be⸗ zeigte, den Thron an ſich zu reißen. Dadurch brachte es dieſer treuloſe und unmenſchliche Tyrann dahin, daß er ſich nicht nur einen zahlreichen Anhang unter dem engliſchen Adel erwarb, ſondern auch eingeladen wurde, ſich an ihre Spitze zu ſtellen, um den Monarchen zu einer genauern Beobachtung der Geſetze zu verhalten.

Nach⸗

Nachdem er der Engländer verſichert war, ſo ſuchte er nichts anderſt, als England, deſſen König ein Bündniß mit Spanien gemacht hatte, und dadurch hoffen konnte, daß ihm Oeſterreich, wenigſtens in einer Religionsſache, nicht entgegen ſeyn würde, von aller auswärtigen Hilfe abzuſchneiden. Jakob hatte keinen förmlichen Traktat mit Frankreich; aber er war mit Ludwig dem XIV. nahe verwandt, und ſo ſehr ſein perſönlicher Freund, daß er ſicher auf ſeine Hilfe rechnen zu dürfen glaubte, beſonders zum Beſten einer Religion, die beyden Monarchen gleich viel lieb und werth war. Um ihm dieſe beyden Stützen zu rauben, ließ der Prinz von Oranien die Holländer dem augsburgiſchen Bündniſſe wider Frankreich beytreten, um die ganze Macht der vereinigten Fürſten gegen dieſe Monarchie zu wenden, falls ſie Holland angreifen ſollte, indeß er mit den Truppen dieſer Republik in England überſetzen würde. Andererſeits machte er den König, ſeinen Schwiegervater, den Oeſterreichern verdächtig, als einen Fürſten, der dem Intereſſe dieſes Hauſes jederzeit entgegen wäre; und verſicherte ſie, was gegen alle Wahrheit war, ohne Scheu, daß ſich ſein Schwiegervater mit Frankreich durch einen heimlichen Traktat verbunden hätte. Der Kaiſer und der König von Spanien waren zur Aufnahme dieſes Argwohns um ſo leichter zu bereden, da ſie vergebens geſucht hatten, den König in England in das zwiſchen ihnen und den deutſchen Fürſten geſchloſſene Bündniß zu ziehen. Alles wurde nun in Bewegung geſetzt, alle nöthigen Vorkehrungen getroffen, alle möglichen Staats- und Kriegs-Liſte angewendet. Endlich, da alles zum Ueberfalle bereit war, machte der Staatenräuber, um ſeinen ungerechten Eingriff in den Mantel der Gerechtigkeit, und auch der Großmuth zu hüllen, ein Manifeſt bekannt, in welchem er alle Beſchwerden der brittaniſchen Städte, der Proteſtanten, wider ihren König geſammelt hatte; und worinn er ſich zu beweiſen beſtrebte, daß dieſer Fürſt geſinnet wäre, die Religion, die Geſetze und die Freyheit des Landes zu vernichten. Er ſetzte

te hinzu: „daß, da ihn die Großen des Reichs, ſo- wohl Geiſtliche als Layen, als einen Billigkeitliebenden Vermittler um Schutz gegen die Tyranney angerufen hätten, er ſich durch die aufrichtige Theilnehmung an ihrem Schickſale habe bewegen laſſen, für ſie alles zu wagen, nicht zwar in der Abſicht, das Königreich an ſich zu reißen, ſondern um ein freyes Parlament verſam- meln zu laſſen, welches im Stande wäre, die Religion und die Geſetze auf eine ſolche Art zu verſichern, daß ſie künftig nicht mehr erſchüttert werden könnten." So- bald dieſe Looſung des Aufruhrs und der Verwirrung in England verbreitet war, ſo machte er ſich zum Auf- bruche gefaßt. Er gieng die letzten Tage des Oktobers des Jahres Chriſti 1688 unter Segel, mit fünfzig Kriegsſchiffen, vierhundert Fahrzeugen, und mit zwölf bis dreyzehntauſend Mann. Die Flotte hatte eine weiße Flagge mit dem oraniſchen Wappen, um welches die Worte zu leſen waren: „Für die Religion und für die Freyheit." Sie wurde von einem ſo hef- tigen Sturme überfallen, daß er gezwungen war, ſie in ſeinen Häven wieder auszubeſſern; er landete deſſenunge- achtet ohne Widerſtand den 15. November zu Lime und Torbai in Devonshire. Milord Darmouth, engliſcher Admiral, hatte dem Könige verſprochen, die Feinde aufzuhalten; aber er erſchien nicht, und ließ ſchon von dieſer Zeit an den Abfall beſorgen. Indeſſen verfloſſen dennoch einige Tage nach der Landung, ohne daß ir- gend ein Mißvergnügter zu dem Tyrannen ſtieß. Das billige Mißtrauen in die Treue ſeiner Völker erhielt den König in einer Art Unthätigkeit. Endlich lief der brittaniſche Adel von allen Seiten herbey, um ſich unter die Fahnen des Statthalters zu begeben. Milord Corn- bury war der erſte, welcher bey der königlichen Armee das Beyſpiel der Treuloſigkeit gab. Unter dem Vor- wande, einen feindlichen Poſten aufzuheben, ſetzte er ſich an die Spitze eines Truppes, verführte davon, ſo viel er konnte; und brachte ſie nach Exeſter zu dem Prinzen von Oranien. Milord Churchill, jener ſonſt ſo tapfere

Mar-

Marſoboroug, welcher bey dem Könige ſo ſehr in Gnaden ſtund, daß man ihn für ſeinen erſten Günſtling hielt, begab ſich nicht nur zu dem Statthalter, mit allen, die er zum Abfalle bereden konnte, ſondern er ſuchte ſelbſt den Monarchen aufzuheben, um ihn ohne Zweifel ſeinen Feinden in die Hände zu ſpielen. Nach dieſen Vorläufern wurde das Ausreißen allgemein; die Rechte der Natur wurden eben ſo, wie die Pflichten der Unterthanen unter die Füſſe getreten; der Prinz von Dänemark, zweyter Tochtermann des Königs, und die Prinzeſſinn, ſeine Tochter, verließen ihn, und ſchlugen ſich zu dem Prinzen von Oranien. Seine Truppen wankten unter ſeinen Augen, und einige aus ihnen zerſtreuten ſich. Täglich ereigneten ſich Aufſtände in den Provinzen, wo viele vom Adel, die ſich offenbar für den Statthalter erkläret hatten, ſich der vortheilhafteſten Poſten bemächtigten. In dieſer äußerſten Noth rieth man dem Könige, einen Vergleich mit dem Prinzen zu treffen; und er ſchickte einige von dem Adel, die ihm noch treu geblieben waren, zu ihm, mit der Vollmacht, mit ihm in Unterhandlungen zu treten, unter Bedingniſſen, die ſie in gegenwärtigen Umſtänden für zuträglich erachten würden. Da der Prinz in ſeinem Manifeſte vorzüglich auf ein freyes Parlament zu dringen ſchien, und gerades Weges nach London marſchirte, ſo erſuchte man ihn: „mit ſeinem Marſche inne zu halten, um dem Parlamente, welches der König zuſammenberufen wollte, jene Freyheit zu laſſen, die er demſelben zu verſchaffen gekommen war.“ Damals konnte man ſehen, wie weit der Ehrgeiz dieſes vorgeblichen Beſchützers der brittaniſchen Reichsverfaſſung gieng. Durch die Verſammlung eines Parlamentes in Verlegenheit geſetzt, von welchem der Monarch zwar durch die Geſetze gebunden, aber zu gleicher Zeit auf dem Throne befeſtiget werden ſollte, weil die Proteſtanten nichts mehr zu fürchten haben würden, ſetzte er ſeinen Marſch fort, und antwortete den Abgeordneten nicht eher, bis er nahe genug bey London war, um diejenigen zu ſchrecken, die zur Vollziehung aller ſei-

ner

ner Forderungen ihre Hände noch nicht biethen wollten. Da ſprach er mit den Abgeordneten in einem ſo hochmüthigen Tone, und ſchlug ſo widerſinnige Bedingniſſe vor, daß der Monarch hiervon durch einen der drey Deputirten benachrichtiget, wohl merkte, für ſeine Perſon wäre keine Sicherheit mehr im Königreiche; und den Entſchluß faßte, einen Zufluchtsort in Frankreich zu ſuchen. Seine erſte Sorge gieng dahin, die Königinn, ſeine Gemahlinn, mit dem jungen Prinzen von Wallis vorauszuſchicken, was mit unbeſchreiblichen Schwierigkeiten verbunden war, zu einer Zeit, und an Oertern, wo alles verdächtig war, und wo ein einziges Winseln des Kindes, welches erſt fünf Monate alt war, alles vereiteln konnte. Man verkleidete ſich; man entkam durch verborgene Treppen und Wege; man überſetzte die Temſe bey der Nacht, und unter einem fürchterlichen Sturme. Die Königinn, nachdem ſie an das andere Ufer gekommen war, erwartete an der Mauer einer Kirche, wo ſie ſchlecht vor dem Regen geſchützt war, eine Kutſche, die in einem der nächſten Gaſthöfe beſpannt wurde. Der Vorwitz eines Menſchen, welcher ſich ihr mit einer Laterne näherte, verurſachte einige Beſorgniß, daß man ſie erkannt haben möchte. Riva, ein italieniſcher Offizier dieſer Prinzeſſinn, gieng ihm ſogleich auf dem Fuße nach, ſtieß wie von ungefähr an ihn, ſo daß beyde auf die Erde fielen, und in dem Kothe lagen, indeß ſie beyde einander um Vergebung bathen. Der vorwitzige Menſch dachte nun an weiter nichts, als ſich zu ſäubern und zu trocknen; und man beſtieg unverzüglich die Kutſche. Der Schutzgeiſt wachte beſonders über dieſes koſtbare Haupt bis nach Graveſend, mitten unter den Wachen und habſüchtigen Bauern, welche alle Unbekannte für flüchtige Katholiken hielten, und als eine Beute anſahen, die ihnen entwiſchen wollte. Die Königinn, als ſie in den Haven kam, wurde dem Schiffskapitän als eine italieniſche Dame vorgeſtellt, die mit ihrer Familie in ihr Vaterland zurückkehrte, und trat ſogleich in die Kammer, die man für ſie beſtimmt hatte,

ſammt

ſammt der Amme mit dem kleinen Prinzen in ihren Armen. Die Ueberfahrt gieng ruhig vor ſich; und man landete glücklich zu Calá. Der König ſelbſt entkam recht glücklich aus London, bis an das Meer, wo er ſich einſchiffte, um der Königinn nachzufolgen; aber da ſein Schiff ſchlecht beladen war, und deßhalben wieder zu landen gezwungen wurde, um mehr Pallaſt aufzunehmen; wurde er erkannt, und bey Fevershàm angehalten. Auf die Nachricht ſeiner Anhaltung verſammelten ſie ſich wieder, und beſtrebten ſich, ihm ihre Kutſchen und Wachen entgegen zu ſchicken, um ihn nach London zu bringen, wo er den 16. December noch in dem Jahre Chriſti 1688 mit ſolchen Ehren- und Freuden-Bezeugungen empfangen wurde, daß ſich Niemand eines ähnlichen Auftrittes erinnerte. Der Prinz von Oranien beſchloß, ihnen nicht ſo viel Zeit zu laſſen, daß ſie ſich in den Geſinnungen, die ihn zittern machten, beſtärkten. Zweytauſend Mann von ſeinen Truppen mußten nach London marſchiren, welche die königlichen Wachen vertrieben, und ſowohl die Thore, als die Straſſen und Wege gegen Withal beſetzten; worauf er ihm mehr als Deſpote, denn als Tochtermann, ſagen ließ: „daß er zwiſchen Ham und Hamptoncourt wählen ſollte, um ſich mit ſeinem Hauſe auf eines von beyden zu begeben.“ Anſtatt dieſer zwey Plätze begehrte der König Roſcheſter, und der Prinz, welcher die Abſicht, ſeiner Vorliebe gegen einen Ort, der ihm ſeine Flucht über Meer beſchleunigen konnte, leicht errieth, bewilligte ſein Begehren. Er ließ ihn überdieß ſo ſorglos bewachen, daß Jedermann glaubte, er wolle ſich durch den Vorſchub zu ſeiner Entweichung, die Schande erſparen, wider einen Vater das Todesurtheil zu ſprechen. Der Monarch entkam wirklich durch eine Gartenthüre, die an die Temſe führte, warf ſich in ein Fahrzeug, das er zu dem Ende bereitet halten ließ, um ſich nun auch nach Frankreich zu flüchten.

Die Fürſten des deutſchen Reiches waren jetzt zu Regensburg auf dem Reichstage entſchloſſen, den Cardinal

nal Fürſtenberg, und dem Franken-König Ludwig d. XIV. als allgemeine Reichs-Feinde zu erklären, was dann auch geſchah durch einen am 24. Jäner des Jahres Chriſti 1689 feyerlich gefertigten Reichstags-Beſchluß, in welchem dem Könige der Franken ſeine Treuloſigkeit vorgeworfen wird; daß er ſchon ſeit vielen Jahren die rebelliſchen Ketzer in Ungarn begünſtige, mit Geld und aller möglichen Hilfe unterſtütze, und ſich hiemit ſchon dadurch als Reichsfeind ſelbſt erkläret habe; daß er nun überdieß den geſchwornen Erbfeind des chriſtlichen Namens gegen ſeine Kaiſerliche Majeſtät, und gegen das geſammte deutſche Reich aufgehetzet habe; daß er ſogar einverſtanden ſey mit den Türken und mit ihnen gemeinſam verſchworen, und ſo weiters. In den feurigſten Ausdrücken wird dann vom Kaiſer und den verſammelten Reichsſtände das Widerrechtliche und Empörende eines ſolchen Benehmens geſchildert, und vor Augen geleget, und zu gemäſſenen ernſtlichern Maaßregeln gemeinſam aufgefordert.

Der Prinz von Oranien hielt ſich nun ſchon für den Eroberer Englands, hielt feyerlichen Einzug in London, wo er mit jenen Freudensbezeugungen empfangen wurde, womit dieſes Volk jederzeit Staatsveränderungen aufzunehmen pflegt. Er wurde erſucht, die Regierung inzwiſchen auf ſich zu nehmen, bis man die Stände des Reiches zuſammenberufen hätte, nicht zwar in der Geſtalt eines förmlichen Parlamentes, welches nur durch den König geſchehen konnte, ſondern unter dem Namen einer Zuſammtretung. Der Thron wurde daſelbſt als erledigt erklärt, ſowohl wegen ſchlechter Regierung des Königs als ſeiner Entweichung wegen; das Oberhaus widerſetzte ſich, und die Widerſetzlichkeit wurde noch ernſtlicher, als man wegen der Wahl eines nenen Königes Anregung that, ſo zwar, daß der Prinz von Oranien, aus Furcht, ſeinen Streich zu verfehlen, ſich genöthiget ſah, die Larve ganz vom Geſichte zu nehmen. Man ſagt: „er habe den Großen des Reiches gedrohet mit ſeiner Zurückkehre nach Holland, und daß er alle je-

ne,

ne, die ihn nach England berufen haben, entdecken wolle, und ſie der gerechten Rache des Königs überlaſſen; dieß war genug, Leute, die ſchon ſo viele Schritte gewagt hatten, vollends dahin zu vermögen, wohin man ſie endlich bringen wollte.

Pabſt Innozenzius der XI. erkrankte dieß Jahr, und die Krankheit ſchien ſchon gleich beym erſten Anfall gefährlich; in ganz Rom war gleich allgemeine Beſtürzung; man hielt öffentliche Gebethe; es war ein lautes Weinen und Flehen zu Gott um Wiedergeneſſung des gemeinſamen, ſo guten heiligen Vaters. Die Krankheit nahm ſchnell zu, und ſchon zeigten ſich Merkmaale des nahen Todes; alles war voll Furcht und Verwirrung, nur der nicht, der der Allein-Gegenſtand dieſer Furcht war; auch die heftigſten Schmerzen, die er leiden mußte, konnten ihm nichts anhaben, ihn nicht überwinden; er war ein vollendetes Beyſpiel der Geduld, ſein Geberh war immer nur: „Herr! vermehre den Schmerzen! aber vermehre immer zugleich auch die Geduld.“ Zugleich ermahnte er immer auch alle, die um ihn waren; er ließ auch alle Cardinäle zu ſich kommen, auch dieſen gab er noch die heilſamſten Ermahnungen, beſonders die Pabſtwahl betreffend; er bath dann um die heiligen Sterbſakramente, die er mit glühender Andacht und zärtlichſter Liebe empfieng; er überließ ſich dann immer nur der Anſprache mit Gott, bethete an, flehte um Hilfe und Beyſtand, rief Maria, die ſeligſte Jungfrau, und die Heiligen Gottes um ihre Fürſprache an; ſtets floſſen ihm Thränen aus den Augen; vielmal neigte er ſein Haupt, klopfte an die Bruſt, öfters wiederholte er die Worte des Pſalmiſten: „Denn Du, o Herr! haſt mir ja immer ganz vorzügliche Hoffnung gemacht!“ Er bath dann wieder alle, die um ihn waren, um Verzeihung, dankte allen für alle ihm erwieſene Liebe; er ließ ſich die Pſalmen und das Leiden Chriſti vorleſen. Da er immer ſchwächer wurde, und ſchon faſt nicht mehr reden konnte, bath er ſeinen Beichtvater, daß er ihm langſam und deutlich das Glaubensbekenntniß vorſpre-

che; er ſprach ihm in der Stille von Wort zu Wort nach; und am Ende zum Zeichen ſeines eidlichen Bekenntniſſes legte er zween Finger auf das Evangelien-Buch, küßte mit Andacht die Füſſe des Gekreuzigten, ſprach noch den heiligſten Namen „JESUS" mit kindlichſter Zärtlichkeit aus; und ſo in dieſem lauten äußerlich ſichtbaren Glaubensbekenntniß, in Liebe und Andacht, eigentlich in dem Herrn entſchlief er heilig, dieſer heiligſte Vater Innozenzius d. XI., am 10. Auguſt des Jahres Chriſti 1689 im 79. Jahr ſeines Alters. Der entſeelte Leichnam wurde in der St. Sixtuskapelle ausgeſetzet; aber man war genöthiget, dieß Heiligthum dem Volke wieder zu entziehen; denn alle, die da kamen, wollten etwas von ſeiner Kleidung, oder gar von dem ehrwürdigen Leichname ſelbſt etwas haben.

Als Nachfolger dieſes heiligen Kirchenoberhauptes wurde am 6. Oktober eben dieſes Jahres Chriſti 1689 einſtimmig erwählet der Cardinal Ottoboni, ein Venezianer, unter dem Namen „Alexander."

Chriſtina, die Königinn von Schweden, lebte noch immer ſeit ihrer Bekehrung zum wahren Glauben, zur Ehre deſſelben, zur allgemeinen Erbauung fromm und gottſelig zu Rom, wohin ſie als in den Mittelpunkt der Einigkeit, um vor aller fernerer Verirrung recht ſicher zu ſeyn, gleich anfangs ſich geflüchtet hatte; aber jetzt in dieſem Jahre Chriſti 1689, im 63. Jahr ihres Alters wurde ſie von der Welt in Himmel abgerufen. Dieſe in jeder Hinſicht vortreffliche Seele widmete ſich ſeit ihrer Bekehrung ganz nur den Uebungen der Andacht, und ſie wollte ſelbe auch noch nach ihrem Tode fortgeſetzt wiſſen; nebſt andern frommen Vermächtniſſen beſtimmte ſie eine große Geldſumme; daß auch nach ihrem Hinſcheiden zur Auslöſchung aller ihrer Lebens-Mackeln, wie ſie ſich in ihrer Willens-Erklärung ausdrücket, das heilige Meßopfer ſollte fort entrichtet werden.

Pabſt Alexander der VIII. zeigte alſobald ſeinen Eifer für die Reinheit der Glaubens- und Sitten-Lehre auch durch entſcheidende Verdammung verſchiedener Irr-

thü-

thümer, ketzeriſcher Lehrſätze, die ſich in janſeniſtiſchen Schriften zerſtreut vorfanden. So wurden nun im Jahre Chriſti 1690 die alten, längſt gerechtfertigten Klagen gegen die Janſeniſten neuerdings gerechtfertiget durch förmlich kirchenrechtliche Verdammung der Irrthümer, die ſie noch immer zu verbreiten fortfuhren. Pabſt Alexander der VIII. verdammte vorzüglich 31 Sätze als ärgerlich, theils ſchismatiſch, theils ketzeriſch, mit dem Verbothe ſie zu lehren, unter der Strafe der Exkommunikazion, der man ſich ohne weitere Erklärung theilhaftig macht, und die dem heiligen Stuhle vorbehalten iſt. Unter dieſen Sätzen finden ſich einige, welche die Freyheit des Willens in dem gegenwärtigen Stande der Natur, die Folgen der unüberwindlichen Unwiſſenheit, die Zueignung der Verdienſte des Erlöſers, und ſelbſt die Heiligkeit Jeſu Chriſti, die hinlängliche Gnade, die Gnade der heiligen Taufe, das Sakrament der Buße, den Gebrauch der Kommunion, die von den Bettelmönchen ertheilte Losſprechung, die Verehrung der allerſeligſten Jungfrau, das Anſehen des heiligen Auguſtin, und die Bulle: in eminenti Urbans des VIII. wider den Janſenismus, betreffen. In dem ſiebenten, und in den folgenden bis zu dem fünfzehnten heißt es: „daß jede Handlung des Willens, mit Ueberlegung, entweder Liebe Gottes, oder ſträfliche Liebe der Welt ſey; woraus folget, daß ein Ungläubiger in allen ſeinen Handlungen ſündiget; es ſey eine neue Sünde, die Sünde nur ihrer Häßlichkeit wegen zu haſſen; es ſey ſelbſt ein Verbrechen, das Verbrechen zu verabſcheuen, und Gutes zu thun, in der bloßen Abſicht, den Himmel zu gewinnen; mit einem Worte, daß alles, was nicht aus dem Glauben kömmt, der durch die Liebe wirket, eine wahrhafte Sünde ſey.“ Der ſechzehnte verdammte Satz lautet: „daß das Geboth, für die Sünden vor der Losſprechung genug zu thun, nicht eine bloße Vorſchrift der Kirchenzucht ſey, ſondern ein Befehl Jeſu Chriſti, in der Natur der Sache gegründet.“ Die Kühnheit geht in dem ſiebenzehnten, und achtzehnten

noch weiter; dort wird behauptet: „daß der Gebrauch, ſogleich nach der Beicht die Losſprechung zu ertheilen, die Ordnung der Buße umkehre; und daß die Kirche die heutige Gewohnheit in Anſehung dieſes Sakramentes für einen Misbrauch halte.“ Der neunzehnte, welcher ſogar die Gnade der heiligen Taufe vernichtet, ſetzet hinzu: „daß der Menſch für die Erbſünde die ganze Zeit ſeines Lebens Buße thun müße.“ Kurz, aus allen dieſen verdammlichen und verdammten Sätzen ſieht man, daß die Janſeniſten nach ſo vielen Abſchwörungen, nicht nur fortfahren die in dem Janſenius verdammten Irrthümer zu lehren und zu verbreiten, ſondern dieſelben noch mit ihren eigenen vermehren; und dieß mit einer ſolchen Verwegenheit, daß man es kaum glauben würde, wenn man ſie nicht vor den Augen hätte. Mit dieſer Redlichkeit zur Seite, ſchrieen ſie ohne Unterlaß: „daß der Janſenismus ein Hirngeſpinnſt ſey; und daß die Bannſtrahlen des Vatikans nur auf ein Schattenbild gefallen wären.“ Rom hatte ſich mit aller erdenklichen Behutſamkeit verſichert, daß die ein und dreyßig Sätze getreulich aus ihren Schriften ſind ausgezogen worden. Uebrigens bewies ihre Hitze, mit der ſie die Sätze vertheidigten, und ihre Wuth wider das Verdamnungsdekret, bis zur Ueberzeugung, daß ſie die Verfaſſer davon waren. „Das iſt das Aergerniß des römiſchen Hofes (ſpricht Pater Scherberon, da von dieſer Verordnung die Rede iſt) es iſt die Schande des heiligen Offiziums, und die Brandmarkung des Pabſtthumes Alexander des VIII.“ Die Beſtürzung war vor allem in den Niederlanden groß, wo ſich die vornehmſten Federhelden der Parthey einen Zufluchtsort gewählet hatten. Indeſſen war ſie nicht allgemein. Es geſchah vielmehr in eben dieſen Umſtänden, daß die Univerſität von Duá ihre Cenſur, die ſie mit Einverſtändniß jener von Löwen wider die Meynungen des Pater Leſſius über die Gnade, und die Freyheit des Willens einſt hatte ergehen laſſen, widerrief, oder wenigſtens verbeſſerte. Sie ſah es mit Schmerzen, daß man aus dieſer Cenſur

Fol-

Folgen zog, die den letzten Entſcheidungen der Kirche entgegen waren. Dieſe Schule beſchloß nachgehends (durch eine Großmuth und Rechtſchaffenheit, die beſonders unter gelehrten Körpern ſelten zu finden iſt) den Neuerern, welche dem Abſcheu dieſer Univerſität vor ihren Neuerungen immer ihre vorige Cenſur entgegen ſetzten, auf ewig den Mund zu ſtopfen, durch die eben ſo feyerliche, als endliche Erklärung und Entſcheidung: „Unſere Vorfahrer mögen geirret, oder unbehutſam geſprochen haben; denn ſie waren Menſchen. Sie ſuchten in der Einfalt ihres Herzens Wahrheiten, die noch nicht entwickelt waren; und ſie waren bereitwillig, ihre Geſinnungen fahren zu laſſen, ſobald ſie der heilige Stuhl verdammet haben würde.“

Die Streite mit Frankreich ſelbſt betreffend trat Pabſt Alexander der VIII. in allem in die Fußſtapfen ſeines heiligen Vorfahrers; obwohl tödtlich krank, berief er den 30. Jäner des Jahres Chriſti 1691 die Cardinäle; erklärte ihnen in der Anrede, welche er an ſie hielt: „daß er um Friede und Einverſtändniß mit Frankreich wieder zu erhalten, alles Mögliche gethan habe; jetzt aber alle Hoffnung aufgebe, und nun nahe am Sterben müſſe er ſeinem Gewiſſen ein Genügen leiſten, er müſſe feyerlich erklären: „daß er dem heiligen Stuhle zum Nachtheil nie was bewilliget, die Anordnungen und Beſchlüſſe der Geiſtlichen in Frankreich allzeit verworfen habe; und wolle, daß ſein ſchon voriges Jahr hierüber gefertigtes Schreiben nun bekannt gemacht werde.“ Dieß geſchah auch. In dieſem päbſtlichen Schreiben werden jene vier berichtigte Artikel, und alles, was die fränkiſche Geiſtlichkeit in ihrer Verſammlung vor 8 Jahren beſchloſſen hatte, verworfen. Am erſten Februvr eben dieſes Jahres Chriſti 1691 ließ Pabſt Alexander der VIII. ſeine Cardinäle wieder zuſammen kommen, nahm Abſchied von ihnen, bath ſie um Verzeihung, ermahnte ſie: „daß ſie jetzt einen würdigern Nachfolger wählen möchten.“ Es wurden ihm dann die heiligen Sterbſakramente gereichet, und er ſtarb noch an eben dem-

demſelben Tag bey den Worten des Glaubensbekenntniſſes: „Eine, heilige, katholiſche, apoſtoliſche Kirche,“ in einem Alter von 82 Jahren.

Wilhelm, der Prinz von Oranien, der nun auch als König von England durch Liſt und Gewalt ſich aufgedrungen hatte, fand auf dem geraubten Throne durchaus nicht das Glück, das er ſich verſprochen hatte. Das einzige, und beynahe ganz katholiſche Irrland vereitelte unter der Statthalterſchaft des Grafen von Tyrwnel, welcher gleichfalls ſeinen reinen Glauben durch ſeine unverletzliche Treue gegen ſeinen Monarchen auszeichnete, beynahe alle weitere Unternehmungen des Tyrannen. Dieſe tapfere und getreue Nazion machte ihrem Könige ſo ſtarke Hoffnungen, daß er zurückkam, und ſich an ihre Spitze ſtellte. Er eroberte mit ihr beträchtliche Vortheile, was ſeinen Muth ſo ſehr empor hub, daß er glaubte, eine Schlacht liefern zu müſſen; ſie wurde geliefert, und damit vollends alles — verloren; aber auch der Sieger, der eingedrungene Tyrann, gewann nichts, weder England, und noch viel weniger die Engländer. Nachdem er einmal vollkommener Herr geworden war, verlor er gänzlich ihre Liebe. Ohne Unterlaß von dem Parlamente in ſeinen Unternehmungen gehindert; gleich verhaßt bey beyden Partheyen der Wigs und Torys, ſo ſehr ſonſt eine der andern zuwider war; hatte er es oftmals bereuet, mit Verluſt ſeiner Ehre für den Preis des Laſters und der Schande, eine Krone erkauft zu haben, die von ſo vielen ſtechenden Dörnern geflochten war. Man neckte ihn dermaſſen, daß man ihn ſogar nöthigte, ſeine holländiſche Leibwache zurückzuſchicken; und dieß war für ihn eine der bitterſten Kränkungen. Er tröſtete ſich ſeitdem mit nichts mehr, als mit oftmaligen Reiſen, die er in Holland machte, wo alle ſeine Willensmeynungen als eben ſo viele Geſetze angenommen wurden. Deſſenungeachtet war er nun doch, nach dem Urtheil der Ketzer, der rechtmäßige König von England; durch ihre Ränke konnten ſie nun, was ſie wollten, ſie konnten bey ihren Anhängern alles geltend machen.

Als

Als neues höchſtes Oberhaupt der katholiſchen Kirche ward nach langer Wahl endlich einſtimmig erwählet der fromme und eifrige Cardinal Anton Pignatelli, welcher zwar ſein hohes Alter vorſchützte, und demüthigſt bath: „daß man ihn verſchonen, ihm nicht mehr eine ſolche Bürde aufladen möchte.“ Aber er mußte ſich endlich derſelben unterziehen; und die ganze Stadt war darüber voll Freuden; er wählte ſich den Pabſt Innozenzius den XI. als Muſter zur Nachfolge, und alſo auch ſeinen Namen; er war ſtets ſeiner ausgezeichneten Tugend und Frömmigkeit wegen berühmt und beliebt, und es war aller Orten ein Freuden- und Jubelfeſt, ſobald man von ſeiner Wahl hörte. Sobald die Feyerlichkeiten und die Glücksanwünſchungen von Seite der Geſandtſchaften vorüber waren, ließ er ſeinen Tiſch, und ſeine Wohnung, und alles um ſich her ganz ärmlich einrichten; ſeine Enkel und ſonſtige Anverwandte mußten von nun an ſich von ihm entfernet halten, dafür die Armen, die er ſeine Enkel nannte, in ſeine Nähe kommen. In jeder Woche waren ſchon die Tage beſtimmt, an welchen Jedermann zu ihm kommen konnte. Alſogleich ſorgte er auch für ſtrenge Gerechtigkeits-Pflege in ganz Rom. Seine ſorgliche Liebe für alle Arme zeigte er auch dadurch, daß er Geld nach Neapel ſchickte, für alle mit der Peſt Behaftete. Auch dem kaiſerlichen Geſandten ſicherte er eine bedeutende Summe Geldes zu zur Führung des Türkenkrieges.

An der Univerſität zu Duá fanden ſich noch bis in das Mark angeſteckte Glieder, welche die Ketzerey nur mit dem Munde abgeſchworen hatten, und dieſelbe ihren jungen Schülern beyzubringen fortfuhren; aber ſie giengen mit vieler Vorſicht und Behutſamkeit darein, und unterließen nicht zu behaupten: „der Janſenismus ſey ein bloßes Schattenbild, welches ſein Daſeyn nur in blödſinnigen Köpfen hätte.“ Ein Doktor von Duá, um ſie vor aller Augen zu entlarven, und auch durch Lächerlichwerdung recht auffallend ſie zu beſchämen, bediente er ſich einer Art Kriegsliſt; und es gelang ihm alles,

wie

wie ers vorhatte; er betrog die Betrüger, beſchämte die Unverſchämten, überzeugte auf ewig die ewigen Läugner; er bekam ihre Schriften, Bücher, Lehrſätze, ihr Glaubensbekenntniß, ihr Innerſtes und Geheimſtes, alles, alles bekam er in ſeine Hände, und überlieferte den ganzen Schatz nach Paris an den König, welcher ſogleich Befehl gab: „alle aufgefangenen Papiere von Duá den Lehrern der Theologie in den Collegien der Sorbonne und Navarra einzuhändigen, um ſie zu unterſuchen, ob ſie die durch die Päbſte Innozenz den X. und Alexander den VII. verdammten Irrthümer enthielten, erneuerten." Die zehn Profeſſoren erklärten nach einer faſt zweymonatlichen Prüfung: „daß in dieſen Schriften die Lehre dreyer Sätze des Janſenius ausdrücklich enthalten wäre; und daß in denſelben die päbſtlichen Conſtituzionen mit recht beißenden, und ſehr beleidigenden Worten angeſtritten werden." Auf das feyerlich gefertigte Urtheil erfolgte ſogleich die verdiente Strafe.

In Deutſchland war jetzt wieder ein ſogenannter Religionsverein, eine Uebereinkunft mit den Ketzern im Werke. Man hat wohl oft, aber immer vergebens verſucht, die Religionsſtreitigkeiten, und die Unruhen, die ſie verurſachten, beyzulegen. Der Biſchof von Neuſtadt that zu dieſem Ende, neuen auf den Reichstagen gehaltenen Verabredungen zu Folge, bey den proteſtantiſchen Miniſtern mehrere Schritte, und der Kaiſer Leopold, welcher den vermittelnden Prälaten durch ſein Anſehen unterſtützte, betrieb die Sache mit vielem Eifer. Er ließ ihm im Jahre Chriſti 1691 ein Reſkript ausfertigen, worinn er ihm die Vollmacht ertheilte, mit allen Ständen und Gemeinden, auch mit Privatperſonen ſeiner Staaten über die Religionsangelegenheiten in Unterhandlung zu treten. Mit dieſer Vollmacht verſehen, arbeitete der Biſchof ſieben Monate mit dem Molanus, Vorſteher der Conſiſtorien in dem Hannoveraniſchen, welcher unter den proteſtantiſchen Theologen war ausgehoben worden, um ſich mit ihm zu unterreden. Bald darauf zog er auch den gelehrten Biſchof von Mo in

dieſe *Unter*handlung. Man erzählet: „dieſe Unterhandlung *hätte* gelingen können, wenn Leibniz nicht geweſen *wäre*, der ſich nach ſeiner Art darein mengte, und bey *weitem* nicht ſo friedliche Geſinnungen, als Molanus hatte." Boſſuet verſprach: „daß im Betreff der Kirchenzucht die Kirche gegen die wiedervereinigten Proteſtanten alle die Nachſicht gebrauchen würde, welche ſchwache, aber gehorſame Kinder vernünftigerweiſe von einer zärtlichen Mutter erwarten könnten." Aber, ſo feſt er auf die katholiſchen Grundſätze hielt, ſo ſtandhaft forderte er: „daß ſie vor allem die Untrüglichkeit der Kirche anerkennen ſollten; dann könnten ſie aufrichtig unterſuchen, was ſie glaubt, und was ſie verwirft; dann könnten ſie auch die Artikel der augsburgiſchen Confeſſion wieder vornehmen, ſie durch einige Erläuterung mildern, um die Schande eines förmlichen Widerrufes zu meiden; überdieß müßten ſie ſich noch einmal verſammeln, um dem Concilium von Trient von ihrer Seite die Allgemeinheit zuzuerkennen, und ſo durch ihre Genehmhaltung demſelben das gebührende Anſehen zu verſchaffen." Und damit aber war wieder alles geendet, und wieder wie vorhin *bey* allen ſolchen Unterhandlungen — nichts gewonnen.

Inzwiſchen erhielt der heilige römiſche Glauben durch die Vorſehung ein neues Zeugniß, ſowohl von ſeiner Dauer, als echten Allgemeinheit wider die Sektirer, die zu demſelben zurückzukehren ſich weigerten. In eben dieſen Umſtänden war es, daß Kallinikus, Patriarch von Konſtantinopel, das Glaubensbekenntniß ſeines Vorfahrers Parthenius im Betreff der wirklichen Gegenwart Jeſu Chriſti in dem heiligen Altarsſakramente beſtättiget, und die Schriften des Logotheten Johann Cariophilus verdammet, welcher unter dem Vorwande, einige Zweifel über das Wort: „Transſubſtanziazion" aufzuwerfen, Irrthümer zu behaupten ſchien, die denen des alten Patriarchen Cyrillus Lukar ziemlich gleich kamen. So haben auch die Griechen, ungeachtet ihrer Abneigung gegen die lateiniſche Kirche, das Concilium von Trient, welches dieſen ſakramentaliſchen

Aus-

Ausdruck angenommen hatte, gerechtfertiget. Kallinikus war, wie man ſieht, der zweyte Patriarch von Conſtantinopel, der ſich wider die Neuerungen gegen das Dogma der wirklichen Gegenwart Jeſu Chriſti erhub; ohne die Biſchöfe von andern angeſehenſten morgenländiſchen Kirchen zu rechnen, die eben dieſelbe Einhelligkeit in dieſem Glaubenspunkte an den Tag legten. So tief war er in den Herzen aller chriſtlichen Nazionen eingegraben.

Auch an das neue Oberhaupt der Kirche, auch an Pabſt Innozenzius den XII., wie an ſeine Vorfahrer, wagte ſich Frankreich mit den alten Verſuchen, und auf die alte Art; der an ihn abgeordnete Geſandte mußte zuerſt ſeinen König und ſein Frankreich über alles hinauf erheben, dann in etwas ſchmeicheln dem römiſchen Pabſt, und zuletzt den deutſchen Kaiſer, und das deutſche Reich unter alles hinabſetzen; und weil man eben nichts Gründliches und nichts Wahres dagegen wußte, einſtweilen durch Lügen und Verläumdungen. Der fränkiſche Geſandte that, was er konnte; er ſagte ſogar, unter andern, geradezu: „das Haus Oeſterreich habe in Verbindung mit den Ketzern den rechtmäßigen König von England vom Throne geſtürzt." Dieſe Anſchuldigungen waren zu greulich, zu niedrig; dazu konnten die kaiſerlichen und die ſpaniſchen Geſandtſchaften nicht ſchweigen; ſie erklärten mit den einleuchtendſten Beweisgründen: „wie da die Franken durch ihre ſo ganz unvermuthete Einfälle ins deutſche Reich die ſiegreichen kaiſerlichen Waffen immer wieder abhalten und hindern, den geſchwornenſten Feind des chriſtlichen Namen ganz zu unterdrücken, und was noch mehr und noch greulvoller iſt, daß ſie die erklärten Reichsfeinde, die Türken, die Tartarn, die rebelliſchen Ketzer in Ungarn mit Mannſchaft, mit Geld, auf alle mögliche Weiſe unterſtützen, und ſomit Chriſten dem Tauſend nach morden, und der geſammten Chriſtenheit unerſetzlichen Schaden zufügen helfen." Pabſt Innozenzius der XII. hörte dieſe beyderſeitigen Klagen gelaſſen und mit Sanftmuth an, und ſagte endlich: „er, als der gemeinſchäftliche Vater aller,

könne ſich für keine Parthey erklären; ſeine Pflicht ſey, daß er auf ſich nehme die Bemühung, vielmehr beyde Partheyen zu vereinen, die Entzweyten auszuſöhnen." Durch dieſe Antwort des Kirchenoberhauptes wurde der frankiſche Geſandte ſo ſehr aufgebracht, daß er alſogleich von Rom abreiste.

Pabſt Innozenzius der XII. veranſtaltete auch in dieſem Jahr ſtrenge Unterſuchungen aller derer, die der Irrthümer des Molinos verdächtig waren. Wodurch er aber am meiſten ſich Ruhm und allgemeine Hochachtung und Liebe erwarb, war: daß er durch eine im Rathe der Cardinäle am 22. Juny dieſes Jahres Chriſti 1692 gefertigte Verordnung die Vorliebe und Anhänglichkeit an Enkel und Anverwandte vom römiſchen Hof verbannte, und ſomit, was ſchon Pabſt Innozenzius der XI. ſo ernſtlich vorhatte, endlich ausführte; nachdem er vorher alle ſeine Maaßregeln genommen hatte, wovon die wirkſamſte der Reiz ſeiner eben ſo einnehmenden, als erhabenen Tugenden war. Er ließ von dem ganzen heiligen Kollegium die Bulle unterzeichnen, welche den päbſtlichen Anverwandten allen außerordentlichen Vorzug benahm, mit der Verbindlichkeit für die gegenwärtigen und für die künftigen Kardinäle, dieſe ernſtliche Verordnung bey jeder Pabſtwahl zu beſchwören.

Noch immer war das chineſiſche Reich, in welchem man über 100 Millionen Menſchen zählet, allen fremden Religionen durch Reichsgeſetze verſchloſſen, und in Sonderheit war die chriſtliche Religion verbannet aus dieſem Lande, in welchem die hölliſchen Mächte, als in ihrem ſchönſten Eigenthume, ſich allein zu behaupten ſuchten. Es gab heimliche Ausnahmen für die Mahomedaner; und für die ungereimteſten und ſchädlichſten Sekten. Zählte man auch in mehreren Provinzen viele Chriſten, und ſogar anſehnliche chriſtliche Gemeinden, ſo wurden ſie dennoch ohne Unterlaß beunruhiget, und bald in dieſem, bald in jenem Orte verfolget, und mußten alle Augenblicke einer allgemeinen Verbannung gewärtig ſeyn. Dieſe Gefahr war nie ſo nahe, als ſie jetzt durch die ein-

eingefleiſchte Bosheit und das wichtige Anſehen des Te=ham=tein=yun, Vizekönigs der Provinz Chekiam, geworden iſt. Dieß war ein ausgemachter Betrüger, der unter der Miene der Eingezogenheit, und Auſſenſeite geheuchelter Tugenden die heftigſten Leidenſchaften verheimlichte. Er hatte ſich die Hochachtung des Kaiſers erworben, und ſtund in einem hohen Rufe der Rechtſchaffenheit, weil er ſich als Statthalter einer Stadt von der letzten Klaſſe mit vieler Uneigennützigkeit betragen hat, in der ſicheren Hoffnung, ſich durch ein ſolches Verhalten zu den erſten Staatsämtern zu erſchwingen, wo er ſich für alles, was ihn ſein hoher Ruf gekoſtet hätte, reichlich ſchadlos halten könnte. Ein Mann von dieſem Charakter mußte dem Chriſtenthume abhold ſeyn. Zudem forderte es auch ſein Stolz, daß er ſich wider dieſe Religion erklärte. Der Generalſchatzmeiſter hatte ein Götzenbild machen laſſen, um von demſelben einen Regen zu erbittern. Zur Einweihung der neuen Gottheit ward auch der Vizekönig eingeladen, auf daß er ihr den erſten Weihrauch opferte. Da der Vizekönig von der Sekte der Gelehrten und Philoſophen ſeyn wollte, die eine Art Deismus iſt, zu der ſich der Kaiſer und die Mandarinen bekennen, wie die Abgötterey unter die Volksklaſſe verwieſen iſt; ſo antwortete er in einem hochmüthigen, ſpottenden Tone: „er könne die Götter, die nichts geben mögen, nicht anrufen.“ „Ich verſtehe euch, (erwiederte der Schatzmeiſter, den die Antwort verdroß) das heißt, ihr ſeyd ein Chriſt.“ Der Vizekönig mochte dagegen ſagen, was er wollte, man ſtellte ſich, als wenn man nichts glaubte, und man hatte ihn deßwegen oft zum Beſten, worüber er gegen die Chriſten ſo toll wurde, daß er ihren Untergang beſchloß. Kaum ſah er ſein Anſehen genug befeſtiget, ſo erweckte er gegen die Chriſten eine Verfolgung, die zwar eine plötzliche Wirkung des Ungefährs zu ſeyn ſchien, aber das Werk einer reifen Ueberlegung und der Ausſchlag eines lange Zeit durchgedachten Planes war. Die Maaßregeln, die er genommen hatte, waren deſto ſicherer,

je heimlicher und verborgener ſie angeleget waren. Es fehlte ihm nicht an mächtigen Stützen bey Hofe, und in den Provinzen. Die Deiſten und Atheiſten, die Mahumedaner, und ſelbſt die Abgötterer mußten ihn mit ihrem Anſehen und Gelde, wenn ers nöthig hatte, unterſtützen. Die Art und Weiſe in ſeiner Unternehmung zu verfahren, wurde nach einem bloßen Ungefähr eingeleitet. Ein Chriſt aus dem Städtchen Jngan zerfiel unglückſeliger Weiſe mit einem ſeiner Anverwandten, der noch ein Heide war. Dieſer brachte ſogleich ſeine Klage vor den Statthalter, vergaß auch nicht, ſeinem Verwandten aus ſeiner Religion ein Verbrechen zu machen. Der Statthalter, der allem Anſehen nach durch die Spionen des Vizekönigs angeſpornet wurde, dehnte dieſe Anklage auf alle Chriſten aus, nannte das Chriſtenthum in gedruckten gerichtlichen Schriften eine gefährliche Sekte, und verboth, daß ſich jemand von ſeinem Bezirke dazu bekennete. Pater Jntorcetta, ein ſicilianiſcher Jeſuit, einer der erfahrenſten Miſſionarien in China, ſah ſogleich, daß dieſer einzige Funken ein großes Feuer verurſachen könnte. Weil er ſich in Hamcheu, der Hauptſtadt in Che-kiam, befand, ſo gieng er, den Statthalter aufzuſuchen, unter dem jener von Jgan ſtund, und unterließ nichts von dem, was er für dienlich hielt, um das glimmende Feuer in der Aſche zu erſticken. So unerbittlich der Statthalter ſich zeigte, ſo wohl ſchienen alle Beamten in der Provinz, die dem Vizekönig ergeben waren, mit einander verſtanden zu ſeyn. Alle Mühe und Sorgfalt des Pater Jntorcetta war nicht nur fruchtlos; er wurde auch in den Prozeß, den man damals dem Pater von Alcala aus dem Dominikanerorden machte, unter dem Vorwande verwickelt: „daß er ſich aus der Provinz Canton ohne Erlaubniß in Che-kiam niedergelaſſen habe.“ Die Sache buchſtäblich genommen, ſo befand ſich der Jeſuite in eben dem Falle mit dem Dominikaner; über welchen Punkt die Chineſer von böſer Laune aufs ſtrengſte halten. Dieſe Nazion, ſo unverſöhnlich ihr Haß immer iſt, suchet

ihn

ihn nicht durch die Grauſamkeit zu kühlen, die ſich mit ihrer Gemüthsart wenig verträgt; in der Argliſtigkeit allein findet der Chineſer alle zur Befriedigung ſeiner Leidenſchaft gehörigen Mittel. Kein Volk kömmt ihnen in dieſer Kunſt gleich. Die Väter Intorcetta und von Alcala mußten vor den heidniſchen Richterſtühlen erſcheinen; und ſie ſtellten ſich in eben dem Geiſte dar, mit welchem einſt die Apoſtel vor der Synagoge erſchienen ſind, das iſt, voll der Freude, daß ſie würdig geachtet wurden, für den Namen Jeſus Schmach und Spott zu leiden.

Am erſten dachte der Vizekönig, die Kirche in ſeiner Hauptſtadt, die er als den Triumph, als das ſchönſte Siegeszeichen des Chriſtenthumes anſah, niederreiſſen zu laſſen. Sie war in der That die ſchönſte im ganzen Reiche, und am künſtlichſten gebauet. Wenn ſchon das Gebäude nicht ſo groß war, als die vornehmſte Moſchee, welche die Mahumedaner in eben dieſer Stadt hatten; war doch die Kirche viel regelmäſſiger und ſchöner gezieret. Sie hatte ein Schiff, zwey Seitengänge, und drey Altäre mit einem reichen Tafelwerke in ihrem ganzen Umfange. Allenthalben ſchimmerten Gold und Lazur auf einem Fürniße, welcher den Glanz des Spiegelglaſes von ſich ſtrahlte. Was aber die Neubekehrten fürs koſtbarſte, und der Vizekönig für das Anſtößigſte hielt, war eine lange Reihe lehrreicher Gemälde, die nach guten europäiſchen Muſtern kopirt waren. Sie ſtellten die Lebensgeſchichte unſers Erlöſers von ſeiner Geburt bis zur Himmelfahrt vor, die Geheimniſſe der ſeligſten Jungfrau, die zwölf Apoſtel, die vier Evangeliſten, und die vornehmſten Heiligen, die vier letzten Dinge des Menſchen, und die merkwürdigſten Begebenheiten ſowohl aus der heiligen Schrift, als der Kirchengeſchichte. Pater Intorcetta vertheidigte mit ſeiner kernhaften Beredſamkeit, und durch ſeine ungemeine Geſchicklichkeit dieſes herrliche Denkmaal ſo trefflich, daß er es vor allen Anfällen des Verfolgers ſicher ſtellte. So er-

ergeben die Beamten der untergeordneten Gerichtsſtellen, durch welche die Sache nach und nach gehen mußte, dem Vizekönige immer waren; ſo machten ſie ihm doch Hinderniſſe und Beſorglichkeiten, die er nie überwinden, nie wegräumen konnte. Sie fanden ſein Verfahren den Geſetzen und Landesgebräuchen zuwider; und ſie waren nicht aufgelegt, ihr Glück in Gefahr zu ſetzen, um der Leidenſchaft eines Politikers zu fröhnen, der ſich gewiß, ſollte der Hof dieſes Unternehmen misbilligen, zu ſeiner perſönlichen Rechtfertigung auf ihre Geſinnungen und Ausſprüche beziehen würde. Es war fürwahr eine offenbare Vermeſſenheit, die äuſſerſte Verwegenheit, einer bey jeder Gelegenheit von dem Kaiſer geſchützten Religion eine ſo auffallende Beleidigung anzuthun, und inſonderheit, ohne ausdrücklichen Befehl des Gerichtshofes über die Religionsgebräuche eine Kirche zu zerſtören, der eben dieſer Gerichtshof in den vorigen Verfolgungen geſchonet hatte.

Unter den Chriſten dieſer Provinz befand ſich ein Arzt, mit Namen Tehinta-ſeu, welcher mit Recht von den Ungläubigen als eine Stütze dieſer Kirche angeſehen wurde. Unter dem Vorwande, die Kranken zu beſuchen, gieng er von Haus zu Haus, die Gläubigen zur Standhaftigkeit aufzumuntern, theilte unter die einen Andachtsbücher, unter die andern Roſenkränze oder Bildniſſe aus, um ihren Eifer zu beleben, zu unterſtützen. Er wurde zu einer derben Tracht Stockſchläge, und zur Fiedel verurtheilet, das iſt, er ſollte öffentlich zur Schau ausgeſtellet werden, den Hals zwiſchen zwey Brettern, welche drey Quadratſchuhe im Umfange, und bey ſechzig bis achtzig Pfund am Gewicht hatten, geſchraubt. Obſchon dieſe Marter eben ſo ſchmerzlich als ſchimpflich war, kam dennoch ein junger Menſch, den er aus der Taufe gehoben hat, ſich ihm zu Füſſen zu werfen, und ihn mit thränenden Augen zu bitten: „er möchte ihn ſeinen Platz einnehmen laſſen.“ „Wie, mein Sohn! (erwiederte der tugendhafte Arzt) willſt du mir die Krone rauben, die mir der Herr darbietet? Gott be-

wahre, daß ich dir dieſe mir ſo ſchätzbare Gunſt überlaſſen ſoll. Ich kenne das ganze Glück, würdig geachtet zu werden, etwas für Gott zu leiden, der unendlich mehr für uns gelitten hat.“ Eine ſo triftige Abweiſung hat den jungen Menſchen noch mehr angeſpornet. Er ſuchte die Richter auf, und bath ſie eines Bittens: „ihn anſtatt des Arztes in die Fiedel zu ſpannen.“ Man gab ihm kein Gehör; er ließ ſich nicht abwendig machen; er lief auf den Gerichtplatz, und hoffte die Henker leichter, als die Richter gewinnen zu können; aber er kam zu ſpät, und ward darüber recht untröſtlich. Er begegnete dem Bekenner Chriſti, der, am Leib ganz zerquetſchet, und mit Blute überronnen, ſich in die Kirche führen ließ, um dort dem Herrn ſeine Dankſagung abzuſtatten. Die Freude war auf ſeinem Angeſichte gemalt; und er ſagte zu denen, die ihn zu tröſten kamen: „Bedauert mich nicht, daß ich gelitten, bedauert mich vielmehr, daß ich nicht das Glück gehabt habe, mein Leben für unſern guten Meiſter hinzugeben, die gewünſchte Marterkrone zu verdienen.“

Das Beyſpiel eines ſo heldenmüthigen Glaubens ſtärkte die Gläubigen, und diente zur ungemeinen Erbauung der Heiden, von denen mehrere, einige ſogar vom Anſehen, die heilige Taufe begehrten, trotz der nahen Gefahr, dem Haſſe eines Verfolgers aufgeopfert zu werden. Indeſſen hat Pater Intorcetta, welcher die Größe der Gefahr, die der Religion drohte, wohl einſah, die ganze Sache den Jeſuiten am Hofe berichtet, mit dringendſter Bitte: „daß ſie alle die Gunſt, in der ſie bey dem Kaiſer ſtünden, anwenden möchten, um den Unternehmungen eines Tyrannen Einhalt zu thun, der nichts Geringers im Sinne hätte, als das Chriſtenthum in China auszurotten.“ Pater Scherbillon, einer der angeſehenſten Hofjeſuiten, theilte ſogleich dieſe traurige Nachricht einem der Vornehmſten im Reiche mit, der, obwohl er ein Heide war, ihn mit einer Freundſchaft beehrte, die bis zur Vertraulichkeit gieng. Dieſer war der Prinz Soſan, mit dem Kaiſer verwandt, und wah-

rer

rer Onkel der Kaiſerinn der Mutter des Kronerben. Uebrigens erhoben zu den größten Ehrenſtellen hat er, durch eine Ausnahme ohne Beyſpiel vor ihm, das Amt eines Colats, oder Oberhauptes aller Gerichtſtellen, das erſte im Reiche, ganze zehn Jahre bekleidet. Sein fertiger und ſcharfer Geiſt, ſeine gründliche Beurtheilungskraft, ſeine Einſicht und Klugheit, und eine bewährte Erfahrung erwarben das ganze Zutrauen des Kaiſers, welcher ihn für den unſtreitig beſten Kopf unter allen ſeinen Räthen hielt, und nichts ohne ſeinen Rath unternahm. Noch ſchätzbarer durch die Eigenſchaften ſeines Herzens, als durch jene des Geiſtes, war er von Natur rechtſchaffen, billig, großmüthig, und ein vollendeter Freund. Was am meiſten mag beygetragen haben, den Pater Scherbillon mit dieſem Prinzen zu verbinden, war der Friede, den ſie mit einander zwiſchen den Chineſern und Moskoviten unterhandelt haben; und wovon der Prinz durch ein Betragen, das von dem Edelmuthe ſeiner Seele zeuget, den ganzen glücklichen Erfolg ſowohl dem Pater Scherbillon, als dem Pater Pereira, der ihm zugeſellet wurde, zuſchrieb. Er wurde ein erklärter Beſchützer der Religion, die ſie predigten, und ein ganz beſonderer Freund des Pater Scherbillon. Zuerſt gab er den Miſſionarien die zuverſichtlichſten Verſicherungen wider die Unternehmungen des Vizekönigs von Che-kiam, der ihm ſein ganzes Glück zu verdanken hatte. „Dieſer Menſch (ſagte er) iſt mir zu viel Verbindlichkeit ſchuldig, als daß er mir etwas abſchlagen, oder mein Begehren nicht gewähren ſollte. Zweifelt nicht, er wird alles das wieder gut machen, was er wider das Geſetz Gottes gethan hat. (So nennen die Chineſer das Chriſtenthum.) Ich ſtehe euch für den Ausgang dieſer Sache; und ich gebe euch mein Wort dafür.“ Er ſchrieb ſogleich einen recht dringenden Brief an den Vizekönig, um ihn zu bereden: „daß er ſich mit dem Pater Intorcetta verſöhnen, und was er wider die chriſtliche Religion unternommen hatte, wieder gutmachen möchte.“ Dieſes Schreiben that keine Wirkung. Der Vizekönig

 hat-

hatte die Sache zu weit getrieben, als daß er ſie, ohne ſeinem Stolz wehe zu thun, in den vorigen Stand zurückſetzen konnte. Zudem ſah er wohl, wie bedenklich dieſe Angelegenheit für den Kaiſer ſelbſt wäre; er hatte ſich ſchon gegen ſeine Freunde darüber erkläret. „Denn zuletzt, (ſagte er zu ihnen) ſollte der Kaiſer ihre fremde Religion offenbar in Schutz nehmen, würde er unter den Chineſern ein gar zu gefährliches Murren erwecken, als wenn er die Grundgeſetze des Reiches verletzte, um eine Religion gutzuheißen, welche der Religion der Gelehrten und Philoſophen, der einzigen, welche in dem Reiche ſeit ihrer Gründung geſetzmäßig beſteht, geradezu zuwider iſt; ohne der Ausſchweifungen zu gedenken, wozu ſich die Lamas, die Bonzen, und Derbiſche können verleiten laſſen, welche dieſen ausnehmenden Schutz als eine ewige Schande für ihre nur geduldeten Sekten anſehen werden. Ja er würde durch ſo ein Betragen ſelbſt die Tartaren, ſeine getreueſten Unterthanen, von ſich abwendig machen. Sie, die alle Götter, ohne irgend einen Gott zu glauben, anbeten, müßten ihm abhold werden, daß er ſich ohne Noth, ohne ein Staatsintereſſe, für eine Religionsſache dem allgemeinen Haſſe preis gebe.“ Indeſſen verſuchte es der Prinz zum zweytenmale; und gab ein noch dringenderes Schreiben, wie das erſte war, an den hartnäckigen Vizekönig. Dieß hatte keine andere Wirkung, als daß er ſich bereden ließ, des Pater Intorcetta zu ſchonen, und ihn bey ſeiner Kirche zu laſſen. Aber um allen Hinderniſſen, die man noch ſeinem Unternehmen entgegen ſetzen könnte, mit einem Male ein Ende zu machen, betrieb er daſſelbe mit dem größten Eifer, und ſuchte es durch die Förmlichkeit des gerichtlichen Verfahrens dermaſſen zu verwickeln, daß es gleichſam unmöglich wurde, ſich wieder herauszuwinden.

Es war nun ein einziger Weg mehr übrig, das Chriſtenthum in China zu retten; nämlich, daß man ſich unmittelbar an den Kaiſer wandte, welcher zwar mit der größten Achtung von dem Evangelium ſprach; aber doch ſelbſt viele politiſche Maaßregeln beobachten mußte.

Oft

Oft haben ihn die Jeſuiten von Pekin wider die plötzlichen Plackereyen, welche die Chriſten in den entfernten Provinzen von Zeit zu Zeit zu leiden hatten, um ſeinen Schutz angefleht; und er hat ſie jederzeit gnädig angehöret. Und aus eben der Urſache befürchteten ſie, er möchte einmal ihrer Ungeſtümme überdrüßig werden, besonders in einer Sache, welche unter dem Schutze der Geſetze nach aller Form auf das künſtlichſte eingeleitet und verflochten war. Aber da es den gänzlichen Untergang des Evangeliums im ganzen Reiche betraf, so glaubten ſie alles wagen zu müſſen, nachdem ſie den göttlichen Beyſtand angerufen, und übrigens alle Behutſamkeit, die ein ſo bedenklicher Schritt forderte, gebraucht haben. Das erſte war, daß ſie ihr Vorhaben dem Prinzen Sosan entdeckten, welcher ſeiner Großmuth zu Folge, ohne Furcht einer Gefahr, ihren Entſchluß billigte, und die theuerſte Verſicherung gab: „daß er ſie mit ſeinem ganzen Anſehen unterſtützen wollte; ſie könnten ſich auf ihn, wie auf den bewährteſten Freund verlaſſen.“ Die Jeſuiten, welche ſich in Pekin befanden, und welche der Kaiſer bey jeder Gelegenheit mit ſeiner Gunſt und Wohlgewogenheit beehrte, begaben ſich alle insgeſammt nach dem Pallaſt, erſtatteten einen getreuen Bericht von allem, was in Che-kiam vorgegangen war, warfen ſich dem Kaiſer zu Füſſen, und beſchwuren ihn mit Thränen in den Augen, daß er ſie von den unaufhörlichen Kränkungen, welche ihnen die alten Verbothe, die chriſtliche Religion auszuüben, zuzögen, befreyen möchte. „Wenn man ihren Unterthanen, ſagten ſie zu ihm, da ſie ſich zum Chriſtenthum bekennen, immer ein Verbrechen daraus macht, ſo haben wir nichts zu thun, als das Reich zu räumen. Euer Majeſtät ſeyen davon überzeugt, daß wir Europa, unſere Freunde und Anverwandte, unſer Vermögen, und alle Hoffnungen zu Glücksgütern aus keiner andern Abſicht verlaſſen haben, als um Jeſum Chriſtum bis an das äußerſte Ende der Welt zu verkündigen. Es iſt wahr, daß die ausnehmenden Gunſtbezeugungen, womit uns ein ſo großer Fürſt ohne Unter-

laß

Stadtbibliothek
Augsburg

laß überhäufet, die geringen Dienſte, die wir ihm lei⸗ſten können, unendlich übertreffen. Aber, da wir ver⸗möge unſers Berufes verbunden ſind, weder Güter noch Ehrenſtellen dieſer Welt zu ſuchen, ſo haben wir nichts, was uns reizen kann, und um was wir Euer Ma⸗jeſtät inſtändigſt bitten, als dieſes nur, daß Sie die dem Geſetze des wahren Gottes zuwiderlaufenden Ver⸗ordnungen widerrufen, den Predigern des Evangeliums, in ihrem ganzen Reiche dasſelbe zu verkünden erlauben, und ihren Unterthanen die chriſtliche Religion frey und ungehindert auszuüben geſtatten." Der Kaiſer entbot ſich anfangs, die Verfolgung von Chekiang durch ſeine ge⸗heimen Befehle zu ſtillen. Die Väter bezeugten darü⸗ber ihre lebhafte Dankbarkeit, ſetzten aber hinzu: „daß dieſe Verfolgung offenbar, und dem Geſetze Gottes all⸗zu nachtheilig geweſen wäre, als daß ſie auf eine andere Art, als durch öffentliche Befehle eingeſtellt und erſetzt werden könne." Der Fürſt, dem entweder die freymü⸗thige Rede nicht willkommen war, oder politiſche Rück⸗ſichten bange machten, ſchien darüber unzufrieden, und entließ ſie ohne Antwort. Aber er liebte herzlich dieſe Väter, die ihm während ſeiner Minderjährigkeit weſent⸗liche Dienſte geleiſtet haben, die ihm täglich Unterricht in den mathematiſchen Wiſſenſchaften gaben, ihn auf allen ſeinen Reiſen begleiten mußten, und denen er mit einer Leutſeligkeit begegnete, wovon man unter den Mo⸗narchen Aſiens, und vorzüglich in China kein Beyſpiel aufzuweiſen hat. Den folgenden Tag ließ er ſie wieder kommen, und ſagte ihnen: „ſie möchten die Sache wohl überlegen, und ſehen, was ihnen am vortheilhafteſten wäre, entweder ſich mit ſeinem geſtrigen Vorſchlage be⸗gnügen, oder, wollten ſie ihr eigen Geſuch durchſetzen, ihm eine förmliche Bittſchrift überreichen." Der Schritt war gefährlich; und ſollte die Sache fehlſchlagen, muß⸗ten die Folgen ſchrecklich ſeyn. Aber der Kaiſer blieb bey ſeinem gnädigen Weſen, und ſchickte noch an eben dieſem Tage den Vätern verſchiedene Speiſen von ſeiner Tafel; was eines der größten Gunſtbezeugungen iſt, wel⸗

che

Stadtbibliothek Augsburg

che dieſe Fürſten ſelbſt Perſonen vom erſten Range erweiſen können. Sie erinnerten ſich auch der ungemeinen Hochachtung, die er im Grunde ſeines Herzens gegen die chriſtliche Religion trug; und da ſie wohl wußten, daß er ſich aus keiner andern Urſache weigerte, ſie offenbar zu ſchützen, als weil er ſie für eine in China durchaus fremde Religion hielt, und nicht glaubte, daß ſie jemals in China feſten Fuß gefaßt habe; ſo ſchien er äuſſerſt betroffen, da ſie ihm von der Urkunde, die man in der Provinz Chen-ſi gefunden hatte, ſagten. Daraus erhellte: „daß das Evangelium ſchon vor mehr, wie tauſend Jahren nach China gekommen war; daß ſich einſt mehrere Kaiſer beſtrebet, dasſelbe in Flor zu bringen; und daß ſie dem wahren Gott in den meiſten Provinzen Tempel gebauet hatten.“ Nun wollte er ſelbſt die Urkunde beſichtigen, die in einem Tempel zu Sigenfu, der Hauptſtadt in Chenſi, aufbewahret wurde, um ſich von den Thatſachen, die da aufgezeichnet waren, zu überzeugen. Aus dieſer Urſache entſchloſſen ſie ſich, eine förmliche Bittſchrift zu überreichen; und da ſelbſt die Größe ihres Zutrauens der Wohlgewogenheit des Kaiſers einen Schwung zu geben ſchien, ſo bathen ſie ihn: „er möchte ſelbſt ihre Bitte bey dem Gerichtshofe der Gebräuche, der ihnen nicht günſtig war, unterſtützen. Ohne den Vizekönig von Chekiang zu beſchuldigen, noch ſich über Jemanden zu beklagen, verlangten ſie: „daß der Name eines Chriſten kein Gegenſtand der Verfolgung oder Kränkung ſeyn ſollte, da die chriſtliche Religion nichts lehre, was der geſunden Vernunft, oder den politiſchen Geſetzen zuwider wäre, da ſie vielmehr die Ausübung der reinſten Moral, und der erhabenſten Tugenden befiehlt, ſo wäre es nicht billig, daß unter ſo vielen im Reiche geduldeten Sekten das einige Geſetz des wahren Gottes daraus verbannet würde. Sollte man an ihrer Lehre etwas zu tadeln haben, wären ſie erböthig, ſich über jeden Artikel ſo zu verantworten, daß ſie alle Zweifel zerſtäubeten.“ Sie brachten zuerſt dieſe Bittſchrift zu dem Kaiſer auf eines ſeiner

Land-

Landhäuſer, damit er die Güte haben möchte, ſie nur für ſeine Perſon zu prüfen, bevor ſie ihm öffentlich überreichet würde. Als er ſie geleſen hatte, ſagte er ihnen mit eben ſo vieler Güte als Offenherzigkeit: „die Bittſchrift wäre gar nicht eingerichtet, um auf die Mandarinen tiefen Eindruck zu machen; alle Gründe, die man aus der Vortrefflichkeit des Chriſtenthumes herleitete, würden ſie wenig rühren; für Chineſer, die ſich um das, was nicht zu ihrem eigenen Vortheil gereicht, kaum bekümmern, müſſe man etwas Wichtigeres, auf ſie mehr Wirkendes anführen.“ Zuletzt nahm dieſer Fürſt ſelbſt (eine fürwahr ausnehmende Gunſt) die Mühe auf ſich, die Bittſchrift zu verbeſſern, oder ſie vielmehr ganz umzuändern, und alles das hineinzuſetzen, was er am dienlichſten zu ſeyn glaubte, den Beyfall des Gerichtshofes über die Religionsgebräuche, welchem ſie dem alten Herkommen gemäß zugeſtellet werden mußte, zu erhalten. Die durch die Miſſionarien, beſonders durch die Väter Schall und Verbieſt dem Staate geleiſteten Dienſte, ihre unermüdeten Arbeiten zur Aufnahme der Wiſſenſchaften, vorzüglich der in China ſo angeſehenen Mathematik, die neue zur Bändigung der Rebellen und zur Vertilgung des einheimiſchen Krieges mit ſo gutem Erfolge angewandte Artillerie, der zu Nipchou zwiſchen China und Moskau ſo glücklich zu Stand gebrachte Friede, mit einem Worte, alle dem chineſiſchen Reiche von den Miſſionarien geleiſteten Dienſte — waren in einem Lichte, und mit einem Nachdrucke dargeſtellet, den ſie ſich eigenmächtig nie würden erlaubet haben; der aber nothwendig war, um den Chineſer, welcher durch das Intereſſe gereizet, regieret wird, und in der Dankbarkeit ſeinen Ruhm ſucht, auf den ſchwächſten Seiten anzugreifen. Indeſſen hatte dieſer ſo trefflich angelegte Plan keinen beſſern Ausſchlag. Der Gerichtshof über die Gebräuche, der von den Vorurtheilen ſeines Patriotismus ganz eingenommen, und der Einführung des Evangeliums immer entgegen war, antwortete: „man müſſe ſich in dieſem Stücke an die alten Geſetze halten, und den Chine-

neſern die Ausübung der europäiſchen Religion verbieten." Was die Miſſionrien am meiſten darniederſchlug, war: „daß ihnen der Kaiſer, welcher aus ihrer traurigen Miene ſogleich den ſchlimmen Erfolg kannte, ſagte, daß dem Uebel nicht abzuhelfen wäre; ſie hätten nichts anders zu thun, als aus der Noth eine Tugend zu machen." Die Macht des Fürſten iſt zwar in China faſt unbegrenzet; aber er hat eine unerläßliche Pflicht, ſie nach den Geſetzen auszuüben. Und ſo bekräftigte er gegen ſeine Neigung, und wider alle vorher gethanen Schritte das Verboth des Gerichtshofes, was ſonſt keine Kraft würde gehabt haben. Dieſe Nachricht war ein Donnerſtreich für die Miſſionare. Ihr Schmerz war ſo lebhaft und durchdringend, daß ihre Niedergeſchlagenheit und Troſtloſigkeit Jedermann in die Augen fiel. Der Kaiſer ſah es wohl vorher, und war nichts weniger, als gleichgiltig, dazu. Kaum erblickte er einen Miniſter, der ein Freund dieſer Väter war, ſo fragte er ihn: „was ſie zu dem, was erſt vorgegangen war, ſagten?" „Ach, Herr! (antwortete der Miniſter) die Einen ſind krank, und wie halbtodt; die Andern haben die Sprache verloren; alle ſind in ein Meer von Schmerzen verſenket; Jedermann muß mit ihnen Mitleid haben." „Ich weiß nicht, (erwiederte der Kaiſer) was doch die chineſiſchen Mandarinen wider die Europäer haben. Ich gab es ihnen ziemlich klar zu verſtehen, wie ſehr ich das Geſetz Gottes begünſtiget wünſche. Deſſenungeachtet wollen ſie es im Reiche nicht gangbar werden laſſen. Dieſe guten Europäer ſollen aber dennoch nicht verzweifeln. Gehet, ſaget ihnen, ſie möchten ein wenig Geduld haben, und ſich nicht ſo ſehr ihrem Schmerzen überlaſſen. Ich will mich ihrer Sache ernſtlich annehmen, und mir alle Mühe geben, um ſie zufrieden zu ſtellen." Er entdeckte ſeine Geſinnungen dem Prinzen Soſan, von dem er es wußte: „daß er ihr größter Freund ſey, und der ſich auch bey dieſer Gelegenheit als einen ſolchen unwandelbar zeigte." Da ſich der Kaiſer gegen ihn

ihn über die chineſiſchen Mandarinen beklagte: „daß ſie noch eigenſinniger als die Tartaren wären, und der chriſtlichen Religion durchaus die Freyheit nicht geſtatten wollten;“ erwiederte Soſan: „aber, wie mögen Sie, Herr! eine ſo himmelſchreyende Ungerechtigkeit zulaſſen? Sind denn die Chineſer Herren? Und mit welchem Rechte können ſie ſich Ihrem Willen widerſetzen? Sie beehren dieſe Europäer mit Ihrer Wohlgewogenheit; und ſie dienen Ihnen ſeit langer Zeit mit einer vollkommenen Ergebenheit und mit unverletzlicher Treue. Was finden dieſe hartnäckigen Chineſer an der europäiſchen Religion auszuſetzen? Eben die, welche ſie verdammen, kennen ſie nicht. Ich wenigſtens habe ſie mit allmöglichem Fleiße unterſuchet, und nichts der geſunden Vernunft, und den urſprünglichen Geſetzen der Natur ſo gleichförmig gefunden. Es wäre zu wünſchen, daß ſich ihr ganzes Reich zu derſelben bekennte, und ſie genau beobachtete; wir würden weder Diebe noch Ehebrecher, weder Räuber noch Rebellen mehr ſehen; auch nicht mehr nöthig haben, ſo viele Truppen zu unterhalten, um uns vor Gewaltthätigkeiten und Unruhen ſicher zu ſtellen. Es ſind nun dreyßig Jahre, daß Euer Majeſtät mit eben ſo vieler Weisheit als Wachſamkeit regieren; iſt ihnen jemal eine Klage wider die Miſſionaren oder wider die Zöglinge derſelben zu Ohren gekommen? Zum wenigſten kann ich betheuren, daß ich während der zehn Jahre, da ich das Amt eines Colat bekleidet habe, nicht eine Klage gegen die Einen oder die Andern vernommen habe. Warum wollen denn die Chineſer eine ſo vernünftige, ſo heilſame Religion verbannet haben; indeß die Sekten der Lamas, der Hochans, der Mahumedaner, und hundert andere, die durch ihre Betrügereyen, Ungereimtheiten, Ausſchweifungen bey allen vernünftigen Leuten Verachtung erwecken, in China geduldet werden? Ueberdieß iſt es Euer Majeſtät nicht unbekannt, daß nur Religionseifer dieſe tugendhaften Männer von ſo fernen Landen in ihre Staaten geführet habe. Sie

ſuchen weder Reichthümer noch Ehrenſtellen oder Würden. Was andere Menſchen reizet, einnimmt, das rühret ſie nicht. Da ſie zudem weder Familie, noch jemand andern haben, der aus ihrem dieſem Reiche geleiſteten Dienſten Vortheil ziehen könnte; ſollte man ihnen das einzige, was ſie ſo ſehnlich wünſchen, verſagen, ſo iſt dieß ſicher kein Mittel, ſie aus ſo entfernten Ländern in unſere Dienſte zu locken.“ Der Kaiſer erwiederte: „Ihr ſaget recht, aber das Urtheil iſt geſprochen, und ich habe es beſtättiget, was kann ich nun thun?“ Der Prinz antwortrte: „Sie ſind immer Herr; was die Art und Weiſe betrifft, ihre Macht zu brauchen, ſteht es mir nicht zu, ihnen was vorzuſchreiben.“ Der Kaiſer dachte einige Zeit nach; dann wandte er ſich plötzlich wieder um, und ſagte zu ihm: „Ich werde dem Gerichtshofe über die Gebräuche befehlen, ſeinen Urtheilsſpruch zurückzunehmen, und zu einer neuen Unterſuchung zu ſchreiten; aber ihr müſſet mit den Mandarinen ſprechen, und ihnen die Ungerechtigkeit ihres erſten Spruches begreiflich machen, wie ihr mich jetzt deſſen überzeugt habet.“ Der Prinz verſprach es zu thun, und erfüllte ſein Verſprechen ſo gut, daß alle Glieder des Gerichtshofes von ihren vorgefaßten Meynungen abgiengen, oder wenigſtens abzugehen ſchienen. Anfangs hatte der Kaiſer verordnet: „daß nur die tartariſchen Mandarinen, als die ſich am geneigteſten finden ließen, ſeinen Willen zu vollziehen, dieſes neue Urtheil fällen ſollten;“ aber die Chineſer äußerten gleiche Geſinnungen, und betheuerten über das: „daß ſie nichts gegen die Europäer, noch gegen ihre Religion hätten; wenn ſie bisher geglaubet haben, man könne ſie nicht öffentlich geſtatten, ſo ſey es deßwegen geſchehen, weil ſie in China durchaus fremd iſt; und wäre ſie einmal eingeführet, ſo möchte ſie auch in kurzer Zeit von allen Unterthanen des Reiches angenommen werden.“ Der großmüthige Soſan erwiederte ſogleich: „Und was könnte für China vortheilhafter ſeyn? Alle Verbrechen und Unordnungen würden daraus verbannet, und die wei-

weiſeſte und mächtigſte Nazion auch zur tugendhafteſten und glücklichſten Nazion von der Welt werden.“ So wurde den Chineſern jeder Anlaß zum Murren benommen; indeß man der Verordnung alle geſetzliche Form, und zugleich alle erdenkliche Gründlichkeit, alles Einleuchtende gab; dasſelbe wurde gefertiget den dreyßigſten Tag des zweyten Monats, im ein und dreyßigſten Jahre der Regierung des Kaiſers Kam-hi, das iſt, im Jahr Chriſti 1692, den 20. März. Den folgenden Tag beſtättigte der Kaiſer dieſes Urtheil, das von nun an im ganzen Reiche die Kraft eines Geſetzes erhielt.

Die Miſſionare, nachdem ſie Gott für den Triumph ſeines Evangeliums gedanket hatten, giengen alle insgeſammt nach Hof, um dem Kaiſer ihre Dankbarkeit, von der ſie ganz durchdrungen waren, zu bezeugen. Ihre Miene und der Ausbruch der Freude ſagten mehr, als ihre Worte; „daß er ihnen keine größere Gnade hätte erweiſen können.“ Es war auch in der That nichts wichtiger, um den Fortgang des Evangeliums in China zu beſchleunigen; da die Benennung: „neu, ausländiſch, barbariſch“ (eine Art des entſetzlichſten Fluches für die chineſiſche Nazion) auf eine geſetzmäßige Weiſe abgeſchafft iſt, iſt auch das größte Hinderniß ihrer Bekehrung auf immer gehoben.

Gleich nach der erſten Kundmachung der Verordnung, welche allen Stellen in den Provinzen (das iſt, ungefähr 2000 Gerichtshöfen) mitgetheilt wurde, ließen ſich ſchon eine Menge Heiden, welche bisher nur durch die ſtrengen Landesgeſetze waren zurückgehalten worden, unterrichten und taufen. Mandarinen, eben ſo ſehr durch ihre Talente, als durch ihre Aemter angeſehene Mandarinen folgten dieſen Beyſpielen. Man ſah in allen Provinzen außerordentliche Bekehrungen. Und aller Orten, wo man davon hörte, kam in die Chriſten neue Freude, neues Leben; und die Männer Gottes, die Apoſtel dieſer Zeit, arbeiteten jetzt wieder mit neuem Muthe unermüdet, und nichts war ihnen zu viel, was

ſie thun, oder leiden, oder daran geben ſollten; Blut und Leben waren ſie bereit zu opfern.

Der ehrwürdige Pater Johann de Britto, ein Portugieſe, ein Sohn des Vizekönigs von Braſſilien, aber mehr durch eigne Verdienſte, durch apoſtoliſche Tugenden und Arbeiten berühmt, war einer der vornehmſten Miſſionarien in Madura, welchem Orte, als dem beſchwerlichſten Theile des Weinberges des Herrn er ſich vorzüglich widmete; ſein ganzer Lebenslauf entſprach den Erſtlingen ſeines Geiſtes, ſeines apoſtoliſchen Eifers. Alle Tugenden, welche heiligen Apoſteln eigen ſind, ſtrahlten ohne Unterlaß aus dem Leben dieſes Apoſtels; ein unüberwindlicher Muth, eine über alle Hinderniſſe ſiegende Geduld, unerſchütterliche Felſenausdauer; eine Strenge gegen ſich ſelbſt, die mit den Unbequemlichkeiten und Beſchwerden einer Miſſion, wo man die ganze Natur verläugnen muß, nicht zufrieden, Kaſteyungen jeder Art hinzufügte; eine Liebe gegen Gott und den Nächſten; eine Begierde nach fremden Seelenheil, dem zu Liebe er faſt alle Tage ſeines Lebens dem Tode entgegen gieng. Mit dieſen Tugenden und außerordentlichen Gaben ausgerüſtet, mit dem Geiſte des Rathes, mit einer auserleſenen Unterſcheidungskraft, mit der göttlichen Salbung in Worten, und mit der ganzen Uebermacht der Ueberzeugung, leiſtete er gleichſam ganz natürlich ſehr vieles; man wunderte ſich da nicht mehr ſo ſehr, wenn man hörte: „daß er in der Miſſion des eigentlichen Madura über zwanzigtauſend Heiden bekehret; und in Marava, ſo gemeiniglich, wie die Königreiche Tanjaour, Gingi, und Maiſſur unter eben dieſem Namen begriffen wird, in der Zeit von fünfzehn Monaten achttauſend Katechumenen die heilige Taufe ertheilet hat.“ Die umſtändliche Erzählung ſeiner übrigen apoſtoliſchen Arbeiten würde kein Ende nehmen, beſonders in dieſer letzten Miſſion, die ſein eigenes Werk; und ſeine Herzensfreude war. Er ſammelte in ſelber nicht weniger Leiden als Früchte, und eben dadurch ward ſie ihm ſo lieb und angenehm.

Schon vor mehreren Jahren ward er gefänglich eingezogen, in einem finſtern Kerker an einen dicken Pfahl geſchmiedet, zu wiederholten Malen mit Ruthen und eiſernen Ketten gegeiſelt, öfters, an ein Seil gebunden, in einen tiefen Teich geſtürzet, wo man ihn jedesmal ſo lange untertauchte, bis er beynahe erſticket wäre. Seine Standhaftigkeit blieb ſich immer gleich, immer unerſchütterlich; wiewohl man ſie unaufhörlich theils durch die vortheilhafteſten Verheiſſungen, theils durch die fürchterlichſten Drohungen zu ermüden ſuchte; immer war ſeine Antwort: „Ach! wann werde ich das Glück haben, mich für meinen Gott gänzlich aufzuopfern!“ Was aber unglaublich ſcheinen mag, und nicht geläugnet werden kann, iſt, daß ſechs Neubekehrte, die ihm in ſeinen Peinen Geſellſchaft leiſteten, durch eine dem weiblichen Charakter der Indier widerſtrebende, ſo zu ſagen, widernatürliche Stärke einen ſo außerordentlichen Muth bewieſen, daß ihre heidniſchen Landesleute, vom Staunen hingeriſſen, ununterbrochen ſchrieen: „Leute, die ſo großmüthig und ſtandhaft ihre Religion lieben, können den Tod nicht verdienet haben.“

Nach einigen Jahren geſchah es, daß ein Fürſt, mit Namen Teriadeven, rechtmäßiger Erbe des Reiches Marava, der ſich aber durch eine der in Indien ſo gewöhnlichen Staatsveränderungen mit der Statthalterſchaft einer Provinz dieſes Reiches begnügen mußte, den Pater Britto zu ſich bitten ließ. Dieſer Fürſt war vor Kurzem durch Zuthun eines Katecheten, welcher über ihn ein Evangelium gebetet hatte, von einer tödtlichen Krankheit plötzlich geneſen; und wollte ſelbſt den Prediger einer ſo wunderbaren Religion ſprechen hören. Der apoſtoliſche Mann ſah die ganze Wichtigkeit eines ſolchen Beſuches ein, und nahm die Einladung an. Er begieng vor ſeinen Augen das hohe Feſt der Erſcheinung des Herrn, bey einer zahlreichen Verſammlung der Gläubigen, welche aus allen Gegenden herzugelaufen waren; und ertheilte zweyhundert Katechumenen die heilige Taufe. Die Majeſtät der Feyerlichkeiten, die nachdruckvol-

len Ermahnungen des Seelenhirten, und die ausnehmende Andacht der Neubekehrten drangen in das Herz des Fürſten; auf der Stelle begehrte er, dieſen beygeſellet zu werden. Aber Teriadeven hatte fünf Gemahlinnen, ohne die Nebenbuhlerinnen zu rechnen. Da ſprach alſo der chriſtliche Glaubensprediger zu ihm: „Fürſt, Sie wiſſen nicht, was für einen reinen Lebenswandel die Heiligkeit des Chriſtenthumes fodert. Es iſt den Chriſten gebothen, nicht mehr, als ein Weib zu haben; und Sie haben derer mehrere.“ Der Fürſt erwiederte: „Und das iſt alles, was euch zurückhält? Dieſes Hinderniß ſoll gleich gehoben ſeyn.“ Den Augenblick läßt er alle ſeine Weiber kommen; wählet ſich eine aus ihnen zu ſeiner beſtändigen Gemahlinn; erkläret den Uebrigen: „daß er dem Chriſtengott ſein Leben zu verdanken habe; er habe beſchloſſen, demſelben den Reſt ſeiner Lebenstage zu widmen; er wolle ſich ſeinem Geſetze völlig unterwerfen, und künftig nicht mehr, als eine Gemahlinn haben; übrigens ſollen ſie alle beſtens verſorget, und wie ſeine leiblichen Schweſtern angeſehen werden.“ Nach einem ſo großmüthigen Opfer konnte man an ſeinem ernſtlichen Verlangen nach der heiligen Taufe nicht mehr zweifeln; er empfieng ſie, ſobald er hinlänglich unterrichtet war. Er blieb auch dieſem göttlichen Bunde immer getreu, ehrte ihn durch chriſtliche Werke; und ſeine Großmuth in Bekennung des Glaubens entſprach dem Eifer, womit er ihn angenommen hat.

Die jüngſte aus den Weibern des Chriſt gewordenen Fürſten Teriadeven, die durch dieſe Trennung am meiſten wollte beleidiget ſeyn, nachdem ſie vergebens, um ihn zu erweichen, alle ihre Thränen vergoſſen, und alle Weiberkniſſe erſchöpfet hat, hielt nun keine Schranken mehr gegen den apoſtoliſchen Mann, dem ſie ihre Verſtoſſung zuſchrieb. Sie war eine Nichte des unrechtmäßigen Thronbeſteigers von Marava, und ſuchte, dieſem ihre ganze Wuth gegen den heiligen Miſſionar, welchen ſie wie den abſcheulichſten Zauberer in ganz Orient ſchilderte, beyzubringen. Er wurde mit einem bekehrten

Bra-

Bramen, Johannes mit Namen, mit dem Katecheten Mutapen, und mit zwey jungen Chriſten, wovon der Aelteſte nicht vierzehn Jahre hatte, eingezogen. Anſtatt bey dem Anblicke des unmenſchlichen Verfahrens mit ihrem Hirten, die Flucht zu ergreifen, liefen dieſe heldenmüthigen Knaben vielmehr dem Heiligen zu, umarmten ihn in ſeinen Feſſeln; und es war nicht möglich, ſie von ihm zu trennen. Die Henkersknechte, nachdem ſie mit allen ihren Drohungen und Stockſtreichen nichts ausgerichtet haben, banden endlich dieſe unſchuldigen Schlachtopfer, und geſellten ſie der Marter ihres Lehrers bey. (Wir wollen die lange Reihe der barbariſchen Behandlungen, welche das Vorſpiel ſeines Todes, und noch weit unerträglicher als der Tod waren, mit Stillſchweigen übergehen; aber den ſtandhaften und edlen Eifer, den bey dieſer Gelegenheit der Fürſt Teriadeven zeigte, können wir nicht unberührt laſſen.) Kaum hatte der nun chriſtliche Fürſt vernommen, wie grauſam man mit dem Pater de Britto verfuhr, als er ſich nach Hofe begab, um ihm das Leben zu retten. Der regierende Fürſt war nicht nur unerbittlich; er warf auch in ſeiner Erbitterung dem läſtigen Fürſprecher vor: „daß er ſich der abſcheulichen Sekte eines elenden Ausländers annehme;“ und hieß ihn an der Stelle einige Götzen, die ſich da befanden, anzubeten. Teriadeven erwiederte: „Gott bewahre mich, daß ich mich einer ſo ungeheuern Gottloſigkeit und Undankbarkeit ſträflich machen ſoll! Nein, ich werde einen Gott, der mich von den Pforten des Todes errettet hat, für eitle Götzenbilder nie verläugnen.“ Der Tyrann erbrannte vor Wuth; aber es war nicht rathſam, ſich der Perſon des Teriadeven zu bemächtigen. Denn ihm gehörte die Krone unſtreitig zu; und viele vom Adel, welche wie der beſſere Theil des Volkes, waren ihm völlig ergeben. Der unrechtmäßige Beſitzer kehrte nun ſeinen ganzen Grimm wider den heiligen Miſſionar; und um nicht länger in Gefahr zu ſeyn, ſeine Beute zu verlieren, befahl er: „ihn mit Muſketenkugeln zu tödten.“ Teriadeven lief unter die

Soldaten, die ſchon bereit ſtunden, Feuer zu geben, und ſchrie laut wider ein ſo offenbar tyranniſches Verfahren. Er betheuerte: „daß er lieber ſterben, als ſeinen heiligen Lehrmeiſter überleben wollte." Der Tyrann nahm unter den Truppen eine Bewegung wahr, und fürchtete einen allgemeinen Aufſtand. Er war genöthiget, dieſen Schimpf zu verſchlucken, und dem Scheine nach den gegebenen Befehl zurückzunehmen; aber noch dieſen Tag ließ er den Glaubenshelden heimlich unter ſicherer Bedeckung fortbringen, mit dem Auftrage: „ihn zwey Tagreiſen weit, bis an die Grenzen des Königreiches Tanjaour zu führen, und daſelbſt ohne Aufſchub zu tödten." Der Bruder des Tyrannen, noch unmenſchlicher als er, hatte das Grenzen-Kommando, und bewies es zur Genüge, daß er dieſes Auftrages würdig war. Der Bekenner Chriſti hatte vor ſeinem Martertode tauſend Unfug, unſägliche Peinen zu leiden, die unausſtehlicher, als der Tod ſelbſt waren. Endlich den 4. Februar dieſes Jahres Chriſti 1693 im fünf und vierzigſten Jahre ſeines Alters wurde er auf eine freye Ebene geführet, und in einer kleinen Anhöhe, die ſtatt des Blutgerüſtes diente, an einen Pfahl gebunden. Die Henkersknechte fielen, wie Löwen über ihn her, rißen ihm das Kleid vom Leibe; aber da ſie eine Reliquienkapſel, die er an dem Hals trug, erblickten, traten ſie erſchrocken zurück, in dem Wahne, dieß wäre die Zauberbüchſe, womit er ſeine Schüler feſſelte; was ſeine Marter nur noch vergrößerte. Einer aus ihnen wollte mit ſeinem Säbel die Schnur der Reliquienkapſel entzwey hauen, und hieb dem Bekenner Chriſti eine breite Wunde. Worauf ſie ihm alle durcheinander, und immer mit zitternden Händen, einen Streich über den andern auf die Schultern verſetzten, ohne ihm das Haupt abſchlagen zu können. Voll der Verzweiflung banden ſie ihm einen Strick an den Bart, zogen ihn abwärts, bis das Kinn an die Bruſt ſtieß; indeß einer von ihnen, um ihm das Haupt abzuſchlagen, ein großes Beil, womit man die Ochſen, welche geopfert werden, ſchlachtet,

tet, zu holen fortlief. Die Zuſeher, ſelbſt Ungläubige, bezeugten wider die Henker laut ihren Unwillen, und zwey Chriſten, die ſich durch das Gedränge durcharbeiteten, fielen dem Martyrer zu Füſſen, mit der Betheuerung: „ſie wollten mit ihrem Vater ſterben.“ So aufgebracht die Henker immer waren, getrauten ſie ſich dennoch nicht ſie zu tödten; ſie begnügten ſich, ſie gebunden zu haben. Endlich kam man mit dem Beile über den Pater; man verſetzte ihm auf ſein Haupt einen ſo entſetzlichen Hieb, daß er plötzlich zuſammenſank, und das Haupt faſt gänzlich von den Schultern getrennet wurde. Sie rißen es eilends vom Rumpfe, worauf ſie ihn noch an Händen und Füſſen ſtümmelten. Die zween gebundenen Chriſten wurden nachgehends zu dem gottloſen Kommandanten geführet, welcher, da er den Martertod, als eine allzugroße Gnade für ſie anſah, ihnen Ohren und Naſen abſchneiden ließ, und ſie, untröſtlich, den Glauben nur mit geringem Theile ihres Blutes unterzeichnet zu haben, ſo mißhandelt nach Haus ſchickte.

So erfreulich ſolche Nachrichten waren, ſo ſchmerzlich war es dem allgemeinen Vater der Gläubigen mit Gläubigen, und zwar in der Nähe noch immer ſich im Zwiſte zu ſehen; noch immer zeigte Frankreich dieſelbe Widerſpenſtigkeit gegen die Verordnungen der römiſchen Päbſte Innozenz des XI. und Alexanders des VIII. in Betreff der aufgehobenen Freyſtätten der Geſandtſchaftshäuſer in Rom, und der Beſetzungen der Bisthümer in Frankreich; und doch konnte davon auch Pabſt Innozenz der XII. nicht abgeben, nicht gutheißen jene vier verrufene Artikel, und was die Geiſtlichkeit in Frankreich in derſelben Verſammlung vor zehn Jahren beſchloſſen. Die Aufhebung der Freyſtätten betreffend hatte zwar Ludwig der XIV. ſchon unter Pabſt Alexander dem VIII. in etwas nachgegeben; und jetzt im Jahre Chriſti 1693 endlich geſchah wieder etwas, wodurch man ſich, wenigſtens dem Scheine nach, näher kam; und dieß war: Alle die, welche zu den ſeit dem Zwiſte erledigten Bisthümern ſind ernennet worden, ſchrieben an Pabſt Inno-

no-

nozenzius den XII., um ihm ihre Reue über das Vergangene zu bezeugen; und der heiligſte Vater fertigte ihnen dann ohne weiters die päbſtlichen Verleihungs-Urkunden aus. Auch erfolgte von Seite der übrigen Geiſtlichkeit etwas, eine Art Wiederrufung, in dem hierüber gefertigten Schreiben heißt es: „Zu den Füſſen Sr. Heiligkeit bekennen und erklären wir, daß wir äußerſt über alles das betroffen ſind, was in der obenberührten Verſammlung geſchehen iſt, welche Sr. Heiligkeit und ihren Vorfahren höchſt mißfallen hat. Daher, was immer in dieſer Verſammlung in Betreff der geiſtlichen Macht und des päbſtlichen Anſehens für entſchieden konnte gehalten werden, dieſes halten wir für nicht entſchieden, und erklären, daß man es für nicht entſchieden halten müſſe.“

Auch die Janſeniſten und ihre Witzeleyen veranlaßten eine neue päbſtliche Verordnung mit zwey Breven vom 28. Jäner des Jahres Chriſti 1694, worüber aber wieder die ewigen Splitterrichter und Wortfolterer zweyerley ſehr verſchiedene Sprachen geführet haben, die eine für das Publikum, die andere für ihre andächtigen Kreiſe, und vertrauten Unterredungen. Die niederländiſchen Biſchöfe, da ſie ſahen, daß unter den letzten Neuerern die berufenſten Rigoriſten kein Bedenken trugen, das Formular zu unterzeichnen, ungeachtet ſie die Lehre des Janſenius behaupteten, hatten einige Worte, die ſie für nothwendig hielten, zur Erläuterung des Formulars hinzugeſetzet, um ihnen alle Seitenſprünge zu verwehren, jede Ausflucht auf einmal abzuſchneiden. Vermuthlich haben ſich die Sachwalter der Parthey in Rom beklaget, daß man in Flandern zu den apoſtoliſchen Entſcheidungen Zuſätze gemacht; weil die zwey Breven, welche der Pabſt an die Biſchöfe und an die Doktoren dieſer Provinzen gab, nichts anders zum Ziele hatten, als ihren Eifer in den gebührenden Schranken zu erhalten. In dem Breve an die Biſchöfe erklärt ſich der heiligſte Vater: „daß er ſtrenge ſich an das halte, was ſchon die Päbſte Innozenz der X. und Alexander

der VII. beſchloſſen haben; und er wolle, daß es unverletzlich dabey bleibe.“ Dann kam er auf das Formular, und ſagte: „daß die, welche dieſes Bekenntniß beſchwören, es aufrichtig, ohne eine Unterſcheidung, ohne Vorbehalt oder Erläuterung thun müſſen; ſie ſollen die aus dem Buche des Janſenius gezogenen Sätze in dem Sinne verdammen, der ſich in Anſehung der Worte, in denen ſie abgefaſſet ſind, ſogleich dem Verſtande darbietet; auch ſoll man außer dem vorgelegten Formular, und außer den durch die apoſtoliſche Conſtituzion vorgeſchriebenen Worten nichts beyſetzen.“

Sobald die päbſtlichen Schreiben, oder Breven in Flandern erſchienen, verbreiteten die Herolde der Parthey: „das Oberhaupt der Kirche wäre zufrieden, wenn man bey der Beſchwörung des Formulars, in den fünf Sätzen die Deutung verdamme, welche ſich dem Geiſte darſtellet, ohne das Buch zu berühren, woraus ſie genommen ſeyn ſollen.“ Es iſt unglaublich, wie hoch ſie mit dieſer gezwungenen Drehung aufhuben, wie ſehr ſie darauf pochten; dieß war in ihren Augen ein eben ſo herrlicher Triumph, als der Friede Pabſt Clemens d. IX. Pabſt Innozenzius der XII. erfuhr gar bald dieß Aergerniß, und ließ ſogleich ein zweytes Breve ausfertigen, in welchem er ſich wider dieſe lügenhaften Ausleger ſeiner Worte auf eine Art erklärte, welche ihre ganze Unverſchämtheit aufdeckte, und zu Schanden machte. Man kann auf den Innhalt desſelben aus der böſen Laune, aus den Gaſſenhauern ſchließen, die ſich Walloni darüber erlaubet hat. Er ſchrieb an den Pater Quesnel: „Man ſpricht noch darinn von dem Einfaltspinſel des Formulars, als hätte es noch ſeine ganze Kraft und Stärke; und als müßte es ohne Unterſcheidung, ohne Erklärung beſchworen werden.“ Hier ſieht man wieder, wie eben diejenigen, die ſich mit dem Anſehen des Pabſtes deckten, von ſeinen päbſtlichen Verordnungen zu ſprechen gewohnt waren. Eben ſo verhielt ſich die Parthey im Betreff der zwey Breven, und der Verordnung,

das

das iſt, man ſang Siegeslieder, indeß man im Herzen einen Verdruß kochte, der ſich nicht bergen ließ. Walloni ſchrieb: „Das ganze Betragen des römiſchen Hofes iſt erbärmlich. Die Breven ſind um kein Haar beſſer, als die Verordnungen. Das Schlimmſte iſt, daß man die Einführung des Formulars in Flandern bekräftiget, da man es ohne Ausnahme, in eben dem Sinne, den die Worte deſſelben darlegen, zu beſchwören befiehlt. Je mehr ich dieſe Schriften durchleſe, deſto weniger bin ich damit zufrieden, beſonders in Anſehung des Formulars.“ So äußerten dieſe Afterhelden ihre Beſorglichkeit und ihren Kummer in vertraulichen Briefen; aber öffentlich, und gegen ihre Gegner thaten ſie noch immer ſo ſtolz, als wären ſie Sieger, als hätte Pabſt Innozenzius der XII. die Beſchlüſſe ſeiner Vorfahrer wirklich zurückgenommen.

Der Haupt-Rädelsführer dieſer Irrlehrer — Arnod, lebte nicht lange mehr nach dieſem ſie ſo niederſchlagenden Triumphe; er ſtarb im 83. Jahre ſeines Alters, in den Händen Quesnels, ſeines Schülers. Merkwürdig iſt, wie ſich über ein ſo trauriges Ende der berühmte Abt von la Trapp, welchen die Partheygänger durch ihre verſchwenderiſchen Lobſprüche für ſich ganz einzunehmen glaubten, ausgedrücket hat: „Endlich iſt Arnod todt; nachdem er ſeine Laufbahn, ſo weit als möglich, gebracht hatte, mußte er ſie endigen. Man mag ſagen, was man will, ſo haben nun viele Fragen ein Ende. Seine Gelehrſamkeit und ſein Anſehen waren von großem Gewichte für die Parthey; glückſelig derjenige, der keine andere, als die Parthey Jeſu Chriſti hat.“ So gemäßiget dieſe Ausdrücke immer waren, wurden doch die Anhänger des verſtorbenen Alleintheologen darüber äußerſt aufgebracht, und bemühten ſich nun um ſo mehr in die Wette, ihrem Heersführer Weihrauch zu ſtreuen; ſie rühmten ihn, ſie erhuben ihn mit Lobſprüchen, ſie erfrechten ſich, denſelben den größten, ſogar den heiligſten Männern der Kirche an die Seite zu

ſe-

ſetzen.*) Doch gab es auch unter den Sektirern ſelbſt viele, denen auch die Wahrheit herauskam, und die ihr ganz anderſt lautendes Urtheil über ihren unſeligen Arnod frey heraus ſagten. Der reformirte Schürid unter andern findet an ihm nichts Rühmliches, und Sanftmuth und Beſcheidenheit gar keine. „Sein Charakter (ſagt er), zeiget ſich in allem, was aus ſeiner Feder kömmt. Man ſieht es, daß er ein Janſeniſt iſt. Er iſt

*) Alle Umſtände ſeines Sterbens, und ſeine letzte Willens-Erklärung, daß er in dem Glauben der Parthey ſterben wolle, laſſen ohne Vermeſſenheit glauben, daß er darinn verharrte, wenigſtens ſo lange, als er den Gebrauch der Sprache behielt. Komme man nun, rühme man uns nach allem dieſem die Inbrunſt ſeiner Liebe gegen Gott und den Nächſten, ſeinen Eifer wider die Läſterer unſerer Sakramente, wider die Verderber der Sittenlehre, ſeinen ſtrengen Lebenswandel, ſeine Uneigennützigkeit und Beſcheidenheit, ſeine Sanftmuth und Geduld; auf alles das geben wir dieſe einzige Antwort: Es giebt keine chriſtlichen Tugenden ohne den Glauben, und es giebt keinen Glauben ohne Unterwürfigkeit gegen die Stimme der Kirche, welche keine andere Dollmetſcher ihrer Lehre anerkennet, als die oberſten Hirten; wer immer die Kirche nicht höret, ſollte auch ein Engel vom Himmel kommen, der ſoll uns, wie ein Publikan und Heide, ſeyn. Gott behüt' uns, daß wir die Aſche der Verſtorbenen in ihrer Ruhe, und im Genuſſe eines ſchlecht erworbenen Ruhmes ſtören ſollen; ſo lange dieſer nicht ein Stein des Anſtoßes für die Einfalt der Glänbigen iſt. Aber da uns das Werk des Allerhöchſten unendlich lieber und werther ſeyn muß, als der falſche Ruhm des Menſchen, und der Ruf der Heiligkeit in den Sektirern eine allzu ſtarke Verſuchung für die Einfältigen iſt; (und wie groß iſt in dieſem Stücke die Zahl der Einfältigen!) muß man wenigſtens nicht ſo blind ſeyn, daß man an ihnen Tugenden finden will, wovon in ihrem Leben nicht die geringſte Spur anzutreffen iſt.

iſt heftig bis zur Raſerey, voll der Eigenliebe, von einem Stolze aufgeblaſen, der ohne Beyſpiel iſt; ungeachtet er ſonſt Geſchicklichkeit beſitzt.“ Er ſetzet hinzu: „daß er nichts deſtoweniger berühmt ſey; daß er ſich allenthalben durch ſeine Händel, die er mit der ganzen Welt, und die ganze Welt mit ihm hatte, bekannt gemacht; daß man endlich ſagen könne, er habe ſich durch ſein hochmüthiges, ungeſtümmes Betragen, und durch ſeine böſe Laune Leute aus allen Ständen und Religionen auf den Hals geladen.“ Schüriò war zwar einer Sekte, die Arnod recht hitzig verfolget; indeß hat er nichts über dieſen Punkt geſaget, was nicht jeder andere, der ihn vom Geſichte, aus dem Geſpräche, oder aus ſeinen Schriften kannte, hätte ſagen können. Jedermann weiß, daß ſich nie ein Menſch (man darf nur ſeine Schriften aufſchlagen) ſo ſehr in Schmähungen ergoſſen hat; es war genug, ſeine Meynungen anzuſtreiten, um mit einer guten Ladung von groben Läſterworten bezahlt zu werden. Man findet bey ihm auf jeder Seite, ſo, wie in den Schriften Luters und Kalvins, die Ehrentitel: „Ignorant, Dummkopf, Unſinn, Grobian, ruchloſer, unverſchämter, ehr- und gewiſſenloſer Menſch.“ Ehrentitel, womit er gegen Prieſter und Leviten, gegen geiſt- und weltliche Lehrer, gegen Männer von einer allgemein anerkannten Tugend und Gelehrſamkeit ſehr freygebig war.

Quesnel war der Nachfolger des janſeniſtiſchen Pabſtes. Dieſen ehrwürdigen Namen gaben die Vorſtände, die Herren Direktoren von Portroyal ihrem Arnod, wie man es in dem Auszuge der von den Nonnen dieſer Abtey angeführten Gründe, warum ſie ſich weigerten, das Formular zu beſchwören, leſen kann. Ohne Zweifel aus Beſcheidenheit begnügte er ſich gleichwohl mit dem Titel: „Abt“, wie ihn die Parthey insgemein nannte; und aus Ehrfurcht gegen ſein Andenken ſchränkte ſich ſein Nachfolger auf den Namen „Prior“ ein, welchen Ehren-Titel er ſchon hatte, als er noch die zweyte Perſon war.

In

In Mitte dieſer Verwirrungen und Ungewitter im Reiche Gottes kamen nun auch wieder Evangelien, frohe Nachrichten vom Reiche Gottes nach Rom, wodurch das ſichtbare Oberhaupt der katholiſchen Kirche, Pabſt Innozenzius der XII., in etwas getröſtet, einigermaaßen ſchadlos gehalten, und alle guten Seelen, alle Rechtgläubigen mit ihm innigſt erfreut wurden; man hörte: „daß der König der Inſel Bazan in Afrika mit ſeinem ganzen Hauſe den chriſtlichen Glauben angenommen, und, um auch ſein geſammtes Volk unterrichten zu laſſen in dieſem heilig ſeligmachenden Glauben, bereits apoſtoliſche Männer vom Könige in Portugal verlangt habe; ferners, daß auch im Königreiche Perſien die alle Menſchen heilig und ſelig machen wollende Religion immer mehr und mehr Oberhand gewinne.“

In Frankreich zeigte ſich jetzt eine neue Art Verirrung des menſchlichen Verſtandes; aber eine Verirrung, die viel Erbauendes in ſich hatte, ein Irrthum ohne Hartnäckigkeit, alſo keine Ketzerey. Erhitzte Einbildungskraft, Schwärmerey, mißverſtandene Miſtik konnte man ſie nennen dieſe Geiſtesverſteigungen in jenen frommen, edlen, gutmüthigen, nur nach wahrer Vollkommenheit, nach Heiligſeyn trachtenden, nur in die Höhe immer noch höher ſich ſchwingen wollenden Seelen, die ſich damit endlich bis in eine Art Quietismus verirrten. Die erſten Spuren davon wurden in dem Buche des Pater Lacomb, eines Barnabiten, unter dem Titel: „Zergliederung des innerlichen Gebetes“ entdecket. Man kann darinn den Charakter des Molinos-ismus nicht verkennen; wiewohl ſich der Verfaſſer keineswegs in den Greuel des Molinos verliert. Dieſer überſpannte Geiſtlehrer hatte eine Schülerinn, die ihren Meiſter bald übertraf, und aus einer geiſtlichen Tochter, ſeine Mutter und Lehrerinn wurde. Dieß war Frau Johanna Maria Buvier do la Moth, die berühmte Madam Güyon, welche nach ihrer Art Bücher ſchrieb, eine kurze und leichte Anleitung zum beſchaulichen Gebete, und die Auslegung der geheimnißvol-

vollen hohen Lieder herausgab. Die Werke des Gewiſſensrathes ſowohl, als der geiſtlichen Tochter wurden, ſobald ſie öffentlich erſchienen, von dem Erzbiſchofe von Paris verdammet; nicht nur weil ſie die Andacht lächerlich machten, da ſie ſogar die Kinder von vier Jahren zum Betrachten fähig hielten, ſondern auch weil ſie weſentlichen Wahrheiten der Religion, und ihrer Grundfeſte, der Sittlichkeit einen Stoß gaben. Dieſe betrogenen Contemplanten glaubten aller äußerlichen Buße, jeder Andachtsübung, aller Regeln, ja aller auch nützlichſten Heilsmittel enthoben zu ſeyn. So groß dieſe Verirrungen immer ſeyn mögen, ſind ſie dennoch nichts gegen das, was in den ungedruckten Schriften dieſer neuen Schwärmerinn, und beſonders in den ſogenannten Strömen enthalten iſt. Hier lehret ſie: „daß der Schlüſſel zum innerlichen Leben eine vollkommene Verläugnung ſey, die ſich nichts vorbehält, weder Tod, noch Leben, weder Vollkommenheit, noch Heil, weder Paradies, noch Hölle. Gott entziehe manchmal einer vollkommenen Seele alle Gnade, alle Gabe und Tugend, ſo zwar, daß ſie zum Scheuſal der ganzen Welt wird; die Treue dieſer Seele beſtehe dann in dem, daß ſie ſich zertreten laſſe, und gleichſam verfaule, ja ſich nicht einmal beſtrebe, der Fäulniß vorzubeugen, oder ſie zu hindern; noch mehr, daß ſie, wenn ſie anfängt von dem Geruche, der ihre Fäulniß verräth, nichts mehr zu empfinden, darinn mit Vergnügen beharre, ohne Hoffnung, ſich je daraus erſchwingen zu können; und hier beginne die Vernichtung, worinn die wahre Vollkommenheit beſteht. Anſtatt ſich vor ihrem eigenen Elende zu entſetzen, und zu fürchten, ſich in ſo einem Stande zur heiligen Kommunion zu nähern, tritt ſie vielmehr, wie zu einer gemeinen Tafel hinzu, ſie bekümmert ſich nicht, ja ſie iſt froh, daß ſie Gott nicht mehr anſieht, und alle ſeine Gnaden andern mittheilet; mit einem Worte, ſie iſt dermaſſen in Gott verloren, daß ſie weder Gewiſſensangſt, noch Reue mehr fühlte.“ Und dieß iſt nur ein geringer Theil von dem, was in dem Buche,

che, die Ströme betitelt, enthalten iſt. Andere ungedruckte Schriften der Madam Güyon ſind wenigſtens mit Ungereimtheiten vollgefüllet. In ihrer Auslegung der heimlichen Offenbarung, einer Klippe, woran ſchon ſo viele geſcheitert haben, iſt ihre geringſte Verirrung, daß ſie eine Prophetinn ſeyn will. Nach dem Beyſpiele der heiligen Thereſia, mit welcher ſie von ihrem Gewiſſensrathe verglichen wurde, ſchrieb ſie noch aus Gehorſam ihre eigene Lebensgeſchichte; da wimmelt es wieder von neuen Offenbarungen, von neuen Ungereimtheiten. Sie ſah tief bis in das Innerſte der Seelen; ſie hatte über ſie, wie über die Leiber, eine wunderliche Kraft. „Das, was ich binden werde, (ſagte ſie) wird auch gebunden ſeyn; und was ich löſen werde, wird auch gelöſet ſeyn; ich bin jener durch das heilige Kreuz zugeſpitzte, und von den Baumeiſtern verworfene Eckſtein.“ „Sie war ſo voll der Gnaden für ſich, und für andere, daß ſie alle Augenblicke Gefahr lief, erſticket zu werden. Man mußte ſie eiligſt aufſchnüren, und hätte man ihr nicht Luft gemacht, würde ſie an der Stelle geſtorben ſeyn. Indeß war das ſicherſte Mittel, ſich ganz in der Stille an ihre Seite hinſetzen; dann geſchah aus dem göttlichen Behältniſſe ihres Herzens eine Ausſtrömung, der ſie mit Vergnügen entladen wurde, und ihre geiſtlichen Aufwärter, lauter Kinder der Weisheit, empfiengen von ihrer Mutter das Maaß der Nahrung, ſo einem jeden aus ihnen zukam.“ Was aber das Seltſamſte iſt, und in der moraliſchen Ordnung eben ſo ſehr, als in der phiſiſchen für ein Wunder gelten kann, iſt, daß dieſes unbegreifliche Weib, ungeachtet ihrer Schriften, wo Ausgelaſſenheit die Feder geführet zu haben ſcheint, nie Anlaß zum geringſten Verdacht in Rückſicht ihrer Sitten gegeben; und daß ſie ſo viele Ungereimtheiten ausgehecket, auf die Welt gebracht hat, worinn doch ſo viel Geiſt herrſchet, als je ein Weib gezeiget hatte. Alle, die ſie gekannt haben, geſtehen: „daß es faſt unmöglich iſt, davon mehr zu haben, und daß Niemand von göttlichen Dingen beſſer zu ſprechen wußte.“ Ein

einziger Zug, nämlich die Hochachtung, in welcher ſie bey auch ſchönſten Geiſtern ſtund, machet hier einen Beweis, der alle andere erläßt. Rechtſchaffene und gelehrte Männer, Leute, die ſie anrühmten, und nur mit harter Mühe von ihren Vorurtheilen zurückkamen, ſetzen ſie in die Zahl jener geiſtreichen Perſonen, welche für ſich Geſchicklichkeit haben, aber unfähig ſind andere zu unterrichten, und die mehr in den Ausdrücken, als in den Geſinnungen geirret haben. In der That wurde Jedermann mit der Zeit überzeuget, daß ſie die erſte getäuſchet war, und nie gedacht habe, Jemanden zu täuſchen. So groß auch das Verdienſt derjenigen war, welche ſich durch die Reize ihres Verſtandes blenden ließen, weckte ſie dennoch bey angeſehenen und recht berühmten Männern Verdacht. Als ihr das Gerüchte davon zu Ohren gekommen, entdeckte ſie ihren Kummer dem Abbe von Fenelon, in den ſie ein ganz beſonderes Vertrauen ſetzte. Dieß war nicht die einzige Perſon vom Rang und Verdienſte, mit der ſie in großer Verbindung ſtund. Sie wußte auf gleiche Art die vornehmſten Perſonen ihrer Zeit einzunehmen; und ſie hatte alles für ſich, was immer an dem Hofe Ludwig d. XIV. angeſehen und geſchätzet war.

Johanna Maria Buvier dö la Moth, Tochter eines Edelmannes aus Gaſtinä, und Gemahlinn des Herrn Güyon von adelicher Geburt, war im zwey und zwanzigſten Jahre ihres Alters Wittwe geworden. Feſt entſchloſſen, ungeachtet ſie Vermögen, Schönheit, viel Geiſt, und den liebenswürdigſten Charakter beſaß, keine zweyte Heirath einzugehen, wollte ſie ihr von Natur aus empfindſames Herz ganz in Gott verſenket haben. Kurz nach dem Tode ihres Gemahls that ſie in ihren Angelegenheiten eine Reiſe nach Paris; dort machte ſie unter andern Bekanntſchaft mit Herrn von Aranton, Biſchof von Genf, dem vierten Nachfolger und getreuen Nachahmer des heiligen Franz von Sales. Auf den Vorſchlag dieſes Prälaten, ſich in ſein Biſthum zu begeben, und dort mit einigen frommen Damen an dem

Unterrichte der neuen Katholikinnen zu arbeiten, hat ſie ſich ihres Vermögens zum Beſten ihrer Kinder, mit Vorbehalt einer geringen Penſion, entſchlagen, und dem überläſtigen Amte unterzogen. Doch die Zerſtreuungen, welche mit der Würde einer Vorſteherinn, womit man ſie bekleiden wollte, verbunden waren, brachten ſie bald wieder davon weg; aber allzu ſpät, weil ſie ſchon an den Lehren des Pater Lacomb, welcher Gewiſſensrath dieſer Gemeinde war, ihr Behagen gefunden hatte. Sie begab ſich zu den Urſulinerinnen nach Tonon, und, nachdem ſie ſelbe eine Zeitlang durch ihr Beyſpiel, durch ihren Hang zum Gebete, durch ihr einſames Leben erbauet, gieng ſie zu einer ihrer Freundinnen nach Grenobl; und dann nach Verzell, wohin ſie der Biſchof, der eine beſondere Hochſchätzung gegen ſie hegte, oft eingeladen hatte. In den ſechs Jahren, die ſie in dieſen verſchiedenen Aufenthalten zubrachte, wurde ſie meiſtens von dem Pater Lacomb begleitet, und ſchrieb ihre geiſtreichen Werke. Endlich da ſich weder ihre Leibesbeſchaffenheit, noch ihre ſittliche Lage mit der dicken Luft von Vercell zu vertragen ſchien; riethen ihr die Aerzte, daß ſie nach Frankreich zurückkehrete; und ſie kam wieder nach Paris. Der Ruf von ihren Schriften war ſchon vorausgegangen; und man ſchöpfte aus denſelben ſo gründliche Vorurtheile wider ſie, daß ſie daſelbſt ſogleich bey ihrer Ankunft angehalten, und in ein Kloſter geſtecket wurde. Der Erzbiſchof verhörte ſie ſelbſt, und ließ ſie mehrmals von geprüften Männern verhören; aber man entdeckte in ihr eben ſo viel Unterwürfigkeit, als Unſchuld. Und da andererſeits die Nonnen allen ihren Tugenden, von denen ſie mit Verwunderung ſprachen, ein unverwerfliches Zeugniß gaben, nahm ſich Madam von Mäntnon ihrer bey dem Könige an, und verſchaffte ihr eine völlige Freyheit. So gelangte ſie, ſelbſt durch ihre Erniedrigung, zu einer noch größern Hochachtung, und erwarb ſich dadurch den mächtigſten Schutz. Während ihres erſten Aufenthaltes in Paris machte ſie Bekanntſchaft

mit

mit der Herzoginn von Bethün, einer Dam von vielem Verſtande, und großer Frömmigkeit, bey der ſich alles ſammelte, was immer ſowohl in der Stadt, als an dem Hofe durch dieſe zwo Eigenſchaften empfehlungswürdig war. Hier war es, wo ſich zwiſchen ihr und den Herzogen von Schevrös und Bowillier, und vorzüglich zwiſchen dem Abte von Fenelon, damaligen Lehrmeiſter der königlichen Prinzen, die enge Verbindung ſchloß. Fenelon, dieſe ſo reine und edle Seele, gab ſeinen ganzen Beyfall den hohen Begriffen, welche ſich Madam Güyon von Gott, und noch mehr von der reinen unzertheilten Liebe gegen das unendlich liebenswürdige Weſen gemacht hat. Deſſenungeachtet fuhr man fort, ihre Lehre zu verſchreyen; und malte ſelbſt ihre Perſon mit den häßlichſten Farben. Man drohte dem Reiche mit einer neuen Sekte, welche an Greuel und Schandthaten den alten Gnoſtikern gliche; und die, welche am meiſten dieſe Gerüchte ausſtreuten, thaten dieß mit alle der Hitze, die im Stande war, beyde Mächte ganz auf dieſen Gegenſtand hinzureißen, und alle ihre Aufmerkſamkeit und Thätigkeit zu beſchäftigen.

Madam Güyon, um dieſe ärgerlichen Gerüchte, wenn es möglich wäre, zu zerſtäuben, beſchloß, auf Einrathen des Herrn von Fenelon, ihre Weiſe zu bethen, und alle ihre Schriften dem Ausſpruche des Biſchofes von Moo zu unterwerfen. Dieſer Prälat nahm den Auftrag an; und ſie händigte ihm alle ihre theils gedruckten, theils ungedruckten Schriften ein. Man kann ſich vorſtellen, wie ſehr Boſſuet erſtaunte, als er, beſonders in der von ihr ſelbſt beſchriebenen Lebensgeſchichte jene Träumereyen las, die wir vorhin hörten. Er zweifelte keinen Augenblick, daß ſie in einer erbärmlichen Täuſchung ſtecke. In den nachher mit ihm gepflogenen Unterredungen geſtand ſie: „daß es gegen ihre Weiſe zu bethen wäre, Gott um etwas zu bitten.“ Worauf er ihr verboth, ſich den heiligen Sakramenten zu nähern; aber ſie bewies ſo viel Demuth und Unterwerfung, daß dieſes Verboth ſeine Wirkung nicht hatte.

te. Indeſſen verlangte ſie, daß Herr von Noallá, damals Biſchof von Schalon, der in großem Ruf der Frömmigkeit ſtund, und Herr Tronſon, oberſter Vorſteſter des Seminariums zu St. Sülpiz, dem Biſchof von Moo beygeſellet wurden, um über die Punkte, worüber man ſie des Irrthumes beſchuldigte, zu entſcheiden. Mittelſt der Madam von Mäntnon wurde auch Herr von Fenelon dazu gezogen. Vermuthlich haben es die Freunde der Madam Güyon ihr zu verſtehen gegeben, daß, nachdem ſie den Biſchof von Moo zu ihrem Richter gewählet hatte, es die Klugheit fordere, ſich in dieſem Stücke nicht einzig und allein auf das Urtheil eines Prälaten zu berufen, welcher ſich mehr, als einmal vor der ganzen Sorbonne wider die reine Liebe, die er als ein Unding anſah, erkläret hatte, weil er der Meynung war, daß ſich in alle Handlungen des menſchlichen Herzens Eigennuz miſche. In den erſten Zuſammentretungen, die bey dieſer neuen Unterſuchung zu Iſſi nicht weit von Paris gehalten wurden, bekannte Boſſuet: „daß er ſich auf die myſtiſchen Bücher wenig verſtehe, indem es ſeine Umſtände gefüget hätten, ſich mehr auf das Dogma und die Controverſen zu legen." Er bat den Herrn von Fenelon, der in dieſem Fache ſehr bewandert war, aus denſelben Auszüge zu machen, und ſie der Commiſſion vorzulegen. Der fromme Abbe unterzog ſich gerne dieſem Auftrage, nicht, um die Schriften der Madam Güyon zu vertheidigen, woran er nur ihre perſönliche Frömmigkeit ſchäzte, ſondern aus Eifer für das beſchauliche Leben, für welches er bey dieſem Gelärme äußerſt beſorgt war. Die Richter ſezten Anfangs gewiſſe eigene Grundregeln feſt, um dieſen Gegenſtand deutlich auseinander zu ſetzen, den wahren Geiſt von dem falſchen zu unterſcheiden, und vor den Täuſchungen zu warnen, die in der Uebung des beſchaulichen Lebens immer zu fürchten ſind. Dann ſchritten ſie zur Unterſuchung der vorgelegten Schriften, worinn ſie viele Dinge zu tadeln fanden; aber die Beklagte rechtfertigte ſich gegen alle Einwürfe durch katholiſche Aus-

legung auch der verwerflichſten Stellen, und vor allem durch eine Aufrichtigkeit und Unterwerfung, die an ihrer Redlichkeit nicht zweifeln ließen. Sie thaten alſo den Ausſpruch: „daß ſie, wenn ſie in den Ausdrücken gefehlet, in dem Glauben untadelich, und beſonders von jenen Abſcheulichkeiten, die man dem Molinos und ſeinen Schülern vorgeworfen hat, weit entfernet wäre.“ Sie wollten alle dieſe tiefen und ſchweren Gegenſtände auf einige beſtimmte Artikel bringen, um den Irrthum, unbeſchadet der wahren Grundſätze des beſchaulichen Lebens, zu beſchämen. Dieſe Artikel, vier und dreyßig an der Zahl, enthalten im Weſentlichen folgendes: „daß jeder Gläubige in jedem Stande verbunden ſey, die theologiſchen Tugenden zu üben; einen ausdrücklichen Glauben über die vornehmſten Wahrheiten des Chriſtenthumes zu erwecken; ausdrücklich ſein ewiges Heil, die Nachlaſſung der Sünden, die Gnade, derſelben keine mehr zu begehen, die Kraft und Stärke wider die Verſuchungen, die Beharrlichkeit im Guten, und die Vorſchritte auf dem Wege der Vollkommenheit, die immer wachſen kann, zu wollen und zu begehren; es ſey niemals erlaubet, gegen das Seelenheil, oder was immer einen Bezug darauf hat, gleichgiltig zu ſeyn; die oben angeführten Handlungen benehmen nichts dem Stande der höchſten Vollkommenheit; und um ſie auszuüben ſey es nicht nöthig, auf eine außerordentliche Einſprechung zu warten; indem der Glaube nebſt dem gewöhnlichen Beyſtande der Gnade dazu hinlänglich ſey; bey dem erhabenſten Gebete ſeyen zwar dieſe Handlungen in der Liebe enthalten; aber nur in ſo weit ſie alle Tugenden belebet, und ihre Ausübung erleichtert, nicht, daß ſie dieſelben überflüßig macht. Die Betrachtungen über ſich ſelbſt, über ſeine innerlichen Handlungen, über die Gaben des Himmels, und deren Gebrauch, da ſie von den Apoſteln und den größten Heiligen ſind ausgeübet worden, ſollen von allen Chriſten, auch von den vollkommenſten angeſtellet werden; die äußerlichen Kaſteyungen ſeyn allen Gläubigen, zu welcher Vollkommenheit

ſie

ſie ſich immer mögen erſchwungen haben, nützlich, ja ſie ſeyen ihnen oft nothwendig; das immerwährende Gebet beſtehe nicht in einer einzigen und ununterbrochenen Handlung, ſondern in einer gewiſſen Gemüthsbeſchaffenheit, alles das zu thun, was Gott gefällig iſt, und nichts zu thun, was Gott misfällt; es gebe keine andere Ueberlieferungen von einer ſichern Gewißheit, als die, welche von der ganzen Kirche anerkannt werden; das Gebet, welches in der bloßen Gegenwart Gottes, oder in der Ruhe in Gott beſteht, ſey nicht zu verwerfen, noch andere außerordentliche Weiſen zu bethen, die von den Geiſteslehrern gutgeheißen ſind; auch die nicht, wo ſich die Seele bloß leidend verhält; man könne aber doch ohne dieſe zu einer großen Heiligkeit gelangen; und man müße nicht glauben, daß der Stand der Vollkommenheit an ein gewiſſes Gebet, und noch viel weniger, daß die Gabe der Prophezeihung, oder das Privilegium des Apoſtelamtes an einen gewiſſen Grad des Gebetes und der Vollkommenheit gebunden ſey; es ſey eine gefährliche Verirrung, die Geheimniſſe Jeſu Chriſti und die gemeinen Wahrheiten des Glaubens von dem beſchaulichen Gebethe auszuſchließen; endlich ſeyen die außerordentlichen Wege gar ſeltſam, und immer der Prüfung der geiſtlichen Obrigkeiten unterworfen, um ſo mehr als die Täuſchungen darinn ſehr zu befürchten ſind."

Die Unterſuchung der zu gewagten neuen Geiſtes-Lehre währete beynahe acht Monate; und Jedermann erwartete den Ausgang mit Ungeduld und Neugier. Endlich den 10. März des Jahres Chriſti 1695 wurde das Urtheil und die vier und dreyßig Artikel von den Kommiſſären, und auch von Fenelon unterzeichnet. Fenelon war den vorigen Monat Februar zum Erzbisthume von Cambrá erhoben; und Boſſuet wollte ihn weihen, um dem Publikum zu zeigen, daß die Verſchiedenheit der Meynungen, die zwiſchen ihnen obwaltete, ihre Verbindung nicht getrennet habe. Während der Unterſuchung hatte ſich Madam Güyon freywillig auf ſechs Monate nach Moo in das Kloſter der Saleſianerinnen

begeben, wo ſie keinen andern Umgang pflog, als mit zwo Nonnen von geprüfter Weisheit, und mit dem Gewiſſensrathe, den ihr der Biſchof ſelbſt gegeben hatte. Uebrigens beſuchte ſie der Prälat oft in der Zwiſchenzeit der Conferenzen, ſchrieb ihr, wenn er abweſend war, und empfieng ſtets ihre Antworten. In allen dieſen Umſtänden gab ſie immerfort überzeugende Beweiſe ihres redlichen Herzens, einer Beſcheidenheit, die keines Stolzes fähig war, und des aufrichtigen Verlangens, von einem ſo großen Manne belehret zu werden. Sobald man ihr das Urtheil der Kommiſſarien vorgeleget hatte, unterzeichnete ſie es ohne die geringſte Einwendung; eben ſo willig unterſchrieb ſie die Cenſuren, womit die Biſchöfe von Schalon und Moo ihre Bücher belegten. Sie machte ſelbſt ihre Unterwerfungsakte unter der Anleitung des letztern; alles was ſie ſich hinzuzuſetzen erlaubte, war, daß ſie nie die Abſicht gehabt hätte, etwas zu behaupten, was dem Geiſte der katholiſchen Kirche zuwider wäre. Sie betheuerte: „daß ſie ſich der Kirche jederzeit unterworfen habe, und auch jederzeit unterwerfen werde.“ Ueber dieſe ſo erbaulichen Aeußerungen verſicherte ſie der Biſchof von Moo durch ein ſchriftliches Zeugniß: „daß ſie auf keinerley Art von den abſcheulichen Irrthümern des Molinos beſtrikt; und daß er mit ihrem Betragen vollkommen zufrieden wäre.“ Auch die Vorſteherinn der Saleſianerinnen ſammt ihren Nonnen gaben ein ſchriftliches Zeugniß, worinn ſie ſagen: „daß ſie, anſtatt in ihrem Hauſe irgend eine Unruhe verurſachet zu haben, dasſelbe vielmehr durch ihren Wandel, durch ihre Geſpräche ungemein erbauet, daß man an ihr Geduld, Selbſtverläugnung, Sanftmuth, Demuth, ja Einfalt, und die größte Achtung alles deſſen, was den Glauben angeht, wahrgenommen habe.“

Nach ſolchen Prüfungen, und mit ſolchen Zeugniſſen verſehen, dachte Madam Güyon wohl nicht, daß neue Stürme wider ſie losbrechen ſollten. Aber durch ihre Unterwürfigkeit gegen die Stimme der Hirten hat ſie ſich viele bekannte Sektirer, die von ihr ganz was an-

anders verlangten, und vielleicht auch gehoffet hatten, zu Feinden gemacht. Eine ſo erbauliche Unterwerfung war mit ihrer Hartnäckigkeit allzu ſehr im Gegenſatz, als daß ſie ihnen nicht misfallen, ihre Galle nicht rege werden ſollte; und die Beſorglichkeit des Hofes in Anſehen des neuen Quietismus war ihrer damaligen Lage ganz und gar willkommen. Doch dem ſey, wie ihm wolle; kaum hatte Madam Güyon ihre Einſamkeit zu Moo verlaſſen, feſt entſchloſſen, wo immer ein einſames Leben zu führen, als man ſie beſchuldigte, daß ſie wieder anfange, ihre Lehre zu verbreiten. Auf dieſe Anklage bemächtigte man ſich ihrer Perſon aufs Neue. Man erlaubte ihr ſich nach Bloa zu begeben. Aber vor ihrer Abreiſe verlangte Herr von Noalliä, der vor Kurzem von dem Bisthume zu Schalon, auf das Erzbisthum zu Paris war übertragen worden, von ihr eine neue Unterwerfungsakte. Sie gab ſie ohne Bedenken; und ſie betheuerte darinn: „daß ſie nie geſinnt geweſen, irgend einen der Irrthümer, die in ihren Schriften enthalten wären, zu behaupten, und daß ſie gar nicht geglaubet habe, daß ſich Jemand dieſen ſchlimmen Gedanken ſollte auch nur einfallen laſſen können.“

Um eben dieſe Zeit erſchien mitten in Rom eine ganze Geſellſchaft Schwärmer, derer Glieder ſich die „apokalyptiſchen Ritter“ nannten. Auguſtin Gabrino von Brescia ließ ſich bald den Monarchen der Dreyeinigkeit, bald den Fürſten von der Zahl ſieben nennen. An dem Palmſonntage, als er ſich in der Kirche befand, und die Antiphon: „Quis est iste Rex Gloriae;“ „wer iſt dieſer König der Herrlichkeit,“ ſingen hörte; lief er mit bloßem Degen den Sängern zu, und ſchrie: „ich bins, ich bins.“ Man hielt ihn mit Recht für wahnſinnig, und ſperrte ihn ein, ohne Lärm zu machen, oder nach Irrthum, Ketzerey zu ſchreyen. Indeſſen waren der apokalyptiſchen Ritter ſchon vierzig an der Zahl; ſie trugen an ihren Kleidern und Mänteln Ordenszeichen, nämlich einen Commandoſtab und einen Säbel, kreuzweiſe übereinander gelegt, nebſt einem Sterne

ne und den ſtrahlenden Namen der Erzengel Michael, Gabriel, Raphael. Sie ſagten: „Wir ſind erwecket, die Kirche wider den Antichriſt zu vertheidigen, welcher ſchon bereit ſtünde, ſich anbeten zu laſſen.“ Sie behaupteten wohl noch andere verderbliche Grundſätze, die um ſo gefährlicher waren, weil ſie ſelbe durch ihr Beſtreben allen Nothleidenden beyzuſpringen in Anſehen brachten. Nach der Verhaftnehmung ihres Oberhauptes entdeckte ein armer Holzhacker, der ſich in der Sekte anwerben ließ, alles, was er von ihren Geheimniſſen wußte. Man zog dreyßig dieſer Illuminaten ein, und der Reſt zerſtreuete ſich.

Das Jahr Chriſti 1696 begann mit Erleuchtung und Belebung ſolcher, die bisher immer noch in Finſterniſſen und in Schatten des Todes ſaſſen. Ein zu Wien gefangener türkiſcher Baſſa und ſeine Ehegattinn entſagten dem mahomedaniſchen Aberglauben, und ließen ſich taufen. Dieſem Beyſpiele folgten ein anderer Baſſa und deſſen Brüder, und ihr ganzes Haus, und eine große Anzahl ihrer Mannſchaft mit Weibern und Kindern. Ferners ein ſchismatiſcher Archimandrit, Theophilus, verließ die Spaltung mit vielen ſeiner ihm Untergebenen, alle kehrten zur Einen heiligen römiſch katholiſchen Kirche in voller Ueberzeugung wieder zurücke.

Schon ſeit längerer Zeit gieng Pabſt Innozenzius der XII. mit dem Gedanken um, die geiſtlichen Ordensſtände in ihre urſprüngliche Lebensordnung wieder mehr zurück zu weiſen; er hielt hierüber öfter Berathſchlagungen; endlich in dieſem Jahre Chriſti 1696 erließ er die Verordnung, durch welche alle Ordensgeiſtliche zum gemeinſamen Beyſammenleben, zur Armuth, zum Gehorſam, zur Haltung ihrer Gelübde und Ordensregeln wieder neuerdings ernſthaft angehalten wurden; und damit um ſo gewiſſer überall und allzeit dieſer ſo heilſamen päbſtlichen Verordnung nachgeachtet werden müſſe, wurde ein eignes Amt von drey Cardinälen niedergeſetzet, die dafür zu wachen und zu ſorgen Pflicht haben ſollten.

In

In dieſem Jahre wurde Cardinal, und — ſtarb Cöleſtinus Sfondrati; er war vorhin auf vielen und verſchiedenen Poſten im Reiche Gottes; Mönch zu St. Gallen in der Schweiz, Prediger, Beichtvater, Profeſſor der Welt- und Gottesweisheit an mehreren Orten, als Profeſſor des Kirchenrechtes zu Salzburg ſchrieb er auf Befehl ſeines Biſchofes gegen jene verrufene Sätze der Geiſtlichkeit in Frankreich ein überaus gründliches Werk: „das königliche Prieſterthum;“ es erſchienen in der Folge bald noch mehrere Schriften, philoſophiſche, theologiſche, und Erbauungs-Schriften. Von Pabſt Innozenzius dem XI. wurde der nun ſchon berühmte Cöleſtinus nach Rom verlangt, und mußte aus Gehorſam Biſchof werden. Nach dem Tode ſeines Abtes, des Fürſten von St. Gallen, wurde der Biſchof Cöleſtinus als deſſen Nachfolger einſtimmig erwählet; er kehrte alſo in ſein Kloſter wieder zurücke; jetzt war er wieder in ſeinem Element, ſein Fürſtenthum, ſein Vorzug, ſein Mehrſeyn, als alle andere Mönche, beſtund darinn, daß er mehr bethete, mehr betrachtete, mehr ſeinen Körper abtödtete, mehr in ſtrenger Haltung auf Kloſterzucht, in Ausübung aller Mönchstugenden allen als Muſter, wie ein Licht, vorleuchtete; gegen Arme war er mehr verſchwenderiſch, als freygebig; den Kranken, den Sterbenden, ſelbſt den Siechen leiſtete er immer perſönlich ſelbſt alle mögliche leibliche und geiſtliche Liebsdienſte; er wollte immer allen alles, ſo viel er könnte, ſelbſt werden; und mußte nun auch noch werden, was er werden zu wollen wohl niemals dachte, mußte auf der Welt nun auch noch Cardinal werden, vor er in Himmel hinein durfte.

Kaiſer Leopold ſetzte noch immer fort ſeinen Krieg, und ſeine Siege gegen die Türken und gegen die mit dieſen Erbfeinden des Chriſtenthumes in Verbindung ſtehende Ketzer. Die Rebellen waren nun ſchon meiſtens geſchlagen, oder gefangen, und hingerichtet; was der Ketzer-Anführer Töckel durch ſeine Verrätherenen und Mitverſchwornen Schaden gethan, war nun ſchon wie-

wieder hereingebracht durch den durch mehrere Siege ſchon berühmt gewordenen Prinzen Eugen; dieſer konnte nun ſchon gegen Peterwartein vorrücken; und ſeit dem wurden die Türken mehrmal, und bedeutend geſchlagen; einmal beynahe ganz aufgerieben, ihr Verluſt nicht zu berechnen, den Ausgang der fürchterlichen Schlacht am 11. September des Jahres Chriſti 1697 beſchreibt die Geſchichte dieſes Krieges mit den Worten: „Nun wurde ſchon nicht mehr geſtritten, ſondern nur niedergemacht; der Vezier ſelbſt fiel einer der erſten, und mit ihm die vornehmſten Baſſa; die übrigen Heere drängten ſich jetzt zuſammen, verſperrten ſich ſelbſt die Brücke, Fußvolk und Reiter alles untereinander geſtoſſen; konnten nicht vorrücken, konnten nicht zurücke weichen, konnten nichts mehr, als erſchlagen und zuſammengehaut werden, oder vor Schrecken und Verwirrung ſelbſt zuſammenfallen, und der Zuſtand, der jetzt war, und mit jedem Augenblick gräßlicher ward, das Geſchrey und Geheul der Verwundeten und Dahinfallenden geht vollends über alle Beſchreibung. Das, was erbeutet wurde, war unzählbar; das Geſchütz, die Kriegskaſſe, Gezelte, Ochſen, Pferde, Kameele, Getreid ganze Wägen voll, eiſerne Ketten, Kriegsrüſtungen aller Art — alles, alles fiel den Siegern in die Hände; aber genügte den Siegern nicht; man wollte auch noch, und zwar dieß Jahr noch, — vorrücken.

Zu gleicher Zeit erfolgten die herrlichſten Siege auf Siege, und Eroberungen ganz anderer Art. — Siege über die Hölle, über ihre Finſterniſſe, über ihr Verderben, Eroberungen für das Reich Gottes, die noch viel rühmlicher, wenigſtens viel wichtiger waren, wie ſie auch die Unternehmer, die Helden, die Sieger mehr Mühe, mehr Anſtrengung koſteten, Hingaben und Aufopferungen, die der Sinnlichkeit mehr koſten, alles koſten, ihr alles und ſie ſelbſt hinwegnehmen. Auf den malabariſchen Küſten unternahmen es die Väter Hypolitus Deſideri, und Emanuel Freyre aus der Geſellſchaft Jeſu, den Glauben bis in dem entfernteſten Thibet jenſeits des

Kaukaſus zu predigen. Man mußte zu dieſem Ende vorerſt das ganze Reich des Mogols durchreiſen, welches eine Zeit von vier und zwanzig Tagen erforderte, ehe man bey dem Fuße des berufenen Gebürges anlangte, wo unſere Reiſende mit einem Male aus der Hitze eines brennenden Erdſtriches in eine ſo durchdringlich kalte Luft verſetzet wurden, daß ſie nichts dergleichen je gefühlet hatten. Aber da Berge auf Berge gethürmet ſtunden, und wenn man einen erklettert hatte, welcher bis an die Wolken zu reichen ſchien, ſich hinter ihm ein anderer von größerer Höhe fand, auf den ein dritter noch erhabnerer, und ſo weiter folgte, daß man die Hoffnung, einmal das Ende zu erreichen, hätte verlieren ſollen; wurde auch die Kälte unerträglicher, je höher man ſtieg. Endlich langten ſie auf der Spitze des Gebirges an, welche die benachbarten Heiden Pirpangial nennen, deren Aberglaube, wie es die Miſſionarien dünkte, ihren Urſprung von der Fabel des Prometheus und ſeines Geyers genommen haben durfte, welcher auf dem Kaukaſus deſſen immer wieder nachwachſendes Eingeweide zerfrißt. Sie brauchten ganze zwölf Tage, um dieſe Kette von Bergen zu überſteigen, bey ſteter Gefahr, entweder in Abgründe zu ſtürzen, oder von den Bächen, welche zwiſchen den Bergen hinſchießen, fortgeriſſen zu werden; und noch ließ ſich kein Thibet ſehen, ſondern erſt in der Stadt Cachemir, welche auf einer großen und ſchönen Ebene liegt, die ſehr reizend gegen die kahlen Felſen des ſchauerlichen Gebirges abſticht, und noch zu Mogols Reiche gehört, vernahmen ſie, daß es ein doppeltes Thibet gebe. Das kleinere, Baltiſtan genannt, liegt gegen Weſten, das große, oder Buton, gegen Nordoſten. Im kleinern herrſcht Mahomeds Sekte; und weil das Evangelium unter den Mahomedanern ſtets größere Hinderniſſe findet, als bey den Heiden, ſtunden die Miſſionarien keinen Augenblick an, ſich nach Buton zu wenden, und dieſes rauhe und unfreundliche Land dem reizenden und fruchtbaren Aufenthalte von Baltiſtan vorzuziehen. Hier fanden ſie Gelegenheit zur

Ge=

Genüge, ihre Begierde nach Kreuz zu erſättigen. Nach ſechs oder ſieben Tagreiſen, die eben nicht ſehr mühſam waren, mußten ſie beynahe ſechs Wochen lang bey häufigem Schnee, bey einer unausſtehlichen Kälte, und den heftigſten Winden für die Bequemlichkeit der erſtern Tage büßen. Vom Berge Cantel an, welcher ſich in der Höhe mit den Cordeilleres in Peru meſſen darf, und wo eigentlich das Großthibet anfängt, bis in die Feſtung Ladak, wo der König Hof hält, geht der Weg zwiſchen Bergen, oder kahlen Felſen hin, welche über einander emporragen, und ſo nahe beyſammen ſtehen, daß kaum die reißenden Bäche, welche ſich von ihren Höhen mit ſchrecklichem Gebrülle herunter wälzen, Raum genug finden, ſich durchzuzwängen. Man kann weder über den Rücken des Felſengebirges, noch an ſeinem Fuße durchkommen, ſondern man muß an der Seite über einen ſchmalen, fußbreiten Steig wegklettern, wo man bey einem Fehltritte ohne Rettung in Abgründe ſtürzen würde, über deren Anblick allein es dem Herzhafteſten ſchauert. Man ſieht nirgend einen Baum, oder eine Staude, an die man ſich halten könnte, ja nicht einen Halm von Kräutern oder Graſe. Will man, um einen neuen Berg zu beſteigen, im Thale über die reißenden Bäche ſetzen, ſo findet man keine andere Brücken, als von einem Felſen zum andern geſpannte Seile, über welche Baumäſte befeſtiget ſind, unter welchen die ſchäumenden Wellen mit fürchterlichem Getöſe pfeilſchnell wegſchießen, weßwegen ſie Niemand, als angewöhnte Waghälſe, ohne ſchwindelig zu werden, betreten kann. Bey allen dieſen Beſchwerlichkeiten findet man keine andere Nahrung, ſeine Kräfte zu erholen, als Mehl von Sattu, einer Art Gerſten, daraus man eine Suppe kocht, und bedarf man einer Ruhe, ſo muß man ſie unter freyem Himmel auf der Erde, oder wohl gar im Schnee, oder auf dem Eiſe nehmen.

Die Einwohner von Großthibet nahmen die Miſſionarien freundlich auf, und ſo roh auch ihre Sitten waren, ſo ſchienen ſie doch von einer ſanften und geleh-

rigen Gemüthsart, und bey all ihrer Unwiſſenheit wi- tzig, und viel weniger abergläubig, als die Abgötterer Aſiens zu ſeyn. Sie verwerfen die Seelenwanderung, welche doch bey den übrigen Indianern in ſo großem Anſehen ſteht, und die Vielweiberey iſt unter ihnen nicht üblich. Ihre Prieſter, oder Lamas, die Staatsmini- ſter, und der König ſelbſt behandelten die Glaubenspre- diger mit Achtung, und ſelbe beſchloſſen wirklich, die günſtigen Umſtände zu benutzen, und mit der Verkün- digung des Evangeliums den Anfang zu machen, als ſie von einem dritten Thibet reden hörten, wo beynahe ein ewiger Winter herrſchete, die Spitze der Berge das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedecket, und weder Fruchtbäume, noch außer Gerſten und etwas Korn ein anderes Getreid zu ſehen wäre. Eine ſo traurige Aus- ſicht ſchreckte die Diener des Evangeliums nicht zurück; ja ſie belebte im Gegentheile die freudige Hoffnung zwi- ſchen Thibets dürren Felſen recht viele Früchte zu ärn- ten. Neben dem, daß die Abſicht ihrer Miſſion war, den Namen Jeſu Chriſti in dem entfernteſten Thibet zu predigen, ſo hielten ſich auch in jenem Theile, wo ſie ſich gegenwärtig fanden, wegen des ergiebigen Woll- handels, welcher daſelbſt ſtark getrieben wird, ſehr viele Mahomedaner auf, von denen ſie aus Haſſe des chriſtli- chen Glaubens ſchon waren mißhandelt worden, und von denen ſie die größten Hinderniſſe für die Miſſion befürchten mußten. Sie hatten alſo, um ihren Zweck zu erreichen, noch eine ſechsmonatliche Reiſe zwiſchen Bergen, Eis und Schnee bis gegen Laſſa, der Haupt- ſtadt des dritten Thibets, zu machen, welche von Pekin, der Reſidenz des chineſiſchen Kaiſers, nur mehr einen Weg von vier Monaten entlegen iſt. Sie wurden von dem Könige und vom Volke eben ſo freundlich, wie in Großthibet bewillkommet. Ja der erſte Miniſter machte ihnen nach dem Aufenthalte einiger Tage freundſchäftli- che Vorwürfe: „daß ſie ſich vor dem Könige noch nicht geſtellt hätten.“ Pater Deſideri entſchuldigte ſich da- mit: „daß er mit keinem anſtändigen Geſchenke, das er

doch

doch nach der Sitte des Landes darbringen ſollte, für einen ſo großen Fürſten, verſehen wäre." Auf weiters Andringen des Miniſters gieng er endlich mit einigen europäiſchen Kleinigkeiten nach dem Pallaſt, über welche der König ſo großes Wohlgefallen äußerte, daß er andere, weit beträchtlichere Geſchenke, die man ihm dargebracht hatte, kaum eines Blickes würdigte. Er hieß den Pater ſich zu ſeiner Seite ſetzen, und beſprach ſich beynahe zwo Stunden mit ihm, ohne mit ſonſt Jemanden ein Wort zu reden. Bey ſo erfreulichen, einladenden Ausſichten verweilten die Abgeordneten des Herrn, die von ihm geſchickten Menſchen-Fiſcher nicht lange, in ſeinem Namen ihre Netze auszuwerfen, ihre apoſtoliſche Arbeit zu beginnen, die Gnaden-Thore, den Eingang ins Reich Gottes zu eröffnen, und — ſie eroberten.

Auch unter dem kalten Erdſtriche von Labrador, und Canada machte um eben dieſe Zeiten der heilige, heilig- und ſelig machende Glaube unter den wildeſten Barbaren, den Esquimaux, Huronen, Algonkinen, und Abnakis und von Norden nach Süd-Weſten zu bey den Illineſern, den Miamis, und unzählbaren andern Völkern, welche kaum dem Namen nach bekannt ſind, die wunderbarſten Fortſchritte. Und dieſe Leute, welche noch als Ungläubige von Menſchen weiter nichts, als die äußere Geſtalt hatten, und ſich thieriſchen Ausſchweifungen überließen, wurden, ſobald ſie durch die Taufgnade wieder gebohren waren, ganz neue Menſchen von einer ſo vollkommenen und allgemeinen Unſchuld der Sitten, daß ſie der größere Theil unter ihnen mit ſich ins Grab brachte. Neben dieſer Unſchuld hatten ſie eine gründlich, und wohl übernatürlicher Weiſe aufgeklärte Anhängigkeit an den katholiſchen Glauben, welches man für eines der größten Wunder halten kann; daher kam jene Standhaftigkeit, mit der ſie die vortheilhafteſten Anträge der Engländer ihrer Nachbarn, um mit ihnen zu handeln, und ſo, wie ſie, zu glauben, verworfen haben. Nur der heilige Geiſt konnte dieſem rohen Volke die Vorwürfe in den Mund gegeben haben, welche ſie

wirk-

wirklich dieſen läſtigen Afteraposteln machten, daß nämlich eine Religion ohne Jungfrauſchaft, ohne Prieſterthum, ohne Sakramente, und beynahe ohne Gottesdienſt nicht viel beſſer wäre, als ihr alter Unglaube. Vorzüglich die Illineſer zeichneten ſich nach ihrer Bekehrung zum Chriſtenthum, in chriſtlichen Kenntniſſen, in Gottes- und Heils-Gelehrtheit beſonders aus, und konnten recht vollſtändig in den Geheimniſſen und Pflichten des Chriſtenthums unterrichtet werden; die Geſchichten des alten und neuen Bundes wurden ihnen gar bald geläufig. Man verfaßte für ſie in ihrer Sprache einen vortrefflichen Kathekismus, eine Sammlung von Gebethen, ſammt der Weiſe, dem heiligſten Meßopfer mit recht vielem Nutzen beyzuwohnen, ſelbes mitzuopfern; die heiligen Sakramente recht heilſam zu empfangen, und alle ihre Werke chriſtlich, gottesdienſtlich, und ſo verdienſtlich zu verrichten; und dieſe Unterweiſungen wurden durch tägliche Wiederholungen, ihrem Gedächtniſſe, und noch tiefer ihren Herzen eingepräget, und ganz eigen.

Auch bis in Kalifornien, welches Amerika gegen Weſten begrenzet, und von dieſer Endſeite der Welt beynahe abgeriſſen iſt, drang das Licht des Evangeliums vor, welches dieſem Lande die Jeſuiten Piccolo und Salvatierra anzündeten. Auf den erſten Anblick dieſer Fremdlinge ſchickten ihnen die Einwohner, welche glaubten, man wolle ihnen die Perlenfiſcherey rauben, welche in dieſen Gegenden ſehr ergiebig iſt, einen ganzen Hagel von Pfeilen und Steinen entgegen, darunter ſie ohne beſondern Schutz des Himmels wohl würden erlegen ſeyn. Dieſe Völker, welche bey einem lebhaften Geiſte und geſunder Beurtheilungskraft die Gründe leicht begreifen, die man ihnen vorhält, und wenn man ſie überzeugt, der erkannten Wahrheit mit Gelehrigkeit folgen, liefen, ſobald man ihnen die Albernheiten der Abgötterey vorgehalten, und eine ewige Glückſeligkeit, die man ihnen verſchaffen wollte, verſprochen hatte, haufenweiſe herbey, um die heilige

Taufe zu begehren, und wohnten den Unterweiſungen mit ſeltener Aemſig- und Aufmerkſamkeit bey. Aber ihr angeborner Leichtſinn machte, daß man ſie zwey volle Jahre im Stande der Täuflinge prüfte, mehrere Kinder ausgenommen, welche den Miſſionarien beynahe nie von der Seite kamen, und ihnen unter ſo häufigen Thränen um die Taufe anlagen, daß es unbarmherzig geweſen wäre, den guten Seelen dieſe Gnade zu verweigern. Auch einige Kranke, und Greiſen wurden aus Furcht eines unverſehenen Todes getaufet. Indeſſen vertheilten ſich die zween Glaubensprediger in dieſer großen Halbinſel. P. Salvatierra wendete ſich gen Oſten, und P. Piccolo ſchlug den Weg gen Weſten ein, um alle zerſtreuten Schaafe, welche ſie zur Heerde des göttlichen Hirten ſammeln könnten, auszuſpüren. Nicht ohne innigen Schmerz ſahen dieſe Männer Gottes eines der ſchönſten Länder unter der Herrſchaft des Teufels. Es giebt in Kalifornien unermäßliche Ebenen, die anmuthigſten Thäler, vortreffliche Weiden zu jeder Jahrszeit, waldige Berge, friſche Waſſerquellen, fiſchreiche Bäche und Flüße. Der Boden iſt ſo fruchtbar, daß an manchen Orten viele Bäume und Stauden dreymal des Jahres tragen. Das Land iſt ſtark bevölkert. Man hat hier nichts von herumſchweifenden Wilden zu fürchten. Häuſer haben ſie nicht; bey Tag ſchützen ſie ſich unter dem Schatten der Bäume; Nachts, und bey ſchlimmen Wetter nehmen ſie Decken aus Baumblättern über ſich her. Im Winter ſind Höhlen ihre Zufluchtsorte. Ihre meiſte Beſchäftigung beſteht darin: daß ſie Wolle ſpinnen, die ſie aus der Hülle gewiſſer Früchte ſammeln, oder ſie verarbeiten die lange Faſer großer Kräuter, die ihnen die Natur, ohne Mühe und ohne Koſten zu haben, darbiethet.

In fünf Jahren ſtifteten die zween Glaubensprediger drey Miſſionen, und zur vierten war der Grund wirklich geleget. Die erſte hieß: Unſere Frau von Loreto, und enthielt neun: die vom heiligen Xavier eilf, und die von der ſchmerzhaften Mutter nur drey Völkerſchaften, oder Dorfgemeinden, welch letztere aber außerordentlich

zahl-

zahlreich waren. Die vierte vom heiligen Johannes zählte ſchon fünf, ohne die zwo neu entdeckten Gemeinden zu rechnen, und man gab ſich mit ihrem Unterrichte unermüdet ab. Dieß war die Arbeit von fünf Jahren, an deren Ende man den zween apoſtoliſchen Arbeitern neue Gehilfen ſchicken mußte, da ihre Kräfte die Menge der Glaubensneulinge ſchlechterdings nicht mehr hinreichten. Weil aus eben der Urſache die Anfangs errichteten Kapellen für die zahlreichen Chriſten nicht geräumig genug waren, baute man große Kirchen aus Mauerſteinen, und deckte ſie anſtatt der Ziegel mit Schindeln.

In eben dieſem Jahre Chriſti 1697 machte das Evangelium an dem andern Ende der neuen Welt, aber auf eine noch weit unerwartetere Weiſe, ähnliche Fortſchritte. Inſonderheit war die Bekehrung der Caniſier anſchaulich und ausſchlüßlich das Werk der Hand Gottes. Dieſe grimmigen Barbaren, welche ſich in die unzugänglichen Wälder und Gebirge des entfernteſten Peru verkrochen hatten, waren ohne Aberglaube und ohne Religion, und betheten weder Gott, weder den Teufel, noch ſonſt irgend ein Geſchöpf an, ob ſie ſich ſchon ganz beſondere Begriffe von dem höchſten Weſen machten. Sie giengen alle, ſowohl Männer als Weiber, gänzlich bloß. Man fand bey ihnen keine Spur von Geſetzen, keine Obrigkeit, keine bleibende Stätte, und keine andere Wohnung, als ihre Wälder, wo eine jede Mutter mit ihren Kindern ein abgeſondertes Lager, gleich den ungeſelligſten Thieren, hatte. Schon ihr grimmiger, und ſcheler Blick verrieth ihre ganze Wildheit. Sie lagen unabläßig gegen einander zu Felde, und fraßen die Gefangenen, ſo in ihre Hände fielen, beynahe lebendig auf.

P. Stanislaus Arlet wagte es, der Erſte ohne Gefolge, etliche bekehrte Indianer ausgenommen, die ihm zu Wegweiſern und Dollmetſchern dienten, dieſe Unmenſchen in ihren Wäldern aufzuſuchen. Bey der erſten Ankunft flogen ihnen zwölf hundert Wilde mit Bogen und Spieſen entgegen. Aber da ſie bisher nie weder Pferde, noch gekleidete Menſchen geſehen hatten, ent-

entfielen auf den erſten Anblick eines Mannes zu Pferde die Waffen ihren Händen. Sie hielten das Pferd und den Mann mit ſeiner ganzen Rüſtung für ein einziges Thier, und ſie ſtunden bey dem Anblicke eines ſo ſeltſamen, in ihren Wäldern nie geſehenen Ungeheuers wie verſteinert da. Einer von den Dollmetſchern ſuchte ſie zu beruhigen, und ſagte ihnen; „Sie wären keine menſchenfeindliche Unthiere, ſondern Brüder, welche aus einem andern Theile der Welt in der einigen Abſicht gekommen wären, um ſie zu lehren, wie ſie dem höchſten Herrn dienen, und jener Glückſeligkeit theilhaftig werden könnten, die er ſeinen Anbethern verheißen hatte. Er fügte noch einigen Unterricht, nach dem Maaße ihrer eingeſchränkten Begriffe, von der Unſterblichkeit unſerer Seelen, von der Ewigkeit künftiger Belohnungen, und den ſchrecklichen Strafen bey, welche ihrer unausbleiblich warteten, ſofern ſie ihre Augen zu dem Lichte, das man ihnen jetzt vorhielt, hartnäckig ſchließen ſollten.“ Dieß war der Augenblick der Gnade für die armen Völker. Dieſer oberflächige Unterricht rührte ihr Herz. Seit dieſer erſten Zuſammenkunft eilten zahlreiche Schaaren zu ihrem Apoſtel; ſie folgten ihm, wie die Schafe ihrem Hirten folgen, und verließen ihn nie, als um ihm neue bey Tauſenden zuzuführen. Gar bald ſchickten ſechs zahlreiche Nazionen, oder vielmehr ein Volk von ſechs großen Wäldern, ihre Abgeordneten, den Pater um ſeine Freundſchaft zu erſuchen, und ihn der ihrigen zu verſichern, mit dem aufrichtigen Verſprechen, ſeiner Anleitung zu folgen, und ſich dort, wo es ihm belieben würde, niederzulaſſen. Man wählte zum Wohnplatze eine fruchtbare, bequemliche und angenehme Gegend. Gegen Aufgang und Mittag lag eine große Ebene, welche ſich auf mehrere Meilen erſtreckte, und hin und wieder mit Palmen beſetzet war, welches auf die Güte des Bodens ſchließen läßt. Gegen Norden ward ſie von einem beträchtlichen und fiſchreichen Fluſſe beſtrömet, und gegen Abend zu bekränzte ſie eine Waldung von wohlriechenden Bäumen, die man zu Bauhölzern nutzen konnte, und da=

darin ſich Hirſche, Wildſchweine, und alle Gattungen wilder Thiere aufhielten. Aus dieſem Walde und Fluße mußten die Einwohner ihren Unterhalt ziehen, und man ſieht in dieſer Miſſion, oder doch ſah man lange Zeit weder Brod noch Wein außer jenen, deſſen man zum Meßopfer bedurfte. Der Flecken, wo jede Familie ihr Haus hat, iſt ordentlich in Gaſſen und öffentliche Plätze abgetheilet. Im Anfange verrichtete man den Gottesdienſt in einer großen Kapelle; aber die guten Wilden ruheten nicht, bis ſie dem großen Herrn, ſo nennen ſie Gott, ein anſtändigeres Haus errichtet hatten.

Man weis, welch ein großes Hinderniß der Bekehrung dieſer Barbaren die Vielweiberey, und ihre gränzenloſe Unzucht in Weg legte, welche vor andern Wilden die Caniſier zum Viehe herabwürdigte. Bey alle dem bequemten ſich auf die erſte Anrede, welche der Miſſionar über dieſen Gegenſtand mit dem erforderlichen Wohlſtande an ſie hielt, alle, mit Ausnahme dreyer Familien, zu jenen Einſchränkungen, welche die ehelich- und chriſtliche Keuſchheit forderet. Es koſtete nicht mehr, ſie von dem unter ihnen eingewurzelten Laſter der Trunkenheit zu heilen, dazu man noch überdem wegen des Ueberfluſſes an Früchten nnd Würzen, daraus ſich vermittelſt der Gährung ſtarke, und zu Kopf ſteigende Getränke ohne Aufwand bereiten laſſen, ſtets Gelegenheit bey Handen hat. Eine der erſten Sorgen war, der Unanſtändig- und Schamloſigkeit zu ſteuern. Die Weiber lerneten ſpinnen, Leinwand und Tuch zu weben; und indeſſen bedienten ſich die Weiber ſowohl als die Männer der Blätter und Baumrinde zur Bedeckung. Die Veränderung zeigte ſich in allen Theilen ihres Weſens, und zwar immer ſchnell und raſch. In weniger denn einem Jahre äußerten ſie ſchon Geſinnungen der Menſchlich- und Wohlthätigkeit; ſie wußten ſich ſogar in ſeiner Art höflich und artig zu betragen. Sie grüßten einander, trugen ſich wechſelſeitig ihre Dienſte an, bathen die

Frem-

Fremden, denen ſie vorher wie die Tyger, um ſie zu freſſen, auflauerten, zu ſich, um ſie ſo freygebig, als es ihre Armuth erlauben wollte, zu beherbergen.

Um ſo wüthender ſuchte die Hölle zu verwüſten den Weinberg des Herrn in vormals ganz chriſtlichen Ländern. In England, im ehemaligen Lande der Heiligen war jetzt die Verwirrung, der Greuel, das Unheil der Wilden. Der eingedrungene König wußte ſich ſo ziemlich zu erhalten, und die ihm anhiengen, hatten jetzt nichts mehr zu fürchten, wurden durch nichts mehr abgehalten, und ließen jetzt gegen alle Rechtgläubige ihre volle Wuth aus; die Prieſter alle wurden nun ohne alle Rückſicht und Schonung aus dem Land gejagt zu Folge eines dieß Jahr Chriſti 1698 hierüber erlaſſenen Beſchluſſes. Den übrigen Katholicken wurde eine Eidsformel vorgeleget, die ganz gegen den Glauben war, und gegen die heiligſte Religions-Pflichten; es wurde ihnen, wenn ſie dieſen Eid nicht ſchwören, d. i. wenn ſie den katholiſchen Glauben nicht verlaſſen, und zur Ketzerey übergehen, gedrohet; daß man auch ihnen, alle ihre Beſitzungen, all ihr Vermögen einziehen, und ſie für je und allzeit als des Landes verwieſen erklären werde.

In der Reichs-Stadt Augsburg in Schwaben wurde dieſes Jahr Chriſti 1698 der katholiſchen Innwohnerſchaft und den umliegenden Bisthums Angehörigen eine heilige Freude gemacht; es hatte Abt Wilibald bey St. Ulrich und Ufra um den gegen die Verehrung der Heiligen ſo ſehr erkalteten Eifer wieder auflebend zu machen, eine neue Erhebung der heil. Digna mit den heiligen Leichnamen der vier heiligen Biſchöfe, Wikterp, Thoſſo, Nidgar und Adalbero, und andern heiligen Reliquien veranſtaltet. Zu dieſer frommen Abſicht ließ er eine Kapelle in der Sakriſtey und in dieſer einen prächtigen Altar errichten, die heiligen Leichname auf das Prächtigſte kleiden, nach einer von dem Biſchof Alexander ſelbſt gehaltenen Proceſſion, welche an Pracht alles übertraf, und nach gehaltener ſolenner Oktav, ſie in den Altar einſchließen, und der öffentlichen Verehrung ausſetzen.

In

In Frankreich war jeｚt unter den eifrigſten Bekennern, und Anhängern der Wahrheit ſelbſt einige Zwietracht. Nach der friedlichen Beendigung der Unterredungen von Iſſy, und der aufrichtigen Unterwürfigkeit der Frau von Güyon ſchien der Friede für immer hergeſtellet zu ſeyn. Und wirklich war für die unſelige Erörterung dieſer dornichten Frage eine tiefe Vergeſſenheit das Angemeſſenſte, um ſie wieder in jenes Dunkel einzuhüllen, daraus ſie bloß durch die Wichtigkeit, ſo man ihr gab, war hervorgezogen worden. Aber auch die Vertheidiger der ſogenannten reinen Liebe waren mit dem nicht zufrieden, was man bisher, um einerſeits das innerliche Leben gegen Betrug und Blendungen zu ſichern, andererſeits den Uebungen der erhabenſten Vollkommenheit, dadurch ſich dieſes Leben auszeichnet, von ihrem Werthe nichts zu benehmen, feſtgeſeｚet hatte. Wie geſagt, der Biſchof von Moo, welcher aufrichtig geſtund, in myſtiſchen Schriften ſich eben nicht viel umgeſehen zu haben, ſchöpfte die erſten Kenntniſſe von dieſem Gegenſtande aus der Zergliedernng welche der fromme Abt Fenelon darüber verfaſſet hatte. Aber Boſſuet, welcher allem gewachſen war, und das ſeltene Talent beſaß, die erhabenſten Gegenſtände der Gottesgelehrtheit ohne Nachtheil ihrer Hochheit allen verſtändlich zu machen, fand ſich gar bald im Stande, von dem myſtiſchen Leben als ein tiefdenkender Lehrer, und einnehmender Redner zu handeln. Er entwarf den Grundriß eines Werkes, ſo den ſchwierigen Gegenſtand ganz erſchöpfte, beſtimmte die Grundſäｚe des wahren, unterſuchte die Natur und das Verdienſt des außerordentlichen Gebethes, und merkte ſo wohl die Prüfungen, womit Gott die beſchaulichen Seelen heimſuchet, als die Klippen an, welche ſie zu fürchten haben. Doch von den fünf Theilen, welche zur Ausführung dieſer vollſtändigen Abhandlung von der myſtiſchen Gottesgelehrtheit beſtimmet waren, beförderte er nicht mehr, als den erſten zum Drucke, darin der Verfaſſer, um das Wahre und Falſche in Rückſicht der verſchiedenen Gebetharten zu zeigen, die Irrthümer

der

der neuen Myſtiker aufdecket, und die Urſachen angiebt, welche ihnen ihre Verurtheilung zugezogen haben. Dieſer Theil beſteht allein aus zehn Büchern, und findet ſich in Boſſuets Werken unter der Aufſchrift: „Unterricht über die verſchiedenen Gattungen des Gebetes." Während ſich dieſer Prälat unermüdet mit ſeinem großen Werke beſchäftigte, das er in einem Hirtenbriefe über eben dieſen Gegenſtand ankündigte, arbeitete ſeinerſeits Fenelon an einer ganz andern Schrift, die er für eben ſo nothwendig hielt. Seine Abſicht war, die neuen Myſtiker, wie man ſie nannte, gegen die ſchimpflichen Vorwürfe, die man ihnen machte, zu vertheidigen, und zu zeigen, daß ihre Lehre mit jener des Molinos nichts gemein habe, gar nicht bedenklich ſey, ja nicht einmal einer Neuerung beſchuldiget werden könne, weil die wegen der Gabe der Beſchaulichkeit angeſehenſten Heiligen aller Zeiten ſich eben ſo ſeltſamer Ausdrücke bedienet hätten, als jene wären, die man jetzt ſo verwerflich fände. Es ſey unbillig, dieſe Redensarten in den Schriften der einen ſowohl, als der andern in buchſtäblichem Verſtande zu nehmen. Als der Biſchof von Moo den erſten Theil ſeines Werkes vollendet hatte, erſuchte er den Erzbiſchof von Cambrä, ſelbes mit ſeiner Genehmigung zu beehren, wie es der Erzbiſchof von Paris, und der Biſchof von Schartr wirklich gethan hätten. Dieſes Anſuchen war dem neuen Erzbiſchofe um ſo verdächtiger, weil er von verſchiedenen Orten her vernahm: „der Biſchof von Moo rühme ſich bey ſeinen Freunden, daß er ihn ſeinen Irrthümern zu entſagen gezwungen habe, und man ſuche ihm unter dem ſcheinbaren Vorwande einer Genehmigung einen ſo authentiſchen Widerruf abzulocken, daß er mit Ehren über dieſen Gegenſtand nicht mehr würde ſchreiben können." Boſſuet indeſſen zweifelte an der Genehmigung nicht im Geringſten. Aber kaum hatte der Erzbiſchof von Cambrä vor der nahen Abreiſe nach ſeinem Sprengel Boſſuets Manuskript mit einem flüchtigen Auge durchgangen, betrachtete er die begehrte Genehmigung als eine

Falle, die man ſeiner Aufrichtigkeit geſtellt hätte, oder als eine mit ſeiner Hand unterzeichnete Urkunde, welcher man ſich, ihn und ſeine Freunde zu ſtürzen, bedienen wollte. Er ſah mit großer Befremdung, daß die Hauptabſicht des Verfaſſers dahin gehe, den Verdacht einer vermummten Ketzerey zu rechtfertigen, die von derjenigen nicht unterſchieden wäre, welche Rom einſt in des Molinos Schriften verdammet hätte; daß Boſſuet eine Menge Stellen aus den Schriften der Frau von Güyon anführe, die er in dem verdammlichſten und greulichſten Verſtande des Molinos-ismus nehme, ob er gleich ſelbſt durch ein ſchriftliches Zeugniß dem Glauben dieſer Dam das Wort geredet, und verſichert hatte: „daß es bey dieſer Art Vorfälle nicht auf die entfernten Schlußfolgen, die man etwa von den Grundſätzen abziehen könnte, welche man aber verwerfe, noch auf einige überſpannte Redensarten ankomme, die ſich noch immer in einem untadelichen Sinne verſtehen ließen." Der Erzbiſchof erklärte demnach mit aller ihm eigenen Freymüthigkeit: „daß er nie ein Buch genehmigen werde, das eigends dazu gemacht wäre, eine Perſon zu verſchreyen, welche er immer geſchätzet, vor Leuten von Anſehung mit Achtung behandelt, und die ihr Vertrauen in ihn geſetzet hatte. Sein Name vor dieſem Buche würde die Leute nur wieder an jene Verhältniſſe erinnern, in denen er mit dieſer Perſon geſtanden, und ſeines Erachtens wäre es ſchicklicher, das Andenken davon erlöſchen zu laſſen. Er nehme zwar wenig Theil an ihren Schriften; aber ein Biſchof ſey dieſe Rückſicht ſeinem guten Rufe ſowohl, als der Liebe und Gerechtigkeit ſchuldig, daß er eine Genehmigung nicht von ſich gebe, welche man als ein ſchriftliches Zeugniß betrachten könnte, daß die Frau von Güyon die abentheuerlichſten und ſtrafbarſten Irrthümer gelehret habe, da er doch überzeugt ſey, daß dieß nie ihre Abſicht geweſen, wie ſie ſelbſt erkläret habe, da ſie die Artikel von Iſſy ſowohl, als die bey dieſer Gelegenheit herausgekommenen Hirtenbriefe unterzeichnete." Aus dieſen Gründen weigerte ſich Fenelon ſtandhaft, einen

Schritt

Schritt zu thun, welcher das Anſehen geben könnte, als führe auch ihn der Biſchof von Moo bey ſeinem eingebildeten Triumphe über den Quietismus an ſeinem Siegeswagen gefeſſelt zur Schau mit herum. Empfindlicher gegen die Mißhandlung ſeiner Freunde, welche man mit den ſchwärzeſten Farben ſchilderte, als gegen ſeine eigenen Vortheile, und alle die Gefahren, denen er ſich ausſetzte, vollendete er ſein Werk, um es im Nothfalle herauszugeben, und der Welt zu zeigen, wie ſehr ihre Lehre von jener unterſchieden wäre, welcher man ſie beſchuldigte. Der Biſchof von Moo hielt ſich indeſſen über die verweigerte Genehmigung gewaltig auf. Er betrachtete ſie nicht bloß als einen Fehler wider den Wohlſtand, und als einen Mangel der ſchuldigen Achtung, ſondern als ein gewiſſenswidriges Vergehen, und er ſagte: „Man werde daraus auf eine Spaltung zwiſchen den Biſchöfen ſchließen; das Publikum werde die Urſache dieſes Zwiſtes ahnden, welches ohne ein großes Aergerniß nicht geſchehen könnte.“ Aber er mochte lärmen, ſo viel er wollte, der Erzbiſchof von Cambrä blieb unerſchütterlich bey ſeinem erſten Entſchluße. Die Verweigerung der Genehmhaltung, welche zwiſchen vier Augen geſchehen war, konnte auch, man brächte ſie denn unter die Leute, Niemanden Anlaß geben, irgend eine Mißhelligkeit zu ahnden. Boſſuet war Herr von dem Geheimniſſe; er durfte nur ſchweigen, und dem Aergerniſſe wäre geſteuert geweſen. Aber er war über ſeine Empfindlichkeit, oder doch über ſeine Worte nicht Meiſter. Und das iſt nach dem Urtheile von Leuten, welche von der Sache wohl unterrichtet waren, und billig dachten, der erſte Zunder der Mißhelligkeiten zwiſchen dieſen zween großen Prälaten geweſen. Boſſuet würde vielleicht von ſeiner Empfindlichkeit bald zurücke gekommen ſeyn, wenn Fenelon ſeine Eingenommenheit hätte ablegen können, kraft deren er es für ſeine Pflicht hielt, die Myſtiker zu rechtfertigen, deren beſchauliche Betrachtungen gar oft nicht nur für den gemeinen Haufen der Gläubigen, ſondern ſelbſt für die geübten Gottesgelehrten ſchlechterdings

unverſtändlich ſind. Aber Fenelon, der bey ſich nun einmal überzeuget war: „daß ein unendlich liebenswürdiges Gut ſchon in dieſem Leben unabläßig und einzig wegen ſeiner ſelbſt, ohne auf Strafe oder Belohnung Rückſicht zu nehmen, geliebt werden könne“ — glaubte, dieſe Wahrheit wäre wichtig genug, um auch andere davon überzeugen zu können. Dieſer Geiſteslehrer hatte anfangs keine andere Abſicht, als die 34 Artikel von Iſſy zu erklären und zu entwickeln; und er ſetzte jedem die Meynungen und die eigenen Worte der angeſehenſten Geiſteslehrer bey. Er bath ſich über dieß ſein erſtes Werk das Urtheil des Herrn von Noallià und Tronſon aus, welche bey den Unterredungen zu Iſſy Commiſſarien geweſen waren. Den Dritten, den Herrn von Boſſuet, um ſeine Meynung zu erſuchen, dünkte ihm nicht ſchicklich zu ſeyn, als deſſen Unterricht er ſich zu genehmigen geweigert hatte. Und das war eine neue Quelle der Unzufriedenheit. Indeſſen ſchickte ſich der Erzbiſchof von Cambrá, ſein Buch herauszugeben, an. Aber als er es zu dieſem Ende noch einmal durchſah, leiſtete es ihm kein Genüge mehr, und es dünkte ihn, ſeinen Abſichten nicht zu entſprechen. Er gab ihm denn einen größern Umfang, mehr Ordnung und Zuſammenhang, mehr Stärke und Gründlichkeit. In dieſer neuen Geſtalt war die ganze Lehre der Myſtiker auf eine gewiſſe Zahl von Grundſätzen zuſammengezogen, deren jeder ſich auf das Anſehen ſowohl alter als neuer, in dieſem Fache berühmter Schriftſteller, gründete. Dieſe Stellen dienten nicht nur zum Beweiſe, auch zur Erläuterung jener Grundſätze, in deren Gefolge ſie ſtunden. Auch in dieſer neuen Geſtalt wurde das Werk dem Herrn v. Noallià zur Beurtheilung vorgeleget, welcher es zu lang, und mit fremden Stellen zu ſehr beladen fand, und den Verfaſſer zwang, ſelbes abzukürzen, oder vielmehr zu ſtümmeln und zu veranſtalten. Alſo entſtellte Fenelon aus Gelehrigkeit ſein Werk ſelbſt. Da er eine Menge Stellen von den ehrwürdigſten und angeſehenſten Schriftſtellern daraus wegſtrich, entnervte er es, und raub=

raubte ihm, ſo zu reden, ſeine Schutzwache. Vor dieſer Stümmelung konnte man ſein Buch nicht anſtreiten, ohne es zugleich mit den erfahrenſten und heiligſten Myſtikern aller Zeiten aufzunehmen. Aber als er ſich zu dieſer unſeligſten Muſterung bereden ließ, warf er, ſo zu reden, den Schild weg; und jetzt mußte er alle Pfeile der Widerſacher mit der Bruſt auffangen.*)

Das auf dieſe Art geſtümmelte Werk legte der Verfaſſer dem Herrn von Noalliä auf ein Neues vor, welcher es drey Wochen bey ſich behielt, und mit zween der geſchickteſten Gottesgelehrten, dem Doktor Bofor und Piro, deren der letztere dem Herrn Boſſuet ganz ergeben war, mit aller Genauigkeit prüfte. Sie bemerkten noch einige Stellen, welche nach ihrem Urtheile umgearbeitet werden müßten, und Fenelon gieng in ſeiner Gelehrigkeit oder Gefälligkeit ſo weit, daß er auf der Stelle in Gegenwart des Erzbiſchofes von Paris alle die Aenderungen machte, die man ihm rieth. Herr von Noalliä forderte noch überdem: „Fenelon ſollte mit dem Drucke ſeines Buches ſo lange zuwarten, bis Boſſuet ſein Werk herausgegeben hätte;" und Fenelons edle Einfalt ließ ſich auch zu dieſem Wunſche ſeines Freundes willig finden.

*) Nicht als ob die Kirche, welche ſtets von dem heiligen Geiſte erleuchtet wird, den Irrthum unter der Hülle der vielen Stellen nicht würde entdecket haben, wenn die Grundſätze hinter dieſen Bollwerken, wenn man ſich alſo ausdrücken darf, eben den Verſtand dargebothen hätten, welchen ſie nachher, von denſelben entblößt, darbothen. Sondern, da der Sinn des Verfaſſers, der buchſtäbliche und natürliche Sinn, der einzige, über den die Kirche ihr Urtheil fällt, von dem, was vorhergeht, und was folget, kurz von der ganzen Anlage des Werkes abhängt, würde vielleicht, was man in dem Buche der Grundſätze nach der vorgenommenen Abkürzung für irrig hielt, vor dieſer Stümmelung, welche unſeliger Weiſe die ſchöne Ordnung aufhub, und ſeine ganze Verkettung ſprengte, ganz anderſt beurtheilet worden ſeyn.

den. Er gab ſein Wort; und als er nach ſeinem Sprengel abreiſete, empfahl er ſeinen Freunden, welche den Druck des Manuskriptes beſorgten, dringend an, ſich genau an ſein Verſprechen zu halten. Aber durch den Drang der Umſtände, aufgefordert glaubten ſeine Freunde, es wäre ihre Pflicht, mißtrauiſcher als er ſelbſt zu ſeyn; und alſo erſchien das Werk des Erzbiſchofes von Cambrä, unter der Aufſchrift: „Erklärung der Grundſätze der Heiligen über das innerliche Leben“, im Drucke, etliche Monate früher, als Boſſuet ſeinen Unterricht über die verſchiedenen Gattungen des Gebetes herausgab. Kaum erſchienen einige Abdrücke von den Grundſätzen, ſo entſtund ein entſetzlicher Lärm, und eine allgemeine Aufruhr gegen dieſes Werk. „Die Stadt und der Hof, (ſagt Boſſuet ſelbſt), die Sorbonne, die Kloſtergemeinden, die Gelehrten, und die Unwiſſenden, die Männer und die Weiber, alle Stände ohne Ausnahme äußerten laut ihren Unwillen über die vielen Klügeleyen und das Verkünſtelte in Ausdrücken, über die unerhörte Neuerung, und über die gänzliche Unnützlichkeit und Zweydeutigkeit dieſer Lehre.“ Man lärmte einſtimmig: „dieſes neue Werk ſey ein Innbegriff des lautern Quietismus, obſchon unter einer Maske und verrätheriſcher Weiſe verhüllt; eine liſtige Rechtfertigung eines Weibes und einer Lehre, welche ſchon beyde wären gebrandmarket worden; der Verfaſſer beſeitige im Grunde das Verlangen und die Hoffnung der Seligkeit; habe aber dieſe ſeine Meynung mit ſchönen Farben zu überkleiſtern gewußt.“ Ein nahezu gleichzeitiger Geſchichtſchreiber bemerket hierüber: „Muß nicht jedem, der vernünftig denket, beyfallen, es dürfe bey dieſem Hergange verborgene Triebfedern gegeben haben, welche wenigſtens die maſchinmäßigen Menſchen zum Reden und Handeln bewegten? Sollte wohl der Pöbel, die wahre Drathpuppe des ſchlauern Mitmenſchen, geſchrieen haben, ohne daß man ihn ſchreyen hieß? Würden nicht die hochgeſpannten, dunkeln, geiſtigen Begriffe und Ausdrücke,

da

davon dieſes Werk ſtrotzte, die Einfältigen eher getäuſchet, als geärgert haben?" Und fürwahr, weſſen Sorgfalt für die Reinigkeit des Glaubens mußte nicht aufgeſchrecket werden, wenn er das Orakel der meiſten Geiſtlichen rufen hörte: Die neue Priſcilla habe endlich ihren Montanus gefunden? Und als man ſah, wie ſich dieſer Biſchof mit Thränen im Auge zu den Füſſen des Königes warf, und um Vergebung flehte, daß er Sr. Majeſtät nicht eher die Anſchläge dieſer neuen Schüler des Molinos entdecket hätte. Wie groß mußte nicht das Entſetzen und der Unwille eines Monarchen ſeyn, dem die Religion ſo ſehr am Herzen lag, da man ihm den Lehrmeiſter ſeiner Enkel als ihren Hauptfeind ſchilderte? Die meiſten Höflinge nahmen an der Beſtürzung des Monarchen Theil, oder äfften ſie doch nach. Die Prälaten, welche ſich mehr bey Hofe, als in ihren Sprengeln aufhielten, redeten davon mit all der Heftigkeit, welche ihnen die Eiferſucht gegen den Günſtling des Fürſten einblies. Viele Herren, welche diejenigen, welche wegen ihrer Anhängigkeit an den Erzbiſchof von Cambrá bekannt waren, und vorzüglich die Herzoge von Schewröß, und Bowillár beneideten, ſparten keine Liſt, um ſie mit in die Ungnade zu verwickeln. Obſchon der Biſchof von Moo an der Spitze dieſer von den gehäßigſten Leidenſchaften hingeriſſenen Parthey ſtund, ſo werden wir uns doch wohl hüten, ihm ähnliche Geſinnungen Schuld zu geben. Wir wollen lieber glauben, daß ein für die Vortheile des Glaubens mit ſolcher Wärme eifernder Prälat in dieſem Geſchäfte ſo, wie er redete, auch gedacht habe. Aber ſein Betragen und das Beleidigende ſeiner Ausdrücke verräth einen gar zu hitzigen Eifer, welcher viel Bitterkeit mit ſich führte. Und wie auffallend iſt nicht die Vergleichung der Priſcilla, und des Montanus mit der Frau von Güyon und dem Herrn von Fenelon? Gab man nicht dadurch der verläumderiſchen Bosheit Anlaß, Fenelons engelreine Sitten wegen den geilen Ausſchweifungen eines Montanus in Verdacht zu ziehen?" Der

Bi=

Biſchof von Cambrá konnte, aller ſeiner Mäßigung ungeachtet, bey dieſen gewaltſamen Mißhandlungen nicht mehr an ſich halten. Er brach los, und beklagte ſich: „daß der allgemeine Aufſtand gegen ihn die Wirkung der Springfedern wäre, welche der Biſchof von Moo wider ihn habe ſpielen laſſen.“ Er wußte, daß diejenigen, welche ſein Buch nicht einmal geleſen hatten, noch weit größern Lärm, als die andern machten. Er betheuret: „Boſſuet habe ſich gegen ihn erkläret, er wolle ihm ſeine Bemerkungen über das Buch der Grundſätze ſchicken; und er habe alle Bereitwilligkeit geäuſſert, deſſen Einſichten zu benutzen.“ Daraus ſchließt er: „Wenn Boſſuet anſtatt bey den Füſſen des Königs zu jammern, Sr. Majeſtät geſagt hätte: Er habe ſich mit dem Verfaſſer verſtanden, welcher die anſtößigen Stellen ſeines Buches umarbeiten werde, ſo wäre der Lärm geſtillet geweſen, und ich hätte meine noch übrige, doch nur noch wenige Tage in Ruhe hinleben können.“

Weil man nun einmal in dieſer Streitſache einen andern Weg eingeſchlagen hatte, vielleicht auch, weil beyde Partheyen zu heftig auf einander erbittert waren, ſo verſchlimmerte ſich das Uebel mit jedem Tage. Der König, deſſen Hochſchäzung gegen Fenelon vorhin ohne Grenzen geweſen war, faßte jetzt eine Abneigung, die der Achtung gleich kam, womit er ihn vorher beehret hatte. Dieſer Fürſt, welcher von den Ausſchweifungen ſeiner Jugend in ſich gegangen war, und von dem reinſten Eifer für die Religion brannte, machte ſich die gräßlichſten Begriffe von dem Quietismus. Er konnte ſichs ſelbſt nicht vergeben, daß er die Erziehung des Thronerben einem Quietiſten aufgetragen hätte; einem Schüler des abſcheulichen Molinos, einem Manne, deſſen Sitten eben ſo verdorben, wie ſein Glaube wären. Denn mit dieſen Farben ſchilderten dem Monarchen die hungrigen Höflinge, welche bey baldiger Erledigung vieler Ehrenſtellen ein Stück vom Raube zu erhaſchen hofften, den Erzbiſchof, und ſeine Verwandten und Freunde. Und wirklich ward Fenelon von Hofe nach ſeinem Sp.en-

gel verwieſen, ſeine Verwandten verloren ihre Aemter, unter ſeinen Freunden ſahen ſich einige genöthiget, den Hof zu verlaſſen, andere mußten ſich für ſeine Gegner erklären; und diejenigen, welche die gerechte Hochachtung für ihn im Grunde beybehielten, mußten ſich begnügen, in der Stille über das mißkannte Verdienſt zu ſeufzen, und äußerlich das ſtrengſte Stillſchweigen beobachten. Selbſt ſein großmüthiger Schüler, der Herzog von Burgon, durfte ihn nicht anderſt, als in Geheim beklagen, und mußte auf beſſere Zeiten harren, um ſeine Hochachtung für ihn öffentlich vor den Augen der Welt wieder an Tag legen zu können. Niemand getraute ſich, Briefe mit ihm zu wechſeln, und er getraute ſich Niemanden an die ehemalige Freundſchaft zu erinnern, weil ſich Niemand, ohne große Gefahr zu laufen, für ſeinen Freund erklären durfte.

Indeſſen gieng die Rede von den Maaßregeln, welche man ergreifen wolle, ſowohl um die Fortſchritte des Quietismus zu hemmen, als auch um zwiſchen den beyden Häuptern der Partheyen die Eintracht wieder herzuſtellen. Herr von Noalliá, Boſſuets und Fenelons gemeinſchäftlicher Freund, arbeitete anfänglich an ihrer Ausſöhnung, und beobachtete die ſtrengſte Neutralität, ſo lange noch Hoffnung war, daß ihm ſein Mittleramt gelingen würde. Aber als er mit aller ſeiner Mühe nichts ausrichtete, erklärte er ſich für den Biſchof von Moo, welcher ſeinerſeits nichts ſparte, den Herrn de Mará, Biſchof von Schartr, einen ſehr aufgeklärten und gottſeligen Prälaten zu gewinnen, welcher wegen des Vertrauens, ſo die Frau von Mántnon auf ihn, als ihren Gewiſſensrath, ſetzte, in großem Anſehen ſtund. Dieſe zween Prälaten hatten viel mehr perſönliche Achtung für den Erzbiſchof von Cambrá, als Herr Boſſuet. Sie pflichteten auch des letztern Lehre im aſcetiſchen Fache nicht gänzlich bey. Wenigſtens hat man den Biſchof von Schartr nie beſchuldiget: „daß er der Hoffnung über den Trümmern der Liebe einen Thron errichtete, welchen Vorwurf man Boſſueten machte, der

im Anfange die Möglichkeit nicht nur eines beharrlichen Standes, in welchem man Gott ſeinetwegen allein lieben könnte, ſondern auch der flüchtigen Uebungen ſolch einer reinen Liebe geläugnet hatte; wie man in ſeinem Unterrichte über die verſchiedenen Gattungen des Gebethes lieſt, wo er behauptet: „daß die Liebe für die ihr eigenen Uebungen keinen andern Beweggrund als die Hoffnung habe;“ worinn beynahe alle Gottesgelehrten von ihm abwichen, und inſonderheit der Biſchof von Schartr, welcher in ſeinem Hirtenbriefe vom 10. des Brachmonates dieſes Jahres Chriſti 1698 ſichs wohl nicht zu Sinne kommen läßt, die feurigen Wünſche, und Ausdrücke ſo vieler heiligen Seelen, welche Gott für liebenswürdig genug hielten, daß man ihn aufs wenigſte zuweilen ohne ſelbſtſüchtigen Beweggrund lieben könne, fromme Schwärmereyen und Ausſchweifungen einer verliebten Phantaſie zu nennen.

Der Streit dauerte noch immer fort; auch Fenelon vergab ſeiner Sache nichts, er vertheidigte ſie, ſo lange, als er dazu Pflicht zu haben glaubte. Unterweiſungen, Erklärungen, geiſtliche Briefe gab er ſchnell hintereinander in eben ſo großer Anzahl, wie ſein Gegner heraus. Er wußte über die trockenſten Gegenſtände ſo viel Anmuth und Salbung, und ſo unwiderſtehliche Reize zu verbreiten, daß man immer die Schrift und den Schriftſteller lieben mußte. Seine offene, einfache fließende, bezaubernde Schreibart verſchönerte jeden Gegenſtand, und der einſchmeichelnde Ton der Ueberredung vertrat mit Vortheil die Stelle der Gründe, und den ängſtlichen Gang einer ſteifen Logik. Kaum waren einige Briefe von ſeiner Feder im Drucke erſchienen, als ſich beynahe das ganze Publikum von ſeiner Eingenommenheit wider ihn erholte, und man ſagte jetzt aller Orten: „Fenelon habe nichts anders geſagt, als was ſchon lange vor ihm die angeſehnſten Myſtiker geſchrieben hätten. Ja er ſey nicht einmal ſo weit wie dieſe gegangen, und habe in vielen Stücken ihre Begriffe berichtiget, und ihre Geſinnungen gemildert.“ Aber tiefer ſehende,

und

und gründlicher unterrichtete Männer urtheilten noch immer: „er habe ſich in ſeinem Buche manchmal verſtiegen, und ſie wünſchten, er möchte bey den anſtößigen Stellen jene Verbeſſerungen einſchalten, welche ſich in ſeinen Schutzſchriften fänden. Uebrigens (fügten ſie bey) iſt ſein ganzes Verbrechen ein Uebermaaß der Liebe, und der Widerruf eines ſolchen Fehlers, deſſen nur fromme Seelen fähig ſind, bringt dem Schuldigen keine Schande." Selbſt das Unglück, welches ihn Schlag auf Schlag traf, vermehrte das allgemeine Mitleiden, deſſen ſich wenige erwähren konnten.

Indeſſen erboth ſich der Erzbiſchof von Cambrá, welcher wohl ſah, der Sturm ſey noch nicht zu Ende, das in ſeinem Buche umzuarbeiten, was nach unpartheyiſchem Urtheile einer Verbeſſerung bedürfte. Die Sache war jetzt aber ſchon in Rom anhängig, man erwartete von daher den Ausſpruch. Der König hatte dem Cardinal von Bullion, ſeinem Geſandten in Rom, aufgetragen: „auf Beſchleinigung des Urtheilſpruches zu dringen." Bey all dem gieng es mit der Entſcheidung für die Ungeduld des Monarchen viel zu langſam her, dabey man eine gewiſſe ungeſtümme Hitze wahrnahm — „welche, wie man behauptete, und ſichs zu Rom öffentlich ſagte, eine weit andere Quelle, als die Furcht vor Quietismus gehabt haben ſoll." Leute von der Klaſſe der Anekdotenſammler glaubten, der Lehrmeiſter der Prinzen Frankreichs habe ſich die Verfolgung dadurch zugezogen, daß er die Ehre ſeiner Schüler, und der königlichen Krone ſeinem Glücke vorgezogen, und ſeine Anhänglichkeit an das königliche Haus ſo weit getrieben habe, daß er ſich zu den Füſſen des Königs warf, und ihn beſchwur: „ſeinen Ruhm bey der Nachwelt nicht zu verdunkeln, wenn er ſeine heimliche Ehe mit einer Perſon öffentlich erklärte, welche zu weit unter dem Thron wäre, als daß nicht dieſer Schritt ein allgemeines, und gefährliches Erſtaunen erregen ſollte." Man füget noch bey: „daß man die Staatsgrundſätze, und gewiſſe Schilderungen im Telemach (der während dieſer Streitigkei-

ten

ten herausgekommen war) für eine ſtille Satyre über die Regierung Ludwig des XIV. gehalten habe." Aus all dem konnte man vernünftiger Weiſe nichts anders ſchließen, als daß der König neben Ketzerey vielleicht noch ein anderes heimliches Verſtändniß gefürchtet habe; zween Beweggründe, deren jeder für ſich hinreichte, ihn zu jener Hitze zu verleiten, womit er auf die Beendigung eines Geſchäftes drang, dadurch ſein ganzer Hof in eine Art von Gährung zu gerathen ſchien. Alle Partheyen alſo betrieben mit gleich großem Eifer die endliche Entſcheidung Roms. Der König begehrte ſie als eine zur Ruhe ſeines Reiches ſehr wichtige Sache; der Erzbiſchof von Cambrá aus Liebe für die Wahrheit, die er aufrichtig zu erkennen wünſchte, und er verſprach die unbeſchränkteſte Unterwürſigkeit. Der Biſchof von Moo forderte ſie, weil er ſeinen Begriff von dem Buche der Grundſätze jetzt auch den Wälſchen gerne beygebracht hätte. Alle Theile ſehnten ſich nach dem Urtheilſpruche. Aber Rom verfolgte, ohne ſich irre machen zu laſſen, ſeinen gewöhnlichen Geſchäftsgang, und unterſuchte alles um ſo kaltblütiger, je weniger Mäßigung die Partheyen beobachteten. Der weiſe und fromme Pabſt, Innozenz der XII., fühlte die ganze Wichtigkeit und Schwierigkeit des Gegenſtandes, über den er ſprechen ſollte. Er hatte die vorläufige Unterſuchung zehn der berühmteſten Gottesgelehrten aufgetragen, welche nach achtmonatlicher Arbeit ſich in ihren Meynungen getheilt fanden, ſo daß die eine Hälfte für die Verdammung des Buches ſtimmte, die andere aber deſſen Lehre rechtgläubig fand. Der Pabſt, welcher jetzt beſſer als jemals einſah, wie dornicht dieſer Gegenſtand wäre, ſetzte eine Kongregazion der Cardinäle nieder, die alles wieder durchſehen ſollten, was man in der vorläufigen Unterſuchung verhandelt hatte. Es wurden ein und zwanzig Unterredungen gehalten, ohne hierüber etwas zu entſcheiden; eben weil man endlich einmal alles gründlich entſcheiden, und in einer ſo wichtigen Sache nichts übereilen wollte.

Der

Der Franken-König, Ludwig der XIV., nahm und deutete dieſe Verzögerung der Sache ſehr übel; er erneuerte ſein Anſuchen in einem Schreiben, in welchem er aus ſeiner Unzufriedenheit kein Geheimniß mehr machte. Endlich erfolgte am 12. May des Jahres Chriſti 1699 das ſo inſtändig verlangte, ſo hart erwartete Endurtheil. Pabſt Innozenzius der XII. verwarf das Buch überhaupt, und in ſelbem 23 Sätze in Sonderheit, die ſich aber alle auf zween Hauptpunkte zuſammenziehen laſſen, mit welchen Fenelon die Wirklichkeit eines dauerhaften, unveränderlichen Standes, darinn Gott einzig wegen ſeiner geliebet wird, vertheidiget; und das unbedingte Opfer der himmliſchen Freuden, und der ewigen Seligkeit zur Zeit der ſtrengſten Prüfungen billiget. Was die andern ſieben Sätze betrifft, welche von verſchiedenem Innhalte ſind, ſo erhellet aus ihrer Verdammung zur Genüge, daß man in Fenelons Buche keinen Satz geſchonet hat; ob er ſchon in ſich untadelig war, ſo fern man nur von irgend einer Seite her einen verwerflichen Sinn herausklügeln konnte. Es heißt in dem Urtheile: „daß die Durchleſung des Buches der Grundſätze die Gläubigen in ſchon vorhin gebrandmarkte Irrthümer ſtürzen könnte; und daß die Sätze ſowohl im Sinne der Worte, ſo wie ſie lauten, als auch in ihrer Verbindung mit den im Werke angenommenen Grundſätzen vermeſſen, ärgerlich, übellautend, für fromme Ohren anſtößig, in der Uebung gefährlich, und zum Theile irrig wären.“ Man hatte ſtark darauf gedrungen, im Beſchluße auch die Ausdrücke, ketzeriſch und ruchlos beyzuſetzen. Aber der apoſtoliſche Richterſtuhl weigerte ſich ſtandhaft, dieſem Anſuchen zu willfahren. Eben ſo wenig wollte Rom verſchiedene Sätze, welche man in Frankreich beſtritten hatte, noch die von dem Verfaſſer herausgegebenen und zu Rom unterſuchten Schutzſchriften ahnden, welches eine ſtille Rechtfertigung ſeiner perſönlichen Geſinnungen war. Man erſieht aus allem, daß ſich Innozenz der XII. dieſem Geſchäfte ſehr ungern und wider Willen unterzogen

hat.

hat. Ohne Zweifel fand er einige Sätze dieſer Lehre verwerflich, weil er ſie verworfen hat; aber bey dieſen beynahe unverſtändlichen Grübeleyen dünkte ihn die Gefahr der Anſteckung nicht groß zu ſeyn; ſo hielt er auch den Rath, welchen man den Gläubigen gab, daß ſie Gott hienieden ſo lieben ſollen, wie ihn die Heiligen im Himmel lieben, für kein großes Verbrechen. Außer dem öffentlichen Gerüchte ſagte ihm der geſunde Verſtand: „daß der abſcheuliche Lärm in Frankreich im Grunde nicht von der Sache ſelbſt herkomme, welche von gar keinem Belange ſey, wenn man ihr nicht gefliſſentlich eine große Wichtigkeit gegeben hätte; und daß ſie in kurzer Zeit ganz würde vergeſſen werden." Aus allem ſah man, daß er ſich wenig, oder gar nichts kümmere, ob man in Frankreich die Verdammung des Buches der Grundſätze annehmen würde, oder nicht. Ja er betrug ſich dabey in allen Stücken ſo, daß ſie zu einer andern Zeit, und in andern Umſtänden gewiß nie würde anerkennet worden ſeyn. Man ſagt, der fromme, ſelbſt ganz liebvolle Pabſt Innozenzius der XII. ſollte über dieſe Sache gar ſinnreich und witzig auch ſo ſich geäußert haben: „Fenelon habe aus Uebermaaß, und ſeine Gegner aus Mangel an Liebe gefehlet."

Nie ward Fenelon tiefer heruntergeſetzet, und nie zeigte er ſich größer. Kaum erhielt er die päbſtliche Endſcheidung, ſo leiſtete er die vollkommenſte Unterwürfigkeit. Sogleich verließ er für immer ſeine erſten Meynungen, und verboth ſeinen Freunden, irgend etwas zu ihrer Vertheidigung zu ſchreiben oder zu unternehmen. Er verdammte ſelbſt ſein Buch öffentlich, gab zu dieſem Ende einen Hirtenbrief heraus, beſtieg die Kanzel, und verlas ihn. Er ſprach zu ſeinen Schaafen, welche bis zu den Thränen gerührt wurden, er ſagte: „Endlich hat der heiligſte Vater das Buch: „Erklärung der Grundſätze der Heiligen", ſammt drey und zwanzig ausgehobenen Sätzen verdammet. Wir ſtimmen dieſem Breve, ſowohl was den Text des Buches, als die drey und zwanzig Sätze betrifft, aufrichtig, ſchlech-

ter-

terdings, und ohne einigen Vorbehalt bey. Von ganzer Seele ermahnen wir euch zu einer ähnlichen Unterwürfigkeit, zur unbeſchränkten Gelehrigkeit — aus Furcht, man dürfte ſich allmählig der Pflicht des Gehorſames gegen den heiligen Stuhl entziehen, deſſen Beyſpiel wir euch mit der Gnade Gottes bis auf unſern letzten Hauch zu geben geſinnet ſind. Gott bewahre mich, (fährt er fort) daß man je von mir anderſt reden ſollte, als um ſich zu erinnern, daß es ein Hirt für ſeine Pflicht hielt, ſo gelehrig wie das letzte ſeiner Schaafe zu ſeyn, und eine grenzenloſe Unterwürfigkeit zu zeigen."

Am meiſten dabey zu gewinnen, gleichſam im Trüben reichlich zu fiſchen, hofften die Ketzer; ſie machten ſich jetzt unter allerhand Vorwänden und Masken an Fenelon; ſie nannten ihn den Gerechten, den ungerecht Verurtheilten; ſie wagten alle mögliche Verſuche, gegen Roms Entſcheidung ihn aufzubringen. Aber Fenelon, der gründlich demüthige, der kindlich gehorſame Fenelon, der ſich ohne Hartnäckigkeit, welche ſtets die Eigenſchaft der Ketzerey iſt, geirret hatte, gab denjenigen nie Gehör, die ihn gerne unter die Fahne ihrer Empörung angeworben hätten. Und welche Rolle würde er geſpielet, welch ein gewaltiger Anhang würde ſich bey der Ueberlegenheit ſeiner Talente um ihn her verſammelt haben? Er witzelte nicht über That und Recht. Er behauptete nicht, daß ſein Buch keinen andern Verſtand habe, als den er ihm in ſeinen Erläuterungen gegeben hätte, und daß dieſe Erläuterungen nicht ſeyen verdammet worden; und daher ſein Werk hinlänglich gerechtfertiget ſey; daß dieſe erhabenen, tiefſinnigen, ſchwierigen Fragen nie nach Würde unterſucht worden wären; daß man die Sprache der Gottſeligkeit, und die Geſinnungen der Heiligen gebrandmarket habe; daß dieſe unbeſtimmte Verdammung, ſo billig ſie etwa auch in Rückſicht auf ein oder den andern Punkt ſeyn dürfte, doch unnütz und gefährlich wäre, weil man leicht daraus Anlaß nehmen könnte, die Wahrheit mit dem Irrthume zu vermengen, u. ſ. f. Andere haben dieſe

Aus-

Ausflüchten benutzet; auch ihm rieth man, Gebrauch davon zu machen; und hätte er dieſen Rath befolget, wie bald würden dieſe Leute ihre Sprache geändert, und den ſie jetzt bey fehlgeſchlagener Hoffnung des Beytrittes läſterten, bewundert, und hoch gefeyert haben. Aber dieſe Unterwürfigkeit, welche ſie als einen ſtillen Tadel ihres Ungehorſames betrachteten, erbitterte dieſe Herren ſo ſehr, daß ſie nichts ſparten, um Fenelons Ruhm zu verdunkeln.

Indeſſen konnte das Reich Gottes in China ungeſtört fortmachen, immer tiefer wurzen, ſich immer mehr und mehr ausbreiten; es war nun ſchon vielen Chineſern recht nahe, und in viele ſchon ganz gekommen; es blühte, und trug auch ſchon Früchte. Man ſah in allen Provinzen außerordentliche Bekehrungen; und die Zahl der Perſonen, welche das Chriſtenthum annahmen, wuchs dermaſſen an, daß man, da die Miſſionarien des Landes nicht zureichen konnten, ihnen von allen Orten Gehilfen ſchicken mußte.

Das Gerüchte von dem, was in China bey der weiſeſten Nazion Orients geſchah, brachte in dem Königreiche Cochinchina, Tunking, Siam, und in dem eigentlichen Indien die wunderbarlichſten Wirkungen hervor. Das Evangelium ward ſchon ſeit langer Zeit an den Küſten von Malabar und Coromandel geprediget, ohne daß es ins innere Land von unermeßlichen Strecken gekommen war. Pater de Nobilibus, ein Neffe des Cardinals Bellarmin, hat zwar den Glauben bis in den Mittelpunkt dieſer ungeheuern Halbinſel, bis ins Königreich Madura gebracht, und den Glaubenspredigern, die vom gleichen Muthe beſeelet waren, dieſe müheſame Laufbahn eröffnet, vorgezeichnet; aber von der ſtolzen Selbgefälligkeit der Bramen, oder Brachmanen, die zugleich den Adel und den Gelehrtenſtand ausmachen, und auf ihre eingebildete Gelehrſamkeit ganz verſeſſen ſind, zur Gründung der wahren Religion unüberſteigliche Hinderniſſe angetroffen. Indeſſen bekehrte er doch mehrere; da er ſich in die Le-

Lebensart und Kleidung der Sainas, oder der Büſſer, die man in Anſehung ihres ſtrengen Wandels, wie Heilige und Lehrer des Geſetzes hochachtet, zu ſchicken wußte, und ſo ihre Neigung und Liebe gewann. Ihre ganze Nahrung beſteht aus einer handvoll Reiß, der in bloßem Waſſer gekocht wird; und auch dieß genießen ſie nur einmal des Tages bey Sonnenuntergang. Der Stifter dieſer Miſſion that eigentlich nur ſo viel, daß er das Feld vom Unkraut reinigte, und den Samen ausſtreute; aber ſeinen Nachfolgern den Troſt und die Freude ließ, die Aernte einzuſammeln, welche ſehr reichlich ausfiel, als der chriſtliche Glaube durch die chineſiſche Verordnung in ganz Orient ein ehrwürdiges Anſehen bekam; und ſo auch die Indier zu ſeinem Beſten einnahm, oder wenigſtens ihre Afterweiſen verſtummen machte. Dieſe Miſſionarien giengen den Weg, den ihnen der Stifter gebahnet hat, und ſetzten die bey den Anhängern der Abgötterey gemeiniglich anſcheinende, betrügeriſche Strenge des Lebens mit der ganzen evangeliſchen Aufrichtigkeit fort; und eben die ſtrenge Lebensart erhub die Miſſion zur beſchwerlichſten aus allen Miſſionen. Selbſt die geſchwornſten Feinde dieſer göttlichen Werke machen hier eine Ausnahme, und ſchonen der Verläumdungen, die ſie wider die Werke Gottes auszuſpeyen pflegen. Die Miſſionare haben zu ihrer Kleidung nichts, als ein großes Stück gelben Tuches, wovon ſie mit dem einen Ende das Haupt bedecken, und in das übrige den Leib hüllen. An den Füſſen tragen ſie eine Art hölzerner Sandalien, ohne Ueberzug, ohne Band oder Riemen, auf daß ſich der heiße Sand nicht hineinlege. Sie hängen bloß an einem breitköpfigen Nagel, den ſie zwiſchen die zwey vordern Zehen faſſen; was für die Miſſionare, wenigſtens im Anfange, eine der größten Martern iſt. Daher haben ſie fünf bis ſechs Monate immer geſchwollne und wunde Füſſe, bis endlich die Haut durch die Gewohnheit der Marter, und der Marter zum Trotz erhartet. Was ihre Nahrung betrifft, ſo enthalten ſie ſich durchaus vom Fleiſch und

Fi-

Fiſchen, von allem dem, was Leben hat; ſie eſſen kein Brod, trinken keinen Wein, welche Stücke in Indien unbekannt ſind; aus der Urſache koſtet es nicht wenig Mühe, davon nur ſo viel zu erhalten, als zum heiligſten Meßopfer nöthig iſt. Sie dürfen nur Reiß in Waſſer gekocht, Hülſen ohne Gewürze, unſchmackhafte oder bittere Kräuter, und Früchte, die meiſtens gar keinen Geſchmack haben, genießen. Ihr köſtlichſtes Gerüchte iſt etwas friſche Milch. Selbſt das Waſſer, ihr einziges Getränk, widerſteht ihnen, wenn ſie von Flüſſen, die in ſo trockenen Erdſtrichen nicht ſo gemein ſind, entfernt ſind. Gräbt man auch Brunnen, ſo trifft man in denſelben nur geſalznes Waſſer an; und man iſt genöthiget, ſich mit dem aus Teichen und kothigen Pfützen zu behelfen. Die Miſſionare ſind übrigens, wie die Sainas, zu einer immerwährenden Faſten, die in einem Gerüchte beſteht, verbunden. Aufs Höchſte können ſie Abends einige Früchte, oder gewiſſe Lebkuchen, ein Mengſel von Reißmehl, Pfeffer, und groben ungeläutertem Zucker, zu ſich nehmen. Drey oder vier Töpfe von Erde machen ihr ganzes Geräthe aus. In einem derſelben bewahren ſie das, was zum Altardienſte gehöret; in andern den Reiß, und übrigen Vorrath. Blätter von gewiſſen Bäumen dienen ihnen ſtatt der Tiſche, Tafeltücher, Teller, und Serviette. Auf eben dieſen Blättern knetet man den Reiß mit den Kräutern; der Löffel und Gabel gedenket man nicht. Die Miſſionarien ſchliefen vor Zeiten auf bloſſer Erde, in einer Hütte, die aus getrocknetem Schlamme gebauet, und mit Stroh oder Schilf bedecket war. Aber wegen der Krankheiten, die durch die Feuchtigkeit verurſachet wurden, mußten ſie eine Tiegerhaut über einige Pfähle ſpannen, und derley Uebeln, und noch nähern Todesgefahren zur Zeit des Schlafes vorbeugen. Es fand ſich aber, daß auch dieſe Vorſicht nicht zureichend war.

In Indien wimmelt es von Schlangen und giftigen Thieren jeder Gattung; ſie ſchleichen ſich beſonders in dieſe feuchten Wohnungen, wo ſie wider die bren-

nende Sonne kühlen Aufenthalt finden. Pater Buſchä, der nicht minder durch ſeine Talente, wovon ſeine gelehrten Briefe zeugen, als durch ſeine recht apoſtoliſchen Arbeiten berühmt iſt, kam einſt in ſeine Hütte zurück, nachdem er die halbe Nacht mit Beichthören der weit hergekommenen Neubekehrten zugebracht. Glücklicher Weiſe hatte er aus Unachtſamkeit, und wider ſeine Gewohnheit die Lampe fortbrennen laſſen. Er nahm auf den Brettern, wo er ſich niederlegen wollte, eine große, wie Agtſtein ſchwarze Schlange gewahr; und dieſe ſind die gefährlichſten; denn ihr Biß iſt ſo fürchterlich, daß er manchmal den Menſchen in weniger als einer Viertelſtunde tödtet. Pater Buſchä rief ſeinen Katecheten zu Hilfe; und die Schlange wurde getödtet; aber es wäre um ihn geſchehen geweſen, wenn er kein Licht in ſeiner Kammer gehabt hätte. So treffliche Mittel auch die Indianer für die Schlangenbiſſe haben, wirken doch einige von dieſen ſo geſchwinde, daß es beynahe unmöglich iſt, ſogleich Hilfe zu ſchaffen, wenigſtens um allen Folgen derſelben vorzukommen. Ein andermal, nachdem ſich eben dieſer Miſſionar niedergeleget hatte, vernahm er in dem Stroh, welches zugleich das Dach und den Fußboden ſeiner Hütte ausmachte, ein Geräuſche. Er ſchlief aber dennoch ein, in der Meynung, es wären Ratten, die in Indien eben ſo gemein, als andere Ungeziefer ſind. Aber wie erſchrack er nicht, da er mit Anbruch des Tages eine der fürchterlichſten Schlangen erblickte, welche über dem Orte, wo er die Nacht zugebracht hatte, mit halbem Leibe herabhieng. Wieder ein andermal las einer ſeiner Katheketen an ſeiner Seite in einem Buche; und plötzlich fiel eine Schlange auf das Buch, die ihnen aber nichts zu Leide that. Man könnte noch viele andere Beyſpiele anführen; indeß ſollen dieſe genug ſeyn, um die Erfüllung jener Verheißung, welche der Herr den Dienern ſeines Evangeliums gemacht hat, auch hier zu erkennen, daß nämlich Schlangen und Gifte ihnen nicht ſchaden werden. In der That, ſeit ſo vielen Jahren, als die evangeliſchen Arbeiter das von dieſen ent-

ſetzlichen Ungeziefern wimmelnde Indien durchſtreifen, iſt es unerhört, daß von ihnen auch nur ein Einziger jemals davon wäre gebiſſen worden.

Die Tieger, die in dieſen Gegenden eben ſo zahlreich und blutgierig ſind, daß ſie bis zu den Wohnungen des Landmannes, ja bis zu den Stadtthoren kommen, die Menſchen zu freſſen; die Leoparden, wilden Elephanten, Ungeheuer von jeder Gattung ſcheinen gleiche Ehrfurcht vor den apoſtoliſchen Männern zu haben, welche immer auf der Straſſe ſind, um neue Seelen Gott zu gewinnen, oder wenigſtens den Glauben und die Frömmigkeit von zehn, zwanzig, bis dreyßigtauſend Gläubigen, die weit und breit zerſtreuet ſind, und oft nur einen Seelenhirten haben, zu erhalten und zu befördern. Er muß unter ſo heißem Himmelsſtriche, wo mancher Miſſionar ſeine Haut, beſonders im Geſichte, fünfzehn bis zwanzigmal geändert hat, brennende Sandwüſten zu Fuß durchlaufen; oder in der regneriſchen Jahreszeit bis auf die Kniee im Schlamme waten; oder durch Pfützen und Bäche, wo ihm das Waſſer bis an die Achſeln reicht, dringen; und kömmt er an Flüße, ſo muß er in einem Lande, wo es keine Brücken, und ſelten Fahrzeuge giebt, ſie entweder auf einigen Stücken einer Art Pantoffelholzes überſetzen; oder ſich feſt an ein großes leeres Gefäß, aus Erde und ohne Oeffnung, anſchließen, mit der augenſcheinlichen Gefahr es zu zertrümmern, und zu Grunde zu gehen. Oft kann man nur des Nachts reiſen, aus Furcht, den Feinden des Chriſtenthumes, oder den Räubern, von denen es ganze Horden giebt, oder den Truppen der kleinen Fürſten und königlichen Statthalter in die Hände zu fallen, welche in einem Lande ohne Polizey und Politik unaufhörlich mit einander Krieg führen, ohne daß ſich der Monarch nur im Geringſten in ihre Händel miſche. Es vergeht kein Monat, wo es nicht an irgend einem Orte der Miſſionen derley Kriege giebt; dann iſt man gezwungen, die Straſſen zu meiden, und ſeinen Weg durch Wälder, oder durch ſonſt dicke, und mit Dornen ſo

ſehr

ſehr verwachſene Geſträuche zu nehmen, daß kaum wilde Thiere durchkommen können. Und unter ſo vielen Beſchwerlichkeiten hat man keine andere Nahrung, als einige Kuchen vom getrockneten Reiß, der gemeiniglich ſchon ſauer geworden iſt. Das Ende dieſer Reiſe iſt ſehr oft nichts anders, als ein Gefängniß, wovon die bloße Beſchreibung Entſetzen wecket. Kömmt der Miſſionar aus demſelben mit dem Leben; iſt er, ſo ſtark ſeine Leibesbeſchaffenheit immer ſeyn mag, ſo übel zugerichtet, daß er mehr einer ausgegrabenen Leiche, als einem lebendigen Menſchen gleichſieht. Dieſe Einkerkerungen ſind ſo gewöhnlich, daß ſich kaum ein Miſſionar finden läßt, der das Glück gehabt hätte, denſelben zu entgehen; und man macht derer mehrere nahmhaft, die in einem Jahre zweymal ſind eingekerkert worden.

Dieſe Gefahren und alle dieſe beſchwerdevollen Arbeiten, an ſich betrachtet, könnten ohne Zweifel den ſtandhafteſten Muth erſchüttern. Aber die Früchte, die man dadurch einſammelt, ſind ſo troſtreich, daß ſie den theuren, bittern Schweiß ungemein verſüßen. Das Geringſte, was ein Miſſionar in dieſer beſchwerlichen Miſſion jährlich gewinnt, ſind ungefähr tauſend Seelen. Pater Buſchä taufte während des Jahres Chriſti 1699 für ſeinen Theil zweytauſend Indier; und dreyhundert an einem Tage, ſo daß ihm die Arme ſanken, und unterſtützet werden mußten. In den fünf letzten Jahren taufte er über eilftauſend; und in allem ſeit ungefähr zwölf Jahren, die er in dieſer Miſſion zubrachte, bey zwanzigtauſend. Die Zahl der Beichten, die er dort angehöret hatte, läßt ſich gar durchaus nicht beſtimmen; ſie beläuft ſich, nach aller Wahrſcheinlichkeit, über hunderttauſend. Er beſorgte dreyßig kleine Kirchengemeinden, wovon jede bey tauſend Chriſten zählte; und die ganze Kirche von Madura hatte damals über hunderttauſend wahrhaft chriſtliche Seelen.

Uebrigens geſchehen auch in dieſen Ländern die Bekehrungen nicht auf eine flüchtige Art; wenigſtens ſind dieſe neuen Chriſten von den Chriſten der europäiſchen

Städten Indiens ſehr unterſchieden. Man bewilliget den Indianern die heilige Taufe erſt nach drey oder vier Monaten, da ſie ſchon gründlich unterrichtet, und aufs Schärfſte geprüfet ſind. Sind ſie einmal Chriſten, ſo leben ſie wie Engel; die Kirche von Madura iſt ein getreues Ebenbild der erſten Kirche.

Es giebt anfangs viele Schwierigkeiten, um den Indianern aus adelichen Häuſern, die auf ihre abergläubiſche Gelehrſamkeit ſo ſtolz ſind, das Evangelium beyzubringen. Haben ſie aber einmal das Ungereimte und Abſcheuliche der Abgötterey eingeſehen, ſind ſie die eifrigſten und ſtandhafteſten Chriſten. Hat ſich der Glaube in ein Haus eingedrungen, und eine gewiſſe Anzahl davon ſich zu demſelben bekennet, ſo ſind die Uebrigen leicht zu gewinnen. Es giebt ganze Stämme, zum Beyſpiele, die Rettis und Ambalagareus, die überhaupt ſo wunderbare, ausnehmende Talente, ein ſo ſanftes, gelehriges Weſen haben, daß man ſie nur gleichfalls mit Sanftmuth und Gründlichkeit unterrichten darf, um aus ihnen vollkommene Chriſten zu bilden.

Kömmt zu dieſer glücklichen Anlage noch die Gnade der heiligen Taufe, ſo kann man kaum glauben, was dieſe Neubekehrten für ein unſchuldiges Leben führen, und wie ſehr ſie jede Sünde ſcheuen. Wiewohl ſie meiſtentheils nur mit geringen Fehltritten zur Beicht kommen, kann man ſich doch nicht erwehren, ſeine Zäher mit den Thränen zu begleiten, die Reue und Zerknirſchung des Herzens ihnen ablocken. Sie ſind bey ihrer Bekehrung überzeuget, daß das chriſtliche Leben ein heiliges Leben ſeyn müſſe; und ein Namenchriſt, ein Chriſt, welcher ein Sklave der Sünde wird, iſt in ihren Augen ein Ungeheuer. Pater Buſchá, da er einen Neubekehrten, einige Monate nach ſeiner Taufe, zur Beicht vorbereitete, erklärte ihm die Art und Weiſe, ſich anzuklagen. Der gute Neuling glaubte anfangs, daß nur von Sünden die Rede wäre, die er vor ſeiner Taufe habe begehen können, um mehr Abſcheu vor denſelben zu empfinden, einzuprägen. Da er aber vernahm, die Re-

de

de wäre von den Rückfällen, ſprach er voll der Verwun⸗
derung, und beynahe geärgert: „Wie doch! mein Pa⸗
ter, iſt es denn möglich, daß ein Menſch ſo unglücklich
ſeyn könne, und das Geſetz Gottes übertrete, nachdem
er mit ſeinen Gnaden iſt überhäufet worden? daß er ſo
undankbar ſeyn ſoll, und denjenigen beleidige, von dem
er ſie empfangen hat?“ Ungeachtet ihrer natürlichen Zag⸗
haftigkeit ſind ſie in dem Glauben unerſchütterlich, und
über dieſen Punkt kaum eines Zweifels fähig; fragt
man ſie hierüber, ſo braucht es die größte Behutſamkeit.
Es haben ſich Manche äußerſt daran geſtoſſen, daß man
ſie fragte: „ob ſie an irgend einer Glaubenswahrheit ge⸗
zweifelt haben;“ indem es ein Greuel in ihren Augen war,
an dem Worte Gottes, auf das Zeugniß ſeiner Kirche
nur den geringſten Zweifel zu hegen. Wenn es ſich auch
ereignet, daß einige von ihnen in den Verfolgungen
wanken, ſo iſt das bloß eine Folge ihrer Schüchtern⸗
heit, und ihr Unglauben, der gewiß ſträflich iſt, nur
äußerlich. Aber wie viel andere, trotz der Furcht, die
ſo viel über ſie vermag, halten es gegen allen Mar⸗
tern und Peinen ſtandhaft aus?

Was den Glauben dieſer Neubekehrten ſo lebhaft,
und ihren Wandel ſo rein erhält, iſt ihr Eifer im Ge⸗
bethe, und die Genauigkeit, mit welcher ſie die gottſeli⸗
gen und häufigen Andachtsübungen, die unter den Chri⸗
ſten dieſer Miſſionen gebräuchlich ſind, auch in ihren
entfernteſten Wohnungen verrichten. Jene, die nicht weit
von dem Orte, wo der Miſſionar ſeinen Aufenthalt hat,
wohnen, unterlaſſen niemals dahin zu kommen. Und
wie ſehr verkürzet noch ihre heilige Begierde nach dem
Worte Gottes, und nach dem Brod der Engel, dieſe
Entfernung in ihren Augen? Unter andern fand ſich ein
Mann von mehr als ſechzig Jahren (dieß iſt bey den
Indianern das höchſte Alter) der keinen Sonn⸗ oder
Feyertag je ausließ, fünf Meilen weit, es mochte der
Regen fallen, oder die Sonne brennen, in die Kirche
zu kommen. Alle Tage in der Woche verſammelt der
Miſſionar Früh und Abends die Gläubigen zum Gebethe
und langwährenden Unterrichte in der chriſtlichen Lehre;
den

den übrigen Tag von dem heiligſten Meßopfer bis auf den Abend erkläret er den Katechismus den Kindern, oder unterrichtet die Katechumenen, wenn er nicht mit Beichthören, was ſehr oft geſchieht, beſchäftiget iſt. Pater Martin berichtet: „daß in den fünf Monaten, die er in Ahur zugebracht, nur vier Tage waren, an denen die Miſſionaren keine Beicht zu hören hatten.“ Auch Pater Buſchä, Stifter dieſer blühenden Miſſion, genoß den Troſt, welchen der heilige Gregorius von Neocesaräa erlebet hat, der in dieſer Stadt nur ſiebzehn Chriſten antraf, und nach ſeinem Tode nur ſiebenzehn Heiden hinterließ. In dem großen Flecken Ahur, der ganz heidniſch war, als Pater Buſchä dahin kam, hat er zwey oder drey heidniſche Familien übrig gelaſſen. Wenn die Miſſionare mit Beichthören beſchäftiget ſind, haben die Katecheten oder alte Gläubige die Aufſicht über die öffentlichen Andachtsübungen und halten Vorleſungen aus einem geiſtlichen Buche. Die ſonntäglichen Andachtsübungen ſind von den wöchentlichen kaum unterſchieden; nur werden ſie öfters wiederholt, wegen der Menge des Volkes, welches weit herkömmt, und zu einer Zeit in der Kirche nicht Platz greifen kann. Ob ſie ſchon mit Anbruche des Tages anfangen; können dennoch die Miſſionarien das heilige Meßopfer erſt gegen die Mittagszeit halten; und dieß oft ohne die häufigen Beichten gehöret zu haben, die ſie auf andere Stunden verſchieben müſſen. Bevor der Prieſter zum Altar tritt, liest man eine kurze Anleitung, um würdig dem heiligen Meßopfer beizuwohnen. Dann ſingt man Hymne und Lieder bis zur Zeit der Kommunion, wo man mit lauter Stimme die dahin gehörigen Uebungen bethet. Darauf folgt die Predigt, welche an dieſem Tag nie unterlaſſen, und die an der Kirchthüre gehalten wird, um auch von denen, welche in der Kirche nicht Raum hatten, verſtanden zu werden. Und ſo iſt gemeiniglich, ehe man auseinander geht, drey oder vier Uhr Nachmittag; und hiermit noch nicht alles vorüber. Nach dem muß man ihre Klagen ſtillen, oder vielmehr ſelben vorbeugen; ihre

Strei-

Streitigkeiten beylegen, die Betrübten tröſten, den Kranken und Dürftigen beyſpringen; die Zweifel oder Gewiſſensängſten dieſes guten Volkes, das auch vor dem Schatten der Sünde zittert, benehmen.

An großen Feſttagen erſt gibt es ungleich noch mehr Arbeit in dieſem Weinberge des Herrn. Es gibt derer einige, wozu man ſich Tage voraus bereiten muß; ſonſt würde man nur eine geringe Anzahl von denen, die ihre Andacht verrichten wollen, befriedigen können. Wie entfernt dieſe eifrigen Neulinge von der Kirche immer ſeyn mögen; laſſen ſie dennoch alles ſtehn, um ſich an dieſen Tagen dahin zu begeben; ſie vertrauen ihren Nachbarn die Aufſicht ihres Hauſes, und ziehen mit ihrer ganzen Familie hin. Es ſind manche, welche die ganzen acht Tage, und darüber da bleiben. Sie kehren nicht zurük, ehe ihr geringer Vorrath zu Ende geht. Die Vermöglichſten helfen den Armen; und es gibt Gegenden, wo man ſie auf Koſten der Gemeinde ernähret. Jeden Tag hält man über das Geheimniß eine Predigt; worauf Gebethe und verſchiedene Andachtsübungen folgen. Man ſingt Lieder, liest aus einem geiſtlichen Buche, und bereitet die Katechumenen zur Taufe. Die Beichten ſind ſo zahlreich, daß die Miſſionare, nachdem ſie den ganzen Tag und einen Theil der Nacht dazu verwendet haben, oft mit harter Mühe eine Stunde finden, wo ſie vor Mattigkeit entkräftet ihr Brevier beten können. Geſchieht es, daß zwey oder drey Miſſionare zuſammentreffen; ſo halten ſie ein feyerliches Hochamt. Es iſt nicht auszuſprechen, was dann dieſe guten Völker für eine Freude und Andacht haben. Selbſt die Heiden laufen Schaarenweiſe herzu, und äußern eben ſo viel Ehrfurcht als die Gläubigen. Die Majeſtät der Feierlichkeit ſezt ſie in Erſtaunung; und man begeht kein Feſt mit dieſer göttlichen Pracht, daß ſich nicht mehrere Abgötter bekehren. An dieſen Feyertagen wird auch das Sakrament der Taufe vornehmlich ertheilet; denn es ſind wenige Tag, an denen nicht Taufen geſchehen. An eben dieſen großen Feſten ſind zu Ahur insgemein zwey

bis drey Hundert Täuflinge, die dann dieß heilige Sakrament mit möglichſter Feyerlichkeit empfangen. In Marava hat ſich ihre Anzahl auf fünf Hundert, und manchmal darüber belaufen.

Das XVIII. chriſtliche Jahrhundert

öffnete ſich mit Fortſezung ſolcher Evangelien; immer noch machte der heilige römiſch katholiſche Glaube unter heidniſchen rohen Völkern auf beiden Hälften der Erdkugel ſo erſtaunliche Fortſchritte; daß ſich ſelbſt die erklärteſten Glaubensfeinde, troz ihrer Verzweiflung und ihres Neides, ſich darüber zu verwundern nicht enthalten können. Von den nördlichen Gebürgen des obern Aſiens bis zu den brennenden Sandwüſten in Afrika; von Thibet, und den unzugänglichen Päſſen des Kaukaſus bis in das Herz von Aethiopien, und auf der andern Halb-Scheide von Terra Labrador, und Kalifornien an bis an die magellaniſche Meerenge war keine Nazion, ja keine beträchtlichere Völkerſchaft, welcher nicht Licht angezündet, der heiligſte Name JESUS verkündet, Reich Gottes gegründet worden wäre. Die Thatſachen ſind ſo unläugbar, daß ſelbſt die proteſtantiſchen Geſchicht-Schreiber geſtehen müſſen, die Glaubensprediger, vornehmlich aus der Geſellſchaft Jeſu, haben eine unzählbare Menge Bekehrungen bewirket. Sie wiſſen nichts dagegen einzuwenden, als: „daß man ſich begnüget habe, dieſen Glaubensneulingen eine ganz ſeichte und oberflächige Kenntniß des Chriſtenthumes beizubringen, ohne jemals ſie mit dem wahren Geiſte des Evangeliums bekannt zu machen." Aber welchen Sinn haben dieſe Ausdrüke in ihrem Munde? Um den lauten Beifall dieſer unreinen und gottesſchänderiſchen Irrlehrer zu erhalten, hätte man die eifrigen Glaubensneulinge in Madura, zum Beyſpiele unterrichten müßen, die heiligen Geheimniſſe unter die Füße zu treten, mit einem Wort luteriſch geſinnt zu ſeyn, luteriſch zu leben. Bei all dem waren einige Proteſtanten vermeſſen genug, ihre verheuratheten

Prediger, welche mit unter Kaufleute machen, mit den vom heiligen Stuhle geſendeten Glaubenslehrern zu vergleichen. Vom Stolze bethört, ſahen ſie nicht ein, daß allein die römiſche Kirch ſo wie katholiſch alſo auch apoſtoliſch ſeyn kann, und daß alle Mühe der Sekten, ſie nachzuahmen, nichts als grund- und geiſtloſe Nachäffungen ſind. Eine einzige Begebenheit reichet hin, um ſie für immer zu beſchämen. An der Fiſcherküſte im öſtlichen Indien betrugen ſich die Holländer, wie gewöhnlich, als Tyrannen. Sie bemächtigten ſich ohne Umſchweife der Kirchen dieſer Indianer, machten Magazine daraus, und wieſen die Häuſer der Miſſionarien ihren Faktors zur Wohnung an. Die armen Glaubensneulinge, welche ſich bei dieſem Ueberfalle in die Wälder geflüchtet hatten, fuhren daſelbſt in ihrem Eifer fort; dadurch ihre beſchämten Unterdrüker auf den ſeltſamen Einfall geriethen, auch ihrerſeits die Glaubensprediger zu machen. Ein Prädikant, welchen man von Batavia hatte kommen laſſen, wollte ſich gleichwohl die Mühe geben, dieſes elend bethörte Völklein, wie er ſagte, aus dem Irrthume zu reißen. Aber ſein Unternehmen ſcheiterte, ob er ſchon mit ſolchen Leuten allein zu thun hatte, welche ſich nur mit dem Fiſchfange beſchäftigten. Bey der erſten Unterredung ſagte ihm das Haupt der Paravas anſtatt aller andern: „Du wirſt, oder ſollteſt doch wiſſen, daß der Glaube unter uns nicht anderſt, als durch die vielen und erſtaunlichen Wunder Wurzel ſchlug, welche der große Vater (das iſt, der heilige Franz Xavier) in dieſen Gegenden gewirket hat. Daher mußt du, ehe ſich von einer Aenderung reden läßt, nicht nur ſo viele Wunder, wie er, ſondern noch weit mehrere wirken; dieſen Beweis fordern wir von dir, daß die Religion, ſo du uns rätheſt, beſſer iſt, als jene, die wir verlaſſen ſollen. Fang es daher damit an, daß du wenigſtens zehn Todte erweckeſt; denn unſer großer Vater hat ihrer fünf oder ſechs wieder belebet; heile alle unſere Kranke, mache das Meer fiſchreicher, als es gegenwärtig iſt. So lange du das nicht thuſt, haſt du von

uns auf deinen Vorſchlag keine Antwort zu hoffen.“ Der Prädikant verſtummte auf dieſe Rede; denn ſolch eine Antwort hatte er von einem Fiſcher nicht erwartet. Er ſegelte ab, und ließ die guten Leute forthin in Ruhe. Indeſſen gebrauchten die Holländer bey dem Mangel der Gründe Gewalt; und die Paravas erhielten den ſtrengſten Befehl, bey der kalviniſchen Predigt zu erſcheinen. Aber das Haupt derſelben ſchlug an den Thüren der holländiſchen Wohnung ſelbſt ein Verboth an: „daß ſich keiner dabey einfinden ſollte, unter der Strafe, im Uebertretungsfalle als ein Verräther des Vaterlandes, und als ein Meineidiger an Gott behandelt zu werden.“ Ein Einziger wagte es wegen beträchtlicher Vortheile, die er von den Holländern zog, die Predigt mit anzuhören. Und er ward, ohne auf ſeine Herren Rückſicht zu nehmen, förmlich des Landes verwieſen. Sie machten zwar einen gewaltigen Lärm, und drohten, ſich deßwegen empfindlich zu rächen. Aber es blieb bey den leeren Worten; und ihr Religionseifer ſowohl, als ihre Ehre ſchmiegte ſich, da es ihnen um etwas ganz anders, — um die Handlungsvortheile zu thun war.

Der Anfang des achtzehnten chriſtlichen Jahrhunderts war das Lebensende des berühmten Abtes von la Trappe, deſſen Tugenden den guten Geruch, den ſie ſtets um ihn her verbreiteten, nun gedoppelt ausdufteten. Schon fünf Jahre vorher hatte er ſich der Würde eines Abtes begeben, um ſeinen Geiſt nur mit dem Gedanken an die Ewigkeit zu beſchäftigen. Die ſchmerzlichen Krankheiten nebſt der Hinfälligkeit ſeines durch die Buße entkräfteten Leibes dienten, ſeine Tugenden immer noch mehr zu läutern, und ihren Glanz zu erhöhen. Keine Regung einer Ungeduld, kein Wölkchen von Unmuth, keine Unruhe trübte die zufriedene Heiterkeit ſeiner Seele, die ſich immer gleich blieb, und deſſen Friede nichts ſtören konnte. Seine Standhaftigkeit bey den empfindlichſten Schmerzen war ſo vollkommen, daß ſie weder ſeine innigſte Vereinigung mit Gott, noch die Ausflüſſe einer grenzenloſen Liebe gegen ſeine Mitbrüder hemmen

konn=

konnten. Keinen, der ihn beſuchen wollte, wies er ab, empfieng alle mit heiterem Antlitze, mit offenem Herzen, mit alle dem Reize jener angebornen Freundlichkeit, die ihn bis ins Grab nicht verließ. Nachdem er die Wegzehrung für die Ewigkeit, und die letzte Oelung im Kreiſe ſeiner Brüder, welche mit ſeinem Gebete das ihrige vereinigten, und ihn mit ihren Thränen benetzten, empfangen hatte, war an ihm keine Spur von irgend einer Furcht des Todes zu entdecken, und man glaubte einen jener erſten Patriarchen zu ſehen, welche des Lebens ſatt ſich unter den Aeußerungen der lebhafteſten Erkenntlichkeit allein damit beſchäftigten, daß ſie den Herrn lobten, und den Segen des Himmels für ihre Familien erflehten. Unter dem Stroh und unter der Aſche, darauf er hingeſtrecket ſterben wollte, behielt er die Feſtigkeit und Standhaftigkeit ſeines Geiſtes bey, blickte den Biſchof von Seez, ſeinen alten Freund, der ihm beyſtund, zärtlich an, drückte ihm die Hand, hub ſeine Augen gen Himmel, und erhielt in ſich wahrhaft bis auf den letzten Hauch den Frieden des Geiſtes, und die Freyheit der Kinder Gottes, und die Herrſchaft über Kopf, Herz, und Glauben, und Vertrauen und Liebe. Nebſt dem Beyſpiel ſeines Lebens hat der Zuchtverbeſſerer von la Trappe der Nachwelt eine Menge Erbauungsſchriften hinterlaſſen; ſeine Abhandlung von den Pflichten eines Mönchs; eine Erläuterung der Regel des heligen Benedikt; die Ueberſetzung der Werke des heiligen Dorotheus; chriſtliche Lebensart; kurzer Entwurf der Pflichten eines Chriſten; ſittliche Betrachtungen über die vier heiligen Evangelien; eine Menge geiſtreiche Briefe, Unterweiſungen; Grundſätze; und andere Schriften.

Auch Pabſt Innozenzius der XII. war bereits ein ganzes Jahr lang beynahe auch körperlich recht eigentlich im Sterben begriffen, beynahe ein ganzes Jahr lang ſchon immer fort kränkelnd; auch er war allen ein Beyſpiel der Geduld, trug mit unerſchütterlicher Geiſtesſtärke die Laſten des abgelebten Alters, und die Gewaltthätigkeiten der Krankheiten. Endlich am 27. September

des

des Jahres Chriſti 1700, im 86. Jahr ſeines Alters, hatten alle ſeine Arbeiten und Leiden ein Ende, und er war nun voll Freuden; aber ganz Rom, und die geſammte Chriſten-Welt, und vorzüglich die Armen, waren jetzt voll Schmerzen, Wehmuth und Jammer.

Die Kardinäle, dieſe Hauptſäulen der ſichtbaren Kirche, dieſe erſten Räthe des ſichtbaren Oberhauptes derſelben waren von jeher die Auserleſenſten, der Kern der geſammten Geiſtlichkeit — Männer Gottes, die im Reiche Gottes in Gelehrſamkeit und in Frömmigkeit, mit einem Worte in Geiſtigkeit ganz beſonders vorzüglich ſich auszeichneten, aus ihrer Mitte erhielt die heilige Kirche ſchon ſo viele große heilige oberſte Kirchenhirten. Eben jetzt waren in dieſem ehrwürdigen, wahrhaft heiligen Collegium beynahe lauter ſolche Kirchenlichter, welche alle auf den erſten Leuchter geſtellt zu werden verdienet hätten; eben jetzt, und aus eben dem Grunde, dießmal vorzüglich, war die Wahl eines neuen Kirchen-Oberhauptes ganz beſonders ſchwer, ſchwer aus allen einen zu wählen, da ein jeder jeden wählen zu müſſen glaubte, und keinen Grund fand, einen dem andern vorzuziehen; ſomit wurde die Wahl erſchwert und verzögert; aber die nun angekommene Nachricht vom Tode des Königs von Spanien machte, dieſe Verzögerung endlich zu heben, nothwendig. Die Wahl fiel endlich einſtimmig auf den Cardinal Johannes Franziskus Albani.

Albani war ein Sprößling eines der Frömmigkeit wegen ſowohl, als des Adels ehrwürdigen Stammes; und damit war auch für ſeine Erziehung vortrefflich geſorget; und als man ihn des Studierens wegen von Haus, von Urbino, nach Rom ſchicken mußte, zog ſein heiliger Vater ſelbſt mit in dieſe Stadt, um ſeinen Sohn ſtets ſelbſt unter ſeinen Augen zu haben. — Als in der Folge der junge Albani ins öffentliche Leben in die Welt trat, mit allen Vorzügen der Natur und der Erziehung, als ein ſchöner, edler, und körperlich und geiſtig wahrhaft wohlgebildeter Jüngling; ſo gaben alle dieſe Eigenſchaften, die ſo vielen nur Quellen des Ver-

der-

derbens ſind, der Reinigkeit ſeiner ſtets unbeſcholtenen Sitten nur noch größeres Verdienſt und neuen Glanz. Er zeigte ausgebreitete Kenntniſſe in jedem Fache, einen bis auf den Grund dringenden Verſtand, eine bezaubernde Beredſamkeit; er war nun geſucht und beliebt in allen gebildeten gelehrten Geſellſchaften. Was noch mehr bewundert zu werden verdiente, das war ſeine unverſtellte Beſcheidenheit, und die geringe Meynung, die er von ſich ſelbſt hegte, und die größte Hochachtung fremder Talente, deren Ueberlegenheit er bey ſich mit der liebenswürdigſten Einfalt anerkannte. Das unabläßige Gebet, die Uebungen der ſeinem Alter angemeſſenen, ja weit über ſein Alter reichenden Tugenden, die Liebe gegen die Armen, und jede Art ſtandmäßiger Wohlthätigkeit nebſt den Studien waren ihm Lieblings-Beſchäftigungen. Als im zwanzigſten Jahre des Alters ſeine Wahl für den geiſtlichen Stand ausfiel, und ihn die Päbſte nach und nach zum Referenten, zum Beyſitzer des Konſiſtoriums, zum Gubernator von Rieti, von Civita-Vechia, und von Sabina ernannt hatten, machten ihn ſein aufgeklärter Eifer für die Religion, ſeine Billigkeit und Uneigennützigkeit, und vorzüglich ſeine Liebe gegen die Armen, welche ſtets ſeine herrſchende Leidenſchaft war, aller Orten ſo beliebt, daß, ſo oft er von einer Stelle abgerufen wurde, bey dem ganzen Volke ein allgemeines Leidweſen erfolgte. Als er endlich, ſo ſehr ſich auch ſeine Beſcheidenheit dagegen ſträubte, Kardinal wurde, änderte er in ſeiner gewöhnlichen Lebensart nicht das Geringſte, immer gleich eingezogen in ſeinen Sitten, gleich ämſig im Gebete wie in der Arbeit, und doch für Jedermann zugänglich; wachſam über ſeine Hausgenoſſen, ordentlich in ſeinen Geſchäften, mäßig, aber mit Wohlſtand bey ſeiner Tafel, reinlich, aber einfach in ſeinem Anzuge und Geräthe. Und bey jedem Dienſte, den er leiſtete, bey jedem Geſchäfte, uneigennützig im höchſten Grade; nie war ihm, noch ſeinen Leuten etwas beyzubringen; er ſuchte nichts, und wollte nichts, als — Gott allein.

Auf

Auf die erſte Nachricht, die Cardinal Albani erhielt, daß der Antrag aller Cardinäle auf ihn gehe, alle Stimmen auf ihn zuſammentreffen, zeigte er durch die Verwirrung, welche ſich aller ſeiner Sinnen bemächtigte, zur Genüge, ſeiner Beſcheidenheit ſey wohl nie eingefallen, daß man bey dieſer Wahl ein Auge auf ihn haben ſollte. Anfänglich konnte er vor Beſtürzung kein Wort vorbringen. Als er ſich in etwas erholt hatte, ſagte er noch ganz betroffen: „Seine Unwürdigkeit ſey ihm zu gut bekannt, als daß er je zu dieſer Wahl ſeine Einwilligkeit geben könnte. Das heilige Kollegium zähle Mehrere unter ihren Gliedern, welche unvergleichlich tauglicher, als er, wären, die hohe Würde zu bekleiden, und wenn ſeinen Amtsbrüdern die Erfüllung ihrer Pflicht in einem ſo wichtigen Gegenſtande am Herzen läge, ſollten ſie unverzüglich zu einer neuen und beſſern Wahl ſchreiten.“ Es wunderte zwar Niemanden, dieſen Mann ſo niedrig von ſich ſprechen zu hören. Aber man ſchmeichelte ſich, er werde, wenn er von ſeinem erſten Erſtaunen zurückgekommen wäre, ſich eines Beſſern über eine Sache berichten laſſen, welche ſo anſchaulich das Gepräge einer höhern Vorſicht, und des göttlichen Willens aufhatte. Aber es erfolgte ganz das Gegentheil. Er ſchien nur deßwegen ſeiner wieder mächtig geworden zu ſeyn, um über ſeine Lage noch ernſtlicher nachzudenken, dadurch er ſich ein Fieber mit heftigem Erbrechen zuzog, ſo daß man ihn zu Bette bringen mußte, wo er keinen andern Troſt zuließ, als den man ihm eben nicht gewähren wollte. Ganz Rom war auf dieſe Nachricht in Bewegung, um ihm auf irgend eine Weiſe die Einwilligung abzunöthigen. Verwandte, Freunde, Bürger aus jedem Stande, Große und Kleine, Reiche und Arme, alles drängte ſich theils zu den Pforten des Konklave, theils zum Fuße der Altäre hin, um Gott und den Menſchen die Veränderung ſeines Sinnes zu empfehlen. Die Cardinäle beſuchten ihn nach der Reihe in ſeiner Zelle, und bothen aller ihrer Geſchicklichkeit und Beredſamkeit auf, um ſeine

Wi-

Widerſetzlichkeit zu überwinden; aber er gab ſich noch größere Mühe, ihnen ſeine Geſinnungen annehmlich zu machen. Am Ende unternahm es Kardinal Camus, ihn durch eine Reihe von Gründen zu überzeugen, daß er ſich dem heiligen Kollegium nicht länger widerſetzen könnte, ohne ſich Gott ſelbſt zu widerſetzen. Mit dem Paſtoral des heiligen Pabſtes Gregorius in der Hand gieng er zur Zelle des Kardinal Albani hin. Aber der Kranke, von ſo vielen ſeiner Demuth äußerſt läſtigen Beſuchen ermüdet, ließ ihm ſagen: „er ſey ſchlechterdings einer Ruhe benöthiget.“ Und ſo wurde Camus nicht vorgelaſſen. Er hatte zum Konklaviſten den Abt Tanſän (der in der Folge Cardinal wurde) einen jungen, liebenswürdigen, und gewandten Menſchen, ein ſchwieriges Geſchäft mit Geſchicklichkeit zu lenken, und der bey Albani ſehr wohl gelitten war. Dieſer kehrte zur Zelle des Kranken zurück, wartet, beobachtet, benutzt den günſtigen Augenblick, ſtellte ſich, und hat das Glück, mit Güte aufgenommen zu werden. Ja, Albani konnte, ſo mißmuthig und niedergeſchlagen er auch war, nicht umhin zu lächeln, als er den Abt mit einem großen Buche in der Hand vor ſich ſtehen ſah, um ſeine Predigt beſſer abhalten zu können. Jedoch betroffen, daß ſich Junge und Alte in die Wette beeiferten, ihn auf andere Gedanken zu bringen, hörte er die Stelle des Paſtorals gelaſſen an, darinn der große heilige Pabſt ſagt: „daß, wenn man aus dem Triebe der Demuth die höchſte Würde ausſchlägt, man demüthig zu ſeyn aufhöre, im Falle man der Stimme Gottes nicht gehorchte, welcher ſeinen Willen durch die Uebereinkunft aller Stimmen offenbaret.“ Aber Albani ſetzte dieſer Entſcheidung ſeine Unwürdigkeit entgegen, und ſprach: „dieß alles wäre ganz gut geſagt, wenn er nur die nöthigen Eigenſchaften hätte.“ Hierauf ließ er den Cardinälen erklären: „Er beſcheide alle vor den Richterſtuhl Gottes; und ließen ſie von ihrer Zudringlichkeit nicht ab, ſo würden ſie einſt an jenem ſchrecklichen Tage alle Fehler verantworten müſ-

ſen, die er wegen ſeiner Unvermögenheit an einer ſo erhabenen Stelle unvermeidlich begehen würde, und ſie hätten der Kirche für die unſeligen Folgen zu ſtehen, welche dieſe Wahl haben könnte." Seine Unruhe nahm in der Folge noch immer zu. Er weinte zween Tage, und zwo Nächte in einem fort unter der Folter ſeines ängſtigen Gewiſſens, welches ihm andererſeits ſeinen Widerſtand für eine Hartnäckigkeit anrechnete. Bey dieſer Furcht wählte er unter den angeſehenſten Doktoren Roms vier Ordensmänner, die er für die Tugendhafteſten hielt, den Pater Waräß einen Obſervanten, den Pater Maſſuliá einen Predigermönch, den Jeſuiten Alfaro, und den Theatiner Thomaſſi. Dieſen legte er folgende zwo Fragen vor: „ob er bey der Kenntniß ſeiner eigenen Unwürdigkeit das Pabſtthum mit gutem Gewiſſen annehmen; und ob er es aus eben dem Grunde ſeiner Unwürdigkeit mit gutem Gewiſſen von ſich weiſen könne?" Die Frage wurde mit äußerſter Strenge unterſucht, ohne auf die Wünſche des heiligen Kollegiums Rückſicht zu nehmen. Aber die vier Doktoren waren, wie alle Römer, ſo ganz überzeugt, daß man keine beſſere Wahl hätte treffen können, daß ſie ihm einhällig mit Gottes Gerichte droheten, wenn er ſich der Anordnung der Vorſicht, die er nun vernünftiger Weiſe nicht mehr bezweifeln könnte, noch länger widerſetzen ſollte. Nun ergab er ſich; aber ſo niedergeſchlagen, und ſo entkräftet, daß man wirklich wegen ſeines Lebens beſorget war. Als er ſich endlich durch ſo viele Gründe in etwas beruhiget fand, und das Fieber nachgelaſſen hatte, ließ er die Cardinäle in ſeiner Zelle nach hergebrachter Sitte zum Handkuſſe zu. Dieſe gewöhnliche Feyerlichkeit hatte bey dieſen Umſtänden ſelbſt für jene, welche ſie ſchon oft mitgemacht hatten, was beſonders Erbauliches und Rührendes. Die ganze Zeit über, daß die Huldigung dauerte, floßen ſeine Thränen unaufhaltſam fort. Endlich fiel er wieder in den alten Ton, unterhielt die Kardinäle von ſeiner Unwürdigkeit, äußerte ſeine Hochachtung gegen ſie mit ſo ungeheuchelten

ten Worten, erbat ſich ihren Beyſtand, den er von ihren Einſichten erwartete, und deſſen er ſo ſehr bedürfte, mit ſolcher Innigkeit, daß die Meiſten aus ihnen ihre Thränen mit den ſeinigen vermiſchten, und voll Hochachtung und Bewunderung ſo ſeltener Geſinnungen weggiengen. Dieß trug ſich am vierten Tage zu, ſeit ſie einhällig den Entſchluß gefaßt hatten, ihm ihre Stimmen zu geben. Itzt führten ſie ihn nach der ſixtiniſchen Kapelle, wo die Wahl mit den gehörigen Förmlichkeiten vollzogen werden mußte, und es fand ſich, daß ihm keine außer ſeiner eigenen Stimme mangelte, welche er dem Cardinale Panciatici, und nicht dem Dekan des heiligen Kollegiums, wie es doch ſonſt Ehre halber üblich war, gegeben hatte. Als einige ihre Befremdung darüber äußerten, ſagte er: „Man müße der Vorſchrift des Gewiſſens ohne alle Rückſicht auf die noch ſo alten Gebräuche folgen.“ Nachdem die Wahl zu Ende war, und ihn der Dekan nach der Verordnung der Kanonen fragte, ob er das Pabſtthum annehme, wollte er vor der entſcheidenden Antwort noch einmal den heiligen Geiſt um Erleuchtung bitten, ſtund von ſeinem Sitze auf, und warf ſich vor dem Altare nieder. Nach geendigtem Gebethe kehrte er wieder an ſeinen Platz zurück, und hielt an die Kardinäle eine lateiniſche Anrede, voll der glänzendſten Züge einer ungeheuchelten Demuth. Endlich erklärte er: „daß er ſich gleichwohl, ſo hart es ihn auch ankäme, der Laſt, die man ihm aufbürdete, unterziehen wolle; und den Augenblick ward er auf die gewöhnliche Weiſe als Pabſt Clemens d. XI. ausgerufen. Als man ihm ſeinen Bruder, und deſſen Familie vorſtellte, ſagte er ihnen: „Wiſſet, euern Anverwandten dem Blute nach habet ihr verloren. Ich bin bloß mehr wie für alle andere Gläubige, ſo auch für euch der gemeinſchäftliche Vater.“ Er verboth ihnen mit allem Ernſte, ſich auf irgend eine Weiſe in öffentliche Geſchäfte zu miſchen, oder für die Beförderung einer Perſon ſich zu verwenden, unter was immer für einem Vorwande Geſchenke anzunehmen, oder ſelbſt nach einem höheren

Amte oder Titel zu ſtreben; und an dieß Verboth mußte ſtrenge gehalten werden. Für ſeine eigene Perſon machte ſichs Pabſt Clemens der XI. zum Geſetze, täglich das heiligſte Meßopfer zu entrichten, und auch nach dem Beyſpiele mehrerer Heiligen alle Tage zu beichten. Er lebte ſo mäßig und ſparſam, daß der ganze Aufwand für ſeine Nahrung des Tages nur gar wenig betrug. Eben ſo ſtreng verfuhr er mit ſich in Rückſicht des Schlafes, und außer der Zeit, die er den unvermeidlichſten Bedürfniſſen des Lebens gönnen mußte, war der übrige Tag zwiſchen dem Gebete und den Pflichten des Pabſtthumes getheilet. Setzte er zuweilen mit den mühſamen Beſchäftigungen aus, ſo nahm er ein Buch eines heiligen Vaters zur Hand, oder ſuchte im Gebete neue geiſtliche Kenntniſſe zu ſchöpfen, und über irgend ein gottſeliges Unternehmen den Segen des Himmels zu erflehen. Mußte er von Zeit zu Zeit wegen ſeiner Geſundheitsumſtände friſche Luft ſchöpfen, ſo beſuchte er einige Kirchen, wo Frömmigkeit und Nächſtenliebe ſeine ganze Erholung waren.

Die hundertjährige Jubel-Feyer gieng jetzt allgemach zu Ende; am Ende desſelben fanden ſich alle Spitäler von Armen und Kranken ganz voll angefüllet. Klemens beſuchte, ehe er die heilige Pforte ſchloß, alle dieſe Spitäler, theilte reichliches Almoſen unter die Armen aus, tröſtete die Kranken, hörte ihrer ſo viele Beicht, daß man glauben könnte, er wäre ihr ordentlicher Seelſorger, reichte ihnen die heiligen Sakramente der Sterbenden; er verſammelte eines Tages alle Pilgrimme, welche abzureiſen gedachten, vertheilte unter ſie vieltauſend Goldgulden, wuſch, trocknete und küßte ihnen die Füſſe, ließ für ſie in ſeiner Gegenwart mehrere Tafeln decken, diente ihnen ſelbſt bey Tiſche, und unterhielt ſich bald mit dem einen, bald mit dem andern mit ſo vieler herablaſſender Güte und Theilnahme, daß auch die gleichgültigſten Zuſchauer bis zu den Thränen gerühret wurden. Eine ſeiner erſten päbſtlichen Verrichtungen war, daß er am Ende der hundertjährigen Jubelfeyer

die

die heilige Pforte ſchloß, eine prachtvolle Feyerlichkeit, die er zum Gegenſtande der Erbauung machte.

Vor allem dann, und immer trachtete und arbeitete dieſer eifervolle oberſte Seelenhirt, Reich Gottes immer mehr noch zu gründen, zu befeſtigen, zu beleben, überall, wo es ſchon war; und wo es noch nicht war, ſobald, als möglich, es hinzubringen. Die Väter: Liberatus Weis, Pius von Zerte, und Samuel von Biumo, deutſche Glaubensprediger aus dem Orden des heiligen Franziskus, wurden von Pabſt Klemens dem XI. nach Aethiopien geſendet. *) Sie machten anfänglich ih- re

*) Seit der Miſſion des Pater Nugnez aus der Geſellſchaft Jeſu, welcher ſammt mehrern Glaubenspredigern die Hilfsvölker, welche der König von Portugal, Johann der III., dem Kaiſer von Aethiopien wider ſeine aufrühriſchen Unterthanen ſchickte, nach dieſem Lande begleitet hatte, lag allen eifrigen Päbſten das Heil dieſer merkwürdigen Nazion ſtets am Herzen, nicht allein, weil ihrer in den älteſten geiſtlichen und weltlichen Urkunden oft erwähnet wird, ſondern auch wegen ihrer Anhängigkeit an die chriſtliche Religion, welche bey dieſem Volke mitten unter der Abgötterey, und dem Mahometanismus, davon das übrige Afrika angeſtecket iſt, ſtets die herrſchende war. Die Aethiopier ſind aus Indien gekommen; und das iſt die Urſache, warum ſo viele alte Schriftſteller Indien mit Aethiopien vermenget haben. Die Abyſſinier haben ſie erſt lange Zeit hernach unterjochet. Sie waren urſprünglich aus dem glücklichen Arabien, deſſen Hauptſtadt Saba iſt, und nannten ſich „Homeriten.“ Es iſt eine nicht unwahrſcheinliche Sage unter ihnen, daß jene, welche Salomons Weisheit zu bewundern nach Jeruſalem gekommen iſt, eine ihrer Königinnen geweſen ſey. So viel iſt aus der ſtandhaften Ueberlieferung gewiß, daß die Abyſſinier oder Aethiopier Juden waren, ehe ſie ſich zum Chriſtenthume bekehret haben. Ein Theil dieſer Völker gieng in der Folge mit den Arabern über das rothe Meer, ero-

re Reiſe zu Land; aber bey reiferer Ueberlegung der vie-
len Beſchwerden und Hinderniſſe, welchen, wie ſie wuß-
ten, ſo mancher Miſſionar unterlegen war, änderten ſie
ihren Plan, nicht aus Zaghaftigkeit, ſondern aus evan-
ge-

---

berte die Provinz Tigris, und ſtiftete das Reich Aruma, welches, wie wir an ſeinem Orte geſehen haben, von dem heiligen Frumenzius, einem Alexandriner (II. Band dieſer Geſchichte), den der heilige Athanaſius zum erſten Biſchofe dieſer Nazion geweihet hatte, zum chriſtlichen Glauben iſt bekehret worden. Man entdecket noch in ihrer Bildung, welche ganz von jener der Neger abweicht, die Merkmaale ihres Urſprunges. Sie ſind olivenfärbig, insgemein wohl gewachſen, und ihre Züge haben was Großes. Dieſe neue Kirche verehrte ſtets die von Alexandria als ihre Mutter; aber ſie gieng in ihrer Ehrfurcht zu weit; denn ſie nahm, man weiß nicht genau, um welche Zeit, nach ihrem Beyſpiele die Irrthümer des Dioskorus an, und trennte ſich mit ihr von der katholiſchen Kirche. Sie hielt ſich noch unter der Regierung Juſtinians an den Mittelpunkt der Einigkeit, wie es aus der Geſchichte ihres Königes Elesbaam erhellet, den die Kirche als einen Heiligen verehret, und welcher den Chriſtenverfolger Dunaam, einen Juden, von dem Throne, deſſen er ſich bemächtiget hatte, ſtieß. Man kann als wahr annehmen, daß dieſe Abyſſinier oder Aethiopier, von Abkunft Homeriten, den wahren Glauben bis zum Anfange des neunten Jahrhundertes beybehalten haben, weil ſich bis auf dieſe Zeit in der Geſchichte nichts von ihrer Gemeinſchaft mit den koptiſchen Patriarchen, oder den Jakobiten von Alexandria findet. Im zehnten Jahrhundert wurde die königliche Familie durch eine neue Athalia faſt ausgerottet. Sie hatte ſichs vorgenommen Salomons Nachkommenſchaft gänzlich zu vertilgen, bemächtigte ſich des Thrones, auf welchem ihre Nachkommen bis zu Ende des dreyzehnten Jahrhundertes ſaſſen. Nach welcher Zeit Ikun = Amlac der einzige Prinz, welcher noch Salomons Abſtämmling war, oder doch dafür

geliſcher Klugheit, und ſchifften ſich auf dem rothen Meere ein. Die Fahrt war glücklich; und eben ſo glücklich langten ſie zu Gondar, in der Hauptſtadt des Reiches, an. Der Kaiſer empfieng ſie mit einer Herab-
laſ-

---

gehalten wurde, den Thron ſeiner Väter wieder eroberte. Einer ſeiner Nachfolger, Konſtantin mit Namen, ſchickte auf das allgemeine Conzilium von Florenz ſeine Geſandte, deſſen Urenkel, Kaiſer David, nachher von Johann dem Dritten, Könige von Portugal, Hilfsvölker und katholiſche Glaubensprediger begehrte. Der heilige Stifter der Geſellſchaft Jeſu mußte auf Befehl des Pabſtes Julius des III. die Glaubensprediger beſtimmen. Pater Johann Nugnez wurde zum Patriarchen, und der wunderthätige Pater Andreas Oviedo zum Biſchofe und Mithelfer geweihet. Nach dem Tode dieſes Kaiſers, welcher noch vor der Ankunft der Miſſionarien ſtarb, wurden bis ans Ende des ſechszehnten Jahrhundertes die Gläubigen faſt immer durch Verfolgungen bedrängt, und das Reich durch öftere Staatsveränderungen zerrüttet. Bey alle dem keimte durch den unverdroſſenen Eifer der apoſtoliſchen Männer an manchem Orte der Same des Evangeliums auf. Endlich kamen unter der Regierung Atznaf-Segbed des II. rechtmäßigen Thronfolgers, welcher um den Anfang des ſiebenzehnten Jahrhundertes das Reich durch ſeine Tapferkeit wieder erobert hatte, ruhigere Zeiten. Dieſer Fürſt beſaß ſo viel Verſtand als Muth, und nicht weniger Billigkeit als Verſtand. Er war ein Freund der Wahrheit, die er annahm, ſobald er ſie erkannte. „Nein, (ſprach er zu Pater Paez, einem Jeſuiten), man kann das Oberhaupt der Kirche in dem Nachfolger des heiligen Petrus nicht mißkennen, auf welchen der Sohn Gottes ſeine Kirche gegründet, und dem er den Auftrag gemacht hat, ſeine Schaafe ſowohl, als ſeine Lämmer zu weiden. Ich glaube ſicher, ihm den Gehorſam verweigern, heißt, ihn Chriſto ſelbſt verweigern.“ Er ſchwur ſeine Irrthümer ab; hielt aber ſeine Bekehrung nicht lange geheim, ſondern erklärte

laſſung und Güte, welche die Seinigen leicht ahnden ließ, dieſe Männer ſeyen auf ſein ausdrückliches Verlangen hieher gekommen. Er nahm ſie unter ſeinen Schutz, wies ihnen Beſitzungen und Einkünfte an, welche ſie aber

---

ſich öffentlich für einen Katholiken. Er ſchrieb an den König von Spanien, Philipp den III., und begehrte einen Patriarchen, wie auch Biſchöfe und Glaubensprediger. Aber ſein Eifer war zu heftig, und ſein Gang zu raſch. Eine unzeitige Verordnung zum Beſten der römiſchen Religion veranlaßte eine Aufruhr, und da ihm eine ungeſtümme Hitze nicht erlaubte, günſtigere Umſtände abzuwarten, wie ihm doch Pater Paez, und der portugieſiſche General riethen, lieferte er den Rebellen eine Schlacht. Aber ſeine Truppen verließen ihn, und er fiel mit den Waffen in der Hand. Susnejos, Urenkel des Kaiſers David, und ſein rechtmäßiger Thronfolger nach Atznaf-Seghed benutzte den Rath, deſſen Verachtung ſeinem Vorfahrer ſo theuer zu ſtehen gekommen war, und es gelang ihm mit der Zeit, die Aufruhr zu ſtillen. Aber auch er betrieb die Einführung der wahren Religion zu raſch, machte ſeine Bekehrung durch eine Art von Manifeſt kund, darinn er die Patriarchen von Alexandria ſowohl, als die andern jakobitiſchen Biſchöfe mit den gräßlichſten Farben ſchilderte, und gebot durch eine feyerliche Verordnung allen ſeinen Unterthanen, die Ausſprüche des Conziliums von Chalcedon anzunehmen, welches manchen Aufſtand unter dem Volke, und eine Menge Meutereyen veranlaßte, die er aber glücklich zu ſtillen wußte. Sogleich ſchrieb er an den Pabſt, und den König von Spanien, um die Ankunft eines katholiſchen Patriarchen zu betreiben. Demzufolge wurde Pater Alphons von Mendez, ein portugieſiſcher Jeſuit, zu Liſſabon zu dieſer Würde eingeweiht, und langte das nächſte Jahr in Aethiopien an. Der Kaiſer, ſein Sohn, der Erbprinz, die meiſten Großen des Reiches, mit ſehr vielen Mönchen und Geiſtlichen beſchwuren feyerlich in ſeine Hände die Unterwürfigkeit gegen den Nach-

aber ſtandhaft ausſchlugen, und er ward durch ihre arme und ſtrenge Lebensart ſo ſehr erbauet, daß er ihnen verſprach: „ſie, ſo es nöthig wäre, auch mit Gefahr ſeines Lebens zu vertheidigen.“ Das öffentliche Predigen

---

folger des heiligen Petrus, als das einzige und wahre Oberhaupt der Kirche. Man ſchaffte ſogar einige Mißbräuche in der Kirchenzucht ab, und führte den römiſchen Ritus ein; und weil die Weihen aus gründlichen Urſachen ungültig zu ſeyn ſchienen, weihte man neue Prieſter und neue Diakonen. Die Zahl der Katholiken wuchs mit jedem Tage beträchtlich an; mit einem Worte, es öffneten ſich für die wahre Religion die ſchönſten Ausſichten, als Tekla, des Kaiſers Tochtermann, und die Schismatiker in den Provinzen gefährlichere Meutereyen, als die vorigen, anzettelten. Er erſtickte ſie abermal, aber in ganzen Strömen von Blut, dabey ſogar der Vornehmſten nicht geſchonet wurde. In der letzten Schlacht blieben achttauſend auf dem Platze. Bey dieſem gräßlichen Anblicke ganzer Hügel von Erſchlagenen ſprachen ſogar jene, die ihm treu geblieben waren, aber die Spaltung noch nicht abgeſchworen hatten, zu ihm: „Jene, deren Blut wir vergoſſen haben, ſind keine Ungläubige, keine Feinde der Nazion. Die ſo grauſam von uns ſind mißhandelt worden, ſind Chriſten wie wir.“ Der Kaiſer wurde gerührt; die Kaiſerinn, der Erbprinz, beynahe alle Höflinge redeten der Religion des Landes das Wort, und ſagten: „Sie wäre im Grunde von der römiſchen nicht unterſchieden, da beyde Jeſum Chriſtum für den wahren Gott, und für einen wahren Menſchen anerkennten.“ Den Patriarchen zwang man, die alte Liturgie wieder einzuführen, und ſich in der Aenderung auf die Abſtellung der hauptſächlichen Mißbräuche einzuſchränken. Der Kaiſer ſtund durch eine öffentliche Verordnung allen Ketzern eine unbeſchränkte Gewiſſensfreyheit zu, ohne ſelbſt die Rückfälligen von dieſer Vergünſtigung auszunehmen. Er aber hielt ſich an ſein feyerliches Bekenntniß, das er öffentlich abgelegt hatte, und verharrte

gen allein verboth er ihnen, aus Furcht, das ſchwierige Volk zur Unzeit dadurch aufzubringen; er ſprach zu ihnen: „das Werk, welches wir beginnen, erfordert Zeit und Behutſamkeit. Gott ſelbſt ſchuff die Welt nicht in ei-

---

in der Gemeinſchaft der römiſchen Kirche bis an ſein Ende, welches etliche Monate nach der Bekanntmachung dieſer Verordnung erfolgte. Mit Faciladas, ſeinem Sohne und Thronfolger, hatte es eine ganz andere Bewandtniß. So bald er Herr für ſich war, legte er ſeine geheime Abneigung gegen die katholiſche Religion öffentlich an Tag. Man nahm den Miſſionarien die eingeräumten Kirchen wieder weg. Die Vornehmſten aus den Katholiken wurden des Landes verwieſen, oder gar mit dem Tode geſtrafet. Der erſte Geheimſchreiber des Staates war aus der Zahl der letzten. Zelachriſtus, der Oheim des neuen Kaiſers, wurde mit Ketten beladen vor ſeinen Neffen geführet, welcher ihn, wenn er den römiſchen Glauben abſchwüre, in alle ſeine Würden wieder einzuſetzen verſprach. Der unerſchrockene Bekenner weigerte ſich, und hörte mit Freuden das Todesurtheil ſprechen. Aber der Kaiſer ſcheute ſich, ein mit ihm ſo nahe verwandtes Blut zu verſpritzen, und begnügte ſich, den Bruder ſeines Vaters in eine ſchauerliche Einöde zu verbannen. Man jagte den Patriarchen, und alle Glaubensprediger mit Schande aus dem Reiche. Aber Pater Almeida, Titularbiſchof von Nicäa ſammt ſieben ſeiner Mitbrüder blieb im Lande, mit feſtem Entſchluße, ehender die grauſamſte Marter zu dulden, als die Schwachen bey ſo anſchaulicher Gefahr zu verlaſſen. Sie blieben zerſtreuet in Aethiopien, und gebahren der Kirche neue Kinder, deren die Meiſten ihr Leben für den Glauben gaben. Alle dieſe Glaubensprediger traf in der Folge eben dieſes Loos. Pater Noguera bearbeitete dieſen Weinberg noch lange allein, bis er endlich ausgekundſchaftet wurde, und mit dem Prinzen Zelachriſtus die Krone der Marter errang. Faciladas kehrte die ſtrengſten Mittel vor, um die Prieſter zu hindern, forthin einen Fuß in ſein Reich

einem Augenblicke, und er wollte ſechs Tage dazu verwenden." Dieſe Bedenklichkeit des Fürſten war nur zu gut gegründet. Denn kaum hatten die Glaubensprediger, obſchon ganz in der Stille, etliche Perſonen bekehret, ſo erregten die Mönche, unterſtützt von einigen Großen des Reiches, einen gefährlichen Aufruhr. Der Kaiſer hielt Wort, ſchützte die Miſſionarien gegen die Gewaltthätigkeit ihrer Feinde, und ließ ſie, bis er den Auflauf geſtillet hatte, an einen ſichern Ort bringen. Aber er wurde um eben dieſe Zeit vom Schlage gerühret, welcher, wie man nicht zweifelte, die Folge eines beygebrachten Giftes war. Man jagte ihn aus ſeinem Pallaſte, und krönte anſtatt ſeiner einen jungen Menſchen aus

---

zu ſetzen. Indeſſen verſuchte es doch die Kongregazion von der Fortpflanzung des Glaubens einige Kapuziner dahin zu ſchicken. Aber aus ſieben, welche ſie geſendet hatte, wurden die Väter Caſſian, Agathangelus, kaum daß ſie in der Hauptſtadt angekommen waren, ſogleich auf der Stelle getödtet. Zween ſind auf der Reiſe von Straſſenräubern ermordet, und die drey andern zu Suaquen von dem türkiſchen Baſcha angehalten, und auf Begehren des unverſöhnlichen Aethiopiers enthauptet worden. Pater Bredevent, ein Jeſuite, verſuchte um das Jahr Chriſti 1700 unter der Regierung Adiam = Seghedს, dritten Nachfolgers des Facilabas, den Glauben in Aethiopien zu predigen. Die guten Eigenſchaften dieſes Kaiſers, ſeine Sanftmuth, ſeine Leutſeligkeit, ſeine Gerechtigkeitsliebe, ſeine tiefen Einſichten, ſein entſchiedener Geſchmack für die Wiſſenſchaften, ſeine große Wißbegierde, und einige Neigung gegen die römiſche Religion ließen für die Miſſion viel Gutes hoffen. Aber der Miſſionar ſtarb an dem Ungemach der Reiſe, ehe er noch an ſeinem Ziele angelanget war. Endlich ſendete Pabſt Clemens der XI. unter der Regierung des unmittelbaren Nachfolgers von Adiam-Segheb, Juſtus mit Namen, die erwähnten drey deutſchen Franziskanermönche nach Aethiopien.

aus dem königlichen Hauſe, David mit Namen. Da ſich dieſer auf dem Thron nicht anders, als vermittelſt des Aufruhres, der ſein Werk geweſen, erhalten konnte, war ſeine erſte Sorge, ſich der Miſſionarien zu verſichern, die er auch gefangen ſetzen ließ. Dann wurden ſie in ſeiner Gegenwart ſtreng verhöret, und unter andern gefragt: „Zu was Ende ſie in Aethiopien gekommen wären?“ Sie antworteten ganz einfältig: „Sie hätten keine andere Abſicht gehabt, als die Aethiopier in dem wahren Glauben Jeſu Chriſti zu unterrichten.“ Der aufgebrachte Kaiſer wiederſetzte: „Wie! ſind etwa wir, ich und meine Unterthanen keine Chriſten?“ Er verdammte ſie auf der Stelle zum Tode. Sie ſollten geſteiniget werden; doch verſprach man ihnen Gnade, wenn ſie ſich nach der Sitte des Landes beſchneiden laſſen, und zu der herrſchenden Religion bekennen wollten. Sie verwarfen dieſen Anſchlag mit dem ſichtlichſten Entſetzen, ſo daß der Kaiſer von ihrem Muthe gerührt, die Todesſtrafe in die Landesverweiſung abänderte. Aber die raſenden Schismatiker, und vorzüglich die Mönche, hielten ſich an das erſte Urtheil, ſchleppten die Bekenner auf einen großen freyen Platz, wo ſie von acht oder zehn tauſend Perſonen, welche auf den Lärm zugelaufen waren, geſteiniget wurden.

Obwohl Pabſt Clemens der XI. ſich nach Kräften beeiferte, die katholiſchen Fürſten von dem verderblichen Suceſſions-Krieg, der jetzt wegen Spanien ausbrach, noch abzuhalten, ſo wäre er doch bald ſelbſt in denſelben mithineinverwickelt worden; er erklärte nur: „ſeiner Seits werde er nur Maaßregeln treffen, daß Welſchland von fremden Truppen frey bleibe.“ Deſſenungeachtet wagte Frankreich einen Einfall, eroberte — durch Geld Mantua; dieß gab Anlaß, daß dann auch der kaiſerliche Heersführer, Prinz Eugen, mit der Reiterey und mit dem Fußvolk eben dahin anrückte.

Eben jetzt, da des traurigen Suceſſionskrieges wegen auch für die katholiſche Kirche mit Grund viel Nachtheil gefürchtet wurde, wurde ſelbe erfreuet durch Zu-

rück-

rückkehre bisher verirrter Schäfgen; die Prinzeſſinn Maria Eliſabetha von Zweybrücken entſagte der Ketzerey, nahm den katholiſchen Glauben an, und gab von ihrer Bekehrung ſelbſt Nachricht nach Rom an Pabſt Clemens den XI. in einem Schreiben voll Demuth und Unterwürfigkeit. Der heiligſte Vater bezeugte ihr ſchriftlich ſeine Freude über die große Gnade, die ihr geworden, und ermahnte ſie: „daß ſie nun auf dem gefundenen rechten Weg des Heils ſtandhaft ſelbſt fortzuwandeln, und nebſt dem auch andere von ihren Verirrungen dahin zurücke zu bringen ſich bemühen möchte.“ Auch einige Schismatiker in Pohlen äußerten ſich ſchon mehrmalen, und ziemlich deutlich, daß ſie geneigt wären, zur Wiedervereinigung mit der römiſch-katholiſchen Kirche; deßwegen ſchrieb am 30. April dieſes Jahres Chriſti 1701 Pabſt Clemens der XI. an den König von Polen, und bittet ihn: „daß er dieß Heilsgeſchäft nach Kräften möchte befördern helfen; aber auch heben die Kränkung und Betrübniß der Katholiken, die da ſehen müſſen, daß einige Luteraner zu Warſchau in dem Geſandtſchafts-Hauſe eines luterſchen Fürſten ihre Ketzerey öffentlich ausüben.“ Endlich wird dem König liebvoll und väterlich ſorglich der Vorwurf gemacht: „wie er ſich doch habe entſchließen können, ketzeriſchen Lehrmeiſtern ſeinen jungen Prinzen zu überlaſſen?“

Jakob der II., König von England, lebte noch immer im Elende, vom Thron und aus ſeinem Lande verſtoſſen. Jetzt fühlte er ſich dem Ende ſeines Lebens und ſeiner Leiden nahe, noch immer gleich verhaſſet ſeinen ketzeriſchen Unterthanen, weil er ſich Mühe gab, in England dem heiligen, allein wahren, ſeligmachenden Glauben Eingang zu verſchaffen; noch immer von ganzem Herzen zugethan jener heiligen, göttlichen Religion, für die er ſeine Krone aufgeopfert hatte. Nachdem er die heiligen Sakramente der Sterbenden mit der erbaulichſten Andacht empfangen hatte, hieß er den Prinzen von Wallis, den Erben ſeiner Rechte ſich ſeinem Sterbebette nähern, und ſprach zu ihm: „Mein Sohn! du

wirſt an meine Stelle, und in alle die Rechte eintreten, die dir kein Menſch mit Grunde ſtreitig machen kann. Aber ſollteſt du je den Thron wieder beſteigen, ſo verzeihe deinen Feinden, liebe dein Volk, gewähre der katholiſchen Religion deinen Schutz, und ziehe immer die Hoffnung eines ewigen Reiches, einer zergänglichen Krone hienieden vor." Der Prinz, welcher nicht mehr wie ſechszehn Jahre ſeines Alters zählte, verſprach ſeinem königlichen Vater mit Thränen im Auge, ſeinen Willen, vorzüglich was die katholiſche Religion beträfe, heilig zu erfüllen. Hierauf warf er ſich zu den Füſſen Ludwig des XIV., empfahl ihm ſeine Jugend, legte ſein Schickſal in deſſen Hände, und betheuerte auf ein Neues, bis zum Weinen gerührt, daß er katholiſch leben und ſterben wolle. Ludwig weder auf die vielen Feinde, die ſich wirklich wider ihn gewaffnet hatten, noch auf die neuen zu achten, die er ſich jetzt durch ſeine Großmuth zuzog, erkannte ihn auf der Stelle für den rechtmäßigen König von England, und verſprach: „ihn ſo lange zu unterſtützen, ſo lange er ſich zum wahren Glauben bekennen werde." König Jakob der II. verſchied dann ruhig im Herrn den 16. des Herbſtmonats des Jahres Chriſti 1701, nachdem er hienieden im großen Jammerthale — beynahe eben ſo lange leiden, als leben mußte.

Schon in Mitte des vorigen Jahrhunderts machten die ſpaniſchen Miſſionarien der Geſellſchaft Jeſu den Anſchlag, nicht allein das Evangelium zu predigen, ſondern auch ihre Wohnung im Schooße der roheſten und blutdürſtigſten Barbarey, im Herzen des unermeßlichen Erdſtriches des mittägigen Amerika aufzuſchlagen. Bisher hatte man ſich begnügt, von Zeit zu Zeit einige Pflanzungen, vorzüglich an der peruaniſchen Seeküſte zu errichten, ohne daß man ſich über die fürchterlichen Gebirge, welche ihr beeistes Haupt bis über die Wolken erheben, zu ſetzen getrauet hätte, von da aus man nichts als unermeßliche Wälder, unzugängliche Moräſte, Seen und Flüße, welche

dem

dem Meere glichen, entdeckte. Dieſer ungeheure Raum war, nach den öffentlichen Berichten, von nichts, als Tiegern, Löwen, Hyänen, und von Menſchen bewohnet, welche noch wilder, als alle dieſe Ungeheuer wären. Aber die Erfahrung hatte die evangeliſchen Arbeiter gelehret: „daß man ſich unter den Amerikanern keine dauerhafte und gründliche Seelenfrüchte verſprechen könne, es ſey denn, man dringe bis in jene Länder vor, welche von den Städten und Wohnorten der Europäer zum weiteſten entfernet ſind. Die Grauſamkeiten, welche die Spanier troß aller Verbothe des Hofes, der ſeinen Befehlen wegen der ungeheuern Entlegenheit die gehörige Kraft nicht geben konnte, gegen die Bewohner dieſes Welttheiles verübet hatten, flößten ihnen einen unüberſteiglichen Abſcheu ſelbſt gegen die Religion ihrer Tyrannen ein. Das einzige Beyſpiel der Spanier in Amerika, welche eben nicht der beſte Theil der Nazion ſind, die gemeiniglich der Durſt des Goldes, und gar oft die Furcht vor dem Galgen nach der neuen Welt geführet hat, ihr unerträglicher Stolz, ihre Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten, und die Ausgelaſſenheit ihrer Sitten benahm den rührendſten Predigten alle Kraft. Sagte man den Wilden: „es ſey nicht erlaubt, mehr als ein Weib zu haben; man müße demüthig, ſanft und wohlthätig ſeyn" — ſo ſtellten ſie dieſen Forderungen des Chriſtenthumes das Leben der Chriſten, welche ſie mit Augen ſahen, entgegen, oder begnügten ſich auf alles Zureden mit einem höhniſchen Lächeln zu antworten.

Es trotzten zwar die eifervollen, wahrhaft ganz apoſtoliſchen Diener des Evangeliums allen Arbeiten und Gefahren; ſie kamen in das Land von Maragnon, ſonſt der Amazonenfluß genannt, und rückten darinn bis dreyhundert Meilen über Quito hinaus, vor. Von da breiteten ſie ſich an den Ufern der Flüſſe Paſtaca, Gualagua, und Ucayale aus, um in den Wäldern, welche dieſe Geſtade bekränzen, die zerſtreuten Horden der Bewohner aufzuſuchen. Endlich drangen ſie rechts

des

des Maragnonfluſſes in das ſegenreiche Land ein, welches der Paraguai, der Parana, der Uraguai, und ſo viele andere Ströme befeuchten, die endlich zuſammen den Silber- oder Plataſluß geſtalten. Ueberall mußten ſie mit der größten Sorgfalt ihr Vaterland geheim halten; hätte man ſie für Spanier erkannt, würde man ſie auf der Stelle ermordet haben.

Aber damit war noch kaum die erſte Schwierigkeit überſtiegen. Jetzt ſollte man mit verwildeten, mißtrauiſchen, hier und da zerſtreuten Völkern in Unterhandlung treten, welche ſich gleich den wilden Thieren in die dickſten Wälder verkrochen, in Bergklüften wohnten, überdieß immer herumſchweiften, ſtets gegen einander zu Felde lagen, und von dem Fleiſche ihrer Feinde, zuweilen wohl auch von dem ihrer nächſten Anverwandten mahlzeiteten. Die berümteſten Verfaſſer der Weltgeſchichte reden nicht anders, als mit Verwunderung, von jenen alten Weiſen, welche die Erſten dieſe Thier-Menſchen zu einem geſellſchaftlichen Leben vermochten, und lehrten, nach dem, was ſittlich gut, was wahrhaft nützlich iſt, zu ſtreben. Dieſes kühne, gewagte Rieſen-Unternehmen, wenn es der glückliche Erfolg krönte, dünkte ſie noch wunderbarer zu ſeyn, als die Kunſt, Tyger zu zähmen, und Felſen zu rühren, durch welche Bilder die Dichter dieſen Helden das Lob der Nachwelt ſprachen. Dieſe Fabeln ſind in ihrer Art durch die Stifter der chriſtlichen Gemeinden, vornehmlich in Paraquai, zur Wirklichkeit gediehen. Thiere in menſchlicher Geſtalt, die man vorerſt zu Menſchen machen mußte, ehe man ſie zu Chriſten machte, ſammelten ſich nicht allein in beſſer geordnete Geſellſchaften, als unſere blühendeſte Städte ſind; ſondern man ſah ganze Völker der Vorerwählten unter ihnen, deren Eifer man mit der erſten Kirche vergleichen konnte.

Zwar wurden viele von dieſen großmüthigen Wohlthätern der herabgewürdigten Menſchheit das Schlachtopfer ihres unerſchrockenen Eifers. Die Väter Franz Figueroa, und Peter Suarez waren die Erſten, welche

mit

mit ihrem Blute die Wahrheiten verſiegelten, welche ſie angekündiget hatten. Die Väter Hurtado, Durango, Richter, und der Lizentiat Dom Joſeph Vasquez, welcher ſich den Jeſuiten beigeſellet hatte, erkämpften in der Folge eben dieſelben Kronen; aber erſt, nachdem ſie häufige Früchte des Heiles geſammelt hatten. Vornehmlich Pater Richter, ein wahrhaft apoſtoliſcher Mann, war ſich ſelbſt gänzlich abgeſtorben, trotzte Arbeiten und Müheſeligkeiten, über deren bloße Erzählung es der Menſchheit grauet; peinigte noch obendrein ſeinen Leib durch jede Art von Selbſtkreuzigung, machte ſeine Reiſen gemeiniglich mit bloßen Füßen, oft mitten unter Dornſträuchen; er hatte zuweilen, da ihm ſeine Kleider ſtückweiſe vom Leib fielen, ſich zu bedecken nichts, denn Blätter und Rinden von Palmbäumen, und nährte ſich, um nicht Hungers ſterben zu müßen, auf ſeinen apoſtoliſchen Ausfällen von wilden Kräutern und Wurzeln. Durch ein ſo heiliges Leben zog er den Segen des Himmels in ſo reichlichem Maaße über ſeine Arbeiten, daß er ſieben zahlreiche Völkerſchaften Jeſu Chriſto gewann, deſſen Namen ſie durch die Reinigkeit ihrer Sitten, durch untadelhaften, ganz chriſtlichen Lebens-Wandel, durch die Standhaftigkeit ihres Glaubens Ehre machten.

Das Schickſal dieſer erſten Blutzeugen ſchreckte ihre Mitbrüder ſo gar nicht zurück, daß vielmehr die Zahl ihrer Nacheiferer mit jedem Tage wuchs, welche nichts ſehnlicher wünſchten, als eines ähnlichen Todes zu ſterben. Da die königlichen Beamten, welche bei jeder Gelegenheit auf Eroberungen dachten, den glücklichen Erfolg dieſer Unternehmungen ſahen, welche die Klugen der Welt im Anfange, als ſchöne Träumereien eines unbeſcheidenen Eifers, ausgerauſcht hatten, trugen ſie den Miſſionarien, weil der Regierung daran gelegen war, dieſe Fortſchritte in Schutz zu nehmen, militäriſche Hilfe an, um ihnen den Weg zu dieſen wilden Völkern mit den Waffen in der Hand zu bahnen. Aber die apoſtoliſchen Männer verwarfen ſtandhaft ein für ihren Beruf ſo unſchickliches Mittel. Getreu der Vorſchrift des Evan-

geliums, giengen ſie, wie wehrloſe Schafe, mitten unter die Wölfe hin, allein mit dem Brevier unter dem Arm, und einen Stab, oben das Bildniß des Gekreuzigten, in der Hand. Gemeiniglich ließ ſich jeder von ein und zwanzig eifrigen Glaubensneulingen begleiten, die Dollmetſcher, und mitunter wohl auch Katecheten und Prediger machten. Man mußte ſich oft dreißig und vierzig Meilen auf Wegen durcharbeiten, wo vielleicht noch nie ein Menſch gewandert war, mitten durch Wälder, durch verwachſene Büſche, durch die man ſich, ſtets die Axt in der Hand, den Pfad mit unausſprechlicher Mühe, mit einer Langſamkeit bahnen mußte, welche auch den Entſchloſſenſten zur Verzweiflung hätte bringen können; wo man, wie auf der offenen See, keinen andern Wegweiſer, als die Sterne, und den Kompaß hatte. Und doch verirrten ſie ſich bey aller möglichen Sorgfalt in ſumpfige Gegenden, wo ſie bey jedem Schritte zu verſinken Gefahr liefen; oder zwiſchen ſteilen Felſen, welche ihnen allen Ausgang verſperrten. Zuweilen fanden ſie ſich von Froſt durchſchauert, triefend vom Regen, auf der Spize eines Berges, an deſſen beeisten Abſchüßen ſie ſich kaum halten konnten, indeß ſich unter ihnen ſchauerliche Abgründe öffneten, aus denen wilde Ströme, welche ſich durch dickes Geröhricht ſchäumend wälzten, ihnen entgegen brüllten. In den Wäldern drohten ſie die alten Bäume, welche auf jede Bewegung nieder ſtürzten, zu zerquetſchen, oder ſie mußten fürchten von den Tygern zerriſſen, oder von ungeheuren Schlangen getödtet zu werden, deren einige durch ihren Hauch allein vergiften, und ihre Beute, wie bezaubert, unbeweglich hinbannen, ohne daß ſie ſelbe zu verfolgen nöthig hätten. Zuweilen legten die Wilden, welche allen Spaniern auf den Tod gram ſind, in den Wäldern, durch welche ſie ſich eben durcharbeiteten, auf allen Seiten, und vornemlich an jenen Orten Feuer an, welche einen Durchgang geſtatteten, ſo daß die Brunſt dort zum heftigſten wüthete, wo ſich die guten Leute dagegen geſicherrt zu ſeyn geglaubt hatten. Mitten unter dieſen unermäßlichen Ar-

bei-

beiten und Gefahren hatte man kein anderes Bett, als die bloße Erde, oder eine einfache Strohmatte; glücklich derjenige, welche mit einer Hangmatte verſehen war, und einige Stunden darin, wider Schlangenbiſſe, und die Anfälle wilder Thiere ſicher ſchlummern konnte. Oft hatte man keine andere Nahrung, als eine Hand voll Maiz, bei länger anhaltenden Reiſen gieng auch dieſer Vorrath aus, und man mußte ſich mit Wurzeln und wilden Früchten behelfen, und von den Blättern der Bäume den Thau ablecken, um bey einer unerträglichen Hitze, wo man eine glühende Luft einathmete, nicht vor Durſt zu verſchmachten. Machten ſie ihre Reiſe zu Waſſer, ſo änderten ſich die Gefahren, ohne ſich zu vermindern. Sie hatten, wenigſtens bei ihren erſten Unternehmungen, keine andere Schiffe, als kleine elende Nachen aus Leder, aus Baumrinden, aus einem einzigen ausgehölten Stamme, auf welchen ſie über reißende Ströme ſetzen, auf Flüſſen, welche ihnen unabläßig ungeheure, ausgeriſſene Bäume entgegen wälzten, oder auf Seen fahren mußten, wo es von Krokodillen wimmelte, deren einige größer, als die Nachen waren, und aus dem Waſſer gegen die Ruderer aufſchoſſen. Aber jener, welcher den erſten Apoſteln verſprochen hatte, Gift und wilde Thiere werden ihnen nicht ſchaden, ſchützte auch ihre Nachfolger, nnd zuweilen rettete er ſie auf eine recht auffallend wunderbare Weiſe.

Die Grauſamkeit dieſer Barbaren, welche in ſelbigen Gegenden faſt alle Menſchenfreſſer waren, beunruhigte ſie zum wenigſten. Ob ſelbe ſchon ſtets unter den Waffen, und aller Zeichen der Freundſchaft, die man ihnen nur geben kann, ungeachtet immer bereit ſind, ihre Pfeile abzudrücken; ſo hielten ſich doch die Miſſionarien für alle ihre Mühe reichlich belohnet, wenn es ihnen gelang, ihrer welche auszuſpüren. Einer dieſer erſten Glaubensprediger, nachdem er mit ſeinen Glaubensneulingen drey Tage zugebracht hatte, um die Spitze des zweiten Berges zu erklettern, hörte Hunde bellen, welche die unzertrennlichen Gefährten der Wilden ſind. Er

ſchickte auf der Stelle drey ſeiner Indianer ab, um Nachricht von dieſer Völkerſchaft, welche er nicht ferne zu ſeyn glaubte, einzuziehen. Bald hernach folgte er ſelber, um nur noch geſchwindere Kundſchaft davon zu erhalten. Als er, ſo gut er konnte, ſich über Klippen und Schroffen hinabgelaſſen hatte, kamen zween ſeiner Abgeordneten außer Athem, und vor Furcht zitternd zurücke. Sie ſagten ihm: „Am Fuße des Berges ſtehe ein Trupp Unglaubiger, welche den Ort, wo er ſich die vorige Nacht aufgehalten, ausgekundſchaftet hätten, und jetzt am Ausgange des Waldes auf ihn lauerten. Sie ſcheinen äußerſt anfgebracht, und hätten ſich ihres dritten Gefährten bemächtiget, der vielleicht ſchon ermordet wäre.“ Am Ende beſchwuren ſie den Pater, nicht weiter zu gehen, indem er alles für ſein Leben zu fürchten hätte. Sie ſuchten ihn auch mit Gewalt zurück zu halten; aber er riß ſich aus ihren Armen los, eilte den Berg hinab, und ſtund mit einem Male, ehe ſie ſichs verſehen hatten, mitten unter den Wilden. Es waren zwölf an der Zahl, alle mit Spießen und Bögen bewaffnet; ſie giengen ganz bloß, und der vermißte Glaubensneuling ſtund dabey. Der Miſſionar fiel ihnen um den Hals, küßte einen um den andern, unter den zärtlichſten Ergießungen einer außerordentlichen Freude und Freundlichkeit. Sie ſtaunten über die unbefangene und zuverſichtliche Mine des Mannes, und dieſe Befremdung, dieſes Erſtaunen verſchlang bei ihnen alle andere Regungen. Als ſie ein wenig zu ſich gekommen waren, eröffnete er ihnen ſeine Abſicht, welche keine andere wäre, als mit ihnen nach ihrem Wohnplatze zu gehen, und ſie die Kunſt zu lehren, ſo wohl hier als dort glücklich zu leben, und ſie zeigten ſich zu dieſem Vorſchlage eben nicht abgeneigt. Indeſſen langten die Reisgefährten des Miſſionars, welche wieder Muth gefaſſet hatten, mit des Paters Gepäcke an, daraus er gedörrtes Fleiſch, und Maizmehl hervorlangte, und unter die Barbaren austheilte. Er ſelbſt machte das Feuer an, bewirthete ſie nach Möglichkeit, und erwarb ſich dadurch ihre Neigung. Aber um

mit ihnen nach ihrem Wohnplatze zu gehen, bedurfte es die Erlaubniß des Caziquen, der damals nicht zugegen war. Man ſchickte einen Glaubensneuling mit einem aus den Seinigen an ihn. Er kam zwar ſogleich, aber ganz erboßt über die Weiſe, womit man die Chriſten aufgenommen hatte, und ließ ſich entrüſtet ohne ein Wort zu ſagen, ſeitwärts auf einem Steine nieder, ſtüzte ſein Haupt an ſeinen Spieß, und ſah vor Aerger ganz bleich. Der Miſſionar näherte ſich, liebkoſete, und bat ihn, ſich das kleine Mahl ſchmecken zu laſſen. Aber es war kein Wort aus ihm zu bringen. Da ſagte ein Wilder dem Pater zwey oder drey Worte, welche ſo wohl: er iſt zornig, als: er iſt krank, heißen konnten. Der Miſſionar nahm ſie in dem leztern Sinne, und fühlte ſogleich dem Caziquen den Puls; aber dieſer zog die Hand mit Unwillen zurück, und rief in einem fürchterlichen Tone aus: Ich bin nicht krank. Du biſt nicht krank, erwiederte der Miſſionar mit einem lauten Gelächter, und willſt nicht eſſen? Deſto ſchlimmer für dich, deſto beſſer für deine Gefährten; um ſo ergiebiger fällt ihr Antheil aus. Sollteſt du dich aber anders beſinnen, ſo darfſt du es mir nur ſagen. Dieſe edle Dreiſtigkeit machte auf den Barbarn mehr Eindruck, als alles Liebkoſen. Er fieng zu reden an, lachte bald hernach, aß, und befahl ſogar den Seinigen: „Sie ſollten zu trinken bringen, um auch ſeiner Seits den Miſſionar, ſo gut er konnte, zu bewirthen.“ Auf ſolche Weiſe drangen die apoſtoliſchen Männer in die lezten Verſchanzungen der Hölle ein, welche ſtets auf den Untergang des Menſchen lauert. Der Himmel ſtählte ihren Muth, und jener, welcher auf den Gedanken der Gefahr zurück ſchauderte, gieng derſelben, wenn ſie wirklich anruckte, unerſchrocken, muthvoll entgegen.

Eine ſinnreiche Liebe, unzählbare Aufmerkſamkeiten und Rückſichten, ein Umgang voll Güte und Herablaſſung, ein zuvorkommendes Weſen, und eine engliſche Sanftmuth rührten auch die wildeſten Herzen, und gewannen ihnen unvermerkt ihr Vertrauen. Sie machten

ten ihnen einige geringfügige Geſchenke, als Meſſer, Angeln, Nadeln, gefärbte Glaskorallen, und andere Kleinigkeiten, welche in den Augen dieſer rohen Leute einen ungemeinen Werth hatten. Sie reichten ihnen Arzneyen für ihre verſchiedene Krankheiten, verbanden ihre Wunden, leiſteten ihnen die verächtlichſten Dienſte, saßen, und aßen auf der Erde, wie ſie, nährten ſich mit eben den Speiſen, ſo widerwärtig und ungeſchmackhaft ſie auch waren; ja ſie ahmten ſogar ihre ſchmutzige Lebensart, und ihre lächerlichen Gebehrden nach.

Endlich beſchloß eine Völkerſchaft, ſich unter geſellſchaftlichen und chriſtlichen Geſetzen anzuſiedeln. Man mußte dann, wenigſtens bis auf die nächſte Aernte für den Unterhalt jeder Familie, ja jeder einzelnen Perſon ſorgen, deren durch eine unbekränzte Gefräßigkeit verwöhnte Eßluſt zu jeder Stunde Nahrung fordert. Und, was noch mehr Schwierigkeit litt, ſollte man zum wenigſten die nothwendigſten Handthierungen Leute lehren, welche ohne Geſchicklichkeit, und Feinde der Arbeit waren. Die Miſſionarien ſahen ſich dann gezwungen, zehn Handthierungen, eine nach der andern, ſelbſt zu treiben. Jetzt munterten ſie die Arbeitsleute mehr durch ihr Beyſpiel, als durch Worte auf; jetzt riſſen ſie das Feld um, welches vielleicht ſeit der Welt Anbeginn nie war bearbeitet worden; und, um das Land zu bauen, hatten ſie kein anderes Geräthe, als Pflugſcharren von Holz. Sie ſäeten Maiz, Gerſten, Bohnen, und allerley Hilſenfrüchte aus, von denen ſie Saamenkörner mit ſich gebracht hatten. Andere fällten Holz, und ſchleiften es nach den Redukzionen (dieſen Namen gab man den chriſtlichen Wohnplätzen) um Häuſer und Kirchen zu bauen. Einige kehrten nach den ſpaniſchen Staaten zurück, um Hornvieh, Schaafen, Ziegen, und Geflügel anzukaufen, und hundert bis zweyhundert Meilen weit durch eine unbewohnte Strecke Landes vor ſich herzutreiben. Alſo trieb Pater Baraza, der Stifter der ſchönen Miſſion der Moxen, mit Hilfe einiger Wilden eine Heerde von zweyhundert Stück Hornviel, während einer

Rei-

Reiſe von vier und fünfzig Tagen, meiſtentheils im Schlamme bis ans halbe Bein, zuweilen bis an Hals im Waſſer, immer in Gefahr, von Tiegern, oder Menſchen aufgefreſſen zu werden, vor ſich her. In der Uebung einer ſo außerordentlichen Liebe fand wirklich Pater Eſpinoſa die Marterkrone. Als er eine Heerde Schaafe von Santa-Fe brachte, ward er von den Kundſchaftern der blutgierigen Nazion der Guajaquires ermordet. Aber wer wird alle die zählen können, welche bey ihrer hohen Geburt, oder einem ausgezeichneten Verdienſte Schäfer oder Viehhirten, Maurer, Zimmerleute und Weber machten, und ſich den mühſamſten und niederträchtigſten Arbeiten in der einzigen Abſicht unterzogen, um durch die Erleichterung des Unterhaltes die Indianer, welche ſie bekehret hatten, im Glauben zu erhalten. Während ſie ſich, vom Schweiße triefend, außer Athem arbeiteten, ſaß, wenigſtens im Anfange, der träge Wilde mit ineinander geſchlungenen Armen da, und ſah ihnen Stunden lange gleichgültig zu. Es fiel ihm gar nicht ein, bey einer Arbeit mitzuhelfen, welche man doch bloß ſeinetwegen verrichtete, und die er, die Kräfte in die Rechnung zu bringen, bey weitem beſſer, als alle jene, der Arbeit ungewohnte Männer, auszuhalten im Stande geweſen wäre. Und doch ſtunden mit der Zeit Häuſer da, welche freylich gegen die in Europa eine ſchlechte Figur machten; denn ſie beſtunden aus nichts, als vier in die Erde geſteckten Pfählen, welche mit Matten behangen, und oben mit Baumäſten, und dazwiſchen geflochtenen Binſen und Bambusröhren bedeckt waren; aber in den Augen der Wilden nahmen ſie ſich wegen ihrer ſymmetriſchen Vertheilung, und des ſäuberlichen Anſehens gegen ihre ehemalige elende Hütten ganz prächtig aus. Endlich brachte man es mit großer Mühe dahin, daß ſie bey dem Feldbaue Hand mit anlegten. Nach der Saat giengen ſie, wie vorher, aufs Jagen und Fiſchen aus, und ſuchten in den ungeheuren Wäldern wilde Früchte und Honig auf. Und wie angenehm wurden ſie nicht überraſcht, als ſie bey ihrer Rückkehre ei-

eine reichliche Aernte antrafen, die ihnen bey der unfruchtbaren Jahrszeit einen bequemlichen Unterhalt gewährete. Dieß feuerte ihren Muth zu neuer Arbeit an, und die benachbarten Wilden, von ſolchen Vortheilen gelockt, fanden bald an dieſer Einrichtung Geſchmack, ſo, daß in kurzer Zeit eine Menge ſolcher Niederlaſſungen, oder Redukzionen errichtet wurden, deren Einwohner ſich unter die geſellſchaftlichen und chriſtlichen Geſetze ſchmiegten. Nach und nach thaten ſich in dieſen Gemeinden einige in verſchiedenen Handthierungen hervor. Man traf unter ihnen Maurer, Zimmerleute, Schloſſer, Weber, ſogar Baumeiſter, Bildhauer, Maler, Kupferſtecher, und Vergolder an. Das andere Geſchlecht lernete ſpinnen, nähen, und ſticken; und dieß eben ſo ſchön und geſchmackvoll, als immer in Europa.

Nach Verhältniß der Künſte gedeihete auch das Chriſtenthum. Die erſten Völkerſchaften ſiedelten ſich eigentlich in der Provinz Uraguai an, welche ein Theil von Paraguai iſt, unter welchem Namen man hier faſt die ganze innere Strecke des mittägigen Amerika begreift. Dieſe Provinz liegt gegen Oſten, und iſt von einem fortlaufenden Gebirge eingeſchloſſen, welches eine unermeßliche und ſehr fruchtbare Ebene bekränzet, die von dem einen Ende zum andern, einer Strecke von dreyhundert dreyßig Meilen, der Fluß Uraguai, von dem ſie ihren Namen hat, durchſtrömet. Einige Redukzionen hatten ſich bald hernach in der Provinz Guaira, zwiſchen Oſten und Norden, niedergelaſſen. In dieſem zum Feldbau ſo ſchicklichen und geſunden Landſtriche zählte man bald bis an die dreyßig Völkerſchaften, deren jede aus vier, fünf, bis ſechstauſend Einwohnern beſtund. Aber Guaira lag zum Unglücke in der Nachbarſchaft von dem Fort des heiligen Paulus, einem berüchtigten Räuberneſte, wodurch dieſe aufkeimenden Chriſtenheiten leider bald wieder vertilget wurden.

Gegen die Landſpitze des heiligen Vinzenz, an der nördlichen Grenze von Braſilien, hatten vor Zeiten die Portugieſen die Stadt, oder das Fort des heiligen Paulus

lus auf einem faſt unzugänglichen Felſen erbaut. Unwegſame Berge, und dicke Wälder umgeben es, ſo, daß man ihm auf keiner Seite zukommen mag. Die umliegenden Felder ſind fruchtbar, und liefern alle Bedürfniſſe, ja wohl auch, was zu einem bequemlichen und vergnügten Leben gehöret. Da die erſten Einwohner dieſes Ortes keine Weiber hatten, nahmen ſie Mädchen der Wilden zur Ehe. Die Kinder, welche aus dieſer Vermiſchung zur Welt kamen, hatten alle Laſter der Mütter, ohne eine der guten Eigenſchaften der ehemaligen Portugieſen zu haben, und ſie geriethen gar bald in einen ſo üblen Ruf, daß ſich alle benachbarte Städte durch eine Gemeinſchaft mit ihnen für entehrt gehalten haben würden; und weil man glaubte, ſie wären unwürdig, den Namen der Portugieſen zu tragen, nannte man ſie „Mammeluken.“ Und in der That ſind ſie weder Portugieſen noch Chriſten. Sie gehorchen dem Könige von Portugal und ſeinen Beamten nur, in ſo weit ſie ihren Vortheil dabey finden; und nennen ſie ſich Chriſten, ſo ſind ſie durch den Widerſpruch ihres Lebens mit den Geſetzen Jeſu die Schande des Chriſtenthumes. Die Mammeluken rühmen ſich öffentlich, von Niemanden abzuhangen; und wirklich geſtalten ſie eine Art Republik, welche ſich ſelbſt regieret. Die vortheilhafte Lage ihrer Stadt, und die in der Folge angelegten Feſtungswerke haben den Portugieſen, wo nicht die Luſt, doch alle Hoffnung benommen, ſie jemals wieder zu unterjochen. Seit ſie ſich von der Unterwürfigkeit gegen Portugal losgeriſſen haben, üben ſie eine Art von Straſſenräuberey aus, davon man ſelbſt unter den unmenſchlichſten Wilden kein Beyſpiel hat. Jedes Jahr durchſtreifen ſie die nächſtgelegenen Völkerſchaften, und in der Folge auch die entferntern, und ſchleppen eine unzählige Menge dieſer elenden Geſchöpfe mit ſich in die Sklaverey fort, wo ſie die Pflanzungen anbauen, oder in den Goldminnen, deren es welche in ihren Bergen giebt, arbeiten müſſen. Sie verheerten auf dieſe Weiſe alle Provinzen von Paraguai, und Guaira, drangen zu mehr

mehr Malen einerſeits bis an das Ufer des Maragnon, andererſeits bis an den Silberfluß vor, und durchſtreiften jährlich, in einer Zeit von ſechs Monaten das Land auf tauſend Meilen weit. Vorzüglich ſie haben dieſen unermeßlichen Erdſtrich zur öden Wüſte gemacht. Unter einer ſo ungeheuern Anzahl Menſchen, denen ſie die Freyheit raubten, war aus Hunderten kaum Einer, der nicht durch den Ungemach der Reiſe, oder durch die ungeſunde Luft in den Minnen, oder durch übermäßige Arbeit in den Pflanzungen aufgerieben wurde. Nach einem authentiſchen und genauen Verzeichniſſe waren von dreymalhunderttauſend Indianern, welche dieſe Unmenſchen aus ihren Wohnplätzen fortgeſchleppet hatten, nach fünf Jahren, kaum zwanzigtauſend mehr am Leben. Eine, vorzüglich in Rückſicht der Religion greuliche Kaperey. Es iſt keine Liſt, welche nicht die Hölle dieſen ihren Miethlingen einſpie, um das Werk Gottes zu zerſtören. Zuweilen verkleideten ſie ſich als Miſſionarien und Katecheten, um die Indianer unter dieſer Maske leichter überraſchen, und rauben zu können; welches denn eine Menge Völkerſchaften gegen die wahren Miſſionarien mißtrauiſch machte, und lange Zeit für die Einführung des Evangeliums ein unüberſteigliches Hinderniß war. Die Provinz Guaira, welche ihnen die nächſte lag, und gegen ſie ſtets auf der Hut war, griffen ſie öffentlich mit einer überlegenen Macht an, und ſetzten ihre Feindſeligkeiten ſo lange fort, bis ſie dreyzehn Redukzionen gänzlich zerſtöret, und vier und zwanzigtauſend Glaubensneulingen die Freyheit oder das Leben geraubt hatten. Um den Reſt dieſer Wohnplätze zu retten, deſſen betrübtes Schickſal die Bekehrung der übrigen Indianer, aus Furcht einer ähnlichen Behandlung, ſchlechterdings unmöglich machte, beſchloſſen die Miſſionarien, ſich mit ihren Gläubigen hundert dreyßig Meilen von da an dem Ufer des Parana, welches für die Feinde weniger zugänglich war, niederzulaſſen. Sie langten daſelbſt nach überſtandenen unausſprechlichen Müheſeligkeiten mit zwölftauſend neubekehrten Chriſten an, und errichteten

zwo

zwo Redukzionen, unter dem Titel: „unſerer Frau von Loretto, und des heiligen Ignaz.“ Mehr andere ſiedelten ſich zwiſchen den Flüſſen Paraguai und Uraguai an, und ſie ſind ſo vertheilet, daß ſie ſich bey etwaigem Ueberfalle wechſelweiſe Hilfe leiſten können. Dieſe neuen Chriſten wurden endlich durch die öftere Nothwendigkeit, ſich zu vertheidigen, ſo im Kriege geübt, daß ſie in der Folge das Land, welches ſie verlaſſen, wieder in Beſitz nahmen, neue Redukzionen darinn anlegten, und ſich im Stande fanden, die Mammeluken bey abermal gewagtem Verſuche ſo zu empfangen, daß ſie Urſache hatten, ſich ihre ſtraſſenräuberiſche Angriffe gereuen zu laſſen.

Auf der andern Seite des innern und mittägigen Amerika liegt ein ungeheurer Strich Landes, welcher gegen Weſten das Gebirg von Peru und Chili, und gegen Oſten den Fluß Paraguai zu Grenzen hat. Seine Länge von Norden gegen Süden beträgt mehr als vierhundert Meilen, bey einer Breite von beyläufig hundert und fünfzig. Er wird von den großen Flüſſen Pilmaioco, Vermeſo, und Salado durchſchnitten, ohne mehr anderer beträchtlicher Bäche, und Wäſſer zu erwähnen. Dieſe Gegenden werden von verſchiedenen Völkerſchaften, und vorzüglich von Chiriguanen gegen Norden bewohnet. Noch weiter gegen Norden findet ſich der große See Caraies, daraus der Fluß Paraguai entſpringt. In dieſem Landſtriche wohnen gröſtentheils die Manacicas und Chiquiten.

Oefter, aber immer vergebens, hatte man die chriſtliche Religion unter dieſen verwilderten Barbaren einzuführen verſuchet. Man verzweifelte ſogar an ihrer Bekehrung, als Pater Arce, in Geſellſchaft des Pater Zea die Umſtände benutzte, welche die Vorſicht allein hatte vermitteln können. Zwo benachbarte Nazionen führten Krieg gegen einander, welcher für beyde gleich ſchädlich war. Dieſem Pater, vermittelſt einer gewiſſen natürlichen Beredſamkeit, und ſeines ſeltenen Talentes, Feinde miteinander auszuſöhnen, gelang es,

Frie-

Friede und Eintracht unter ihnen herzuſtellen. Beynahe zu gleicher Zeit erhielt er Gnade für einen ihrer Landsleute, welchen ein ſpaniſcher Statthalter zum Tode verdammet hatte. Während dieſe Völker über eine unter ihnen ungewohnte Liebe ſtaunten, that er ihnen den Vorſchlag, ſich zu einer Religion zu bekennen, welche ſolche Geſinnungen einflößete. Die Caziquien ſagten eine allgemeine Verſammlung an, um ſich über eine ſo wichtige Angelegenheit zu berathſchlagen. Alle erſchienen noch um Mitternacht, und die Ueberlegung des Vortrages dauerte bis zum Tagesanbruch, wo einmüthig beſchloſſen wurde, das Chriſtenthum im ganzen Lande anzunehmen; doch unter der Bedingung: „daß man denjenigen zu bleiben vergönnen werde, welche ihre Religion zu ändern nicht für gut fänden." Der Miſſionar gieng dieſe Bedingniß ein, ob ſie ſchon ihre Schwierigkeiten litt, vertraute Gott, und hoffte nicht ohne Grund, auch die Hartnäckigſten werden nach und nach dem Beyſpiele der andern weichen.

Pater Diaz, der unermüdete Hirt, hatte ſich mit den Arbeiten ſeiner Gemeinde nicht begnüget, ſondern beſuchte auch andere Stämme der Ungläubigen, unter denen eine anſteckende Seuche wüthete, um wenigſtens noch vor dem Tode einige Seelen dem Herrn zu gewinnen. Andererſeits eilten auch die Menſchenfreſſer herbey, um diejenigen, welche von der Seuche nicht angegriffen waren, aufzuzehren. Vorzüglich galt es dem Europäer, welcher den Kranken zu Hilfe geeilet war, nach deſſen Fleiſche ſie lüſtern waren, weil ſie es für weit ſchmackhafter, als jenes ihrer Landsleute hielten, die ſich bey ihren Speiſen keines Salzes bedienen. Ein Gefangener, welcher ihnen entwiſchet war, brachte nach der Redukzion die Nachricht der Gefahr, welche ihrem Seelſorger drohete. Die Chriſten griffen ſogleich zu den Waffen, und eilten ihm zu Hilfe. Sie kamen, ungeachtet der beträchtlichen Entlegenheit, eben noch zur rechten Zeit an, fielen auf der Stelle über die Ungläubigen her, machten viele Gefangene, und zerſtreuten den Reſt.

Zum

Zum Schrecken aller Barbaren wollten ſie dieſe Gefan⸗
gene an den nächſten Bäumen aufknüpfen, und wirklich
ſchickten ſie ſich an, das Urtheil zu vollſtrecken, als der
Pater für die Elenden bat: „daß ſie ihm ſelbe auslie⸗
ferten.“ Er überhäufte ſie mit Wohlthaten, und ließ ſie
nach ertheiltem Unterrichte im Glauben frey nach Hauſe
kehren. Dieſe Barbaren waren durch ſolch unerwartete
Großmuth ſo betroffen, daß ſie bey ihrer Rückkunft
ſelbſt Prediger und Lobredner des Evangeliums wurden.
Bald hernach kamen ſie an der Spitze ihrer ganzen Na⸗
zion zurück, warfen ſich zu den Füſſen des liebvollen Miſ⸗
ſionars, und bathen inſtändigſt um die heilige Taufe,
welche ſie auch nach hinlänglicher Prüfungszeit erhiel⸗
ten; und ſie äußerten in der Folge ſtets ſo viel Eifer,
als Standhaftigkeit im Glauben.

Pater Baraza war der Erſte, der die Bekehrung
der zahlreichen Völkerſchaft der Moxes, welche mit mehr
anderen Völkern, die kaum dem Namen nach bekannt
ſind, die Gegend um den Fluß Guapai herum bewoh⸗
nen, unternahm. Es ſchien eine baare Unmöglichkeit,
ein ſo unbändiges Volk den Geſetzen des Evangeliums
zu unterwerfen; und noch vor dem Ende des erſt abge⸗
wichenen Jahrhunderts zählte man ſchon in dieſem Lan⸗
desſtriche neun chriſtliche Völkerſchaften, und mehr, wie
dreyßigtauſend Glaubensneulinge. Aber welche Geduld,
welches Ausdauern, und welch ein ſeltener Muth war
nicht vonnöthen, um ſolch ein Unternehmen durchzuſe⸗
tzen? Pater Baraza gieng bis nach Lima, um für die⸗
ſe Miſſion eine hinlängliche Heerde Hornvieh herbeyzu⸗
ſchaffen, und auf dieſe Weiſe ſeine Pflänzer durch die
Erleichterung der Unterhaltung enger an den Glauben
zu ketten; und da ſich dieſe Thiere ganz außerordentlich
vermehrten, war an dieſen Orten gar bald ein Ueberfluß
von Lebensmitteln. Dieſer ſo geſchickte als eifrige Mann
entdeckte auch nach vielen Nachforſchungen, und ange⸗
ſtellten Verſuchen, welche jeden andern würden zurücke
geſchrecket haben, einen viel kürzern Weg nach Peru zu
kommen, von daher man ſich mit dem gewöhnlichen

Vor⸗

Vorrathe verſehen mußte. Endlich gelang es ihm, ganz allein drey der beträchtlichſten Redukzionen zu errichten. Als nun einmal die Bahn für die andern evangeliſchen Arbeiter gebrochen war, eilten mehrere herbey, um dieſe ſchöne Chriſtenheit theils zu vermehren, theils zu befeſtigen.*) Pater Baraza, der von unerſättlichem Eifer für das Heil der Seelen glühete, verfügte ſich jetzt zu andern Völkern, um auch ihnen das Evangelium anzukündigen. Er drang bis ins Land der Baures ein, welche im Anfange gegen ſeinen Unterricht ganz gelehrig ſchienen; aber ſie nahmen bald die Maske ab, und ermordeten ihn den 16. des Herbſtmonates dieſes Jahres Chriſti 1702; und ſo krönte er mit der Marter ſeine ſieben und zwanzigjährige apoſtoliſche Laufbahn.**)

Ent-

---

*) Die Miſſion der Moxen iſt heut zu Tage eine der blühendeſten in ganz Amerika. Man ſieht ſogar Kirchen, welche mit Geſchmack und einer Pracht gebauet ſind, die auch unter uns ihre Bewunderer finden würde.

**) Es läßt ſich leicht denken, daß noch eine Menge apoſtoliſcher Helden bey der Eroberung eines ſo wilden Landes unter ſo viel blutdürſtigen Nazionen werden gefallen ſeyn. Faſt alle die erſten Stifter der Redukzionen, die Väter Gonzalez, Rodriguez, Caſtilio, und der Bruder Romero düngten dieſen Weinberg des Herrn mit ihrem Blute. Die einzigen Einwohner von Paraguai haben in der Folge zu verſchiedenen Zeiten die Väter Ortiz, De Blende, Alfaro, d'Arce, Silva, Mendoza, Cavallieri, Fernandez, Arias, Sanchez, und ſo viele andere ermordet, auf deren Anzahl man aus der Fruchtbarkeit dieſes jetzt ſo trächtigen, und einſt ſo verwildeten Erdreiches, das ſie mit ihrem Blute fruchtbar gemacht haben, ſchließen kann. Eine ſo erſtaunliche Veränderung wird ohne Zweifel bey dem erſten Anblicke dem gewöhnlichen Laufe aller Dinge zuwider ſcheinen; aber man muß bemerken, daß alle Menſchen, welche von einem und demſelbigen Stamme abſproſſen, einander faſt durchgängig gleich ſind. Lehren, und Beyſpiele allein ſind

Entſchädigung dafür ſuchte die Hölle durch ihre Apoſtel und Arbeiter, und zwar in Ländern, die vormal ganz chriſtlich waren. Codde, ein Prieſter des Oratoriums, war vor mehreren Jahren von der geiſtlichen Stelle der Holländer als Vikar des päbſtlichen Stuhles ernennet worden. Schon da man ſich anſchickte, ihn zum Erzbiſchofe von Sebaſte zu weihen, legte er durch ſeine Verweigerung, das Formular zu unterzeichnen, an den Tag, was man von ſeiner Regierung zu erwarten habe. Dieſer Verdacht ward bald durch ſeine Werke ſelbſt gänzlich gerechtfertiget. Die Kirchen der Katholiken

---

die Quelle des oft ſo ſonderbaren und auffallenden Unterſchiedes. Die Barbaren von Paraguai, welche außer der Geſtalt nichts Menſchliches zu haben ſchienen, nnd bloß dem viehiſchen Triebe ihrer wilden Lüſte folgten, ſind Muſter aller geſellſchaftlichen und chriſtlichen Tugenden geworden. Die Erfahrung zeigte, daß ſie von Natur ſanft, umgänglich, und beſonders gegen die Freundſchaft empfindſam wären. Bald äußerte ſich an denen, welche ſich zum Chriſtenthume bekennten, jene evangeliſche Einfalt, welche die Gefährtinn und Schätzerinn der Unſchuld iſt. Schien alſo vor ihrer Bekehrung Grauſamkeit und Unenthaltſamkeit der ihnen beſchiedene Antheil zu ſeyn, ſo waren dieß nicht ſo faſt Wirkungen des Naturels, als ſchädliche Früchte der Erziehung. Die laſterhaften Angewöhnungen pflanzten ſich von den Vätern auf die Kinder durch den Weg des Beyſpieles fort; und kaum ſahen ſie beſſere, ſo traten Sanftmuth und Liebe, Geſchämigkeit und Eingezogenheit an die Stelle der ungezäumteſten Leidenſchaften, die man ihnen angeboren zu ſeyn glaubte. Ein Volk, das in der That mehr Mitleiden als Tadel verdienet, und deſſen Elend endlich den Vater der Erbarmungen rührte, daß er ſeine Gnade in ſo reichlichem Maaße über ſie ergoß, daß jene, welche vorher die Schande der Menſchheit waren, in der Folge, wie man ſehen wird, die Ehre des Chriſtenthumes geworden ſind.

ken gewannen in kurzer Zeit eine holländiſche Geſtalt, und glichen bald ganz den kalviniſchen Bethhäuſern, was nicht geſchehen konnte, ohne die Katholiken, die doch noch immer die Zahlreichern waren, innigſt zu betrüben, und ſo entſtund Murren, Klagen, Unruhe, Zerrüttung alles Guten. Der holländiſche Vikar vertheidigte ſich mit aller Zuverſicht, und wurde ſowohl in Frankreich, als in den Niederlanden unterſtützet, während Valloni, ſein Geſchäftsträger, zu Rom alle Springfedern ſpielen ließ, um die Kongregazion in Verlegenheit zu ſetzen. Deſſenungeachtet ward nach der erſten gehaltenen Kongregazion, der apoſtoliſche Vikar nach Rom entboten, um ſich über die gemachten Beſchuldigungen zu rechtfertigen. Er ſchrieb die geſchraubteſten Briefe ſowohl an den päbſtlichen Geſandten von Brüſſel, als auch an die Kongregazion der Kardinäle. Aber alle ſeine Gewandtheit war vergebens. Man ſchrieb anſtatt aller Antwort: „Sofern er ſich nicht unverzüglich auf den Weg machte, werde man einen andern Vikar ernennen.“ Bey dieſen Umſtänden urtheilten ſeine Freunde, es müſſe nun einmal gehorſamet ſeyn; und auf ihr Zureden opferte er ſeine perſönliche Widerſetzlichkeit den Vortheilen der gemeinſchäftlichen Sache auf. Er trat denn in Geſellſchaft des Pater Delbegd, eines auguſtinianiſchen Thomiſten, das heißt, eines hitzigen Janſeniſten im Herbſte vor zwey Jahren ſeine Reiſe an. Ein Beſuch des Pater Serry aus dem nämlichen Orden zu Padua, und die Hochachtung, welche derſelbe gegen den Herrn de Fresne, und die ganze heilige Familie äußerte, (dieß waren die Namen, welche ſich die Parthey und ihr Oberhaupt jenſeits der Alpen gegeben hatte) machte ihm Hoffnung, es werde ihm an Beyſtand und Rückenhalt, auch am Ziele ſeiner Reiſe, dem er ſich doch nicht ſo ganz ohne Furcht näherte, nicht mangeln. Wie alle unruhige Köpfe, ſo hoffte auch er aus der Abänderung der Obrigkeit Vortheil zu ziehen, und bey Pabſt Clemens dem XI. eine günſtigere Aufnahme zu finden. Endlich den 18ten März des vorigen Jahres nahmen ihn zu Rom ins Verhör die Cardinäle:

Mareſkotti, Ferrari, und Tenaria. Man ſtellte ihm dann ſechs und zwanzig Punkte, mit Befehl: „ſich darüber zu verantworten“, welches er auch nach ſechs Monaten that. Die letzte Kongregazion wurde in Gegenwart des heiligſten Vaters gehalten. Alle ohne Ausnahme ſtimmten dahin: „daß dem Erzbiſchofe von Sebaſte einſtweilen alle Verrichtungen eines apoſtoliſchen Vikars unterſagt ſeyn ſollen;“ welches Urtheil ihm einige Zeit hernach angekündiget wurde. Der Abt Du Woſell berichtete der Parthey: „daß ſich der Herr Vikar leichtlich aus der Verlegenheit hätte ziehen können, ſofern er nicht ſo viele Widerſetzlichkeit geäußert hätte, das Formular zu unterzeichnen.“ Er füget bey: „Mehrere ſeyen der Meynung geweſen, er hätte es wohl thun können, ja wohl gar thun ſollen. Aber Einige haben dieſen Ausweg entweder aus Furcht vor einem Meineide, oder aus Ehrfurcht gegen die vier Biſchöfe von Alâ, Pamier, Bowâ und Anſchâ, und gegen die Waiſen des reifen Lebens, oder in der verſtändlichen Sprache,‘ aufrichtig die Sache geſagt, gegen das Portroyal nicht genehmiget.

Die Vornehmſten aus der holländiſchen Geiſtlichkeit vernahmen nicht ſobald, was zu Rom vorgegangen war, als ſie ſich Mühe gaben, Rom zum Widerrufe der getroffenen Verfügungen zu zwingen. Sie ſteckten ſich hinter den Großpenſionär Heinſius, und die Bürgermeiſter von Amſterdam, deren drey Neffen des Herrn Codde waren. Auf das Anſuchen dieſer Männer verbothen die Generalſtaaten dem Herrn Cock, welcher für die Zwiſchenzeit zum apoſtoliſchen Vikar war ernennet worden, irgend eine Amtsverrichtung zu unternehmen, ſo lange der Erzbiſchof von Sebaſte in die ſeinigen nicht wieder eingeſetzet wäre. Und alſo bothen dieſe ſeltſamen Schüler des heiligen Auguſtin durch die Gunſt nicht allein weltlicher, ſondern auch ketzeriſcher Mächte dem heiligen Stuhle Trotz, und ſuchten ihm in der Ausübung ſeiner Macht die Hände zu binden. Bey dieſer Gelegenheit ſchrieb Driot, der ausgeſprungene

Mönch, einer von den Orakeln der Parthey: „So viel ich den römiſchen Hof, und den Mönchsgeiſt kenne, ſo dünkt mich, man müße ſich, um dieſes Geſchäft durchzuſetzen, ſtolz betragen, und recht viel Lärm machen.“ Aber er irrte ſich, bey aller ſeiner Kenntniß von Rom und dem Mönchengeiſte, gewaltig in ſeiner Rechnung. Hochmuth, Unverſchämtheit, und Lärm hätte nicht größer ſeyn können; und doch ließ ſich Rom dadurch ſogar nicht irre machen, daß ſeine ernſthafte Kaltblütigkeit und ſein ſich immer gleicher Gang gar bald diejenigen in Verlegenheit ſetzte, die ihm kurz vorher Geſetze vorzuſchreiben gedachten. Auch der Großvikar Van-Guſſen, welcher in Holland die Stelle des Herrn Codde vertrat, und ſeine Parthey hielt, ward ſuſpendirt. Dieſes Urtheil gab ihm wenigſtens viel zu denken. Er erholte ſich bey Quesnell Rathes, der ihm als ein in dieſer Art Streit geübter Soldat, den 8. Jäner des Jahres Chriſti 1703 antwortete: „Man müſſe ſeine Wege gehen, ohne ſich durch das, was zu Rom geſchehen wäre, beunruhigen zu laſſen.“ Sein entſcheidender Grund war: „daß den Erzbiſchof von Sebaſte ſeine Vertheidigung hinlänglich rechtfertige; daß er wider alle Billigkeit von einem unbefugten Richterſtuhle wäre verdammet worden, indem die Erkenntniß ſeiner Angelegenheit vor die Generalſtaaten gehöre.“ Weil aber dieſe Entſcheidung die gemeinen Begriffe zu ſehr durchkreuzte, ſchickte man ſich an, nach den Grundſätzen des Apoſtaten Driot das Volk durch Schriften, welche in einem ſtarken Tone abgefaſſet wären, gegen Roms Bannſtrahlen abzuſtählen. Es fanden ſich zu dieſem Ende die trefflichſten Muſter im Lande. Die kalviniſchen Prediger in Holland ſowohl, als in Frankreich, hatten kein kräftigeres Mittel gefunden, das Volk von dem Mittelpunkte der Einigkeit loszureißen, als wenn ſie unabläßig ſchrieen: „der Pabſt ſey der leibhaftige Antichriſt.“ Nach ihrem Beyſpiele gab der auguſtinianiſchen Van-Homme in einem Briefe, welcher ſo ſtark, als man ſichs nur wünſchen kann, abgefaſſet war, zu verſtehen: „daß ſich der römiſche

Hof

Hof mehr mit der Herrſchſucht als mit der Religion beſchäftige.“ Hernach erwies er: „daß der Antichriſt von Rom gebürtig.“ Daß derſelbe auch Pabſt ſeyn werde, ſagte er zwar nicht ausdrücklich, doch errathen ließ er es; und dieſe Lücke wird durch alles, was vorgeht, und nachfolgt, reichlich ergänzet. Indeſſen ſchmeichelte ſich die Parthey noch immer: „der Pabſt werde gegen ſo viele und ſo nachdrückliche Hinderniſſe nicht aushalten, und ſich genöthiget finden, den Erzbiſchof von Sebaſte, mit ſeiner ehemaligen Vollmacht wieder nach Holland zu ſchicken, oder ſie ihm doch nach ſeiner Rückkehre bald nachzuſenden.“ Pabſt Clemens der XI. von den ärgerlichen Schritten der holländiſchen Geiſtlichkeit benachrichtiget, ſchrieb an die Katholiken der vereinigten Niederlanden, und der benachbarten Provinzen, um ſie vor dieſen blinden Führern zu warnen. Er ſagt: „dieſe Leute ſind unruhige Köpfe, es ſind Blinde, und der Himmel gebe, daß nicht die Bosheit die Urſache ihrer Verblendung iſt. Sie ſind eingedrungene Hirten, deren Abſicht nicht die Heerde zu weiden, ſondern ſie zu trennen und zu erwürgen iſt. Sie hängen Strenge und Sittenverbeſſerung aus; und verlangen für Lehrer der ächten, evangeliſchen Moral, welche von einem ſchmalen Wege, von einer engen Pforte redet, gehalten zu werden. Aber jeder kluge Mann entdeckt ohne Schwierigkeit ihre wahren Geſinnungen, und ihren unſeligen Entwurf.“ Er fügte bey: „daß er den Erzbiſchof von Sebaſte zwar nach Holland zurückſchicke, aber ohne alle Hoffnung, je wieder als apoſtoliſcher Vikar angeſtellt werden zu können.“ Ueber dieſes Breve wurden die Anhänger des Erzbiſchofes wie raſend; und nun erſchienen wieder die roheſten, abſcheulichſten Schmäheſchriften; und das päbſtliche Schreiben ſelbſt wurde, ſo viel möglich, unterdrücket.

Aehnliche Verſuche und Schritte wagten zu gleicher Zeit während eben dieſer Händel auch die Ketzer in Frankreich; ſie ſuchten noch immer auf alle mögliche Weiſen und Arten, durch Liſt und Gewalt ſich und ihre Lehre

neuerdings, und mehr noch empor zu bringen. Die alten Wölfe traten jetzt wieder in ganz neugeputzten Schaafsfellen auf, glaubten unter einer neuen Form ihr altes Weſen leichter und etwa unbemerkt anzubringen. Sie hatten jetzt einen Gewiſſensfall erdichtet, der zwar einzig, und allein nur eine Privatperſon zu betreffen ſchien; womit es aber im Grunde darauf angeſehen war, alle Entſcheidungen der Kirche wider die damals herrſchenden Irrthümer zu vereiteln. Man ließ in dieſer Anfrage einen Beichtvater auftreten, welcher zweifelte, wie er ſich in Rückſicht eines gewiſſen Geiſtlichen zu betragen habe, den er lange Zeit für einen ſehr frommen und tugendhaften Mann gehalten, nun aber mit gutem Grunde wegen der Reinigkeit ſeines Glaubens im Verdacht hätte. Er habe ihn über verſchiedene Punkte zur Rede geſtellet, und folgende Antwort von ihm erhalten: „Ich verdamme die fünf Sätze in jedem Sinne, in welchem ſie die Kirche verdammet hat; aber in Rückſicht der Thatſache glaube ich zu keiner weitern Unterwürfigkeit gehalten zu ſeyn, als daß ich ein ehrfurchtvolles Stillſchweigen beobachte, und ſo lange man mich gerichtlich nicht überzeugen kann, daß ich einen aus dieſen Sätzen vertheidiget habe, darf man meinen Glauben nicht bezweifeln. Ich bin der Meynung, daß, da wir Gott als unſer letztes Ziel und Ende über alles und in allem zu lieben verbunden ſind, alle unſere Werke, welche, wenigſtens der Kraft nach, auf ihn nicht abzielen, oder nicht aus irgend einem Triebe der Liebe geſchehen, eitel Sünde ſind;" u. ſ. w. Es wurde nun der ganze Janſenismus beynahe wieder neuerdings ausgekrammet. Auf dieſe Anfrage antworteten vierzig Doktores: „daß die Meynungen dieſes Geiſtlichen in Rückſicht jener Gegenſtände, über die er ſich Raths erhole, weder Neuerungen, noch Sonderbarkeiten, noch von der Kirche verdammet wären; mit einem Worte, daß man ihn, ohne von ihm eine Abſchwörung zu fordern, wohl losſprechen könne." Dieſe Entſcheidung hielt man ein ganzes Jahr lang geheim, um indeſſen bey guter Muſſe Patronen und

und Eiferer dafür zu werben; worauf man ſie ans Licht ſtellte, und zu Paris drucken ließ. Zugleich folgte Schlag auf Schlag eine Menge anderer Auflagen. Das Aergerniß war ſo allgemein, als auffallend dieſes Wageſtück war. Alle wahren Katholiken riefen mit einer Stimme: „daß dieſer Gewiſſensfall, welcher ſich mit einem ehrwürdigen Stillſchweigen begnügte, das Anſehen der apoſtoliſchen Verordnungen, und alles, was man je wider die letztere Ketzerey verfüget, und gethan hätte, gänzlich vernichte.“ Dieß ſah der Janſeniſt Woſell ſo gut ein, daß er in der Aufforderung an ſeine Mitbrüder, die Antwort der vierzig Doktoren muthig zu vertheidigen, unverholen ſchrieb: „Wenn dieſe Entſcheidung beſtünde, ſo wäre die Sache gewonnen, und der Janſenismus würde künftig in aller Augen weiter nichts, als ein Hirngeſpinſt ſeyn.“ Vergebens ſchrieb Pater Quesnell an mehrere Prälaten, um ſie zu vermögen, die Vertheidigung der vierzig Doktoren auf ſich zu nehmen, über welche das Ungewitter auszubrechen drohete, deſſen Donner er ſchon von allen Seiten rollen hörte. Die Biſchöfe von Schartr und Moo waren die erſten, welche das Verdammungsurtheil wider den Gewiſſensfall ſchleuderten. Der Letztere gab ſich in der Folge viele Mühe, die vierzig Doktoren zu bereden, ihrer perſönlichen Verdammung durch einen demüthigen Widerruf auszubeugen. Auch der Erzbiſchof von Paris, Herr von Noalliá, machte einem Theile der Doktoren, welche dieſelbe von ſich gegeben hatten, Vorwürfe; und mehrere aus ihnen geſtunden: „daß ſie unterzeichnet hätten, ohne die Folgen vorherzuſehen.“ Was man ihnen auch ohne Schwierigkeit glaubte. Nach geſchehenem Widerrufe gab der Erzbiſchof von Paris eine Verordnung heraus, darinn er die Entſcheidung der vierzig Doktoren als einen Schritt verdammte, welcher gegen die päbſtlichen Konſtituzionen laufe, ſchon entſchiedene Fragen bezweifle, die Unruhen verewige, und die Zweydeutigkeiten, die innerlichen Vorbehaltungen, ja ſelbſt den Meyneid begünſtige. Er fügte noch bey: „die Kirche habe nicht erſt in dieſen letz-

tern

tern Jahrhunderten gefordert, daß man die Verdammung der Schriftſteller und ihrer Schriften ſowohl, als ihrer Irrthümer unterzeichne, wie aus dem Konzilium von Chalcedon erhellet.“ Aehnliche Verordnungen, einige Erklärungen weggerechnet, ergiengen auch in verſchiedenen andern Sprengeln. Doch zeichnete ſich die von Herrn Noallià vorzüglich dadurch aus, daß ſie mit dem Gewiſſensfalle zugleich alle Schriften, welche wider die vierzig Doktoren herausgekommen waren, als ehrenrühriſche, ärgerliche, verläumderiſche, und alſo als äuſſerſt liebloſe Schriften verdammte.

Pater Quesnell ließ ſich durch dieſe Art von Rückſicht und Schonung nicht beruhigen. Er konnte ohne Thränen den Umſturz dieſes ſo ſchön ausgedachten Triebwerkes nicht ſehen, davon er der Parthey ſo große Vortheile verſprochen hatte, dawider ſich aber alle Gläubigen überhaupt empörten, und das jezt in ihren Sturz auch diejenigen mit verwickelt, welche die Erfinder davon geweſen waren, und es ſo liſtig aufgezogen hatten. Aber bald trat an die Stelle der Thränen ein Strom von Galle, wo er weder ſeiner Freunde, noch ſeiner Gegner ſchonte. Er ſchrieb an den Cardinal von Noallià: „daß Se. Eminenz mit aufgeklärtern Männern hätte Rath pflegen ſollen; daß er mit ſeiner Hand dem Frieden der Kirche eine unheilbare Wunde verſeʒet habe; daß derſelbe nicht mehr beſtehen könne, weil ſeine Verordnung die Stüʒe davon eingeriſſen hätte; daß die leidige Erfahrung von fünfzig Jahren zur Genüge die Unmöglichkeit bewähret habe, je einen wahren Frieden zu erzielen, man nehme denn das unerträgliche Joch des innerlichen Glaubens an die Thatſachen von den Gewiſſen weg.“ Was den Widerruf der Doktoren belangt, ſo erkläret, und verſicheret er mit ausdrücklichen Worten: „daß er eine erzwungene Unterwürfigkeit, eine öffentliche und ärgerliche Lüge, ein falſches, durch menſchliche Furcht Prieſtern und Doktoren wider ihr beſſeres Gewiſſen abgenöthigtes Zeugniß, eine ſündhafte Verſtellung, eine ſchändliche Treuloſigkeit, und eine unwürdige Feigherzigkeit

keit für Männer wäre, welche im Angeſichte des Altares geſchworen hätten, die Wahrheit bis auf den letzten Tropfen Blutes zu vertheidigen.“ *)

Auf dieſen Brief folgte ein anderes Werkchen, darinn eben dieſer Schriftſteller die vierzig Doktoren und alle Welt mit ihnen überzeugen will, daß ſie ſich durch ihren Widerruf höchlich verſündiget haben. Dieſe Schrift ward in der Folge von dem päbſtlichen Stuhl, als eines der Erzeugniſſe dieſes Irrlehrers verdammet, darinn er ſeine ſchismatiſchen Grundſätze ganz vorzüglich an Tag gegeben hatte.

Wie das Oberhaupt der Kirche, ſo dachten größtentheils auch die Biſchöfe; auch ſie verdammten den ſogenannten Gewiſſensfall; dieſem Beyſpiele folgten auch die Univerſitäten Löwen, Douay, und Paris; ohne auf die Schmähſchriften derjenigen zu achten, welche ſichs nun einmal zum Geſetze gemacht haben, allen Feinden ihrer Lehre Unwiſſenheit, und Schwachheit des Geiſtes Schuld zu geben. Zu Paris begnügte ſich die Fakultät damit noch nicht, daß ſie die Entſcheidung der vierzig Doktoren als vermeſſentlich, ärgerlich, gegen die Päbſte und die Biſchöfe des Reiches ehrenrührisch, und recht dazu gemacht erklärte, um die verdammten Irrthümer zu erneuern, und den Meyneid zu begünſtigen; ſondern ſie verordnete noch überdem: „daß ſo irgend eines aus ihren Gliedern ſollte überwieſen werden, etwas wider dieſes ihr Urtheil geſagt, geſchrieben, oder herausgeben zu haben, es von der Fakultät ohne weitere Schonung auf immer werde ausgeſtoſſen werden.“

Zudem erließ Pabſt Clemens der XI. noch zwey Breven, an den König, und an den Erzbiſchof von Paris, darinn er begehret: „man ſoll die Urheber, nach aller Strenge beſtrafen, ihren Handlangern zur Warnung, ſich

---

*) Läßt ſich was Ehrenrühreriſches ſagen und denken? Zum wenigſten erſieht man daraus, welche Begriffe dieſe ſtrengen Moraliſten wechſelweiſe von einander in Rückſicht der Aufrichtigkeit und Rechtſchaffenheit hatten.

ſich künftig nie wieder über derley Kniffe betreten zu laſſen. Vorzüglich das Breve an den König iſt in den ſtärkſten Ausdrücken abgefaſſet. „Dieß ſind, heißt es, Leute, welche recht dazu geſchaffen zu ſeyn ſchienen, den Frieden der Kirche und des Staates unabläßig zu ſtören; Wirrköpfe, welche von einer unheilbaren Wuth beſeſſen ſind, die Untergebenen wider ihre Obrigkeit aufzuhetzen; deren unbezäumte Frechheit alle Mühe und Arbeit vereitelt, die man ſich gegeben hat, eine ſo gottloſe als anſteckende Ketzerey zu vernichten; unruhige Starrköpfe, welche man zum Schweigen bringen, trotzige Leute, denen man ein Gebiß einlegen, Aufrührer, die man unterjochen, bändigen, und ſtürzen muß.“ (Welche viel ſagende Ausdrücke, und Vorwürfe von Seite des Oberhaupts der Kirche, und eines ſo tugendhaften, ſo einſichtsvollen Oberhauptes, wie Clemens der XI. war!)

Der Unterhändler Woſell änderet mit einem Worte die Weſenheit der Dinge, und ſchafft das Licht in Finſterniß, und die kluge Standhaftigkeit in eine hartnäckige Unwiſſenheit um. Er ſchrieb von Rom aus: „Olibrio (das iſt der Name, welchen die Anhänger des ehrfurchtvollen Stillſchweigens dem Statthalter Jeſu Chriſti gaben) hält viel auf ſeine Breven, und Se. Heiligkeit glaubt dadurch was Rechtes gethan zu haben.“ „Ein anſchaulicher Beweis, fährt er fort, von ſeiner Eingenommenheit, von ſeinem Starrſinne, von ſeiner Unwiſſenheit.“ Andere Sektirer ſchrieben Aehnliches; der Eine: „daß der Pabſt in ſeinem Breve an den König eine Tiegerſeele verrathe;“ der Andere: „Gott verhänge immerzu dickere Finſterniß über die Fürſten der Kirche.“

Indeſſen wußte man doch den König zu bereden: „es würde in Rückſicht der Gefahr, es möchten die alten Streitigkeiten wieder hell auflodern, das Beſte ſeyn, ausdrücklich und mit aller Schärfe verbieten, über dieſen Gegenſtand nichts mehr in Druck zu geben.“ Die Verordnung erſchien auch wirklich den 5. May des Jahres Chriſti 1703. Aber da ſelbe, nach den Ausdrücken zu urtheilen, denen ſowohl, welche den Glauben angreifen,

ſen, als jenen, die ihn vertheidigen, das Stillſchwei- gen aufzulegen ſchien, erſuchte folgenden Monat Cle- mens der XI. den Monarchen, ſich zu erklären, daß es mit ſeiner Verordnung auf die Letztern nicht gemeint ſey. Ludwig der XIV. nahm ſo viel Rückſicht auf die Vorſtellung des Oberhauptes der Kirche, daß er zwar den Vertheidigern des Glaubens die gänzliche Freyheit zu ſchreiben nicht wieder einräumte, doch aber ſein Ver- trauen jenem Miniſter entzog, welcher ihn die erwähnte Verordnung zu erlaſſen verleitet hatte. Er that noch mehr; (und ſo raubte den Janſeniſten eine Liſt, von der ſie ſich einen rühmlichen Sieg verſprachen, ihre letzte Hoffnung) der allerchriſtlichſte Monarch und mehrere Biſchöfe ſeines Reiches verſtunden ſich mit dem Könige in Spanien, und da ſie ſahen, daß die Sektirer bisher durch eine Menge Verdrehungen und Ausflüchte dem Nachdruck der päbſtlichen Bullen und Breven immer ausbeugten, bathen ſie den Pabſt, endlich auf die förm- lichſte und ächteſte Art über die Unzulänglichkeit des ehr- erbiethigen Stillſchweigens zu entſcheiden. Es hat dem- nach jene endliche kirchliche Entſcheidung, welche die Janſeniſten als eine unerſchöpfliche Quelle der Uneinig- keiten und Aergerniſſe ſchildern, ihr Daſeyn den endlo- ſen Rabuliſtenſtreichen, und dem unbändigen Starrſinne dieſer Leute ſelbſt zu verdanken.*)

Einer der giftigſten, gemeinſchädlichſten Verführer war offenbar Quesnell, der überall einwirkte und ein- floß,

*) Soll etwa die Kirche weniger ſtandhaft ſeyn, als die Ke- tzerey hartnäckig iſt? Oder giebt die Hartnäckigkeit der Ke- tzerey Jemanden ein Recht, ſich mit Grunde wider die Standhaftigkeit der Kirche zu beklagen? Da ihr von Je- ſus Chriſtus die Hinterlage der Wahrheit iſt anver- trauet worden, welche ſeit achtzehnhundert Jahren ihren koſtbarſten Schatz ausmachet, wem muß man wohl das Aergerniß und die Zerrüttungen Schuld geben ihr, oder aber der Sekte, welche ſie in dieſem göttlichen Beſitze ſtöret, alles ihr zu rauben ſucht?

floß, obwohl er nirgends zu ſeyn ſchien. Quesnell hatte den größten Einfluß bey der Verführung der Rechtgläubigen in Holland, wie auch bey dem Starrſinne der Janſeniſten in den übrigen Niederlanden gehabt, wo er aller Orten ſeit langer Zeit ſchon umherirrte. Anfangs hielt er ſich einige Jahre mit Doktor Arnod in Brüſſel verborgen auf. Aber, als die Regierung beyde des Landes verwies, flüchteten ſie ſich nach Holland, welches ſie aber bald wieder verließen, weil der Erzbiſchof von Sebaſte beſorgte, ſie dürften, ſofern ihr Aufenthalt ausgekundſchaftet würde, der Miſſion ſchaden; beſonders weil ihre Gegenwart zum Beſten des heimlichen antirömiſchen Komplotes gar nicht nöthig ſchien; ja viele beſſer zu ſeyn dünkte, wenn ſie nicht ſo nahe wären. Die Umſtände zwangen ſie, vor der Hand eine Zufluchtsſtätte in einem Schloße des Lütticher Gebietes zu ſuchen, von da aus ſie nach Brüſſel zurückkehrten. In ihrer Einſamkeit, wo ſie ſich ganz mit der Verfertigung ihrer Winkelſchriften beſchäftigen, brachten ſie ihre Zeit ganz ruhig und ungekränket zu, bis der Doktor ſtarb, welchem der Oratorianer auf der Stelle als Patriarch des Janſenismus folgte, ſo daß die Parthey beynahe den Tod ihres großen Arnods nicht gewahr wurde. Kaum war ſein Nachfolger eingeſetzet, ſo erfüllte er genau die Hoffnung derjenigen, welche ihn ſeit langer Zeit zu dieſer Würde beſtimmet hatten. Er unterhielt, und begann einen Briefwechſel nicht allein mit den zweydeutigen Katholiken aller Provinzen der vereinigten Niederlande, ſondern auch anderer Staaten Europens bey den Höfen und in den Haupt-, und kleinern Städten, in den Dörfern und Schlößern, in den Univerſitäten und Kapiteln, in den Manns- und Nonnenklöſtern. Er verſicherte ſich der alten Freunde, und warb neue. Er ſparte keine Mühe, auch alle die, welche er für die Parthey zu gewinnen keine Hoffnung hatte, ſo viel es ihm möglich war, einigermaſſen an ſich zu ketten, wenigſtens zur Neutralität zu bereden alle jene, die er zu erklärten

Anhängern nicht machen konnte. Aber die vielen Läſterſchriften, welche mit jedem Tage die Niederlande überſchwemmten, forderten den Metropoliten dieſer Provinzen auf, die angemeſſenſten Maaßregeln zu nehmen, dieſem Unfuge zu ſteuern; und weil dieſe ſtolzen Schismatiker aller geiſtlichen Gewalt trotzten, ſo wendete er ſich gleich geradezu an die weltliche Macht.

Der König von Spanien fertigte auch gleich die gemeſſenſten Befehle an den Marquis von Bedmar, welcher in den Niederlanden befehligte, und verhängte über dieſe Störer der öffentlichen Ruhe die gefängliche Haft. Man warnte ſie von verſchiedenen Orten her wegen der über ihrem Haupte ſchwebenden Gefahr; aber ſie hörten Niemanden als ihren Eigenſinn an, und glaubten ſich in Brüſſel ſicher zu ſeyn, bis ſie endlich gefänglich eingezogen wurden. Zuerſt ergriffen die Beamten des Königes mit denen des Erzbiſchofes den Pater Scherberon in ſeiner Wohnung. Hierauf giengen ſie unverzüglich nach dem Orte, die Zuflucht im Gebüſche genannt, wo Pater Quesnell ein abgelegenes Gemach bewohnte. Aber die Leute des Erzbiſchofes hatten den Faden zu dieſem Irrgarten. Sie giengen gerade der Spur nach, pochten an die Thüre, und Brigod öffnete ſie. Dieſer war ein Layenbruder mehr eigenſinnig, als verſchlagen. Man fragte ihn: „wo ſein Herr wäre?" da ward er ſein Verſehen gewahr, und antwortete mit einer ſo lärmenden und übermäßig lauten Stimme, daß Quesnell die Warnung merkte, und ſich zu flüchten Zeit gewann. Aber man kann ſich die Unruhe denken, welche ihn befiel, als er ſich der zurückgelaſſenen äußerſt wichtigen Papiere erinnerte, welche man vor allem hätte retten ſollen. Er ſchlich zurück, um auszuſpüren, ob es keine Möglichkeit wäre, dieſe Beute den Klauen ſeiner Feinde zu entziehen, als er den Brigod in Arreſt führen ſah. Er glaubte, mit dem guten Bruder werde die ganze Wache abgezogen ſeyn, und eilte in ſein Gemach zurück. Aber unglücklicher Weiſe waren einige von den

Leu-

Leuten des Erzbiſchofes da geblieben. Er verbarg ſich hinter einer Tonne, vor der eine ſpaniſche Wand ſtund. Ohne Zweifel hatte man ſeiner wahrgenommen, man ſuchte, fand, und fragte ihn: „wer er wäre?“ denn wer ſollte unter einem weltlichen Kleide den Pater Quesnell geſucht haben? Er antwortete ganz einfältig: „er heiße Robeck, de-Fresne, Rebeck, Pater Prior.“ Dieß waren die geheimen, den Eingeweihten der Sekte allein bekannten Namen, und die alten Auswege, den innerlichen Vorbehaltungen, und dem entſetzlichen, widerevangeliſchen Doppelſinne auszulenken. Indeſſen verſicherte man ſich doch des Rebecks, oder Robecks, und führte ihn nach dem erzbiſchöflichen Pallaſte, wo man ihm ein Zimmer zu ſeinem Aufenthalte anwies, darinn man ihn für ſicher verwahret hielt. Ein fränkiſcher Edelmann, der ſich in den dürftigſten Umſtänden befand, wagte es, durch große Verheißungen ermuntert, den Gefangenen aus ſeinem Gefängniſſe zu erledigen. Die Nacht zwiſchen dem 11. und 12. des Herbſtmonates begann er mit noch einem ſeine Arbeit, und bewies ſich ſo thätig, daß Nachts darauf um ein Uhr der Vogel ſchon außer dem Käfig war. Bey alle dem war doch die Freude unvollkommen. Seine Papiere, die man ihm nicht mit hatte verabfolgen laſſen, ſeine Briefe, ſeine zum Drucke bereit liegende Schriften, ſeine Aufſätze und Bemerkungen jeder Art blieben in den Händen der Obrigkeit als Geißeln zurück. Die erſte Frucht ſeiner Freyheit war ein neues Werkchen, mit der Aufſchrift: „Beweggrund des Rechtes.“ Als man ſeine Brieftaſche unterſucht hatte, ließ ihn der Erzbiſchof von Mecheln vorladen, perſönlich auf die wider ihn vorgebrachten Beſchuldigungen zu antworten; aber er antwortete auf die wiederholte Vorladung durch nichts, als durch eine Sündfluth von Schmäh- und Läſterſchriften. Man ſchritt denn auf die Beweiſe, welche ſeine eigenen Schriften zu Tauſenden darbothen, zum Prozeſſe wider ihn vor. Das Urtheil ward den 10. des Wintermonates des Jahres Chriſti 1703 über

ihn

ihn geſprochen. Man erklärte: „daß er ſich durch ſeine Widerſpenſtigkeit und Hartnäckigkeit den Bannfluch der Kirche zugezogen habe, und befahl ihm, ſich in ein Kloſter zu begeben, und darinn ſo lange Buße zu thun, bis er dem päbſtlichen Stuhle gänzliche Genugthuung würde geleiſtet haben, an den man ihn, um die Losſprechung je zu erhalten, anwies.“ Dieſem Urtheile war noch das Verboth beygefüget, den Sprengel von Mecheln zu betreten, oder etwas darinn drucken zu laſſen, unter der Strafe der ewigen Gefangenſchaft. Quesnell geberdete ſich dabey ſo, wie man es von ſeiner heſtigen Gemüthsart erwarten mußte. Er brach vorzüglich wider das rechtliche Verfahren los, welches man durch öffentlichen Druck bekannt gemacht hatte; nannte es greulich, entſetzlich, abentheuerlich, häufte alle großtönende Worte, und unbeſtimmte Läſterungen an, zu denen die Unverſchämtheit beym Mangel der Gründe, und ſtatthafter Gegenbeſchuldigungen ihre Zuflucht nimmt. Bey alle dieſem ehrenrühriſchen Gelärme beſchuldiget er doch die Auszüge, welche man aus ſeinen Papieren ausgehoben, und die zum Grunde ſeiner Verdanmung gedient hatten, mit keinem Worte einer Untreue oder Verfälſchung. Dieß waren unverwerfliche Zeugen. Und auf dieſes halsbrechende Zeugniß wußte er nichts Beſſeres zu ſagen, als: „Es ſey ja doch jedem erlaubt, ſeine Einfälle und Narrheiten, ſo wie ſie ihm durch den Kopf flögen, niederzuſchreiben.“ Wo er denn eine Einbildung auf die Folter ſpannt, ſich auf alle Seiten windet und krümmt, um dieſen ſeinen Einfällen und Narrheiten eine erträgliche Auslegung zu geben. Man machte ihm den Vorwurf: „daß nie ein Menſch das Anſehen der rechtmäßigen Gewalt ſo ohne alle Rückſicht unter die Füße getreten, und er ſich mit der äußerſten Tollſinnigkeit wider die Könige und ihre Miniſter, wider die Päbſte, Cardinäle, Biſchöfe, und wider jeden, der anders, als er dachte, ausgelaſſen habe.“ Und er antwortete: „er könne nicht läugnen, daß die Worte zuweilen etwas frey klängen, welche ihm entwiſchet wären,

ren, da er ſich im Vertrauen bey ſeinen Freunden über einige Perſonen und öffentliche Anläſſe geäußeret hätte. Aber der berüchtigte Prozeß, ſo wie er zur Schande einiger ſtirnloſer Leute gedruckt zu leſen iſt, welche ohne Scheu das wegläugnen, was ſelbſt Quesnell eingeſtund, iſt eine unwiderſprechliche Urkunde,. über welche die Nachkommenſchaft immer allgemeiner das Urtheil fällen wird, von welchem keine Appellazion Statt findet.

Brigod war nach einem ſechsmonatlichen Arreſt ſo ſanft geworden, daß er am Ende eine Bittſchrift überreichte, in welcher er nach abgelegtem Geſtändniſſe, daß er ſich mehrere Jahre hindurch habe brauchen laſſen, den Druck der Bücher von der Partei zu beſorgen, und ſie zu vertheilen, den Erzbiſchof demüthig um Vergebung anflehte. Es heißt darin: „Er hoffe von ſeinem Hirten, daß ſelber nach dem Beyſpiele Gottes, deſſen Stelle er hienieden vertrete, den Regungen der Barmherzigkeit Gehör geben, und nicht nach der Strenge der Gerechtigkeit mit ihm verfahren werde.“ Endlich ſchloß er mit den Worten: „Ich hoffe zuverſichtlich, derjenige, welcher das Werk der Bekehrung in mir angefangen hat, werde es bis an den Tag des Herrn in mir beſtättigen; und ich werde mit ſener Gnade künftig keinen Anlaß mehr zu irgend einer Klage wider mich geben.“ Wer wollte wohl dieſe ſo ſchöne Aeußerungen der Reue nicht für aufrichtig gehalten haben? Der Erzbiſchof ließ ihn los, doch unter der Bedingung, daß er ein klares und lauteres Glaubensbekenntniß ablegen, das Formular unbedingt, und ohne Vorbehalt unterzeichnen, fünfzig Gulden Almoſen an eine arme Gemeinde erlegen, fünfzehn Tage lang in einem Karthäuſerkloſter den Andachtsübungen obliegen, eine Generalbeicht ablegen, und künftig in den Sprengel von Mecheln keinen Fuß mehr ſetzen ſollte. Der ſo zerknirſcht und reumüthig ſcheinende Büßer verſprach alles, und hielt — nichts.

Weil Pater Scherberon viel zu gerade war, um Geſinnungen zu heucheln, die er nicht hegte, blieb er

im Arreſt, und man verfolgte ſeinen Prozeß mit aller der Ueberlegung, welche die Menge, und Art der ihm gemachten Beſchuldigungen erforderte. Er war ein Benediktinermönch aus der Kongregazion des heiligen Maurus, welcher ſich aus der Abtey von Corbey ſchon vor mehr als 20 Jahren geflüchtet hatte, als man ihn eben wegen verſchiedener Schriften, die er zum Schutze der neuen Sekte herausgegeben hatte, gefangen ſetzen wollte. Er begab ſich im Anfange nach Holland, und erhielt zu Rotterdam unter dem Namen Auguſtin Kergrá das Burgerrecht. Seit dieſer Zeit hielt er ſich immer in den vereinigten Provinzen, und den katholiſchen Niederlanden auf, die er mit ſeinen ketzeriſchen Schriften von der Gnade überſchwemmte. Der Janſenismus hatte keinen eifrigern und arbeitſamern Vertheidiger als ihn. Die ſeltſame Offenherzigkeit des Pater Scherberon, welcher ſich doch andererſeits kein Bedenken machte, in der allgemeinen Geſchichte des Janſenismus die bekannteſten Thatſachen zu verdrehen, verabſcheute in Rückſicht ſeiner Meynungen alle Zurückhaltung und Bemäntelung. Er gab keine Schrift heraus, worin er nicht ohne Scheu die Lehre der fünf Sätze vortrug, wie man beynahe in allen Werken ſieht, die aus ſeiner Feder gefloſſen ſind. Ueberall behauptet er ohne Umſchweife: „daß Jeſus Chriſtus für die Vorerwählten allein geſtorben; daß jede Gnade aus ſich ſelbſt kräftig ſey; und daß es keine bloß zureichende Gnade gebe, mit welcher ſich die, welche in der Sünde verharren, bekehren könnten, wenn ſie ernſtlich wollten."

Eine der Verſchlagenheit der Partey gänzlich entgegengeſetzte Offenherzigkeit hatte ihm oft von Seite derjenigen Vorwürfe zugezogen, welche ſich zu dieſer Lehre ſo gut, wie er, bekannten, aber dabey wünſchten, man möchte ſie etwas zweydeutiger vortragen, und wenigſtens mit einem thomiſtiſchen Firniſſe überkleiſtern. Einige waren ſogar der Meynung, man ſollte wider ihn ſchreiben, um das Publikum zu bereden, daß nicht alle Schüler Auguſtins ſo, wie er denken.

Was

Was man ihm vorſtellen wollte; der Sturmkopf Scherberon hielt deßwegen nicht behutſamer an ſich. Er war bey ſich überzeuget, daß dieſe Liſt ſich zweydeutiger Worte zu gebrauchen, welche jedes Sinnes empfänglich wären, die Wahrheit unbillig unterdrücken heiße. Er fuhr fort den Janſenismus ſo, wie er war, ohne alle Schminke vorzutragen, und ſagte öffentlich, daß die Thomiſten die Lehre des heiligen Auguſtin nicht verſtünden. Er war weder mit Arnod, welchen er einer unmännlichen Nachgiebigkeit am Ende ſeiner Tage beſchuldigte, noch mit Quesnell zufrieden, auf den er, wie es ſcheint, eiferſüchtig war. Er ſagt von ihnen in einem Briefe: „Wenn ſie ſich mit Selbſtgefälligkeit als Oberhäupter an der Spitze einer neuen Geſellſchaft ſehen, ſo werden die, welche glauben, ſie lieben die Wahrheit aufrichtig, und alle, denen Gott einige Kenntniſſe gegeben hat, die werden ſehr verlegen ſeyn, ſich unter ihre Fahne anwerben zu laſſen.“ Indeſſen hielt man dieſe Zwiſtigkeit ſorgfältig geheim, ſie wußten wohl, ſolche Mißverſtändniſſe würden ihnen nicht zur Ehre gereihen. *) Der Erzbiſchof von Mecheln, der durch ein Breve von den Geſinnungen des höchſten Kirchenoberhauptes unterrichtet, und des Schutzes ſeiner katholiſchen Majeſtät ſo wohl, als des allerchriſtlichſten Königes verſichert war, befahl ſeinen Räthen, den Prozeß zu verfolgen. Scherberon wollte keinen andern Sachwalter als ſich ſelbſt, und bat ſich allein zur Gnade aus, mit dem Spruche nicht zu zögern; er wäre übrigens bereit, ſich jeder Strafe, die man ihm zuerkennen würde, zu unterwerfen. Er ward öfter verhöret, wo er geſtehen mußte, daß er beſonders nachdem er die Mönchskutte abgelegt hatte, ohne alle Zurückhaltung die von der Kirche verdammten Neuerun-

*) Wie es in der Folge doch aufgedecket wurde; indem überhaupt das ganze Geheimniß der Bosheit, und alles vor aller Welt an Tag kam.

rungen gelehret, und aus allen Kräften die Päbſte, die Fürſten und alle Feinde der Parthey geläſteret habe.

Unterdeſſen kam der zu Rom verurtheilte holländiſche Vikar Codde von Rom zurücke; kaum hatte er einen Fuß in Holland geſetzet, ſo vernahm man ſchon: „ſeine Suſpenſion ſey in eine förmliche Abſetzung verändert worden durch ein Dekret vom 3. April des Jahres Chriſti 1704, und ein Monat nach ſeiner Abreiſe zu Rom öffentlich bekannt gemacht worden.“ Nun aber folgte eine neue Sündfluth von gallſüchtigen, und offenbar ſchismatiſchen Läſterſchriften, in welchen man kein Bedenken trug, den unverſchämten Ausſpruch zu thun: „daß der Vikar, trotz der von Clemens dem XI. verhengten Abſetzung, noch alle, dem Vikariat anklebende Gewalt beſitze.“ Und um der ganzen chriſtlichen Welt zu zeigen, daß man ihn, dem apoſtoliſchen Stuhle zum Trotz, für einen Vikar des apoſtoliſchen Stuhles halte, ließ man eine Münze mit der Umſchrift ausprägen: „Er trete nach der Laune niedriger Menſchen Aemter weder an noch ab.“ Man begnügte ſich damit noch nicht, daß man dem Herrn Codde ein Denkmaal errichtet hatte, dadurch man ſonſt nur den Namen großer Männer zu verewigen pfleget; man beſtimmte ihm ſogar die Ehre eines Heiligen, und ſprach ihn bey lebendigem Leibe heilig. Es gieng ein Kupferſtich unter dem Volke herum, darauf man ſieht, wie er von dem heiligen Petrus in den Himmel eingeführet wird. Unter dem Bilde ſtunden einige niederdeutſche, oder gothiſche Verſe, die etwas ſtark gerathen ſind, wenn man doch Grobheit Stärke nennen darf. „Das unwiſſende Rom, ſagt darinn der platte Holländer, glaubt, die Janſeniſten wandern die breite Straſſe, weil ſie mit Freude den Layen die heilige Schrift in die Hände geben. Aber die Janſeniſten ſind aufrichtige Leute, und der Pabſt iſt ein hochmüthiger Heuchler.“*)

Nach

*) Der Erzbiſchof von Sebaſte lebte nach dieſem Aergerniſſe noch acht Jahre, und ſtarb, ohne auf irgend eine Weiſe das gegebene Aergerniß gutgemacht zu haben.

Nach einem gut gekämpften Kampfe, nach einem ruhmvoll vollendeten Lebenslaufe ſtarb zu Paris den 12. April dieſes Jahres Chriſti 1704 Boſſuet, der Biſchof von Moo. Seine hinterlaſſenen Schriften zeigen von der Stärke und Erhabenheit ſeines Geiſtes; ſeine Leichenreden, ſeine Ermahnungen an die Proteſtanten, ſeine Geſchichte der Abänderungen der Ketzer in ihrer Ketzerey, ſeine Abhandlungen über die allgemeine Geſchichte ſind vollendete Meiſterſtücke.

Seit ein paar Jahren hatten ſichs die Hugenotten von Sewenn, oder von Wiwará, Welai und Schewodan, welche in dieſer Gegend zahlreicher, als in irgend einer andern Provinz des Reiches waren, in Kopf geſetzet, in ihren faſt unzugänglichen Gebirgen die öffentliche Uebung der kalviniſchen Religion wieder einzuführen. Sie verſammelten ſich anfänglich in abgelegenen Orten, und begnügten ſich beym Mangel der Prediger ihre Pſalme abzuſingen. Aber bald fanden ſich einige unter ihnen, Bauern, und Handwerker, lauter unſtudierte Leute, welche geradezu vorgaben: „ſie wären von dem Himmel begeiſtert.“ Zu Folge dieſer Sendung predigten ſie, und kramten Tauſend Albernheiten aus, ſo daß ſie, wenn je, gewiß jetzt den Namen „Schwärmer“ mit Rechte verdienten. Die Verachtung geheiligter Geſetze zog gar bald die Uebertretung bürgerlicher Verordnungen nach ſich. Sie beklagten ſich laut: „daß man ſie aus Haß ihrer Religion bey der Vertheilung der Anlagen beeinträchtige, und was man ſie mehr zu zahlen zwinge, komme den Katholiken zu gut.“ Weßwegen dann mehrere aus ihnen ihre Kopfſteuer zu bezahlen ſich weigerten. Die Einnehmer ließen ſich dadurch nicht irre machen, forderten ſie mit Strenge, und zogen in einigen Flecken des obern Sewenn diejenigen gefänglich ein, welche ſich zum unbändigſten betrugen. Aber Nachts holte man dieſe Einnehmer aus ihren Häuſern, und hängte ſie, mit ihren Regiſtern am Halſe, an Bäume auf. Die Thäter, um nicht erkannt zu werden, hatten die Hemden über ihre Kleider angezogen, weßwegen man ſie auch

in

in der Folge Camiſards nannte. Der Markis von Broglio, Kommandant der Provinz, und ſein Intendant Herr von Bawill ſchickten Truppen. Man verſicherte ſich der Schuldigen, welche denn auch zur verdienten Strafe gezogen wurden. Aber dieſe Strenge that die verhoffte Wirkung nicht. Auf die Hinrichtung einiger Meuchelmörder wuchs die Anzahl der Aufrührer ins Unendliche an. Sie rotteten ſich überall zuſammen, jezt noch zur Nachtzeit, und unter ihrer gewöhnlichen Maske, wo ſie die Schlöſſer und Häuſer der Katholiken überfielen, und ſich im Anfange damit begnügten, daß ſie plünderten und raubten, was ihnen unter die Hände kam, ohne doch Blut zu vergießen. Aber bald verübten ſie Gewaltthätigkeiten und gottesſchänderiſchen Frevel, mordeten, und begiengen die abſcheulichſten Grauſamkeiten, welche diejenigen unter ihnen anbefahlen, die ſich für Lieblinge Gottes ausgaben, welche von oben erleuchtet, und begeiſtert wären. Vorzüglich galt es den Geiſtlichen, und ganz vorzüglich den Abt von Chaylar, welcher zween rückfällige Kalviniſten in ein Konvent hatte ſperren laſſen. Sie fielen auf den Abend ſein Haus an, ſtießen die Thüren ein, und ermordeten ihn mit einigen Geiſtlichen, welche ſich in ſeiner Geſellſchaft fanden. Hierauf ſah man in dieſem unſeligen Lande all den Greuel erneuern, welchen die Hugenoten einſt in ganz Frankreich verübet hatten. Die Kreuze und Bilder der Heiligen wurden zertrümmert, die Kirchen angezündet, die Prieſter und Ordensleute ermordet, die geweihten Gefäſſe geraubt, und zerbrochen, und das Allerheiligſte mit Füſſen getreten. Nach Maaße, daß die Zahl der Schwärmer wuchs, ſo wuchs auch die Zahl ihrer Begeiſterten an, deren jeder eine neue Ruchloſigkeit und Grauſamkeit in Vorſchlag brachte. Jezt kam auch an die Weiber die Reihe; auch ſie maßten ſich das Recht an, den Willen Gottes zu verkündigen. Männer oder Weiber, es galt gleichviel, alle Schwärmer hörte man als ſo viele Propheten an; und alle gaben an Gottes ſtatt, und in ſeinem Namen Befehl: „die Katholiken,

und vorzüglich die Prieſter zu ſchlachten.“ Welches dann auch treulich, ſo gut ſichs thun ließ, vollzogen wurde. Endlich wuchs die Unordnung zu einem ſolchen Grade an, daß ſich der Hof gezwungen ſah, eine Armee nach Languedok zu ſchicken, mit dem Befehle an den Marſchall von Montrewel: „dieſen blutdürſtigen Schwärmern Einhalt zu thun.“ Welcher gewiß nichts verſäumte, um ſie auszurotten. Er ſendete große Haufen ab, welche eine Menge dieſer Anführer niederhieben. Vierhundert wurden nahe bey Alá in einer Scheuer überfallen, und alle zuſammen niedergemachet. Zweyhundert andere traf bey Uſaz eben dieſes Loos. Der Marquis von Fimarſon ſchlug nahe bey Nism ein beträchtliches Heer dieſer Meuthlinge. Die Anzahl derer, welche in der Folge hingerichtet wurden, war ſo groß, daß man nicht Henker genug auftreiben konnte. Alle, welche ſich mit den Waffen in der Haud betreten ließen, wurden ohne Barmherzigkeit lebendig gerädert. Alle dieſe Niederlagen und blutigen Auftritte der ſtrafenden Gerechtigkeit ſollten natürlicher Weiſe dem Uebel geſteuert haben. Aber die Ketzerey blieb ſich ſelbſt immer auch unter einem Haufen roher und unwiſſender Landleute gleich. Hier ſogar wußte ſie ihre gewöhnliche Triebfeder ſpielen zu laſſen, und ſich mit den auswärtigen Feinden zu verbinden, um einen bürgerlichen Krieg in Frankreich anzufachen. Die Engländer und Holländer, denen in dem ſpaniſchen Kriege, welchen das Haus Burbon bisher mit Vortheil geführet hatte, dieſe Gelegenheit willkommen war, einen Theil von Frankreichs Truppen zu Hauſe zu beſchäftigen, ſchickten den Aufrührern Geld und Waffen, und verſprachen ihnen ſchleunige Hilfe von Seite des Herzoges von Savoyen, welcher, wie ſie ſagten, in das Delphinat einbrechen, und ſich mit ihnen vereinigen würde; obſchon dieſer Herzog zu Hauſe alle Hände voll zu thun hatte, und ſich in fremde Angelegenheiten nicht miſchen konnte. Aber die durch ſolche Hoffnung gelockten Rebellen wurde dadurch in ihrem Starſinne geſteifet. Indeſſen drang der Marſchall Montrwel, den der Hof er=

ernennet hatte, die Armee in Guyenne zu befehligen, und welcher vor der Abreiſe ſeinen vorigen Auftrag noch gerne vollendet hätte, mit aller Gewalt auf ſie ein. Sie hielten ſich ſtets in kleinen Haufen, deren vornehmſte Anführer ein Abentheuer, Roland mit Namen, und ein gewiſſer Cawalier, ſeiner Handthierung ein Bäcker, waren. Der Letztere war lebhaft, feurig und unternehmend, gieng ſtets mit vieler Ueberlegung zu Werke, und genoß vorzüglich das Vertrauen des Volkes. Er wurde der Erſte im Jahre Chriſti 1704 den 15. Aprils angegriffen, und ließ achthundert Mann auf dem Platze. Aber bald hernach fiel er über fünf bis ſechshundert Katholiken her, die er größtentheils niedermachte. Aber der Feldmarſchall dö la Land griff einen Haüfen nach dem andern von friſchen Camiſarden an, und hieb acht bis neunhundert in die Pfanne. Der Marſchall von Montrwel gieng, kurz vor er abreiste, auf eine andere Abtheilung von dreyzehnhundert los. Sie wehrten ſich wie verzweifelte Leute, und fielen faſt alle mit den Waffen in der Hand. Nach dieſem erlittenen Verluſt kam der Marſchall Willar an die Stelle Montrwels. Menſchlichkeit ſowohl, als Politik ſagten ihm: „man habe ſchreckliche Beyſpiele zur Genüge aufgeſtellet, und es ſey endlich Zeit, des Menſchen Blutes zu ſchonen.“ Die Camiſards waren um ſo geneigter, zu einem Vergleiche die Hände zu bieten, weil ſich alle die hochtönenden Verheißungen von England und Holland auf eine elende Hilfe einſchränkten, und der Herzog von Savoyen ſich in ſeinem eigenen Lande ſelbſt kaum zu helfen wußte. Aus dieſen Gründen glaubte Willar, er müßte, ehe er ſich der Waffen bediente, den Weg der Gelindigkeit und Gütigkeit einſchlagen. Er ließ eine allgemeine Vergeſſenheit alles deſſen, was bisher geſchehen wäre, verkündigen, both allen denen, welche auswandern wollten, ſichere Geleitsbriefe an, und erlaubte ihnen, entweder durch ſich ſelbſt, oder durch bevollmächtigte Freunde ihre Güter zu verkaufen. Kaum war dieſe Verkündigung geſchehen, ſo

er:

erbothen ſich Roland und Cawalier die Waffen nieder-zulegen, und mit dem größten Theil ihrer Freunde in königliche Dienſte zu treten. Hierauf wurde ein Still-ſtand von fünfzehn Tagen geſchloſſen, zu deſſen Sicher-heit zu beyden Theilen Geißeln ausgewechſelt werden ſollten. Aber ehe man dieſe Uebereinkunft bekannt mach-te, fiel Roland über ein Bataillon des Regimentes von Turán her, und ſchlug es in die Flucht. Außer dieſem Vorfalle ergab ſich hernach kein Anlaß zum Mißtrauen mehr. Doch unterhandelte man vorzüglich mit Cawa-lier, welcher unter den Oberhäuptern der Parthey der Angeſehenſte war. Eine Art von nachdruckvoller, ſchnel-ler Beredſamkeit, welche ihm bey ſeinen rohen Zuhörern das Anſehen eines Propheten gab, erſtickte bey jedem auch die kleinſte Verſuchung ſich ſeinen Verordnungen zu wi-derſetzen. Er gebot ſtets im Namen Gottes; und — alle Welt gehorchte, als ob wirklich der Befehl vom Him-mel gekommen wäre. Der Marſchall ſchickte Herrn la Land ab, um mit dieſem trotzigen Bäcker zu unterhan-deln, welcher mit achthundert Mann in Schlachtord-nung nahe bey Weſenobr ſtund. La Land, welcher keine geringere Anzahl Truppen bey ſich hatte, gab den Seinigen eben dieſe Stellung. Die zween An-führer kamen auf einer Stelle zuſammen, welche von beyden Seiten gleich entfernet war, wo ſie in einer beynahe zweyſtündigen Unterredung über alle Punkte einig wurden. Aber zum Abſchluße wollte Cawalier durchaus die Ehre haben, unmittelbar mit dem Mar-ſchalle ſelbſt zu reden, welcher auch die Gefälligkeit hatte, ihm eine Unterredung zu bewilligen. Sie ka-men in der Vorſtadt von Nism zuſammen, nachdem man zur Sicherheit des Cawalier Geißeln ausgeliefert hatte. Die Seltſamkeit der Perſon lockte zu dieſem Auftritte die ganze Stadt herbey. Er trug ein ſchar-lachenes Kleid, und eine weiße Feder auf ſeinem Hu-te. Sein Wuchs war eben nicht vortheilhaft; aber er war wohl gebaut, hatte eine glückliche Bildung, blon-de Haare, und eine weiße Geſichtsfarbe. Der Mar-

ſchall

ſchall nahm ihn ſehr gütig auf, und unterredete ſich lange Zeit mit ihm. Auch Roland begehrte ſeinerſeits eine Zuſammenkunft, und auch ihm gewährete man ſie. Endlich bey einer zweyten Unterredung des Cawaliers mit dem Marſchalle ward feſtgeſetzet: „daß der König eine gänzliche und allgemeine Amneſtie verwilligen, daß man den Reſt der Camiſards in vier Regimenter eintheilen werde, dabey Roland, Cawalier, und einige andere aus ihren Häuptern als Obriſte ſollten angeſtellet werden. Endlich (darauf drangen ſie hauptſächlich), mußte man ihnen unbeſchränkte, freye Uebung ihrer neuen Art Religion — geſtatten.

Als man wirklich im Begriffe war, den Vertrag unwiderruflich zu ſchließen, langten die holländiſchen Abgeordneten in Sewenn an. Vergebens verſuchten ſie es, Cawalier und Rolanden wieder zu gewinnen; aber ſie machten ſich an einen Ueberläufer, Rawanet mit Namen, welcher ſich an die Spitze einer ihrer Rotten geſtellet, und durch glückliche Streifereyen den Ruhm eines guten Anführers ſich erworben hatte. Dieſem verſprachen ſie: „es durch ihr Anſehen zu bewirken, daß er zum Oberhaupte aller Camiſards erwählet würde, wo es ihm an Mitteln nie fehlen ſollte, ſich durch engliſche und holländiſche Hilfe mit allen ſeiner Parthey wider die Bedrückungen Frankreichs zu vertheidigen." Dieſe und noch ſchmeichelhaftere Verheißungen machten ſolchen Eindruck nicht allein auf Rawanet, ſondern auch auf die meiſten Rebellen, daß Roland und Cawalier nichts mehr über ſie vermochten; und ſo ward die Unterhandlung mit dem Marſchalle abgebrochen. Die Empörung griff auf ein Neues um ſich, man ſchickte die Geiſeln von beyden Seiten zurück, und fieng, wie im erſten Feuer, die Feindſeligkeiten wieder auf ein Neues an.

Cawalier, welcher es ſtets aufrichtig gemeynt hatte, zog die Sache, ſo gut er konnte, in die Länge, und blieb noch einige Zeit unter den Mißvergnügten, in der Hoffnung, die Gemüther allmählig zu beruhigen. Aber als er ſah, die Erbitterung nehme mit jedem Tag zu, ent-

entfloh er heimlich, und trat mit ſeinem Bruder, einem Jünglinge von fünfzehn bis ſechszehn Jahren, und mit ſieben und zwanzig ſeiner Kameraden in die Dienſte des Königs. Mehrere von dieſen Schwärmern hatte er, ihm zu folgen, nicht bereden können. Man ernannte ihn zum Oberſten, und ſein Bruder erhielt die Anwartſchaft auf eine Hauptmannſtelle. Er ward zur Armee in Deutſchland geſchicket, und gieng mit einer Begleitung, die er ſelbſt begehrt hatte, nach Breiſach. Aber zu Beſanſon beſann er ſich eines andern; er wendete ſich nach der Schweiz, und gieng zu dem Herzog von Savoyen in Dienſte. Roland ſtellte Truppen wieder ins Feld, und machte es toller, als vorhin. Der Marſchall, welcher nun alle Hoffnung eines gütlichen Vergleiches aufgegeben hatte, ließ ihn genau beobachten, und auf die Nachricht: „daß er zu Nachts zu Werken der Finſterniſſe gar oft ſeine Gänge mache" — paßte man ihm auf, und überfiel ihn mit einigen ſeiner vornehmſten Offizieren; ſie nahmen alle die Flucht, das Hauptwild aber, Roland, dem man jetzt nachjagte, wurde auf dem Davonlaufen erleget, ſein Körper auf einer Schleife zur Richtſtatt geſchleppet, und auf das Rad geflochten, und vor dem Stadtthor ausgeſtellet. Hierauf ließ der Marſchall allen Rebellen noch ein Mal gänzliche Verzeihung alles Geſchehenen anbiethen, wodurch auch viele von der Parthey abgezogen wurden. Widerſpenſtige blieben nur noch gegen 600 Mann übrig, die nun Rawanet anführte. Davon kamen bey mehreren Jagden auf ſie Mehrere um, einige derſelben unterwarfen ſich. Endlich bath auch Rawanet um Gnade, und hielt auch, wie die Uebrigen, um die Erlaubniß an, nach Genf auswandern zu dürfen. Rawanet hielt ſehr dringend um eben dieſe Vergünſtigung an, die ihm endlich auch, wie den andern allen ohne weiters zugeſtanden wurde. Und ſo ward endlich einmal die Ruhe wieder hergeſtellet, und Kalvins gewaltthätige Anhänger hörten auf, da ihnen Gewalt und Kräfte mangelten, neue Gewaltthätigkeiten zu verüben.

Auch

Auch die Janſeniſten hatten indeſſen einen neuen Stoß erhalten; einer ihrer Hauptanführer, auch Pater Scherberon war nun verurtheilet; es wurde den 29. des Wintermonats dieſes Jahr Chriſti 1704 über ihn das Urtheil gefället, welches ihm erſt acht Tage hernach angekündiget wurde. Er wurde verurtheilet: „das Glaubensbekenntniß abzulegen, das Formular zu unterzeichnen, die Lehre der fünf Sätze abzuſchwören, worauf er in ſein Kloſter zurückgeführt, und der Aufſicht ſeiner Obern übergeben werden ſollte, welche über ſein Verfahren zu wachen, und ihn ſo lange eingeſperret zu halten hätten, bis er für ſeine Lehre hinlängliche Genugthuung würde geleiſtet haben.“ So lautet das Urtheil von Mecheln, über deſſen Strenge die Gönner des Schuldigen und ſeiner Irrthümer ſo gewaltigen Lärm erhoben haben. Hatte er noch andere Demüthigungen auszuſtehen, ſo darf er es Niemanden, als ſeinem Starrſinne Schuld geben, womit er ſich anfänglich weigerte, auch nur einen der gebrandmarkten Sätze zu widerrufen, oder das Formular ohne Vorbehalt zu unterſchreiben. Nach dieſer wiederholt und fortwährend hartnäckigen Verweigerung wurde er endlich in das Schloß Wänſan gebracht.

In Deutſchland wüthete noch immer ein ſchrecklich verheerender Krieg der Deutſchen gegen die Deutſchen. Schon eine Zeit her ſchien der Churfürſt von Bayern immer mehr und mehr nach einer Königskrone lüſtern zu werden; er bemühete ſich deßwegen auf was immer für eine Weiſe Schwaben unter ſeine Herrſchaft zu bekommen. Vier Reichsſtädte: Ulm, Memmingen, Regensburg, und Kempten, hatte er bereits beſetzt mit den Hilfs-Soldaten, die er aus Frankreich kommen ließ. Auch Augsburg wurde ſchon voriges Jahr durch ſolche ausländiſche fremde Macht und Mannſchaft beängſtiget und belagert. Gärten, Wirthshäuſer, Mühlen, alles rings um die Stadt wurde verheeret, und in Aſche geleget. Man machte zwar von Seite der Stadt die zweckmäßigſten Anſtalten zur tapferſten Gegenwehre; aber die Uebermacht der Feinde war zu groß; es wurde

der

der Stadt zu fürchterlich zugeſetzet. Gar bald ſtand die Stadt auf mehreren Seiten in Flammen. Die Bürgerſchaft hielt es zwar immer noch aus, entſchloſſen für Freyheit und Reichstreue Gut und Blut aufzuopfern; um ſo mehr, da ſie Hoffnung hatten, bald Hilfe zu erhalten. Aber es kam keine Hilfe, und das Feuer und aller Greuel der Verheerung hielt fortwährend wüthend an; und ſo war es endlich in die Länge nicht länger mehr auszuhalten; man war gezwungen in Unterhandlungen ſich einzulaſſen, und zuletzt den Feinden die Thore zu öffnen. Bayer und Franzoſen rückten nun in die Stadt ein, und das Elend, Bedrückung, Mißhandlungen, und gänzliches Verderben nahm jetzt erſt recht ſeinen Anfang. Die ganze Stadt war nun in Feindes Händen, ihrer Willkühr, ihrer Rohheit und Barbarey überlaſſen. Alles was Koſtbares und Werthhabendes im Rathhauſe, im Zeughauſe, wo immer ſonſt ſich vorfand, wurde verſchleppet; fürchterlich gedrohet, und gewüthet, und noch über alles eine Brandſchatzung von 500,000 Gulden der gedrückten Stadt auferleget. Der grenzenloſe Jammer dauerte fort, bis endlich die hohen verbundenen Mächte über dieſe ausländiſche und inländiſche Reichsfeinde einen vollſtändigen glorreichen Sieg bey Höchſtätt erfochten hatten. Die Franzoſen und Bayer wurden gänzlich geſchlagen, und ſomit ganz Deutſchland von dem entehrenden Joche einer unerträglichen Dienſtbarkeit erlöſet und befreyet, und alſo auch Augsburg von Bedrückern und Tyrannen geräumet.

In immerwährendem Frieden lebte und — ſtarb nun ein nicht unbedeutender Mann Gottes im Reiche Gottes auf Erde — Cardinal Noris. Heinrich Noris von Verona bildete ſich in dem Orden des heiligen Auguſtinus durch Aemſigkeit und Umgang mit Maliabecchi und anderen Gelehrten. Nachdem er die Philoſophie zu Rom, die Kirchengeſchichte zu Padua und Piſa, die Scripturiſtik aber zu Florenz mit Ruhm gelehret hatte, ſchlug er das Biſthum Piſtoja und andere ihm angebothene Ehrenämter aus; da er gewohnt war, alle Tage vier-

vierzehn Stunden der Lektüre zu widmen, verabſcheute er jede Beförderung, um ja Nichts von ſeiner gelehrten Muſſe zu verlieren. Demungeachtet überredete ihn Hieronymus Caſanas, daß er das Amt eines Qualificators des heiligen Officiums annahm. Bald hernach ward er Bibliothekar im Vatican, dann Conſultor, und endlich Cardinal. Ruhm verſchafften ihm auch ſeine Geiſteswerke. Er erreichte ein Alter von 73 Jahren, dieſes Jahr Chriſti 1704 gieng er in ein beſſeres Leben über.

Kaiſer Leopold kränkelte ſchon voriges Jahr; jetzt überfiel ihn eine volle Entkräftung; nichts, was angewendet wurde, wollte mehr helfen; er übergab nun die Regierung ſeinem Sohne Joſeph, und nahm Abſchied von der Kaiſerinn; und war nun auf nichts mehr, als auf ſein Heil bedacht; er reinigte ſein Gewiſſen durch eine reumüthige Beicht aller ſeiner Sünden von Jugend auf, empfieng mit aller Andacht die heiligen Sterbſakramente; er bethete die Kirchen-Gebethe, und alles, was der päbſtliche Geſandte ihm vorbethete, aufmerkſam und geiſtvoll nach; küßte öfter mit Zärtlichkeit das Bildniß des Gekreuzigten, einmal mit den Worten: „Von dir habe ich Szepter und Krone erhalten, beydes lege ich Dir nun gerne zu Füſſen.“ Von nun an durfte man ihn nicht mehr „Majeſtät“ nennen. Der 5. May dieſes Jahres Chriſti 1705 verkündete durch alles, was ſich jetzt zeigte, den nahen Tod des Kaiſers, der es wohl ſelbſt fühlte, der eigentliche Todeskampf dauerte nicht lange; endlich ſprach der Sterbende mit gebrochener Stimme, aber doch deutlich die Worte des ſterbenden Erlöſers: „Es iſt vollbracht!“ „In deine Hände empfehle ich meinen Geiſt!“ Damit war nun Stimme, und Athem und Leben weg. Er hatte 64 Jahre gelebt, regieret als Kaiſer 47 Jahre, als König von Ungarn und Böhmen 49 Jahre. Seine gründliche Frömmigkeit, ſein Vertrauen auf Gott, ſein Religions-Eifer waren allgemein anerkannt; auch ſeine Feinde konnten ihm dieß Lob nicht nehmen, ſelbſt der

Franken-König, Ludwig der XIV., ſagte mehrmalen: „er fürchte nicht ſo faſt Leopolds Waffen, als Leopolds Wunder.“ Für Erhaltung der allein wahren Religion eiferte dieſer gottſelige Kaiſer ſo ſehr; daß er den Proteſtanten nie etwas, auch nicht das mindeſte zum Vortheil ihrer Sekte bewilligte; und ſo oft ſie, die bekannten Schmeichler, um etwas an ihn kamen, war ſeine Antwort: „Der katholiſchen Kirche laſſe er nicht den mindeſten Nachtheil zugehen, und ſollte er damit was immer für ein Reich in der Welt kaufen können.“ Als die Ketzer in Ungarn von ihm mehr Freyheit wollten, ſagte er auch ihnen eben ſo eifervoll, entſchiedend und entſchloſſen: „lieber wolle er bettelarm vom Thron ins Elend, in Tod hingehen; als daß unter ſeiner Regierung nur im Mindeſten etwas der Religion zum Nachtheile geſchehen ſollte.“ Beſonders zur ſeligſten Jungfrau Maria zeigte er allezeit vorzügliche Andacht.

In Frankreich trieb der ränkevolle Janſenismus ſeine liſtigen Kunſtgriffe aufs höchſte; er verſuchte da alle Mittel und Wege, durch Betrug und Falſchheit ſeine Wurzeln ſtets tiefer zu ſchlagen. Aber unter allen ſeinen Kniffen beförderte doch keiner die gemeinſchaftliche Sache mit ſo glücklichem Erfolge, als — die Erfindung des ehrerbietigen Stillſchweigens. Dieß war ihre jetzt einzige Schanze, hinter die ſie ſich flüchteten. Es war zwar auch dieſe längſt ſchon geſprengt; wie die letzteren Päpſte ſo hatte auch Clemens der XI. deutlich genug ſchon dagegen entſchieden. Aber weil die Breven, welche er zu dieſem Ende erlaſſen hatte, in allgemeinen Ausdrücken abgefaſſet waren, dabey die Ränkeſucht der Sekte noch immer Auswege fand; ſo hielt es der heiligſte Vater für nöthig, auf eine feyerlichere Art, und mit der möglichſten Beſtimmtheit und Gewalt die Gränzen des Gehorſames vorzuzeichnen, welche die Katholiken den päbſtlichen, von der Kirche angenommenen Verordnungen zu beweiſen ſchuldig wären. Dieſes war der Zweck, den er bey ſeiner Bulle, Vineam Domini Sabaoth, vor Augen hatte, und den er auch ſicher erzielte. Nachdem

er

er darin die Bullen Innozenz des X., und Alexander des VII. angeführet hatte, beweint er den Starrſinn dieſer zweyzüngigen Leute, welche ſich nicht begnügen der Wahrheit zu widerſtreben, ſondern um ihren Nachdruck zu entkräften, alle nur erdenkliche kahle Ausflüchte hervorſuchen, und was noch ſchlimmer iſt, ohne zu erröthen, zur Vertheidigung ihrer Irrthümer ſelbſt jene Verordnungen mißbrauchen, die von dem apoſtoliſchen Stuhle wider ſie ergangen ſind. Hierauf greift Pabſt Clemens der XI. das ehrerbietige Stillſchweigen geradezu an, und machet die Bemerkung: „daß man durch dieſe Ausflüchte, welche die Pflicht erlaſſen, das Buch des Janſenius innerlich und im Herzen als ketzeriſch zu verdammen, den Irrthum nicht verläßt, ſondern bloß verhehlt; daß man die Wunde, anſtatt ſie zu heilen, unterhält; mit der Kirche ſpielt, anſtatt ihr zu gehorchen; und den aufrühreriſchen Kindern Thür und Thor öffnet, um die Ketzerey zu befördern. Ja man hat ſogar Beyſpiele, daß einige in der Unverſchämtheit ſo weit giengen, daß ſie nicht allein die chriſtliche Aufrichtigkeit, ſondern auch Treue und Glauben, welches das Natur-Geſetz gebeut, vergaßen und kein Bedenken trugen, zu behaupten, man dürfe das von Alexander dem VII. vorgeſchriebene Formular mit gutem Gewiſſen unterzeichnen, ob man ſchon innerlich urtheile, Janſens Buch enthalte keine ketzeriſche Lehre." Hierauf entſcheidet Pabſt Clemens der XI. mit ausdrücklichen Worten: „daß man dem Gehorſame, welchen man den apoſtoliſchen Verordnungen ſchuldig iſt, durch das ehrerbietige Stillſchweigen kein Genügen leiſte." Dieſe Bulle: Vineam Domini Sabaoth wurde den 16. des Heumonats des Jahres Chriſti 1705 rechtsförmlich gefertiget.

Jetzt war am Ende ſeiner unſeeligen Laufbahn der berüchtigte Peter Bayle. Alle Ketzer und mehr noch die Ungläubigen aller Art verloren an ihm eine ſtarke Stütze; denn er war mehr ungläubig, als Ketzer. Zum allgemeinen Unheil, zum Verderben für viele, überlebten ihn ſeine Schriften. Er war ein viel umfaſ-

faſſender, tief gründender Geiſt, ein unermüdeter, flieſ- ſender und zierlicher Schriftſteller, voll Scharfſinn, und von den ausgebreitetſten Kenntniſſen, welcher alles ge- leſen, was ein Menſch leſen, und alles behalten hatte, was nur das glücklichſte Gedächtniß faſſen kann. Die hauptſächliche Frucht ſo vieler Talente und Arbeiten war ein allgemeines Regiſter, unter dem Namen eines Wörterbuches, wo Freydenkerey und Gottloſigkeit den Stoff ſchon in Bereitſchaft fanden, um das abenteuer- liche Gebäude einer philoſophiſchen Religions-Art auf- zuführen. Die Ungläubigen jeder Art, und aus jedem Fache, die Theiſten, die Deiſten, die Atheiſten, die Materialiſten, die ruchloſen Böſewichte, und die aus- geſchämten Stutzer haben ihren erſten Unterricht aus dieſem hiſtoriſch- und kritiſchen, oder vielmehr ſcepti- ſchen, roman- und poſſenhaften Wörterbuche gezogen.

Auguſtus, König von Polen, hatte fortwährend noch immer einen ſehr harten Stand. Der König von Schweden voll Wuth, daß über Polen ein katholiſcher Fürſt herrſchen ſollte, hatte es nun bey ſich einmal be- ſchloſſen, unaufhörlich ihn zu bekriegen, gar nie ihm einen Frieden zu laſſen: „einer von ihnen müſſe ganz aufgerieben werden.“ Auch in dieſem Jahre Chriſti 1706 hatte er ihm, und ſeinen Bundesgenoſſen bedeu- tenden Schaden zugefüget, beſonders den Sachſen, ob- wohl auch er nicht minder beträchtlichen Schaden litt.

Auch Kaiſer Joſeph, deſſen Regierungs-Anfang ſonſt in jeder Hinſicht erfreulich und erwünſcht geweſen wäre, wurde neuerdings durch die Ketzer in Ungarn beunruhiget; dieſelben wurden zwar in Siebenbürgen entſetzlich, beynahe gänzlich geſchlagen; aber um ſo wilder raubten, brannten und verheerten ſie alles in Gegenden, wo ſie ungehinderter konnten.

Im ungeſtörten Frieden, im Rufe der Heiligkeit ſtarb in dieſem Jahre Chriſti 1706 zu Rom Gabriel Filipudſchi, Kanonikus im Lateran und Prodatarius.

Der König von Schweden fuhr auch im Jahre Chriſti 1707 fort, und begann immer noch mehr ge- gen

gen Polen und alle Bundesgenoſſen, oder vielmehr ei=
gentlicher es zu ſagen, gegen die Katholiken, gegen ihre
heilige Kirche zu wüthen. Immer und jezt wieder,
noch auf beyden Wegen durch Liſt und durch Gewalt
ſuchten die Kezer, ihr Seelen=Unheil, ihr Grund=Ver=
derben in alle Länder zu bringen und bleibend zu grün=
den. Die Entthronung des Königs von Polen, die
Verheerung des ſächſiſchen Gebiethes waren der uner=
ſättlichen Habſucht des Schweden=Königs und ſeiner
tollen Wuth durch Unterdrückung der Katholiken ſeiner
Sekte fortzuhelfen, noch nicht genug; ganz gegen den
Arnſtätter Friedensſchluß, gegen alle Verträge, gieng
er mit den Katholiken nach bloßer Willkühr, und wohl
grauſam um, alle ihre Rechte wurden gekränket, ihre
Güter und Beſitzungen weggenommen, nur ſie mußten
die Laſten der Kriege tragen; den Lutheranern durfte
kein Schade zugehen. Noch mehr; er fiel jezt ohne
weiters mit ſeinem ganzen Kriegsheere in Schleſien ein,
weil die Lutheraner auch dahin ihn lockten. Dieſem
Lande gieng es jezt ebenſo, auch da wurden nur die
Katholiken feindlich behandelt, die Soldaten nur in
ihre Häuſer vertheilt, Lieferungen aller Dinge nur von
ihnen gefordert, und noch überdieß die Kirchen, Klö=
ſter, Spitäler, Schulen, Stiftungen, Einkünfte, ih=
nen genommen und den Lutheranern eingehändiget; um
aber der auffallenden Ungerechtigkeit einen rechtlichen An=
ſtrich und Schein zu geben, wendete er ſich an die lu=
theriſchen Geſandten auf dem Reichstag zu Regensburg;
ſie ſollten da Klagen vorbringen: „die Lutheraner wer=
den in Schleſien zu ſehr gedrücket, und der Kaiſer
möchte ihnen nur nach den von Seite Schwedens feſt=
geſezten Artikeln Recht und Schadloswerdung zukom=
men laſſen.“ Und es kam dann wirklich am 21. Au=
guſt dieſes Jahres Chriſti 1707 ein erzwungener, für
die Katholiken höchſt nachtheiliger Vergleich zu Stan=
de, es mußte den Lutheranern alles, was ſie wollten,
ohne weiters eingeraumet werden. Es erſchienen von
Seite der Katholiken die vortrefflichſten Schriften, man

mach=

machte die gründlichſten Vorſtellungen, es wurde handgreiflich gezeiget das auffallende Unrecht dieſer Eingriffe und Gewaltthätigkeiten; die kaiſerlichen Abgeordneten ſelbſt behaupteten: „daß man den vertriebenen Geiſtlichen wenigſt doch gemäß dem Naturrechte Lebensunterhalt zu verſchaffen ſchuldig ſey aus jenen Gütern und Beſitzungen, die ſie ſeit undenklichen Zeiten und nach allen Rechten ruhig im Beſitze hatten. Aber—was man ſagte und zeigte, und klar bewies; es wurde immer nur mit roher barbariſcher Unempfindlichkeit geantwortet: „es gebe unter den Geiſtlichen ſchon auch noch Vermöglichere, dieſe ſollen die ärmeren unterſtützen; oder man ſolle ſie anderſt wohin in Klöſter verſchiken.“ Das ſonſt blühende Polen ſah ſich ohne Rettung, ohne Hilfe am Rande des Verderbens.

Daſſelbe Unheil brachten auch die Kalviniſten in jenes Land, in das ſie ſich einſchlichen, in die Schweiz; auch ſie konnten alles eher, nur — keine katholiſche Regierung dulden; auch ſie, benanntlich die Toggenburger führten nun eben dieſelben Klagen über Druck; ſie wußte eine Menge Beſchwerden, und flehten andere Cantone von der nämlichen Sekte um Hilfe an; ſie ſchickten auch Sprecher an den Fürſt Abbt von St. Gallen und machten ihm eben dieſes Jahr ähnliche Vergleichs-Vorſchläge; aber vor er noch Hilfe ſuchen konnte, und finden; kam es ſchon zu fürchterlichen Auftritten, Räubereien und Mordthaten. Im Grunde war es auch damit nur darauf angeſehen, das Licht des heiligen Glaubens aus der ganzen Schweitz vollends zu verdrängen. Nur in dieſer Hinſicht und in dieſem Streben blieb zu allen Zeiten und aller Orten der ſonſt ſo flatterhafte Ketzergeiſt ſich ſelbſt gleich und beſtändig.

Und doch während dieſes Raſens und Tobens der Ketzerwuth geſchah jetzt vor aller Welt Augen von den Ketzern ein Schritt, den ihnen Niemand zugetraut hätte, der, wäre er nicht unläugbar, kaum glaubbar wäre. Selbſt die Finſterniſſe ſprachen jetzt rühmlich vom Lichte, das Unrecht gab jetzt dem Rechte, die Verirrung der

Wahr-

Wahrheit das Lob; eine hohe Schule ſtrenger Proteſtanten gab jetzt dem heiligen römiſch katholiſchen Glauben ein günſtiges Zeugniß von äußerſter Wichtigkeit. Die Prinzeſſin von Braunſchweig ſollte mit dem Erzherzoge Karl von Oeſterreich, vermählet werden. Sie ließ zur Sicherheit ihres Gewiſſens den Doktoren ihrer Religion die Frage vorlegen, ob ſie wegen dieſer Ehe die augsburgiſche Konfeſſion verlaſſen dürfte. Die lutheriſchen Gottesgelehrten der Univerſität zu Helmſtadt antworteten mit Ja; und da ſie die Beweggründe ihrer Entſcheidung angaben, erklärten ſie: „daß man auch in der Gemeinde der Katholiken ſelig werden könne, als die man in den weſentlichen Gegenſtänden der Religion keines Irrthumes beſchuldigen könnte, welche eine und dieſelben Grundſätze, wie die Lutheraner hätten, an Gott den Vater, der uns erſchaffen, an Gott den Sohn, der uns erlöſet, und an Gott den heiligen Geiſt glaubten, der uns erleuchtet hat; wie auch einerley Gebothe anerkennten, und einerley Gebeth verrichteten. Es ſey demnach die katholiſche Kirche die wahre Kirche, weil ſie eine Verſammlung der Gläubigen wäre, die das Wort Gottes hielten, und die von Jeſu Chriſto eingeſetzten Sakramente empfiengen, welches Niemand läugnen könnte; ſonſt müßte man behaupten, daß alle diejenigen, ſo je in der katholiſchen Kirche geweſen, oder noch ſind, ewig zu Grunde gehen, welches wir (fügen ſie bey) nie geſagt, noch geſchrieben haben.“ Viele Proteſtanten, und und unter andern Pietel, ein Prediger von Genf, ſchienen ſich an dieſer Entſcheidung zu ſtoſſen. Aber die Herrn von Helmſtadt haben für ihre Erklärung gewiß ſo gute Gründe, als die Kalviniſten hatten, welche in ihrer berüchtigten Synode von Charenton auch den Lutheranern die Seligkeit nicht abſprachen, ſondern ſie ihre Glaubensbrüder nannten. Schon lange vorher hatte Melanchton in ſeinem Werke: „Kurzer Auszug der Unterſuchung“ ꝛc., welches die Helmſtädter Gottesgelehrten anzuführen nicht ermangeln, behauptet und erwieſen: „daß die katholiſche Kirche

ſtets die wahre Kirche geweſen ſey.“ „Die katholiſche Kirche lehret, ſpricht er, daß man nicht anders, als durch Jeſum Chriſtum, den Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen, ſelig werden kann, und daß die Sünden allein durch ſeine Verdienſte vergeben werden.“ „In Rückſicht der Buße und gutem Werke, fährt er fort, glaube ich, daß die Proteſtanten und Katholiken im Grunde überein kommen, und bloß in Ausdrücken von einander abgehen.“ Ja die Helmſtädter Gottesgelehrten konnten ſich auf Lutern ſelbſt beziehen, welcher alſo ſchreibt: „Wir wiſſen gar wohl, daß ſich im Pabſtthume die wahre heilige Schrift, die wahre Taufe, die wahren Sakramente, die wahre Schlüſſelgewalt zur Vergebung der Sünden, der wahre Dienſt des göttlichen Wortes, die wahre Sendung, es zu verkündigen, der wahre Katechismus, und das wahre Chriſtenthum, ja ich ſage noch mehr, der Kern des wahren Chriſtenthumes findet.“ Und die Prinzeſſinn Eliſabetha Chriſtina, Ludwigs Rudolphs, des Herzogs von Braunſchweig Tochter, wurde dann ohne weiters im heilig ſeligmachenden Glauben gründlich unterrichtet, und legte noch in dieſem Jahr Chriſti 1707 mit innigſter dankbarſter Freude, mit ſichtlicher erbaulichſter Andacht unter möglichſter Feyerlichkeit, die der Biſchof von Bamberg, wohin ſie, die erhabene Neubekehrte, gebracht wurde, veranſtaltet hatte, öffentlich ab das katholiſche Glaubensbekenntniß; auch gieng dann ohne ferneres Hinderniß vor ſich ihre Vermählung mit dem öſterreichiſchen Erzherzog Karl, dem Bruder des Kaiſers.

In eben dieſem Jahre Chriſti 1707 den 2. des Auguſts gerieth der Berg Veſuv in ſo heftige Wuth, daß er eine unermeßliche Menge Aſche gegen die Stadt Neapel auswarf; die ganze Luft wurde davon verdunkelt, und der helllichte Tag in Finſterniſſe einer dichten Nacht verwandelt. Bey einem ſo außerordentlichen und ſchrecklichen Ereigniß konnte ſich der Eifer des Apoſtels von Neapel nicht zurücke halten; er, der ſchon bekannte eifrige Bußprediger, Franziskus von Hieronimo,

eil-

eilte ſogleich auf den St. Catharinaplatz, wo ſich das erſchreckte Volk am häufigſten verſammelt hatte, und er rief allen mit kläglicher Stimme zu, und voll Wehemuth, und ermahnte zur Buße, und wußte die ohnehin ſchon erſchreckten Herzen recht aufzuſchrecken vom Sündenſchlafe ſo, daß auch die größten Sünder, die viele Jahre her gar nicht mehr gebeichtet hatten, den kräftigſten Entſchluß faßten, ſich mit Gott zu verſöhnen, und einen chriſtlichen Lebenswandel einmal doch endlich ernſtlich anzufangen.

Dieſer eifrige Arbeiter im Weinberg des Herrn, der fromme heilige Franziskus Hieronimo fuhr noch immer unermüdet fort, auszureißen das Böſe, einzupflanzen das Gute, und Gott gab ſein Gedeihen; er predigte, und der Herr bekräftigte ſein Wort durch darauf folgende Wunder. Ganz vorzüglich eiferte Franziskus gegen das Laſter der Unzucht, deßwegen predigte er vielmal in den ſogenannten Quartieren der Stadt, und immer mit großen Seelengewinn. Man ſah bey jeder Predigt, manchesmal ſechs, wohl auch zehn dieſer laſterhaften Perſonen, weinend mitten durch die Zuhörer bis zum Bildniß des Gekreuzigten hinandringen; da warfen ſie ſich nieder auf ihre Kniee, ſchnitten ſich ſelbſt öffentlich die Haare ab, und bathen mit inbrünſtigem Verlangen: „in einem Kloſter eingeſchloſſen zu werden, um Buße für ihre Sünden zu wirken.“ Eine beſonders Freche und Unverſchämte aus dieſer Zahl konnte den Prediger in ihrer Nachbarſchaft nicht gedulden. Wenn ſie dann merkte, die Miſſion komme in ihre Gegend und vor ihr Haus, lud ſie auch andere Freundinnen ihres Gelichters ein; ſie tanzten und hüpften mit jungen Purſchen herum, machten mit Trommeln, Pfeifen und Geſängen ein lärmendes Getös, um den Prediger zu nöthigen, daß er ſeine Wege weiters ſuchen ſollte. Der Diener Gottes ließ ſich aber dadurch nicht irre machen, nicht einmal ein Klagwort ließ er ſich entfallen. Als er an einem Feſttage wieder dahin kam, ſeine Miſſion dort zu halten, ſah er das Haus dieſer Laſterhaften verſchloſ-

ſen, ringsherum alles in einem tiefen Stillſchweigen. Er fragte einen aus den Umſtehenden: „Wie ſtets dann mit der Catharina? warum läßt ſie ſich heute nicht hören? (Ohne Zweifel war ihm ſchon alles aus göttlicher Offenbarung bekannt) Was macht die Catharina?“ Dieß war der Name der Perſon. „Wiſſen ſie das nicht? (gab man ihm zur Antwort) Geſtern Abends wurde die Unglückliche von einem plötzlichen Uebel angefallen, ſtarb auf der Stelle, ohne ein Wort mehr reden zu können.“ „Wie? verſetzte er, Catharina iſt todt? und ſo unverſehens? Wir wollen hingehen, und ſie ſehen.“ Die Thüre wurde eröffnet, er eilte mit mehrern Andern die Stiege hinauf, und trat in das Zimmer, wo der Leichnam lag. Hier ſah er ſie mit ſtaunenden Blicken eine Zeit lang ſteif an, und dann von einem höhern Geiſte angetrieben, redet er die Verſtorbene mit lauter Stimme an: „Catharina! ſage mir, wo biſt du jetzt?“ Er fragte ſie zum zweytenmale, ohne eine Antwort zu erhalten. Endlich wiederholte er mit gebietheriſcher Stimme ſeine Worte zum drittenmale. Da eröffnete die Todte ihre Augen im Angeſichte Aller, und ſprach mit einem kläglichen und dumpfigen Tone: „In der Hölle, in der Hölle bin ich.“ Alle Anweſende erſchracken heftig darüber, und begaben ſich ganz beſtürzt hinweg; der heilige Mann gieng nun auch, und wiederholte mehreremale: „Habt ihrs gehört? In der Hölle! in der Hölle! O Gott! o erſchrecklicher Gott! In der Hölle!“ Als die Volksmenge, die draußen verblieben war, und die Predigt erwartete, dieſe Worte vernahm, wurde Alles mit einem heilſamen Schrecken erfüllet; viele wollten nicht eher nach Hauſe zurückkehren, ſie hätten dann zuvor gebichtet, und mit Gott ſich ausgeſöhnt.

Etwas Aehnliches ereignete ſich eines Tages, als dem heiligen Bußprediger Franziskus eben die Leiche einer ſolchen verſchrieenen Perſon begegnete, die unbußfertig geſtorben war. Sie wurde auf einem Laſtthiere ohne alle andere Begleitung ausgeführt, auf offenem Felde eingeſcharret zu werden; außer daß einige ſchwar-

ze Pechfackeln neben ihr her getragen wurden. Der Vorwitz, dieſes Spektakel zu ſehen, hatte vieles Volk herbeygezogen. Der Diener Gottes, dieſe Gelegenheit zu benutzen, folgte dem Zug ſelbſt nach, erhob von Zeit zu Zeit ſeine Stimme, und rief mit einem kläglichen Ton: „Sehet doch, was es für ein End mit denjenigen nimmt, die das Sündigen nicht laſſen wollen. Aber wie ſteht es mit ihrer Seele? Wo befindet ſich wohl jetzt dieſe?" Dieſer zu rechter Zeit verfolgte Gedanke drang wie ein zweyſchneidiges Schwert Allen, die es hörten, zum Herzen; der Vorwitz verwandelte ſich in eine ſchmerzliche Reue, ſie eilten ihr Gewiſſen zu reinigen, und ſich von Gelegenheiten, noch ferner zu ſündigen, los zu reißen.

Als Franziskus de Hieronimo in einer Predigt die abentheuerliche und ungeheure Unbild ſchilderte, welche der göttlichen Majeſtät von den Sündern zugefügt wird, befand ſich ein kleiner unſchuldiger Knab unter dem Volke, welcher mit großer Aufmerkſamkeit zuhörte, und endlich in ein heftiges Weinen ausbrach. Franziskus ließ ſich das fromme Kind auf die Bühne führen, und nachdem er es zärtlich umfangen, ſprach er: „Ein Wunderding! fürwahr ein Wunderding! du, mein Kind! du weineſt über Sünden, die du nicht begangen; und in dieſer Verſammlung ſind Sünder zugegen, die dem tauſend nach Sünden begangen, und ſich doch nicht bekehren, ſondern immer nur ſchlimmer werden." Dann wendete er ſich, von einem höhern Lichte beſtrahlt, zu dem Kinde ſelbſt, und ſagte zu ihm: „Aber dein Vater! was macht denn dein Vater?" Dieſer führte einen üblen Wandel, war aber dem Diener Gottes ganz unbekannt. Zu ſeinem Glück war er bey der nämlichen Predigt zugegen; gerührt durch die Thränen ſeines unſchuldigen Söhnleins, erſchüttert durch die heilſamen Vorwürfe des heiligen Miſſionarius, machte auch er ſich auf, lief hin zu den Füſſen des gekreuzigten Jeſu, bath um Barmherzigkeit und Verzeihung. Dieß bewirkte eine ſolche Bewegung unter dem Volke, daß ein allgemeines Geheul entſtund, und ſich viele Sünder bekehrten.

Eine gewiſſe, in Wohllüſten bisher verſenkte Perſon, wurde bey einer Predigt des Pater Franziskus innigſt gerührt; ſie drang mitten durchs Volk, und warf ſich ihm zu Füſſen, feſt entſchloſſen, ſich aus dem Kothe der Unlauterkeit herauszuwinden. Der heilige Mann nahm ſie mit ſeiner gewöhnlichen Liebe auf, und verſprach ihr allen möglichen Beyſtand dabey zu leiſten. Weil er ſie aber für ein Werkzeug anſah, das ihm Gott aus höherer Abſicht an dieſem Orte zugeführt, wollte er, daß ſie ſelbſt der Volksmenge, die ihm zuhörte, als eine lebhafte und eindringliche Predigt dienen, und durch ihr eigenes Beyſpiel ſie über eine eben ſo wichtige als praktiſche Wahrheit unterrichten ſollte. Er wandte ſich alſo zu dem Weibe, das vor ihm bitterlich weinte; und ſprach: „Komm, meine Tochter! bekenne es nun aufrichtig vor Allen, was für Güter, Schätze, und Reichthümer haſt du bisher durch ſo viele begangene Sünden, und ſo viele Jahre her dir erworben?“ „Wahrhaftig Nichts, (antwortete ſie mit Schluchzen) lediglich Nichts. Das wenige Geräthe, welches ich zu Hauſe habe, die Kleider ſelbſt, die ich am Leibe trage, ſind nicht mein; von Monat zu Monat muß ich dem Eigenthümer, welcher ſie mir zu meinem Gebrauche geſtattet, ſo viel erfordert, bezahlen.“ Da entbrannte der Diener Gottes vor Eifer in ſeinem Angeſichte, warf einen fürchterlichen Blick auf Alle herum, und rief mit lauter Stimme, ſo gut er konnte: „Wo ſeyd ihr, o Sünder! habt ihr es verſtanden? Nichts, lediglich Nichts! Sehet da den elenden Gewinn, den man durchs Sündigen ſogar auch im Zeitlichen erhält. Und doch fahret man fort zu ſündigen.“ Hierüber ſetzte er die Predigt lange noch fort, und erfüllte Alles mit einem heilſamen Schrecken.

Gott ſelbſt verſchaffte zuweilen den Predigten ſeines Dieners ein außerordentliches Anſehen und Eindruck durch Ereigniſſe, die ſehr nahe an das Wunderbare grenzten. Und Franziskus wußte ſich derſelben auf der Stelle ſo gut zu bedienen, daß ſie die Sünder auf eine verwunderliche Weiſe zu ſich, und von fernerm Rückfalle

in

in Sünden gänzlich abbrachten. Er predigte eines Tages nahe bey einem ziemlich verſchrieenen Hauſe, der Brücke von Tſchiaja gegenüber. Das ganze Volk hatte ſich bereits auf die Kniee zu den Füſſen des Gekreuzigten hingeworfen, und bath mit Weinen und Seufzen um Vergebung der Sünden. Während daß dieſes vorgieng, beſtiegen im gemeldten Hauſe einige Weibsperſonen mit ihren Buhlern die Kutſche. Man erſuchte ſie: „ſie möchten nur eine kurze Zeit verziehen, damit die heilige Verrichtung nicht ſo ungelegen geſtöret werde.“ Aber ſie gaben keine Acht darauf, und befahlen ihrem Kutſcher: „ohne weiters fortzufahren.“ Als dieſes der heilige Miſſionarius wahrnahm, wurde er von einem heiligen Eifer entzündet, nahm den Gekreuzigten in die Hände, und rief aus: „Ach mein Jeſus! weil doch dieſe Weltgötzen dir alle Achtung verſagen, ſo mache doch wenigſtens, daß dieſe Thiere dir dieſelbe bezeigen.“ Und indem er dieß ſagte, ſtellte er daß Bildniß des Gekreuzigten vor die Pferde auf die Erde hin. Denſelben Augenblick hielten die Pferde ſtill, und ließen ſich auf ihre vordern Kniee nieder, in welcher demüthigen Stellung ſie ſich eine halbe Viertelſtunde lang im Angeſichte aller Leute erhielten. Man kann ſichs leicht denken, was dieß für einen Eindruck bey dem Volke gemacht habe; beſonders da der heilige Miſſionarius den Umſtand ſogleich benützte, und mit einer heftigen Strafpredigt wider die Unehrerbiethigkeit donnerte, die man der göttlichen Majeſtät ſo vielfältig erweiſet; er ſtellte ihnen vor Augen, wie häßlich es für Menſchen, am allermeiſten für Chriſten laſſe, daß ſie ſich hierinn ſchlechter, als die unvernünftigen Thiere betragen, und ihren allmächtigen Schöpfer, ihren liebvollen Erlöſer, ihren Gott, auf die unverſchämteſte Weiſe beleidigen.

An dem großen Kirchenraube, den die Luteraner voriges Jahr in Schleſien begiengen mittelſt der bewaffneten Drohungen von Seite der Schweden, und an den hinweggenommenen Gütern und Beſitzungen der

der Katholiken wollten nun auch die Kalviniſten Antheil haben. Als eben dieſelben Anhänger an die Augsburgiſche Confeſſion machten ſie nun im Jahre Chriſti 1708 eben dieſelbe Anſprüche darauf, und behaupteten gleiche Rechte zu haben. Auf dieß hin wollte die ſchwediſche Geſandtſchaft, man ſollte den Luteranern noch mehrere Kirchen, und noch mehr Freyheit einräumen; und man drohte den Katholiken mit dem König. Die kaiſerlichen Abgeordneten ließen ſich durch alles dieſes nicht ſchrecken; ſie verwarfen muthvoll die unverſchämten Forderungen der Proteſtanten.

Auch machten die Kalviniſten dieß Jahr Verſuche, ihre Sekte unvermerkt auch in Köln einzuſchwärzen. Ohne Erlaubniß, ohne Vorwiſſen des Magiſtrates unterfieng ſich der preußiſche Agent, in ſeinem Hauſe kalviniſche Religions-Ausübung einzuführen; obwohl er gar gut wußte, daß dieß in dieſer Stadt durchaus nicht angehe. Der Magiſtrat unterſagte es ihm dann auch neuerdings ausdrücklich; er achtete nicht darauf; man bath ihn, man drang in ihn, man machte ihm nachdrückliche Vorſtellungen: „er möchte doch von ſolchen widerrechtlichen und vertragswidrigen Anmaſſungen abſtehen, wenigſtens bis man hierüber vom Kaiſer und vom König von Preußen Beſcheide erhalte.“ Alles half nichts; es kam zu Drohungen, zu Gewahltthätigkeiten. Wirkliche Angriffe, ſtürmende Volksauftritte waren jetzt unvermeidlich, bis endlich doch wieder durch zweckmäßige Maaßregeln ferneres Unheil entfernet, und die gottloſen Anmaſſungen endlich vollends vereitelt wurden.

Auch der Aufruhr der Ketzer in der Schweiz dauerte im Jahre Chriſti 1708 gleich wüthend fort. Man hatte zwar von Seite der Regierung, die Toggenburger Kalviniſten zur Ruhe zu bringen, alles Mögliche gethan; aber dieſe hatten alles Joch nun ſchon abgeſchüttelt; ſie fuhren fort, durch Unterdrückung der Katholiken, ihrer Sekte aufzuhelfen, ſie allgemein und herrſchend zu machen; es war ſchon der Tag beſtimmt, alle Katholiken unverſehens zu überfallen, und umzubringen. Der Prie-

ſter, der ihnen ſeine Kirche nicht aufſchließen wollte, wurde mit Steinen geworfen, die Kirche mit Gewalt eingeſprengt, durch gegebenes Glockenzeichen alle Kalviſten zuſammen berufen; der Prieſter, der indeſſen in ſeine Wohnung ſich geflüchtet hatte, wurde auch da neuerdings mit Schimpfworten und Schlägen mißhandelt, nach Lichtenſteig geſchleppet, da im Wirthshaus von Soldaten bewachet, und endlich ins Elend gejaget. Der Kirchendiener hatte ſich in ſeiner Scheure verſchloſſen; die Ketzer fanden ihn, verſetzten ihm mehrere Wunden, bis er endlich todt blieb. Aehnliche Greuel-Szenen ſah man dann bald darauf überall. Man ſuchte zwar von Seite der Katholiken nach Kräften das wilde Kriegs-Feuer noch vor vollem Ausbruch zu erſticken; aber für Mäßigung, für Billigkeit, für Vernunft hatten jetzt die Ketzer kein Ohr, und keinen Sinn mehr; ſie hetzten vielmehr ſelbſt in ihren Verſammlungen zu Arrau, und zu Zürch die Toggenburger noch mehr auf. Alles, was man aufſuchte, und erſann, abzuhelfen dem Uebel, machte das Uebel noch ärger; jemehr Anſtalten getroffen wurden gegen das Unheil, deſto unaufhaltſamer, wüthender drohte der Ausbruch deſſelben.

In Frankreich führte ſich indeſſen der Krieg der Hölle gegen die Wahrheit, gegen das ewige Leben ſchon von ſelbſt fort. — Unkraut und Unheil und Gift und Verderben war ſchon genugſam umhergeſtreuet. Eines der giftigſten Werke des gottloſen Quesnell war auch ſeine Ueberſetzung des neuen Teſtamentes mit moraliſchen Betrachtungen über jeden Vers. In dieſen Betrachtungen war die ganze, in Janſens weitſchichtigen Buche enthaltene Lehre argliſtig boshaft, ſehr verführeriſch eingewebt. — Man konnte nun allerdings den Janſenius ſeinem Mißgeſchicke überlaſſen, ohne das der Janſenismus viel dabey litt, falls ſich nur das Buch der Betrachtungen erhielt. Dieſes Meiſterſtück des liſtigen Betruges hatte im Anfange noch nicht alle die Vollſtändigkeit, und das große Anſehen, welches ihm allmählig in der Folge verſchiedene Hände gaben, und verſchafften.

Bey ſeiner Geburt, wo es Wialar, Biſchof von Schalon, genehmigte, war es ein unbedeutendes Werk, und beſtund in einem einzigen kleinen Bande, welches dieſer Prälat noch dazu nicht anders, als unter der Bedingung guthieß: „daß man darinn mehrere Blätter umdrucken ſollte.“ Doktor Hidò, und dù Pàn genehmigten es, ohne ſo viele Bedenklichkeiten zu äußern. Bey dieſem glücklichen Anlaſſe vervielfältigten ſich die Ausgaben, und das vorerſt ſo kleine Werkchen wuchs zu vier beträchtlichen Bänden an. Sobald dieſes Buch gewiſſermaſſen ruchtbar wurde, verabſcheuten daſſelbe alle Rechtgläubige; ſie behaupteten: „dieſer verſchmitzte Schriftſteller habe keine andere Abſicht gehabt, als die gebrandmarkten Lehrſätze des Janſenismus unter tauſend verſchiedenen Geſtalten an Mann zu bringen, der ſchismatiſchen Zucht der Sekte Anſehen zu verſchaffen, und ihre Anhänger als Heilige zu ſchildern, welche von der geiſtlichen und weltlichen Macht ungerechter Weiſe verfolget würden.“ Der gemeinſte Kopf mußte auf die erſte Durchblätterung dieſes Buches, und bey einer bloß oberflächigen Kenntniß der Zeitläufte und Begebenheiten ſolch ein Urtheil davon fällen. St. Cyran, Arnod, Schilbert, und der entlaufene Quesnel werden darinn mit den kenntlichſten Farben als ſo viele Elias, und heilige Täufer ihrer Zeiten; die anſehnlichſten Perſonen der Kirche und des Staates aber, als Schriftlehrer und Phariſäer, und als ſo viele Kaiphas, Pilatus und Herodes entworfen. Es wurden darinn recht ſichtbar Riſchers ſchismatiſche Grundſätze, in Rückſicht des Kirchenbannes, aufgewärmet. Es kam darinn die Lehre vor: „daß man der Gnade nie widerſteht, ja ihr nicht einmal widerſtehen kann“, (welcher Satz allein den ganzen Janſenismus enthält) „daß die Gnade, ohne die man nichts vermag, den Gerechten, die in eine Sünde fallen, mangle; daß Jeſus Chriſtus allein für das Heil der Vorerwählten geſtorben iſt, und ſeinen Vater gebeten hat; daß bey der unvollkommenen Reue Eigenliebe und unordentliche Begierde die einzigen Quellen der

Furcht

Furcht ſind", (welche doch nach dem Ausſpruche des trientiſchen Kirchenrathes von dem heil. Geiſte kömmt, und den Menſchen zur Gnade der Rechtfertigung vorbereitet.)

Auf nachdrückliche Erinnerung erwachte der Eifer der erſten Hirten. Sie prüften das Werk, welches dieſes Aergerniß veranlaßte; ſie entdeckten ohne viele Mühe das darinn enthaltene Gift, und zween unter ihnen, der Erzbiſchof von Beſanſon, und der Biſchof von Newer, verdammten es in eigens dazu erlaſſenen Hirtenbriefen. Der Letztere hub mehrere Stellen aus, darinn man Irrthümer, die ſchon zu zwanzig Malen verdammet worden, nun wieder in der Abſicht auskramte, um den Gläubigen den Geiſt der Aufruhr gegen das Anſehen der weltlichen und geiſtlichen Obrigkeit einzuflößen.

Auf das Gerücht der neuen Aergerniſſe in Frankreich befahl das Oberhaupt der ganzen Kirche: „man ſollte die Unterſuchung des Buches, welches davon die Quelle war, wieder vornehmen." Die Cardinäle und Gottesgelehrten, denen dieſer Auftrag geſchah, erklärten nach all erforderlicher Unterſuchung: „daß der Geiſt der Spaltung und des Irrthumes kein ſchädlicheres Buch hätte ausbreiten können; daß es keiner Verbeſſerung fähig ſey, ſondern ſchlechterdings verbothen werden müſſe." Sie hatten erhoben, daß der Text der heiligen Bücher an mehreren Stellen verändert, und zuweilen ſo, wie in der verworfenen Ueberſetzung von Mons, gänzlich verfälſchet ſey; daß ſich ſowohl in den Anmerkungen, als in den Betrachtungen auf jedem Blatte eine aufrühriſche, vermeſſentliche, ärgerliche, irrige und offenbar janſeniſtiſche Lehre finde. Zu Folge dieſes Gutachtens verdammte der heiligſte Vater dieſes Werk durch ein Breve vom 13. des Heumonates des Jahres Chriſti 1708 mit einer ganz ungewöhnlichen Strenge. Es genügte ihm nicht, den Druck, den Verkauf und das Leſen des Buches unter der Bannſtrafe, die man ſich ohne weitern richterlichen Ausſpruch ſchon durch die Uebertretung allein zuzöge, verbothen zu haben; ſondern, um die letzte Spur eines ſo ſchändlichen

Erzeugniſſes, ſo es möglich wäre, wegzutilgen, verordnete er: „alle Abdrücke den Biſchöfen des Ortes, oder dem Ketzergerichte auszuliefern, um auf der Stelle verbrannt zu werden.“

Den Verfaſſer dieſes gottloſen Werkes, und alle jene, welche es genehmiget hatten, verdroß dieſe Verdammung gewaltig. Die Parthey, welche Lügen, und aus der Luft gegriffene Schriftſtellen nichts koſten, ſtreute aus: „das Buch ſey durch die vielen Ausgaben, welche man in proteſtantiſchen Staaten veranſtaltet hätte, in mehreren Stücken verfälſcht worden. Das, was Rom geahndet habe, ſey weder die wahre Lehre des Verfaſſers, noch die Geſinnung derer, welche die Schrift gutgeheißen hatten.“ Dieſe elende Ausflucht war vorzüglich in das Schurnal von Werdön, „der Schlüſſel zum Kabinete des Fürſten“ betitelt, eingerücket worden. Aber dem dienſtfertigen Sachwalter, wenn er nicht gar etwa ein feiler, um Geld gedungener Skribler war, wurden ſeine guten Dienſte ſchlecht gelohnet. Dieſer ſein Ausweg mißfiel einem Schriftſteller der janſeniſtiſchen Innung, welcher auf das Schurnal ſehr übel zu ſprechen war, das er ein elendes, mit einem prahleriſchen Titel aufgeſtutztes Geſchmier nannte, es auf die förmlichſte Art Lügen ſtrafte, und feyerlich verſicherte: „die ſittlichen Betrachtungen ſeyen in keinem ketzeriſchen Lande je aufgelegt worden.“ Aber er ſchlägt, um bey eben dieſem Ziele anzulangen, einen andern Weg ein, und ſagt: „Es dürften wohl die Kläger und Feinde Quesnels und der geſunden Lehre, um beyde verhaßt zu machen, Abdrücke, welche ſie ſelbſt verfälſchet hatten, anſtatt deren unterſchoben haben, welche auf den Befehl des Erzbiſchofes von Paris herausgekommen waren.“ Es ſchien nicht, daß dieſer neue Schutzredner dem Urtheilſpruche Roms im Geiſte der Katholiken viel zu ſchaden hoffte; denn er griff als ein Wahnſinniger ſeine Giltigkeit ſelber an. „Die Bulle (ſo drückt ſich dieſer Unverſchämte aus) iſt weiter nichts, als ein Werk der Finſterniß, und ein eigen-

genmächtiges Unternehmen der abſcheulichſten Argliſtigkeit. Alle Welt muß ein ſolches Betragen des römiſchen Hofes als einen widerrechtlichen und ärgerlichen Schritt verabſcheuen. Dieſer Hof (fügte er als ein erklärter Schismatiker bey) iſt die Schaubühne menſchlicher Leidenſchaften ſo gut, ja mehr, wie andere Höfe; und ſeine Verordnungen ſind nicht annehmlich, es wäre denn, daß in den Umſtänden des gefällten Urtheiles nichts vorkäme, was zu einem Verdachte mit untergelaufener leidenſchäftlicher Ränke Anlaß geben könnte."

Da der heiligſte Vater Quesnels Buch allein überhaupt verdammet hatte, ohne einen Satz inſonderheit zu brandmarken, ſo erſchien zu Paris ein Schreiben an Se. Heiligkeit, deſſen Verfaſſer ſich Wilhelm Franz, Prieſter von Frankreich, nennet. Dieſer Prieſter von Frankreich bittet den römiſchen Pabſt in aller Demuth: „die tiefe Wunde, welche ſeine Verordnung der Kirche ſchlägt, wohl zu beherzigen; er ſollte bey einer neuen Unterſuchung der ſittlichen Betrachtungen perſönlich zugegen ſeyn, und nicht das ganze Werk in Bauſch und Bogen verwerfen, ſondern jeden tadelwürdigen Satz, wenn es doch welche enthalten ſollte, inſonderheit ahnden." Es ſchien, die Abſicht der Parthey ſey dabey, nicht Gnade zu erhalten, ſondern vermittelſt dieſer Perſon dem heiligſten Vater Hohn zu ſprechen, geweſen; da ſie wohl vorſehen konnte, die Stimme des Prieſters werde eben auf das Oberhaupt der Kirche nicht viel Eindruck machen. So bezeuget wenigſtens einer ihrer Dollmetſcher, eben derjenige, der ſich ſchon hierüber gegen den Schurnaliſten von Werdön ausgelaſſen hatte, und welcher das Publikum berichtete: „Es ſey zu Rom nicht mehr Sitte, ein ungerechtes Urtheil zu widerrufen."

In eben dieſem Jahre Chriſti 1708 verdammte der heilige Stuhl durch einen anderen Beſchluß von dem 25. des Herbſtmonates die theologiſchen Unterweiſungen des P. Schüanän, eines Oratorianers. Indeſſen konnten weder Beſchlüſſe, noch Bullen die Hartnäckigkeit beugen. Nicht allein die Lehrer der Parthey widerſetz-

ten ſich der Stimme des heiligen Petrus, und aller Nachfolger der Apoſtel, ſondern ſogar Weiber, und vorzüglich die thörichten Jungfrauen des Portroyals de Schamp erkannten außer ihren Verführern keine anderen Päbſte und Biſchöfe mehr. Das Kloſter in der Stadt hatte die irrige Lehre abgeſchworen, und ſich der vom Biſchofe geſetzten Oberinn unterworfen; aber das außer der Stadt war ein beſt verſehenes Zeughaus, welches der Aufruhr unabläßig, und ohne ſich zu erſchöpfen, neue Waffen lieferte. Als in der Bulle: *Vineam Domini Sabaoth*, das ehrerbiethige Stillſchweigen, hinter welches ſich bisher dieſe irre geführten Jungfrauen geſteckt hatten, ſo deutlich, daß keine Lücke zu entwiſchen übrig blieb, war verdammet worden, drang man an ſie: „dieſe letzte elende Schanze zu verlaſſen, die doch am Ende über ihnen einſtürzen würde.“ Aber ſie zeigten eben die aufrühriſche Widerſetzlichkeit gegen dieſe Bulle, mit welcher ſie ſchon ſo viele andere päbſtliche Verordnungen verachtet hatten. Nie konnte man ſie bereden, dieſelbe geradehin und ohne alle Bedingung anzunehmen. Mit eben der Halsſtärrigkeit weigerten ſie ſich, die Abtiſſinn von Portroyal in Paris für ihre Oberinn zu erkennen, obſchon der heiligſte Vater durch ſeine Bullen beyde Häuſer vereiniget hatte. Endlich ſchloß man aus dieſer ſo lange Zeit unbezwingbaren Hartnäckigkeit, es gebe kein anderes Mittel, dieſe Starrköpfe ihrer Abtiſſinn und der Kirche wieder zu unterwerfen, als daß man ein mit dem Bann belegtes Haus von Grund aus zerſtöre; da es ſchien, daß ſelbſt die Mauern deſſelben ſie immer wieder erinnerten an die Lehren ihrer Verführer, die da ſtets verborgen ſteckten, und noch verſtohlner Weiſe bey dieſen bethörten Seelen ſich einſchlichen. Man ſonderte alſo dieſe Nonnen ab, und vertheilte ſie in verſchiedene Klöſter. Der Cardinal Noallià begriff mit allen gutdenkenden Katholiken die unumgängliche Nothwendigkeit dieſes Schrittes.

Während Pabſt Clemens der XI. auch zu Rom muthvoll und apoſtoliſch gegen die Sekte der Janſeniſten

ſten kämpfte, wütheten die Kriegsflammen in Welſchland ſchon bis vor die Mauern Roms hin. Der leidige Krieg zog ſich dieß Jahr Chriſti 1708 aus Oberdeutſchland bis in die Niederlande, wohin Prinz Eugen mit 30,000 Soldaten im Anzuge war. Auch in Spanien, auch in England, auch in Ungarn, auch in der Schweiz — kurz beynahe in allen Enden und Ecken Europens drohete oder wüthete wirklich ſchon das alles verheerende Kriegsfeuer, Empörung, Aufruhr; gar von allen Seiten her, und auf alle mögliche Arten ſuchten jetzt feindliche Menſchen chriſtliche Ruhe, und Frieden und Eintracht zu ſtören, den Weinberg des Herrn zu verwüſten, das Reich Gottes aus Europa vollends wieder hinweg zu bringen, verſchwinden zu machen.

Aber um ſo mehr, gerade jetzt, zeigte ſich in ſeinem vollen Glanze Reich Gottes auf Erde; um ſo auffallender ſchön blühte und brachte ſüßeſte Früchte gerade jetzt der Weinberg des Herrn in weit entlegenen Ländern und Reichen; in einer andern Erdhälfte zeigte ſich jetzt die chriſtliche Kirche in den lieblichen, anmuthsvollen Reizen der Kindheit, die da an die ſchönſten Tage der erſten Chriſtenheit erinneret. Leute, welche noch um die Hälfte des letzten Jahrhundertes von Menſchen nichts als die Geſtalt an ſich hatten, Leute, welche ihre Mitmenſchen auffraſſen, und auf nichts dachten, als wie ſie ihre viehiſchen Begierden befriedigen konnten, waren vor dem Ende eben deſſelben Jahrhundertes Muſter der Liebe, der Sanftmuth, der Sittſamkeit, der Gottſeligkeit, und aller chriſtlichen Tugenden geworden. Ihr Land, welches ſich auf vier bis fünfhundert Meilen von dem See Carayes an, wo der Paraguai entſpringt, bis an den Ort erſtrecket, wo er ſich in den Uraguai ſtürzt, war mit dem Blute von mehr als zwanzig Apoſteln, und hundert Neugläubigen, welche man aus Haſſe des chriſtlichen Namens mit ihren Hirten ermordet hatte, befeuchtet worden. Bald zeigte ſich eine ergiebige Aernte des Heiles nach Maaße des Blutes, womit dieſer Boden

war

war gedünget worden. Nun zählet dieſe wunderbare Chriſtenheit in Paraquarien ſchon wenigſtens vierzig große Dorfſchaften, welche man Redukzionen nennet, jede von vier bis ſechstauſend Seelen, ohne ſie mit denjenigen zu vermengen, die gleichſam die Hauptſtädte ſind, und fünfzehn bis zwanzigtauſend Einwohner zählen; ſo daß die Miſſion der Guarranis, oder des eigentlichen Paraguai, an der öſtlichen Seite dieſes Flußes zwiſchen dem Uraguai und Parana, ſammt den Miſſionen der Moxas und Chiquiten, welche gegen Weſten, und mehr nach Norden zu, liegen, an die dreymal hunderttauſend Indianer enthalten, die ſich dem Geſetze des Evangeliums unterworfen haben. Und wie beobachteten ſie nun ſchon dieſes Geſetz? Es iſt dieſes ein Wunder, welches von dem gewöhnlichen Gange der Sachen ſo ſehr abweicht, die gemeinen Begriffe ſo ganz durchkreuzet, daß es unglaublich ſeyn würde, wenn uns die Wahrheit davon nicht die unverdächtigſten, uneigennützigſten, ächteſten und herrlichſten Zeugniſſe verbürgten. *) Der gottſelige Biſchof von Buenos-ayres, Peter von Faxardo, als er die Miſſionen von Uragaui, die in ſeinem Sprengel lagen, die guten Leute zu ermuntern, und ſich ſelbſt zu erbauen, bereiſete, ward von der Frömmigkeit, von der Eintracht, von der Unſchuld, welche in dieſer geſegneten Gegend herrſchten,

*) Was hier erzählt wird, iſt aus amtlichen Berichten der ſpaniſchen Biſchöfe und Statthalter, aus den umſtändlichen Stiftungsbriefen verſchiedener Herrn dieſes Reiches, die da Reſidenzen und ganze Kollegien ausſteuerten, zum Behufe einer apoſtoliſchen Unternehmung, die ihrer Großmuth und ihrer Verſchwendung ſo würdig war; aus den Gnadenbriefen und Verordnungen der ſpaniſchen Könige zum Beſten dieſer ſo tugendhaften und getreuen Glaubens-Neulinge; endlich aus den Unterſuchungen und Beurthelungen der einſichtsvollſten und behutſamſten Kritiker, die von allem unterrichtet waren.

ten, ſo innigſt gerührt, daß er davon ganz entzückt an den König ſchrieb: „Nein, ich glaube nicht, daß hier eine Todſünde begangen wird. Ich fand mich, an einem Feſttage in einer dieſer Dorfſchaften, und ſah mehr denn achthundert Perſonen mit einer engliſchen Eingezogenheit und feurigſten Andacht zum Tiſche des Herrn gehen.“ Eben ſo lauten auch die Berichte der erſten Beamten des Königes von Spanien, welche betheuern: „ſie reden die lautere Wahrheit, ſo wie es ſich für getreue Unterthanen gezieme, die Se. Majeſtät mit Dero Vertrauen beehrte.“ Pater Florentin, ein Kapuziner, deſſen unerſchrockenen Eifer die ſpäteſte Nachwelt noch bewundern wird, als welcher ohne Wegweiſer und Reiſegefährten mit dem Stabe in der Hand eine Wüſteney von fünfhundert Meilen durchgewandert hatte, wo man außer einigen Miſſionen nichts wie Tieger und Menſchenfreſſer antrifft, als er den Zuſtand der Miſſionen mit Augen ſah, von denen er ſo viel Rühmliches gehört hatte, rief auf: „Nein, alles, was man anpreiſet, iſt kein Vergleich von dem, was ich jetzt ſelber ſehe. Ich weiß nicht, ob es in der Welt eine heiligere Chriſtenheit geben kann. Die Eingezogenheit, die Sanftmuth, der Glaube, die Liebe, die Uneigennützigkeit und Eintracht, welche unter dieſen neuen Chriſten herrſchet, erinneret mich unabläßig an jene beglückten Tage, wo die erſten Gläubigen, von allem Irrdiſchen abgeſchieden, nur ein Herz und eine Seele waren, und durch die Heiligkeit ihres Wandels das Chriſtenthum ſeinen erklärteſten Feinden ehrwürdig machten.“

Um gute Ordnung handzuhaben, wählte man in jeder Dorf- oder Völkerſchaft einige der ältern Chriſten, welche unter dem Namen „**Regidors**“ die Stelle der Sittenrichter des alten Roms vertraten. Aber die Weiſe, wie ſie über Wandel und Sitten wachen, iſt ganz anders beſchaffen. Läßt ſich Jemand auf einer ärgerlichen That, z. B. wider die Reinigkeit, oder einem Gähzorn, ſo dem Nächſten nachtheilig wä-

re, betreten, ſo hält der Regidor den Strafbaren an, befiehlt ihm ein Bußkleid anzuziehen, und führt ihn in die Kirche, um Gott öffentlich um Vergebung ſeiner Sünde zu bitten. Hierauf geht er nach dem öffentlichen Platze, wo ihm in den Augen der ganzen Gemeinde eine für die Größe ſeines Fehlers angemeſſene Züchtigung, welche in einer Tracht Schläge beſteht, zugetheilet wird. Gemeiniglich küßt er dem, der ihn beſtraft hat, die Hand mit den Worten: „Gott wolle dirs vergelten, daß du mich durch dieſe gelinde Züchtigung ewigen Peinen, die ich für meine Bosheit verdienet hätte, entriſſen haſt.“ Selten ergiebt ſich bey dieſer Vorſicht und Strenge ein Wiederfall, und das Beyſpiel eines alſo geſtraften Fehlers iſt nicht anſteckend. Was aber noch mehr zu bewundern iſt, und dem Eifer der erſten Chriſten noch näher kömmt, ſo eilen die Indianer, und auch die Indianerinnen, welche eine ähnliche Sünde, als eben jetzt iſt beſtraft worden, in Geheim begangen haben, herbey, klagen ſich ſelbſt an, und bitten inſtändigſt: „man möchte ihnen eben ſo eine Buße auflegen.“ Leute, welche ſich bisher allein durch ihre Sinnen hatten beherrſchen laſſen, bedurften dieſer äußerlichen Mittel, um auf die Stimme des Gewiſſens aufmerkſam gemacht zu werden. Um ihnen zugleich eine tiefe Ehrfurcht gegen alles, was zum Dienſte Gottes gehöret, einzuflößen, ſorgten ihre klugen Hirten, daß die Kirchen ſo prächtig, als nur immer möglich, geſchmückt, und unterhalten wurden. Im Anfange waren ſie nur von Holz, und von einer ziemlich plumpen Bauart; doch ſtaunten ſie die Wilden als ein Wunder der Kunſt an, weil ſie nie etwas Aehnliches geſehen hatten. Aber in der Folgezeit lehrte man ſie unter der Aufſicht der Jeſuitenbrüder, welche einige Kenntniß von der Baukunſt hatten, Ziegel und Kalk brennen. So wurden dann die meiſten Kirchen von Back- oder Werkſteinen aufgeführet, und ſo ſchön, daß ſie auch dem Auge eines Europäers gefallen können, vorzüglich in dem Lande der Moxen, deren Anſiedlungen neuer ſind. Sie

ha-

haben nebſt dem Schiffe zween, zuweilen gedoppelte Nebenhallen, und der Chor, über welchem eine Kuppel empor ragèt, iſt außerordentlich prächtig. Die Altäre ſind mit Gemälden in zierlichen Rahmen, mit künſtlich gearbeiteten Säulen und Geſimſen, wohl auch mit Bildern, auch mit halb erhobener Arbeit geſchmücket. Die Mauern mit gemalter, und mit Franzen beſetzter, oder in Schnitzwerk gefaßter Leinwand behangen, darauf die vornehmſten Geheimniſſe, und die Hauptzüge der heiligen Geſchichte entworfen ſind, um ſie dem Geiſte dieſer guten Leute, auf welche dieſe ſichtbaren Gegenſtände ſtärkern Eindruck, als alle Vernunftſchlüße machen, beſſer einzudrücken. Alle dieſe Gebäude und Verzierungen ſind die Arbeit der Eingebornen des Landes. Dieſe Leute, welche vorher mit nichts als mit ihren Bögen und Streitkolben umgehen konnten, wiſſen jetzt den Pinſel und Meiſel mit Geſchicklichkeit, Leichtigkeit, und Richtigkeit zu führen. Nicht weniger Anlage haben ſie auch für die Muſik. Ja eben dieſe ihre beſondere Neigung, welche ſie für die Harmonie äußerten, benutze der ſinnreiche Eifer der Miſſionarien bey manchen Vorfällen, um ſie für die Religion zu gewinnen. Kaum hatte ein Miſſionar irgend ein geiſtliches Lied vor den Wäldern angeſtimmet, ſo kamen die Wilden in Haufen ganz entzückt hervor, und folgten ihm zuweilen bis nach einer chriſtlichen Dorfſchaft, wo ſich immer mehrere aus ihnen niederließen. Man findet gemeiniglich unter ihnen ſehr ſchöne Stimmen.

Was unſtreitig Bewunderung und Beyfall verdienet, iſt ihre Unſchuld und Frömmigkeit; und erſtens ihre unverdroſſene Gegenwart an der heiligen Stätte. Neben den gewöhnlichen Andachtsübungen, welche in den beſt eingerichteten Pfarreyen Europens ſind, verſammeln ſich alle Morgen, kaum daß der Tag anbricht, die Kinder in der Kirche, wo ſich die Knaben auf die eine, die Mädchen auf die andere Seite ſtellen. Dann verrichten ſie Chorweiſe das Morgengebeth, und ſagen einen Auszug der chriſtlichen Lehre aus dem Kopfe her.

Nach Sonnenaufgange wird das heiligſte Meßopfer entrichtet, davon Niemand der Einwohner ohne wichtige Urſache wegbleiben darf; worauf ein Jeder zu ſeiner angewieſenen Arbeit geht. Gegen Abend katechiſirt man die Kinder; hernach giebt man mit der Glocke ein Zeichen, auf welches alle zur Kirche kommen, und daſelbſt gemeinſchäftlich ihre Abendandacht verrichten. Alle Samstäge hält man eine muſikaliſche Meſſe von der ſeligſten Jungfrau, und ſingt nach dem Roſenkranze die Litaney, auf welche das Gebeth für die Verſtorbenen folget.

Am Sonntage verfügen ſich alle früh Morgens in die Kirche, um dort die Anfangsgründe der chriſtlichen Lehre, welche zu dieſem Ende in Verſe gebracht ſind, abzuſingen. Hierauf werden die Eheverlobniſſe und Einſegnungen der Verlobten gehalten, welches zuſammen eine geraume Zeit wegnimmt, weil alle dieſe Handlungen bloß an Sonntagen, und mit großer Feyerlichkeit vorgenommen werden, um den Neubekehrten einen hohen Begriff von dem heiligen Sakrament der Ehe beyzubringen. Hierauf wird ein feyerliches Hochamt gehalten. Nach dem Evangelium beſteigt der Prieſter die Kanzel, erklärt es dem Volke, und hält eine paſſende Anrede. Nach geendigtem Gottesdienſte forſchet man nach, ob nicht etwa Jemand ohne Urſache von dem heil. Meßopfer, oder von der chriſtlichen Lehre weggeblieben, oder ſonſt ein Unfug in oder außer der Redukzion vorgegangen ſey, wo man nicht ermangelt, den Straffälligen eine Buße aufzulegen. Nach dem Mittageſſen tauft man die Kinder, und die Täuflinge, welche gemeiniglich zahlreich ſind, da das Evangelium in dieſen beglückten Gegenden mit jedem Tage größere Fortſchritte machet. Dieſe Handlung wird mit all möglichem Gepränge verrichtet, um das Andenken an die Gnade der Wiedergeburt bey den Gläubigen unablläßig aufzufriſchen. Dann verſammeln ſich die beſondern Kongregazionen von jedem Geſchlechte, welche in allen Redukzionen, den Eifer im Geiſte zu unterhalten, errichtet ſind, und warten daſelbſt ihren eigenthümlichen Andachtsübungen ab,

die

die ſtets mit einer Anrede beſchloſſen werden. Nach der Weſper bethet man zuſammen den Roſenkranz, worauf alle nach Hauſe gehen, und für die Arbeit des folgenden Tages ihre Anſtalten treffen. Die Feyerlichkeit und Majeſtät des Gottesdienſtes zu beſorgen, iſt in jeder Kirche ein Oberküſter mit zween Gehilfen, und ſechs Altardiener, alle in langen Kleidern, angeſtellet, die zahlreichen Muſiker nicht mitgerechnet. Alle dieſe Stellen werden ſehr geſucht, und die ſie erhalten, erfüllen ihre Pflichten mit der pünktlichſten Genauigkeit, zu Folge der ſeltenen Hochachtung, darinn dieſe Aemter ſtehen. Die eifrigſten Ordensnovizen könnten ſich dabey nicht eifriger, ſittſamer und verſammelter benehmen. Alles, was mit dem Gottesdienſte in einigem Verhältniſſe ſteht, ſelbſt das Pflaſter der Kirche nicht ausgenommen, wird äußerſt ordentlich und reinlich gehalten. An hohen Feſttagen beſprizt man den Fußboden mit wohlriechenden Wäſſern, oder beſtreut ihn mit balſamiſchen Kräutern und Blumen, deren das Land eine Menge hervorbringt; zündet Wohlgerüche auf den Altären an; behängt die Wände mit zierlich angereihten Blumen; ſogar von außen werden die Mauern der Kirche mit lieblich duftenden Laub- und Fruchtſchnüren geſchmücket.

Es würde ſchwer laſſen, das religiöſe Gefühl zu beſchreiben, welches dieſe Feyerlichkeiten bey den Glaubensneulingen erregen. Aber vorzüglich äußert ſich die Andacht bey denen, welche das erſte Mal zum Tiſche des Herrn gehen, deren immer ſehr viele ſind. Das Brod der Engel hat für dieſe unſchuldige Seelen große Reize, ſo daß es faſt Alle jedes Monat, die Mehrern jede Woche, und Einige wohl noch öfter genießen. Da die Miſſionarien ihre Unterweiſungen gemeiniglich mit einer Uebung der Reue beſchließen, darinn die ſchicklichſten Gründe vorgetragen werden, das Herz zum ſchmerzlichen Gefühle über die gethanenen Fehltritte zu ſtimmen, ſo ertönt dabey die Kirche von Seufzen und Schluchzen, und die guten Leute, voll des heiligen Zornes wider ſich ſelbſt, nehmen Strengheiten, und Kaſteyun-

ſteyungen vor, welche Troz der ſtarken Leibesbeſchaffenheit nachtheilige Folgen für ihre Geſundheit haben würden, wenn man nicht beſorgt wäre, ihren unbeſcheidenen Eifer zu mäßigen. Vorzüglich bey der Beicht hat man Gelegenheit, ihr zartes Gewiſſen zu bewundern. Sie vergießen häufige Thränen über Fehler, von denen man mit Grunde zweifelt, ob ſie einen hinlänglichen Stoff zur Losſprechung gewähren. Auch außer dem Richterſtuhle der Buße befragen ſie ſich in jedem Vorfalle bey ihren Seelſorgern, obwohl das, oder jenes eine Sünde ſey. Auch von dem Felde, von ihren dringendſten Geſchäften weg, laufen ſie zur Kirche, und können ſich nicht zufrieden geben, ſie haben denn ihr Gewiſſen von dem vermeintlichen Fehler unter Thränen entladen, mit denen der gerührte Beichtvater nicht umhin kann, auch die ſeinigen zu vermengen. In ihrer Taufunſchuld ſie immer zu erhalten ſchildert man ihnen ſtets ſowohl die Vortrefflichkeit dieſes Sakramentes, als den unſchäzbaren Werth der Gnade, dadurch ſie von der Sünde gereiniget, und Kinder Gottes, und Erben ſeines Reiches geworden ſind. Um ſie täglich an dieſe Lehre zu erinnern, ſteht in jeder Kirche der Taufſtein nahe bey der großen Pforte in einer beſondern Kapelle, welche, um durch das Aug auf die Seele zu wirken, mit ausgezeichneter Pracht geſchmücket iſt. Aus ähnlicher Abſicht iſt auch der Kirchhof nächſt bey dem Gotteshauſe angebracht; und man gebraucht ſich aller frommen Kunſtgriffe, um den Lebenden die Aſche derjenigen ehrwürdig zu machen, welche nach empfangener Taufe geſtorben ſind, und einſt, um nie wieder zu ſterben, zum Leben auferſtehen werden. Zu dieſer gemeinſchäftlichen Begräbnißſtätte wird ein geräumiger Plaz ins Gevierte ausgeſtecket, mit einer drey bis vier Fuß hohen Mauer eingefangen, und von außen mit Palm- und Cypreſſenbäumen gezieret. Von innen ſtehen mehrere Reihen von Pomeranzen- und Citronenbäumen, welche in dieſem milden Himmelsſtriche ohne Pflege zu einer ungewöhnlichen Höhe empor wachſen. Von der Seite gegen das freye

Feld

Feld zu iſt eine groſze Allee von eben dieſen Bäumen angelegt, in deren Grunde eine Kapelle ſteht, dahin man alle Montage in Prozeſſion, die Meſſe für die Abgeſtorbenen zu ſingen, hingeht. Die Länge dieſer Allee hin ſind an gewiſſen Stellen groſze Kreuze gepflanzet, wo die Prozeſſion ſtille hält, und einige der Feyerlichkeit anpaſſende Gebete ſingt.

Ueberdem hat man auſzer den Redukzionen in einiger Entfernung mehrere Kapellen gebauet, dahin man am Markustage, in der Bittwoche, am Titularfeſt der Kirche, und zur Zeit des Jubelablaſſes, welchen die Päbſte dieſen angehenden Kirchen jährlich verliehen haben, Bittgänge anſtellet. Man geht durch die Gaſſen des Dorfes, die alle nach der Schnur gezogen ſind, und deren jede ſich mit einem groſzen und ſchönen Kreuze endiget, bey welchen der Bittgang inne hält, und den Kindern Zeit läſzt, einen Theil der chriſtlichen Lehre anzuſtimmen. Die Straſſen von dem Dorfe zu dieſen Kapellen ſind eben ſo viele, nach der Schnur angelegte Luſtgänge, welche mit Lorbeer-, Pomeranzen-, Myrthen-, und anderen allzeit grünenden Bäumen bepflanzet ſind; und ſo iſt die Prozeſſion gegen die kalten Winde, und die Sonnenhitze, oder was ſonſt die Andacht ſtören könnte, hinlänglich gedecket.

So groſz auch die Andacht dieſer Glaubensneulinge zu allen Zeiten iſt, ſcheint ſie doch an gewiſſen Feſttagen des Jahres neue Kraft zu gewinnen, welche ſie mit all möglicher Pracht, und mit einem Geſchmacke feyern, den man einem vor kurzer Zeit noch ſo rohen Volke nicht zutrauen ſollte. Am Frohnleichnamsfeſte z. B. ſchmückten ſie nicht nur die Kirche, ſondern auch alle Plätze und Gaſſen, durch welche der Zug geht, auf eine auſzerordentliche Art. Das Einfache ihrer Lebensart gewährt ihnen freylich keine andere Verzierungen, als welche die Natur auf dem Felde darbietet; aber ſie wiſſen ſelbe mit ſolcher Mannigfaltigkeit, und ſo geſchmackvoller Wahl anzureihen, daſz ſie majeſtätiſch laſſen. An verſchiedenen Plätzen ſind hölzerne Triumph-

bögen, welche die ganze Breite der Gaſſe einnehmen, errichtet. Das Gerüſt iſt mit ineinander geflochtenen Zweigen von Palmen, von Myrthen-, Lorbeer- und Pomeranzenbäumen bekleidet, und mit Blumenkränzen, und Fruchtſchnüren behangen, welches zuſammen eine bezaubernde Wirkung machet. Die Caciquen haben den Auftrag, Pfauen, Papageyen, und andere lebendige Vögel zu liefern, welche ſich durch ihr glänzendes Gefieder auszeichnen, deren ſich eine unzählbare Menge an den großen Flüßen, und vorzüglich in der Gegend des Paraguai findet, weßwegen man ihn auch „Paraguai“, oder den „Federn-Fluß“ genannt haben mag. Dieſe ſchöne Vögel werden vermittelſt langer um das Bein geſchlungener Schnüren ſo angebunden, daß ſie doch frey von Zweige auf Zweige flattern, und den Glanz ihres reichen Gefieders vortheilhafter ſehen laſſen können. Unten befinden ſich, doch ſo, daß ſie Niemanden ſchaden können, Hirſchen, Tieger, Löwen, und andere wilden Thiere angefeſſelt, welche lebendig in Schlingen gefangen werden, damit bey dieſem feyerlichen Anlaſſe alle Arten der Geſchöpfe nach ihrer Weiſe dem Schöpfer huldigen. Die Vorderſeite der Häuſer iſt beynahe in eben dieſem Geſchmacke gezieret, nämlich mit wohlriechenden Kräutern, Blumen, Früchten, und Vögeln, ja ſogar mit Brod und Backwerke, um die Gäſte und Fremdlinge damit zu ſpeiſen. Auch Stücke Leinwand von ſeltener Weiße ſind aufgehangen, darauf künſtlich vermengte Federn von verſchiedenen Farben ſpielen, und ſchön ins Auge fallen. Der Boden iſt mit Blättern, Blumen und Kräutern beſtreuet, welche rings umher die ganze Luft balſamiren. Nach entrichtetem heiligſten Meßopfer, wobey faſt die ganze Gemeinde das heiligſte Altars-Sakrament empfängt, wird der feyerliche Umgang gehalten. Einige Soldaten eröffnen den Zug unter dem Klange von Pauken und Pfeifen, und mehr andern Inſtrumenten. Sie ſind mit Musketen bewaffnet, daraus ſie von Zeit zu Zeit Salve geben.

Wei-

Weiber und Männer gehen abgeſondert mit; dieſe voran, jene folgen nach. Der königliche Coregidor, die Caciquen, die Kapitäne, die Alcaldes, die Sachwalter des Volkes, und die anderen Beamten begleiten das Allerheiligſte, welches unter einem Prachthimmel getragen wird, zu beyden Seiten. Einige der eifrigſten und ehrwürdigſten Chriſten ſind beſtellet, um Eingezogenheit und gute Ordnung handzuhaben. Aber alles iſt da ſelbſt von einem ſo lebhaften Glauben durchdrungen, daß weder Mann noch Weib, weder Große noch Kleine den Mund öffnen, außer das Lob Jeſu Chriſti anzuſtimmen, deſſen Gegenwart ſich alle im Geiſte ſo lebhaft vorſtellen, als ſähen ſie ihn mit ihren leiblichen Augen. Indeſſen erſchallt die Luft von feyerlicher Muſik, welche die in verſchiedene Chöre abgetheilten Tonkünſtler beſorgen. Wenn man in die Kirche zurückkömmt, tragen einige der tugendhafteſten Chriſten die Eßwaaren zuſammen, womit man die Häuſer und Triumphbögen geſchmücket hatte, und theilen ſie unter die Kranken und Fremden aus. Die Letztern werden noch überdem mit allen Merkmaalen einer brüderlichen Zärtlichkeit von Privatperſonen bewirthet, welche ſie zu Tiſche bitten, und bey ſich beherbergen. Auch die Ungläubigen, welche der Vorwitz immer in großer Anzahl herbeylocket, ladet man ein; und es iſt ein ſeltener Fall, daß ein ſo erbauliches Schauſpiel nicht Mehrere dem Evangelium gewänne. Einige andere Feſte, vorzüglich das Andenken des Patrons der ganzen Redukzion werden in ihrer Art mit einer ähnlichen geiſtlichen Pracht gefeyert.

So heilſam auch dieſe Gebräuche und Gewohnheiten in ſich ſeyn mögen, würden ſie doch vom geringen Belange ſeyn, wenn ſich die paraguariſchen Chriſten auf dieſe äußerlichen Andachtsübungen einſchränkten, und den Geiſt und die Seele vernachläßigten. Aber die Selbſtkreuzigung, dieſer weſentliche Theil des chriſtlichen Lebens, welcher in der Bezäumung der Leidenſchaften beſteht, dieſer iſt es, darinn ſich dieſes

Volk

Volk hauptſächlich auszeichnet. Man weiß, daß Grauſamkeit, Geilheit und Völlerey die angebornen, und gleichſam mit dem Weſen dieſer Leute verwebten Laſter waren. Gegen das Letztere haben die Miſſionarien den Neugläubigen einen ſolchen Abſcheu beygebracht, daß jene Art des Bieres, welches ſie Chica nennen, und das ehedem unter ihnen die Quelle der gräulichſten Ausſchweifungen war, jetzt für ſich unſchädlich geworden iſt, und nur mehr zur Erholung der Kräfte bey ihren Arbeiten dienet; die Geſetze, welche man ſich einſt wider die Trunkenbolde zu machen genöthiget ſah, ſind jetzt einiger Weiſe ohne Nutzen. Biethet man ihnen während ihrer Anweſenheit in den ſpaniſchen Städten Wein, oder andere berauſchende Getränke an, ſo weigern ſie ſich auch nur daran zu riechen, und mehrmalen haben ſie denen, welche deßwegen ihrer ſpotteten, und ſie zum unmäßigen Trunke auffoderten, die bitterſten Vorwürfe gemacht: „daß ſie die Gaben des Schöpfers in Gift verkehrten, und zur Beleidigung des freygebigſten Wohlthäters mißbrauchten.“ Eben ſo iſt auch die Unkeuſchheit aus den Redukzionen verbannet. Sollte ſich ein Aergerniß dieſer Art ergeben, würde ihr die Strafe auf dem Fuße folgen, und man hat alle erdenkliche Vorſage getragen, dem Sittenverderbniſſe in dieſem Stücke vorzubeugen. Faſt alle Indianer verheirathen ſich, ſobald ſie das männliche Alter erreichen. Die Jugend und Unerfahrenheit der neuen Eheleute hat unter einer väterlichen Regierung keine üble Folgen, wo den Bedürfniſſen der Kinder und Eltern aus dem gemeinen Schatze vorgeſehen wird. In jeder Hütte wohnen bloß der Vater, die Mutter und ihre Kinder zuſammen. An den Orten, wo man ſich zu verſammeln pflegt, ſind beyde Geſchlechter ſtets von einander abgeſondert. Schöpfbrunnen und Waſchplätze ſtehen allemal von allen Seiten frey, und jedem Blicke ausgeſetzt; und noch obendrein müſſen Einige wegen ihres Alters ſowohl, als wegen ihrer Tugend ehrwürdige Greiſen dabey von Morgens an bis Nachts Wache halten.

Noch größer iſt die Wachſamkeit, daß nicht etwa die heilige Stätte eine Gelegenheit zum Falle werden möge. Jede Kirche iſt in zween Theile abgeſondert, deren der eine für das männliche, der andere für das weibliche Geſchlecht beſtimmet iſt. Zwiſchen beyden iſt ein leerer Raum, welcher ſich vom Heiligthume bis zur großen Pforte erſtrecket, nebſt welcher noch zwo Seitenthüren angebracht ſind, durch die man gemeiniglich, jedes Geſchlecht durch die ſeine, aus und eingehet. Jede Seite hat wieder ihre Abtheilungen. Die erſte iſt den Kindern zunächſt am Gitter des Heiligthumes angewieſen, hinter denen zween oder drey Aufſeher ſtehen, welche die Eiferer heißen. Die zweyte iſt der Standort junger Leute, über die wieder beſtellte Aufſeher vom reifern Alter wachen. Die dritte Klaſſe beſteht aus den übrigen Einwohnern, über welche die anſehnlichſten Greiſen der Gemeinde die Aufſicht haben. Und ſo wachen die Seelſorger theils durch ſich, theils durch ſichere Stellvertreter aller Orten über die Sitten ihrer Heerde. Während der Nacht haben ſie ihre geheimen Kundſchafter, welche ſie auf der Stelle benachrichtigen, falls irgend einem Unfuge abgeholfen werden muß. Die Nacht iſt in drey Wachen abgetheilet, und jedesmal wird dieſe Art von Schildwachen abgelöſet, von welchen die Uebrigen glauben, ſie ſeyen bloß der öffentlichen Sicherheit halber gegen den unverſehenen Einfall der Wilden und Mameluken aufgeſtellet. Dieſe unermüdete Wachſamkeit und die häufigen, eifervollen Predigten der Miſſionen haben dieſen Ungläubigen den äußerſten Abſcheu gegen die Sünde eingeflößet. Väter und Mütter wiederholen unabläßig ihren Kindern die Lehren ihrer Hirten, geben ſich alle Mühe, ſie zu guten und gründlichen Chriſten zu bilden, und dienen ihnen durch ihre Beyſpiele ſelbſt zum Muſter. Daher hat man ſchon öfters zarte Mädchen geſehen, welche ſich von den heidniſchen Wilden, oder von laſterhaften Scheinchriſten lieber tödten ließen, als daß ſie ihnen die mindeſte ſündhafte Freyheit geſtattet hätten. In dem Innern der Familien iſt alles darauf eingerichtet,

tet, der Jugend die Furcht Gottes, und die Pflichten der Religion einzuprägen. Ihr Gedächtniß beſchäftiget ſich von den zarteſten Jahren an mit Erlernung frommer Geſänge. Sie wiederholen dieſelbe zu Hauſe, und auf den Gaſſen, ſtimmen ſie unter der Arbeit an, ſo daß Wald und Felder von dieſen andächtigen Liedern wiederhallen, welches die Spanier bey ihrem Aufenthalte in dieſen Gegenden nicht genug bewundern können. Nie beflecken ſie ihren Mund mit zweydeutigen Worten, oder mit Fluchen und Schwören. Ja ſie wiſſen ſich ſogar wider das anſteckende Beyſpiel der Europäer zu verwahren, welche gar oft in unflättigen und ſündhaften Reden keine Maaß halten. Um dieſer Gefahr vorzubeugen, welche für die guten Leute früh oder ſpät verderblich werden könnte, haben die katholiſchen Könige allen Spaniern, und jedem andern Europäer verbothen: „die Redukzionen ohne offenbare Nothwendigkeit zu betreten.“ Und auch dann iſt es Niemanden, wer es auch immer ſeyn mag, erlaubt, in einer derſelben länger als drey Tage zu verweilen. Während dieſer Zeit erfahren ſie allen Beyſtand einer großmüthigen Gaſtfreyheit in einem eigends dazu erbauten Hauſe. Gehen ſie aus, ſo begleitet ſie immer ein vertrauter Indianer, Ehre halber, wie man vorgiebt, in der That aber, um über ihr Betragen zu wachen. Eine Vorſicht, welche ſich durch den Erfolg rechtfertiget, indem jene Dorfſchaften, welche von den Spaniern weiter entfernt ſind, ſich durch ihre Unſchuld ihren Eifer ausnehmen. Was die Blutgierigkeit und Rachſucht anbelangt, darinn einſt der Ruhm, und ſo zu reden, die erſte Tugend dieſer Barbaren beſtund, ſo findet ſich unter den neuen Chriſten kaum mehr eine Spur davon. Sie leben alle wie wahre Brüder zuſammen. Der ſichtlichſte Zug ihrer Aehnlichkeit mit den erſten Chriſten iſt in jenen Worten der Schrift entworfen: „Alle, die an Jeſus Chriſtus glaubten, hatten nur ein Herz und eine Seele.“ Eine, wie immer an einem Menſchen verübte Mordthat war eine in den Dorfſchaften von Paraguai unerhörte Sache. Selten

ſchlich

ſchlich ſich ein Mißverſtändniß ein; und entſpann ſich zuweilen ein Rechtsſtreit, ſo ward er ſo ſchleunig und klug beygeleget, daß nichts von irgend einem Keime der Feindſchaft zurücke blieb. Endlich ſind dieſe einſt ſo trotzigen Wilden leutſelig, freundlich, und mitleidig, und ſo liebreich und großmüthig, daß ſie ſich der nothwendigſten Bedürfniſſe des Lebens beraubeten, um einem Elenden beyzuſpringen, oder mit zur Zierde des Gotteshauſes beyzutragen, ſo man ihrer frommen Verſchwendung nicht Einhalt thäte. In Rückſicht der Heiden ſcheint ſich ihre Liebe zu verdoppeln, welchen ſie ſich auf alle Weiſe und mit Verachtung aller Gefahr die Kenntniß des wahren Gottes zu verſchaffen beſtreben. Kömmt einer in die Reduczion, ſollte er auch von der gehäßigſten Nazion ſeyn, über die man alle Urſache zu klagen hätte, wird er doch mit allen Aeußerungen der aufrichtigſten Freundſchaft, und unter freudigem Zurufe empfangen. Man beſtrebt ſich in die Wette, ihn zu beherbergen, zu kleiden, und zu beſchenken. Jeder giebt ihm das Beſte, was er hat. Man hält ihn ſo lange auf, als es nur möglich iſt, doch ohne ihm beſchwerlich zu fallen; und will er ſich in der Dorfſchaft niederlaſſen, und den Glauben annehmen, ſo wird ein öffentliches Freudenfeſt gefeyert, und alle beeifern ſich, ihm eine bequeme, mit allen Bedürfniſſen verſehene Wohnung zuzurichten.

Was die geiſtliche Obrigkeit anbelangt, ſo ſtehen die Chriſten von Paraguai, wie andere Gläubige, unter der Gerichtbarkeit der Biſchöfe, in deren Sprengeln die Reduczionen liegen, nämlich derer von Aſſumzion, von Buenos-ayres, und von Cordua in Tucuman. Da dieſe Biſthümer von einer unermeßlichen Größe, und meiſtentheils öde und unbewohnt ſind, ſo können die Biſchöfe dieſe Reduczion nur ſelten bereiſen. Aber dieſer eifrige und auserwählte Theil ihrer Heerden machet den Oberhirten nicht ſonderlich viel Mühe. Jede Kirche wird gemeiniglich von zween Miſſionarien verwaltet, welche der Provinzial dem

Statt-

Statthalter, und der Statthalter im Namen des Kö-niges dem Biſchofe vorſchlägt, welcher ſie dann mit der erforderlichen Vollmacht ſendet. Indeſſen erman-geln die Biſchöfe nicht, dieſe Dorfſchaften zuweilen zu beſuchen, theils um den Neubekehrten die Firmung zu ertheilen, theils um einen außerordentlichen An-ſchlag zu verabreden; aber immer mehr, um ſich zu er-bauen, als um ihre biſchöflichen Rechte auszuüben. Nir-gend ſehnet man ſich ſo ſehr als in dieſen frommen Ort-ſchaften nach ihnen. Miſſionarien und Glaubensneulin-ge laden ſie mit einer liebreichen Ungeſtümme ein, und die guten Indianer kennen kein größeres Glück, als wenn ſie einmal im Leben ihren Oberhirten zu ſehen be-kommen haben. Die Miſſionarien ihrerſeits ſind entzückt, wenn ſich der Prälat entſchließt, ſelbſt ein Augenzeuge von der Frömmigkeit dieſer Gläubigen und der grenzenlo-ſen Ehrfurcht zu ſeyn, welche ſie für ſeine Würde tra-gen. Iſt die Nachricht von einem biſchöflichen Beſuche angekommen, ſo ſchickt man ſich an, ihn auf beſtmögli-che Weiſe zu empfangen. Jeder beſtrebt ſich mit einer Art von Ehrgeiz um die Gnade, ihn bedienen zu dürfen. Die einen nehmen es auf ſich, die Straſſen herzuſtellen, die andern wollen ihm zu Wegweiſern dienen, oder ihn wider die Anfälle der feindlichen Wilden und der reißen-den Thüre beſchützen. Andere bringen Mundvorrath und Erfriſchungen in die wüſteſten Gegenden. Um al-lem Mißverſtändniſſe vorzubeugen, wird einer der erfah-renſten und verſtändigſten Einwohner an ihre Spitze ge-ſtellet. Nie hat ein Biſchof dieſe Ortſchaften bereiſet, ohne Thränen der Zärtlichkeit ſowohl über die Aeußerun-gen der Ehrfurcht und Liebe dieſer guten Leute gegen ih-ren Seelenvater, als auch über ihre Unſchuld, über ihren Eifer, und den unermüdeten Fleiß derjenigen zu vergießen, welche das Bild der erſten Chriſten-heit unter ihnen handhaben.

Die Miſſionarien begnügten ſich damit noch nicht, die alten Redukzionen zu der beſchriebenen Vollkommen-heit gebildet zu haben; ſie bemühten ſich immer, den

Glau-

Glauben mit jedem Tage noch weiter auszubreiten; und da die größten Hinderniſſe nun einmal geebnet waren, ſo machte er auch um ſo ſchnellere Fortſchritte. Es ſind zwar jetzt bey dem apoſtoliſchen Predigtamte der Gefahren nicht mehr ſo viel, und der Schwierigkeiten weit weniger, als ehedem. Doch giebt es noch immer Gefahren genug, welche Jeden, der kein Apoſtel iſt, zurück ſchrecken könnten, dabey die Arbeiten und die Mühe nicht in Anſchlag kommen, welche mit der Erfüllung der täglichen Pflichten eines Seelſorgers bey dieſen Redukzionen verbunden ſind. Denn eben dieſe Arbeiter, welche je zween und zween als Hirten und Väter für fünf bis ſechstauſend, zuweilen für acht und zehntauſend Neubekehrte zu ſorgen, Morgens und Abends das Volk in der Kirche zu verſammeln, täglich an die tauſend Kinder zu katechiſiren, die zahlreichen Täuflinge zu unterrichten, denen, welche die Heerden und das Feld hüten müſſen, ihre geiſtliche Dienſte zu leiſten, an jedem vornehmen Feſttage eine große Menge Beicht zu hören, die Kranken dem Geiſte und dem Leibe nach zu erquicken, die Kongregazionen, die Schulen, ja ſogar die Manufakturen, deren Verfall gar bald auch den Untergang der Religion nach ſich ziehen würde, zu beſorgen haben; eben dieſe Arbeiter wagen auch häufige Streifzüge in die Länder der Ungläubigen, um daſelbſt die Schaafe zu verſammeln, denen der ewige Hirt einen Platz in ſeinem Schaafſtalle angewieſen hat; doch ſo, daß immer einer für die geiſtliche Pflege der Einwohner des Dorfes zurücke bleibt. Läßt ſich eine Hoffnung blicken, es ſey eine Horde Ungläubiger für den Glauben zu gewinnen; ſo macht ſich ſogleich der Eine der Miſſionarien, das Brevier unter dem Arme, und den Stab oben mit einem Kreuze in der Hand auf den Weg. Gemeiniglich begleiten ihn etwa dreyßig Neubekehrte, theils als Dollmetſcher, theils um ihn über die vielen Moräſte, Seen und reißende Flüße zu bringen, und einen Weg mitten durch die Wälder zu öffnen. Oft muß man dreyßig und vierzig Meilen, ſtets

mit der Axt in der Hand, machen, ehe man einen Wohnort der Ungläubigen antrifft. Oft dauert die Arbeit länger, als man vermuthet hatte; die Lebensmittel gehen aus, und man muß ſich mit dem ungewiſſen Ertrage der Jagd, mit einigen Wurzeln und wilden Früchten behelfen. Stößt man auf Abgötterer, ſo erſcheinen ſie ſtets bewaffnet; oft drücken ſie ihre Pfeile ab, ehe man ſichs verſieht. Sie fürchten, es dürften unter der Maske von Miſſionarien und Neubekehrten vermummte Mameluken ſtecken; denn dieſe Meuchelmörder haben ſich zuweilen dieſes hölliſchen Kunſtgriffes bedienet, um die armen Indianer unbewehrt zu überraſchen. Bringt man es ſo weit, daß man den erſten Lärm ſtillt, und ſie überzeugt, daß der, welcher kömmt, ein wahrhafter Miſſionar iſt, ſo ſind ſie beruhiget. Hierauf nähert ſich der Cacique, grüßet ſie nach ſeiner Art, und befragt ſie um den Beweggrund ihrer Reiſe. Der Miſſionar antwortet entweder ſelbſt, oder durch einen Dollmetſcher: „Er komme von Seite Gottes, des Schöpfers und Heilandes aller Menſchen, um ihnen den Weg zum Himmel und zur höchſten Glückſeligkeit zu weiſen." Er theilt unter ſie einige Kleinigkeiten, um ſie leichter zu gewinnen, aus. Seine Reiſegefährten indeſſen vertheilen ſich unter die Ungläubigen, und verſichern: „daß man ihnen nicht die Freyheit zu rauben, ſondern das Leben angenehmer und bequemlicher zu machen ſuche." Sie führen ſich ſelbſt zum Beyſpiele der Glückſeligkeit an, welche die Beobachtung des chriſtlichen Geſetzes gewähret. Eine ſo überzeugende Erfahrung, vorzüglich die Gnade, welche dabey zum Herzen redet, macht gemeiniglich den lebhafteſten Eindruck, und die Barbaren entſchließen ſich, entweder der Einladung zu folgen; oder ſie erlauben doch dem Miſſionar bey ihnen zu verbleiben, und das Evangelium denen zu verkündigen, die es annehmen wollen. Zeigen ſie ſich gelehrig, ſo nimmt der Miſſionar ſeine Maaßregeln nach der Zahl derjenigen, ſo er dem Glauben hat gewinnen können. Sind

es ihrer eine beträchtliche Menge, ſo errichtet man eine neue Redukzion; ſind es aber nicht mehr, wie zwey oder dreyhundert, ſo ladet man ſie ein, ſich in einer der ſchon errichteten Dorfſchaften niederzulaſſen. Erkennen ſie hernach die Wahrheit von dem, was man ihnen geſagt hatte, durch ihre eigene Erfahrung, und werden ſie auf eine Weiſe empfangen, die all ihre Hoffnung übertrifft, ſo ermangeln ſie nicht, die heilige Taufe zu begehren, und nehmen es bald in dem Eifer mit den alten Chriſten auf. Was noch mehr zu bewundern iſt, ſo machen oft die Neubekehrten ſelbſt, ohne ihren Hirten bey ſich zu haben, den Prediger und Apoſtel. Sie erſetzen, ſo gut ſie können, den Mangel der evangeliſchen Arbeiter, und durchſtreifen, mit ihren Caciquen an der Spitze, die nächſten, zuweilen auch die ziemlich weit entlegenen Wohnorte der Ungläubigen, um ihnen Jeſum den Gekreuzigten zu predigen, welches in der ſchönſten Ordnung geſchieht. Vor der Abreiſe beichten ſie alle, empfangen das heiligſte Altars-Sakrament, und empfangen von dem Miſſionar die nöthigen Verhaltungs-Befehle, und ſeinen Segen. Die Műheſeligkeiten und Gefahren, welche von derley Unternehmungen unzertrennbar ſind, haben für ſie nichts Abſchreckendes, ſondern vielmehr die unwiderſtehlichſten Reize. Der Gegenſtand ihrer hitzigſten Wünſche iſt die Marter-Krone, welche, wie ſie wiſſen, denen, welche dieſe heilige Streifzüge unternommen haben, ſchon oft zu Theil geworden iſt. Der Himmel pflegt dieſe Art von Apoſtelamte zu ſegnen, und ſelten kömmt die apoſtoliſche Caravane zurück, ohne eine große Anzahl mit ſich zu bringen.

Unter vielen andern Kunſtgriffen, welche dieſe eifrigen Chriſten in Gang bringen, um die Anbether Jeſu Chriſti zu vermehren, verdient eine beſondere Erwähnung. Man weiß, daß die Wilden faſt immer gegen einander zu Felde liegen. Der größte Vortheil des Sieges beſteht nach ihrem Wahne in der größern Anzahl der Gefangenen. Aber unverſöhnlich in ihrer Rache, ſchenken ſie denen das Leben nie, welche dem ihrigen nachgeſtel-

let haben, erwürgen ohne Mitleiden alle Gefangene, und zehren ſie bey ihren feſtlichen Schmauſereyen auf, womit ſich alle ihre Feldzüge endigen. Die Kinder, welche ihnen in die Hände fallen, pflegen ſie an andere Nazionen zu verkaufen, und ſich um den gelößten Werth einige Bedürfniſſe anzuſchaffen. Dieſe ſo koſtbare Gelegenheit, Jeſu Unterthanen zu gewinnen, benutzen die chriſtlichen Dorfſchaften, und erhandeln um Getreid und andere Erzeugniſſe ihres Fleißes dieſe jungen Sklaven. Der Cacique und die Vornehmſten der Gemeinde tragen für die Knaben Sorge; die Mädchen übergiebt man den auferbaulichſten Weibern, welche im Chriſtenthume am beſten bewandert ſind. Alle werden mit den Kindern der Chriſten gekleidet und unterrichtet; und man ertheilt ihnen, wenn ſie dazu hinlänglich vorbereitet ſind, die heilige Taufe; und den Tag, wo ſie von der hölliſchen Knechtſchaft befreyet werden, endiget ſich auch ihre zeitliche Dienſtbarkeit; und von nun an machet man zwiſchen ihnen und den andern Chriſten keinen Unterſchied mehr. Alſo muß der barmherzigen Strenge Gottes zum Heile dieſer Kinder ſelbſt das Unglück ihrer Eltern und die Niederlage ihrer Nazion dienen. Endlich beförderet die Großmuth der Neubekehrten mehr, als jemals die Fortpflanzung des Evangeliums, da ſie durch ihre unbegrenzte Freygebigkeit die Errichtung neuer Redukzionen erleichtern. Will man eine ſtiften, ſo nehmen es die Einwohner der alten auf ſich, die neuen Anſiedler mit allem, was ſie bedürfen, zu verſehen, bis ſie gleichwohl die Früchte ihrer eigenen Arbeit ärnten können. Sie ſchicken ihnen Zugvieh, und Leute, welche ſich auf den Ackerbau verſtehen, wie auch allerley Handwerker und Arbeiter ſo, daß ſich in kurzer Zeit der neue Pflanzort auf eben dem Fuße, wie die alten, findet. Die Wilden, von denen man einſt zweifelte, ob ſie wohl Menſchen gleich uns wären, hat die unermüdete Arbeit eifriger Männer durch die ſeltſamſte Veränderung oder durch das größte Wunder der Gnade in die vollkommenſten Chriſten der Welt, und in wahre Ebenbilder der er-

ſten

ſten Gläubigen umgeſtaltet; zur Zeit, da in Europa, im vorhin ganz chriſtlichen Europa, gute Chriſten in rohe Wilde, Rechtgläubige in Irrgläubige, Gott geweihte Seelen in Sklaven der Hölle, Ebenbilder Gottes in Ebenbilder des Teufels deformirt wurden.

Es gewann bereits in Europa das Anſehen, man hatte Grund zu fürchten: „es wolle gar ganz auslöſchen das Licht des Glaubens, wieder aufhören das Reich Gottes in Europa.“ Auch das Jahr Chriſti 1709 war für die Kirche Chriſti ein lauterer Sturm, ein lauteres Toben und Wüthen; von allen Seiten her und auf alle Weiſen wagte gegen ſie ihre Verſuche die Hölle; in Frankreich, in England, in Ungarn, in der Schweiz, und aller Orten, wo ſie konnten, arbeiteten die Ketzer im Dienſte des Teufels an Untergrabung, an Zerſtörung dieſer chriſtlichen Kirche. Dazu kamen noch die bürgerlichen Kriege und Staats-Erſchütterungen, vorzüglich wegen Beſetzung des ſpaniſchen Thrones.

Allen Verwirrniſſen, allen Gefahren und Leiden wurden nun für immer entriſſen die zween Männer Gottes: Ruinart, und von Eſte. Theodoricus Ruinart, ein Benediktiner. Er hat nach Mabillion die Jahrbücher der Benediktiner fortgeſetzet, und der Religion einen weſentlichen Dienſt geleiſtet durch die vortreffliche Sammlung der unverfälſchten und wahren Geſchichten der Martyrer, wodurch er alle Schikanen und Sophismen des irrländiſchen Dodwel vernichtet. Marcellus von Eſte, anfangs Referendär beyder Signaturen, dann päbſtl. Geſandter in der Schweiz, endlich Kardinal, war ein Vorbild eines ſtrengen, in einer Abwechslung von Bethen, Wachen und Faſten beſtehenden Lebens; er verfügte ſich von Rom und Ancona nach Bologna, wo er in eben dieſem Jahre Chriſti 1709 im Geruche der Heiligkeit ſtarb.

Das dermalige ſichtbare Oberhaupt der chriſtlichen Kirche auf Erde, Pabſt Clemens der XI. hatte noch immer nebſt vielen Arbeiten auch ſehr viele Leiden, auch des leidigen Sukzeſſions-Krieges, der Beſetzung des ſpa-

ſpaniſchen Thrones wegen. Auch in dieſer Hinſicht mit Sorgen, mit Furchten, mit Kümmerniſſen, und mit Arbeiten beladen und überhäufet, unterlag der heiligſte Vater beynahe den Laſten, die ihn drückten. Er wußte noch nicht, ob er Carl den III., den Erzherzog von Oeſterreich, anerkennen ſollte als ſpaniſchen König. Kaiſer Joſeph wollte dieß durchaus, und er beſtund darauf mit all ſeiner Macht; aber auch von Seite Frankreichs wurde gedrohet, und mit den Waffen in der Hand auf bekannten Forderungen beſtanden; beyden Partheyen zuzuſagen war ſchon in ſich ſelbſt unmöglich, und für keine Parthey konnte er ſich erklären, ohne die andere gegen ſich aufzubringen; und doch mußte er einer Parthey beytreten; am Ende ſchien immer wieder nichts Beſſeres dem höchſten Kirchenoberhaupte, als mit dem höchſten Reichsoberhaupte in immer noch engere Verbindung treten; aber immer, da man endlich einmal der Entwicklung ſich nahe glaubt, ſieht man die leidige, verheerliche Verwirruug wieder neuerdings anfangen.

Doch, mitten im Drucke heißer Leiden und Furchten geſchah mitunter immer wieder etwas, was den Kindern Gottes wieder Freude und Hoffnung machte. So ein erfreuendes und tröſtendes Etwas war die nun im Jahre Chriſti 1710 auch öffentlich bekannt gewordene Bekehrung des Herzogs von Braunſchweig Lüneburg. Das Beyſpiel der Prinzeſſinn Eliſabetha Chriſtina hatte heilſamen und ſegenvollen Eindruck auf ihn gemacht, war ihm Anlaß, das Irrige ſeiner Religion bald ſelbſt zu bemerken; gefallen, genug thun konnte ihm ſelbe ſchon lange nicht mehr; denn er war ein talentvoller Herr, dem es an nöthigen Vorkenntniſſen keineswegs mangelte, und der immer ſelbſt prüfte, ſelbſt zuſammen hielt, Religionsſchriften las, Geſchichte, Urſprung, Innhalt ſeiner Religion genauer anſah, und ſo auf den Irrthum von ſelbſt kam. Sobald die Wortsdiener der Sekte davon was merkten, thaten ſie alles Mögliche, im Irrthume ihn zu erhalten; aber all ihr Thun war nichts, nicht einmal ſeinen Einwürfen konnten

ſie genugthun. Der Herzog erkannte alſo ganz ſeine bisherige Verirrung. Daß die katholiſche Kirche ſicher die wahre Kirche ſey, daß man in ihr ſelig werden könne; das ſagten ihm alle Katholiken, und das ſagten ihm auch ſeine Prädikanten, vorzüglich die Helmſtädter, die dieß feyerlich erklärten; von der luterſchen Religion konnte ſo was kein Menſch ſagen, als die Luteraner; alle Katholiken behaupteten ihm davon gerade das Gegentheil. Der Herzog dachte ſich: „in einer ſo wichtigen Sache müſſe man ſicher gehen.“ Er verwarf alſo den Irrthum, und folgte der Wahrheit, und dieß ſchon ein Jahr lang; aber bisher noch ziemlich in Geheim; nur daß er davon dem Kirchen-Oberhaupte Nachricht ſchrieb; und die Gründe, warum er eine Zeit lang ſeine Bekehrung verborgen halten wolle. Dieß Jahr aber, im Jahre Chriſti 1710 erfolgte nun auch ſein öffentliches Glaubensbekenntniß, das er in der Domkirche zu Bamberg beym feyerlichen Gottesdienſte vor dem Erzbiſchof von Maynz, Franziskus Lotharius, ablegte. Dieſe wahre ungeheuchelte Bekehrung des Herzoges verdroß die Ketzer auserordentlich; und, da ſie ſelbe gegen nichts anhaben, ſelbe nicht hindern konnten, thaten ſie, was ſie zuletzt allzeit noch können, ſie ſchimpften, und läſterten über den Herzog, und über ſeine Glaubens-Aenderung, und über ſeine Abſichten dabey, und ſuchten, ſo gut ſie konnten, ihn ganz, und alles an ihm recht ſchwarz zu machen. Der fromme Herzog in ſeinem ſchon hohen Alter konnte und wollte wohl bey ſeiner Bekehrung auf nichts antragen, als auf ſein, und anderer unſterblicher Seelen Heil.

Eine Bekehrung noch ſeltenerer Art erfolgte dieß Jahr. Pater Scherberon, einer der vorzüglichen Janſeniſten-Anführer, ſaß noch immer ſeit ſeiner Verurtheilung in einem Gefängniß in dem Schloße von Wänſann. Die Einſamkeit, und all das Peinliche, das den Verluſt der Freyheit begleitet, konnte während ganzer ſechs Jahre den achtzigjährigen Greis nicht geſchmeidiger machen. Man zweifelte beynahe nicht mehr, daß er als ein unbußfertiger Ketzer, auf den der Bannſtrahl na-

namentlich war geſchleudert worden, ſterben würde; als er ſich durch eine Gnade, welche vorzüglich unter dieſen verkehrten Lobrednern der Gnade was Seltenes iſt, mit einem Male ganz verändert fühlte. Der Herr erbarmete ſich inſonderheit einer im Grunde aufrichtigen Seele, deſſen Verirrung nicht ſo faſt eine Wirkung ſeines verdorbenen Herzens, als der Vorurtheile, die man ſeinem Verſtande beygebracht hatte, und der unabläßigen Gährung ſeiner erhitzten Einbildung war. Er begehrte inſtändigſt das Formular zu unterzeichnen, und unterzeichnete es ohne allen Vorbehalt den 10. April dieſes Jahres Chriſti 1710; er widerrief die Lehre aller ſeiner Bücher, und äußerte die lebhafteſte Reue über ſeine lange Anhängigkeit an die feyerlich verdammten Irrthümer. Man ſtellte ihn ſogleich auf freyen Fuß, und zehn Tage hernach beſtättigte er in dem Zirkel ſeiner Brüder zu St. Schermän de Pre alles, was er zu Wänſann gethan und beſchworen hatte. Es war auch hohe Zeit, daß er in ſich gieng; denn nach einer mehr als fünfzigjährigen Hartnäckigkeit hatte er nun keine Zeit mehr zu verlieren, wie er beynahe keine mehr zum Leben hatte. Bald nach ſeiner Bekehrung ſtarb er, nicht ohne grauſame Gewiſſensbiſſe, vorzüglich aus Urſache ſo vieler Seelen, die er durch ſeine Schriften zum Irrthume verleitet hatte; aber zu gleicher Zeit mit einem unerſchütterlichen Vertrauen auf die Barmherzigkeit des Herrn, und mit der lebhafteſten Reue, dadurch er, wie zu hoffen, ſein langes Zögern wird reichlich vergütet haben.

In eben dem Jahre Chriſti 1710 im Heumonat ſtarb auch der päbſtliche Geſandte in China der Cardinal Turnon, welcher von Pabſt Clemens dem XI. dahin geſandt wurde zur einmaligen Beendigung des ſchon ſo lange anhaltenden Streites der Miſſionarien verſchiedener Orden gegen die Veteranen Bearbeiter dieſes Neubruches im Weinberge des Herrn, gewiſſe Zeremonien der Chineſer, gewiſſe, bey ihnen von jeher übliche Verehrungs-Arten ihrer Stammväter und Voráltern betreffend. Dieſe Zwiſte waren Dörner im Weinberge

des Herrn, welche Pabſt Clemens der XI. endlich ein=mal weg haben wollte; aber es war hart machen mit den Chineſern, beſonders für Leute, denen ihr Sinn, und ihr Charakter, wie ihre Sprache ganz fremd waren. Die Sache Gottes, das Heil unſterblicher Seelen kam dabey in nicht geringe Gefahren. Es ergiengen bereits die ſchärfeſten Befehle gegen die Chriſten, und gegen ihre Glaubensprediger, ſelbſt auch gegen ihre erſte Apoſtel, welche doch bisher bey den Chineſern, ſelbſt am chineſi=ſchen Kaiſerhof alles und alles waren. Der ſo Lieb= als Eifer=volle päbſtliche Geſandte, Karl Thomas von Tur=non, Patriarch von Antiochien, päbſtlicher Viſitator in China, endlich Cardinal, ein ausbündiger Mann, deſ=ſen Frömmigkeit, Religionseifer, Geduld, Beharrlich=keit in Verfolgungen, welche er von Miſſionären eben ſo, wie von Bonzen und Mandarinen zu erdulden hat=te, allgemein bewundert wird, ſtarb gewiſſermaaßen als Martyrer zu Canton im Gefängniß, fromm und gott=ſelig, wie er allzeit gelebt hatte, mit der ihn tröſtenden Hoffnung: „das Ende ſeines Lebens werde auch den Miß=verſtändniſſen, und aller Unruhe, und allem Nachtheil fürs Reich Gottes in China eine Ende machen.“

Um ſo ruhiger und ungehinderter arbeitete im Wein=berge des Herrn der Chineſer= und Japoneſer=Apoſtel in Welſchland, Franziskus Hieronimo; jedes Unkraut mußte unter ſeinen Füſſen erſterben, jede gute Pflanze unter ſeinen Händen aufblühen, keine Mühe, keine Ar=beit war ihm je zu viel, kein Schweiß, den ihn ſeine Arbeit koſtete, auch Blut, auch ſein Leben hätte er gerne geopfert im Dienſte Gottes; und dieß war viel=leicht eines ſeiner größten Leiden, daß er zu wenig zu leiden habe; er ſehnte ſich zu ſehr nach dem Martertode für den heiligen Glauben aus göttlicher Liebe, was ſein Leben, und ſein ganzes Weſen war. Es war aber wohl ſein ganzes Leben ein lauteres Marterleben, ein langſamer Martertod; es ſchien allen ein Wunder, daß er nicht längſt unterlag, wie ſein ſchwächlichter Körper es nur aushalten konnte, dieſe Anſtrengungen, die un=

aus=

ausgeſetzten Arbeiten, das Faſten, die Bußwerke, die Geißlungen bis aufs Blut bey den Bußpredigten; man konnte nicht entſcheiden, ob er mehr Apoſtel, oder mehr Märtyrer, oder beydes zugleich im ziemlich hohen Grade war; dieß war allen ſichtlich und greiflich mit Händen, ſein Leben war nie Lebensgenuß, ſondern immer nur Lebens-Aufopferung, Lebenshingabe; er war nie und nirgends für ſich da, überall und allzeit nur für Gottes Ehre, fürs Heil unſterblicher Seelen, überall und allzeit im Dienſte der Liebe, in des Herrn Arbeit. Es gab keinen Stand, keine Gattung Menſchen, die an ſeinem Eifer an ſeiner Arbeit an ſeinem Leben nicht Theil hatten. Sein Eifer erſtreckte ſich über alle, ſeine unerſättliche Liebe ließ ihre wohlthätige Wirkungen Alle empfinden. Er pflegte denjenigen, die ihm riethen, mehr Nachſicht und Schonung für ſich ſelbſt zu haben, zu ſagen: „der Miſſionarius in Neapel müßte Allen, ohne Ausnahme, zu Dienſte ſtehen.“ Er verwendete ſich für die Klöſter und geiſtlichen Gemeinden, für die Bruderſchaften, für die Seminarien. Man fand ihn immer in den Spitälern, in den Gefängniſſen, auf den Galeeren, bey allen Kranken der Stadt, in den Kaſernen, in den Handwerksſtätten, in Packhäuſern, auf öffentlichen Plätzen, bald in Mitte der Kinder, bald in Mitte der Soldaten, bald von Fiſchern, bald von Landleuten umgeben. Jetzt erſchien er in den Stadt-Quartieren ehrloſer Weiber, jetzt zeigte er ſich bey den öffentlichen Schenkhäuſern, bey den Zuſammenkünften der Spieler; er lebte und ſchwebte in beſtändiger Ausübung ſeines Amtes bey allen Gattungen der Leute, überall, und zu jeder Zeit mit raſtloſem Predigen Unterweiſungen in chriſtlicher Lehre; hier machte er Zänkereyen und Streitigkeiten ein Ende, dort ſtiftete er Frieden in Häuſern und Familien, da hob er Aergerniſſe auf, überall ſuchte er bey allen Haß und Abſcheu vor Sünden zu erwecken und einzuprägen. Mit einem Worte: er führte einen ununterbrochenen unverſöhnlichen Krieg wider den Teufel, wider das Reich der Hölle.

Aber auch der Teufel gegen ihn, und daher konnte es ihm auch an Leiden, an Martern im eigentlichſten Sinne nie fehlen. Die Bekehrungen der größten Sünder, welche durch den unermüdeten Eifer des ſeligen Franziskus in Neapel täglich zu Stande kamen, waren ſo häufig, und ſo auffallend; die Beute, die er dem Rachen des Höllengeiſtes ſtetsfort entriß, ſo zahlreich, daß man ſich ſehr verwundern müßte, wenn der Feind alles Guten ſo große Niederlagen, ohne ſich deßhalben zu rühren, hätte ertragen können. Er thürmte oft Hinderniſſe wie Berge vor ihn her, um ſeine Miſſionen und Bußpredigten unmöglich machen, oder einzuſtellen. Er erweckte böſe Menſchen, die auf ihn, wie auf einen Feind losgiengen. Der Mann Gottes wurde vielmal öffentlich beſchimpfet, geläſtert, vielmal mit Schlägen mißhandelt, er war oft ſogar in Lebensgefahr. Gottloſe Menſchen, die er vom Böſen abhielt, denen er das Sündigen, das Laſterleben erſchwerte, oder gleichſam unmöglich machte, denen er die Gegenſtände ihrer Unzucht hinweg nahm, ehrloſe Weibsperſonen, die er auch, da ſie durchaus nicht wollten, durchaus dem Laſterleben entreiſſen wollte; und deßwegen ihnen heftiger zuſetzte; bey jeder Gelegenheit, die er ſich ſelbſt machte, neuerdings beſtürmten, auch in ihren Werken der Finſterniſſen ihnen keine Ruhe ließ; alle ſolche Leute waren nun ſeine Todes-Feinde, und Statthalter des Teufels, die in ſeinem Namen das Gute zu ſtören, und zu zerſtören, den heiligen Mann zu plagen, ihn zu quälen, wohl auch zu tödten ſuchten. Der Seelenfeind ſann auch ſonſt auf alle mögliche Art Hinderniſſe in Weg zu bringen dem unermüdeten Apoſtel; er bediente ſich hiezu vorzüglich bösartiger Zungen, wie eines ſcharf geſchliffenen Schwertes. Boshafte Leute brachten bey Sr. Eminenz dem Cardinal-Erzbiſchof, Jakob Cantelmi, tauſenderley Klagen wider ihn ein, ſie machten ihm die nachtheiligſte Schilderung von ihm, beſchrieben ihn als einen unwiſſenden, unbeſcheidenen, unklugen Mann, als einen Störer der öffentlichen Ruhe, und wußten

ſich

ſich dabey ſolch einen Schein von frömmelndem Eifer zu geben, daß ſie den erhabenen Kirchenhirten, der übrigens die beſten Abſichten hegte, ganz auf ihre Seite brachten. Er verboth dem Pater Franziskus außer dem Bezirke ſeines geiſtlichen Hauſes ferner zu predigen, und je mehr eines der Klöſter, die ſeiner Gerichtsbarkeit unterworfen wären, in Zukunft zu betreten. Dieß hieß ihn auf das Lebendige treffen. Denn was hätte einem ſo eifrigen Miſſionarius, wie Pater Franziskus war, ſchmerzlicher fallen können? Er ſah ſich dadurch faſt alle Wege verſchloſſen, zum Heile der Seelen mit Nachdrucke wirken zu können. Indeſſen zeigte ſich hier die tiefeſte Demuth des Mannes Gottes in einem hohen Grad. Er brachte weder durch ſich, noch durch Andere auch nur ein Wort zu ſeiner Vertheidigung vor; er übertrug eine ſo ſchwere und empfindliche Schmach, um Jeſu Chriſti nachzuahmen, mit gänzlichem Stillſchweigen; ſeinen Troſt dafür ſuchte er nunmehr in dem Beichtſtuhle, in welchem er beynahe alle Stunden des Tages zubrachte.

Es ſtund aber nicht lange an, ſo wurde die angelegte Mine entdeckt, und kraftlos gemacht. Das tugendhafte Betragen des Dieners Gottes in einem ſo angreifenden Falle erweckte bey dem Cardinal Verdacht, die wider ihn vorgebrachten Klagen und Beſchuldigungen dürften ganz gruudlos ſeyn. Er erkundigte ſich dann genau bey den rechtſchaffenſten und einſichtsvollen Leuten über die Perſon des Pater Franziskus und ſeine Art zu handeln; da klärte ſichs dann bald auf, daß alles nichts, als die ſchwärzeſte Verläumdung, daß ſein Lebenswandel untadelhaft, daß er ſelbſt ein Mann von ausbündiger Gelehrtheit, Klugheit, Beſcheidenheit, und von einer unerſchütterlichen Sanftmuth wäre, daß er ein ungemeiner Eiferer für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen, und deßwegen bey der ganzen Stadt als ein wahrhaft apoſtoliſcher Mann in großer Achtung ſtünde. Nun gereuete es den Cardinal das Verboth erlaſſen zu haben; er rief ihn zu ſich, begegnete ihm mit allen mög-

lichen Beweiſen der Hochſchätzung und Liebe, ertheilte ihm die vollſtändigſte Erlaubniß, zu predigen und Beicht zu hören in was immer für Orten, die unter ſeiner Gerichtsbarkeit ſtünden. Beynahe entſchuldigte er ſich des Vergangenen halber, mit der Verſicherung: „er wäre dabey hintergangen worden.“ Und Franziskus war nun wieder — Franziskus, der Apoſtel in und auſſer Neapel, und ſeine Arbeiten giengen nun wieder fort und ſeine Leiden, und ſeine Wunder; und die Wunder, die ſo vielmal ſchon, und noch immer geſchahen, waren immer ſo auffallend, und ſo viele, daß es ſchien, Gott habe all ſeine Allmacht gleichſam dieſem ſeinem Diener hingegeben; ſtatt zu ſagen: „Franziskus von Hieronimo iſt da, oder iſt da geweſen!“ — konnte man ſagen: „Die Blinden ſehen, die Lahmen gehen, die Tauben hören, die Kranken ſind geſund, die Todten ſtehen auf.“ Krankheiten aller Art wurden durch dieſen großen Wunderthäter oft augenblicklich gehoben, und mehrere Todte wieder zum Leben erwecket, und in allen Arten Anliegen, man durfte nur zu ihm kommen, — es wurde geholfen.

Der ſelige Franziskus gab in der Kirche des heiligen Joſephs von Tſchiaja öffentlich die geiſtlichen Uebungen; da ſtellte ſich eine Menge Fiſcher mit Weibern und Kindern bey ihm ein, und riefen auf eine klägliche Weiſe: „Ach Pater Franziskus! bitten ſie doch den lieben Gott für uns, wir müſſen ſonſt vor Hunger ſterben. Es iſt bereits ein ganzes Jahr, daß wir hier in dieſem Meere keine Fiſche mehr bekommen, als wenn alles ausgeſtorben wäre.“ Der heilige Mann wollte dieſen Leuten nicht nur oberflächlich, ſondern gründlich helfen, ihnen nicht nur zeitlich, was ſie jetzt wollten, ſondern ewig helfen, an was ſie jetzt ſelbſt nicht dachten. Seine Antwort und ſeine Hilfe war jetzt eine Bußpredigt; er wollte, dieß arme Fiſcher-Volk ſollte zuerſt ſich ſelbſt fangen, ſich ſelbſt ins Netz bringen, ſich ſelbſt herausreiſſen aus dem Abgrunde des verderblichen Welt- und Sündenmeeres, ſich zuerſt

zu Gott bekehren durch wahres Bußleben, damit ſich auch Gott zu ihnen kehre mit ſeiner Erbarmung. „Es geſchieht euch aber recht, (verſetzte der Mann Gottes) es geſchieht euch recht. Ihr beleidiget ja ohne Unterlaß die göttliche Majeſtät durch die ungebührlichſten Reden, falſches Schwören, und greuliche Läſterungen.“ „Lieber Vater, (ſprachen ſie) wir wollen uns beſſern.“ „Dieß wäre wohl gut, (erwiederte er) aber wenn wird dieß geſchehen? Wie oft habt ihr es ſchon verſprochen, und dennoch euer Verſprechen niemals gehalten. Man weiß es ſchon, es ſind Verſprechen der Seeleute.“ „Pater Franziskus, (fuhren ſie fort) verlaſſen ſie uns doch nicht; wir wollen in Zukunft gewiß ein anderes Leben führen.“ „Wohlan denn! (beſchloß es der heilige Mann) ſeyd ernſtlich bedacht auf wahre Beſſerung, dann dürft ihr euch ſicher auf Gott verlaſſen.“ Es wurde am Schluſſe der Geiſtes-Uebungen eine feyerliche Prozeſſion gehalten, und dieſe traf an dieſen Gewäſſern vorbey, und der gottſelige Miſſionar gab über ſelbe den Segen mit dem hochwürdigſten Gut. Am Ende der Andacht kamen die Fiſcher noch einmal mit ihrer Bitte; und Hieronimo ſagte ihnen nur: „Gehet hin! werfet euer Netz aus zum Fiſchfange.“ Und jetzt geſchah wieder, was im Evangelium erzählt wird vom reichen Fiſchfange; das Sonderbare dabey war dieß noch, daß ſie Fiſche einer ſo vortrefflichen Art, und von ſo ſonderbarer Größe fiengen, wie man ſie in dieſen Gewäſſern nie ſah.

In einem gleichfalls großen Anliegen befand ſich der vormals ſo reiche, aber weil er auf die Ermahnungen des Mannes Gottes Hieronimo nie achtete, wie ihm dieſer es vor vielen Jahren vorher ſagte, nun erarmte Carmine Diamante, vormals ein Mitglied der Congregazion von der Miſſion, eben jener, welcher dem ſeligen Franziskus mehrere Jahre lang durch ſein eigenſinniges ſtolzes Betragen vieles zu leiden gab, wofür ihm der Diener Gottes ſtetsfort die ausgezeichneteſten Wohlthaten erwieſen hat. Es war ihm ſeine Toch-

Tochter, Petronilla mit Namen, ſieben und zwanzig Jahre alt, und ein Beichtkind des heiligen Mannes, geſtorben; er hatte nicht mehr ſo vieles in ſeinem Vermögen, daß er ſie hätte können begraben laſſen. Voll Kummer ſchickte er einen ſeiner Söhne, Ignaz mit Namen, zum Pater Franziskus, einen liebvollen Beytrag zu erbitten; der erhielt aber zur Antwort: „dieſer befände ſich ſchon mehrere Tage außer Neapel auf den Miſſionen.“ „Was werde ich nun anfangen? (ſprach der beſtürzte Vater) wo ſoll ich mich hinwenden? O mein lieber Pater Franziskus, wo ſeyd ihr wohl jetzt?“ Indem er dieß ſagte, ward an der Thür geklopft. Und ſieh, es war Franziskus von Hieronimo. Erſtaunt wendete er ſich ſprechend zum Sohne: „Warum ſagteſt du mir denn, der Pater Franziskus wäre nicht in Neapel?“ „Was ſollte ich denn anders ſagen, (antwortete Ignaz) ſo haben mir es die Pörtner ſelbſt geſagt. „Vertrauen“ — (nahm bey dem Hereingehen der heilige Mann das Wort) „Vertrauen! Nun, wie werdet ihr denn eure Tochter begraben? Habt ihr ſo viel Geld, daß ihr die Koſten beſtreiten könnet?“ „Ach lieber Pater, (gab der Vater zur Antwort) das iſt eben der Dorn, der mir im Herzen ſteckt. Ich habe lediglich Nichts.“ Der heilige Mann ſprach: „So nehmet denn hier“ — und indem er dieß ſagte, legte er ihm ein kleines Packetchen, worinn zwanzig Dukaten eingeſchloſſen waren, in die Hand, und ohne ein Wort mehr zu ſagen, gieng er den Augenblick wieder davon. Des andern Tages begab ſich Carmine ſelbſt in das Profeßhaus, und verlangte mit dem Pater Franziskus von Hieronimo zu ſprechen, um ſich bey ihm bedanken zu können. Er bekam aber die nemliche Antwort: „es wären wirklich ſchon zwanzig Tage, daß der Mann Gottes ſich auf den Miſſionen im Bisthume von Averſa befinde.“ „Wie kann aber das ſeyn? (ſagte Carmine) er war doch erſt geſtern bey mir in meinem Hauſe.“ „Es muß euch geträumt haben,“ (erwiederte man ihm.) „Aber zwanzig Ducaten, (ſprach er),

die er mir perſönlich in die Hand gab, ſind doch gewiß keine Träume.“

In dem Kloſter Della Padſche zu Caſtel a Mare waren die Frauen in äußerſter Betrübniß. Der nahe Berg, der ſie immer reichlich mit Waſſer verſehen hatte, gab auf einmal keines mehr, und eben da, da die größte Sommerhitze herrſchte. Sie nahmen dann ihre Zuflucht zu dem Manne Gottes, und ſtellten ihm ihre Noth und Betrübniß vor. Dieſer wendete ſich zu dem Berge, und ſprach gleichſam im Scherze: „Mein! warum willſt du dieſen armen Geſchöpfen das geringe Almoſen von wenigem Waſſer verſagen? Was haben ſie dir denn zu Leide gethan, daß du gegen ſie ſo geizig geworden?“ Indeſſen da er dieß ſagte, machte er zu gleicher Zeit das heiligſte Kreuzzeichen über denſelben. Was erfolgte? Gleich des andern Tages gab der Berg wieder ſo häufiges Waſſer, als jemals.

Als eines Tages der heilige Mann vor einer Menge Volkes predigte, kam ein großer Wagen mit zween Ochſen daher, der Alles in Unruhe und Unordnung verſetzte. Um ſolches zu verhindern, bath der Diener Gottes den Fuhrmann von der Predigtbühne, er möchte eine kurze Zeit halten. Aber der grobe Mann gab ihm zur Antwort: „Pater! ihr habt gut reden; ihr gehet zu dem gedeckten Tiſche. Wenn ich mein Leben fortbringen will, ſo muß ich mir mein Brod mit ſaurem Schweiße gewinnen;“ und ſo fuhr er mit ſeinem Wagen fort. Der Mann Gottes ließ ſich durch das unartige Betragen gar nicht irre machen, erſuchte vielmehr das Volk, dem Wagen Platz zu machen, bis er vorüber wäre. Aber die Ehrfurcht, welche der böſe Menſch verſagte, bezeigten nun die Thiere. Als die Ochſen vor dem Diener Gottes angelangt, hielten ſie von Freyem ſtill, und zur allgemeinen Erſtaunung fielen ſie auf ihre Kniee nieder, als wollten ſie den Gekreuzigten, welcher auf der Bühne aufgeſtellet war, anbethen. In dieſer demüthigen Stellung verharrten ſie ſo lange, bis die Predigt zu Ende war.

Das

Das Jahr Chriſti 1711 war ein Trauerjahr für Deutſchland, und den ganzen beſſern Theil von Europa; in alle gute Herzen ſtürmten neue Leiden und Aengſten durch den ſo ſchnellen, als ganz unerwarteten Tod des deutſchen Kaiſers Joſeph. Nachdem er eben dringender Reichsangelegenheiten wegen mehrere Stunden einer Berathſchlagung beygewohnet hatte, fühlte er ſich auf einmal von einer ungewöhnlichen Kraftloſigkeit befallen; aber er achtete nicht darauf; den andern Tag, obwohl er ein kleines Fieber an ſich merkte, wohnte er doch, wie gewöhnlich, dem Gottesdienſte bey. Am zweyten Tag brachen Blattern aus, und damit zeigte ſich ſchon größere Gefahr, die wohl der Kranke gleich ſelbſt bemerkte, da er ſagte: „Lebe wohl! Kaiſer!" Er ließ alſogleich ſeinen Beichtvater kommen, durchgieng reumüthig vor ihm ſein ganzes Leben von Jugend auf, er entſagte dann allen andern Sorgen, nahm Abſchied von den Seinigen, empfieng zu allgemeiner Erbauung die heiligſten Sterbſakramente, und ſchon am ſechsten Tag nach dem Anfall am 17. April des Jahres Chriſti 1711 lag die kaiſerliche Hülle entſeelt da; und mit ihr die ganze Kaiſerſtadt in tiefſter Trauer und Beſtürzung. Kaiſer Joſeph hatte erſt drey und dreyßig Jahre.

Die Janſeniſten und Quesnelliſten in Frankreich arbeiteten indeſſen immer und unaufhörlich, immer mehr noch zu gründen und zu verbreiten das durch ſie bereits ſchon gewordene Verderben; je mehr man ſich ihnen entgegenſetzte, deſto mehr ſtengten auch ſie ſich ihrer Seits an, — beſonders ſuchten ſie, immer mehr und mehr allgemein zu machen die Leſung der Quesnellſchen Ueberſetzung des neuen Teſtamentes mit ſeinen ſogenannten moraliſchen Betrachtungen. Nun, ſeitdem Pabſt Clemens der XI. ſein endliches Verdammungsurtheil über dieß gottloſe Werk ausgeſprochen hatte, ſuchten ſie ſelbes um ſo mehr und um ſo muthwilliger zu verbreiten. Sie konnten dieß um ſo leichter, da dieſem Werke die Gutheißung des Erzbiſchofes von Paris voranſtund, und das päbſtliche Verdammungsurtheil in Frankreich nicht an-

angenommen ward zu Folge jener bekannten Widerſetzlichkeit gegen alles, was dahin von Rom kömmt. Die eifrigſten Biſchöfe Frankreichs, und die geſammte noch nicht verführte Geiſtlichkeit, und König und Volk, kurz das ganze katholiſche Frankreich ſah, und mußte wohl ſehen und einſehen die greuliche Gottloſigkeit dieſes Ketzerwerkes, und das Aergerliche und das Verdammliche deſſelben; aber den Ausſpruch des höchſten Kirchenoberhauptes, ſo giltig und entſcheidend und erwünſchlich er immer ſeyn mochte, hören, daran ſich halten, wollte man doch nicht, unter dem Vorwand, das päbſtliche Schreiben enthalte Ausdrücke, welche gegen die ſogenannten Freyheiten Frankreichs, gegen ihre herkommliche Gebräuche, oder Misbräuche ſcheinen dürften. Man ſuchte Mittel und Hilfe gegen das Unheil, aber die ſchon bereitſtehende Hilfe, das aus der allein wahren Heilsquelle gekommene Heilsmittel wollte man nicht, und nur aus leeren und widerrechtlichen Scheingründen wollte man dasſelbe nicht.

Die Quesnelliſten ſtemmten ſich jetzt noch vollends mit vereinten Kräften gegen alle Angriffe, zu ſchützen das Werk ihres Meiſters. Auch die Biſchöfe ihrerſeits ließen ſich keine Mühe zu viel ſeyn, die Quesnellſchen Irrthümer durch öffentliches Anſehen zu entwurzeln und zu zernichten; ſie drangen daher in den König, daß er die Preß- und Verſchleiß-Freyheit, womit er dieß gottloſe Werk beehrt hatte, zurücke nehme, und durch einen königlichen Rathsbeſchluß Quesnells verderbliche Schrift unterdrücke. Sie, die eifrigeren Biſchöfe, thaten dann auch unmittelbar ſelbſt ihr Möglichſtes, ferners Unheil, und Verführung zu hindern, ſie arbeiteten ſelbſt, ſo viel ſie konnten, gegen die offenbar verdammliche Schrift des Erzketzers Quesnell. Da die Quesnelliſten gar keine Liſt ſparten, dem unſeligen Buche, an welchem ihnen ſo vieles lag, Anſehen und Fortkommen zu verſchaffen, ſo ließen zween, ihrer Einſichten und ihres Eifers wegen anſehnliche Biſchöfe, die Biſchöfe von Lüſon, und von Roſchell, einſtimmig in dieſer letztern Stadt einen

nen Hirtenunterricht drucken, darinn dieſes verderbliche Werk verdammet wurde. Dieſer Hirtenbrief, den man ſchon ſeit zwey oder drey Jahren entworfen hatte, war eine Art Abhandlung von der Gnade, und folglich ein ziemlich großes Werk in zween Theilen. Im erſten zeigte man: „daß die fünf berüchtigten Sätze im Buche des Janſenius enthalten, und in Quesnels Werke wieder ſeyen aufgewärmet worden." Und weil ſich zween Irrlehrer auf die nach der Sitte aller Ketzer verdrehten Stellen des heiligen Auguſtin beriefen, ſo erwies man im zweyten anſchaulich: „daß Janſens und Quesnels Lehrſätze den Geſinnungen dieſes heiligen Vaters geradezu entgegen wären." Kaum waren die Abdrücke des Paſtoral-Unterrichtes aus der Preſſe; ſo ſchickte der Verleger einen guten Theil davon nach der Hauptſtadt, und man kündigte ſie durch Zettel an, welche, wie gewöhnlich, an den Ecken der Straſſen, auf allen öffentlichen Plätzen, an den Kirchenthüren, und am Eingang des erzbiſchöflichen Pallaſtes angeſchlagen wurden.

Der Erzbiſchof ſah dieß als einen ſeiner Perſon angethanen Schimpf an, weil er vorhin dieß in dieſem Hirtenbrief verdammte Buch in den prächtigſten Ausdrücken genehmiget hatte, und als Brod der Starken, und als Milch der Kleinen allen Gläubigen ſo ſehr anempfohlen. Das Schlimmſte war noch, daß einige ſeiner Amtsbrüder ihm hierinn beytraten, und während ſie ſich ganz mit der dem biſchöflichen Stande zugefügten Unbild beſchäftigen, die Vortheile der Kirche, und die Gefahr, welche der Glaube lief, aus dem Auge verloren. Und ſo gewann die Sache eine ganz andere Geſtalt. Die Vertheidigung der ſittlichen Betrachtungen, der ſich bisher blos Privatperſonen unterzogen hatten, die wegen ihrer Anhänglichkeit an den Janſenismus öffentlich ſchon verſchrieen waren, wurde jetzt als eine Ehrenſache von Biſchöfen behandelt, die ſonſt im Rufe der ſtrengſten Rechtgläubigkeit und Frömmigkeit geſtanden waren. Man beredete den Erzbiſchof von Paris, oder ſpiegelte ihm doch vor: „die Biſchöfe von Lüſon, und Roſchell ha-

haben ein von ihm genehmigtes Buch ohne ſeine Entehrung nicht verdammen, und ihren Hirtenbrief, ohne nebſt den Regeln des Wohlſtandes auch die Geſetze des kirchlichen Rechtes zu übertreten, nicht herausgeben können." Vergebens ſtellten ihm ſeine gutgeſinnten Freunde vor: „daß die ſittlichen Betrachtungen verdammt zu werden verdienten; daß ſeine Rechtſchaffenheit ſelbſt von jenen Doktoren, denen er, als das Buch Aergerniß veranlaßte, ſeine Verbeſſerung aufgetragen hatte, wäre hintergangen worden." Die entſcheidendſten Gründe machten bey einer übertriebenen Empfindlichkeit auf ſeinen Geiſt keinen Eindruck, und er glaubte nun einmal feſt, man habe das Buch bloß um deswillen verdammet, weil er es gutgeheißen hätte; und er ließ es auch die Urheber des gefällten Urtheiles nachdrücklich entgelten.

Nun waren auf einmal zur größten Freude und zum Vortheil der Ketzer Kriege und Partheyen unter den Fürſten des Friedens. Der Erzbiſchof verrieth ſich ſelbſt, ſtellte ſich ſelbſt recht niedrig in Schatten bey dieſer Gelegenheit, die auch ſonſt noch vieles gegen ihn aufdeckte, und ſelbſt den Hof, und endlich auch Rom gegen ihn aufbringen mußte. Wirklich war es nun nicht mehr um eine Privatfehde zu thun; mehrere andere Biſchöfe nahmen allmählig Theil daran, und betrachteten dieſen Streit als eine Sache der Kirche; und ſchon hatte der Biſchof von Gap nach ihrem Beyſpiele die ſittlichen Betrachtungen verdammet. Die Mittler, die man gewählet hatte, ſahen die ganze Schwierigkeit vollkommen ein, ſchritten ohne Umſchweife zur Sache, und ſagten dem Erzbiſchofe unverholen: „der einzige Weg, dem Monarchen und ſeiner Pflicht ein Genügen zu leiſten, wäre, daß er ſich über den Verdacht des Janſenismus rechtfertigte; und dieſen Verdacht zu zerſtreuen, gebe es kein anderes Mittel, als daß er die Vertheidigung der ſittlichen Betrachtungen aufgebe." Aber ſein größtes Unglück war die übel verſtandene Scham vor einem Widerrufe. Auf alles, was man ihm ſagen konnte, antwortete er: „Man habe dieſes Buch

nur

nur in der Abſicht angegriffen, um ihn zum öffentlichen Geſpötte zu machen; und deſſen Vertheidigung aufgeben, heiße eben ſo viel, als ſeinen Feinden gewonnen geben." Die beyden Biſchöfe von Lüſon und Roſchell ſahen ſich genöthiget zum letzten Schritte; ſie wendeten ſich nach Rom. Auch Noallià ſchrieb dahin; aber er mußte mit großem Verdruße ſehen, wie ihre Hirtenbrieſe, die er des Janſenismus beſchuldiget hatte, belobet und genehmiget wurden; da er auf ſein Schreiben keine Antwort erhielt. Auf vieles Zureden des Königs ſelbſt und guter Freunde faßte er endlich den Entſchluß, gänzlich abzuſtehen von Beſchützung eines Werkes, das ihm mit jedem Tag neue Unannehmlichkeiten zuzog; er verſprach dem König ſelbſt ſchriftlich, und mit ausdrücklichen Worten: „daß er ſich bald wider dieſes Buch erklären werde." Allem Scheine nach war auch dieſes Verſprechen von Seite des Cardinals, ſo lange er aus und für ſich ſelbſt handelte, aufrichtig gemeint. Es war zu deutlich abgefaſſet, um es abläugnen zu können, und es war in ſolche Hände hinterlegt, daß man es nicht mehr zurück fordern durfte. Aber mit der Erfüllung des Verſprechens litt es ſeine Schwierigkeit, ſobald er wieder in die Hände der Janſeniſten fiel, welche unabläßig lauerten, wie ſie die natürliche Aufrichtigkeit ſeines Charakters überliſten könnten. Drang man an ihn, dieſes Buch zu verdammen, ſo begehrte er Bedenkzeit, um in einem Geſchäfte, welches die größte Aufmerkſamkeit erheiſche, nichts zu übertreiben. Man lobte ſeine Klugheit, und gewährte ihm alle Muſſe, die er nöthig zu ſeyn erachten würde. Indeſſen empfahl ihm der König mit allem Nachdrucke: „ſeine Maaßregeln ſo zu nehmen, daß er zu ſeiner Zeit nicht ermangle, dem Publikum werkthätige Merkmaale ſeiner Veränderung in Rückſicht der ſittlichen Betrachtungen zu geben." Er verſprach es auf ein Neues; aber als die anberaumte Friſt zu Ende war, welche gewiß zu einem Geſchäfte dieſer Art mehr als hinreichend war, erklärte er: „daß eine ſo große Arbeit in einer ſo kurzen Zeit, ob er ſie

ſchon anfänglich für hinreichend gehalten hätte, nicht zu Stande gebracht werden könnte."

Abt Boſchard, ein Mann von ausgebreiteten Religions-Kenntniſſen, und voll Eifer für Reinheit des Glaubens ſchrieb an den Biſchof von Klermont, ſeinen Oheim: „daß auch er dieſes Buch, das ſo viel Aergerniß anrichtete, nicht nur allein ſelbſt verdammen, ſondern es dahin bringen wolle; daß daſſelbe allgemein von allen Biſchöfen des Reiches verdammet werde." Die Ketzer waren voller Thätigkeit gegen dieſes Vorhaben; und jedes Mittel war ihnen willkommen, und ſie verſuchten alles, und es gelang ihnen, den erwähnten Brief aufzufangen. Quesnels Angelegenheit war die Sache der Religion; um die Leute irre zu machen, nahmen ſie von dieſem Schreiben Anlaß, die wider Quesnels Buch getroffenen Vorkehrungen als ein Werk der Verfolgungs-Sucht zu verſchreyen, welche ſie dem Pater Tellià Schuld gaben. Dieſe Gelegenheit benutzten ſie auch, um den Cardinal recht boshaft zu bereden: „daß Pater Quesnel keineswegs der Hauptgegenſtand der Leidenſchaft ſeiner Feinde ſey, ſondern daß es unter dem Scheine, als gelte es deſſen Buche, vorzüglich dem gelte, welcher es genehmiget hätte; und daß ſie es, um auf die eine oder auf die andere Art Se. Eminenz zu entehren, darauf angiengen, ihn in die Nothwendigkeit zu verſetzen, entweder ſeine Gutheißung mit Schande zurück zu nehmen, oder aber zuzuſehen, wie ein mit ſeiner Genehmigung beehrtes Buch von den Biſchöfen ſchimpflicher Weiſe gebrandmarket werde." Für dieſe Vorſpielungen war der Cardinal gänzlich eingenommen. Er glaubte ſogar: „ſicher alles, was die Regierung wider Quesnels Anhänger verfügte, geſchehe ihm zum Trotze." Dieſem Beweggrunde ſchrieb er auch die Zerſtörung von Portroyal zu, zu der man ihn, die Hand zu biethen, gezwungen hätte. Die verſiegelten Briefe, dadurch der Monarch dieſen abtrinnigen Friedensſtörern ſeine Ungnade bedeutete, ihre Verweiſung vom Hofe, die Verachtung, womit ihnen der König begegnete, ihre Ausſchlie-

ßung

ſzung von allen Pfründen, betrachtete er, als ſo viele Beſchimpfungen, womit es auf ſeine Perſon angeſehen wäre. Hierüber machten nüchtern Urtheilende die Bemerkung: „Eine in Wahrheit unſelige Rückſicht auf ein Schattenbild von Ehre bey einem Biſchofe, welcher allein auf die Kirche, und auf Gott Rückſicht nehmen ſollte!“ Die abſcheulichen Schurkereyen von Seite der Verführer benützten die einzige ſchwache Seite, welche dieſer ſonſt gottſelige, auferbauliche, und von Natur aufrichtige, aber ein wenig eitle Prälat gab, ſie mißbrauchten ſeine Offenherzigkeit ſelbſt zum Betruge, und zur Verſtellung, und ſuchten ihn dadurch in einen Wirbel von Geſchäften und Ränken zu ſtürzen.

Indeſſen hatte man bey der Gerichtsſtelle des geiſtlichen Offiziums von Paris Boſchards Brief protokollirt, und mit entehrenden Anmerkungen begleitet, in der Stadt anheften laſſen. Daraus war leicht abzunehmen, was die Parthey zur Vertheidigung eines Buches, welches in der Kirche die Flamme der Spaltung hoch aufblies, zu wagen entſchloſſen wäre. Daher giengen einige Biſchöfe, von der Gefahr aufgeſchreckt, zu dem Dophän, Fenelons Schüler, deſſen Unterrichten dieſer Prinz durch ſeine Einſichten ſowohl, als durch ſeine Tugenden Ehre machte; ſie thaten ihm den Vorſchlag, ſich bey dem Könige zu verwenden, daß Se. Majeſtät geruhen möchten, bey dem heiligen Stuhle eine ſo vorſichtig und umſtändlich abgefaßte Bulle zu bewirken, welche mit einem Male der geſchraubten Treuloſigkeit alle Auswege zum Entſchlüpfen verlegte. Der Prinz begehrte Bedenkzeit, ſowohl ſich über die ſtreitigen Gegenſtände gründlich zu unterrichten, als auch zu überlegen, wie man ſich bey einem ſo ſchwierigen Geſchäfte aufs ſchicklichſte zu benehmen hätte. Aber während dieſer Zwiſchenzeit erſparte eine Unterredung, welche Herr von Biſſy, Biſchof von Moo, mit dem Cardinale von Noalliä hielt, dem Dophän auf einige Zeit dieſe Mühe. Der Biſchof von Moo drang an den Erzbiſchof: „doch endlich einmal die ſittlichen Betrachtungen zu verdammen,

men.“ Er ſagte ihm: „ſofern er noch länger zauderte, dürfte man ſich wohl an den Pabſt wenden.“ Noalliä äußerte ſo wenig eine Bedenklichkeit in Rückſicht einer apoſtoliſchen Konſtituzion, daß er ſie vielmehr zu wünſchen ſchien. Ja er verſicherte ſogar: „daß, wenn man Se. Heiligkeit vermögen könnte, dieſes Buch gerichtlich zu verdammen, werde er keinen Augenblick anſtehen, ſich nach dieſem Urtheile zu fügen, ſondern der erſte dem Beyſpiele des heiligen Vaters folgen.“ Der Biſchof von Moo ermangelte nicht, dem Könige von dieſen Geſinnungen des Cardinals Nachricht zu geben, welche mit den eifrigſten Wünſchen Sr. Majeſtät ſo ganz übereinkamen. Indeſſen fiel dem Monarchen dieſe unverhoffte und ſchnelle Veränderung nicht wenig auf. Er wollte ſich perſönlich davon verſichern, und erwartete mit Ungeduld den Tag, an welchem der Erzbiſchof gewöhnlich zu ihm kam. Bey deſſen Eintritte fragte ihn der König nicht, (als welcher ſeinem Worte wenig mehr traute) ſondern wünſchte ihm geradezu Glück: „daß er ein ſo warmes Verlangen nach einer Konſtituzion bezeigt hätte.“ Aber Noalliä, welcher ſeit ſeiner Unterredung mit dem Biſchofe von Moo reifere Bemerkungen über die Folgen ſeiner Aeußerung gemacht, oder doch die Bemerkungen ſeiner unſeligen Rathgeber gehört hatte, ſtußte auf das einzige Wort: „Konſtituzion“— und ſagte ganz aufgebracht: „daß dieß eine Falle wäre, welche ihm ſeine Feinde ſtellten.“ Der König, den dieſes Betragen mehr zum Zorn reizte, als befremdete, ließ ſich wegen dieſes Vorganges gegen den Dophän aus, welcher die Gelegenheit ergriff, und ſeiner Majeſtät ſagte: „Ihn dünke, es wäre nöthig, ſich in dieſem Geſchäfte an den heiligen Stuhl zu wenden.“ Der König, welcher eben ſo dachte, wollte doch noch einmal, ehe er die Sache zu Rom anhängig machte, mit dem Cardinal darüber ſprechen. Er redete ihm nachdrücklich zu, ſich ſelbſt an Se. Heiligkeit zu wenden, und unverzüglich das Buch der Betrachtungen dem apoſtoliſchen Urtheile zu unterwerfen. (Man muß bey den Entſchlie-

ßun-

ßungen einer im Grunde ehrlichen, aber wankelmüthigen Seele, die bald aus ſich ſelbſt, bald nach fremder Einwirkung handelt, keinen Zuſammenhang ſuchen.) Der Cardinal entſchuldigte ſich: „daß er den heiligen Stuhl um ſeinen Ausſpruch in dieſer Angelegenheit nicht erſuchen könne; dieſen Schritt müßten Se. Majeſtät thun.“ Uebrigens verſprach er auf ein Neues, ſeinerſeits der päbſtlichen Entſcheidung ſo ſchnell als genau Folge zu leiſten. Ja er äußerte ſogar den Wunſch: „der Monarch möchte zu Rom um ſo eine Bulle anſuchen.“ Er erklärte ſich hierüber unverholen, wie gegen den König, ſo auch gegen den Dophän; er redete überhaupt davon mit allen ſeinen Freunden; ſo beſchloß endlich der König, den päbſtlichen Stuhl zu einem feyerlichen Endurtheile aufzufordern. Dem Cardinal von Tremwill, Geſandten zu Rom, ward aufgetragen, dieſes Geſchäft zu unterhandeln. In die Bittſchrift, welche man ihm überſendete, um ſie dem heiligſten Vater zu überreichen, war bedächtlich eingerückt worden: „daß man nichts anderes begehre, als was von Sr. Heiligkeit ſchon vorhin vermittelſt des vor drey Jahren erlaſſenen Breve geſchehen wäre. Aber da man dieſes Breve in Frankreich wegen gewiſſer Schlußformeln, welche wider die Geſetze des Reiches liefen, nicht angenommen hätte, ſo beſchwöre man das Oberhaupt der Chriſtenheit durch die theuerſten Vortheile der Kirche ſelbſt, nichts in ſeine Konſtituzion einfließen zu laſſen, was Uebelgeſinnten einen Vorwand gewähren könnte, ſich dagegen zu empören.“ Man merkte einige Ausdrücke an, welche Urſache geweſen wären, daß man das Breve verworfen hätte, und erinnerte Se. Heiligkeit: „daß die Redensarten: Aus der Fülle unſerer Gewalt, aus gewiſſer Wiſſenſchaft, und vorzüglich der Ausdrück: Aus eigener Bewegung nie würden geduldet werden. Beſonders in Rückſicht dieſes letztern Ausdruckes forderten Se. Majeſtät, der heilige Vater möchte deutlich in ſeine Bulle einfließen laſſen: „daß er ſie auf Verlangen des Königes,

ges, und auf dringendes Anſuchen mehrerer Biſchöfe des Reiches erlaſſen habe.“ Uebrigens gab Ludwig dem heiligſten Vater ſein Wort, daß die nach den geäußerten Wünſchen abgefaßte Bulle in dem Reiche mit all erforderlicher Ehrfurcht und Unterwürfigkeit werde angenommen, zur Befolgung bey den Parlamenten eingetragen, und nicht geduldet werden, daß die Biſchöfe in ihre Verordnungen etwas einfließen laſſen, was den heiligen Stuhl etwa beleidigen könnte. Der heiligſte Vater ließ ſich gleichwohl alle dieſe Anmaßungen und Vorſchriften gefallen. Er ſah nur mehr auf das dringende Bedürfniß der Religion, genehmigte alle vorgeſchlagenen Bedingungen, und gab dem Cardinal von Tremowill ſein Wort: „daß man die neue Bulle nicht bekannt machen werde, ehe der König den Aufſatz davon eingeſehen, und ſeine Zufriedenheit darüber würde geäußert haben.“ Sogleich mit Anfang des Jahres Chriſti 1712 ſetzte er eine auserleſene Kongregazion zu dieſem großen Geſchäfte nieder. Sie beſtund aus den Cardinälen: Spada, Ferrari, Fabroni, Caſſini und Tolomei, Männer, welche über allen Tadel erhoben waren. Man ernannte noch einige Theologen, und Rechtsgelehrte zu Beyſitzern, welche ſich gleichfalls durch ihre Wiſſenſchaften und Tugenden beſonders ausnahmen.

Noallia hatte bisher noch immer feſt geglaubt, Rom werde es wohl nie wagen, eine Konſtituzion für Frankreich herauszugeben. Aber als er vernahm, es ſey wirklich zu dieſem Ende eine Kongregazion niedergeſetzet worden, ſo ſah er nur mehr ein Mittel, dem Schimpfe auszuweichen, den er mehr, als alles in der Welt fürchtete, nämlich das Buch ſelbſt zu verdammen, welches er gutgeheißen hatte, und auf dieſe Weiſe ſeine Genehmigung von dem Brandmarke zu retten, welches ohne dieſen Schritt nicht ermangeln würde, von dem Verfaſſer auf den zurück zu fallen, welcher deſſen Werk genehmiget hätte. Nach vielem Sinnen und Zaudern ſchloß er endlich, dieß wäre der einzige Ausweg, den er

einſchlagen müßte, und er ſchrieb darüber an den Cardinal Tremowill, welcher keine Mühe ſparte, den wankelmüthigen Prälaten in ſeinem Entſchluße zu ſteifen. Und wirklich ſchritt dieſer zur Verdammung der ſittlichen Betrachtungen vor. Pater Rolle, General der Minimen, und la Schoß, Ausfertiger der Ernennungsbriefe, beyde Anhänger der Parthey, und Korreſpondenten des Cardinals von Noallià, hatten ſichs gegen die durchgängige Meynung aller Römer in Kopf geſetzet, die abgeredete Konſtituzion ſey weiter nichts, als eine Feldſcheuche. Vergebens bewies man ihnen, daß man in allem Ernſte zur Verdammung des Buches vorſchreite. Man nannte ihnen die Kommiſſarien und ihre Beſitzer; man beſtimmte den Ort und die Stunden ihrer Sitzungen; man berichtete ſogar die Reden, welche dieſelbe führten; man hieß ſie die Schritte bemerken, welche ſie thaten. Aber nichts machte, oder ſchien doch auf dieſe zween Strudelköpfe Eindruck zu machen. Sie theilten ihre ungegründeten Vermuthungeu dem Herrn von Noallià mit, ſchrieben ihm ordentlich alle Wochen, und betheuerten: „daß der heilige Vater an keine Konſtituzion gedenke; daß er ſich darüber in den ſtärkſten und beſtimmteſten Worten erklärt habe; alles, was man auf den Schein vornehme, um die Leute von dem Gegentheile zu überreden, ſey weiter nichts, als römiſche Finte, um Se. Eminenz in die Falle zu locken, und ihm durch die Furcht einer Konſtituzion die Verdammung der ſittlichen Betrachtungen abzutrotzen.“ Noallià verließ ſich ſo ganz auf dieſe zween Leute von einem ſehr mittelmäßigen Verdienſte und Anſehen. Ja, Pater Rolle, und la Schoß begnügten ſich damit noch nicht. Nachdem ſie den leichtgläubigen Cardinal in ſeinem Wahne geſteifet hatten, ſuchten ſie ſogar dem heiligſten Vater Furcht einzujagen. Zu dieſem Ende ſtreuten ſie in Rom aus: „es ſey ganz zuverläßig, daß, im Falle eine Bulle wider die ſittlichen Betrachtungen herauskommen ſollte, ſelbe in Frankreich nicht werde angenommen werden.“ Unter andern Ränken und Lügen, welche ſie aus-

ausbrachten, um ihrem Mährchen einen Anſtrich der Wahrheit zu geben, begiengen ſie auch die Unverſchämtheit, daß ſie vorgaben: „der Dophän ſelbſt ſey ganz für die ſittlichen Betrachtungen eingenommen; und ſollte eine Konſtituzion wider dieſes Buch erſcheinen, ſo wäre er entſchloſſen, ſich mit alle dem Nachdrucke, welchen ihm ſowohl die Eigenſchaft eines Thronerbens, als die Ueberlegenheit ſeiner Talente, und ſeine tiefen Kenntniſſe in den Vätern, und vorzüglich in dem heiligen Auguſtin gewähreten, dieſem Schritte zu widerſetzen.“ Berold, ein franzöſiſcher Geſchichtſchreiber, machte da die Bemerkungen: „Hätte man auch dieſe einzige Lüge dem geſtutzten Kalvinismus vorzuwerfen, ſo müßte man ihn bloß um deßwillen ſchon für die ſchurkenhafteſte Sekte halten. Dieß hieß ja die Lügenſucht bis zur Tollſinnigkeit treiben, da der Abſcheu dieſes Prinzen von den Irrthümern ſeiner Zeit ſo bekannt, als ſeine Anhängigkeit an die Perſon und an die Grundſätze ſeines unſterblichen Lehrers war.“ Weil der zuverſichtliche Ton, in welchem die Sektirer dieſe Lüge immer zu Markte brachten, auf einige Flachköpfe aus dem Pöbel und unter den Ausländern Eindruck machen könnte, ſo entſchloß ſich der Prinz mit Genehmigung des Königes, eine Denkſchrift zur Rechtfertigung ſeines Glaubens herauszugeben. In dieſer ſagte er: „Ob ich ſchon kein Theologe bin, ſo weiß ich doch ſehr gut, daß nach der Lehre des Janſenius auch die Gerechten einige Gebote unmöglich halten können. Ich weiß, daß dieſer Irrlehrer eine Nothwendigkeit zu handeln feſtſetzet, je nachdem die Gnade oder die Begierde die Oberhand gewinnt, ohne daß es dem Menſchen möglich wäre, ihrem Eindrucke zu widerſtehen, ſo daß es mit der ganzen Freyheit auf eine bloße Zwangloſigkeit hinausläuft. Er macht Gott ungerecht, da er wider die ausdrückliche Entſcheidung des trientiſchen Konziliums lehret, Gott verlaſſe der Erſte den Gerechten wegen der Erbſünde, welche doch durch die heilige Taufe ausgelöſchet iſt. Er hebt die Freyheit, und die Mitwirkung des Menſchen zu ſeinem Heile gänz-

lich auf, weil der Menſch in dieſem Lehrgebäude der Gnade, wenn ſie ihm gegeben wird, nicht widerſtehen kann; und folglich wirkt für dieſen Fall Gott in dem Menſchen allein, und der ganze Einfluß des letztern beſteht darinn, daß er ungezwungen thut, was er nothwendig thun muß. Endlich will Gott nach dieſer Lehre nur das Heil der Vorherbeſtimmten; und da er ſein Blut vergoß, vergoß er es bloß für die Klaſſe der Gläubigen; dieſe allein wollte er ſelig machen. Ich weiß, daß dieſer ganze Lehrbegriff den Menſchen zur Ruchloſigkeit verleitet, und das Sittenverderbniß begünſtiget, da er die Freyheit aufhebt. Ich weiß, daß die Janſeniſten, nachdem ſie die Lehre der fünf Sätze in Rückſicht des Rechtes öffentlich vertheidiget hatten, ſich in der Folge nach ergangener Verdammung hinter die Frage über Thatſachen ſteckten; und als ſie aus dieſer Schanze vertrieben wurden, zu einem ehrfurchtsvollen Stillſchweigen ihre Zuflucht nahmen, und da man ihnen durch die letztere Konſtituzion des heiligſten Vaters auch dieſen Schleichweg verlegte, ſich mit tauſend ſcholaſtiſchen Witzeleyen deckten, damit ſie das getäuſchte Publikum für einfache Thomiſten halten ſollte. Aber ich weiß auch, daß ſie im Grunde noch immer ſo denken, wie ſie im Anfange gedacht haben, und ſie mögen nun die Lehre der fünf Sätze ganz roh und öffentlich behaupten, oder ſich hinter die Thatſache verſchanzen, oder ſich auf ein ehrfurchtvolles Stillſchweigen einſchränken, oder endlich die geborgte Maske eines anmaßlichen Thomismus vornehmen, ſo weiß ich doch immer, daß dieſe Sekte eine der gefährlichſten Verführungs-Arten iſt, als je eine war, und vielleicht künftig ſeyn wird.“ „Ich glaube, (beſchließt der Prinz) dieſes möge hinreichen, ein falſches Gerücht zu zerſtreuen, das ſich auf meine Rechnung ohne Grunde verbreitet hat, und meine wahren Geſinnungen an Tag zu legen, die ich ſtets nicht allein mit Worten, ſondern durch mein ganzes Betragen, behaupten werde.“ Der Prinz wollte eben dieſe ſeine Schrift nach Rom ſchicken, als ihn eine Krankheit befiel,

ſiel, daran er auch ſtarb. Nach ſeinem Tode gaben Quesnels Anhänger, welche von dieſer Erklärung keine Kenntniß hatten, noch eine Gefahr ahndeten, daß man ſie Lügen werde ſtrafen können, mit der unverſchämteſten Dreiſtigkeit vor: „ſie haben in dem verklärten Prinzen ihre ſtärkſte Stütze verloren.“ Zum Glücke fand man die erwähnte Schrift in der Brieftaſche des Dophäns. Sie war ganz von ſeiner Hand geſchrieben, mit allen Citazionen am Rande, und allen darinn ausgeſtrichenen Stellen, und getroffenen Abänderungen, ſo daß man an dem Verfaſſer nicht zweifeln konnte. Der König ließ dieſe Schrift als ein Denkmaal von den Betrügereyen und Schurkenſtreichen der Sekte, drucken, und in Paris bekannt machen. Mehrere Abdrücke überſendete man dem Cardinal Tremowill, um ſie in Rom auszutheilen. Der König ſetzte noch die Bemerkung bey: „Das Original iſt eigenhändig von dem Prinzen ſelbſt geſchrieben; und ich weiß ſicher, daß Niemand für die heilige Lehre aufrichtiger eiferte, und von allem Geiſte der Neuerung ſo ganz, wie er, entfernet war. Sein Tod iſt ein großer Verluſt für die Kirche, die an ihm ſtets einen eifrigen Vertheidiger des Glaubens würde gefunden haben.“ Der heilige Vater empfieng dieſe Denkſchrift, wie er ſich gegen den Cardinal Tremowill erklärte, mit all erdenklicher Zufriedenheit und Rührung. Er antwortete dem König von Frankreich durch ein Breve vom 4. May des Jahres Chriſti 1712, darinn er ſagt: „Er habe dieſe Schrift mit großem Vergnügen empfangen, mit vieler Begierde durchleſen, und unter Freudenthränen dem Urheber alles Lichtes für die ſo ſchönen und gottſeligen dem Prinzen mitgetheilten Geſinnungen gedanket. Es paſſe vollkommen auf ihn das Lob, welches man einſt einem berühmten Monarchen geſprochen habe: „Er hat ſich ſo erklärt, wie man es nicht von einem Kaiſer, ſondern von einem Biſchofe hätte erwarten können.“ (Er fügte bey:) „Nie habe wohl ein Fürſt weniger einer Rechtfertigung in Rückſicht ſeines Glaubens be-

bedürfte, als der Verewigte, den er allzeit für einen der eifrigſten Vertheidiger der Religion gehalten habe. Bey alle dem ſey dieſe Erklärung noch immer für den Glauben von unſchätzbarem Vortheile, weil ſie jeden Schatten von Zweifel zerſtreue, und die Ränke derjenigen aufdecke, welche dieſes lügenhafte Gewebe angeſponnen hätten." Die Bekanntmachung dieſer Schrift, die noch dazu auf eine ſo authentiſche Art im Namen des Monarchen ſelbſt geſchah, war für die Betrüger ein Donnerſchlag. Aber die Schurkerey läßt ſich durch Schimpf und Schande nicht irre machen. Kaum war die Denkſchrift erſchienen, that die Parthey ihr Mögliches, den Eindruck, welchen ſelbe etwa machen dürfte, zu ſchwächen. Man hatte die Frechheit, ſeine Aechtheit durch einen Wiſch mit der Aufſchrift: „Anmerkungen über eine Schrift, Memoire des Dophäns" betitelt, ſammt einer „Erklärung des Pater Quesnel" öffentlich anzugreifen. Weil es keine Möglichkeit war, den Prinzen nach ſo vielen Lobſprüchen, womit man ihn recht verſchwenderiſch herausgeſtrichen hatte, jetzt wieder herunter zu ſetzen, räucherte man ihm auf ein Neues, aber in der einzigen Abſicht, um aus dieſem Eingange den Schluß zu ziehen, daß er der Verfaſſer einer Schrift nicht seyn könne, welche ſo weit unter ſeiner Würde und Denkungsart wäre. „Dieſes elende Geſchmier (ſagten ſie) habe das nicht zu verkennende Gepräge der moliniſtiſchen Rotte auf, welches man den Prinzen habe abſchreiben laſſen, der es noch obendrein auf ſolch eine Weiſe gethan hätte, daß man auf den erſten Anblick gewahr werde, er habe, was er niederſchreiben mußte, nicht verſtanden." So auffallend konnten ſie ſich ſelbſt widerſprechen; den, den ſie vorher einen ſtarken, erhabenen, alles umfaſſenden Geiſt nannten, den nennen ſie jetzt eine ſchwache Seele, die man nach Belieben gängeln kann, einen Schwachkopf, der nicht weiß, was er redet; nur darinn blieben ſich auch dieſe Lügner allzeit gleich, daß ſie ſich immer wieder mit ihren

eigenen Schlingen ſelbſt fiengen. Da aber auch dieſe niederträchtigen elenden Erdichtungen und Verläumdungen weder in Rom noch in Frankreich die verhoffte Wirkung hatte, ſo nahm die an Ränken unerſchöpfliche Sekte zu ſtets neuen Liſten, und Ränken, und Betrügereyen ihre Zuflucht; ſie ließ nichts unverſucht, nichts ungewagt, eine neue päbſtliche Entſcheidung über ihre Lieblings-Schrift noch zu hintertreiben, oder wenigſtens allen Eingang, alle Wirkung gleichſam ſchon vorhinein ihr zu vermachen.

In der Schweiz wurde nun endlich am 9. und 11. Auguſt des Jahres Chriſti 1712 ein Friede geſchloſſen, der aber für die gute Sache, fürs Reich Gottes, für die heilige Kirche ſo verderblich war, als der Krieg; der unerträglich ſtolze Ketzergeiſt ſprach gebiethend und entſcheidend aus den 32 Artikel deſſelben; mit einem Worte, nun war in der Schweiz für den Irrthum, für die Ketzerey und ihre Anhänger beynahe alles gewonnen, und für die Wahrheit, für den heiligen Glauben, und für die Bekenner deſſelben, für die Katholiken beynahe alles, und wie es ſchien, für allzeit verloren. Pabſt Clemens der XI. erließ Jammer-Briefe hierüber an die katholiſchen Stände der Schweiz, und an den Fürſt-Abt von St. Gallen, und auch an den Kaiſer, und an die katholiſchen Fürſten; aber er konnte mit allem, was er noch that und unternahm, von allem — nichts retten.

In eben dieſem Jahre Chriſti 1712 wurde auch jener Vertrag, welcher der ganzen chriſtlichen Welt den Frieden verſchaffen ſollte, und wovon verſchiedene Artikel den wahren Glauben im höchſten Grade intereſſirten, zu Utrecht eingeleitet, und fortgeſetzet. Die Proteſtanten gaben ſich daſelbſt alle Mühe, das, was ſie vor Zeiten zu Gunſten ihrer Religion erhalten haben, nicht nur beyzubehalten, ſondern auch zu vermehren. Sie wollten vorzüglich den vierten Artikel des Riswiker-Traktates zurückgenommen wiſſen, wodurch ungeachtet aller vorhergehenden Friedens-Unterhand-

lun-

gen und Verträge des deutſchen Reiches beſchloſſen ward: „daß die katholiſche Religion in allen den Ländern aufrecht erhalten werden ſollte, welche der König in Frankreich unter dem Titel der Wiedervereinigung und der Abhängigkeit beſetzet hätte, und die er nicht anderſt, als unter dieſer Bedingung zurückgeben wollte.“ Ueberdem begehrten ſie: „daß die Kalviniſten in Frankreich wieder auf jenen Fuß, auf dem ſie vor dem Widerrufe der Verordnung von Nante ſtund, hergeſtellet, und daß alle die, welche wegen der Religion, oder vielmehr als Aufrührer und Friedensſtörer in den Gefängniſſen, oder auf den Galeeren ſaßen, in Freyheit geſetzt würden.“ Als päbſtlicher Geſandter war beym Friedens-Congreſſe Graf Paſſionei, ein in jeder Hinſicht vortrefflicher Geſchäftsmann, und voll des reinſten Eifers für die gute Sache, die ihm Pabſt Clemens der XI. ſo ſehr anempfahl. Es wurde der berufene und heftig angefochtene Artikel von Ryswik aufrecht erhalten. Indeß mußte Paſſionei ſeine Talente in Valtelin, und anderen Gegenden, die zu Graubünden gehören, zeigen. Es war vor Zeiten verordnet worden: „daß die Ketzer in denſelben keine öffentliche Uebung ihrer Sekte verrichten durften.“ Die Proteſtanten wollten jetzt dieſe Verordnung aufgehoben haben. Paſſionei wies anfangs das Begehren mit eben ſo viel Beredſamkeit, als Stärke ab; dann wandte er ſich an alle Miniſter der katholiſchen Fürſten, und überzeugte ſie, wie ein Mann, der die Gemüther zu lenken weiß, daß er alles Recht auf ſeiner Seite habe. Er erhielt auch alles, was er haben wollte.

Am Anfange des Jahres Chriſti 1713 war am Ende ſeines gottſeligen Lebens auf Erde der fromme Cardinal Joſeph Maria Thomaſius. Gottes- und Nächſtenliebe war ſeine Freude, ſein Leben von Kindheit an. Er war der Erſtgeborne des hochadelichen Stammhauſes; aber er that Verzicht auf alle Anſprüche und Rechte, er entſagte frühezeitig allem Reichthume, allen Ehren, und Größen dieſer Erde;

durch unaufhörliches Bitten und Weinen erhielt er die Erlaubniß, dem geiſtlichen Stande ſich widmen zu dürfen. Er wurde Theatiner, und war bald nicht ſo faſt Anfänger, als Muſter, und Lehrmeiſter des Geiſteslebens; ſeine Liebe zur Armuth, ſeine Demuth, ſeine Andacht, ſein Eifer, ſeine Abtödtungen, und Selbſtkreuzigungen, alles an ihm, wie er ſelbſt, war außerordentlich über alles Gemeine weit erhaben, und doch nach ſeinem Urtheil, und in ſeinen Augen tief unter Allen, auch den Gemeinſten; er wollte nichts ſeyn, und nichts gelten; alles, was er geworden, auch Cardinal endlich wurde er, weil er mußte, es nicht weg bringen konnte; aber in allen Verhältniſſen und Umgebungen war er immer der unverändert arme, abgetödtete, demüthige Mönch, nur geiſtig lebendig; aber ganz Geiſtesleben für die Ehre Gottes, für das Heil unſterblicher Seelen; nachdem er viele Jahre ſo heilig und verdienſtvoll in und für ſeinen Beruf gelebt hatte, ſah er, da noch kein Menſch an ihm was Sterbliches ſah, das Ende ſeines Erdenlebens heranrücken, und ſagte lange voraus ſein Sterben an — denen, die eben langes Leben an ſeinem Geburtstag ihm neuerdings anzuwünſchen gekommen waren. Alles, was man zum Sterben braucht, auch das Grab, und den Grabſtein, und die Aufſchrift; (ſeine Demuth wollte auch nach ſeinem Tode noch herrſchen, auch bey ſeinem Grabe noch Wache halten, alle Ehre und Erhöhung auch da wegheben) alles, alles hatte er ſelbſt ſchon vorher, ſich ſelbſt aber lebenslänglich zum Sterben ſchon hingerichtet. Seine hinterlaſſenen Geiſtes-Werke aber, ſeine vortreffliche Gelehrſamkeit, wie Frömmigkeit athmenden Schriften, dieſe, wie der Nachhall ſeiner Tugenden, dieſe, dieſe rühmten ihn, und jubelten ſein Lob laut in die Welt hin; und dieß, dieß konnte ſeine Demuth nicht hindern, ſie wurde damit ſelbſt verrathen, und der Welt ausgeliefert und bekannt, und groß, und berühmt gemacht. Unter ſeinen Schriften rühmt man vorzüglich ſeine Anleitung

zur

zur Gottesgelehrtheit, ſeine Anzeige theologiſcher Unterweiſungen der älteſten Väter, ſeine Abhandlungen vom heiligſten Altars-Sakrament, ſein Unterricht, Gott wahrhaft zu verherrlichen, ſein Auszug aus den Pſalmen, ſeine kurze Anweiſung dem heiligſten Meß-Opfer beyzuwohnen, ſein neues Meßbuch, ſeine täglichen Geiſtes-Uebungen, und andere kleinere Schriftchen zur Erweckung der Andacht beym Volke in Menge.

Johannes, der Patriarch von Alexandria, vollbrachte endlich am 28. April dieſes Jahres Chriſti 1713 das, was er ſchon ſo lange vorhatte; er entſagte der Sekte, der Trennung, vereinigte ſich mit der heiligen römiſch katholiſchen Kirche; es wurde eine feyerliche Urkunde hierüber ausgeſtellet, die da voll Beweiſe ſeines wahren Glaubens und ſeiner kindlichen Unterwürfigkeit und des bereitwilligſten Gehorſames war.

Die Unterſuchung und Beurtheilung der quesnelſchen Bibelüberſetzung und ſeiner Betrachtungen wurde noch immer und unausgeſetzt nun ſchon gegen das 2te Jahr zu Rom fortgeſetzt. Vielleicht iſt nie ein Gegenſtand mit abſichtlicherer Anſtrengung unterſucht worden. Aber man kannte die Schlangenkrümmungen, und Schleichkünſte des Janſenismus, und die Erfahrung ihrer Unbeugſamkeit, welche ſo viele vorhergehenden Bullen nicht hatten brechen können, machte, daß man bey dieſer die Vorſicht und Behutſamkeit beynahe bis zum Uebermaaße trieb. Man hatte gleich beym Anfange zu dieſem Geſchäfte die tugendhafteſten und aufgeklärteſten Theologen von verſchiedenen Schulen ausgewählet. Sie hielten zuſammen eine unzählbare Menge Konferenzen. Sie unterſuchten die Sätze des bey dem heiligen Stuhle angegebenen Buches unter jedem Geſichtspunkte, und nach jedem Sinne, deſſen ſie nur immer empfänglich waren, und hielten ſie in allen möglichen Verhältniſſen gegen die entſchiedenen Glaubenslehren. Pabſt Clemens XI. ließ Kongregazionen über Kongregazionen anſagen, und alle Unterſuchungen wurden in ſeiner Gegenwart vorgenommen. Er holte das Gutachten von mehr

mehr andern Cardinälen ein; zog eine Menge Biſchöfe zu Rath; führte ganz Rom in einem feyerlichen Bittgange zum Grabe der heiligen Apoſtel; entrichtete daſelbſt öfter das unblutige Opfer; ordnete häufige Gebete an, und flehete ſelbſt Tag und Nacht mit alle dem Eifer, deſſen er fähig war, um die Fülle des Lichtes zum göttlichen Geiſte. Endlich, nachdem alle Bedingungen erfüllet, alle Vorſicht gebraucht, alle Stimmen einig, und der heilige Name Gottes auf ein Neues war angerufen worden, erließ der gottſelige Pabſt Clemens der XI. den 8. des Herbſtmonates im Jahre Chriſti 1713 die Konſtituzion, welche ſich mit den Worten: „*Unigentius Dei Filius*,“ anfängt. An eben dem Tage ward ſie auf dem Felde der Flora, an der Pforte der St. Peterskirche, und an den andern gewöhnlichen Orten angeheftet. Darinn wird das Werk des Pater Quesnel mit der Aufſchrift: „das neue Teſtament mit ſittlichen Betrachtungen, ꝛc.“ als ein Buch verdammet, das hundert und einen Satz enthalte: „welche im Bezuge auf den Zuſammenhang falſch, verfänglich, übel lautend, für fromme Ohren anſtößig, nicht für die Kirche allein, ſondern auch für die weltlichen Mächte beleidigend, aufrühriſch, ruchlos, gotteslästerlich, irrig, und wegen der Ketzerey verdächtig wären, Ketzer, Ketzereyen, und die Spaltung begünſtigten, an Ketzerey gränzten, ſchon andere Male öfter gebrandmarket worden, endlich ketzeriſch wären, und verſchiedene Ketzereyen, vorzüglich jene erneuerten, welche ſchon in den berüchtigten Sätzen des Janſenius, in dem Sinne genommen, in welchem ſie verdammet wurden, enthalten ſind.“ Dann wird allen Gläubigen des einen und andern Geſchlechtes verboten: „über dieſe Sätze anders, als in der Konſtituzion ſtünde, zu denken, zu lehren, oder ſich auszudrücken, ſo zwar, daß ein Jeder, welcher dieſe Sätze, oder einen aus ihnen, es ſey im Haufen, oder inſonderheit, lehren, vertheidigen, herausgeben, oder auch bloß nach Art eines Schulſtreites heimlich oder öffentlich, aus einer andern Abſicht, als

ſie zu beſtreiten, davon handeln ſollte, ſich ſchon durch die That allein, ohne weitere Erklärung, die für ähnliche Fälle in den Rechten beſtimmten Strafen zuzöge.“

„Uebrigens (fügt der heilige Vater bey) wollen wir durch dieſe ausdrückliche und beſondere Verdammung, was etwa ſonſt noch in dem Buche enthalten ſeyn mag, auf keine Weiſe gutgeheißen haben; vorzüglich da wir bey der angeſtellten Unterſuchung mehr andere Sätze darinn wahrnahmen, welche mit denen, die wir bey dieſer Gelegenheit verdammen, viel Aehnlichkeit und Gleichheit haben, und mit eben den Irrthümern angeſtecket ſind. Ueberdem finden ſich die Menge darinn, welche den Ungehorſam und die Aufruhr hegen, welche ſie unter dem betrüglichen Namen der chriſtlichen Geduld empfehlen. Endlich, was in dieſem Werke noch unerträglicher fällt, ſo iſt der geheiligte Text des neuen Teſtamentes gar oft auf eine höchſt ſträfliche Weiſe verfälſchet, und ſtimmt an vielen Stellen mit der ſeit langer Zeit verdammten Ueberſetzung von Mons überein. Ja man wagte es ſogar, den natürlichen Verſtand des Textes zu verdrehen, und anſtatt ſeiner einen fremden, oft gefährlichen Sinn zu unterſchieben. In Rückſicht dieſer Urſachen (ſchließt der heiligſte Vater) verbieten und verdammen wir Kraft der apoſtoliſchen Gewalt das erwähnte Buch, unter welch einer Aufſchrift, oder in welch einer Sprache es je gedruckt worden iſt, oder gedruckt werden mag, in welcher Auflage, oder Ueberſetzung es immer erſchienen iſt, oder künftig erſcheinen ſollte, als ein Werk, das recht dazu gemacht iſt, die Seelen durch ſchöne Worte, durch ſcheinheilige Süßeleyen, oder, wie der Apoſtel ſagt, durch Segnen, das iſt, unter dem Außenſcheine eines ſalbungsvollen Unterrichtes zu verführen. Wir verdammen zugleich alle andere Schriften und Bücher, welche zur Vertheidigung dieſes ſchädlichen Werkes bisher geſchrieben, oder gedruckt worden ſind, oder etwa, welches Gott verhüte, zu dieſem Ende in Zukunft gedruckt werden ſollten. Wir verbieten allen Gläubigen unter der Bannſtrafe, in die man ſchon durch die Uebertretung

dieſes unſeres Verbotes ohne weitere Erklärung verfällt, ſie zu leſen, abzuſchreiben, zu behalten, oder Gebrauch davon zu machen.“ Pabſt Clemens der XI. brandmarkte nach dem Beyſpiele des Conziliums von Conſtanz, da es Wiklefs und Huſſens abentheuerliche Irrthümer verdammte, nicht jeden Satz Quesnells inſonderheit unter einem auf ſeine giftige Eigenſchaft paſſenden Beyworte, das auch eben den vorgeſteckten Zweck zu erzielen nicht nöthig war; ſondern, welches die Heerde der Gläubigen ſicher zu leiten, und fern von der vergifteten Weide zu halten, zureichte, er verdammte alle dieſe Sätze überhaupt unter einer gewiſſen Zahl angemeſſener Beynamen; nicht als ließe ſich jeder auf jeden Satz anwenden; genug, daß keiner unter den hundert und ein gebrandmarkten Sätzen iſt, welcher nicht wenigſtens Eines dieſer in der Cenſur angeſetzten Beywörter verdiente, und kein einziges Beywort in der Verurtheilung vorkömmt, welches nicht wenigſtens auf Einen der gerügten Sätze paſſete. Dieſe nochmalige Entſcheidung vom höchſten Kirchenoberhaupte war endlich auch den Franken recht; ſie fanden nichts in ſelber, was ihnen mißfallen könnte; und es beliebte ihnen, dieſe endlich anzunehmen. Ihr König, Ludwig der XIV., bezeugte ſelbſt in einem eigens hierüber nach Rom erlaſſenen Schreiben die innigſte Zufriedenheit.

Zwar auch dießmal zeigte ſich gleich wieder Frankreich in Frankreich. Selbſt einige Biſchöfe wollten jetzt wieder Bedenken tragen, wenigſtens die Unterſchreibung der päbſtlichen Entſcheidung betreffend. Schon mit anfangendem Jahre Chriſti 1714 begann eine beträchtliche Verſammlung der Biſchöfe. Seit der Eröffnung der Verſammlung bis zur Unterzeichnung der Konſtituzion, das iſt, über drey volle Monate waren keine Springfedern, welche der Kardinal von Noallià, oder ſeine Partheygänger nicht ſpielen ließen, um die Entſcheidung des apoſtoliſchen Stuhles zu entkräften, ſie um ihr ganzes Anſehen zu bringen. Da ſie ſich nicht getrauten, ſie offenbar für falſch auszugeben, ſuchten ſie wenigſtens begreiflich zu machen, daß ſie zweydeutig, verfänglich, und

fähig wäre, in den Irrwahn zu führen. Zu dieſem Ende thaten ſie, unter dem Vorwande, die Gläubigen gegen die falſchen Auslegungen, die ihr übelgeſinnte Perſonen geben könnten, zu bewahren, den Vorſchlag: „man ſollte der Annehmungsformel eine Vorerinnerung vorausſchicken, welche die wichtigern Schwierigkeiten, die ſich wider die Bulle erheben könnten, auflöſete." Dieſer Vorſchlag geſchah mit ſolcher Verſchmitztheit, mit ſo viel Ehrfurchtbezeugung gegen den Pabſt, und mit ſo ſcheinbarer Mäßigung, daß ſelbſt Cardinal Biſſi, ein Prälat, der ſich in dieſem Handel vor allen ausgezeichnet hat, auf einige Augenblicke in die Schlinge fiel. Aber Norman, Biſchof in Ewrö, war der Meynung, und er wußte ſie auch dem König beyzubringen: „daß, ließe man der Annehmungsformel eine Vorerinnerung vorausgehen, es das Anſehen haben würde, als wollte man zwiſchen den einen und der andern eine Beziehung feſtſetzen, den Sinn der Konſtituzion auf jenen der Vorerinnerung einſchränken; daß alſo nichts der Annehmungsformel vorgehen ſollte." Man befolgte ſeinen Rath. Dieß ſchmerzte den Cardinal von Noallià bis in die Seele; aber der erfinderiſche Parthеygeiſt wußte ſogleich der Liſt eine Rundung zu geben. Er und ſeine Anhänger wollten durchaus: „daß man in dem Kundmachungsbeſchluſſe, welchen die verſammelten Biſchöfe gemeinſchäftlich abfaſſen ſollten, einen Vorbericht machte, der für eine Erläuterung gelten könnte" (und eben dadurch in der päbſtlichen Konſtituzion einige Dunkelheit anzeigte, oder wenigſt vorausſetzte.) Da aber auch dieſes verworfen wurde, verlangte Herr von Noallià: „daß man den Bericht, welchen die Kommiſſarien von ihren Bemerkungen über die Bulle der Verſammlung erſtatten müßten, dem Beſchluſſe vorſetzen möchte." Er bildete ſich ein, man würde in dieſem Berichte einige Stellen der Bulle erläutern, um den Mißdeutungen übelgeſinnter Leute, vorzubeugen; woraus man ſchließen könnte, daß, da die Bulle ſolcher Erläuterungen nöthig hätte, ſie an ſich ſelbſt zweydeutig ſeyn müßte. Das hieß, eine Schlinge mit einer

an-

andern verwechſeln; und nachdem auch dieſe aufgedecket war, legte man eine dritte. Und ſo war immer wieder neue Streiterey aus lauter Geneigtheit das Entſchiedene zu unterſuchen, aus Eigenſinn, aus Mangel an Demuth und Gehorſam. Alles deſſen ungeachtet hatte die Verſammlung der Biſchöfe immer alle mögliche Nachſicht, und ſuchte dem Kardinal, ſo viel es ohne Verletzung des Glaubens geſchehen konnte, Genüge zu leiſten. Man glaubte, dieſes bewerkſtelligen zu können, wenn man einen Hirtenunterricht abfaßte, worinn man die von den Quesnelliſten angeſtrittenen Sätze erläuterte. „Er müßte ein gemeinſchäftliches Werk aller verſammelten Biſchöfe ſeyn; und dieſe ſollten ihn ſammt dem Reſultat ihrer Berathſchlagungen an alle Biſchöfe des Reiches ſchicken.“ Anfangs verurſachte dieſer Vorſchlag bey einem Theile der für die gute Sache geſtimmten Prälaten manche Beſorgniß; ſie fürchteten: „es möchte das Anſehen haben, als wenn ſie den Ausſpruch des Pabſtes beurtheilen wollten.“ Um ihre unbedingte Annehmung deſto beſſer an den Tag zu legen, verlangten ſie: „daß man jede Art Erläuterung ohne irgend eine Ausnahme verwerfen ſollte.“ Aber man gab ihnen zu verſtehen: „daß, wenn man nur die Bulle vor der Erläuterung annähme, ſie Niemand mehr in Verdacht haben könnte, als hätten ſie dieſelbe nicht unbedingt angenommen.“ Was die Anhänger des Erzbiſchofes von Paris betrifft, ſo verſammelten ſie ſich bey dieſem Prälaten, acht oder neun an der Zahl, und dieſe ſannen da wieder auf andere Dinge. Der in Vorſchlag gebrachte Hirten-Brief kam aber endlich doch, und ſo endlich alles zu Stande.

Inzwiſchen bothen immer verſchiedene Biſchöfe dieſer Pariſer-Verſammlung allen ihren Eifer auf, um den Erzbiſchof von Paris, deſſen beſchlichene Tugend man bedauerte, und der wahrſcheinlicher Weiſe die Folgen ſeines Fehltrittes nicht vorſah, zur einhelligen Meynung zurückzubringen. Alles Zureden, alles Bitten, alle Arten der Nachſicht waren vergeblich. Als man den Hirtenbrief in der Verſammlung abgeleſen hatte, ſagte der

Erz-

Erzbiſchof von Paris: „daß die Uneinigkeit der Biſchöfe in Anſehung der Bulle zum Glücke die Weſenheit des Glaubens keineswegs angehe; und daß er mit ſeinem Anhange geſinnet ſey, von dem Pabſte einige Erläuterungen zu begehren.“ Der Biſchof von Laon, welcher von der Zahl der widriggeſinnten war, wurde über dieſe Rede ſehr betroffen. Niemals hatten die partheygängerſchen Prälaten in dieſem Tone zu ihm geſprochen. Da ſie beſchloſſen hatten, bey der Verſammlung nicht mehr zu erſcheinen, äußerten ſie das Gegentheil, und legten ſogar zum Grundſatze: „daß man die Bulle nicht annehmen könne, ohne die Wahrheiten des Glaubens zu beeinträchtigen.“ Geärgert durch eine ſo auffallende Doppelſprache, oder ſträflichen Wankelmuth, brach er mit ihnen auf immer, nahm die päbſtliche Bulle an, und legte ſeine feyerliche Annehmungs-Urkunde in die Hände der Kommiſſion nieder.

Die geſammte Ketzer-Parthey verſäumte indeſſen nichts, erſann und wendete alles Mögliche an, um ſich loszuwinden, ſich dem Anſehen und der Gewalt der Bulle zu entziehen, und die Gläubigen, wenigſtens die einfältigern, die Frömmlinge zu verführen. Man verbreitete allenthalben ſchismatiſche und aufrühreriſche Schriften. Selbſt das Haupt der Sekte ſchrieb an die Verſammlung unter dem Titel einer Vorſtellung, und getraute ſich zu ſagen: „daß die Zeit gekommen ſey, wo man nach dem Beyſpiel der Apoſtel, über alle Furcht, über alle Drohungen des hohen Prieſters, und der ganzen prieſterlichen Bruth ſich hinwegſezen müſſe; daß der Pabſt in in den 101 Sätzen mit einem Streiche 101 Wahrheiten, unter welchen viele weſentliche Religions-Wahrheiten ſind, niedergeſtürzet habe.“ Die Quesnelliſten führten gleiche Sprache mit ihrem Patriarchen, und zogen mit vereinigten Kräften und mit Luters Wuth wider den Pabſt und wider die römiſche Kirche los.

Ungeachtet der äußerſten Sorgfalt der eifervollen Biſchöfe, allen Schein irgend einer Beziehung zwiſchen ihrer Annehmung und ihrem Hirtenbriefe zu vermeiden, un-

unterließ die Gegenparthey nicht, auszuſtreuen: „daß die Verſammlung die Bulle nur in Bezug auf die in dem Hirtenbriefe enthaltenen Erläuterungen angenommen habe." Wobey ſie mehr als eine Abſicht hatte. Sie wollte zu verſtehen geben: „daß die Bulle dunkel wäre, daß ſich die annehmenden Biſchöfe genöthiget geſehen hätten, das Dunkle und Zweydeutige aufzuhellen, den Sinn derſelben zu beſtimmen; und daß ſie ihre Annehmung auf den in dem Hirtenbriefe enthaltenen Sinn eingeſchränket hätten, oder wenigſtens ſich darauf bezogen haben wollten." Da ſie nun für gewiß ausgaben: „daß die Verſammlung auf dieſe Art den Sinn der Bulle beſchränket habe" — war vor allem ihr heißer Wunſch, daß der Pabſt die Annehmung nicht genehmige, ja daß er den Hirtenunterricht verwerfe, oder wenigſtens das Betragen derjenigen, die ihn abgefaſſet haben, mißbillige; und ſo Zwietracht zwiſchen den Gliedern und dem Haupte der lehrenden Kirche geſtiftet werde, was nicht anderſt als zum Nachtheile der Bulle geſchehen konnte. Auch dieß war eine eben ſo ungereimte als boshafte Abſicht, oder Hoffnung; denn es war eine weltbekannte Sache, daß man mit der unbedingten Annahme der Bulle den Anfang gemacht, daß man den Hirtenbrief erſt einige Tage nach der Annahme gutgeheißen, daß man um allen Schein einer Beziehung zwiſchen der Bulle und dem Hirtenbriefe zu vermeiden, jede Vorerinnerung bey der Annahme ſtandhaft verworfen habe, und daß man entſchloſſen war, lieber in die Trennung der widriggeſinnten Biſchöfe einzuwilligen, als nur im Geringſten von dieſer Verfahrungsart abzuweichen. Auch Pabſt Clemens der XI. war damit völlig zufrieden, fand die Annahme weder beſchränkend, noch bedingt, überhäufte die Verſammlung mit Lobſprüchen.

Nun wollten auch die widriggeſinnten Biſchöfe nicht ermangeln, an das Oberhaupt der Kirche zu ſchreiben; ſie verfaßten ein gemeinſchäftliches Schreiben; ſie ſchienen in etwas einleiten zu wollen, zeigten, daß ſie bereit wären, Quesnells Buch zu verdammen; ſie er-

kühnten ſich aber zu ſagen: „daß die Bulle die Ketzer verwegen mache, daß ſie den Glauben der Neubekehrten erſchüttere, daß ſie die zarten Gewiſſen beunruhige, und daß alle Stände des Staates ſowohl, als der Kirche ſich mehr daran ſtoſſen, als derſelben zu gehorchen, bereit ſeyn werden.“ Dann äußerten ſie ſich: „daß ſie ein Verzeichniß der ſchwierigen Punkte aufſetzen, und die ganze Kirchenzucht ihrer Sprengel ſammt der Lehre, die ſie von ihren Vorfahren durch Ueberlieferung empfangen hätten, in einen ordentlichen Auszug bringen wollten.“ Sie getrauten ſich noch nicht zu ſagen: „daß ſie von der Conſtituzion nichts wiſſen wollten.“ Die Zeit, in einem ſo hohen Tone zu ſprechen, war noch nicht gekommen; jetzt genügte es ihnen zu verſtehen zu geben: „daß die Bulle einiger Erläuterungen nöthig hätte, ohne ſie zu begehren.“ Sie ſtellten ſich, als wünſchten ſie Erläuterungen, ob ſie ſchon überzeugt waren, daß ſie deren keine erhalten, oder daß dieſe wenigſtens niemals ſo beſtimmt ſeyn werden, daß ſie nicht wieder andere begehren, und ſo den Streit ins Unendliche ziehen könnten. Der König wollte dieß Schreiben nicht fortſchicken laſſen, dennoch erlaubte er, daß ſie, ein Jeder inſonderheit, an den Pabſt ſchrieben, auch um Erläuterungen von ihm zu begehren. Er hatte Urſache zu fürchten: „ſie möchten, wenn ſie gemeinſchäftlich ſchrieben, ungeachtet ihrer geringeren Anzahl, unter der Geiſtlichkeit des Reiches einen beſondern Körper ausmachen, und vielleicht ſelbſt die Verſammlung, mit der ſie doch gebrochen hatten, vorſtellen wollen.“ Er blieb feſt bey dem Entſchluße, und ließ es nicht zu, daß ſie anderſt, als ein Jeder insbeſondere ſchrieben, was ihnen gar nicht willkommen war. *) Der Hirtenbrief der Verſammlung

*) Hätten ſie jedoch nichts, als Erläuterungen, wie ſie es ſcheinen wollten, angeſuchet; was konnte ihnen daran gelegen ſeyn, ob ſie gemeinſchäftlich oder inſonderheit ſchrieben? Da ein Jeder aus ihnen die Freyheit zu ſchreiben hatte; würde das Begehren, welches ſie gethan hätten,

lung wurde, wie das königliche Patent, in die Provinzen an alle Biſchöfe geſchicket. Man ſchloß demſelben die Berathſchlagungen und alle Schriften der Verſammlung bey; und man bath die Prälaten: „daß ſie ſich der Mittel bedienen möchten, welche ihre vierzig Amtsgenoſſen für gut befunden haben, um das Heiligthum der Wahrheit und Eintracht zu erhalten.“ Es waren in ganz Frankreich nicht mehr, als ſieben Biſchöfe, welche ſich den acht für die Parthey erklärten Biſchöfen (faſt alle nur durch ihr Stillſchweigen) günſtig bewieſen. Und dieſe verdammten noch das Buch des Quesnel, und die Meiſten aus ihnen verdammten es ſogar als eine Schrift, welche Irrlehren, und ausdrücklich Irrlehren des Janſenius enthalte. Alle übrigen Biſchöfe des Reiches, in der Ueberzeugung, daß ſie nichts Beſſeres thun könnten, als jenen der Verſammlung beyzutreten, ließen ſich ihre Annehmungsformel und die Vorſchrift ihres Hirtenbriefes gefallen, ohne daran ein Wort zu ändern. Man ſah dann eine Menge Hirtenbriefe erſcheinen, die alle zu Gunſten der Konſtituzion übereinſtimmten.

Der Erzbiſchof von Cambrá war einer der erſten, der ſich durch ſeinen Eifer, durch ſeine Beredſamkeit auszeichnete. Voll des Eifers gegen die Beſchimpfungen, die man täglich dem heiligen Stuhle anthat, und gegen die Hartnäckigkeit, mit der man die verdammten Irrthümer vertheidigte, rief er in ſeinem Schreiben: „O römiſche Kirche! o heilige Stadt! o geliebtes und gemeinſchäftliches Vaterland aller wahrhaften Chriſten! In Jeſu Chriſto iſt weder Grieche, noch Scythe, weder Barbar, noch Jude, noch Heide. Alles macht nur ein einziges Volk in deinem Schooße aus; alle ſind Bürger Roms; jeder Katholike iſt ein Römer. Aber woher kömmt es, daß ſo viele ausgeartete Kinder ihre Mutter verkennen, und ſie, wie eine Stiefmutter anſehen. O Kir-

---

nicht weniger gemeinſchäftlich, noch auch die Antwort verſchieden geweſen ſeyn.

Kirche, in welcher Petrus immer ſeine Brüder ſtärken wird! O wenn ich je deiner vergeſſe, ſoll auch meine Rechte ihrer ſelbſt vergeſſen, und meine Zunge an meinem Gaumen verdorren, wenn du nicht bis auf den letzten Hauch meines Lebens der Gegenſtand meiner Lobgeſänge biſt!"

Auch die Biſchöfe der Gegenparthey erließen Hirtenbriefe gegen das Quesnelliſche Buch, auch ſie alle verdammten es, als janſeniſch, und alſo als ketzeriſch, als gottlos, als äußerſt verdammlich. Der Cardinal von Noallià hatte ſich gleichfalls ſchon dagegen erklärt: „daß er ſeinen Namen an dem Titelblatte eines von der Kirche verdammten Buches nicht mehr dulden könnte." Er erließ einen zweyten Brief, in welchem er von eben dieſem Werke, wie von einem in ſeinem Bisthume durchaus verbotenen Buche ſprach.

So war nun das ſo unnöthige, lange Fechten und Ränkeſchmieden des Eigenſinnes, des Stolzes, und des Ungehorſames in Frankreich wieder am Ende — wieder am Anfange. Der am 25. Februar des Jahres Chriſti 1714 von Noallià erlaſſene Hirtenbrief war wiederholter Ruf zum Aufſtand, zum Ungehorſam gegen die unverwerflichſte Entſcheidung der Kirche, die je außer den Concilien geſchehen iſt. Der Erzbiſchof von Paris, welcher wie alle ſeine Anhänger, weit entfernt, nach der Verdammung des Buches auch der unbedingten Annahme der Bulle beyzutreten, griff ſie vielmehr durch liſtige Wendungen, durch Schleichwege, durch Auſſenſcheine einer betrügeriſchen Ehrfurcht an, die da weit gefährlicher waren, als die offene, verwegene Sprache einiger andern Partheygänger. Er ſagte: „Er habe ſich zu dem Schritte, den er in Anſehung der Bulle gethan, nicht eher entſchloſſen, als nachdem er ſich überzeuget hätte, dieſer wäre der ehrerbiethigſte Schritt gegen den heiligen Stuhl, und das ſicherſte Mittel, die Wahrheit aufrecht zu erhalten, und ſeinen Schäflein einen Frieden zu geben, den er ihnen auch mit Verluſt ſeines Lebens verſchaffen wollte." Er ſetzet hinzu: „es hätte ihn

das

das Beſte und Vernünftigſte gedünkt, ſich an den Pabſt zu wenden, ihm ſeine Zweifel, und ſeinen Kummer vorzulegen, ihn zu bitten, er möchte die bangen Gewiſſen wieder beruhigen, die Freyheit der katholiſchen Schulen handhaben, und den Frieden in den Kirchen erhalten." Nach alle dem verbietet er allen geiſtlichen Perſonen unter Strafe der ſchon durch die That allein verwirkten Suſpenſion: „irgend eine gerichtsbarkeitliche Handlung, oder was immer für eine Verrichtung in Anſehung der Bulle auszuüben, und ſie eigenmächtig ohne ſein Wiſſen anzunehmen" — oder mit andern Worten: ein Biſchof verbiethet unter Kirchenſtrafen, was die ganze Kirche, was der heil. Glaube gebiethet, nämlich: „eine dogmatiſche Bulle, eine Entſcheidung des Oberhauptes der Kirche anzunehmen." Dieſes Unternehmen ward durch den Umſtand der Zeit, zu welcher es gewagt wurde, noch mehr auffallend und verwegen; man ergriff den Augenblick, da der König die Sorbonn verſammeln ließ, auf daß ſie der Annehmung der Biſchöfe beytreten, und die Conſtituzion einregiſtriren ſollte. So ſah man einerſeits den König gebieten, andrerſeits den Erzbiſchof verbieten: „die Bulle anzunehmen." Ihm ſelbſt kam dieſer Schritt ſo gewagt vor, daß er den Tag zuvor den Cardinal von Rohan um ſeine hilfreiche Hand anflehte, um ſich mit Ehren aus der Klemme, in die man ihn gebracht hatte, herauszuarbeiten. Aber dieß war eine jener mißlichen Lagen, wo man alles ergreift, ohne ſich irgendwo feſt zu halten. Um ihn jedoch zu beſtärken, oder vielmehr ihn aufzuziehen, riethen die, von welchen er umlagert war, jenen glücklichen, ihren Vätern ſo trauten Ausweg einzuſchlagen. Die Theologen ſollten ſich den erſten März verſammeln; und ſie verſammelten ſich wirklich. Die vorhergehende Nacht wurde der erzbiſchöfliche Brief gedrucket; und bey der Eröffnung der Verſammlung erſchien er, unterſchrieben am 25. Februar. Ein Buchhändler theilte an der Saalthüre allen Theologen, ſo, wie ſie hineingiengen, Abdrücke unentgeldlich mit; aber dieſe Ausdrücke waren ſo friſch, oder vielmehr ſo

naß,

naß, daß man ohne Augenhilfe mit der Hand die friſche Preſſengeburt wahrnahm. Doch die Parthey dachte mit Zuſammenhang. Sie wußte, daß das durch die Bulle verdammte Buch unter den Doktoren der Sorbonn ſeine Anhänger habe, daß inſonderheit Doktor Ludwig Habert, deſſen Theologie erſt vor Kurzem von einigen Biſchöfen, als des Janſenismus verdächtig, war verboten worden, eben ſo große Unterwerfung gegen den Hirtenbrief, als Widerſetzlichkeit gegen die Bulle bezeigen würde, ohne die Doktoren zu rechnen, welche vormals den berüchtigten Gewiſſensfall unterzeichnet haben. In der That waren verſchiedene Doktoren, theils weil ſie der Parthey anhiengen, theils weil ſie ſich vor der Suſpenſion zu fürchten vorſchützten, der Meynung, man ſoll über die päbſtl. Bulle nichts beſchließen. Es wurde auch wirklich dieſen Tag hierüber nichts beſchloſſen. Einige Tage darauf verſammelten ſich die Theologen wieder. Nach einigem Wortwechſel, nach vielen Bedenklichkeiten von Seite mehrerer Partheygänger, die drey bis viermal ihre Meynung änderten, entſchied endlich den 5. März die Mehrheit der Stimmen für die Regiſtrirung und Annahme der Bulle. Den zehnten ebendieſes Monates und Jahres Chriſti 1714 ward der Schluß wieder vorgeleſen; dann ohne die geringſte Widerrede beſtättiget; und von nun an der Handel nach den Geſetzen der Fakultät als beygelegt und geendiget angeſehen. Es wurde dann durch Abgeordnete an den König, von allem, was vorgegangen, Bericht erſtattet.

Anton Ulrich, der Herzog von Braunſchweig und Lüneburg, zeigte ſich ſeit ſeiner Zurückkehre in den Schaafſtall Chriſti ſtandhaft als reiner Eiferer für den allein wahren heiligen Glauben; er geſtattete ſogleich die freye Ausübung der katholiſchen Religion in allen ſeinen Staaten. Er verabſcheuete ſeitdem im Innerſten ſeines Herzens jede Ketzerey. Seine Freude, die Wahrheit, den Weg des Heils gefunden zu haben, war ſtetshin ſo groß und ſo lebhaft, daß er oftmals ſagte: „Seinem Glücke mangle jetzt nichts mehr, als bald ſterben zu

dür-

dürfen.“ Und die heilige Freuden-Fülle, dieſe Seligkeit in Gott, war in ihm nun ſchon ſo übermäßig, daß es ihm nun ſchon wie unmöglich war, ſelbe in ſich verſchloſſen, und zurück zu halten; überall brach ſie ihm von ſelbſt los, wollte ſich mittheilen, ſich anbringen, eindringen auch in Andere. Vorzüglich arbeitete er wie ein Apoſtel an Bekehrung der Seinigen. Seine Tochter, Henrika Chriſtina, eine vortreffliche Prinzeſſinn, folgte gar gerne ſeinem Beyſpiele; auch ihre Schweſter, Eleonora von Schwarzenburg, war dadurch ſchon halb gewonnen; doch wollte dieſe alles noch beſſer, wenigſtens länger überlegen. Ihr aus aller Bedenklichkeit und Verwirrung geſchwinder herauszuhelfen, bath ſie der liebvolle, väterlich für alle ſeine verirrte Schäflein ſorgende wahrhaft gute Oberhirt Pabſt Clemens der XI. inſtändig: „ſie möchte aufrichtig alle ihre Zweifel ihm vortragen.“ Endlich wurde dem frommen Herzog auch das zu Theil, was er ſeit ſeiner Bekehrung unaufhörlich und ſehnlichſt wünſchte; er durfte bald ſterben; er ſtarb noch dieſes Jahr Chriſti 1714 am 27. März. Seine Tochter Henrika Chriſtina gab hierüber Nachricht nach Rom, und erhielt von daher einen liebvollen väterlichen Troſtbrief. Pabſt Clemens der XI. berief dann ſeine Cardinäle, theilte ihnen ſeine Trauer, ſeinen Schmerzen, ſeine innigſte Betrübniß mit, mit den Worten: „Bereits vier Jahre floſſen dahin, ſeitdem ich euch voll innigſter Herzensfreude die frohe Nachricht mittheilte: Anton Ulrich, der Herzog von Braunſchweig und Lüneburg, habe nicht aus übereiltem ſchnellen Entſchluſſe, nicht durch Leichtſinn hingeriſſen, nicht angereizet und geblendet durch irgend einen zeitlichen Gewinn, ſondern, er habe nach Jahre langer Ueberlegung, wohl einſehend, die Gefahren, die viele äußerſt abſchreckenden Beſchwerniſſe, die Leiden, die, wenn er ihn wage den Schritt, ſeiner warten, aus Liebe zur erkannten Wahrheit, mittels des Gnadenlichtes von oben davon überzeugt, ſeiner unſterblichen Seele Heil noch zu retten, habe er der luterſchen Ketzerey, in welcher er

ge-

geboren und erzogen ward, öffentlich entſagt, Luters Irrthümer verworfen, abgeſchworen, und den allein wahren, heiligen, katholiſchen Glauben angenommen. Heute verkünde ich euch den Tod dieſes Fürſten, die ſchmerzlichſte Trauer-Nachricht, die ich ohne innigſte Wehmuth und Betrübniß nicht leſen konnte, die auch euch alle gleich niederſchlägt beym Gedanken, was damit die gute Sache, die wahre Religion, was wir alle damit verloren haben. Balſam in dieſe Wunden, Linderung dieſes Schmerzens findet ſich nirgends, als im Andenken an die wahre gründliche Gottſeligkeit des Abgeleibten, an ſeine Werke ſeit ſeiner Bekehrung, an ſein ruhiges, wahrhaft glückſeliges, freudenvolles Hinſcheiden. Entflammt für die Ehre des Hauſes Gottes erbaute er den prachtvollen Tempel in Braunſchweig." — Nun floß eine Lobrede aus dem Munde des heiligſten Vaters; voll Freude an dem Verewigten erzählt er nun ferners ſein Thun für die Sache Gottes, ſein Leben, ſein Sterben; am Ende empfiehlt er ihn eben ſo nachdrücklich in gemeinſames Gebeth, in frommes Andenken.

Pabſt Clemens der XI. arbeitete auch dieſes Jahr, ſo gut er konnte, an Wiederherſtellung des Friedens zwiſchen dem deutſchen Reiche und Frankreich; ſo ſehr auch die Ketzer alles thaten dieß Geſchäft immer mehr zu erſchweren. Es lag den proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlandes der vierte Artikel des Ryswiker-Traktates noch immer am Herzen. Sie konnten nicht leiden, daß die katholiſche Religion in allen den Orten, woraus ſie einmal war verbannet worden, wieder hergeſtellet würde; weil ſie den Traktat einen Reichsvertrag nannten, und den Artikel als ein Grundgeſetz anſahen. Sie kamen aufs Neue damit angezogen auf dem Friedenscongreſſe, der im Jahre Chriſti 1714 zwiſchen dem deutſchen Reiche und Frankreich zu Raſtadt, einer alten Reſidenz der Markgrafen von Baden, gehalten wurde. Aber Pabſt Clemens der XI., welcher die ganze Hartnäckigkeit des ketzeriſchen Eifers kannte, hatte ſich darauf gefaßt gemacht; um ihren gewohnten Griffen auszulenken, ſandte er

er wieder den geſchickten Paſſionei, der auch zu Raſtadt dem hohen Begriffe, den man in Utrecht von ihm bekam, entſprach. Der Artikel wurde nicht nur allein in ſeiner ganzen Vollſtändigkeit erhalten, ſondern es wurde noch im Betreff der Vollziehung verordnet: „daß, wenn ſich irgend ein Staat, eine Stadt, oder ein anderer Ort finden ließe, wo er noch gar nicht, oder nur unvollkommen wäre vollzogen worden, man ſich ohne Verzug, und ohne die geringſte Abänderung nach demſelben richten ſollte; was man immer für einen Vorwand dagegen anführen könnte." Der Erzbiſchof von Cöln, Joſeph Clemens, wurde in alle ſeine Rechte, ſo wie in alle Güter und Anſprüche der Kirche von Hildesheim wieder eingeſetzet, ungeachtet aller Unternehmungen, die drey Jahre vorher gegen ſie durch den Herzog von Hannover geſchehen ſind. Was die vom Ludwig dem XIV. abgetretenen Ortſchaften betrifft, beſchloß man: „daß alles, was irgend einen Bezug auf die Religion hatte, in den Stand hergeſtellet werden ſollte, in welchem es vor dem Kriege war; man ſollte alſo in den katholiſchen Städten von dieſer Zeit an die Magiſtratsſtellen nur an Katholiken vergeben; die Biſchöfe, und die übrige Geiſtlichkeit, Mönche, Nonnen, und Maltheſerritter in dem Genuße aller ihrer Rechte und Einkünfte, die ſie unter der franzöſiſchen Herrſchaft beſaßen, laſſen; hat man ſie an einigen Orten derſelben beraubet, auf welche Art, oder unter welchem Vorwande es immer geſchehen ſeyn mag, ſollte man ſie ihnen unverzüglich zurückgeben; und wenn es verſchoben würde, dafür, von dem Tage der Verordnung an, die Schadloshaltung leiſten. Nachdem der Traktat geſchloſſen war, brachte Paſſionei noch verſchiedene Geſchäfte glücklich zu Stande. Die Güter einer Abtey, die allzu reich war, als daß ſie nicht die ketzeriſche Habſucht darnach lüſtern machte, waren von einem proteſtantiſchen Fürſten, welcher ohne alle Umſtände den Abt daraus vertrieben hatte, eingezogen worden. Der päbſtliche Geſandte erhielt von dem Kaiſer ein Reſcript, das den unrechtmäßigen Beſitzer nöthigte,

das

das Kloſter dem Abte, und dem Kloſter die Güter zu: rückzuſtellen. Einen ähnlichen Dienſt leiſtete er einigen Kirchen in Trier und Lüttich, die unter dem nämlichen Drucke ſeufzten. Auf Befehl des oberſten Seelenhirten unternahm er, die Familie der Herzoge von Braunſchweig und Lüneburg zu bekehren. Der oberſte Seelenhirt ſchrieb zu gleicher Zeit die rührendſten und dringendſten Briefe an dieſe Prinzen. Und es wurde dieß herzogliche Haus bald ganz und vollends fürs Reich Gottes eingenommen, gewonnen, gerettet.

Die Ketzerey grämte ſich über die Siege des heili: gen Glaubens; ſie gab ſich bey dem jungen Herzog von Braunſchweig alle Mühe, ihn zu bewegen, daß er wenig: ſtens die Bewilligung ſeines Vaters zu Gunſten der ka: tholiſchen Religion widerrufen möchte. Sie ſchmiedete alle mögliche Ränke, vorzüglich in Braunſchweig und Wolfenbüttel, um das Volk gegen dieſe Bewilligung zu empören. Aber die Wachſamkeit Clemens des XI. verlor das, was er einmal zum Beſten der Religion unternom: men hatte, nimmermehr aus den Augen. Er wandte ſich an die Kaiſerinn Eliſabeth, eine Nichte des verſtor: benen Herzogs Ulrich; und durch die Vermittelung die: ſer Prinzeſſinn erhielt er von dem neuen Herzoge, daß der Wille ſeines Vaters pünktlich vollzogen wurde; der junge Herzog ließ es nie zu, daß die väterliche Willens: meynung nur im Geringſten verletzet wurde.

Mit anfangendem Jahre Chriſti 1715, am 8. Jäner deſſelben durfte enden ſeinen Lauf, wurde weggenommen vom Kampfplatz, fieng an recht zu leben, ewig zu leben, zu ſeyn am Ziel der große — F e n e l o n, der Erzbiſchof von Cambrá; dieß Tugend: Beyſpiel, vorzüglich der Demuth, dieſe Zierde der Gelehrten, dieſe Ehre der Biſchöfe, den um ſo mehr ſeine Thaten und ſeine Schriften loben und groß machen, je weniger er ſelbſt aus ſich machte. Er hinterließ ein Buch über Erziehung der Töchter, eine Abhandlung vom Hirtenamte, eine Erklärung des innern Lebens, eine Schrift gegen die Irrthümer des Molinos, die Geſchichte Telemachs, und

Briefe und Aufſchlüſſe, und Beſcheide, und ſonſtige kleinere Werke die Menge.

Pabſt Clemens der XI., nebſt dem, daß ihn von allen Seiten und Orten her alle Arten Geſchäfte, Sorgen, Verdrüßlichkeiten und Leiden trafen, war beynebens immer noch auch mit benachbarten Fürſten im Kampfe. Die Könige von Sicilien behaupteten noch immer: „daß ſie in Kraft einer vor Zeiten erhaltenen päbſtlichen Bulle auf immer die ganze päbſtliche Macht, faſt in allen Ländern ihrer Bothmäßigkeit beſäßen.“ Der gelehrte Baronius hatte die Aechtheit dieſer Bulle angeſtritten; und ſeine Gründe müſſen ziemlich wichtig geweſen ſeyn, weil man ihm mehr mit Gewalt, als mit Vernunftſchlüſſen erwiederte, das iſt, ihn beym folgenden Conclave von dem Pabſtthume ausſchließen ließ. Auch die Römer, und alle vernünftigeren Kritiker haben nicht minder behauptet: „daß dieſe Bulle unterſchoben worden ſey.“ Es war aller Welt auffallend und unbegreiflich, daß ein weltlicher Fürſt, und ſeine Nachkömmlinge ununterbrochen, geiſtliche Verrichtungen eines apoſtoliſchen Geſandten ausüben, und ihre profanen Offiziere von Kirchenſtrafen losſprechen, wie es in dieſem Zwiſte geſchehen iſt. So war dann alles in größter Verwirrung; als der Herzog von Savoyen vor 2 Jahren das Königreich, und den königlichen Titel von Sicilien übernahm. Die Meynungen änderten ſich mit der Regierung. Man hat geſehen, wie die Offiziere des Gerichtshofes der Monarchie dachten, und handelten, ſo lange Sicilien unter ſpaniſcher Bothmäßigkeit ſtund. Da es dem Herzoge von Savoyen übergeben wurde, ſagten eben dieſe Offiziere öffentlich: „dieſer Gerichtshof wäre ein Unding.“ Sie bekannten, daß ſie unverantwortlich wären, da ſie ihn mit ſo vielen Aergerniſſen behauptet haben, und betheuerten: „daß ſie Sicilien mit gutem Gewiſſen nicht verlaſſen könnten, ohne ſie vorher, ſo viel an ihnen iſt, durch einen öffentlichen Widerruf ihres Betragens gut zu machen.“ Ja der Marquis de los Babbazes, ehemaliger Viecekönig für Spanien, der

Prä-

Präſident des Gerichtshofes, und mehrere dieſer Beamten traten ihre Reiſe nicht ehr an, als nachdem ſie ihre Fehltritte durch öffentliche Schriften verabſcheuet, und von dem heil Vater die Losſprechung von den Kirchenſtrafen erhalten haben. Dieß machte unter dem Volke ein großes Aufſehen; es entrüſtete ſich gegen die Misbräuche, die man jetzt verwarf. Einhelliges Geſchrey von einem Ende der Inſel bis zum andern forderte die Beylegung dieſes unſeligen Handels zum völligen Genügen des heiligen Stuhles. Der heiligſte Vater, welcher ſowohl über die Ungereimtheit, als über die Misbräuche dieſer abentheuerlichen Gerichtsbarkeit ſeufzte, glaubte, zur Abſtellung derſelben in günſtigen Umſtänden zu ſeyn. Er gab anfangs wider den Urtheilsſpruch, welcher das Interdikt des Biſchofes von Catana für null und nichtig erklärte, eine Bulle heraus; und man fand Mittel, ſie in dieſer Stadt beynahe zu gleicher Zeit anſchlagen zu laſſen, als der Herzog von Savoyen in ſein neues Königreich kam. Bald darauf ſah man in der Hauptſtadt zwey Ermahnungsſchreiben erſcheinen, das eine wider die, welche dem Erzbiſchofe von Meſſina und dem Biſchofe von Girgenti die Landesverweiſung angedeutet haben; das andere wider den Richter des Gerichtshofes der Monarchie. Die Immunitätskongregazion ließ dann unter der Strafe der Suſpenſion, und des Verluſtes aller Würden an verſchiedene Ordensgemeinden in Sicilien den Befehl zur Beobachtung des Interdiktes ergehen. Eine beträchtliche Anzahl der Religioſen glaubte, gehorchen zu müſſen; und wurde genöthiget, in Italien hinüberzuſetzen, wo der heiligſte Vater für ihren Unterhalt ſorgte. In kleinen Staaten ſcheinen alle Rechte einen übergroßen Werth zu haben. Die ſavoyſchen oder piemonteſiſchen Miniſter in Sicilien, welche aus dem, was die Spanier allmählig für ein Unding hielten, das wichtigſte Geſchäft machten, nahmen ihre Maaßregeln, um dem Volke Einhalt zu thun, und giengen ihren Weg fort. — Im April vorigen Jahres ergieng im Namen des neuen Königes eine Verordnung,

wodurch ſich der römiſche Hof ſehr beleidiget fand. Man trat dennoch in Unterhandlungen, und man bediente ſich dazu des Cardinals de la Tremowill bey dem heiligſten Vater. Aber all ſein Verwenden, alle ſeine Bemühungen und Vorſtellungen waren fruchtlos. — Ohne weiters nun im Februar dieſes Jahres Chriſti 1715 ſtellte Pabſt Clemens d. XI., welcher nun den Gerichtshof der Monarchie von vorne angriff, das Legazionsrecht der ſicilianiſchen Könige durch eine öffentliche Bulle ab; dann exkommunicirte er den Richter und die Beamten dieſes Gerichtshofes, wie auch die Regular- und Weltgeiſtlichkeit, die das Interdikt nicht beobachtet hatte. Der Generalprokurator des Königs in Sicilien legte den 20. März darauf eine Appellazion ein, von dem übel berichteten an den beſſer berichteten Pabſt, an den apoſtoliſchen Stuhl, und an alle die, an welche man ſich nach den Kirchen-Satzungen wenden kann. Hochtönende Worte, kleinlichte Mittel, die zu nichts dienten, als eine Menge Zankſchriften zu verfertigen, wobey zwanzig erbitterte Redner nach Verſchiedenheit ihrer Launen und Vorurlheile ihre Federn mit Galle tränkten. So verhielt es ſich mit dieſem Prozeſſe, als der König in Spanien, wegen des Tauſches, den der Herzog von Savoyen mit ſeinem Königreiche an den Kaiſer für eine andere Erſtattung machen wollte, Truppen dahin ſchickte, welche anfangs viele Städte um ſo leichter eroberten, da die Sicilianer ſehnlich wünſchten, unter der Oberherrſchaft dieſer Krone zu leben. Faſt ſobald dieſe Städte den Spaniern ihre Thore geöffnet haben, begehrten ſie: „daß man den Unruhen, welche der Gerichtshof der Monarchie erreget hat, ein Ende machete.“ Der König von Spanien that ſeinem Miniſter in Rom den Auftrag: „mit dem Pabſte darüber zu unterhandeln.“ Es wurde mit beyderſeitiger Genehmigung beſchloſſen: „daß alle die, welche aus Urſache des beobachteten Interdiktes waren gezwungen worden, die Inſel zu räumen, zurückberufen; alle in ihre Aemter und Güter, die ſie durch die königlichen Miniſter verlo-

ren

ren hatten, wieder eingeſeʒet werden; jene hingegen, die von dem Oberhaupte der Kirche wegen Verleʒung des Interdiktes waren beſtrafet worden, ſollten der Strafe unterworfen bleiben, bis ſie der heiligſte Vater ſelbſt aufheben würde; die, welchen Pabſt Clemens der XI. Aemter und Ehrenſtellen ertheilet, weil ſie ſeine Beſchlüße vollzogen haben, ſollten ſie ferner beybehalten, und jene, welche in die Exkommunikazion verfallen ſind, ſo lange der Gemeinſchaft der Kirche beraubt ſeyn, bis ſie in ſich gegangen wären, und die Losſprechung erhalten hätten; endlich ſollten die Leichname der Biſchöfe von Catana und Girgenti, welche während ihrer Landesverweiſung zu Rom geſtorben ſind, zurückgebracht, und in ihren Kirchen mit allen Ehrenbezeugungen zur Erde beſtattet werden; und die Generalvikarien, die ſie ihre Sprengel zu verwalten ernennet haben, die Verwaltung derſelben wieder übernehmen, und ſo lange behalten, bis ſie den Gebräuchen und Saʒungen gemäß, davon befreyet werden. Würden dieſe Punkte alle aufs genaueſte vollzogen ſeyn, ſollte der heiligſte Vater die Vollmacht das Interdikt aufzuheben, den Generalvikarien der Biſchöfe, die es verhänget hatten, ertheilen. Und ſo wurde dieſer langwierige, und recht verdrüßliche Handel doch endlich einmal geendet.

Nun hatten bereits auch alle Univerſitäten in Frankreich, ohne Ausnahme, nach dem Beyſpiele der Sorbonn die Bulle *Unigentius* angenommen; und alle Parlamente in den Provinzen nach dem Beyſpiele des Parlamentes der Hauptſtadt ſie einregiſtriret. Alle auswärtigen Doktoren und Prälaten, die es bey einer ſtillen Annehmung, oder, daß ſie ſich nicht darüber beſchwerten, konnten bewenden laſſen, glaubten nichts deſtoweniger, in Anſehung des Gepränges, welches man in Frankreich machte: „die Bulle ausdrücklich annehmen zu müſſen;" und ſie thaten es in kürzerer und längerer Zeitfriſt; je nachdem ſie früher oder ſpäter von dem, was in Frankreich vorgieng, Wiſſenſchaft haben konnten. Der Biſchof von Namur verordnete die Kundmachung

der

derſelben den 4. Februar ſchon voriges Jahres, und vor dem Ende des Heumonates wurde ſie in ganz Niederland, das Bisthum von Arra ausgenommen, und in den drey Churfürſtenthümern bekannt gemacht. Die theologiſche Fakultät zu Köln nahm ſie inſonderheit den 11. Jäner dieſes Jahres Chriſti 1715 aufs feyerlichſte an. Wenn ſchon die gegenwärtigen Irrlehren nie in Lothringen eingedrungen haben, war doch die Univerſität dieſer Provinz nicht zufrieden, ſie den 16. July angenommen zu haben; ſie erklärte auch: „daß ſie ein unumſtößliches Urtheil der Kirche, eine unveränderliche dogmatiſche Regel ſey.“ Sie verfaßte eine Unterwerfungsformel, welche alle Doktoren und Glieder der Fakultät unterſchreiben mußten. In den Bisthümern von Lüttich, Hildesheim, Speyer, Würzburg, Regensburg, und in vielen andern dieſes Erdſtriches war ſie ſchon früher, und ſo aller Orten angenommen worden.

Wiewohl die Bulle nirgends außer Frankreich, und auch da von ſehr wenigen angeſtritten wurde; wiewohl ſie ſchon das ganze katholiſche Europa angenommen, oder ſich zur aufrichtigen Annehmung derſelben bereitwillig erzeiget hatte, ſah man doch einen widerſinnigen aber gefährlichen Witzling aufſtehen, der in ſeinem Buche mit der prahleriſchen Aufſchrift: „das Zeugniß der Wahrheit“, die Unverſchämtheit begieng, ſich gegen die Bulle auf die einhellige Stimme des Publikums zu berufen. Nirgends findet man mehr Feuer und mehr Aufbrauſung, als in dieſem Werke, aber auch nirgends weniger Zuſammenhang, Gründlichkeit, und Beurtheilung. Ohne die Tiefe ſeines Syſtemes zu erforſchen, welches auf den Grundſatz des Marx Anton von Dominis, und urſprünglich auf jenen des Luters und Kalvins gebauet iſt, die das Urtheil der Biſchöfe dem Urtheile der gläubigen Gemeinde untergeordnet haben wollen, und auf dieſe Art das Volk zum oberſten Schiedrichter des wahren Glaubens machen; ſo ſieht man ſchon auf den erſten Blick, wo der gottloſe Schriftſteller hinaus will. Man brachte jetzt wieder neuerdings ei-

eine Menge dergleichen Schriften in Umlauf, um denſelben Zweck endlich doch zu erreichen. Eines der bosrhafteſten dieſer Höllenwerke war die „Hexapel.“ Der Verfaſſer deſſelben befliß ſich vor allem, der Bulle die Bibel und Väter entgegen zu ſtellen, gewiſſe Anmerkungen einzuſtreuen, um die dem heiligen Stuhle ſchuldige Ehrfurcht und Unterwürfigkeit zu erſticken; und den Irrthum auf Koſten derjenigen zu rechtfertigen, die zu deſſen Verdammung mitgewirket. Die Verbreitung dieſer Schmähſchriften, und noch vieler anderen ärgerlichen Geburten, nebſt dem Ermahnungsſchreiben des heiligſten Vaters brachten den König auf den Entſchluß: „die, welche durch Gelindigkeit und Ueberzeugung nicht konnten zu paaren getrieben werden, mit königlicher Gewalt zu unterjochen.“ Biſchöfe die Menge, allein von dem Eifer für das Beſte der Kirche beſeelet, waren dieſer Meynung, und wollten: „daß man ohne Verzug wider die Gegenparthey nach aller Strenge verfahren ſollte.“ Aber es fanden ſich immer wieder einige, die der Gottloſigkeit forthalfen, als Mittler in verſchiedenen ſchönen Geſtalten ſich aufdrangen; dieſe traten jetzt in heimliche Verbindung, die man die Parthey der Unterhändler nannte. Zu allen Zeiten, und in den wichtigſten Angelegenheiten ſind derley Unterhändler der Kirche mehr ſchädlich geweſen, als ihre wirklichen Feinde. Hier begannen die traurigen Unterhandlungen, wo einerſeits Schonung, und andererſeits Betrug in die Länge ſpielte; man würde an kein Ende kommen; wenn man alle die Kniffe und Ränke, die jetzt neuerdings anfiengen und fortdauerten, alle aufdecken, und erzählen wollte.

Während ſo unterhandelt, und verſchiedene Mittel vorgeſchlagen und verworfen wurden, unter andern auch ein Nazional-Concilium in Frankreich, erkrankte Ludwig der XIV., der König von Frankreich, welcher durchaus auf ein in ſeinem Reiche zuhaltendes Concilium drang. Der Zuſtand des allerchriſtlichſten Monarchen war in kurzer Zeit in ganz Rom bekannt; und

ganz Rom wurde darüber beſtürzt; man lief in die Kirchen. Der Zuſammenfluß war unbeſchreiblich, beſonders in der Nazionalkirche zum heiligen Ludwig, wo das allerheiligſte Sakrament Tag und Nacht ausgeſetzt blieb. Faſt das ganze heilige Collegium fand ſich da verſammelt ein; und der heiligſte Vater zerfloß mitten unter ihnen in Thränen, und konnte ſeine Wehmuth nicht bergen. Leute von jedem Stande, von jedem Alter und Himmelsſtriche vermengten ihre Wünſche und Thränen mit jenen des allgemeinen Vaters. Den 24. Auguſt nach dem Abendeſſen äußerte ſich die Gefahr des Königs durch heftige Schmerzen, die er in ſeinem ganzen Leibe fühlte, und durch eine außerordentliche Entkräftigung. Bald darauf merkte man, daß eines ſeiner Beine faſt alles Gefühl verloren habe; worüber er gegen eilf Uhr in der Nacht ſeinen Beichtvater verlangte. Den folgenden Tag, am Feſte des heiligen Ludwig, befand er ſich beſſer. Den Abend wollte man noch ein Concert aufführen, das aber nur deßwegen unterblieb, weil er eingeſchlafen hatte. Nachdem er erwachet, fand man ſeinen Puls ſehr geändert, und bemerkte eine Sinnloſigkeit, die aber nicht lange anhielt. Als er zu ſich gekommen war, und ſelbſt ſeinen Zuſtand für gefährlich hielt, verlangte er die heilige Wegzehrung, welche er ſo, wie die letzte Oelung mit den erbaulichſten Geſinnungen der Andacht, und mit der vollkommenen Gegenwart des Geiſtes empfieng. Er erweckte von ſich ſelbſt nach Kräften die göttlichen Tugenden, und beantwortete alle Gebethe, die da entrichtet wurden. Den folgenden Tag hielt mans für rathſam, in ſeinen Schenkel einen Schnitt vorzunehmen. Dieſe chirurgiſche Arbeit währte lange; und da man in dem lebendigen Fleiſche herumſchnitt, und bis auf das Bein hineindrang, ſo mußte er entſetzlich leiden. Aber er litt mit einer ſolchen Starkmuth, daß der Leibarzt, der ihm während des Schnittes den Puls fühlte, darinn nicht die geringſte Aenderung wahrnahm. Nun konnte man nicht mehr zweifeln: „daß

der

der Brand von innen käme, und die Krankheit unheilbar ſey.“ Nach Verbindung der Wunde verlangte er den Dophän zu ſprechen. Man führte ihn vor; er konnte ihn nicht anſehen, ohne innigſt gerührt zu werden; er liebkoſete ihn, und ſagte: „Mein Sohn! Du wirſt ein großer König werden; aber du wirſt nur nach dem Maaße glücklich ſeyn, als du Gott unterthänig ſeyn, und die Glückſeligkeit deines Volkes befördern wirſt. Vermeide den Krieg, ſo viel es dir möglich iſt; er iſt das Verderben der Völker; ich bekenne es mit Schmerzen, daß ich ihn mehrmals aus Leichtſinn unternommen, und aus Eitelkeit fortgeſetzet habe. Folge nicht meinem Beyſpiele nach.“ Alle Hofleute bath er dann auch um Verzeihung wegen der vielen Aergerniſſe, die er ihnen gegeben habe; er gab allen, und vielen Einzeln die ſchönſten Ermahnungen und Lehren. Das Uebel verſchlimmerte ſich täglich, und der Kranke wurde ſeit dem 26. oft mit Nervenkrämpfungen befallen, und im Kopfe verwirret; aber er kam ſogleich wieder zu ſich, ſobald man von Gott zu ihm ſprach; und um ihn von Zeit zu Zeit daran zu erinnern, verließ ihn ſein Beichtvater Pater lò Telliá nicht mehr. Da dieſer einſichtsvolle und ſtandhafte Fürſt, ungeachtet alles Lärms der Ketzerey und der Gottloſigkeit, die Jeſuiten jederzeit mit ſeiner Hochſchätzung beehret hatte, wollte er ihnen davon noch einen letzten Beweis geben. Den 27. ließ er den Marquis von Pont-Scharträn kommen, und ſagte ihm: „Sobald ich todt bin, werden ſie einen Befehl ausfertigen, um mein Herz in das Profeßhaus der Jeſuiten zu überbringen; und ſie werden es daſelbſt auf eben die Art, wie das Herz meines Vaters beyſetzen.“ Bey jeder Gelegenheit ſprach er von dem, was nach ſeinem Tode geſchehen ſollte; er unterhielt ſich oft von ſeinem Nachfolger; nannte ihn den jungen König; und da man bey dieſem Worte, wovon man ſich vor ihm in Acht nahm, ein Entſetzen äußerte: „Wozu, (ſprach er,) dieſe Bedenklichkeit? Dieß verurſachet mir keinen Kummer.“ Den andern Tag, nachdem er wieder das heilig-

ligſte Meßopfer, das nun täglich im Krankenzimmer entrichtet wurde, mit ſichtlicher Innbrunſt der Andacht mit entrichtet hatte, ſagte er zu dem Cardinal von Rohan, und zu dem Biſchofe von Moo: „O daß einmal die Unruhen in der Kirche geendet wären! Dieß iſt das Einzige, was ich zu erleben wünſchte! Aber Gott ließ es nicht geſchehen. Er thut alles zu ſeiner Ehre. Ohne Zweifel will er dazu ſich einer Hand bedienen, die ihm wohlgefälliger iſt, als die meinige. So rein meine Abſichten immer geweſen, ſo hatte dennoch das Publikum glauben können, daß ich aus Vorurtheil, oder nur, um meine Macht zu zeigen, handelte. Gott weiß, wie es von mir gemeynt war. Fahren ſie fort, er beſiehlt es ihnen, mit jenem Eifer, den ſie immer bewieſen haben, die Sache ſeiner Kirche handzuhaben; und erinneren ſie ſich meiner bey dem Altare. Ich ſterbe in dem katholiſch-apoſtoliſch-römiſchen Glauben. Mein ganzes Leben hindurch habe ich mich zu der Religion meiner Väter mit Herz und Mund bekennet. Ich werde bis ans Ende meines Lebens darinn verharren. Ich wollte lieber tauſendmal mein Leben verlieren.“ Man fragte ihn: „Ob er nichts gegen den Cardinal von Noallià auf ſeinem Herzen hätte?“ Er antwortete: „Er ſoll dieſen Augenblick kommen, wenn er will, und ich werde ihn herzlich umarmen, wenn er ſich nur dem heiligen Stuhle unterwerfen will; denn ich — ich will als ein katholiſch-apoſtoliſch-römiſcher Chriſt ſterben.“ Endlich waren die drey oder vier Tage, die er noch lebte, ein ſteter Gegenſtand der Erbauung, welche ungeachtet ſeiner äußerſten Schwachheit in dem Maaße zuzunehmen ſchien, wie er ſich dem Ende näherte. Freytag Abends, den 30. des Monates, fiel er in eine Schlafſucht, welche den ganzen Tag anhielt, und zu verſchwinden ſchien, ſobald man die Sterbegebethe der Kirche zu ſprechen anfieng. Der Todeskampf benahm ihm die Gegenwart des Geiſtes nicht; er ſagte noch dieſe letzten Worte: „Mein Gott! ſey mir gnädig und barmherzig; ſtehe mir bey, eile mir zu helfen!“ Dann gab er ſanft ſeinen Geiſt

auf,

auf, am Sonntage, den 1. September des Jahres Chriſti 1715, um halb neun Uhr Morgens. Er war in dem ſieben und ſiebenzigſten Jahre ſeines Alters, und in dem zwey und ſiebenzigſten Jahr ſeiner Regierung.

Kaum hatte der König von Frankreich, Ludwig der XIV., die Augen zugethan, als die niederträchtigen Neuerer, welche ein einziger ſeiner Blicke zu Boden ſchlug, in eine Verwegenheit ausarteten, die um ſo toller war, je mehr ſie ſelbe bisher unterdrücket haben. Sie ſpotteten öffentlich ſeines Andenkens, ſchmiedeten aufrühriſche Anſchläge, und machten ſie allenthalben bekannt. Sie trotzten auch den angeſehenſten Perſonen, und beſtrebten ſich, alle Stände des Staates zu entzweyen. Ein Wolkenbruch von Schmähſchriften überſchwemmte das Königreich. Man hetzte das Volk auf, um ihre eigenen Hirten zu richten. Die Uneinigkeit, die unter den Biſchöfen herrſchte, verbreitete ſich durch ihre Einwirkung auf die meiſten übrigen Gemeinden. Es wurden an einigen Univerſitäten Spaltungen angerichtet. Prieſter und Ordensgeiſtliche ſchüttelten das Joch des Gehorſames ab. Mit einem Worte, die Ausgelaſſenheit erhub, und verſtärkte ſich ſo ſehr, daß ſie alle aufrichtigen Gläubige beſtürzte, und daß man ſchon glaubte, am Rande der Trennung zu ſeyn. Der Umſtand einer angeſtrittenen Minderjährigkeit, die Gefahr eines bürgerlichen Krieges, beſonders, wenn ſich der Vorwand der Religion darein mengen ſollte, die Tollheit einiger brauſender Köpfe, ihre Ränkeſpielereyen, um die Einfältigen in ihren Handel zu verflechten, und die Verſicherung, mit der ſie auf ihre Stärke ſich brüſteten: „alles dieſes machte, daß man es für rathſam hielt, mit äußerſter Behutſamkeit darein zu gehen.“ Der Regent faßte den Entſchluß, zu dem, was er ſogleich zu ahnden für gefährlich fand, eine Zeitlang die Augen zuzudrücken, weil er die Starrköpfe und Schwindelgeiſter dahin zu bringen hoffte, daß ſie über ihre Ausſchweifungen und Ungereimtheiten einmal erröthen, oder ſie endlich zu nöthigen, ihren Unfug wieder gut zu machen.

chen. Er unternahm zuerſt, den Cardinal von Noalliä durch Gunſtbezeugungen zu gewinnen. Er rief verſchiedene Doktoren, welche dem Cardinal ergeben waren, aus dem Elende zurück; er überließ ihnen eine Menge Pfründen; und trieb die Beweiſe ſeiner Hochachtung ſo weit, daß er ihn dem Rathe in Gewiſſensſachen an die Spitze ſtellte. Indeſſen war auch eine ſeiner Hauptſorgen, dem heiligen Vater zu ſchreiben, und ihn von eben der Ehrfurcht und Ergebenheit gegen den apoſtoliſchen Stuhl zu verſichern, die den verſtorbenen König ausgezeichnet haben. Um ſein Betragen gegen den Cardinal einigermaaßen zu rechtfertigen, ſchrieb er an ſeine Heiligkeit: „daß er wenigſtens in einem Monate die Quelle der Unruhen zu verſtopfen hoffte.“ Der Cardinal hat ihm wirklich ſein Wort gegeben: „daß er ihm, aufs längſte in einem Monate, ſeinen Hirtenbrief in Betreff der Annehmung der päbſtlichen Bulle überreichen werde. Mit dieſem Verſprechen hatte es eben jenes Bewandtniß, welches es mit vielen andern ſchon hatte. Der Monat verſtrich; und der Hirtenbrief erſchien nicht; es war eben ſo wenig Frage darnach, als wäre er nie verſprochen worden. Noch mehr, die in Abſicht auf die Wiedervereinigung verliehenen Gnaden wurden gerade und ganz gegen dieſelbe verwendet. Man poſaunte ſie in den janſeniſtiſchen Zeitungen, als eine Belohnung der Standhaftigkeit, aus, womit der Cardinal die Bulle verwarf. Man predigte allenthalben: „daß der Cardinal an dem Regenten eine mächtige Stütze gegen die Gewaltthätigkeit des Pabſtes gefunden habe; daß die Unterſuchung der päbſtlichen Bulle, um ihn deſto ſicherer an dem römiſchen Hofe zu rächen, an den Rath in Gewiſſensſachen, wovon der Cardinal den Vorſitz hätte, verwieſen wäre; und daß endlich, um ihm Mittel an die Hand zu geben, ſeine Parthey zu verſtärken, die Vergebung der Pfründen ſeiner Willkühr wäre überlaſſen worden.“ Dieſe Lügen machten ſo großes Aufſehen, und verbreiteten ſich ſo weit, daß Pabſt Clemens der XI. hierüber nicht wenig beunruhiget wurde, wie

man es aus einem Schreiben erſieht, welches er in dieſer Abſicht den 1. Oktober des Jahres Chriſti 1715 erlaſſen hatte. In der Verſammlung, welche in eben dieſem Jahre gehalten wurde, verdammte die Geiſtlichkeit, die „Hexapel" und das „Zeugniß der Wahrheit." Bey dieſem Anlaſſe legte man ſowohl der Weisheit, als der Religion der Biſchöfe Tauſend neue Schlingen, wodurch es in der Verſammlung immer wieder ſehr ſtürmiſch zugieng und ausſah. Die alten Geſchichten fiengen nun alle wieder ganz von vorne an. Schon die Erzählungen davon ſind nicht zum anhören. Man wollte nun von nichts mehr was wiſſen; alles wurde nun wieder geläugnet, widerſprochen, beſchimpfet, und verläſtert; man hörte wieder immer nur „die gallikaniſche Kirche" „die gallikaniſche Freyheit;" auf Widerſprüche, auf Ungeräumtheiten kam es nun gar nicht mehr an; die gallikaniſchen Kirchler, und gallikaniſchen Freyheitler ſagten jetzt ſogar: „daß die Fakultät die Bulle einregiſtriret; aber nicht angenommen habe." Es kam zum Stimmen, und der Ausſchlag war: „daß es falſch ſey, daß die Fakultät je die Bulle angenommen habe." Man läugnete bald auch die geſchehene Einregiſtrirung; man erklärte den Schluß der Einregiſtrirung für falſch und untergeſchoben; und ſtrich ihn aus dem Regiſter weg. Selbſt der gallikaniſche Regent ward dieſer gallikaniſchen Unaushaltlichkeiten endlich ganz müde; er ſuchte nach Kräften, dem ganzen Gefechte ein Ende zu machen. Auch Pabſt Clemens der XI. wollte wider eine ſo ärgerliche Verwegenheit gemeiner Prieſter, die ſich ſelbſt zu Richtern über die Richter des Glaubens aufwarfen, mit verdienter Strenge verfahren; aber man gab ihm zu verſtehen: „daß dieß eben ſo viel heißen würde, als vielleicht die Wünſche dieſer verwegenen Prieſter erfüllen, welche wahrſcheinlicher Weiſe aufgehetzet wurden, um die ernſtliche Belangung der widerſpenſtigen Biſchöfe um ſo leichter immer wieder zu verhindern."

Kaiſer Karl der VI. unternahm noch im Jahre Chriſti 1715 Einiges gegen die Ketzer in Deutſchland;

es erſchien die allerhöchſte Verordnung, wodurch den Reichsfürſten bedeutet wurde: „daß ſie doch ernſtlich dem immerwährenden Appelliren der Proteſtanten an den Reichstag Schranken ſetzen, daß ſie den ketzeriſchen Wortsdienern und Profeſſoren ihr Schmähen und Läſtern gegen die Katholiken ernſtlich unterſagen, wie auch das Verfertigen und Verkaufen ſolcher gottloſer Bücher, daß ſie die Uebertreter nach beſtehenden Strafgeſetzen auf das Strengſte abſtrafen ſollten." Jedoch die Ketzer ließen ſich nun einmal durch alles nicht ſchrecken, nicht abhalten, nicht bändigen; unter dem Biſchofe Heinrich von Rolling wagten es die Luteraner zu Speyer, die zerfallene Kirche zum heiligen Magnus, allen Verträgen zuwider, von Neuem wieder aufzubauen. Heinrich proteſtirte wider die Neuerung. Demungeachtet ſetzten die Proteſtanten den Bau fort, wandten ſich an das proteſtantiſchen Corpus zu Regensburg, bewaffneten im Jahre Chriſti 1715 die ſpeyerſchen Bürger, und ließen den Pallaſt des Biſchofs umzingeln. Der Biſchof, gezwungen den Beyſtand treuer Unterthanen anzurufen, brachte ein kleines Heer von dreytauſend Mann zuſammen, welchem es glückte, die Gegenparthey zu beſiegen. Heinrichs von dem tapfern Dürrbach angeführte Mannſchaft lagerte ſich vor Speyer, forderte die Stadt auf, verjagte die Wachen, überrumpelte die Stadt, und bemächtigte ſich derſelben.

England, der allgemeine Zufluchtsort aller Sekten, war auch eben deswegen auch in dieſem Jahre Chriſti 1715 ein Sammelplatz aller Unordnung, der fürchterlichſten, greulichſten Auftritte, nichts als innerer Krieg, Empörung, Aufruhr, Frevel- und Greuelthaten; immer nur die traurigſten, niederſchlagendſten Nachrichten kamen von daher, und die geſammte katholiſche Kirche, und ihr ſichtbares Oberhaupt, Pabſt Clemens der XI., und alle eifrige liebvolle Rechtgläubige dadurch immer noch mehr in tiefeſte Trauer und Betrübniß, und man konnte immer nichts als bejammern, beweinen

ſo

ſo viele Seelen, die immer noch nicht gerettet, immer noch, nur noch mehr zu Grunde gerichtet werden wollten.

Einige Thautropfen Troſtes erquickten zwar in Etwas wieder das Reich Gottes auf Erde, brachten einige Linderung der heißen Leiden beklemmter Seelen. Mit Anfang des Jahres Chriſti 1716 hörte man auch wieder von einigen Bekehrungen, benanntlich: „daß endlich nun auch die Prinzeſſinn Dorothea Eleonora von Schwarzenburg, der pohlniſche Prinz, Carl Adolph, und einige vornehme Perſonen in Sachſen dem Luterthume entſaget haben, und öffentlich, und freudenvoll nun den heiligen katholiſchen Glauben bekennen."

Erquickende Freude war auch der geſammten Gemeinſchaft der Heiligen die frohe Nachricht: „daß nach Jahre lang währender Unterſuchung der Heiligkeit ſeines Lebens, ſeiner Helden-Tugenden, und Wunder vom Oberhaupte der Kirche, vom Statthalter Chriſti auf Erde von Pabſt Clemens dem XI. feyerlich ſelig geſprochen worden ſey Johannes — Franziskus Regis der Geſellſchaft Jeſu."

Ein anderer Franziskus, aus eben derſelben Geſellſchaft, eilte jetzt ſichtlich mit Rieſenſchritten ſeiner Vollendung und Seligkeit zu — der ſchon ſeit 40 Jahren im Weinberg des Herrn in Arbeit ſtehende Franziskus von Hieronimo, der berühmte Miſſionarius in Neapel, der eifrige Bußprediger, der unermüdete Apoſtel, der Wunderthäter, der in jeder Hinſicht bereits im Reiche Gottes ſo groß, ſo berühmt gewordene — Franziskus Hieronimo. Ein Jahr lang ſchon war er mehr krank, als geſund; aber er arbeitete dennoch fort ſo raſtlos, ſo nicht zu ermüden, als wenn er noch geſund wäre; nur daß er jetzt noch öfters vom Sterben ſprach, und öfters und vor mehreren Perſonen die Zeit ſeines Sterbens, und die Umſtände beſtimmt, und genau vorausſagte, wie er dieß bey andern bisher ſchon öfters that, bey welchen auch ſeine Prophezeihung ſich allzeit pünktlich erwahrte. Gegen Ende des Märzens dieſes Jahres Chriſti 1716 mußte er ſeine Miſſionen aufgeben, oder

oder vielmehr, ſie gaben ihn auf, wurden ihm unmöglich; er wurde nach Neapel zurück ins Krankenzimmer gebracht, wo er vom erſten Eintritte an nun auf nichts mehr, als auf ſein Sterben bedacht war; jeʒt predigte der Bußprediger Buß durch Bußthun, durch Abbüßen; nur Bußgeiſt ſprach aus ſeinen Leiden; dieß Krankenlager iſt jeʒt eine Kanzel, dieß Krankenzimmer eine öffentliche Schule aller Tugenden geworden. Sein Leiden dauerte Tag und Nacht fort, und war über alle Beſchreibung groß. Es marterte ihn eine Menge Feuchtigkeiten, es plagte ihn ein überaus läſtiger Huſten, dazu kamen tödtliche Schwachheiten, höchſt beſchwerliches Wachen, und was noch über Alles war, ein ſo gepreßtes, erſchwertes Athmen, welches ihn mehrere Male bis an die wirklichen Grenzen des Todes verſeʒte. Und dennoch bey allem dem ließ ſich in ſeinem Angeſichte niemals auch nur ein Wölklein von Traurigkeit blicken, niemals entfiel ſeinem Munde nur ein einziges Klagwort. Er wiederholte ſehr oft die Worte des Apoſtels: „Gelobt ſey Gott der Vater unſers Herrn Jeſu Chriſti, welcher uns in aller unſerer Widerwärtigkeit tröſtet.“ Dem, der ihm in ſeinen Schmerzen Troſt zuſprach, antwortete er mit kreuzweiſe auf die Bruſt gelegten Händen: „Gott hat mir dieſe Schmerzen zugeſchickt, und ich nehme ſie herzlich gerne an. Sie mögen ſich auf viel tauſendmal tauſend vermehren.“ Es iſt Alles Nichts gegen das, was ich verdienet habe.“ Jemand hatte ihm geſagt: „man merke es aus ſeinem ſchweren Athem gar wohl, wie ſchmerzlich ſeine Umſtände ſeyn müßten.“ Hierüber wurde er außerordentlich beſchämt, und brach in lautes Weinen aus: „Ach! (ſagte er,) iſt dann dieß ein ſo großes Uebel? Meine Feigherzigkeit, und meine allzugroße Empfindlichkeit iſt allein Schuld daran. Dieſer gekreuzigte Jeſus, der allein iſt es, welcher ohne alle Maaß gelitten hat, und der mit Wahrheit ſagen konnte; Kein Schmerz iſt dem meinigen gleich.“ Dann

redete er ſelbſt auch ſeinen Leib an: „Mein Eſel! habe doch Geduld, und leide gutwillig; deine Sünden waren allzu viel; du mußt ſie nach und nach abtragen.“ Nunmehr rückte der Tod mit ſtarken Schritten heran. Den dritten des Maymonates legte der Diener Gottes nochmals eine allgemeine Beicht mit größter Zerknirſchung des Herzens ab, und begehrte dann mit der heiligſten Wegzehrung verſehen zu werden, welches ihm auch gewähret wurde. Bey dieſer heiligen Handlung zeigte ſich eine ganz beſondere Lebhaftigkeit in ſeinem Angeſichte, und man ſah es ihm an, wie ſeine ganze Seele dem ſakramentaliſchen Gott ſich aus ſeinen Augen entgegen ſehnte, und alle Anmuthungen des Herzens nach ſich zog. Nach Empfangung der heiligen Sterb-Sakramente war ſein Daliegen ein lauteres, zwar hartes, martervolles, aber geduldiges Warten auf den Bräutigam ſeiner Seele — eine unausgeſetzte Anſprach mit ihm, ein vertraulicher Umgang mit Gott und den lieben Heiligen Gottes, alles, was man nun in dieſer Himmelsſchule ſah und hörte, war himmliſch und himmelwärts ziehend, Erbauung und Belebung des Geiſtes, man ſah und hörte ſeinen Glauben, ſeine Liebe, ſeine Reue, ſeine Hoffnung, ſein Vertrauen, ſeine Freuden; einmal, als ſähe er den Himmel offen, und voll Begierde hineinzugehen, rief er auf: „O wie groß iſt das Haus Gottes! Selig ſind, o Herr! die in deinem Hauſe wohnen, ſie werden dich ewig loben. Und ihr, o heiligen Engel! warum verweilet ihr noch? Eröffnet mir die Pforten der Gerechtigkeit, ich will dadurch hineingehen, und dem Herrn danken.“ Der Kranke hatte ſich zwar nachdrücklich alle fernere Beſuche verbethen; es waren aber derer, die in das Zimmer hineingelaſſen zu werden dringendſt verlangten, ſo Viele, daß es nicht mehr möglich war, es zu verhindern. Einige wollten den Troſt nochmals genießen, ihn das leztemal im Leben zu ſehen, Andere ſeine Hände zu küſſen, Andere den letzten Segen von ihm zu erhalten. Der Mann Gottes nahm ſie Alle mit unglaublicher Fröhlichkeit und Zärt-

lichkeit auf. Er gab Einem dieſen, dem Andern einen andern Denkſpruch mit; er ermahnte Alle, Gott eine unverbrüchliche Treue zu halten, und die heilige Furcht Gottes niemals aus dem Herzen zu laſſen. Da er Viele ſeiner lieben Söhne wegen des Verluſtes ihres geliebteſten Vaters in bittere Thränen zerfließen ſah, ſprach er, wie ein Wandersmann, der ſich nach einer langwierigen Reiſe ſchon nahe beym Vaterlande befindet: „Was trauert ihr denn? Der Weg trägt uns dem Himmel zu. Dort werde ich Euer eingedenk ſeyn, und werde weit beſſer helfen können.“ Man ſah und hörte aber auch ſeine Verſuchungen und Kämpfe. Der Angriff war unvermuthet, und geſchah mit ſolcher Heftigkeit, daß der heilige Mann äußerſt beunruhiget, und die Umſtehenden ſelbſt dadurch in Furcht verſetzet wurden. Sein Herz gerieth in die heftigſte Bewegung, und mit äußerſter Entrüſtung rief er um Hilfe zum ewigen Vater, zum göttlichen Erlöſer, zu Maria, zu allen Heiligen im Himmel. Als man ihn um die Urſache dieſer gähen Unruhe befragte, antwortete er: „Ich ſtreite, ich ſtreite; bethet für mich, damit ich nicht unterliege, und zu Grunde gehe.“ In der That ſchien es nicht anderſt, als wenn er mit den böſen Geiſtern leibhaftig zu kämpfen hätte. „Nein, (ſprach er,) da wird nichts daraus; packt euch alſogleich fort von hier, ich habe mit euch nichts zu ſchaffen.“ Endlich änderte ſich ſein Angeſicht, und erſchien ganz fröhlich. „Nun ſteht es gut, (ſprach er,) nun ſteht es gut,“ und ſtimmte ſogleich den Lobgeſang: „Magnificat“, und dann das: „*Te Deum laudamus*“ an. Der Diener Gottes hatte während der Krankheit die heilige Kommunion aus beſonderer Andacht noch zwey andere Male empfangen; doch weil er merkte, daß die Stunde des Hinſcheidens nun ſehr nahe wäre, bezeigte er ein Verlangen: „die heilige Wegzehrung noch einmal zu empfangen.“ Aber es geſchah nicht mehr. Auch die letzten Züge, der letzte Todeskampf war anhaltend und ſchmerzlich; endlich war jeder Kampf ausgekämpfet, der ganze Lauf vollendet am 11. May dieſes

Jah-

Jahres Chriſti 1716, im fünf und ſiebenzigſten Jahre ſeines Lebens in einem irrdiſchen Körper.

Gott verherrlichte die große Heiligkeit ſeines Dieners Franziskus auch jezt wie vorhin durch außerordentliche Wunder. Noch vor man den entſeelten Leichnam aus dem Krankenzimmer brachte, ereignete ſich Etwas, welches Alle in Erſtaunen ſetzte. Der Krankenwärter, aus Begierde, ſich etwas von dem heiligen Manne zum Andenken aufzubehalten, hatte, bevor er ihm die prieſterlichen Kleider angelegt, an der Fußſohle eine dicke verhärtete Haut mit einer Schere für ſich in Geheim abgeſchnitten. Aber, ſo ſehr er ſich bemühete, ſeinen andächtigen Diebſtahl zu verheimlichen, ſo machte doch dieſer ſich von ſelbſt offenbar. Denn aus der Wunde floß ſo häufig Blut heraus, daß mehrere Tücher davon befeuchtet wurden, und in einer gläſernen Flaſche 3 bis 4 Unzen noch aufgefaſſet werden konnten. (Wo es ſich über 3 Monate lang flüßig und in ſchöner Röthe erhielt, das in der Folge zu vielen Wundern gedienet hat.)

Die Zahl der Menſchen, die nun herbeyſtrömten, da der entſeelte Leichnam des heiligen Franziskus Hieronimo in der Kirche ausgeſetzet war, war wie die Zahl der Wunder, die dabey geſchahen, außerordentlich. Blinde, Lahme, verſchiedenartige Preſthafte ſuchten, und fanden da Hilfe; dieß hörte eine Mutter, die ein elend krippelhaftes Kind hatte; es war ein Mägdlein von 6 Jahren, Thereſia de Filippis mit Namen, ſie konnte ſchon ſeit 8 Monaten auf keinem Fuße mehr ſtehen, das Uebel verbreitete ſich in dem ganzen Körper, die Schmerzen waren unaufhörlich und heftig, das Kind wurde jämmerlich entſtaltet, an den Schultern, an der Bruſt, am ganzen Leib; die Aerzte konnten ſich dieſen Zuſtand gar nicht erklären, viel weniger helfen. Auf den Lärm vom Tod, und von den Wundern des ſeligen Hieronimo nimmt nun auch dieſe bedrangte Mutter ihr armſeliges Kind, und eilet damit der Kirche zu; aber vor allzugroßer Volksmenge war es ihr nicht möglich, ſich dem Leichname zu nähern. Viele, die mit ihr

Mitleiden hatten, machten ihr Muth: „ſie ſollte ſich zu dem Beichtſtuhle, in welchem der Mann Gottes zu ſitzen pflegte, verfügen, und dort das Heil ihres Kindes ſuchen.“ Voll des Glaubens und Vertrauens begiebt ſie ſich dahin, ſetzt ihr Töchterlein hinein, und fängt nun an mit inbrünſtigem Gebethe den ſeligen Franziskus um Hilfe anzuflehen. Indem ſie alſo bethete, merkte ſie, daß das Kind ſeine Füßlein ausſtrecke, ſich mit dem ganzen Leib bewege, und ſich alle Mühe gebe, herauszukommen. „Was fehlt dir denn? (rief ihr die Mutter zu,) was willſt du?“ „Mutter, (antwortete das Kind,) ich möchte nun einmal aus dieſem engen Winkel herausgehen; ich bin jetzt ſchon geſund, ich ſpüre von meinem Uebel gar nichts mehr.“ Und indem ſie dieſes ſagte, machte ſie ſich hervor, und läuft mit kindiſcher Freyheit in der Kirche herum. „Wunder! (fiengen Alle an laut zu rufen:) Wunder! Wunder!“ Es war auch in der That ein recht großes Wunder. Als die Aerzte und die Chirurgen die Unterſuchung vornahmen, ſo fanden ſie, daß alle Gebeine in ihre natürliche Lage wieder zurücke getreten, die verlornen Kräfte wieder vorhanden, und die gute lebhafte Farbe im Geſichte hergeſtellt wäre, und daß nicht ein Zeichen mehr ſich blicken ließe von dem ſo großen Uebel.

Donna Thereſia, eine Tochter des Adrian Ulloa, Herzog von Lauria, und der Donna Helena Guevara, wurde als ein Kind von 9 Jahren und 2 Monaten von einer Menge Uebel befallen, die täglich zunahmen; ſie waren eine Folge der Blattern, deren faule Materie ſich hineingeſchlagen hatte. Der Anfang geſchah zuerſt täglich bey Sonnenuntergang mit einem periodiſchen Weinen. Indem die Aerzte dem Uebel durch Ausreinigungsmittel zu ſteuern ſuchten, thaten ſich ganz außerordentliche Umſtände bey dieſer ſeltſamen Krankheit hervor, wobey es von Tag zu Tag ſchlimmer wurde. Es äußerten ſich reißende Krämpfe, verzückende Bewegungen, Zuſammenziehung der Nerven, gewalthtätige Zuſammkrümmungen der Glieder, Schaum im Munde; die

Kran-

Kranke konnte kein Wort mehr reden, beynahe gar keine Speiſe hinab bringen; das Uebel nahm dann ſchnell zu, der ganze Körper wurde gelähmt, und unbrauchbar, konnte nichts mehr, als liegen, oder getragen werden; nicht einmal das Haupt konnte ſich frey halten; es war ſchmerzlich, ſie auch nur anzuſehen. Dieſer elende Zuſtand dauerte nun ſchon beynahe zwey Jahre. Die berühmteſten Aerzte hatten bereits Alles verſucht; aber endlich erkläret: „daß da keine Rettung mehr möglich, daß ſie von dieſem Uebel nicht mehr befreyet werden könne.“ In dieſem Jammer hatte die Herzoginn den ſeligen Franziskus Hieronimo, da er noch bey Leben war, öfters gebethen: „er möchte doch ihrer Tochter ſeinen Segen ertheilen.“ Endlich ließ er ſich verlauten: „Sie würde nach Verlauf einer nicht langen Zeit, die er ihr auch einigermaaßen beſtimmte, ihre Tochter geſund ſehen.“ Bald darauf ſtarb er. Als der Herzoginn zu Ohren kam: „daß bey ſeinem Leichnam ein immerwährendes Rufen von Wundern, die dabey geſchahen, erſchallete“, brachte ſie ihr Töchterlein dahin, welches ſo zuſammengefallen und abgezehret war, daß es vielmehr ein kleines Beinſäcklein zu ſeyn, als noch einen Leib zu haben ſchien. Hier entrichtete die Frau Mutter die inbrünſtigſten Gebethe mit ihrem ganzen Hofgeleite, um die ſehnlich verlangte Gnade zu erlangen. Die Kammerfrau, welche die Prinzeſſinn auf ihren Armen trug, hielt dieſelbe über die Bahr hin, und hielt ſie etliche Male an die Hand des Seligen hin. In weniger als einer Viertelſtunde war ſie im Angeſichte Aller öffentlich vollkommen geſund. Der erſte Beweis war das Reden, indem das Fräulein zur Kammerfrau ſagte: „Laſſen ſie mich auf die Erde hinab, laſſen ſie mich hinab!“ Die Kammerfrau war ganz erſtaunt und gerührt, da ſie die Prinzeſſinn reden hörte. Sie verſtund nicht, was das Fräulein ſagen wollte, und mußte ihr wiederholt werden; alsdann ließ ſie ſelbes auf die Erde nieder, und ſah ſogleich, daß das Fräulein nicht nur ſtehen, ſondern in der Kirche frey umher gehen konnte.

Bey dieſem Anblick fiel die Frau Mutter vor Uebermaaß der Freude und Zärtlichkeit faſt in Ohnmacht. Die Hausgenoſſen und Angehörigen, ja alle Anweſende brachen in ein lautes und anhaltendes Rufen aus: „O Gott! welch ein Wunder! O welch ein großes Wunder!“ Die Prinzeſſinn ſtieg ſodann frey, ohne alle Beyhilfe in die Kutſche, mit der Herzoginn Frau Mutter Mutter nach Hauſe zu kehren, wo ſie den Herzog, ihren Herrn Vater, welcher indeſſen von dem großen Wunder ſchon Nachricht erhalten hatte, und ihr entgegen gieng, unten an der Stiege antraf. Sie zeigte ihm, wie geſchwind und muthvoll ſie die Stiege hinauf gehen konnte. Darauf ſetzte ſie ſich mit den Aeltern und kleinen Brüdern zu Tiſch; aß und trank mit größter Luſt, ohne das geringſte Zeichen der verſchiedenen ausgeſtanden Uebeln. *)

Johannes Ambroſelli, ein Arzt und Mitglied der Miſſionscongregazion zu Neapel, welcher der ſelige Franziskus von Hieronimo vorſtund, hatte ſich entſchloſſen, in ſein Vaterland, nach Caſtelnovo, welches unter der geiſtlichen Gerichtsbarkeit des Abts von Monte Caſſino ſteht, zu begeben. Der Mann Gottes war der widrigen Meynung, und bemühete ſich, ihm ſein Vorhaben auszureden. Noch beym Abſchiede ſagte er ihm mehr Male, ganz beſtürzt, und mit einem prophetiſchen Geiſt: „Sein Entſchluß werde ihm nicht nur allein keinen Vortheil bringen, ſondern zum Schaden gereichen.“ Es ſtund gar nicht lang an, ſo hat ſich die Ausſage bewahret. Es waren nur erſt wenige Monate verſtrichen, als Ambroſelli eines Tages vom Lande, wo er einige Kranke beſucht hatte, ſpät zurücke kehrte. Plötzlich ward er von einem Büchſenſchuße getroffen, und am rechten Arm ſo ſchwer verwundet, daß er ſogleich zu Boden fiel. Sein

*) Sie blieb hinfort allzeit vollkommen geſund. Hernach trat ſie in einen geiſtlichen Orden, und widmete ſich von ganzem Herzen dem Dienſte des Herrn, in welchem ſie bis auf das höchſte Alter geſund verharrete.

Sein Bruder und die Anverwandten brachten ihn nach Haus, und zu Bette. Bey der Untersuchung, welche der herbeygerufene Wundarzt vornahm, zeigte es ſich, daß die Wunde tödtlich, und ſein Leben in Gefahr war. Die Beine in der rechten Hand, und Arm waren von bleyernen Kugeln zerbrochen, und wie eine vom Hammerſtreiche zuſammengeſchlagene wälſche Nuß zerſchmettert. Die Nerven und Muſkeln der Hand und des Arms waren zerriſſen. Nebſt dem war eine der größten Kugeln in das Armbein, welches man den Radius heißt, ſo ſehr eingedrungen, daß es dem Wundarzt bey aller Mühe, die er ſich gab, nicht glückte, durch Einſchnitte und Erweiterung der Wunde dieſelbe herauszubringen. Indeſſen ward es mit dem Kranken, der unausſprechliche Schmerzen zu leiden hatte, immer ſchlechter. Alle angewandte Mittel waren fruchtlos. Endlich kam auch der Brand dazu, er hatte an der Hand und am Arme keine Empfindung mehr, er konnte ſie nicht mehr bewegen. Die einzige, und dabey ſehr ungewiſſe Hoffnung, ihm das Leben zu retten, war noch übrig, daß der Arm abgenommen werden ſollte. Aber der Kranke wollte ſich lieber zum Tode entſchließen, als dieſe äußerſten Schmerzen noch ausſtehen. Er empfieng ſodann die heiligen Sterb-Sakramente, und erwartete unter den heftigſten Convulſionen bereits den Tod. Indeſſen empfahl er ſich unabläßlich der Fürbitte der Heiligen, und beſonders dem ſeligen Franziskus von Hieronimo. Jetzt kam lebhaft ihm zu Gemüthe, was ihm derſelbe ſo deutlich und ſo wahrhaft vorgeſagt hatte. Dabey überfiel ihn ein leichter Schlaf, und da kam es ihm vor, als ſehe er den ſeligen Franziskus gegenwärtig vor ſich, und indem er ihn nun ſehr eifrig um ſeinen Beyſtand bath, bemerkte er, daß er ihn zur Hoffnung ermunterte, und verſicherte: „er werde die Geſundheit erlangen;“ dann kam ihm vor, der Selige berühre mit ſeinem Kleide die beſchädigte Hand und den Arm, und befahl ihm: „er ſollte in Zukunft täglich drey Pater, Ave und Gloria Patri mit Andacht ſprechen.“ Nach dieſen Worten

ver-

verſchwand das Geſicht, und damit auch der Schlaf. In demſelben Augenblicke fühlte er ſich von allen Schmerzen, von allem Uebel befreyet und vollkommen geſund, da er kurz zuvor beynahe in letzten Zügen lag. Er richtete ſich ſogleich vom Bette auf, kleidete ſich ſelbſt an, gieng aus dem Hauſe, und machte ſich im Uebermaaße ſeiner Freude auf den öffentlichen Platz, wo er Allen das große Wunder, das ſich mit ihm zugetragen, verkündigte; von dort begab er ſich in die Kirche, um Gott ſeinen inbrünſtigen Dank abzuſtatten. Nun wollte er auch ſeinem großen Wohlthäter Franziskus von Hieronimo (er wußte damals noch nicht, daß derſelbe ſchon geſtorben war,) in Neapel ſelbſt ſeine Dankſagung entrichten. Er machte wirklich den ganzen Weg von fünfzig wälſchen Meilen (denn ſo weit war Neapel entlegen,) zu Fuß, und zwar unausgeſetzt, bey Tag und Nacht. Als er ankam, vernahm er den Tod ſeines liebvollen Wohlthäters; er eilte zu deſſen Grabe, und erſtattete ihm da unter häufigen Thränen den ſchuldigen Dank.

Die Frau Maria Angela Rispoli, eine Kloſterfrau von der Verkündigung der ſeligſten Jungfrau in der Stadt Maſſa, war ſchon lange Zeit her von heftigen Schmerzen im Haupte und im Eingeweide geplagt. Schon mit Anfang dieſes Jahres Chriſti 1716 ward ſie mit der fallenden Sucht behaftet, bald darauf auch von einem ſtarken Schlage getroffen, wobey ſie alle Empfindung und Bewegung dergeſtalt verlohren, daß ſie kein anderes heiliges Sakrament, als die letzte Oelung, empfangen konnte. Durch angewandte taugliche Mittel brachte man es doch ſo weit, daß ſie die Sprache und einige Empfindung, ja wohl auch einige Erleichterung im Kopfe erhielt. Aber die ganze linke Seite blieb nun wie verlohren, ohne alle Bewegung, und völlig lahm. Zu dieſer Lähmung der Seite ſchlugen ſich in der Folge noch verſchiedene andere beſchwerliche Zufälle, benanntlich gewaltige Schmerzen im Haupte und Eingeweide. Es wurden zwar alle innerliche und äußerliche Mittel, und was nur die Kunſt vermochte, aber vergebens, verſucht.

ſucht. Das Uebel wurde immer ſchlimmer, ſo, daß die Aerzte erklärten: „es wäre nicht nur hart, ſondern gar nicht mehr möglich, ihr zu helfen.“ Es wurde auch kein Arzneymittel mehr verordnet; ſie ſah ſich von den Aerzten gänzlich verlaſſen. Sie konnte ſich wegen Ohnmacht und gänzlicher Lähmung der linken Seite vom Bette nicht mehr aufrichten. In dieſem elenden Zuſtande lag ſie bereits vier Monate und eilf Tage da. Weil ſich gar keine menſchliche Hilfe mehr hoffen ließ, wandte ſich die Schweſter der Kranken, ſelbſt auch ihre Mitſchweſter im Kloſter aus einem beſondern Antriebe zu Gott, und empfahl ſie vorzüglich und mit all möglichem Eifer dem ſeligen Franziskus, der erſt kürzlich geſtorben war. Sie hatte ſich um eine Reliquie des Seligen beworben, und ſolche auch von Neapel erhalten. Dieſe legte ſie ihrer kranken Schweſter mehrere Male auf, und ermunterte ſie ein feſtes Vertrauen auf die Fürbitte dieſes großen Dieners Gottes zu ſetzen. Die Kranke that es, bath aber fürs erſte Mal nur um Nachlaß der Schmerzen, die ſie marterten. Noch denſelben Abend fühlte ſie, daß die Schmerzen gänzlich aufgehört. Auf dieſes überfiel ſie ein Schlaf, in welchem ſie den ſeligen Franziskus ganz klar vor ſich ſtehen ſah, wie er mit ſeiner rechten Hand ihre gelähmte linke Seite berührte. Als ſie des Morgens erwachte, fand ſie ſich vollkommen geſund. Sogleich verließ ſie das Bette, kleidete ſich ſelbſt an, machte ſich aus dem Krankenzimmer hinaus, begab ſich in den öffentlichen Chor der Kirche hinab, wo ſich die Kloſterfrauen in der Anbethung des allerheiligſten Sakramentes, weil es in der Fronleichnamsoctav eben ausgeſetzt war, befanden. Hier warf ſie ſich ohne alle Beyhilfe auf ihre Kniee nieder, und entrichtete vor dem hochwürdigen Gute ihre Dankſagung. Als die anderen Kloſterfrauen dieß wahrnahmen, geriethen ſie in ein außerordentliches Erſtaunen; innigſt darüber gerührt, zerfloſſen ſie alle vor Freuden in häufige Thränen. Sie ſäumten ſodann nicht, in der Kirche öffentlich, unter Glockengeläute, das Lobge-

ge-

geſang: „*Te Deum laudamus*“ Gott dem Herrn zur Dankſagung anzuſtimmen.

Während dieſer frohen Ereigniſſe währte der Krieg der Venezianer gegen die Türken noch immer fort; und zwar meiſtens zum Vortheil der Türken. Man fand neue Anſtrengungen und Aufopferungen nothwendig. Pabſt Clemens der XI. ſchrieb an alle chriſtliche Mächte, ſie aufzufordern zur Hilfe, die noch größer werdenden Gefahren noch zu rechter Zeit zu entfernen, zur Rettung der Chriſtenheit mit allen Kräften herbeyzueilen; er ſelbſt ließ Kriegs-Schiffe rüſten, und er leerte den zu ſolchen Zwecken von Pabſt Sixtus dem V. hinterlegten Schatz. Endlich wurde auch dieſer Schrecken, auch dieſes Unheil ſo ziemlich entfernet. Die Sieger wurden beſieget, und beynahe ganz aufgerieben; wozu vieles beytrug der faſt zu gleicher Zeit von den Kaiſerlichen über die Türken erfochtene herrliche Sieg in Ungarn, wo es eben ſo gefahrvoll und fürchterlich ausſah, während Prinz Eugen, der oberſte Befehlshaber zum Angriff das Nöthige anordnete, ließ der Kaiſer zu Wien öffentliche Gebethe, Bittgänge, und feyerlichſte Gottesdienſte halten, um Segen, und Heil, und Siege über ſeine Waffen und Kriegsheere vom Himmel herabzuflehen. Sie erfolgten im Auguſt des Jahres Chriſti 1716 — die vollſtändigſten Siege des chriſtlichen Heeres über die Türken; dieſe erlitten die fürchterlichſten Niederlagen, und die Beute, die den Siegern in die Hände fiel, war unermeßlich. Pabſt Clemens der XI. veranſtaltete Dankſagungs-Feyerlichkeiten zu Rom für dieſe über die Erbfeinde des chriſtlichen Namens gewordenen Siege, und ließ die ihm zugeſchickten türkiſche Standarten als Denkmaale dieſer Siege feyerlich aufſtellen in dem liberiſchen Tempel, in welchem eben die Einweihungs-Feyerlichkeiten gehalten wurden.

Prinz Eugen verfolgte noch ferners die Türken, erfocht noch mehrere Siege, eroberte Temeswar, und noch mehrere Städte. Zu Claudiopel ließ Kaiſer Karl der VI. alſogleich die Kirche, welche die Socinianer in-

ne hatten, den Katholiken wieder zurücke ſtellen; er ſelbſt, und die Kaiſerinn machten eine Wahlfahrt nach Zell, und opferten da zur Ehre der ſeligſten Jungfrau einen koſtbaren Speißkelch, und zwoo goldene Kronen. Das grauſame Vorhaben des Sultans, alle chriſtlichen Sklaven aufzureiben, wenn er dießmal über die Chriſten ſiege, hörte ſomit von ſelbſt auf.

In Frankreich war noch der alte Krieg, mußte noch immer gekämpft werden gegen dieſelben Gegner. Noch immer zeigte ſich dieſelbe hartnäckigſte Widerſetzkeit der Janſeniſten und Quesnelliſten, und ihrer Gönner. Das Beyſpiel der hohen Schule in Paris hatte indeſſen ſchon auch andere hohe Schulen verführet, eingenommen und aufgebracht gegen die heilige Kirche und ihre Entſcheidungen und Geſetze. Pabſt Clemens d. XI., nachdem er alles Mögliche durch Güte und Schonung gegen ſie verſucht hatte, und lange genug ihrer Widerſetzlichkeit und Bosheit nachgeſehen, griff endlich zu ernſtlichen Mitteln. Den 18. des Wintermonats des Jahres Chriſti 1716 erklärte er dieſe Doktoren aller von den vorigen Päbſten der Sorbonn ertheilten Privilegien ſo lange verluſtig, bis ſie in ſich gehen werden; er verbot der Fakultät zur Doktors-Würde Jemand zuzulaſſen.

Deſſenungeachtet wurde doch immer wieder alles, was ſie konnten und wußten, verſucht; es wurden alle Kunſtgriffe, Fünde und Ränke wieder hervor gezogen, und neu gewagt; auch zu gewaltſamen Mitteln ſogar jetzt gegriffen; die Parthey machte jetzt Miene, immer mehr von Bedeutung ſcheinen zu wollen; am 12. Jäner des Jahres Chriſti 1717 wurde im Univerſitäts-Saal von den da verſammelten Doktoren gemeinſam beſchloſſen, nach dem Beyſpiel der Pfarrer von Paris, und anderer zum Cardinal Noallià ſich zu verfügen, und zu erklären: „ſie werden mit unverbrüchlicher Treue ihm anhangen ſo lange, als lange er Vaterland, Kirche und Wahrheit zu ſchützen und zu verfechten entſchloſſen bleibe.“ Was ſie beſchloſſen, das thaten ſie, und thaten es gefliſſentlich mit Lärmen und Aufſehen; mehr, als hundert ſol-

ſolche rebelliſche Doktoren, und ihr Dekan an ihrer Spi- ße zogen aus, unter Begleitung des Volkes, das hau- fenweis zuſammſtrömte; und ſo gieng der Zug und der Lärmen dem erzbiſchöflichen Pallaſte zu; ſie übergaben ſchriftlich ihre Angelobung. Da dieß, was da vorge- gangen, offenbar einer offenbaren Verſchwörung gleich ſah; ſo wurden nicht nur die gutgeſinnten Biſchöfe, und der Stadtrath, ſondern vorzüglich auch der Regent und Reichsverweſer äußerſt dadurch aufgebracht; es kränkte ſie innigſt, daß dieſe Doktoren ſich erfrechen, ſo viele Biſchöfe zu läſtern, ſie verſchrieen machen zu wol- len, als wären ſie Verräther des Vaterlandes, der Kir- che und der Wahrheit; und dieß aus dem einzigen Grun- de, weil ſie der Verordnung des allgemeinen Kirchen- Oberhauptes Gehorſam geleiſtet haben, und noch leiſten. Die Rebellen erhielten die ſchärfſten Verweiſe ihres auf- rühriſchen Unternehmens wegen. Aber die Rebellen wur- den es noch mehr, und größer noch von Tag zu Tag ih- re Verwegenheit, und ihr Anhang. Die gutgeſinnten und folgſamen Biſchöfe bedauerten es jeßt mit innigſter Wehmuth, daß ſie gegen ihre Amtsbrüder zu ſchonlich zu Werke gegangen; ſie hielten ſich jeßt aufgefordert und ſtreng verpflichtet, alles anzuwenden, der in Gefahr ſich befindenden Kirche beyzuſpringen; ſie verſammelten ſich deßwegen 35 an der Zahl beym Cardinal Rohan, und erklärten ſich; ſie wollten gemeinſam gegen dieſe Rebel- len die Regierung anflehen und auffordern; es wurde alſo eine Klagſchrift aufgeſeßet, darinn der ganze Greul dieſes Beginnens, und alle Folgen davon geſchildert, und vor Augen geſtellet: „daß damit alle Ordnung, Ge- horſam, Kirchen-Hierarchie und alles auch das Heiligſte und Unverleßlichſte aufhöre ſicher zu ſeyn, alles unter über ſich geworfen werde.“ Es werden dann noch mehrere Klagen und Beſchwerden angeführet, am Ende dann an- geſucht, dieſe Rebellen anzuhalten, daß ſie widerrufen, daß ſie ihre bisher gewagten Schritte zurückenehmen, daß ſie in allem ſich fügen, und ſich unterwerfen ſollen.

Als Pabſt Clemens der XI. von dieſen neuerdings in Frankreich ausgebrochenen Unruhen, und von dieſen Widerſetzlichkeiten, und gottloſen Beginnen hörte, und wohl einſah, daß es damit auf Erhaltung und Verewigung des Irrthumes von Seite der Ketzer und ihrer Anhänger angeſehen und angetragen ſey; hätte er wohl gewünſchet, ſeinen gerechten Unwillen darüber auf eine Art äußern zu können, die auf einmal alle dieſe Anſchläge der Bosheit zernichtete. Man ſchlug ihm hierzu allerley Wege vor. Die einen wollten: „daß er durch ſeine verſchiedenen Geſandtſchaften glaubwürdige Beweiſe von der Annehmung der Bulle in allen Kirchen ſammeln, dann die von der Gegenparthey auffordern, ſich einer von dem ganzen biſchöflichen Körper angenommenen Bulle zu unterwerfen, dann — auf ihre Weigerung, oder angewohnte Entſchuldigungen — ſie als von der katholiſchen Gemeinſchaft ausgeſchloſſen erklären ſollte.“ Die anderen riethen ihm ſogar: „ein allgemeines Concilium zuſammen zu berufen, und dahin eine handvoll Starrköpfe vorzufordern, welche endlich von dem biſchöflichen Körper wegen der ſo oft betretenen Treuloſigkeit und unbändigen Widerſetzlichkeit, ſo, wie ſie es verdienten, behandelt werden ſollten.“ Dieſer Gedanke führte ihn wieder auf jenen eines Nazional-Concilium zurück, der aus dem Grunde geprüfet wurde; aber nicht weniger Schwierigkeiten in ſich faßte, als dieſer des allgemeinen Conciliums. Man that auch den Vorſchlag: „Commiſſarien zu ernennen, um der Gegenparthey den Prozeß zu machen.“ Aber die unendlichen, unerträglichen, gallikaniſchen Förmlichkeiten des Königreiches, und die Bande, worinn die Parlamente die geiſtliche Macht gefeſſelt hielten, machten dieſe Verfahrungsart beynahe eben ſo langwierig, als das Concilium, und noch ungemein gefährlicher. Die Appellazion von einer Gewalt, die ſich Mißbräuche erlaube, konnte allein die Ausführung der gerechteſten Sache verhindern; die bloße Eiferſucht der weltlichen Macht war hinlänglich, um alle Urtheilſprüche für Mißbräuche erklären zu laſſen, beſonders von

einer Geſellſchaft, in welcher viele der angeſehenſten und ränkevollſten Mitglieder, wenigſtens heimlich, den Neuerern günſtig waren. Da alſo der heiligſte Vater nichts anderſt thun konnte, als über die faſt unheilbare Wunde der Kirche in Frankreich ſeufzen; wollte er zum wenigſten das Haupt der Starrköpfe aus dem heiligen Collegium ſtoſſen. Er hatte hierinn weder einem Parlamente zu ſchmeicheln, noch eine Appellazion von einem Mißbrauche zu fürchten, noch irgend ein Hinderniß wegzuräumen; alles hieng von ſeinem Willen ab; und die Vollziehung folgte auf ſeinen erſten Befehl; er war auch ganz bereit, ihn zu ertheilen. Quesnels Buch ſchlug das Feuer, und die aus Unvorſichtigkeit gegebene, und von der Eitelkeit unterſtüzte Gutheißung des Cardinals Noallià diente dem verderblichen Buche zur Schutzwehre. Ein einziges Wort des Widerrufes aus dem Munde des Cardinals würde dem Buche alle die angeſehenen Gönner entzogen, und es ſammt ſeinen unbedeutenden Vertheidigern den Armen beyder Mächte überlaſſen haben, denen gleichviel daran gelegen war, die Flamme der Zwietracht zu löſchen. (Aber wie ſchwer läßt ſich dieſes Wort vernehmen; wenn ſich die verrätheriſche Eitelkeit in den Mantel der Ehrliebe hüllet?) Indeſſen machte die Eigenliebe auf die Perſon des hartnäckigen Gutheißers zwey entgegengeſetzte Eindrücke. Fand er den Widerruf ſchändlich, ſo war in ſeinen Augen die Schande, des Purpurs beraubet zu werden, nicht minder fürchterlich. Da er auf dieſe Art, ſo zu ſagen, zwiſchen zwoo Klippen ſchwebte, ohne irgend einen Ausweg zu ſehen; wie ſollte er die eine meiden, ohne an der andern zu ſcheitern? „Zögern, oder beſſere Gelegenheit erwarten, ſich Hoffnungen machen, oder zu Unterhandlungen wiederkehren" — dieß waren ſchon abgenüzte, und in der damaligen Lage verzweifelte Mittel. Bey dieſem Anlaſſe zeigte ſich es, daß man ſelten verzweifelt, wenn man mit Eifer nachſuchet. Der Cardinal war der Meynung: „daß, wenn die Unterhandlung durch den Regenten, den der Pabſt alle

Ur-

Urſachen zu ſchonen hatte, aufs Neue in Vorſchlag gebracht würde, ſie zugelaſſen werden könnte.“ Er gieng zu dem Prinzen, verſicherte ihn: „man hätte endlich Mittel gefunden, die Gemüther zu vereinigen; es wäre nur darum zu thun, daß man ſie unter einem erhabenen Namen nach Rom gelangen ließen.“ Er bat ſeine königliche Hoheit, in Dero Namen den Abbe Schwaliá, deſſen Weisheit und Fähigkeit ihnen Ehre machen würde, nach Rom zu ſchicken. Der Prinz, dem die bloße Hoffnung, den Unruhen Einhalt zu thun, unendlich ſchmeichelte, gab zu dieſem neuen Verſuche ſeine Einwilligung, ohne ſich der Sache viel anzunehmen. Der Cardinal von Biſſy, dem ſich dieſer Abbe Schwaliá, einer von ſeinen Großvikarien, ſeit einiger Zeit in der Lehre verdächtig gemacht hatte, glaubte, es fordere ſeine Ehre, den Prinzen zu warnen; er ſagte ihm offenherzig: „daß er deſſen Auftrag keineswegs billigte.“ Da nun der Prinz ſeinen Entſchluß nicht ändern wollte, bath er ihn: „er möchte es nicht übel nehmen, wenn er ſich gleichermaſſen dem heiligen Vater darüber frey erklärte.“ Der Regent, welcher die Wahl des Schwaliá nicht für ſein Werk anſah, ließ dem Cardinal von Biſſy die völlige Freyheit, davon zu reden und zu ſchreiben, wie es ihn thunlich dünken würde. Und ſo ermangelte der Cardinal nicht, den heiligen Vater von allem dem zu benachrichtigen; wie man ihm auch ſchon berichtet hatte: „daß der Abbe Schwaliá den Pater Labord, einen Oratorianer, und hitzigen Anticonſtituzioniſten mit ſich führe.“ Seine Heiligkeit wußten es auch: „daß der Vermittler eine Sammlung von Schwierigkeiten, die man gegen die Conſtituzion erhub, und dann eine Menge Lehrſätze vorlegen, womit man den widrigen Eindruck, den dieſe Schwierigkeiten machten, zu entkräften ſuchte, und daß er um eine Bulle anhalten ſollte, wodurch alle dieſe Lehrſätze gutgeheißen würden.“ Das hieß in der Hauptſache ſo viel, als — den Widerruf der Conſtituzion begehren. Aber dieſes widerrechtliche Beginnen

war ſo künſtlich eingeleitet, oder vielmehr mit ſo viel ſchwierigen Umſtänden verbunden, daß eine unendliche Behutſamkeit, und eine ſehr lange Zeit nöthig war, es zu zerſtören. Nun für eine Sekte, die in einer ſolchen Klemme war, war ſchon alles gethan, wenn ſie Zeit gewinnen konnte. Der heiligſte Vater über die Maaßen beleidiget, daß man ihn hinterliſten, und in die Empörung gegen ſeine eigene Bulle verflechten wollte, faßte den Entſchluß, die Urheber dieſes ſo ſchimpflichen Anſchlages das ganze Gewicht ſeiner Gewalt fühlen zu laſſen. Zwey oder drey Tage nach der Ankunft des Sachwalters der Parthey berief er eine außerordentliche Verſammlung der Cardinäle zuſammen, und ſprach bey drey Stunden mit jener rührenden Beredſamkeit, mit jener Schönheit des Styls, mit jener Anmuth und Würde, die ihm den Ruhm eines der erſten Redner ſeines Jahrhundertes erworben haben. Er trug den Cardinälen die Gründe vor, welche ſeiner Bulle die Kraft eines Geſetzes gaben; und bewies ihr unwiderſprechliches Anſehen ſowohl durch die Entwickelung der zu allen Zeiten befolgten Grundſätze, als durch die wenigſtens ſtillſchweigende Annehmung aller katholichen Nazionen. Darauf kam er auf die Hartnäckigkeit einer handvoll Starrköpfe, und zeigte ihre unredlichen Abſichten aus ihrem eigenen Betragen, aus dem Wankelmuth und Widerſpruche ihrer Grundſätze, aus ihrem falſchen Verſprechen und ihren liſtigen Forderungen. Hier berührte er die von der Gegenparthey ſo hartnäckig begehrten Erläuterungen, und bemerkte: „daß ſie, ihren Grundſätzen zufolge, ſich an die Erläuterungen, die er ihnen über ſeine Bulle geben ſollte, nicht halten könnten; weil, wenn ſie ſich für verpflichtet erkännten, ſich über dieſe Erläuterungen zufrieden zu geben, ſie ſich um ſo vielmehr für verpflichtet erkennen müßten, ſich der Bulle zu unterwerfen.“ Dieſe ſo richtige und weiſe Bemerkung zog die allgemeine Bewunderung und die vollkommene Ueberzeugung der Cardinäle nach ſich. Dann beſchloß

der

der heiligſte Vater: „daß, da Gelindigkeit und Nachſicht bey der Gegenparthey ihre Wirkung nicht machten, er ſogleich ſein ganzes Anſehen brauchen wollte, um beſonders ihr Oberhaupt zum Gehorſam zu bringen; er ſey feſt entſchloſſen, ihm den Purpur zu nehmen; und verlange nur ihren Rath über die Art und Weiſe dabey zu verfahren.“ Er gebot den Cardinälen das Stillſchweigen; gab ihnen den Auftrag: „ihm in vierzehn Tagen ihr Gutachten einzuſenden.“ Er begab ſich dann weg, ohne etwas dieſen Tag noch hören zu wollen. Indeſſen kam der Cardinal de la Tremowill, Frankreichs Bevollmächtigter, zum heiligſten Vater, und bath ihn: „er möchte ſich gegen die Cardinäle über das, welches er eben jetzt ihnen vorgetragen hat, näher erklären.“ Er wußte, daß der heiligſte Vater den Abbe Schwaliá nicht zur Audienz laſſen würde; und er wünſchte, daß dieſer Agent wenigſtens von den Cardinälen angehöret würde. Nachdem er hierzu von dem heiligſten Vater die Erlaubniß erhalten, kehrte er zu den Cardinälen zurück, und ſagte ihnen: „er glaube, daß ſie nicht im Stande wären, über die Sache des Cardinals von Noalliá ihre Meynung zu ſagen, ohne ſeinen Abgeordneten vernommen zu haben.“ Er bath ſie: „ihr Gutachten nicht ehe von ſich zu geben, als er ihnen ſeine Gründe vorgeleget hätte.“ Sie ließen ſich dieſes gefallen, aber mit Genehmhaltung des heil. Vaters, die ihnen auch der Cardinal de la Tremowill erhielt. Der Stellvertreter der Parthey, da er zu den Cardinälen ſprach, die er alle, nicht einen ausgenommen, beſuchte, war ſo großmüthig, daß er alle Schwierigkeiten, die er wider die Bulle zu machen den Auftrag hatte, auf ſich nahm, und ſie allenthalben ſo vortrug, als wenn ſie nur von ſeiner Perſon herrührten. Er ſprach nie von was anderm, als von dem angeblichen orthodoxen Sinne der 101 Sätzen, die er zu rechtfertigen unternahm, ohne einen einzigen davon zu verdammen. Dieſes Betragen erwarb ihm wahrlich die Gunſt des heiligen Collegiums nicht. Indeſſen gab ſich der Cardinal de la Tremowill, welcher ohne Zweifel

von dieſen Verfügungen nichts wußte, viele Mühe, es bey dem Pabſte dahin zu bringen, daß er wenigſtens einmal den Abbe Schwaliä anhören möchte. Der heiligſte Vater war über dieſen Punkt unbeweglich. Da es aber rathſam war, hinter das ganze Geheimniß zu kommen, ſo ernannte er, um ihn in ſeinem Namen zu hören, die Cardinäle Ferrari und Ptolomäi, die ihm dann von dem, welches ſie würden vernommen haben, den Bericht erſtatten ſollten. Dieſe Unterredungen geſchahen oft, und währten lange; aber immer ohne Erfolg, und ſogar ohne einige Hoffnung eines erwünſchlichen guten Ausſchlages.

Den Cardinal Dominikus Maria Ferrari zeichneten ganz beſonders Frömmigkeit und Gelehrſamkeit zugleich ganz vorzüglich aus; ſeinen Eifer für Erhaltung der Reinheit des Glaubens, und ſeine gründliche Gottes-Gelehrtheit zeigte er erſt neuerdings in Verfertigung der letztern Bulle der Conſtituzion: „*Unigenitus*“ eben deßwegen wurde er nun auch von Pabſt Clemens d. XI. ernennet zur Vertheidigung derſelben; und bey dieſem Geſchäfte ſtrengte er ſich ſo ſehr an, arbeitete Tag und Nacht, nahm ſich oft kaum Zeit, etwas Nahrung zu ſich zu nehmen, ſo, daß ihn endlich eine ſchwere Krankheit überfiel, und hinwegnahm aus dem Gedränge der Arbeiten in die ewige Ruhe eben dieſes Jahres Chriſti 1717 den 20. Auguſt, im 67. Jahre ſeines Alters. Er war ein Mann voll Verdienſte um das Reich Gottes auf Erde, zugleich voll Demuth, und ganz Gehorſam; auch als Cardinal noch hielt er ſich genau an alle ſeine Ordensregeln, er lebte ſtetshin als ein armer Mönch, er war das Schrecken aller Ketzer und Neuerer, und ein eben ſo unerſchütterlicher Vertheidiger der Kirche und ihrer Unverletzlichkeit, in dieſer Hinſicht wurde er vorzüglich berühmt durch ſein vortreffliches Werk, das er mit ſo viel Eifer und Gründlichkeit gegen die Geiſtlichkeit in Frankreich, gegen ihre Anmaaßungen und Eingriffe, die ſie ſich erlaubten, herausgab.

Nach

Nach dem ſeligen Hinſcheiden dieſes vortrefflichen Glaubenshelden wollte Pabſt Clemens der XI.: „daß nun der Cardinal Ptolomäi allein den anweſenden Unterhändler vernehmen ſollte.“ Es war das Meiſte jetzt ſchon entdecket, und berichtet: „daß alle Worte und Schritte des Abbe Schwaliá nach Liſt und Betrug zielten; er komme immer mit der beziehenden Annehmung angezogen; er habe ſeine ganze Gelehrſamkeit erſchöpfet, um alle von der Bulle verdammten Sätze einen nach dem andern zu rechtfertigen; mit einem Worte, er ſcheine aus keiner andern Abſicht nach Rom gekommen zu ſeyn, als, um gegen die Bulle eben ſo viele Bannflüche zu ſchleudern, als die Bulle gegen die 101 Sätze geſchleudert hat.“ Zu dem wußte der heiligſte Vater, daß Schwaliá täglich ordentliche Winkelverſammlungen mit den Emiſſarien, welche der Janſeniſten-Klubb in Rom beſtändig unterhält, pflege; und daß er ſelbſt einem der Cardinal-Commiſſarien Geſinnungen zumuthe, die fähig wären, ihn um ſeine Ehre zu bringen. Er ſcheute ſich nicht zu ſagen: „der Cardinal Ptolomäi ſehe die Bulle für keine Glaubensregel, ſondern für ein Werk der bloßen Kirchenzucht an, die nach den Zeiten und Umſtänden veränderlich iſt; folglich zurücke genommen, und noch viel leichter abgeändert, verbeſſert werden kann.“ Der heiligſte Vater, ohne dieſer Lüge Glauben beyzumeſſen, ließ darüber den Ptolomäi ſprechen, und ſprach ſelbſt mit ihm, um den Verläumder deſto empfindlicher zu beſchämen. Niemand entſetzte ſich mehr über eine ſo dreiſte Behauptung, als dieſer Cardinal. Er antwortete mit der ganzen Einfalt eines guten Gewiſſens: „daß nichts dergleichen je aus ſeinem Munde, oder auch nur in den Gedanken gekommen wäre;“ und ſetzte hinzu: „er begreiſe nicht, wie ſelbſt der Abbe Schwaliá eine Bulle, welche ketzeriſche Sätze verdammet, für ein Werk der Kirchenzucht anſehen könne.“ Jetzt erſt lernte, nicht ohne innigſte Reue und Beſchämung auch der Cardinal de la Tremowill jenen Menſchen kennen, deſſen er ſich anzunehmen ſcheinen wollte;

er erſtattete dem heiligen Vater von dem, was er aus den dieſem Werkzeuge des janſeniſtiſchen Klubbs mitgegebenen Verhaltungsbefehlen entdecken konnte, genauen Bericht. So endigte ſich ſeine Unterhandlung; und die Partheygänger geriethen durch dieſen Ausſchlag in nicht geringe Verlegenheit. Auch die Cardinäle haben dem Pabſte ihr Gutachten in Anſehung des Cardinals von Noallia zugeſtellet. Alle ohne Ausnahme waren der Meynung: „man ſollte ihm den rothen Hut nehmen." Doch bathen die Meiſten Se. Heiligkeit um einen Aufſchub, auf daß ſie neue Mittel verſuchen könnten, ihren Collegen zum Gehorſam zu bringen. Andererſeits ſtellten ſich die in Frankreich ungemein beſtürzten Anticonſtituzioniſten, als wollten ſie ſich unterwerfen, als wären ſie endlich entſchloſſen die Bulle anzunehmen. Alles, was ſie noch begehrten, war: „daß ſie in ihre Hirtenbriefe einige Lehrpunkte, die ſie der Unterſuchung des Pabſtes wollten unterworfen haben, einrücken dürften." So oft hintergangen, hatte Pabſt Clemens d. XI. nun einmal alles Zutrauen auf ihr Wort verloren; aber der Regent, und einige Prälaten von der annehmenden Parthey glaubten, noch alle möglichen Mittel verſuchen zu müſſen, um die Unruhen ohne Geräuſche beyzulegen. Dieſer Vorfall machte, daß man ſich wieder in Unterhandlungen einließ; und es fehlte wenig, daß nicht die Geiſtlichkeit eine feyerliche Verſammlung hielt, um der halsſtärrigen Parthey die Bulle zu erklären; was ſoviel würde geheißen haben, als eingeſtehen: „daß ſie dunkel, und ihre Widerſetzlichkeit billig wäre." Um die gutgeſinnten Biſchöfe gegen den Vorſchlag einer Erklärung der Bulle einzunehmen, erließ der heilige Vater an ſie eine Schrift, worinn er ihnen alle Gefahren dieſer Erläuterungen vor Augen ſtellte, und ſeinen unveränderlichen Entſchluß, deren nie eine zu geben, andeutete. Und ſo, dachte er bey ſich, werden ſie es wohl merken, daß auch ſie keine geben ſollten. Er zeigte ſich nicht weniger entſchloſſen, wider ſie nach kirchengeſetzlichen Rechten zu verfahren, wenn nicht ein Mittel, welches

ches man noch verſuchte, in Kurzem ſeine Wirkung thä-te. Auch dieß päbſtliche Schreiben wurde in Frankreich ſchon vorhinein verbothen, und demſelben der Eingang verwehret; aber ſelbes kam doch durch; und die gutgeſinnten Biſchöfe und Geiſtlichen warteten nicht erſt auf die Genehmhaltung der weltlichen Mächte, um derſelben folgen zu können. Der Regent, der den heiligſten Vater zu ſehr zu beleidigen fürchtete, und das Mißvergnügen, welches er ihm gemacht hatte, mit Vortheil erſetzen wollte, trennte die Verſammlung. Auf dieſe Art gelangte Pabſt Clemens der XI. durch eben jenen Weg zu ſeinem Zwecke, der ihn mehr davon zu entfernen ſchien. Aber da er die Wahrheit auf ſolche Weiſe ſicher ſtellte, und rettete, konnte er doch die Widerſpenſtigen noch immer nicht retten; es begannen immer wieder die Unterhandlungen, die Unterredungen, oder vielmehr, die Blendwerke, und Ränke, und Betrügereyen und Bosheiten. Die Parthey gewann Zeit, und machte ſich dieſelbe ſtattlich zu Nutzen. Sie hatte ſich anſehnlich verſtärket; ihre Lehren und Schmähſchriften wurden aller Orten verbreitet; und fanden allenthalben Eingang. Die Univerſitäten, oder wenigſtens die theologiſchen Fakultäten von Rheims und Nant folgten dem Beyſpiele der Sorbonn, und nahmen den Beſchluß ihrer Annehmung zurück. Die Doktoren von Caen waren im Begriffe, einen ähnlichen Widerruf zu thun. Die übelgeſinnten Biſchöfe haben ſchon einen Theil ihrer Pfarrer, Domherren, Ordensgeiſtlichen, und auch der Nonnen gewonnen. Die ſo oft gedrohten, und immer verſchobenen Streiche der ſtrengen Gerechtigkeit haben die Furcht in Sicherheit verwandelt. Mit einem Worte, die Parthey glaubte jetzt im Stande zu ſeyn, ſelbſt Furcht und Schrecken einzujagen. Ein unerhörtes Unternehmen von Biſchöfen, die da doch in der Gemeinſchaft der römiſch-katholiſchen Kirche zu ſeyn vorgaben; vier Biſchöfe, nämlich von Bulon, Montpelliä, Mirpoa, und Sanes legten zu gleicher Zeit von einer vom heiligen Stuhle ergangenen, und von den meiſten Kirchen

chen ausdrücklich angenommenen dogmatiſchen Entſcheidung ihre Appellazion ein. Bis jetzt hatten die Prälaten von der Gegen-Parthey, die ſich begnügten, über die Bulle, wie über eine dunkle Schrift Erläuterungen zu begehren, ſich nicht zu ſagen getrauet: „daß ſie im Grunde böſe, und der Wahrheit zuwider wäre;" ſie überließen dieſe ärgerliche Behauptung einigen namenloſen, und unbedeutenden Schwindelköpfen. Aber jetzt, da ſie ihre Appellazion mit Gründen unterſtützen wollten, ſagten ſie: „daß die Bulle den Glauben untergrabe, die Sittenlehre verderbe, die Kirchenzucht zu Grunde richte, den geheiligten Rechten des biſchöflichen Amtes zu nahe trete, und das Anſehen der Regenten vernichte." Sie brachten dieß, ihr Manifeſt der Spaltung und des Aufruhrs in die Verſammlung der Doktoren von Paris; und der Biſchof von Sanes las es ihnen vor. Der Anwalt der Fakultät wünſchte den vier Appellanten Glück, rühmte an ihnen Liebe gegen die Kirche und Eifer für die Wahrheit; und er nahm die geſammte Fakultät zum Zeugen ſeiner verſchwenderiſchen Lobſprüche, und ſeines eigenen Eifers. Dieß war vermuthlich die verabredete Looſung. Den Augenblick erſchollen unzählige Stimmen, und verlangten: „daß man aus der Appellazion gemeine Sache machen ſollte." Sie wurde in Ueberlegung genommen; vergebens ſetzten ſich einige Doktoren dem Schwalle entgegen; die Fakultät trat der Appellazion bey. Inzwiſchen wurden die vier Prälaten als Urheber der Spaltung und Zwietracht aus der Hauptſtadt verbannet; und der Advokat, welcher ihre Appellazionsakte aufgeſetzte hatte, in die Baſtille gebracht; was dennoch nicht hindern konnte, daß nicht das geiſtliche Gericht zu Paris Tag und Nacht allen denen offen ſtund, welche der Appellazion der vier Biſchöfe beytreten wollten. Einige Kapitel, mehrere Ordensgemeinden, und eine ziemliche Anzahl Pfarrer in der Stadt brachten ihre Namen in den erzbiſchöflichen Pallaſt. Noch verwegener waren in den übrigen Biſthümern verſchiedene Ordensgeiſtliche, welche öffentlich ap-

pel

pellirten, und mit ausdrücklichen Worten ſagten: „daß die Bulle das Dogma der Gnade vernichte.“ Der Erzbiſchof, anſtatt dieſe ſchismatiſche Vermeſſenheit zu beſtrafen, ſah vielmehr mit Vergnügen die Zahl der Appellanten anwachſen. Man verſprach allen ſchlechten Prieſtern und Mönchen, welche ſich in den Provinzen gegen die Biſchöfe und Ordensobern empörten, in ſeinem Biſthume Schutz und Schirm; und zum Beweiſe, wie weit ſich der Schwindelgeiſt verlieren kann, zählte man unter den Appellanten alle Klaſſen ungebildeter Menſchen, unwiſſende Schulmeiſter, Krankenwärterinnen, Schneider, Schuſter, Lehrjunge, und Chorſchüler.

Während dieſer ſtürmenden Unruhen und Aufruhren der Ketzer gegen die Kirche ſtarb ruhig, und im Schooße der heiligen Kirche die gute, fromme, unter dem Namen Madam Güyon ſehr bekannt gewordene Johanna dö la Mott. Seit der Zurechtweiſung, die ſie ſo demüthig und folgſam annahm, lebte ſie in ihrer heiligen Einſamkeit ſo ſtille und abgeſtorben, als wenn ſie auf Erde gar nicht mehr lebte; und nicht zufrieden, ihrem heiligen Glauben ſo oft, und allzeit redlich und freymüthig im Laufe und Sturme ihrer vielen Trübſaalen das Zeugniß gegeben zu haben; erneuerte ſie ſelbes noch einmal zu einer Zeit, wo es nicht mehr um die Ruhe ihrer Lebenstage zu thun war, ſondern vor Gottes Richterſtuhl über alles Rechenſchaft abzulegen. Auf dem Sterbebette, und in ihrem Teſtamente bekennet ſie neuerdings ihren ganz katholiſchen Glauben, ihre ungeheuchelte Anhänglichkeit an die katholiſche Kirche, und daß dieß allzeit ihre Geſinnungen geweſen ſeyen: „da ich nichts anders, ſo lauten ihre eigene deutliche Worte, da ich nichts anders glaube, als was ſie glaubt, und ohne Vorbehalt verdamme, was ſie verdammet, ſo wie ichs jederzeit gethan habe. Ich muß zur Steuer der Wahrheit, und zu meiner Rechtfertigung mit einem Eide betheuren, daß man wider mich falſche Zeugniſſe abgeleget; da man zu meinen Schriften Zuſätze machte, und mich ſagen, und denken ließ,

ließ, was ich nie dachte, und wovon ich allzeit himmelweit entfernt war; daß man zur Verläumdung noch die Falſchheit hinzufügte; da man mir verfängliche Fragen ſtellte, und das nicht glauben wollte, was zu meiner Rechtfertigung diente; da man meine Antworten verfälſchte, das hinſchrieb, was ich nicht ſagte, und wahrhafte Thatſachen unterdrückte. Ich ſage nichts mehr von noch vielen andern Dingen, weil ich alles von meinem ganzen Herzen verzeihe, und nicht einmal das Andenken davon behalten will."

Auch die in verſchiedene Klöſter vertheilten Nonnen von Portroyal machten ſich die wohlverdienten Strafen zu Nutzen, zeigten ſich gar bald beugſamer, und bußfertig. Ihre Verführer hatten ſich zwar auch ferners noch Mühe gegeben, die zurecht gewieſene Seelen neuerdings zu verführen, durch allerley Schriften, Gebethe, Geſänge, die man ihnen zuſpielte; aber ſie blieben nun ſtandhaft, und waren gründlich gerettet; ſchon fünf Jahre nach ihrer Aufhebung war nicht eine mehr, welche nicht den Irrthum abgeſchworen hatte. Mit einem Worte, kaum war der Portroyal außer der Stadt geſchleifet, als ſich mit einem Male die anſteckende Seuche verlor. Dieſe Verführten waren gefunden, und in den Schaafſtall Chriſti zurückgebracht; aber ihre Verführer arbeiteten noch immer, ſich ſelbſt und andere immer noch mehr zu verführen, immer noch mehr verloren, und zu Grunde zu gehen, und ſich und andere mit ſich in grundloſes Verderben hinabzureißen, und darinn ohne Rettung ſich und andere zu erhalten.

Janſeniſten und Quesnelliſten, und ihre Gönner und Freunde hatten jetzt wieder alle Hände voll Arbeit, um zu vermehren ihre Zahl und ihr Anſehen; ſie hatten nun ſchon alle Mittel gefunden und angewendet; — gar bald hatten ſie die Bemerkung gemacht: „daß man, um fort zu kommen, nicht mit leeren Händen arbeiten müſſe." Sie nahmen alſo ihre Zuflucht nun auch zu dem Mittel, das ſie als kräftig wirkſam längſt ſchon kannten, und ihnen jetzt neuerdings ſtatt aller gelten, und

ihrer Sekte, und ihrem Vorhaben neue Schwungkraft geben ſollte. Aber dieß Mal, weil ſie recht viele Appellanten und Mitrebellen kaufen wollten, und manche um ſchwer Geld, dieß Mal waren Summen nöthig, welche durch gewöhnliche Sammlungen ſich ſobald nicht zuſammenbringen laſſen; man entſchloß ſich, durch Darlehen ſelbe herzuſchaffen. Der Cardinal Noallià hatte ſeit mehr als 30 Jahren einen Weltprieſter, mit Namen Delort, in ſeinen Dienſten. Ein anderer mit Namen Serwiò, der bey dem Biſchofe von Schalon in Dienſten ſtund, war ſein Hofkaplan. Dieſe zween frömmelnde, und ämſige Prieſter ſchienen ſehr geſchickt zu ſeyn, Silberflüſſe in die Appellazionskaſſe zu leiten. Um die Darleiher deſto beſſer zu hinterliſten, hieß es: „Dieß Geld werde zur Vertheidigung der Religion aufgenommen, und daß es im Namen gewiſſer Perſonen vom erſten Range geſchehe, welche bald Gelegenheit finden werden, das Vergnügen, welches ſie ihnen würden gemacht haben, zu vergelten. Aber, da weder das Beſte der Religion, noch die ungewiſſen Hoffnungen die Wechsler bewegen konnten, ihre Kiſten zu öffnen, ſchlug man einen Weg ein, welchen die Umſtände der Zeit darbothen, und der einen glücklichen Ausgang gewährte. Sie hatten ſich mit einer Menge Wechſelzettel verſehen, welche fünfzig bis ſechzig fürs hundert fahren ließen. Die Wechsler erbothen ſich, dieſe mit weit beſſeren der Unterhändler zu übernehmen; und ſo wurden über achtzehn Hundert Tauſend Liwer eingebracht; und der Gebrauch, den man von dem geliehenen Gelde machte, iſt nicht minder gewiß und bekannt. Der Gehalt eines Schülers in der Theologie, welcher in einer öffentlichen Diſputazion einige in der Bulle verdammten Irrthümer behauptet hatte, belief ſich auf fünfhundert Liwer. Ein Pfarrer, der ſeinen Glauben verkaufte, wurde nach dem Maaße ſeines Eifers und der Geſchicklichkeit in der Verführungskunſt bezahlt, und am reichlichſten die Domherrn, Mönche, Nonnen, wenn ſie ihre Kapitel oder ihre Kloſtergemeinden zu gewinnen wußten.

Und aber dennoch mit all dem, mit mehr als achtzehn hunderttauſend Liwer gewannen ſie nicht achtzehn Hundert Appellanten. Man machte davon ein Verzeichniß in den Sprengeln, wo die Raſerey am größten war, wie zu Rheims, Orlean, und Ruan; und man fand zwiſchen der Mühe, und dem Erfolge kein Verhältniß. In dem Bisthume von Ruan insbeſondere, obwohl man darinn bey vierzehnhundert Pfarren, und eine verhältnißmäßige Anzahl Ordensgemeinden zählet, waren nur Hundert Prieſter, ſowohl Welt- als Ordensgeiſtliche, welche appellirten. Zu Paris, in dem Mittelpunkte der Spaltung, bezeigten weitſchichtige Pfarren, und zahlreiche Seminarien nichts, als Abſcheu dagegen. Man ſah ganze Ordensſtände, welche die beträchtlichſten Gemeinden ausmachten, und inſonderheit jenen des heiligen Franziskus mit allen ſeinen Zweigen, ſich unerſchütterlich an die Grundfeſte der katholiſchen Einigkeit halten, auch mit Gefahr des biſchöflichen Interdiktes, und mit der Entziehung des nothwendigen Unterhaltes. In ſehr vielen Bisthümern des Königreiches aber fand ſich — nicht ein einziger Appellant.

Deſſenungeachtet triumphirte die ſchismatiſche Parthey; ſie theilte in ihrem Taumel dem Publikum ein Verzeichniß ihrer Eroberungen mit, welches, ſo überſpannet es auch war, zu nichts diente, als ſie mit Schande zu bedecken. Man ſagte ihnen: „Ihr rühmet euch, einen Cardinal zum Beſchützer, vier Biſchöfe zu Muſtern, drey Univerſitäten zu Vertheidigern, fünf, oder ſechs, oder achthundert Prieſter, oder vielleicht ein Tauſend zu haben, wenn man Mönche von jeder Regel, und von jedem Schnitte mitrechnet. Aber für einen Cardinal, der euch in ſeinen Schutz nimmt, aber ſich deſſen ſchämet, haben wir deren gegen ſiebenzig, die euch für Schismatiker halten. Für eure vier Appellazionsbiſchöfe, und zehn bis zwölf andere zweydeutige Prälaten zählen wir deren über ſiebenhundert, welche alle erklärte Feinde der Spaltung, alle erklärte Katholiken ſind. Für drey theologiſche Fakultäten, denen ihr ganz freygebig

den

den Namen „Univerſitäten“ beyleget, ſind alle katholiſche Univerſitäten der ganzen Welt gegen euch. Und euere fünf oder ſechshundert Pfarrer können ſie mit den vierzigtauſend Pfarren, die Frankreich zählet, in eine Vergleichung kommen, ſollte auch unſer Reich allein die ganze Kirche ausmachen? Und endlich fünfzehn bis achzehnhundert, oder aufs höchſte nach eurem eigenen Verzeichniße, zweytauſend Perſonen von jedem Stande, jedem Alter und Geſchlechte, können ſie euch gegen die unzählige Menge Biſchöfe, Doktoren, und gemeiner Gläubigen, die in der ganzen Welt mit dem Oberhaupte der Kirche vereiniget ſind, ſicher ſtellen?“ Dieſe, wiewohl ganz natürliche Antwort, verurſachte dennoch unter den Appellanten eine ſo ſtarke Bewegung, daß ſie ſich nicht darauf gefaßt gemacht zu haben ſchienen. Aber ſo ſehr ſie dadurch beſchämet wurden, ſo wenig bekehrten ſie ſich. Sie erholten ſich bald von ihrem Staunen; und um ihre Schande zu vermindern, ſprachen ſie ihrem zaghaften Cardinal-Protektor Muth ein, den ſie aber kaum halb beleben konnten. Er appellirte; aber getraute ſich nicht ſeine Appellazion bekannt zu machen, und geboth in ſeinen Kanzeleyen ſtrenges, ſtrengſtes Stillſchweigen. Indeſſen wurde Pabſt Clemens der XI. ſowohl, als die Cardinäle des heiligen Offiziums davon unterrichtet. Und dieſe bathen Se. Heilgkeit: „ohne Verzug gegen die Appellazionen zu verfahren.“ Denn ſie waren überzeugt, daß der Cardinal von Noallià die Kundmachung ſeiner Appellazion, nur aus Furcht, mit den übrigen verdammet zu werden, verſchöbe; und daß eine unverzügliche Verdammung das einzige Mittel wäre, die Kundmachung ſeiner Appellazion zu verhindern. Doch gab es wieder Leute genug, welche die Wege der Gelindigkeit und Ausſöhnung einſchlugen. Der Regent kam dazwiſchen, er fragte den Cardinal: „ob er den Frieden der Kirche wahrlich wünſchte;“ und auf die verſicherendſte Antwort ſagte er ihm: „er ſollte ſich über die Bedingungen, unter welchen er mitwirken wollte, aufrichtig erklä-

klären, und wegen des jeƶt gethanenen Verſprechens wohl in Acht nehmen.“ Und weil der Regent mit Grunde fürchtete, der Cardinal möchte wieder ſein Wort nicht halten, ſo war er mit einem bloß wörtlichen oder ſchriftlichen Verſprechen nicht zufrieden; er verlangte: „daß ihm die Formel ſeiner Annehmung, mit ſeiner Hand unterzeichnet, eingehändiget würde.“ Die Bedingungen des Cardinals ſchienen in der That annehmlich zu ſeyn, oder wenigſtens ſchienen die Gebrechen derſelben leicht zu verbeſſern.

Aber dabey fanden die Appellanten ihre Rechnung nicht. Sobald ſie einige Neigung zum Frieden witterten, konnten ſie ihre Unruhe nicht bergen, und ſie ließen, um die Sache nur recht zu verwirren, die Appellazion des Cardinals drucken, welche zwar in etwas gemäßigteren Ausdrücken, als die der vier Biſchöfe abgefaſſet war. Jedoch berief auch er ſich darinn förmlich von der Bulle an den beſſer unterrichteten Pabſt, und an ein allgemeines Konzilium mit beygefügter Bedingung: „daß dieſes Konzilium rechtmäßig zuſammen berufen, und an einem ſichern Orte gehalten werden ſollte.“ Dieſer Appellazionsurkunde war noch ein erzbiſchöfliches Kreisſchreiben beygefüget, darinn der Bulle alle Uebel, welche gegenwärtig die Kirche zerrütteten, Schuld gegeben wurden. Um die Gewalt, welche die Zwangmittel in Händen hatte, in größere Verlegenheit zu ſeƶen, appellirten auch das Kapitel von unſer lieben Frau, und acht und vierzig Pfarrer, ſowohl in der Stadt, als in dem Gebiethe von Paris, für ſich, und ihre Pfarrprieſter. Die Fakultät von der Sorbonn erneuerte ihre Appellazion; und trug die, welche der Cardinal überreicht hatte, in ihr Regiſter ein; und ordnete an ihn zwölf Doktoren ab, welche ihm in ihrem Namen wegen ſeines ſtandhaften Eifers in Vertheidigung der Religion Glück wünſchen mußten. Der Regent fand ſich äußerſt beleidiget, als er ſah, wie abſcheulich man ihn durch Falſchheit und Lügen hintergangen habe. Er machte dem Cardinal die bitterſten

Vor=

Vorwürſe über ſeine ſchändliche Treuloſigkeit, womit er ſein mit aller Bedachtſamkeit und Feyerlichkeit heilig gegebenes Wort ſo niederträchtig gebrochen hätte. Der Cardinal wurde jezt roth, jezt blaß, und betheuerte: „daß er an dem Drucke ſeiner Appellazions-Urkunde keinen Antheil habe.“ Aber der Prinz glaubte von all dem Gerede gar nichts mehr; und es zeigte ſich bald, daß er ſich in ſeinem Urtheile nicht geirret habe. Als der Regent dem Parlamente befahl: „dieſe ärgerliche Schrift gerichtlich zu verfolgen;“ nahm ſie der Cardinal mit aller Hitze in ſeinen Schuz, ob er es ſchon auf eine liſtige Weiſe that. Er bekannte ſich zur Appellazion, aber um ihren Druck wollte er nichts wiſſen; er ſagte: „er könne nicht zugeben, daß man unter dem Vorwande, die Herausgabe dieſer Schrift zu verdammen, ihren Innhalt ſelbſt verdamme. Ja, er erdreiſtete ſich ſogar, den Regenten ſelbſt zu bitten: „die gerichtliche Unterſuchung aufzuheben.“ Aber es läßt ſich leicht denken, wie ungnädig ein Prinz, wie der Regent war, ſeine Bittſchrift werde aufgenommen haben. Noallià wendete ſich daher an das Parlament ſelbſt, machte die dringendſten Vorſtellungen, ja ſuchte es durch eine Menge gerichtlicher Forderungen zu ſchrecken. Aber alle dieſe Anſchläge halfen nichts; der Regent forderte Gehorſam, das Parlament verfolgte ſeinen Weg, die Urkunde wurde verdammet. Die Bedingungen, welche der Cardinal dem Regenten vorgeſchlagen hatte, lauteten dahin: „daß der Pabſt einen kurzen Begriff der Lehre, über den die Biſchöfe ſowohl von der einen, als von der andern Parthey in des Prinzen Gegenwart übereingekommen wären, genehmigen ſollte.“ Weil man ſichs nun einmal in Kopf geſezt hatte, wider alle Hoffnung zu hoffen, ſo gab dieſer Auszug zu neuen Unterhandlungen und neuen Ränken Anlaß. Man ſtellte dem heil. Vater vor: „ſofern er ſich dieſen kurzen Begriff der Lehre gutzuheißen würdigen ſollte, ſo würde ſich unfehlbar die ganze Gegen-Parthey zum Ziele legen.“ Man händigte ihm von Seite ihrer durch den Regenten

ſelbſt eine Abſchrift dieſes Auszuges ein. Aber die tief gegründete Klugheit Clemens des XI. entdeckte auf den erſten Blick den Betrug. Dieſe Schrift lautete ganz anders, als die Lehre der rechtgläubigen Biſchöfe, mit denen man doch, dem Vorgeben nach, dieſen Auszug gemeinſchäftlich wollte abgefaßt haben, und welche hierüber keine Sylbe an den heiligſten Vater geſchrieben hatten. Se. Heiligkeit erkundigten ſich dann bey den Cardinälen Rohan und Biſſy, deren Antwort dieſes ſchändliche Geheimniß ganz entſchleyerte. Von ihnen vernahm er: „daß die an ihn überſendete Abſchrift mit der Urkunde, welche man einſt in des Regenten Gegenwart aufgeſetzt, und unterzeichnet hatte, nicht übereinſtimme, und verfälſchet wäre.“ Und doch hatte Noallia ſelbſt dieſe Abſchrift dem Prinzen übergeben, und ihn verſichert: „daß ſie mit der Urſchrift gänzlich übereinkäme.“ Ob ſie ſchon wegen der Aenderungen, welche man damit getroffen hatte, weſentlich verunſtaltet war. Und dieß mag eigentlich die Urſache geweſen ſeyn, warum er von dem Prinzen begehrte: „die Prälaten von der Gegenparthey möchten zu dieſem Geſchäfte nicht berufen, und was dabey vorgieng, einſtweilen vor ihnen geheim gehalten werden.“ Zu Rom fand man in der Abſchrift zwey und zwanzig eigenmächtige Beyſätze, vierzehn, theils weggelaſſene, theils geſtümmelte, und ſechzehn verfälſchte Artikel, in allem acht und vierzig mehr oder weniger beträchtliche Abänderungen, durch welche man alle Leute zu bereden ſuchte: „die Bulle ſey dunkel, und könne nicht angenommen werden.“

Nach ſo oft wiederholten Ränkeſpielereyen erwartete Pabſt Clemens der XI. von nun an von ſolchen Leuten keine Aufrichtigkeit mehr; er beſchloß: „wider die Appellazion gerichtlich vorzuſchreiten.“ Nicht gar drey Wochen dauerte die Unterſuchung. Man hielt den verwegenen Schritt gegen die Grundſätze, und gegen den Gebrauch des ganzen katholiſchen Alterthumes; und er ward gebrandmarket. Das ſchriftlich verfaßte Verdammungs=Urtheil ließ dann Pabſt Clemens der XI. am

18.

18. Hornung des Jahres Chriſti 1718 auf dem Felde der Flora anheften. Die Appellazion der Biſchöfe war darinn als eine ſchismatiſche und ketzeriſche Sätze enthaltende, und die des Cardinals Noallià als ſchismatiſch und ſich der Ketzerey nähernd — verdammet.

In Mitte der vielen Kümmerniſſen und Drangſalen hatte Pabſt Clemens der XI. unlängſt aus Rußland frohe Freuden-Nachricht erhalten, ein Schreiben von Petrus dem Großen, worinn erklärt wird: „daß den Katholiken freye Religions-Ausübung in ganz Rußland bewilliget ſeyn ſoll.“ Pabſt Clemens der XI. darüber voll Freuden, beſchloß, alſogleich apoſtoliſche Männer dahin zu ſchicken, die katholiſche Religion in dieſem weitſchichtigen Reiche zu verbreiten, und zu beleben, und zu verherrlichen — Gottes Reich. Kaiſer Peter bewilligte auch den Jeſuiten, die Jugend in guten Sitten, und in Wiſſenſchaften zu unterweiſen, Collegien in ſeinem Reiche zu errichten.

Freude nicht minder hatte Pabſt Clemens der XI., da er jetzt hörte: „daß Friedrich Auguſt, der Sohn des Churfürſten von Sachſen, den katholiſchen Glauben nun auch öffentlich bekenne.“ Schon vor ſechs Jahren ſchwur derſelbe die luterſche Ketzerey ab, und kehrte in den Schooß der katholiſchen Kirche wieder zurücke; aber aus wichtigen Gründen wollte er ſeine Bekehrung bisher noch nicht bekannt werden laſſen.

Schon mehr als 300 Jahre waren bereits vorüber in die Vergangenheit hingefloſſen ſeit dem glorreichen Martertode des heiligen Prieſters Johannes von Nepomuk. Unaufhörlich hatte Gott bisher immer ſelbſt vor aller Welt, und recht auffallend erklärt die Heiligkeit dieſes ſeines getreuen Dieners durch außerordentliche Wunder; aber die förmlich feyerliche Heiligſprechung desſelben durch den Statthalter Chriſti auf Erde hatte bisher noch immer nicht zu Stand gebracht werden können, ſo ſehr von allen Seiten ſtets darauf gedrungen wurde; die Kriege, die Unruhen und Stürme der Ketzerwuth, der immer anhaltende Greuel der Verwüſtung leg-

legte überall jeder guten Sache Hinderniſſe die Menge in Weg; unter Pabſt Clemens dem XI. wurde nun aber wieder neuerdings ernſtlich auf förmlich feyerliche Heiligſprechung dieſes wunderthätigen Blutzeugen angetragen. Um dieſes heilige Geſchäft zu erleichtern und zu beſchleunigen hatte jezt der Erzbiſchof von Prag noch was anders vor: die Erhebung des Leichnames des heiligen Martyrers Johannes von Nepomuk; die vielen außerordentlichen Wunder, die ſtets bey ſeinem Grab geſchahen, der himmliſche Wohlgeruch, der aus ſelbem duftete, alles Sonſtige drang von ſelbſt, und wie mit Gewalt auf die Vermuthung, auf die recht zuverſichtliche Vorhineinbehauptung: „Gott habe ſicher dieß Heiligthum der Verweſung entriſſen, dieſen heiligen Leib unverſehrt erhalten.“ Es wurden zur feyerlichen Erhebung deſſelben mit freudenvollſter Zuverſicht alle Anſtalten getroffen; gelehrte, vorzüglich der Geſchichte und des Alterthumes kundige Männer, und Aerzte, und Wundärzte berufen, und in eidliche Pflicht genommen. Am beſtimmten Tag, am 15. April des Jahres Chriſti 1719, begann das heilige Werk; in Gegenwart des Erzbiſchofes, und der Geiſtlichkeit, und der Aerzte, und aller dazu berufenen Zeugen wurde durch Schmiede und Schloſſer das eiſerne Gitter und der Grabſtein hinweggearbeitet, in den Bändern und Fugen, und in der ganzen Arbeit fanden alle Sachverſtändige neue Beweiſe des Alterthumes. Daß der Grabſtein von ſeinem Platz nie weggekommen, über die 300 Jahre ſchon über dem Grabe liege, zeigte ſich auch an den Sprüngen und Ritzen, und Beſchädigungen, die er auf allen Seiten hatte; vorzüglich vieles litt er bey der Feuersbrunſt, welche vor 178 Jahren im königlichen Schloſſe zu Prag ausgebrochen, und ſchrecklich umher wüthete. Die Aufſchrift war noch ſehr leſerlich; die Buchſtaben wurden mit Schriften von gleichem Alter zuſammen gehalten, und ſelben ganz gleich gefunden. Nachdem das Grab vollends geöffnet, die Erde ganz weggeſchaffet war, fand ſich zur allgemeinen Erſtaunung, nichts von all dem,

was man ſo zuverſichtlich erwartete, ſo ſicher hoffen zu dürfen allen Grund zu haben glaubte; die heiligen Gebeine lagen zwar, wie von einer Menſchenhand kunſtverſtändig zuſammengeſetzt, in der regelmäßigſten Ordnung da, aber alles Fleiſch, der ganze übrige Körper war in Staub zerfallen und verweſen; aber zu noch weit größerm Erſtaunen fand ſich mehr, als man erwartet hatte, mehr als man denken, und ſich vorſtellen konnte. In Mitte der Fäulniß und der Verweſung, da der ganze Körper aufgelöſet und verweſen war, fand ſich das Verweſentlichſte am ganzen Körper — ganz unverweſen und unverletzet. Die Zunge war nun nach mehr als 300 Jahren noch ganz friſch und lebendig; auch zeigten ſich die Ribben der linken Seite ſaftvoll, und wie von einem ölichten Saft beſtrichen. Die Freude, der laute Jubel gieng nun über alle Faſſung und Beſchreibung; man konnte nimmer aufhören, Gott zu loben und zu preiſen; allgemein erklärte man ſich dieß Wunder als die anpaſſendſte, recht angemeſſene, wahrhaft göttliche Verherrlichung der heldenmüthigſten der Tugenden dieſes heil. Prieſters, welcher ganz vorzüglich durch rechten Gebrauch ſeiner Zunge ſich ausgezeichnet hatte, zur rechten Zeit zu reden und zu ſchweigen wußte, im Reden und im Schweigen gleich muthvoll und unerſchrocken war. Die heilige Zunge wurde ehrerbiethigſt in ein ſilbernes Gefäß verſchloſſen, und mit den heiligen Gebeinen in einen zinnernen Sarg gelegt, und ſo alles in einen von Eichenholz eigends dazu verfertigten Kaſten ſorgfältigſt verſperret und verſiegelt, und endlich über den ganzen Hergang der Sache einen Bericht, eine wahrhaft frohe Nachricht, ein Evangelium vom Reiche Gottes auf Erde umſtändlich und getreu und amtlich nach Rom geſchrieben und gefertiget.

In Frankreich erfolgte noch immer keine Bekehrung der Verkehrten. Viele der eifrigen Biſchöfe gaben ſich alle Mühe, die Verlornen wieder zu finden. Endlich ohne ferners mehr auf alle die Vorſchläge und Verſuche und Unterredungen zu achten, erließ Pabſt Clemens

der XI. eine Bulle, welche ſich mit den Worten: „*Paſtoralis Officii*“ anfieng, unter der Aufſchrift: „Apoſtoliſches Sendſchreiben an alle Gläubige.“ Der gemeinſchäftliche Vater warnet darinn alle wahren Kinder der Kirche: „keine Gemeinſchaft mehr zu pflegen mit den aufrühriſchen Söhnen, welche ihre Spaltung mit dem gemilderten Namen der Opponenten verkleiſterten.“ Er erkläret: „daß ſie von der heiligen, katholiſchen, römiſchen Kirche getrennet ſind.“ Dem zufolge verſtößt er ſie aus der Gemeinſchaft mit dem Hirten und der Kirche Roms, ohne Hoffnung, je anders, als durch ihre Unterwürfigkeit, durch den ſchuldigen Gehorſam wieder zur Einigkeit mit dem apoſtoliſchen Stuhle gelangen zu können. Dieſe neue Bulle wurde in eben dieſem Jahre Chriſti 1718 den 8. des Herbſtmonates auf den gewöhnlichen Plätzen angeſchlagen.

Auch dieſer guthirtliche Verſuch erfuhr dieſelbe Widerſetzlichkeit von Seite der nun ſchon Verkehrten in Frankreich. Nun ließ der Cardinal ſeine Appellazions-Schrift wider die Bulle: „*Unigenitus*“, an deren Drucke er doch voriges Jahr gar keinen Antheil wollte gehabt haben, bekannt machen. Den dritten des folgenden Monates gab er eine neue Appellazion, ſammt einem Kreisſchreiben, wider die Bulle: „*Paſtoralis Officii*“ heraus, und denſelben Tag erſchien eine Beytrittsſchrift des Kapitels der Kirche von Paris zu dieſer Appellazion ihres Erzbiſchofes, und eine Verordnung des Staatsrathes gegen die neue Bulle. Der Cardinal von Noalliä ſagte in ſeinem Kreisſchreiben: „der Pabſt habe durch ſeine Bulle die weſentlichſte Rechte des Biſthumes verletzet, und Saamen der Unruhe in der Kirche ſowohl, als im Staate ausgeſtreuet.“ Er appellirte dann wieder an ein künftiges Concilium; von einem Pabſte Clemens wollte er nun gar nichts mehr wiſſen, ihn nicht mehr als ſeinen Richter anerkennen.

Die Unruhen, der Aufruhr, die Spaltung in Frankreich wurde auch im Jahre Chriſti 1719 noch ärger. Der tollen Appellazion des Erzbiſchofes von Paris

trat

trat auch ſein Domkapitel auf die feyerlichſte Weiſe bey. Andererſeits gaben die königlichen Beamten, welche über die Gerechtſamen der höchſten Gewalt zu wachen haben, die Bulle „*Pastoralis Officii*“ bey dem Parlamente als eine Verordnung an, welche ſowohl gegen die geheiligten Geſetze der Kirche, als gegen die Hauptgrundſätze des Reiches verſtoſſe. Sie forderten: „dieſer Gerichtshof ſolle die von dem Domkapitel wider die päbſtliche Bulle, als einen Mißbrauch, ſchon eingelegte Appellazion auch annehmen.“ *)

Um das Verderben in Frankreich recht voll zu machen, trat man, oder war man nun jetzt im Verſtändniß mit den Ketzern in England; es ſchien, man arbeite dahin, England nach Frankreich, oder aus Frankreich

*) Ueber dieſes unerhörte Wageſtück mag ein Jeder ſelbſt ſeine Anmerkungen machen, welche ſich die Menge darbiethen; wir würden damit an kein Ende kommen. Bey dieſem Uebermaaße der Frechheit in ſeiner Art, nachdem man wenigſtens von der Seite her, die dogmatiſchen Entſcheidungen des Oberhauptes und der Glieder eines Körpers, welcher die Pflicht hat, alle Nazionen ohne Unterſchied der Würde oder des Standes zu belehren, als Mißbräuche gebrandmarket hatte, würde es ſehr langweilig laſſen, wenn man ſich mit der Erzählung aller der beſondern Streiche und Verſuche abgeben wollte, welche die weltliche Macht wider das Heiligthum gewaget hat. Man achtete weder der Infel, noch der Krone mehr. Man erließ Schlag auf Schlag Verordnungen, um jene merkwürdige Erklärung zu beſtreiten, welche, da ſie die Bulle *Unigenitus* als ein Kirchengeſetz anerkannte, ſich auch als ein Staatsgeſetz zu betrachten befahl. Und, um alles mit wenig Worten zu ſagen: ſo großen Eifer das Parlament und die Sorbonn im ſechszehnten Jahrhunderte wider die ruchloſen Lehrſätze Luters und Kalvins äußerten, ſo ſehr nahmen ſie ſich im achtzehnten durch die Vertheidigung Janſens und Quesnels aus.

England zu machen; man wolle gerne jeder Ketzerey freyen Eingang und Herrſchaft geſtatten, nur der Wahrheit allein, nur dem Lichte den Eintritt verbiethen. Doktor dû Pân, einer der erſten Starrköpfe von der Sorbonn, ſtund ſeit geraumer Zeit in einer engen Verbindung mit dem engliſchen Erzbiſchofe von Kantelberg, mit dem er ſehr häufig Briefe wechſelte. Er hatte eine Abhandlung von dem Entwurf, über den er ſchon lange brütete, verfaſſet, die Sekte des Janſenius mit der engliſchen Kirche zu vereinigen. Der ſtäte Briefwechſel mit dem erſten Prälaten dieſer Kirche, und der Charakter des Mannes, welcher ihn unterhielt, ließ ein Geheimniß ahnden. Man witterte nichts Gutes, man wachte ſorgfältiger über ſeine Schritte, und entdeckte endlich den ganzen Anſchlag, welchen man als einen angezettelten Abfall vom Glauben betrachtete. Den 10. Februar des Jahres Chriſti 1719 ward Befehl gegeben: „ſich aller Papiere des Doktors dû Pân zu verſichern.“ In dieſen Schriften hieß es: „daß ſich die Grundſätze unſeres Glaubens mit den Grundſätzen der engliſchen Religion gar wohl vereinigen laſſen.“ Man behauptete: „daß man, ohne der Reinigkeit des Glaubens zu nahe zu treten, die Ohrenbeicht abſchaffen, von der Transſubſtanziazion in dem Altargeheimniſſe ſchweigen, die Kloſtergelübde aufheben, die Prieſterehe erlauben, das Faſten, wie auch die Enthaltung vom Fleiſcheſſen beſeitigen, des Pabſtes, aller Gemeinſchaft mit ihm entbehren, und keine Rückſicht auf ſeine Entſcheidungen mehr haben dürfe.“ Man machte einige dieſer Schriften durch den Druck öffentlich bekannt. Sogar apoſtoliſche Worte und Handlungen mißbrauchten ſie gottesräuberiſch, um ihrem teufliſchen Schlangengifte Eingang, und etwas Empfehlendes zu verſchaffen. Die gotteslaſterlichſten Schriften, und Plane, und Höllenmachwerke brachte man jetzt in Umlauf und in alle Hände; um in alle Köpfe und Herzen Gleichgiltigkeit gegen alle Arten falſcher Religion, gegen alle Ketzereyen hineinzuſchwärzen; alles zu dulden, beyzubehalten, nichts anzugreifen, nichts zu verdrängen, als

ein=

einzig und allein nur die Wahrheit, die allein wahre, die allein heilige, die allein chriſtliche Religion.

In eben dieſem Jahre Chriſti 1719 zeigten es die Kezer auch in Deutſchland neuerdings wieder, was Kezerwuth und Raſerey vermöge. Schon vor zwey Jahren ließen die Deutſch-Herrn ihren Getreid-Kaſten in Nördlingen auch außen erneuern, an der Vorderſeite des Hauſes war ein Mutter Gottesbild angeheftet, das aber wie das Haus gar veraltet, und verwittert ausſah; dieſes wurde alſo auch abgenommen, und nach Herabputzung des Gebäudes ein neues, etwas größeres und ſchöneres Bildniß der ſeligſten Jungfrau an denſelben Platz hin wieder, wie das vorige feſt gemachet. Dagegen nun lärmte der Nördlinger Stadtrath: „dieß ſey gegen den weſtphäliſchen Friedens-Schluß, gegen das Normal-Jahr, dieß heiße was Neues einführen.“ Der vernünftigere Theil der Luteraner ſelbſt fanden dieß Lärmen lächerlich; aber ohne weiters, und unter greulichen Gotteslästerungeu und Entunehrungen des anmuthigen Bildes wurde ſelbes von den Kezern herabgeriſſen. Es wurde an den Reichshofrath die Klage geſtellet, und die Nördlinger zur Wiederherſtellung der Bildniß verurtheilet; und ihnen aufs Schärfeſte unterſagt, derley Frevel ſich je wieder zu erlauben. Die Luteraner achteten nicht auf dieſen allerhöchſten Befehl, ſie wendeten ſich, wie gewöhnlich, an den luterſchen Reichs-Ausſchuß, verſuchten alles, ſetzten alles in Bewegung, brachten falſche Zeugen auf, die da angaben: „man habe das Bildniß mit Anſtand abgenommen, und es ſey nichts Ungebührliches dabey geſchehen;“ ſie brachten es ſo weit, daß der Kaiſer Abgeordnete ernannte, die die Sache genaueſt neuerdings unterſuchten, die Bürger verhörten. — Am Ende wurde der erſte Reichs-Hofraths-Beſchluß beſtättiget, und die Widerſpenſtigen mit Strafen bedrohet, wenn ſie ſich binnen einem Monat nicht fügen. Es erfolgte wieder nichts. Es wurden wieder Gegenvorſtellungen gemacht; und ſo zog ſich dieſer Streithandel nun ſchon bis ins Jahr Chriſti 1719, in welchem die

Wuth der Luteraner gegen die Katholiken erſt recht ausbrach. Es hatte vor kurzem der kaiſerliche Geſandte in Hamburg ſeine Hofkapelle vergrößern, erweitern, und ſchöner herrichten laſſen; weil die Zahl der Katholiken daſelbſt immer mehr anwuchs. Die luterſchen Wortsdiener waren dagegen ſchon lange voll Wuth, und hetzten nun die Bürger gegen die Katholiken auf, was jetzt gar leicht war, und von ſelbſt gieng; die Sache wurde nicht lange überdacht, nicht lange berathſchlagt, ſondern gleich angegriffen. Die Ketzer fielen wüthend her über das Geſandtſchaftshaus; es wurden die Fenſter eingeworfen, in die Kirche eingebrochen, was ſie Bewegliches darinn vorfanden, fortgeſchleppt; alles Uebrige, was zu groß, oder feſt war, Altar, Tabernakel, Kanzel, Stühle, Orgel, alle Bildniſſe mit teufliſcher Wuth und Raſerey zuſammengeſchlagen; von da ſtürmte man in einem Feuer auch in die Wohnung des kaiſerlichen Geſandten ſelbſt; auch da wurde geplündert, alle Koſtbarkeiten geraubet; Betten, Leinzeug, andere Haus-Fahrniſſe hinabgeworfen; Schriften und Papiere zerriſſen; Käſten und größere Hausgeräthe zuſammengeſchlagen; der Zulauf des Volkes wurde immer noch größer, und auch die Wuth; zuletzt fiel ſelbe auch über die Mauern her, und gar bald waren auch dieſe, und das ganze Geſandtſchafts-Gebäude bis auf den Grund zuſammengeworfen und eingeſtürzet. Der Stadtrath that jetzt freylich alles Mögliche, aber er konnte der Ketzerwuth keinen Einhalt thun; auf der Stelle wurde eine Geſandtſchaft nach Wien abgeordnet, um Gnade zu erflehen am Kaiſerthron; es erfolgte auch Milde und Gnade; aber auch Strafe. Die Hamburger wurden verurtheilet, das ganze Geſandtſchafts-Gebäude, und die Kirche wiederherzuſtellen, und für alle zukünftige Zeiten ſtäts auf ihre Köſten zu erhalten: „alles Geraubte wieder zurücke zu bringen, der Dienerſchaft des Geſandten allen Schaden zu erſetzen, und zur Wiederherſtellung des Archivs, zur Umſchreibung der Schriften das nöthige Geld aus ihren Kaſſen herzuſchieſſen.“

Im Herbſte dieſes Jahres Chriſti 1719 hielt Franziskus Arnoldus, der Biſchof von Münſter, eine Diöceſan-Verſammlung. Es wurde verbothen: „an einem Sonntage, oder an einem Feſte Erwachſene zu beerdigen.“ Allen Pfarrern und Seelenſorgern wurde neuerdings eingeſchärfet: „die Pflicht an jedem Sonntage, und an jedem Feſte für die ihnen anvertraute Heerde das heiligſte Meßopfer zu entrichten.“

Die Kalviniſten ließen ſich von den Lutevanern nicht viel übertreffen. In einer neuen Auflage ihres Kathekismus wurde eingeſchaltet die Frage: „Was iſt für ein Unterſchied zwiſchen dem Abendmahl des Herrn, und der Meſſe der Papiſten?“ Die weitläufige, ganz gottesläſterliche Antwort auf dieſe Frage wird zuletzt kurz zuſammgefaßt in die Worte: „die Meſſe der Papiſten iſt eine verfluchte Abgötterey.“ Dieſer neue Heidelberger Kathekismus, welcher voll dergleichen Gottloſigkeiten und Gotteslaſterungen war, machte Aufſehen, empörte jeden Katholiken, weckte, und entflammte jeden Eiferer für die Ehre Gottes, und ſeiner heiligen Religion. Die unerhörlichſte Unverſchämheit dabey war auch dieſes noch: die neue Ausgabe dieſes Heidelberger Kathekismus erſchien mit dem alten Titelblatt, mit den Worten: „Auf Befehl des durchlauchteſten Churfürſten, und mit dem Freyheitsbrief ſeiner churfürſtlichen Durchlaucht.“ Der Churfürſt Carl Philipp ließ alſogleich den ſchärfſten Befehl ergehen: „auf der Stelle alle Abdrücke einzuliefern, und daß kein Kalviniſt ſich unterſtehen ſoll, weder in Kirchen, noch in Schulen, noch ſonſt davon je Gebrauch zu machen; und wenn ſie ihren Kathekismus wollen neu abdrucken laſſen, ſo müſſen die Aufſchriften am Titelblatt, und das churfürſtliche Wappen, und im Kathekismus ſelbſt die ärgerliche achtzigſte Frage, und alles ſonſtige, den Katholiken Anſtößige und Kränkende wegbleiben.“ Obwohl dieſer churfürſtliche Befehl offenbar nichts als Vernunft, und natürliche Billigkeit, und Reichsgeſetze, und kaiſerliche Verordnungen zum Grunde hatte, ſo entſtund doch dadurch eine

ne förmliche Aufruhr der Kalviniſten gegen den Fürſten; gemeinſam war es bey ihnen ſchon beſchloſſen: „auf alle Weiſe, nach allen Kräften dagegen ſich zuſetzen.“ Anfangs ließen ihre Prädikanten eine Bittſchrift einreichen, womit ſie ſich zu entſchuldigen, ſich ſchön zu machen ſuchten, und ſehr ſchmeichelten. Sie machten aber bald bedeutende Mine — wendeten ſich an auswärtige proteſtantiſche Mächte, an Heſſen — Preußen — England. — Von allen Seiten her, und auf alle Weiſe wurde nun in den Churfürſten gedrungen, ſeinen gegebenen Befehl zurücke zu nehmen. Die Sache kam auch an den Kaiſer, aber auch auf ſeine Entſcheidung, weil er der Wahrheit und dem Rechte getreu blieb, wollte man nicht achten; das höchſte Reichs-Oberhaupt, und der ordentliche Rechtsweg wollte auch den Kalviniſten, wie den Luteranern, nie recht ſeyn; ſie wollten ſich lieber an andere Mächte wenden, und zur Gewalt Zuflucht nehmen. Sie ſuchten nun die Könige von Preußen und England dahin zu bringen, daß dieſelbe in ihren Ländern den Katholiken die Unterrichts-Bücher wegnehmen, ihre Kirchen und Klöſter ſperren, und auch das Aeußerſte gegen ſelbe verfügen ſollen. In ihrer Wuth beſtärkte ſie, und hetzte ſie noch mehr auf Walch, der Aftererzbiſchof von Cantelberg, von welchem der kalviniſche geiſtliche Rath von Heidelberg am 13. Jäner des Jahres Chriſti 1720 ein eigenhändiges Schreiben erhielt. Ein Schreiben voll Wuth gegen die katholiſche Kirche, — voll Zuſicherung alles möglichen Beyſtandes von Seite des geſammten engliſchen Reiches, aller geiſtlicher ſowohl, als weltlicher Stände.

Beſſer und heiliger begannen dieſes Jahr Chriſti 1720 die mit der katholiſchen Kirche vereinigten Griechen; ſie erließen ein Schreiben voll Demuth und Unterwürfigkeit an Pabſt Clemens den XI., und ſuchten um Erlaubniß an, eine Kirchenverſammlung halten zu dürfen; um Irrungen und Fehler, die ſich nach und nach eingeſchlichen, wieder wegzubringen, und ihre Geiſtlichkeit, und ihr geſammtes Volk, die Hirten und die Heer-

de

de neu wieder zu wecken, zu beleben; was ihnen dieſen guten Hirten, der beſte Oberhirt gar gerne bewilligte. Er fertigte an ſie alle ein Schreiben, in welchem er ihnen ſeine außerordentliche Freude bezeuget über ihren Entſchluß, ihren Eifer in Ausreutung der Irrthümer und der Mißbräuche lobet, ſie ſeiner Zuneigung und Liebe verſichert, und zur Eintracht und zum Frieden ſie väterlich liebvoll ermahnet. Dieſe Kirchenverſammlung kam dann auch wirklich noch dieſes Jahr Chriſti 1720 ſo wie mans vorhatte, zuſammen; vor allem wurde gemeinſam der gemeinſame heilige katholiſche Glaube nach der von dem heiligen Kirchenrathe von Trient den griechiſchen Katholiken ertheilten Vorſchrift, beſtättigt und beſtärket, und ausdrücklich erneuert das Geboth öffentlich und in Geheim allzeit beyzuſetzen den Ausdruck: „und vom Sohne.“ Nach vorausgeſchicktem Bekenntniß des heiligen Glaubens werden die Ketzereyen eines gewiſſen Philippus verdammet; der Druck und die Leſung ketzeriſcher Bücher nach dem heiligen Kirchenraths-Beſchluß von Trient neuerdings verbothen. Den Seelenſorgern wird aufs Nachdrücklichſte eingeſchärfet: fleißig das Wort Gottes zu verkünden, und chriſtlichen Unterricht zu ertheilen.“ Auch die Ausſpendung der heiligen Sakramente betreffend wird beſchloſſen; es werden alle heiligen Sakramente durchgegangen, und vorzüglich in Hinſicht auf Ausſpendung derſelben das für die griechiſche Kirche Nöthige neuerdings angeordnet, und eingeſchärfet. Endlich werden verſchiedene heilſame Sitten- und Kirchenzuchts-Verbeſſerungs-Maaßregeln getroffen, oder neuerdings eingebunden, als z. B. heißt es: „IX. Die Erzprieſter oder Land-Dekane ſollten den Verordnungen anderer Kirchenverſammlungen gemäß, alle ihre Pflichten getreu erfüllen. X. Die Pfarrer ſollen ſchwarz und lang gekleidet gehen.“ Noch andere Anordnungen betreffen die Klöſter, die Prieſterhäuſer. Das Faſten an den das Jahr hindurch beſtimmten Tagen, und die verſchiedenen Feſte des Kirchen-Jahres, die dann her genennet werden.

Eben dieſelbe heilige Abſicht, in den Chriſten Chriſtenthum, in den Geiſtlichen Geiſtigkeit wieder zu wecken, zu beleben, brachte in dieſem Jahr Chriſti 1720 auch zu Trier eine Kirchenverſammlung zuſammen, wo gleichfalls heilſame Anordnungen, beſonders die Pflichten und den Wohlſtand der Hirten-Prieſter betreffend theils neu getroffen, theils neuerdings eingepräget wurden.

In Frankreich war noch immer auch im Jahre Chriſti 1720 der alte elende jammervolle Zuſtand. Die Janſeniſten wußten immer noch, wo nicht allzeit gewaltſame, doch wenigſtens ſehr wirkſame Mittel zu finden und anzuwenden. — Und recht mit Ernſt wurde gegen ſie ſeit dem nichts mehr gewaget. Immer noch ſchonte man ſtets den Erzbiſchof von Paris. Es gab immer noch Leute, auch unter den Großen von jedem Range, welche gegen die wiederholte Erfahrung das Beſſere von ihm hofften. Mit jedem Tage traten neue Mittler auf, unter die ſich auch der Abt dû Bo miſchte. Seine perſönlichen Eigenſchaften in Rückſicht eines kirchlichen Geſchäftes waren eben von keinem beſondern Belange. Aber genug, daß er Miniſter, und der Günſtling des Regenten war; man mußte ſich wohl anſtellen, als ob man ſich von ſeinen guten Dienſten den glücklichſten Erfolg verſpräche. Er geſtund zwar: „daß die von Noalliá zum Vergleiche vorgeſchlagenen Bedingungen im Ganzen nicht annehmlich wären.“ „Aber die größte Schwierigkeit (ſprach er,) iſt nun einmal gehoben; der Cardinal fängt an geſchmeidiger zu werden; und ſträubt er ſich gleich ein wenig noch gegen die gänzliche Annahme, ſo werden wir die Sache bald ins Reine zu bringen wiſſen.“ Und wirklich kam dieſe Annahme durch dringende Vorſtellungen, und mit unter auch durch Drohungen zu Stande. Der Cardinal von Noalliá machte ſie vermittelſt eines Kreisſchreibens bekannt, und der Regent gebrauchte die Vorſicht, daß er ſelbes in der königlichen Druckerey unter die Preſſe gab. Jetzt glaubte man, das große Werk des Friedens ſey zu einem glücklichen Ende gediehen; und man fertigte mit dieſer freudigen

gen Nachricht einen Eilbothen nach Rom ab. Aber der wachſame Hirt war auf ſeiner Hut. Während das erzbiſchöfliche Cirkularſchreiben in der königlichen Druckerey unter der Preſſe war, beſorgte der Cardinal in Geheim eine andere Auflage, davon aber Pabſt Clemens d. XI., aller angewandten Behutſamkeit ungeachtet, einige Abdrücke erhielt. Darinn wurde die Bulle nicht anderſt, als unter gewiſſen Beſchränkungen angenommen, nichts zu melden, daß der Cardinal in dieſer Annahmsurkunde ſeine eingelegten Appellazionen mit keinem Worte widerrief, und weder das Buch, noch die gebrandmarkten Sätze als irrig verwarf. Der Regent, welchem man alles genau berichtete, konnte kaum ſeinen eigenen Augen glauben. Er ſtellte, die beyden Abdrücke in der Hand, den Cardinal zur Rede, welcher ihm geradezu ſagte: „er wiſſe um die zweyte Ausgabe nichts.“ Zum Beweiſe forderte der Prinz von ihm: „er ſollte dem heiligſten Vater eben dieſe Verſicherung geben.“ Aber dazu wollte ſich der Prälat auf keine Art verſtehen. Was konnte man wohl aus alle dem vernünftiger Weiſe ſchließen? Doch fragte ihn am Ende der Prinz: „Ob er den heiligen Stuhl zu befriedigen geſinnet wäre?“ Als er ſein Wort auf ein Neues gab, fiengen ſich die Unterhandlungen abermal an, und die alten Hoffnungen lebten wieder auf.

Inzwiſchen näherte ſich Pabſt Clemens der XI. zuſehends immer mehr und mehr dem Ende ſeiner eben ſo Ruhm- und Verdienſt- als Gefahr- und Mühevollen Laufbahn; und er harrte aus, er blieb bis ans Ende ſeines Lebens ſich gleich, der große Mann, der Held im Reiche Gottes, der er war, als er recht durch einen offenbaren Zug der Vorſicht, der liebvollen Erbarmung Gottes, was man erſt jetzt deutlicher einſehen, und dankbar erkennen mußte, an das Steuerruder der Kirche trat, am Anfang eines Jahrhunderts, in welchem ſich über ſelbe ſo viele Gefahren und Stürme zuſammenzogen; ſo viele Stürme, und ſo viele Gefahren zuſammen drohten der Kirche das äußerſte Unglück, ſofern ſie nicht

nicht ein Oberhaupt erhielte, welches gewachſen wäre ſo vielen Arbeiten und Verrichtungen die einiger Weiſe miteinander unverträglich zu ſeyn ſchienen. Pabſt Clemens der XI. wußte ſich ſo meiſterhaft zu betragen, und die Kirche ſo geſchickt zu regieren, daß er während eines zwanzigjährigen Pabſtthumes von ſeinen Gerechtſamen und von ſeinem Ruhme nicht nur nichts verlor, ſondern vielmehr beträchtliche Eroberungen über die Feinde des römiſchen Glaubens, und an den Grenzen der Welt über die Heiden machte. Und ob er ſchon ſo vielen Leidenſchaften, Vorurtheilen, Ansprüchen, und eigennützigen Abſichten entgegen arbeiten mußte, war doch ſein Name den Proteſtanten, ja ſogar den Mahomedanern ehrwürdig und werth. Und bey allem ſeinem Ruhm, bey aller ſeiner Größe im Erkennen und im Thun, in Wiſſenſchaften und in Thaten war er doch ſich ſelbſt ſo klein, die liebe Demuth ſelbſt, und kindlich gottesfürchtig und zärtlich fromm, und eines ſo zarten Gewiſſens, daß die Zartheit deſſelben oft bis zum Aengſteln gieng. Gerade dieß war etwa, wenn man einen Fehler an ihm haben will, ſein einziger Fehler, ſeine ſchwächſte, oder vielmehr ſeine ſtärkſte unüberwindlichſte Seite, die ſich auf ſeine unergründlich tiefe Demuth gründete. Man wollte nach eingeführter Gewohnheit, und zur Erbauung ſeiner Nachfolger ſeinen Pallaſt mit einigen Gemälden zieren, darauf ſeine großen Thaten entworfen wären, welche ſo würdig waren, allen Päbſten nach ihm zum Muſter zu dienen. Kaum ahndete er dieſes Vorhaben, als er es mit einer Heftigkeit verboth, welche man ſonſt an ihm zu ſehen nicht gewohnt war. In demſelben Eifer ſprach er: „Wollte der Himmel, man vergäße alle meine Handlungen! Um meiner eigenen Ehre willen wünſchte ich ſie aus dem Andenken aller Menſchen wegtilgen zu können.“ Seine Demuth war in ihrer Art übermäßig, oder zum wenigſten gieng die niedrige Meynung, welche er von ſich ſelbſt hegte, bis zum Uebermaaße. Alle Welt kömmt darinn überein, bekennet laut: „der Grund ſeiner gewiſſen Unſchlüßigkeit, die

Quel-

Quelle davon ſey das überſpannte Mißtrauen in ſeine Einſichten geweſen." Er war immer wie im Anfange, da er die höchſte Würde mit einer faſt unbezwingbaren Standhaftigkeit von ſich wies, ſo auch in der Folge bey ſich überzeugt, daß er keine der zu einem guten Pabſte erforderlichen Eigenſchaften beſitze. Er wiederholte dieß gegen alle, die er um Rath fragte, und ſagte ihnen, um ihre Beſcheidenheit zu ermuntern: „daß es keinen Gläubigen gebe, von dem er nicht etwas, um die Kirche beſſer zu regieren, lernen könnte." Alles Unglück, welches die Religion traf, ſchrieb er auf die Rechnung ſeines Mangels an Fähigkeit und Tugend; und er war bey ſich ſo gänzlich davon überzeugt, daß er darüber nicht ſelten vor Gott ſeufzete. Oft fand man ihn, wie er bey den Füßen des Gekreuzigten über ſeine Unzulänglichkeit und Unwürdigkeit, als die Hauptquelle aller der unſeligen Vorfälle, in Thränen zerfloß. Mit einem Worte, er beſaß die Demuth, dieſe Mutter und Pflegerinn aller Tugenden, in einem ſo erhabenem Maaße, daß der Cardinal Tolomei bey jeder Gelegenheit von ihm ſagte: „Pabſt Clemens der XI. verdienet in vielen Rückſichten die Schätzung ſeiner Zeitgenoſſen; aber wegen der ausgezeichneten Verachtung ſeiner ſelbſt die allgemeine Bewunderung." Und dieß war das Urtheil, welches ein Heiliger von dem andern fällte. So tief gegründet war ſeine hohe Heiligkeit, ſo gedemüthiget ſein ſo lebhafter Geiſt; ſo ſehr ſich und der Welt gekreuziget, ſchon im Leben abgetödtet, und wie verſchwunden war — der große Pabſt Clemens d. XI. Da er ſein Herz von allem Prunk der Welt, von allem Flitterwerke irrdiſcher Güter losgeriſſen hatte, wollte er auch ſeine Anverwandte davon entwöhnen. Sein Bruder Horaz Albani, den er doch zärtlich liebte, ſtarb ohne Amt und ohne Rang unter dem römiſchen Adel, da ihm doch Pabſt Clemens der XI. durch ein einziges Wort Beydes hätte verſchaffen können. Aber außer dem Titel und der Würde ließ er ihm keine jener Vortheile zufließen, deren ſich ſonſt die Cardinal-Kämmerlinge zu erfreuen hatten.

ten. Als ſein Neffe Alexander die Tochter des Grafen Borromei, Vicekönigs von Neapel, heirathen ſollte, trug er ſogar nichts bey, um die Vortheile dieſer Verbindung durch ſeine Freygebigkeit zu vergrößern, daß er ihm kaum erlauben wollte, die Grafſchraft von Lothringen, welche bey dem päbſtlichen Stuhle zu Lehen geht, um ſein eigenes Geld zu kaufen. Kurz, man kann mit der ſtrengſten Wahrheit ſagen: „daß er während einer ein und zwanzigjährigen Regierung die Einkünfte ſeiner Familie um keine Zechine vermehret hat.“ So genau beobachtete er das Geſetz, das er ſich ſelbſt beym Antritte des Pabſtthumes aufgelegt hatte: „dem Fleiſch und Blute nichts zu bewilligen.“ Dieſer ſo lange ſchon Vollendete ſah ſich jetzt am Ende ſeines Lebens auf Erde. Und von der Nähe dieſes ſeines Lebensendes ſchien der heiligſte Vater durch höhere Erleuchtung belehret worden zu ſeyn; er gab früher ſchon den Auftrag wegen Beſorgung ſeines Grabes, und ließ auf den Grabſtein, ſowohl bey der Jahreszahl, als bey der Zahl ſeiner Pabſtthums-Jahre die Zahl XX. einhauen, und ſagte dabey: „was noch darüber gehe in Monaten und Tagen könne man dann leicht beyſetzen.“

Mit Anfang des Märzens des Jahres Chriſti 1721 berief Pabſt Clemens der XI. einen Biſchof, welcher ſich damals auf dem Lande aufhielt, und den er von jeher mit ſeinem Vertrauen beehret hatte; und ſagte ihm bey ſeinem Eintritte in einem zuverſichtlichen Tone: „Ich nähere mich meinem Ende, und in wenig Tagen werden Sie ein Augenzeuge von der Wahrheit meiner Ahndung ſeyn. Sieben Tage hernach, den 17. des Märzmonates, meldete ſich ein Anfall von Fieber, und das Haupt war ihm ſo ſehr eingenommen, daß er ſich zu Bette legen mußte. Umſonſt verſicherten ihn die Aerzte, daß die Krankheit nichts zu bedeuten habe; er war des Gegentheiles gewiß; und auch ſie dachten des morgenden Tages ganz anderſt. Das verborgene Uebel brach mit ſolcher Heftigkeit aus, daß es in wenigen Stunden nach ihrem eigenen Urtheile tödtlich ward. Man kannte

den Glauben des Kranken, weßwegen man ihm auch die Gefahr ohne alle Umſchweiſe ankündigte; und er vernahm dieſe Nachricht als ein Mann, welcher dem Tode, der ihm erwartet kömmt, mit Gelaſſenheit entgegen ſieht. Weit entfernet, ſich zu entſetzen, äußerte er vielmehr die lebhafteſte Freude, und betrachtete ſeine Auflöſung als das Ende ſeiner Verweiſung. Den Augenblick ließ er ſeinen Beichtvater rufen, legte eine allgemeine Beicht von allen Sünden, oder vielmehr von allen Unvollkommenheiten ſeines ganzen Lebens ab. Hierauf ordnete er mit eben der Gemüthsruhe, als ob die Rede von irgend einem Freudenfeſte wäre, alles an, was man der Anſtändigkeit und der Erbauung wegen zu beobachten hätte, wenn man ihm die heiligen Sakramente der Sterbenden reichen würde. Aber ſo rührend dieſe erhabene Handlung auch immer ſeyn mochte, ſo war doch bey dieſem Auftritte die engliſche Gottſeligkeit und Frömmigkeit des erſten Hirten, würdig für ewige Zeiten, das Muſter der Heerde zu ſeyn, bey weitem das Erbaulichſte. Nach empfangenen heiligen Sakramenten hieß er den Cardinal Albani, ſeinen Neffen, näher kommen, und ſagte ihm: „Betrachte mich nur recht; ſo enden ſich alle Ehren und Hohheiten dieſer Welt. Nichts iſt groß, was nicht in den Augen Gottes groß iſt. Trachte doch nie nach einer andern, als nach dieſer heiligen und gründlichen Größe.“ Die Nacht zwiſchen dem achtzehnten und neunzehnten, in welcher er unausgeſetzt die heftigſten Schmerzen litt, über die er ſich aber mit keinem Worte beklagte, war für ihn eine reiche Aernte von Verdienſten. Den folgenden Tag unterhielt er ſich mit dem Cardinal Olivieri, ſeinem Verwandten, über den mächtigen Schutz des heiligen Joſeph in Rückſicht jener Sterbenden, die ihn während ihres Lebens verehret haben. „Ich betrachtete dieſen lieben Heiligen ſtäts als einen mächtigen Fürbitter bey dem Herrn, (ſprach er,) und von jeher war mein Wunſch, an ſeinem Feſte zu ſterben. Heute feyert man es, und ich hoffe, meine Wünſche ſollen bald erhöret werden.“

Dieß

Dieß waren ſeine letzten Worte; und wirklich ſtarb er an dieſem Tage. Nach einem kurzen und ſanften Todeskampfe entſchlief er ruhig den 19. des Märzmonates des Jahres Chriſti 1721, im zwey und ſiebenzigſten Jahre ſeines Alters, und in dem ein und zwanzigſten Jahre ſeines mühesamen Pabſtthumes. *)

Die Beſtürzung und der Jammer in der ganzen Stadt war nun allgemein und grenzenlos, beſonders in armen Familien, die er ſo väterlich unterſtützet hatte. Der Armen nahm er ſich überall vorzüglich an, und ſchon in dieſer Hinſicht allein iſt ſein Name unvergeßlich, unvergeßlich, was unzählbare Denkmaale ſeiner Wohlthätigkeit der Nachwelt verkünden, als da ſind; das Spital des heiligen Michael, in welchem die Dürftigen, ſo groß auch ihre Zahl ſeyn mag, ſtäts ſchleunige Hilfe finden; das Haus der nicht zu beſſernden Taugenichts, in welchem die Familien Gelegenheit haben, ſich jener Laſten und Mitglieder zu entladen, die ihnen nur zur Schande und zur Plage ſind; das Haus des heiligen Clemens, welches zur Schutzwehre der Unſchuld junger Mädchen dienet; das Spital der heiligen Martha für die Bedienten des Vatikans; die Herberge der Geiſtlichkeit, für Geiſtliche, welche Geſchäfte halber aus ganz Europa nach Rom kommen, wo ſie fern von dem Umgange und den Gefahren der Welt zuſammen leben können; die Häuſer der armeniſchen Prieſter, der Maroniten, und der Biſchöfe aus Meſopotamien, welche die Verfolgungen oft nöthigen, zu dem gemeinſchäftlichen Vater der Gläubigen zu fliehen. Ueberdem baute Cle-

*) Die Erhaltung des Lebens bey allen ſeinen unermäßlichen Arbeiten, und ſo vielen Krankheiten, einem dreyfachen Bruche, offenen Beinen, und einer heftigen Engbrüſtigkeit, mag zu einem neuen Beweiſe der göttlichen Vorſicht dienen, welche für die heilige katholiſche Kirche wachet, und, wie wir ſchon anderswo bemerket haben, nur tugendhaften Päbſten eine lange Regierung gewähret.

Clemens zum gemeinen Beſten in Rom neue Korn- und Schütthäuſer von einem ſo weiten Umfange, und einer ſo geſunden Lage, daß, ſofern man ſeine erhabene Abſichten mit Sorgfalt und Eifer befolgete, Rom von einer Hungersnoth forthin nichts mehr zu fürchten hätte. Um die Getreide-Einfuhr zu erleichtern, ließ er einen ſo bequemlichen, als prächtigen Haven anlegen. Die Waſſerleitungen waren ſo ſehr, als die Erleichterung der Zufuhr, nöthiger Lebensmittel vernachläßiget worden. Er ließ ſie wieder herſtellen, und das durch eine ſo weite Strecke Weges, daß dieſes ſchwierige und koſtſpielige Unternehmen den Muth von tauſend andern würde niedergeſchlagen haben. Auch außer Rom wirkte ſeine großmüthige Wohlthätigkeit. Er verſchaffte Civita Vecchia geſundes Waſſer, welches vorher ſchlammig, und faul Gift für die Einwohner war, und ſtatt der Erquickung unter ihnen Krankheit und Tod verbreitete. Er legte in Umbria, in Sabina und Romagna Kunſtſtraſſen an, bauete eine Menge Brücken über Flüße, und gefährliche Wildbäche, trocknete Sümpfe aus, und errichtete am Geſtade des Meeres Wachthürme und Schanzen, um das Land wider die Anfälle der Seeräuber und Türken zu ſichern. Die religiöſen Denkmaale, die er entweder errichtet, oder ausgebeſſert, oder aber mit jener Pracht und Herrlichkeit, die in allem herrſchte, was er zum gemeinen Beſten unternahm, geſchmücket hatte, ſind unzählbar. Zeugen können die vielen Kirchen ſeyn, welche ihm auf unſerer ganzen Halbkugel in Ungarn, in Moskau, in der Krimm, in Thrazien, in Georgien, in Armenien, in Perſien, in Aegypten, in Aethiopien ihr Daſeyn, oder eine anſtändigere Geſtalt zu verdanken haben; nichts zu melden von ein und zwanzig Kirchen, die er in Rom gebauet, oder verſchönert hat. Auch als Schriftſteller hinterließ Pabſt Clemens der XI. Denkmaale ſeiner Größe. Dieſer um die ganze Kirche ungemein verdiente Pabſt war einer der beſten Redner Italiens, und ein guter Lateiner. Alle ſeine Werke machen zwey Foliobände aus.

Als Nachfolger im oberſten Hirtenamte auf Erde ward am 8. May eben dieſes Jahres Chriſti 1721 einſtimmig erwählet — Michael Angelus, welcher dann — Innozenzius genennet wurde. Pabſt Innozenzius der XIII., durch deſſen Erhöhung ganz Rom voll Freude ward, wollte ſelbes nun auch gleich beym Antritt ſeines höchſten Kirchenamtes durch ſeine Wohlthätigkeit noch mehr erfreuen; er ließ einige Steuern nach, hob einige Zölle auf, verſchaffte den Bäckern wohlfeileres Getreid, und beſorgte ſomit, daß das Brod größer wurde, auch zeigte er gleich viel Klugheit in Auswahl derer, denen er Aemter anvertraute.

Der Kaiſer von Rußland, Peter der Große, zeigte ſich fortwährend den Katholiken ſehr günſtig; unter ihm konnte das Reich Gottes aufblühen, und ungehindert ſich ausbreiten, und er trug noch nach Kräften alles dazu ſelbſt bey. Nebſt den Jeſuiten berief er nun im Jahre Chriſti 1721 auch die Kapuziner in ſein Reich, machte ſich durch ein feyerliches Diplom anheiſchig, ihnen in der Hauptſtadt Moskau eine Kirche und ein Kloſter zu erbauen und zu ſtiften; Frömmigkeit, Dankbarkeit gegen Gott, Eifer für die Ehre Gottes, ganz der Geiſt der Andacht ſpricht aus dem kaiſerlichen Schreiben.

Der guten Sache, dem Reiche Gottes, dem Heil unſterblicher Seelen ſchneller noch fortzuhelfen ſchickte auch Pabſt Innozenzius der XIII. apoſtoliſche Männer nach Rußland, 24 Miſſionarien, zween Biſchöfe, und einen päbſtlichen Geſandten, Bianchini mit Namen, einen in allen Wiſſenſchaften, und beſonders in der Mathematik berühmten Mann.

Nachdem der Kaiſer von Rußland, Peter der Große, nun auch mit den Schweden zu Neuſtadt in Finnland Friede geſchloſſen, ſchien es, er wolle um Emporbringung der Religion noch mehr ſich annehmen; er gieng jezt damit um, die Religion der Ruſſen von allen Anwüchſen und Mißbräuchen, von allem abergläubigem Zuſatze zu reinigen; aber, da er wohl erkannte, daß Unternehmungen dieſer Art außer den Grenzen ſeiner

Macht

Macht liegen, ſo veranſtaltete er eine geiſtliche Gerichts-Stelle, die dann alles reiflich erwegen, und zweckmäßige Maaßregeln feſtſetzen ſollten.

Ein auch als Schriftſteller großer Mann, Huet, war nun im Jahre Chriſti 1721 am Ende ſeiner verdienſtvollen Lebens-Laufbahn. Petrus Daniel Huet, Biſchof von Avranches, war einer von den größten Kennern ſeiner Zeit. Dieß zeiget zum Ueberfluße ſeine *Demonstratio Evangelica*, die Abhandlung von der Schwachheit des Menſchengeiſtes, und die Ausgabe der Commentarien Origenis über die heilige Schrift in griechiſcher und lateiniſcher Sprache. Alle ſeine Werke, die eine kleine Bibliothek geſtalten können, haben auch dieſes Verdienſt, daß ſie nicht nur gelehrt, ſondern auch trefflich geſchrieben ſind.

In Deutſchland wagten die Ketzer, die Kalviniſten, wie die Luteraner, immer wieder neuerdings heimlich und öffentlich Schritte zur Ausbreitung ihrer Sekten; ſie ſuchten auf alle Weiſen beym Rheinpfalzgrafen Carl Philipp ſich wieder einzuſchmeicheln, ſie drangen in ihn: „daß er ihre Kirchenverwaltung zu Heidelberg belaſſen, öffentliche Staatsämter ihnen wieder anvertrauen, überhaupt ihren Zuſtand auf den Badner Friedensſchluß wieder zurücke führen möchte; aber man erkannte ſie alſogleich, und ſchon von weitem am Gange und an ihren auch noch ſo leiſen Auftritten; noch mehr verriethen ſie ihr ſchleichendes, und ſtille wüthendes Ketzergift in heimlichen Neben-Schritten, die ſie ſich jetzt erlaubten, und in ihren Schmäh- und Läſterſchriften gegen die Geiſtlichkeit, und in ihren eben ſo niederträchtigen, als gottloſen Aufhetzungen gegen die katholiſchen Reichsfürſten. Carl Philipp erklärte ſich gegen ſie; und ihre Geſuche und Anſinnungen alle als eitel, als widerrechtlich, als widerſinnig und ſtrafbar.

Was Kaiſer Carl der VI. ſchon unter Pabſt Clemens dem XI. mit Thätigkeit betrieben hatte, das kam jetzt unter Pabſt Innozenzius dem XIII. endlich noch im Jahre Chriſti 1722 zu Stande: die Erhöhung des Bis-

Biſthumes Wienn zu einem Erzbiſthume. Der neue Erzbiſchof von Wienn, Sigismund, Graf von Colloniz, erhielt auch das erzbiſchöfliche Pallium. Die bey Ueberreichung deſſelben gewöhnliche Feyerlichkeit hatte Statt am 24. Februar des Jahres Chriſti 1723 in der Hauptkirche zu St. Stephan in Wienn; der päbſtliche Geſandte, der ganze Kaiſerhof, die geſammte Geiſtlichkeit, und der Zuſammlauf einer unzählbaren Volksmenge verherrlichten und verewigten dieſen Freudentag.

Aber alle auch noch ſo große Freuden verloren ſich, mußten verſchwinden im Uebermaaße heiliger Freuden, die jetzt von Prag aus in die ganze Chriſtenwelt hinſtrömten. Unter Pabſt Innozenzius dem XIII. erfolgte ſie endlich, und kam vollends zu Stand die feyerliche Seligſprechung des großen heiligen Bekenners und Blutzeugen des heiligen Johannes von Nepomuk. Nun war Prag und ganz Böhmen nichts mehr, als Jubel und laute Freude; nun wurden feyerliche Freuden-Gottesdienſte veranſtaltet, und ein prachtvoller Umzug gehalten; die heilige Zunge, die ſo wunderbar nun bereits gegen 400 Jahre lang unverſehrt erhalten wurde, und die heiligen Gebeine des heiligen Johannes wurden im herrlichſten Triumphe in der Stadt umhergetragen; alles nahm Theil an der allgemeinen Freude; es war ein Wettſtreit unter den Angeſehenſten des geiſtlichen und weltlichen Standes, dieſe Heiligthümer zu tragen, und ihnen am nächſten zu gehen; und es mußte ſtets abgewechſelt werden, damit ſo Vielen, als möglich war, dieſe heilige Freude und Ehre zu Theil werden konnte; die Feyerlichkeit dauerte 8 Tage lang, unter immerfort geſetzten feyerlichſten Gottesdienſten, und fortwährenden Zuſammenſtrömen einer unzählbaren Volksmenge.

Pabſt Innozenzius der XIII. beeiferte ſich vorzüglich auch für Handhabung der Kirchenzucht; zur Wiedereinſchärfung und Neubelebung derſelben erließ er im May dieſes Jahres Chriſti 1723 die ſchönſten, heilſamſten, und geiſtvollſten Verordnungen, die ſich hin erſtrecken und ausbreiten beynahe über alles, was die Geiſtlich-

lichkeit ſowohl, als das geſammte Chriſtenvolk, Unterricht, Gottesdienſte, mit einem Worte, über alles beynahe, was unſterblicher Seelen Heil betrifft.

In Frankreich dauerte die Widerſetzlichkeit, der Ungehorſam, die Aufruhr gegen die Kirche und ihr ſichtbares Oberhaupt auch unter Pabſt Innozenzius dem XIII. noch immer fort, obwohl auch dieſer eben ſo fromme, als Eifer- und Liebvolle oberſte Seelenhirt fortwährend alles Mögliche that, verirrte Seelen zurücke zu bringen zur Beſinnung, auf den verlaſſenen Weg des Heils, alles Verlorne zu finden, alles zu Grund Gegangene wieder zu retten. Der Erzbiſchof von Paris war noch immer der Schwankende zwiſchen Heil und Verderben; er ſchien immer wieder das Erſtere wählen zu wollen, und er wählte immer wieder hartnäckig und entſchloſſen — das Letztere; er erhielt, und vermehrte ſich, ſo gut er konnte, zahlreichen Anhang; es wurden zwar immer von Zeit zu Zeit einige ſeiner Anhänger bekehret, gewonnen für die Wahrheit, gerettet; und ſie verließen ihn, und ſeine Parthey, und die Spaltung, und kehrten reumüthig zurücke in den Schoos der heiligen Kirche; aber viele, viele blieben deſſenungeachtet mit ihm im Verderben. Biſchöfe, Prieſter, Nonnen, aus allen Ständen beynahe ſahe man Einige mehr oder weniger mit in die Spaltung verflochten, und eben dadurch auch in die Kezerey; man wurde in Behauptungen und Sätzen von Tag zu Tag freyer und zügelloſer; man erklärte ſich immer ungeſcheueter gegen die heilige Kirche gegen das ſichtbare höchſte Oberhaupt derſelben; man ſprach ihm gerazu die Unfehlbarkeit ab; man unterwarf den Statthalter Chriſti den Verſammlungen der Biſchöfe; man maaßte ſich Rechte und Sachen an, wozu die Geiſtlichen in Frankreich ohnehin von jeher ſchon von ſelbſt ſehr geneigt und alſo um ſo leichter verführbar waren. Es gab zwar mitunter auch ſelbſt unter den Biſchöfen Eiferer für die Ehre des Hauſes Gottes, für Erhaltung der Ordnung im Reiche Gottes; ſie widerſetzten ſich fortwährend mit apoſtoliſchem Muthe dieſen Rebellen, dieſen

ſen Appellanten, und ihren aufrühreriſchen Appellazionen; aber ſie wurden immer wieder überliſtet, überflügelt, überwältiget; und ſo konnte noch immer bey allem ernſtlichen Bemühen der Guten die gute Sache nicht aufkommen zur Freude der Ketzer, und der geſammten Hölle.

Auch Pabſt Innozenzius der XIII. erlebte die Freude nicht, das ſo große Uebel einmal gründlich und allgemein gehoben, das in Frankreich ſo lange ſchon anhaltende Unheil einmal am Ende zu ſehen; bereits beynahe ein Jahr lang ſtarb der heiligſte Vater an Entkräftung; er hatte durch oftmaliges Blutauswerfen vieles zu leiden; dieß langſame Sterben fieng nun an ſichtlich zu eilen; aber auch er eilte nun immer noch mehr, in kurzer Zeit vieles zu thun, vieles verdienſtlich zu leiden, mit jeder Arbeit, und mit dieſem Leben, und mit dem lebenslänglichen Sterben endlich einmal, aber recht fertig zu werden, — er war es — am 7. März des Jahres Chriſti 1724, ſeines zeitlichen Lebens und ſeines körperlichen Sterbens im 69. Jahre. Dieß glückſelige freudenvolle Hinſcheiden des guten Hirten war für alle zurückgelaſſene gute Schäflein ein Verſinken in ein Meer von Leiden, in tiefſte Schmerzen, vollſte Trauer; allen kam dieſer Tod noch zu frühe. Pabſt Innozenzius der XIII. hatte in ſo kurzer Zeit ſchon ſo vieles geleiſtet; er trat muthig in die Fußtritte ſeines heiligen Vorgängers, er eiferte und arbeitete mit eben demſelben unerſchütterlichen, apoſtoliſchen Heldenmuth gegen die Ketzer ſeiner Zeit; er that alles für Erhaltung des Friedens; er wußte alle Fürſten Europens zu gewinnen, ohne den Rechten der Kirche etwas zu vergeben; man ſah ſchon ſo vieles durch ihn glücklich hinausgeführt, und man erwartete von ihm noch ſo vieles; und jetzt war er mitten im Laufe heiliger Unternehmungen weggenommen, und damit die großen Erwartungen alle wie auf einmal, und für allzeit vereitelt. Vorzüglich jammerten um den zu frühe Entriſſenen auch die Wiſſenſchaften und Künſte, die er ſtets förderte, und huldvoll unterſtützte; und ganz beſonders troſtlos waren nun die Armen, und alle

Klaſ-

Klaſſen Unglückliche waren es jetzt doppelt, und unter dieſen namentlich der rechtmäßige, aber noch immer von dem Throne ſeiner Väter, aus ſeinem Reiche vertriebene König von England, Jakob der III.

Noch dasſelbe Monat wurde zur Wahl eines neuen Kirchen-Oberhauptes geſchritten; aber durch das Einwirken weltlicher Fürſten, durch zeitliche, irrdiſche Rückſichten, durch Künſte und Gründe wurde die Wahl lange erſchwert, und immer der Vollendung ſchon nahe, wieder bald ſchwankend, bald vollends vereitelt; endlich, am 27. May dieſes Jhrs. Chr. 1724 trafen die Wahlſtimmen alle einſtimmig in Einem zuſammen, und dieſer Eine, den nun alle wollten, war Cardinal Vinzenzius Maria Urſini. Eine neue unbezwingbare Schwierigkeit, die größte Hinderniß war jetzt — Urſini ſelbſt; er widerſetzte ſich allen, erklärte dieſe Wahl als unklug, als unvernünftig, ſtellte den Cardinälen alles, was er in ſich wider ſich zu finden glaubte, lebhaft vor Augen; er ſuchte ſie zu überzeugen: „daß er ganz unwürdig und unfähig ſey." Endlich rief er: „Nehmet eure Wahlſtimmen zurücke! überlaſſet mir die Wahl; ich verſpreche euch, ich werde gewiß den offenbar Würdigſten wählen." Aber man erwiederte: „eine ſolche Wahlüberlaſſung habe nur Statt, wenn keine Einſtimmigkeit zu Stand gebracht werden könne; er ſey vollkommen einſtimmig erwählet." Der Neuerwählte weigerte ſich immer noch ſtandhaft und heftig, und endlich gelang es ihm gar zu entwiſchen. Nach langem ängſtlichem Nachſuchen ward er zwar wieder entdeckt; aber er weigerte und widerſetzte ſich noch immer wieder eben ſo unüberwindlich, als vorhin; er bemühete ſich immer noch, deutlich allen vor Augen zu legen, wie ganz unwürdig und unfähig zu einem ſolchen Amte er ſey; er warf ſich den Cardinälen zu Füſſen, und bath unter Thränen, und inſtändigſt: „daß ſie doch einen Würdigern wählen möchten." Alles, was man, ihn zu bezwingen, ſeine Demuth und Selbſtverachtung zu überliſten, oder zu erſtürmen verſuchte,

war

war kraftlos und ohnmächtig; den entſchloſſenen Heldenmuth konnte nichts brechen, als der Gehorſam; auf Befehl ſeines Ordensobern nur aus Gehorſam willigte er endlich ein, oder vielmehr hörte er auf, einen eigenen Willen in dieſer Sache mehr zu haben, er unterwarf ſich, und wurde nun Benediktus genennet.

Alle Würden und Höhen konnten den neuen oberſten Seelenhirten aus ſeiner freywilligen Niedrigkeit und Armuth niemals herausbringen; er war, und that auch jetzt wie vorhin klein, und arm, und abgetödtet; er begnügte ſich mit ſchlechtem Hausgeräthe, und auch in ſeiner Kleidung und in der Nahrung, die er ſich zukommen ließ, herrſchte Armuth und Selbſtverläugnung. Dennoch, ſo ſehr er ſich immer ſelbſt erniedrigte, ſich ſelbſt herabſetzte, ſo ſehr ward er hinaufgeſetzt, und erhöhet, und groß, und berühmt vor aller Welt durch ſeine viele und große Verdienſte, durch ſeine innere und äußere Vorzüge. Pabſt Benedikt der XIII. hatte nun einmal alle, und alles für ſich, und nichts, und Niemand, als ſich, gegen ſich; ſein Wandel bisher im Reiche Gottes war aber auch, und zwar ſchon von Kindheit an ſo, daß er nur erfreuen, und heilſam beſchämen, und Bewunderung, und Hochachtung, und Liebe auf ſich ziehen und gewinnen konnte; gar frühezeitig ſchon hatte ſich gezeiget in Ihm ein hoher Grad chriſtlicher Vollkommenheit, immer ſchon überſah, und überſprang, und überflog er weit alles, was die Welt Großes, Erhabenes, Reizendes, Einnehmendes zu haben ſcheinen könnte; ihre Ausſichten und Beförderungen, und Erhöhungen, und Ehrenſtellen, und Würden, und Herrlichkeiten, und Majeſtäten waren ihm Hinderniſſe, und Zurückhaltungen, und Abwärtsziehungen und Erniedrigungen, und Zeit und Beſtimmung raubende Hinhaltungen, wenigſtens Umwege; er wollte ganz unaufgehalten hineilen zum letzten Ziel, und alſo den geraden und kürzeſten Weg haben, und dieß war ihm das höhere Geiſtesleben in einem geiſtlichen Ordensſtande; deßwegen hatte er dieſen

Weg

Weg eingeſchlagen, obwohl ſein Herr Vater dieſem ſeinem Entſchluſſe nach allen Kräften ſich widerſetzte, weil er ihn ſeinen Erſtgebornen als weltlichen Fürſten in der Welt haben wollte; gar alles ward angewendet, um dieſen edlen Sproſſen des uralten Stammhauſes ganz für die Welt zu gewinnen, einen lauteren Weltmenſchen aus ihm zu machen, und in dieſer Abſicht alle Reize, auch die des Fleiſches in Sold genommen; aber alle Liſt und Gewalt beſiegte der Sieger über Welt, Fleiſch, und Teufel. Auch in den Würden und Kirchenämtern, die ihm bisher aufgedrungen wurden, blieb er ſich ſtets gleich Geiſtmann, und thätiger Arbeiter im Weinberg des Herrn, als Biſchof, und als Cardinal; laut ſprechende Beweiſe davon waren die vielen Erziehungshäuſer, Spitäler, Klöſter, die er errichtet, oder reichlicher gründete, und meiſtens ſelbſt, und in jeder Hinſicht beſorgte; vorzüglich war er da immer ganz Geiſt und Leben in Verpflegung der Kranken, in Bearbeitung der Sterbenden, in allem voll apoſtoliſchem Eifer; ganze Dörfer, und Städte, und Provinzen blüheten auf, und brachten erfreuende Früchte, und wurden Wohnungen der Heiligen, und zeigten, wie vieles durch eifrige Verkündung des Wortes Gottes, und durch gutes Beyſpiel bewirkt werden könne. Ueberhaupt hatte der Ruf ſeiner Gottſeligkeit ſchon bisher ſo einen hohen Grad erreichet, daß man ihm auch die Kraft, Wunder zu wirken, zuerkannte; allgemein betrachtete man es als eben ſo viele Wunderkuren, wenn Lahme, Blinde und Fieberhafte, die ihm unter die Hand kamen, ſich beſſer befanden, oder ſich beſſer zu befinden ſchienen, nachdem er ihnen ſeine Hände aufgelegt hatte. Für ein offenbares Wunder hielt man es auch, als der heilige Biſchof beym vor einigen Jahren erfolgten Einſturz ſeines Pallaſtes am Leben erhalten, und ganz unbeſchädigt gefunden wurde. Die umſtändliche Nachricht, die er hievon ſelbſt gab, beginnt mit den Worten: „Zur Ehre Gottes des Allmächtigen, und der ſeligſten Jung-

Jungfrau Maria, und des glorreichen heiligen Nerius." Nach dieſem feyerlichen und andächtigen Eingang erzählet er das fürchterliche Erdbeben, die Erſchütterung, den Einſturz ſeines Pallaſtes, und das große auffallende Wunder, das ihn auch unter dem Schutte lebendig erhalten hatte, welches Wunder er der Fürbitte ſeines heiligen Schutzpatrones des heiligen Philippus Nerius verdankte, wie ſichs auch aus dem Umſtändlichen der weitläufigen Erzählung und Beſchreibung des ganzen recht wundervollen Herganges auffallend und augenſcheinlich ſelbſt zeiget; er war unter der Laſt ungeheurer Maſſen wie begraben, und es war ihm nicht wehe, er fühlte keine Schmerzen, er bethete ruhig, und unaufhörlich, und laut, empfahl ſich Gott, und den Heiligen, und die lange Zeit, die er in dieſem Zuſtande war, kam ihm kurz vor, und nach wunderbarer Rettung aus dem Rachen des Todes, war er, der gute Hirt, wie neu lebendig, nicht ſo faſt für ſich, als für Gott, und für die Kinder Gottes, für ſeine ihm anvertraute Schäflein; und Thaten und Werke des ganz Liebe gewordenen Glaubens, der durch Glauben belebten Liebe zeichneten den Helden des chriſtlichen Glaubens, der chriſtlichen Liebe aus, bis er endlich eben dadurch gezwungen werden mußte, zu werden und zu ſeyen Oberhaupt der chriſtlichen heiligen Kirche, der gemeinſame Vater der Gläubigen, Pabſt Benedikt der XIII.

Den heiligſten, unerſchütterlichſten Eifer für Reinheit des Glaubens, für Erhaltung der Einigkeit der heiligen Kirche zeigte Pabſt Benedikt der XIII. auffallend ſogar bey Verleihung des Gnaden-Jubel-Jahres, das er im Juny des Jahres Chriſti 1724 zum allgemeinen Wohl der geſammten Chriſtenheit ausſchrieb; ausdrücklich ausgeſchloſſen davon waren in dem an alle Rechtgläubige gerichteten Gnadenbrief — alle Schismatiker; alle Biſchöfe, welche von der Kirche ſich getrennet haben, ſollten daran keinen Antheil haben; die Rebellen in Frankreich, welche damit vorzüglich gemein-

meint waren, ſollen, ſo lange ſie ſich nicht aufrichtig bekehren, von aller Gemeinſchaft der Heiligen ausgeſchloſſen, von der Kirche getrennet ſeyn.

Die Appellanten trieben noch immer ihr tolles Weſen, und der Unruhen in dieſem unſeligen Reiche war noch kein Ende; der Erzbiſchof von Paris, und ſein Anhang heuchelten manchmal wieder den Anſchein einer Bekehrung, und erhielten, und vermehrten immer wieder den Abfall. Schmähſchriften gegen die Kirche, gegen das ſichtbare Oberhaupt der Kirche, wurden vom Staatsrathe begünſtiget; aber gründliche Werke für die Wahrheit und für die gute Sache fanden kein Fortkommen; und ſomit blieb auch noch immer derſelbe elende Zuſtand, derſelbe Greuel der Verwüſtung, dieſelbe Verwirrung und Unordnung.

Auch in China befand ſich jeʒt das Reich Gottes in einem traurigen Zuſtande, in augenſcheinlich größter Gefahr; die Hölle both jeʒt neuerdings allen Kräften auf, daſelbſt dasſelbe zu zerſtören; und ſomit fachte ſich in dieſem Jahre Chriſti 1724 das Feuer der Chriſtenverfolgung in China nur noch heftiger an. Der Statthalter war unverſchämt genug, die chriſtliche Religion als eine dem Staate äußerſt ſchädliche Lehre auszugeben. Die arge Verläumdung veranlaßte die Publikazion eines Beſchlußes, vermöge deſſen ſich alle chriſtliche Miſſionäre (nur mit Ausnahme einiger durch Mathematik nnd Mechanik beliebten Väter der Geſellſchaft Jeſu,) von Peking und anderen chineſiſchen Hauptſtädten entfernen, und theils nach Macao, theils nach Canton abſegeln mußten. Ungefähr 300,000 Chriſten, welche ſich damals in China befanden, verloren auf ſolche Art ihre Seelenhirten. Nebenbey wurden mehr, als 300 chriſtliche Kirchen geplündert, geſchändet und zerſtöret. Der Umſtand, daß in dem Augenblicke, da man die Freyheitsbriefe der Chriſten ins Feuer warf, ein Bliʒſtrahl in die Moſchee des Confutſey zu Peking einſchlug, half der Sache der Chriſten ſehr wenig. Vielmehr ſchienen der Kaiſer und

und ſeine Miniſter noch mehr erbittert zu ſeyn. Einige von den drey und fünfzig Miſſionären, welche ſich zeither als Kunſtverſtändige am Hofe zu Peking aufgehalten hatten, wurden nun in Feſſeln gelegt, Andere aber als Verwieſene nach Macao deportirt. Den übrigen Chriſten wurden eben ſo, wie ihren Prieſtern, Geiſsel, Folterbänke, und finſtere Kerker zu Theil. Selbſt verſchiedene, aus dem königlichen Stamme Sun entſproſſene Prinzen erfuhren gleiches Schickſal, weil ſie ſich geweigert hatten, den einmal angenommenen Glauben an Chriſtus zu verläugnen. Auch mußten drey chineſiſche Miſſionäre ihren Seeleneifer mit dem Blute bezahlen. Indem dieſelben, der wüthenden Verfolgung ungeachtet, fortfuhren, den Neubekehrten die heiligen Sakramente in Geheim auszuſpenden, wurden ſie einmal bey ſolch einer Handlung ertappet, und ſogleich enthauptet. Allen, die zum Chriſtenthume ſich zu bekennen, noch ferners ſich unterſtehen würden, wurde mit Hinwegnahme ihres Vermögens, mit Verweiſung ins Elend gedrohet. Der ſo müheſam bearbeitete Acker Gottes, der ſo ſorglich gepflegte Weinberg des Herrn in China ſah auf ſolche Weiſe der greulichſten Verwilderung ohne einige Hoffnung einer nochmaligen Rettung entgegen.

Kaum hatte der gemeinſame Vater der Gläubigen, das Oberhaupt der katholiſchen Kirche, Pabſt Benedikt der XIII., von dieſer neu ausgebrochenen Chriſten-Verfolgung Nachricht erhalten; als er ſchon mit der heiligen Verſammlung von Verbreitung des Glaubens zu Rathe gieng, und es ward beſchloſſen: „eigends eine Geſandtſchaft zu fertigen an den Kaiſer von China mit ſchriftlich dringendſten Vorſtellungen, um alles zu verſuchen, noch zu erhalten das Reich in China.“

Es wurde in eben dieſem Jahre Chriſti 1725 zu Rom im Lateran der ſchon voriges Jahr dahin ausgeſchriebene Kirchenrath gehalten; 32 Cardinäle waren daſelbſt perſönlich, und 4 durch ihre Stellverteter zugegen; Erzbiſchöfe waren 8, Biſchöfe 64, und Aebte und Prieſter ſehr viele verſammelt. Die feyerlichen Sitzungen waren

in

in den Monaten März und April. Es wurden in dieſer heiligen Kirchen-Verſammlung 104 zur Wiederherſtellung der Kirchen-Zucht ſehr heilſame Kirchen-Verordnungen feſtgeſetzet; beſonders wurde allen Biſchöfen aufs Schärfeſte neuerdings aufgetragen: „pünktlich ſich zu halten an die letztere Verordnung des Pabſtes Clemens des XI. an ſeine Bulle *Unigenitus*." Nicht als bedürfte dieſe einmal erlaſſene päbſtliche Verordnung noch einiges Anſehens, oder einer Beſtättigung, ſondern nur um die Aechtheit derſelben außer allem Zweifel zu ſetzen, wurde einſtimmig entſchieden: „daß dieſe Bulle eine Glaubensregel ſey."

Zu Augsburg in Schwaben zeigte Gott auch dieſes Jahr durch große Wohlthaten und ſchnelle Gebeterhörungen, ſich als höchſtes wunderbarliches Gut im heiligſten Altars-Sakrament; nebſt andern nicht minder auffallenden Wundern wird in den Jahrbüchern dieſer berühmten Wahlfahrts-Kirche zum heiligen Kreuze in Augsburg erzählet: „Im Jahre Chriſti 1725 den 4ten Juny, fiel ein Kind, ſechs und ein halbes Jahr alt, mit Namen Maria Magdalena Gaßnerinn, zwey Stockwerke hoch auf das Pflaſter herab; alle herbeygelaufenen Perſonen hielten es für todt. Aber, da man es mit friſchem Waſſer labte, kam es ein wenig zu ſich ſelbſt; der Wundarzt fand aber, daß das arme Kind zwey Löcher ſich in den Kopf gefallen habe, daß das Aermlein auseinander, und daß linke Füßlein zerſchmettert ſey. In dieſem betrübten Zuſtande eilten die Aeltern von dieſem unglücklichen Kinde hin in den bekannten Gnadenort; ſie ließen vor dem wunderbarlichem Gut ein heiliges Meßopfer entrichten, welchem der Vater mit vollem Vertrauen und Andacht beywohnte. Unter dem heil. Meßopfer aber begehrte das todtkranke Mädchen, aus dem Bette aufzuſtehen; das Kind gab nicht nach, bis man es herausließ; darauf lief es ohne alle Schmerzen im Zimmer herum, und ſo wurde ſelbes nachher völlig von ſeinen Wunden kurirt. Dieſes Wunder

ha-

haben die Aeltern dieſes Kindes mit Augenzeugen und einem ſchriftlichen Zeugniſſe beſtättiget.

Zu Wetzlar genoſſen die Rechtgläubigen ſchon ſeit Jahrhunderten vollkommene Freyheit, die heilige allein wahre Religion öffentlich auszuüben; ſie beeiferten ſich auch bey Entſtehung des Luterthumes das Chriſtenthum zu retten, und die freye Ausübung deſſelben zu handhaben; aber ſie wurden ſeitdem von dieſen neuen Ketzern auf alle erdenkliche Weiſen genecket und eingeänget; ſogar auch in zeitlicher Hinſicht ſehr benachtheiliget, von Aemtern und Ehrenſtellen ausgeſchloſſen, und ſonſtiger uralter Rechte beraubet; was ſie aber mehr als alles ſchmerzte, war, — daß ſie bemerken mußten, man wolle ſie in Ausübung ihres heiligen Glaubens mit jedem Jahr mehr beſchränken. Als eben dieſes Jahr Chriſti 1725 zur heiligen Fronleichnams-Feyerlichkeit Anſtalten getroffen, und bereits die vier Altäre an katholiſchen Bürgershäuſern aufgerichtet und gezieret wurden, ſah man mit Erſtaunen und Schrecken neuerdings die Ketzerwuth rege werden; die Luteraner wollten nun auf einmal einen feyerlichen Umzug durchaus nicht mehr dulden, und ſie ſetzten, was ſie konnten, in Bewegung. Man ſtellte ihnen das zu auffallend Grundloſe und Widerſinnige ihres Geſuches vor Augen; man erinnerte ſie an die hierüber vorliegenden Reichsbeſchlüſſe, an längſt wohl erworbene, und in ruhigem Beſitze genoſſene Rechte der Rechtgläubigen. Die Ketzer mußten endlich doch von ihrem Beginnen für dießmal abſtehen, konnten ihre Ketzerwuth nicht recht auslaſſen; doch thaten ſie noch, was ſie konnten; ſie drohten mit Aufruhr, der veranlaßt werden dürfte durch ſolche öffentlichen Feyerlichkeiten. Man achtete auf dieſe Drohungen nicht; der feyerliche Umzug nahm mit gewöhnlicher heiliger Feyer ſeinen Anfang, er wurde aber wirklich durch Frevel, den ſich einige Ketzer erlaubten, nicht wenig geſtöret; es wurde mit Steinen auf die Katholiken geworfen, und die Andacht und Ruhe, und der feyerliche Gottesdienſt dadurch größtentheils unterbrochen.

Pabſt

Pabſt Benedikt der XIII. eiferte indeſſen unaufhörlich und heilig für die Ehre des Hauſes Gottes, für Erweiterung und Nochmehrgründung des Reiches Gottes auf Erde; väterlich und oberhirtlich war er für gar Alles beſorgt und beeifert. Vorzüglich war er dahin bedacht: „daß in den Waiſenhäuſern, Spitälern, und ſelbſt in den Gefängniſſen mehr Reinlichkeit, und ein gewiſſer Grad von Leutſeligkeit, Freundlichkeit hergeſtellt werden möchte.“ Für die Zierde und Ordnung der Gotteshäuſer war Benedikt ganz beſonders eingenommen. Hingeriſſen von einem heiligen Eifer ließ er einmal die Paramente der Kirche zu St. Nicola verbrennen, weil er ſie bey einer Viſitazion nicht reinlich genug befunden hatte. Auch durfte in den Kirchen keine Frauensperſon anders, als mit dem ehrbarſten Gewande gekleidet, erſcheinen. Jeder Art von Hazardſpielen war er äußerſt abgeneigt, ſo daß er die ſtrengſten Strafgeſetze dawider ergehen ließ. Eben ſo unverſöhnlich bezeigte er ſich gegen Alles, was nur immer den Schein des Aberglaubens an ſich hatte. Pabſt Benedikt der XIII. erhob im Jahre Chriſti 1725 den Sprengel von Sezza im Kirchenſtaate zu einem Biſthume, und vereinigte daſſelbe mit dem Biſthume von Terranica. Er ſuchte in eben dieſem Jahre Chriſti 1725 die alten, durch den Einfall der Barbaren zu Verluſt gegangenen Gerechtſame der Kirche von Cingola hervor, erklärte Cingola als ein Kathedralſtift, und knüpfte den Sitz des neuen Biſchofs von Cingola an den Stuhl von Oſimo an.

Ueberhaupt zeigte ſich Pabſt Benedikt der XIII. ſeines Hanges zu einer einſamen Lebensart ungeachtet, ſehr thätig und entſchloſſen; entſchloſſen, auch Entwürfe von äußerſter Wichtigkeit auszuführen. Unter andern nahm er ſich vor, nicht nur die proteſtantiſchen Gemeinden, ſondern auch die griechiſche Kirche mit der römiſch-katholiſchen Kirche zu vereinigen.

An Bekehrung der Griechen, an Wiedervereinigung derſelben mit der allein wahren Kirche Chriſti auf Erde wurde fortwährend auch durch thätigſte Verwendung

dung des ruſſiſchen Kaiſers, Peters des Großen, mit bedeutenden Erfolge gearbeitet. Ueberhaupt die durch Peter den I. veranſtaltete Synod, und die daſelbſt beſchloſſenen Vorkehrungen, hatten wohlthätigen Einfluß auf die Ausbreitung des Chriſtenthums in den ruſſiſchen Provinzen. Größtentheils muß man es der Verbeſſerung der Kirchenzucht zuſchreiben, daß der Erzbiſchof, Theodor von Tobolski, in Syberien, im Stande geweſen war, in einem ſehr kurzen Zeitraume mehr, als 40,000 Tartaren zum chriſtlichen Glauben zu bekehren.

Schon vor Theodor trug ein anderer Kirchenprälat gar viel zur Verſittlichung der ruſſiſchen Völkerſchaften bey. Philotheus, Erzbiſchof, zu Tobolsky entſagte ohne weiters ſeiner hohen Würde einzig in der heiligſten Abſicht; damit er nur noch um ſo ungehinderter an dem Unterrichte, und an der Bekehrung der Mungalen, Tartaren, und Wogulen arbeiten könnte. Vorzüglich bewog er die heidniſchen Oſtiaken, das berühmteſte Götzenbild des Landes zu verbrennen.

Mittlerweile erfand Peters des I. Weisheit ein ſinnreiches Mittel, wodurch die Orthodoxie der ruſſiſch-griechiſchen Kirche gegen jede Veränderung geſichert ward. Er befahl: „daß alle Roskolniki, oder Widriggeſinnete, die nicht gleichförmig mit der ruſſiſchen Kirche dachten, einen rothen am Rocke angenäheten Fleck tragen ſollten.“ Nun fanden es die meiſten Roskolniki beſſer, ihre Meynung zu ändern, als ſich durch das Tragen eines rothen Lappen lächerlich zu machen. An der geſammten, ſowohl Welt- als Kloſtergeiſtlichkeit zeigten ſich bereits die seligſten Früchte des apoſtoliſchen Eifers. Die Mönche dieſes Reiches bekennen ſich zu der Regel des heiligen Baſilius, und führen ein ſtilles und ſtrenges Leben. Es befanden ſich 7400 Baſilianer Mönche in Rußland, und bewohnten 714 Klöſter. In 222 anderen Klöſtern hielten ſich 7560 Nonnen auf.

Aber auch die von der Kirche Chriſti getrennten Griechen, die Schismatiker ſuchten ſich, ſo gut ſie konnten, aller Orten immer noch mehr zu vermehren; das Unheil die-

dieſer abtrinnigen Griechen hatte ſich bereits in allen Welttheilen ausgebreitet; dieſe Griechen haben ſich größ= tentheils doppelt verirret, da ſie nebſt dem, daß ſie von der Lehre der ſieben erſten Conzilien abweichen, auch noch mit einer beſondern Ketzerey, z. B. des Neſtorius, oder des Eutyches, angeſteckt ſind. Die neſtorianiſchen Griechen zählten in dieſem Zeitraume volkreiche Gemein= den in Meſopotamien, Arabien und Oſtindien. Eben in Oſtindien nennen ſie ſich „Thomas = Chriſten.“ Vor andern Griechen zeichnen ſie ſich dadurch aus, daß ſie zwey Perſonen in Chriſto behaupten, die letzte Oe= lung verwerfen, und in der gröbſten Unwiſſenheit ſorg= los dahin leben. In Aſien und Afrika giebt es viele Griechen, welche ſich zur Lehre des Eutyches bekennen. Die aſiatiſchen Eutychianer weihen Kinder ſchon dem geiſtlichen Stande, erlauben den Prieſtern die Ehe ohne irgend eine Einſchränkung, ſpenden die heilige Taufe nur um Oſtern und Pfingſten aus, und erſetzen in gewiſſen Fällen die h. Taufe durch eine Salbung. Die afrikaniſchen Eutychianer, deren Chriſtenlehre ganz ver= unſtaltet iſt, halten ſich im achtzehnten Jahrhunderte im= mer noch größtentheils in Aegypten und Abyſſinien auf.

Auch den Luteranern, nach ſo oftmal ſchon fruch= los gewagten Verſuchen, hatte es endlich ſeit Anfang dieſes achtzehnten Jahrhunderts gelingen müſſen, auch in dieſe entfernte Gegenden ihr Ketzergift einzuſchwärzen, ſogar auch in Rußland ſich einzuſchleichen. Kaiſer Pe= ter, der ſonſt ſo viel Gutes an ſich hatte, und für das Reich Gottes Eifer und Leben zeigte, ließ ſich von dieſen Ketzern endlich doch noch ſo ſehr bethören, daß er end= lich auch Luters Irrlehre in ſeinem Reiche nicht wenig begünſtigte. Aus Staatsabſichten zog dieſer Monarch allerley Fremde, und unter dieſen, viele Luteraner, in ſeine Länder, und geſtattete ihnen freye Uebung der Re= ligion. Und nicht lange, ſo ſah man ſchon eine lu= terſche Kirche ſogar ſelbſt auch in Petersburg.

Dadurch wurde den Luteranern überhaupt wieder mehr Muth gemacht. Die vorzügliche Gunſt, welche

einige große Fürſten dieſes Zeitraumes der luteriſchen Religion angedeihen ließen, machte, daß dieſelbe in Europa, ſogar in Aſien, in Amerika ausgebreitet wurde. Unter den übrigen Fürſten zeichnete ſich Friedrich der IV., König von Dänemark, aus, welcher ſich vorzüglich um die Ausbreitung der Lehre Luters annahm. Es war eine Folge ſeines Schutzes, und ſeiner Freygebigkeit, daß das Luterthum bis nach Lappland und Grönland gebracht, und nebenbey in einigen Gegenden Oſtindiens geprediget wurde.

Uebrigens war es bey den Luteranern auch jetzt noch, wie es bey allen Ketzern zu allen Zeiten war: ſo ſehr ſie zuſammſtimmten, wenn es um gemeinſame Bekämpfung der Wahrheit, um Beſtreitung der heiligen Kirche zu thun war; ſo ſehr waren ſie immer unter ſich ſelbſt uneins, und behaupteten immer ſich ſelbſt widerſprechende, und ganz verſchiedene Irrlehren und Ketzereyen, und verketzerten und verläſterten mit Wuth gegenſeitig ſich ſelbſt; ſogar auch weſentliche Glaubenswahrheiten betreffend konnten ſie unter ſich gar nie einig werden. Samuel Willenberg vertheidigte eben jetzt die Vielweiberey, wurde aber von Schelwig, Weichmann, und anderen Theologen widerlegt. Peterſen, Lange, Seebach und Bengel lehrten die Wiedergeburt der Welt, die Endlichkeit der Höllenpein, die Entſtehung eines tauſendjährigen Reiches, und andere Sätze; ſie fanden aber an Lorenzen von Mosheim, an Lampe, Plitt, und Schubert ihre Antagoniſten. Noch mehr eben um dieſe Zeit fiel es einigen luteriſchen Theologen ein, jedes Dogma auszumerzen, wenn es nicht auf eine mathematiſche Art bewieſen werden konnte. Dieſe Behauptung, eine Folge der Wolfiſchen Philoſophie, ſchien dem Magiſter Ströhler, dem Magiſter Lange, und anderen Theologen von Halle, gefährlichen Einfluß auf die theologiſchen Grundwahrheiten zu haben. Es entſtanden nun auch darüber unter ihnen heftige Streite, Anfeindungen und Trennungen.

Dem Gegenſtande nach war keine Streitigkeit dieſes Zeitraumes wichtiger, als jene von den Grundwahrhei-

heiten, oder weſentlichen Artikeln des Chriſtenthumes. Lange und heftig ſtritt man ſich, um die Wahrheiten der Religion in gewiſſe Klaſſen zu ordnen. Alſo wurde ein Theil der Streitenden dahin verleitet, viele wichtige Artikel, z. B. die göttliche Inſpirazion der Bibel, die Gleichheit der drey göttlichen Perſonen, die Nothwendigkeit der Genugthuung Chriſti, die Erbſünde, die Gnadenwirkung der heil. Sakramente, die Ewigkeit der Hölle u. d. m. aus der Klaſſe der vornehmſten Wahrheiten auszuſtreichen. Die Unſterblichkeit der Seele, die Vermittelung des ewigen Seelenheils, die Gegenwart Chriſti im heiligen Altars-Sakrament, und ähnliche Gegenſtände wurden ebenfalls durch mehrere Streitſchriften luteriſcher Theologen in Zweifel gezogen, und in Unordnung gebracht, und in Schatten geſtellet. Auch das Kirchenrecht der Luteraner bekam in dieſem Zeitraume eine ganz andere Wendung. Puffendorf ſtellte gewiſſe Begriffe von der Kirche auf, und bewies aus denſelben: „daß die Kirche, als Geſellſchaft betrachtet, auch die Rechte einer Geſellſchaft genießen müſſe.“ Thomaſius hingegen baute auf ganz andere Grundſätze, und beſtrebte ſich, der Geiſtlichkeit faſt alle Rechte abzunehmen, und dieſelbe dem Landesfürſten in die Hände zu ſpielen. Sein Syſtem erhielt anfänglich ziemlichen Beyfall, aber nicht in die Länge, indem ſelbſt einige Rechtsverſtändige die ſchlimmen Folgen davon zum Voraus ſahen. Man fieng an, die Collegial-Rechte, welche der Kirche auch nach proteſtantiſchen Grundſätzen zukommen, zu vertheidigen. Chriſtoph Pfaff wandte hiebey den vorzüglichſten Fleiß an, und rettete ſeiner Kirche verſchiedene Collegial-Gerechtſame.

Auch jene Ketzer, die ſich Reformirte nannten, waren noch immer in einem ſehr ſchwankenden Zuſtande; ſie fanden in verſchiedenen Ländern bald mehr, bald weniger Anhang. In Deutſchland behaupteten ſie ſich immer noch in einigen Orten; ſie genoſſen in den preußiſchen, ſächſiſchen, braunſchweigiſchen, hannöveriſchen, und heſſiſchen Staaten, ſeit ihrer Anpflanzung bis jetzt, ei-

einer unbeſchränkten Sicherheit und Freyheit in Religionsſachen. Auch in Bayreuth und Ansbach, in Nürnberg, Naſſau-Saarbrück, Hohenlohe, Altona, Hildburghauſen, Bickeburg, und in Baaden-Durlach iſt den Reformirten vergönnet, ihre Religion ungeſtört auszuüben. Auch dieſe Reformirte, wie ſie ſich nannten, ſuchten ſich immer mehr und mehr auszubreiten; ſie faßten den Entſchluß, auch in entfernte Länder ſich einzuſchleichen; eine Geſellſchaft Engländer unterſtützte ſie, und ſo wagten ſie wirklich Verſuche auf Arabien und Aegypten; ſie ſendeten Prediger ihrer Irrthümer dahin.

Wie die Luteraner, und wie alle Ketzer, ſo konnten auch die ſogenannten Reformirten in ihren Glaubenslehren bisher nie einig werden; auch bey ihnen weicht immer eine Gemeinde von der Andern ab. Sie haben zwar eigene Glaubensbücher, halten aber nicht ſo ſtrenge darauf, und erklären dieſelbe nach Willkühr. Die Reformirten von Deutſchland bekennen ſich, wenn man gewiſſe Abänderungen und Modifikazionen abrechnet, zu der Augsburgiſchen Confeſſion und zum Katechismus von Heidelberg. In der Pfalz, in Heſſen, und in Cleve hat die Dortrechter Synode noch einiges Anſehen; in den Brandenburgiſchen Ländern faſt gar keines; dort verehrt man das Glaubensbekenntniß des K. Johann Siegmund, und das Colloquium von Thoren als ſymboliſche Bücher. In der Schweiz bauten die Reformirten des achtzehnten Jahrhunderts ihr Glaubensſyſtem auf ſehr ſchwankende, unſtäte Grundſätze, nachdem die vorhin hochgeachtete Formula Consensus ihr ſymboliſches Anſehen verloren hatte. *) In den vereinigten Niederlanden ſchwören die reformirten Theologen noch immer auf die Synode von Dortrecht; doch verwerfen ſie die Lehre von der Gnadenwahl, und weichen auch in an-

*) Profeſſor Vernet ſchrieb ein Werk: „Chriſtlicher Unterricht", worinn er einige Hauptlehren der reformirten Kirche auf eine paradoxe Art erklärte; andere Lehren hingegen gänzlich ausmerzte.

anderen Lehrpunkten von dem Buchſtaben der Synode ab. In Pohlen, in Ungarn und Siebenbürgen werden zwar die alten Glaubensbekenntniſſe noch beybehalten, aber keineswegs überall genau und gleichförmig beobachtet. Im achtzehnten Jahrhunderte hat mehr als jemals eine gewiſſe Ungebundenheit in der Lehre über Hand genommen. Wer nur nicht offenbar ſocinianiſche, oder katholiſche Geſinnungen äußert, mag die Lehre der reformirten Kirche nach Willkühr erklären.

Der Arminianismus findet faſt mehrere Anhänger, als die eigene Lehre Kalvins. In Holland und in der Schweiz finden ſich nur wenige, welche an das berufene Decretum absolutum des Kalvin glauben. Auch deſſen Lehre von dem heiligen Altars-Sakrament hat allda faſt alle Achtung verloren. Ueberall verließen auch die Kalviniſten ihren Kalvin, wie die Luteraner ihren Luter; ſie ſchämten ſich ihrer Glaubens-Stifter ſo ſehr, daß ſie ſich auch ihres Namens ſchämten. Wie die Luteraner nicht mehr Luteraner, ſondern Evangeliſche heiſſen, ſo hatten ſich auch die Kalviniſten einen andern Namen gewählet, wollten Reformirte genennet werden.

Zu Augsburg kamen die luterſchen Wortsdiener unter ſich ſelbſt eben jezt im heftigſten Wort- und Feder-Krieg; einige derſelben fürchteten, man komme ihrer Seits der katholiſchen Glaubens-Lehre in einigen Stücken zu nahe; andere behaupteten das Gegentheil; der Streit betraf vorzüglich die Engel und Heiligen Gottes, und ihre Fürſprache bey Gott für die Menſchen und ihre Dienſte, die ſie in dieſem und jenem Leben den Seelen leiſten; doch die Sache wurde zu beyderſeitigen Unheil wieder unterdrückt, und jede ſtreitende Parthey in der Ketzerey wieder eingeſchläfert und erhalten.

Indeſſen erfuhren eben zu Augsburg die Rechtgläubigen fortwährend faſt täglich neue thatſächliche Beweiſe für die Wahrheit ihres Glaubens, nämlich das allerheiligſte Altars-Sakrament betreffend. In der Wahlfahrts-Kirche zum heiligen Kreuze offenbarte ſich Jeſus fortwährend, allen Ungläubigen und Ketzern zum Trotze, als

das

das liebenswürdigſte, höchſte, wunderbarliche Gut, durch auffallende Wunder und Gnaden und Wohlthaten auch dieſes Jahr Chriſti 1726, laut umſtändlicher Jahres-Geſchichte dieſes Gnadenortes.

Noch mehr, und neuerdings zu beleben in allen Rechtgläubigen die kindlich zärtliche Andacht zu Jeſus, und die Verehrung ſeiner göttlichen Mutter, und der lieben Engel und der Heiligen Gottes, zur gemeinſamen Aufforderung, zum täglichen Betrachten der vornehmſten Glaubenswahrheiten, und zum täglichen Gebethe, und genauen Beobachtung der Gebeths-Tagzeiten; öffnete dieß Jahr neuerdings den Kirchen-Gnadenſchatz Pabſt Benedikt der XIII.; alle, die auf gegebenes Glockenzeichen zum engliſchen Gruß auf ihre Kniee ſich niederwerfen, und die vorgeſchriebene Betrachtung, und das gewöhnliche Gebeth entrichten, ſollen einen Ablaß von 100 Tägen gewinnen, und einen vollkommenen Ablaß für jedes Monat, wenn ſie an einem ihnen beliebigen Tage nach gehöriger Vorbereitung die heiligen Sakramente der Buße und des Altars empfangen, und eifrig bethen um Frieden und Einigkeit chriſtlicher Fürſten und Mächte, um Ausreutung der Ketzereyen, um Aufnahme, und immer mehr Allgemeinwerdung des heiligen wahrhaft chriſtlichen, katholiſchen Glaubens.

Feyerlich in die Zahl der Heiligen verſetzt wurden dieſes Jahr Chriſti 1726 von Pabſt Benedikt dem XIII. Stanislaus Koska, Aloyſius Gonzaga, Johannes von Kreuz, Franziskus Solanus und Peregrinus Laziosus. Ihn ſelbſt aber den oberſten Seelenhirten, den eifrigſten Beförderer alles Guten, der dieſe ihm Vorausgegangene voll heiliger Freude heilig ſprach, ſprachen heilig jetzt ſchon, da er noch lebte, ſeine Thaten, ſein Lebenswandel; er lebte ganz für Gott, und für Werke der Liebe; täglich beſuchte er die Spitäler der Stadt, brachte den Kranken und Armen Troſt, Hilfe, und manchmal wunderbar auch die Geſundheit; einem Mann, der nur noch durch Abnahme eines Fußes dem Tode entriſſen werden konnte, ſtellte Pabſt Benedikt der XIII. vollkom-

men geſund her, da er ihn nur berührte, und ihm ſeinen Segen gab; eben ſo wunderbar wurde durch ihn eine lange Zeit blind geweſene Frau wieder ſehend, ein Hinkender recht gehend, und ein vom Teufel Beſeſſener von dieſem Uebel befreyet; auch in Dingen, die dieſer heiligſte Vater ſegnete, oder trug, äußerte ſich wunderbare Heilskraft.

Als vorzüglich eifriger Verehrer der ſeligſten jungfräulichen Gottes Mutter Maria, empfahl Pabſt Benedikt der XIII. auch vorzüglich den ihr geheiligten Roſenkranz, und beförderte auch dieſe Andachtsart, wie den engliſchen Gruß, durch ſonderbare, große Gnaden-Ertheilungen, und heilige Ablässe.

Die Verfolgung der Chriſten in China wüthete noch fort; es gab nun ſchon Martyrer, heilige Blutzeugen die Menge, die da Blut und Leben, und Alles dem heiligen Glauben als Opfer brachten. Chriſten zum Abfall zu bringen, verſuchte man alle Peinigungs- und Todesarten; aber die Chriſten blieben doch Chriſten, und wurden es noch mehr, und zeigten ſich als Helden des Glaubens und der Tugend; ſelbſt dadurch, daß man die Glaubensprediger verjagte, wurde das Reich Gottes nicht ausgelöſchet, ſondern ausgebreitet, weiter hinaus und hinein gebracht, auch die ins Elend verwieſene Prinzen ſchloſſen ſich an die Miſſionarien an, geſellten ſich ihnen als Mitarbeiter bey im Weinberge des Herrn; und es gab nun Seelengewinn und Segenvolle Eroberungen fürs Reich Gottes; drey derſelben unterlagen endlich ſchon voriges Jahr dem Laſt der Arbeiten, und der ſchweren Ketten, die ſie am Halſe, und über den Körper herabhängen trugen; ſie ſtarben eines minder gewaltſamen, aber länger anhaltenden Martertodes. Prinz Joſeph, den Heiligkeit des Lebens beſonders berühmt machte, ſtarb dieß Jahr Chriſti 1727 eben ſo glückſelig im Elend; nicht minder glorreich und heldenmüthig gaben auch andere Chriſten Blut und Leben hin. Durch die Standhaftigkeit der Chriſten wurden die Mandarinen immer noch mehr aufgebracht, noch wüthender,

und

und die grauſame Verfolgung verbreitete ſich nun immer noch weiter, auch in angrenzenden Provinzen und Reichen; aller Orten gieng das Streben der Hölle dahin, die heilige katholiſche Religion ganz zu vertilgen aus allen Herzen, wenigſtens alle Ausübung derſelben unmöglich zu machen; man mordete nun die Chriſten überall, wo man ſie traf, ohne Rückſicht auf Alter, Stand, Geſchlecht; man zerſtörte von Grund aus alle Tempel und Kirchen, und vorzüglich grauſam wüthete man gegen die Prieſter, die noch verborgen umher ſchlichen, und ſo viel, und ſo lang es ihnen möglich war, ihre Pflicht thaten; aber, wo man nur immer ihrer einen erwiſchte, der wurde aufs Grauſamſte gemartert, gemordet. Man ſah ſich jetzt daſelbſt wieder ganz in den erſten Zeiten des Chriſtenthumes, man konnte nun täglich und ſtündlich die Freude haben, würdig geachtet zu werden, für den Namen Jeſu Schmach zu leiden; die Miſſionarien wurden meiſtens an Pfähle angebunden, und an einem ſchwachen Feuer langſam gebraten; die von Adel wurden gewöhnlich zum Elephanten-Dienſte wie Sklaven verurtheilet; in Kerkern, unter dem Laſte der Ketten, und Bande und durch Hunger und Ungemach langſam verſchmachten — war noch die gelindeſte Todesart.

Während in dieſen Weltgegenden die Hölle durch Verfolgung und Unterdrückung der Chriſten voll Schaden-Freude triumphirte, mußte ſie in Europa vieljährige Beſitzungen anlaſſen. Zur größten Marter und Beſtürzung der Ketzer und der geſammten Hölle, wie zur innigſten heiligſten Freude aller Rechtgläubigen und des geſammten Himmels im Himmel und auf Erde erfolgte endlich dieß Jahr Chriſti 1727 die ernſtliche gründliche Bekehrung des Grafen Erneſt v. Metternich, der bisher in königlich preußiſchen Dienſten, aber auch im Irrthum in der luterſchen Ketzerey ſein Leben hinbrachte. Jetzt am Ende deſſelben ergriff ihn heilſamer Schrecken und Schauer beym Gedanken an das wichtigſte Geſchäft, an das einzig Nothwendige, an die Pflicht ſeine einzige unſterbliche Seele zu retten; jetzt dem Ster-

Sterben nahe wollte er der erkannten Wahrheit ſich nicht länger widerſetzen, nicht länger unentſchloſſen ſchweben am Rande des Verderbens, in ſteter Gefahr, auf ewig alles zu verlieren; jetzt giengen ihm die Augen vollends auf, er erkannte: „daß in der Ketzerey kein Heil zu finden.“ Er eilte in den Schoos der allein ſeligmachenden Kirche Chriſti zurücke, bekannte öffentlich den heiligen katholiſchen Glauben, und ſetzte dieſes ſein Bekenntniß ſelbſt ſchriftlich auf, wie auch die Gründe, die ihn dazu vermochten. Er hinterließ damit der Nachwelt ein ſtetes Denkmaal des Sieges der Wahrheit über den Irrthum.

Nicht minder merkwürdig, und zu gleicher Zeit ſiegte die Wahrheit über den Irrthum auch in Johann Georg von Ekard, welcher ein berühmter Gelehrter, und Bibliothekar zu Hannover, und Hofrath des Herzogs von Braunſchweig war; durch Leſung der heiligen Schrift und der Kirchengeſchichte kam er endlich zur vollen Ueberzeugung, wie ganz irrig er bisher daran geweſen; er ſchrieb alſogleich an den päbſtlichen Geſandten in der Schweiz: „er ſey nun einmal entſchloſſen, allen Aemtern und Würden, und allen Gütern zu entſagen, und nun einmal der Wahrheit zu folgen; er wolle der Ketzerey entſagen, und zur katholiſchen Kirche zurücke kehren.“ Er hielt Wort; auch er bekannte ſich nun öffentlich vor aller Welt zum katholiſchen Glauben.

Solche, ſo großes Aufſehen machende Bekehrungen zogen dann noch eine Menge der merkwürdigſten, erfreulichſten Bekehrungen und Eroberungen für das Reich Gottes auf Erde nach ſich. Die Ketzer geriethen dadurch in volle Wuth; aber ſie wußten doch nichts anders zu thun, als, was ſie zu thun ſchon gewohnt waren; ſie beſchimpften und verläſterten alle, die die Wahrheit erkannten und annahmen. Vorzüglich viel hatte von ihnen jetzt Ekard zu leiden. Vorhin war er ihr großer Ekard, der mit ihrem großen Leibniz 20 Jahre lang Ruhm und Verdienſte theilte, und nach deſſen Hinſcheiden ihr großer Leibniz allein

war;

war; ſie fanden damals nicht Lobſprüche genug, ihren großen Ekard über alle Sterbliche zu erheben; jetzt, nach ſeiner Bekehrung, fanden ſie nicht Schimpfworte genug, ſie ihm nachzuwerfen; ſie nannten ihn jetzt unwiſſend, fanden nichts Großes mehr in ihm, und brandmarkten damit vor aller Welt — ſich ſelbſt und den niedrigen Ketzergeiſt, und beurkundeten damit am beſten ſelbſt die Größe aller derer, die aus dieſer ihrer Niedrigkeit ſich erheben, aus ihren Finſterniſſen ſich heraus machen, und ewig nimmer die Finſterniſſe mehr lieben, als das Licht.

Mit Anfang April dieſes Jahres Chriſti 1727 kam Pabſt Benedikt der XIII. zu ſeiner vorhin ſonderheitlich ihm angehörenden Heerde, nach Benevent, wo er alles durch ſeine Ankunft mit Freude erfüllte, Wohlthun war ſein Wiederkommen, und ſein ganzes Daſeyn, Wohlthaten bezeichneten jeden Schritt; beſonders beeiferte er ſich wieder, wie ein Apoſtel, durch Predigten, Unterrichte, Krankenbeſuche, durch Ausſpendung der heiligen Sakramente am Seelenheil aller zu arbeiten, allen alles zu ſeyn. Auch dießmal ſegnete und bekräftigte Gott die apoſtoliſchen Arbeiten durch darauf folgende Wunder, welche er an Kranken, an Blinden, an ſonſt Preſthaften liebvoll ſich erbarmend geſchehen ließ.

Auch in dieſem Jahre Chriſti 1727 zeigte ſich wieder recht auffallend und empörend die Wuth der Ketzer gegen die Rechtgläubigen, vorzüglich in Deutſchland, in verſchiedenen Gegenden und Ortſchaften, beſonders in der Schweiz; am meiſten wütheten die Ketzer, namentlich die Luteraner, gegen feyerliche Religions-Ausübungen, gegen öffentliche Bittgänge, Prozeſſionen, ſonſtige Feyerlichkeiten in Anbethung des heiligſten Altars-Sakramentes; ſogar die gewöhnliche, andächtige, auferbauliche Begleitung deſſelben zu Kranken wollten ſie durchaus nicht mehr gedulden; ſie gewannen zwar nichts mit all ihrem Wüthen und öffentlichem Muthwillen, den ſie ſich erlaubten, als dieß, daß die Rechtgläubigen auf ihrem Rechtglauben nur um ſo eifriger beſtunden,

und

und ſohin in Ausübung ihres heiligen Glaubens um ſo andächtiger waren; aber es war nun doch Lärmen und Unruhe; die Händel kamen immer wieder vor den Kaiſer, und an Reichstag. Die guten frommen Seelen, denen Jeſus im heiligſten Altars-Sakrament die Allein-Freude in dieſem Leben, ihr Leben, ihr Himmel auf Erde, ihr Alles und Alles iſt; dieſe frommen guten Seelen wurden inzwiſchen immer von den Ketzern oft lange und grauſam gequälet, genecket, verlachet, verſpottet, auf alle erdenkliche Weiſe immer wieder in ihrer Andacht, in ihren Andachts-Ausübungen — geſtöret.

So ſehr die Haſſer und Feinde des heiligſten Altars-Sakramentes gegen dieſes anbethungswürdigſte Liebsgeheimniß zu allen Zeiten tobten und wütheten, ſo ſehr und unaufhörlich liebvoll, und wunderbarlich und wohlthätig zeigte ſich in ſelbem Jeſus, der Liebenswürdigſte zu allen Zeiten, auffallend auch dieſes Jahr wieder, namentlich in der Wahlfahrtskirche zu Augsburg; da wurde dieß höchſte wunderbarliche Gut auch im Jahre Chriſti 1727 öffentlich und feyerlich gelobt und geprieſen der vielen großen Wunder und Wohlthaten wegen, die da an Kranken, Preſthaften, elenden, und bedrangten Menſchen aller Art geſchahen; man leſe hierüber nur wieder ſelbſt die Evangelien dieſes Jahres, die frohen Nachrichten vom großen liebvollen, wunderbarlichen Wunder Gott; und man wird hören von Blinden, die da ſehend, von Tauben, die da hörend, von Lahmen, von verſchiedenen Kranken, die da geheilet, und friſch und geſund geworden ſind, und von andern großen Nöthen und Gefahren, in welchen da augenſcheinlich geholfen wurde; aus Vielen nur wieder Einiges. Es bezeuget Maria Fuchs, Wirthinn zu Neuſeß, daß, als ſie ſich mit ihren drey Kindern in der untern Stube ihres Wirthshauſes aufhielt, unverſehens ein großer wüthender Hund hineingeſprungen kam; er fiel das kleinſte Kind von zwey Jahren an, biß es, und ſchleppte ſelbes im Rachen in der Stube herum; und als die Mutter das Kind dem Hunde aus dem Rachen herausriß,

riß, ſo fiel dieſer wüthende Hund auch die Mutter an. Dieſe rief aber mit lauter Stimme das heiligſte Sakrament an, auf welches dann der Hund zu toben aufhörte, und ſich ruhig unter den Tiſch legte, bis er erſchoſſen wurde. Sie verrichtete ihr Gelübd, und brachte das Kind geſund nach Augsburg. Es bezeuget Anna Rieder ſchriftlich, daß ſie über ein halbes Jahr das Gehör gänzlich verloren, und troz aller angewendeten Mittel ſelbes nicht erhalten konnte; ſo nahm ſie ihre Zuflucht zum wunderbarlichen Gut, und verrichtete dorthin eine Wallfahrt. Als ſie unter die Kirchenthüre kam, ſo merkte ſie ſchon, daß ſie ein wenig hörte; ſie verrichtete ihr Gebeth, und während dem Bethen vermerkte ſie einen Knall an beyden Ohren, hörte das Zeichen zu der Wandlung, und erlangte ihr völliges Gehör.

Als immerwährendes Wunder der Gnade aber glänzte ſeit einigen Jahren im Reiche Gottes, und machte, was ſie durchaus nicht wollte, das größte Aufſehen, und erregte zur Vermehrung ihrer Leiden Bewunderung, und Erſtaunen, und Himmels-Freude, und Höllen-Mißgunſt — die wahrhaft und gründlich und ganz gottſelige Veronika Juliani, Oberinn der Kapuzinerinnen in dem Kloſter St. Klara *) zu Citta di

*) Dieſes Kloſter ſtund bey ihrem Eintritte in einigem Ruhm eines frommen Lebenswandels, und eben darum hat ſie dieſes vor andern ſich ausgewählt; nach dieſer Zeit aber ſieng man an, ſelbes als eine Gemeinde heiliger Seelen anzuſehen; und in der That, mehrere ſtarben darinn im Rufe der Heiligkeit. Dieſe waren die Frauen, Maria Thereſia Vallemanni von Fabriano; Maria Conſtanzia Spanaciani, und Maria Roſa Gotoloni, beyde von Tolentino; Gertraud von Piſci, Angela Maria Moſcani von Citta di Caſtello, Maria Angelika von Azzi aus Arezzo; Maria Anna Piazzini von Florenz; Florida Ceoli, und Maria Magdalena Boſcaini von Piſa; die Layenſchweſtern Franziska und ihre Schweſter Hyacintha von Citta di Caſtello; Maria Felix von Florenz, und überhaupt alle ih-

di Caſtello in Welſchland, die jeƶt ihrer endlichen Vollendung mit jedem Tage noch näher kam. Dieſe vorzüglich auserwählte Seele wurde ſchon von erſten Jahren an, und bis jeƶt immer von Gott ihrem Herrn, dem ſie ſich ſchon in der Blüthe ihres Lebens allein, und ganz, und unbedingt gewidmet und geſchenket hatte, auf ganz ſonderbaren Wegen geleitet, und zum Ziel gebracht. Beynahe gar alles in ihrem bisherigen Erdeleben war außerordentlich; es ſchien da, Gott wolle einmal wieder der Welt recht durch den Sinn fahren, allen Weltweiſen und Irrdiſchklugen das Conzept recht verrücken, und allen Vernünftlern, und Klüglingen, und Glaubensſpöttern geradezu entgegenhandeln, und recht mit Händen greifbar zeigen, daß Er einfließe, und in Seelen herrſchen, und ein inneres Reich auf Erde habe, und behaupte, auch in Zeiten, in welchen man allen Einfluß, alles Reich auf Erde geradezu und frevelhaft Ihm abſpricht, und überhaupt gar alles Ueberirrdiſche, und alles Uebernatürliche, alles Himmliſche, alles Göttliche wegläugnen und weghaben möchte. Dieſe gottſelige Veronika war aber immer zugleich eben ſo außerordentlich demüthig, und in ihren eignen Augen ſo klein, als außerordentlich erhaben, und groß alles war, was der Herr an ihr that; für ſie waren auch die größten Gnaden und Vorzüge und Erhöhungen nicht die geringſte Gefahr, nie Anſtoß, ſondern nur immer noch mehr Antrieb, nicht ſo faſt Erfreuung und Emporhebung, als Betrübniß und heilſame Beſchämung; nichts von allem, was der Herr Großes an ihr that, würde bekannt geworden ſeyn; wenn nicht der heilige Gehorſam ihrer Demuth dieſe Geheimniſſe abgenöthiget hätte; nur der Ge-

---

re Novizinnen, in welchen ein gewiſſes Unterſcheidungszeichen von Tugend hervorſchien; und faſt alle Uebrige, die mit ihr lebten. Von den Obenbenannten findet man einen kurzen Lebensbegriff in den neuen Jahrbüchern der Kapuziner; jede iſt auf den Tag ihres ſeligen Hinſcheidens eingeſchaltet worden.

Gehorſam konnte ſie zu Geſtändniſſen bringen; aber auch dann wußte ſie alles ſo zu erzählen, daß immer alle Ehre nur Gott blieb, daß bey allem nur ſeine Liebe, und ſein Erbarmen hervorleuchtete; in ſich fand ſie immer nichts, als Sünde und Verabſcheuungswürdiges. Ueberhaupt, und in allen ihren Aemtern, die ſie in ihrem Kloſter begleitet hatte, ſuchte ſich alles auf Gott hinzurichten, und alle an Gott anzuweiſen; dieß that ſie vorzüglich, und mit beſondern Eifer, vorhin als Novizenmeiſterinn, und jetzt als Oberinn ihres Kloſters; immer drang ſie auf recht zärtliche Liebe Gottes, auf inneres Geiſtesleben. Alle Unterweiſungen endigte ſie mit der Ermahnung: „die Lauigkeit des Geiſtes, als eine wahre Seelenpeſt zu fliehen.“ Sie verlangte: „daß ſie alle ihre Handlungen zu Gott richteten, und ſich alſo ununterbrochen in der Liebe Gottes übeten.“ Sie in dieſer Verbindlichkeit zu erhalten, führte ſie unter den Novizinnen die Gewohnheit ein, wenn ſie einander begegneten, ſich zu fragen: „Schweſter! was thun Sie?“ und zu antworten, wenn ſie es mit Wahrheit thun konnten: „Ich liebe Gott.“ An einem Morgen trug es ſich dann zu, daß die heilige Lehrmeiſterinn einer Novizinn begegnete, die ihr auf die eingeführte Frage nicht antwortete, wie ſie ſollte, aus Furcht, nicht zu lügen; auf dieſes erblaßte Veronika, wie bey großen Schmerzen, und gab der Novizinn einen ſo ſcharfen Verweis, daß ſelbe in Thränen zerfloß, mit großen Nutzen ihrer Seele.

Was die Gott liebende Seele Veronika mehr, als alle Leiden, ſchmerzte, war die Sünde und die Verſtocktheit der Sünder; dieſer ihr Eifer zeigte ſich bey jeder Gelegenheit, auch in einigen Erzählungen, die ihr der heilige Gehorſam abzwang; ſo ſagte ſie einmal: „Als ich einſt vor dem heiligſten Altars-Sakrament bethete, und Gott einige Sünder empfahl, zerſprang mir gleichſam das Herz vor Schmerzen über die Beleidigungen Gottes; voll der Reue fieng ich alſo an, für das Heil dieſer Seelen zu bethen, ich trug

mich als Mittlerinn zwiſchen Gott und dieſen Sündern an, und bath Gott zu gleicher Zeit, mich dafür etwas leiden zu laſſen. In einem Augenblicke wurde mir derb ins Angeſicht geſchlagen, und ich erhielt einen Stoß, daß ich zur Erde fiel; ich denke, dieß habe der Teufel gethan, weil ich in eben dem Augenblick verſuchet wurde, mich nicht als Mittlerinn zwiſchen Gott und den Sündern anzutragen. Mit der Gnade Gottes aber faßte ich Muth, verharrete mit deſto größerm Eifer im Gebethe, und geißelte mich eine lange Zeit. Ein anderes Mal, als ich in meiner Zelle arbeitete, wurde mein Geiſt zu Gott erhoben, der mir zu gleicher Zeit die Koſtbarkeit des Leidens zu erkennen gab, ich bath ihn dann, mich an dieſer Koſtbarkeit Theil nehmen zu laſſen, auch bath ich ihn, alle Seelen zu erleuchten, damit ſie durch Leiden ſich mit ihm vereinigten; ſonderheitlich empfahl ich ihm alle Sünder; auf einmal empfieng ich einen gewaltigen Streich auf meine Schulter, und in der Zelle entſtand ein ſo großer Lärm, daß die Mitſchweſtern an meiner Thüre klopften, und ſagten, ich möchte ruhiger ſeyn; ich lachte aber über dieſe Thorheiten der Hölle. Der Schmerz an der Schulter dauerte längere Zeit, daß ich kaum arbeiten konnte, und ich opferte Gott dieſes wenige Leiden mit Freuden auf.“

Leiden war ſchon frühezeitig, und immer die Freude der beſonders auserwählten Braut des Gekreuzigten, der gottſeligen Veronika; und das Leiden Jeſu betrachten, und ſelbſt erfahren — ihr Himmel auf Erde, wie man dieß wieder bey jeder Gelegenheit an ihr bemerken, und auch aus ihren Geſtändniſſen abnehmen konnte, beſonders aus den Worten: „Das erſtemal, als ich entzücket wurde, und eine Erſcheinung zu ſehen glaubte, ſchien mir auf einmal der Heiland mit einem ſchweren Kreuz auf ſeinen Schultern vor mir zu ſtehen, und mich zu dieſem koſtbaren Schatz einzuladen. Dieſe Einladung aber geſchah mehr durch eine Mittheilung als mit Worten, und ich empfand eine große Begierde nach den Leiden. Dann ſchien mir, der Herr lege mir das gemeldte

Kreuz in mein Herz, und gebe mir die Vortrefflichkeit des Leidens zu erkennen. Dieſe Erkenntniß wurde mir ſo beygebracht: es ſchien mir, der Herr zeige mir alle Arten der Galgen, und ich ſah ſie zu gleicher Zeit mit Verwunderung, wie ſie alle in koſtbarſte Edelſteine umgewandelt waren, und die Geſtalt eines Kreuzes hatten; zugleich ſchien ich zu erkennen, der Herr wolle mich nur zum Leiden haben, und er verſchwand. Als ich zu mir ſelbſt kam, empfand ich große Schmerzen im Herzen, die ich niemehr verlor; und es blieb mit ein heftiges Verlangen nach dem Leiden zurück, daß ich alles Erdenkliche gerne ertragen hätte. Von dieſer Zeit an wählte ich mir den Spruch: Das harte Kreuz und Leiden, ſind meine Zierd' und Freuden."

Nach ſolchen Freuden ſehnte ſich die ſonderbare Leidens-Heldinn unaufhörlich, ſie ſchmachtete inbrünſtigſt nach Leiden, und wollte und ſuchte auf dieſer Erde wohl ſonſt nichts. „O wann doch einmal" (ſo ſeufzte ſie immer und überall) „wann wird doch einmal jene Stunde kommen, o mein Gott! daß du mir aus deinem Kelch zu trinken geben wirſt; ich ſtehe auf deinen Wink bereit, und du allein weißt meinen Durſt: ich dürſte, ich dürſte, nicht nach Tröſtungen, ſondern nach Bitterkeit und Leiden. Es ſchien mir, ich könne mich nicht zurückhalten. In einer Nacht, da ich bethete, kam ich außer mir, und es kam mir vor, unſer Herr erſcheine mir mit dem Kelch in der Hand, und ſage: Dieſer Kelch ſteht für dich in Bereitſchaft, und ich ſchenke ihn dir, damit du verkoſten mögeſt, was ich verkoſtet habe, aber nicht jetzt. Bereite dich, denn zu ſeiner Zeit wirſt du ihn auch verkoſten. Sogleich verſchwand er, und ließ dieſen Kelch in meinem Gemüthe ſo lebhaft eingedrücket zurück, daß ich von dieſem Augenblicke niemal mehr darauf vergaß." Bey dieſer Gelegenheit zeigte ihr der Herr alles Leiden an, das ſie an der Seele und am Leibe ausſtehen würde, nicht nur durch viele Mißhandlungen und Verſuchungen von den Höllengeiſtern, ſondern

auch

auch durch falſche Anklagen, Vorwürfe und Verſpottungen von den Menſchen; und endlich durch vielen Mißtroſt des Geiſtes, Trockenheit und Eckel, womit ſie Gott prüfen würde; und zu allem bot ſich die Heldin an.

Es kamen aber auch über die bereits große Heldinn Veronika immer Leiden die Menge, und aller Art; aber auch in allen Leiden, die über ſie hereinſtürmten, zeigte ſie denſelben Heldenmuth, mit welchem ſie ſich dem Herrn zum Leiden anboth. Eben dadurch wurde ihre Vereinigung mit dem Blutbräutigam immer mehr noch gegründet, immer mehr noch erhöhet, immer mehr noch vervollkommnet, ihr himmliſches Erdeleben, welches nach der Redensart des Apoſtels „das in Chriſto verborgene Leben der Veronika“, oder „das Leben Chriſti in Veronika“ kann genannt werden; indem ſie ſich hernach nur allein in dem Kreuz Jeſu Chriſti rühmte, an welches ſie auf die wahrhafteſte Art mit ihm angeheftet, ſo viel es ein Sterblicher immer ſeyn konnte, und folglich Chriſtus ähnlich, und gleichſam in Chriſtus ſelbſt verwandelt war. *)

Da der Herr einmal dieſe ſeine auserleſene Braut Veronika zur innerſten Vereinigung und erhabenſten Heiligkeit führen wollte, fieng er in ihr mit den ſeltenſten Gnaden das Bild zu bearbeiten an, welches ſeinen eingebornen Sohn auf das lebhafteſte ausdrücken ſollte, und welches das Muſter für alle Auserwählten, und noch mehr für die Heilige iſt. So eilte ſie dann immer, dieſe Leidensheldinn, mit Freude jedem Kreuze zu, doch nicht immer ohne alles Entſetzen, und alſo nicht ohne Streit; der Leidenskelch war nur gar zu voll Bitterkeit; der Geiſt zwar war immer bereit, ihn bis auf die Hefe aus-

---

*) Dieſe neue Lebensart zu beſchreiben, müßte nun eine ganze Reihe übernatürlicher, außerordentlicher Gaben und Ereigniſſe angeführet werden; und man würde immer wieder ihr Leben voll Wunder finden.

auszutrinken, das Fleiſch aber entſetzte ſich vor Schrecken über dieſe Erſcheinung, und ſträubte ſich, wie es der göttliche Erlöſer auf dem Oelberg erfuhr; daher beſtrebte ſie ſich, ſolches mit den ſtrengſten Bußwerken und Abtödtungsarten zu unterjochen, und immer noch mehr zu bändigen, und vollends zu beſiegen. Meiſtens aber nahm es der Herr ganz allein auf ſich, in ihr, und mit ihr alles zu machen; daher die vielen und ſonderbarſten Erſcheinungen, und die unbegreiflichſten Wunderdinge, mit welchen ihr ganzes Leben bis zum Uebermaaße erfüllet wurde, wovon jedoch nur Weniges, was der Gehorſam ihr auspreßte, der Welt kund und bekannt geworden; einiges dieſer Art liegt in den Worten: „In dieſem Augenblicke empfand ich wieder die Erneuerung mit der Dorn-Krone, aber nicht, wie bisher, nur um das Haupt ringsherum, ſondern am ganzen Haupte, und ich ergötzte mich alſo unter Tauſend Peinen mehrere Stunden. — Vor wenigen Tagen empfand ich dieſe Krönung, und es wurde mir angezeigt, dieſes ſey die Erinnerung, daß ich die vierzigtägige heilige Faſten mit ununterbrochenem Leiden zubringen ſollte; Gott ſey gelobet! Alles iſt wenig aus Liebe ſeiner. Unterdeſſen ſagte ich bey mir ſelbſt: Es lebe das Kreuz; es lebe das Leiden! Ich will nichts anderes, als was Gott will, ſein Wohlgefallen iſt auch meine Freude; ſiey', ich bin zu allem bereit." Wie lange ſie dieſe Gunſtbezeugung, denn ſo muß man ſie mit Wahrheit nennen, genoſſen habe, ſcheint aus ihrem eigenen und ihrer Mitſchweſtern Berichten zu erhellen, nämlich gegen 35 Jahre. Aus dem, was ſie 12 Jahre nach der erſten Krönung geſchrieben, läßt ſich abnehmen, daß ſie die Schmerzen und das Stechen der Dörner fortwährend bald mehr, bald weniger empfand, die eindringlichſten Schmerzen aber litt ſie an den Freytagen, in der Faſtnacht, in der heiligen Faſten, und vorzüglich in der Charwoche.

Aber nicht nur durch Gunſtbezeuungen dieſer Art, durch Wunder, die an ihr ſelbſt vorgiengen, ſondern

auch durch Wunder, welche durch ſie an andern geſchahen, wurde dieſe außerordentliche Dienerinn Gottes, dieſe demüthige Magd des Herrn vor aller Welt außerordentlich groß, und aller Orten allgemein berühmt. (Auch davon kann hier nur Einiges in Kürze angeführt werden.)

Einer Kapuzinerinn ihres Kloſters gieng eine Wunde am Fuße in Brand über, weil ſie aus jungfräulicher Schamhaftigkeit dem Wundarzt es nicht entdecken wollte. Von dem Schmerzen genöthiget, offenbarte ſie es der gottſeligen Veronika, dieſe voll der Liebe, wuſch ihr die Wunde mit Roſenwaſſer, und am darauf folgenden Morgen war ſie vollkommen geheilet. Eine andere litt heftige Kopfſchmerzen und andere Unpäßlichkeiten; auch dieſe nahm zu Veronika ihre Zuflucht, und da ſie die Hände auf ihr Haupt geleget hatte, verſchwanden auf der Stelle alle Schmerzen und Uebel.

Die Frau Katharina Kappelleti hatte das Unglück, daß ihr ein Stückchen von einer Eyerſchale in das Aug ſprang, und große Schmerzen verurſachte. So viele Mühe ſich ihre Mitſchweſtern, und ſelbſt der Wundarzt Gentili gab, konnte ſelbes nicht herausgezogen werden. Das verletzte Aug ſchwoll ſehr auf, und wurde ſo ſehr entzündet, daß ſich der Wundarzt entſchloß, am nächſt folgenden Tage den Splitter herauszuſchneiden, jedoch mit der Vorerinnerung: „daß es ein gefährliches Unternehmen wäre.“ Die Kranke brachte die Nacht mit vielen Schmerzen zu; als dieſes Veronika von der Krankenwärterinn, Maria Conſtante, bey der Mette erfuhr, begab ſie ſich nach dem Chor zu ihr, ſie zu beſuchen, und ſprach ihr zu: „ſie ſoll ein wenig ruhen.“ Die Kranke aber antwortete: „dieß wäre nicht möglich vor Schmerzen, die ſie empfände.“ Worauf die heilige Oberinn ſie umarmte, an ihr Herz drückte und ſegnete; kaum war ſie aus der Zelle, ſo fieng die Kranke ganz ſanft zu ſchlafen an, und erwachte erſt bei dem Eintritte der Krankenwärterinnen am folgenden Morgen; und auf die Frage: „wie ſie ſich befände?“ verſetzte ſie: „Ich habe die ganze Nacht geſchlafen.“ Sie beſahen

das Aug, und fanden es vom Splitter, von aller Geſchwulſt und Entzündung befreiet. Später kam auch der Wundarzt, der voll der Erſtaunung erklärte: „ſie bedürfe ſeiner Hilfe nicht mehr.“ Von jener Zeit an litt ſie an dieſem Auge nicht das Geringſte mehr.

Nicht minder Erſtaunung verdient, was ſich mit einem Enkel der zwei Laienſchweſtern Franziska und Hyacintha ereignete. Dieſer arme Jüngling bekam den Staar an einem Auge; man hielt das Uebel für unheilbar. Nun hat ihm die Schweſter Hyacintha in einem Fläſchlein ein wenig von dem Waſſer, womit ſich Veronika die Hände gewaſchen, zugeſchickt, mit dem Auftrag: „das kranke Aug damit zu waſchen.“ Der Kranke, ſelbſt voll Vertrauen, machte es ſo, und — ſehet Wunder! das Aug ward auf der Stelle geheilet; und aus dem zurückgeſchickten Fläſchlein bemerkten die Kloſterfrauen den angenehmſten Wohlgeruch.

Aller dieſer großen Dinge und Wunderwerke ungeachtet wagte ſich doch der allgemeine Menſchenfeind, der hölliſche Verſucher auch an die große Tugendheldinn Veronika. Die ganze Hölle ſchien manchmal in voller Wuth ſich aufzumachen. Auf verſchiedene und recht ſonderbare Arten ſuchten die Höllengeiſter dieſe große Heldinn im Reiche Gottes zu bezwingen. Einmal in einer Nacht legten dieſe hölliſchen Plagegeiſter ſelbe zwei Stunden lang in ein eiskaltes Bad, daß ſie ganz von Sinnen kam, und ohne Bewegung; als dieß die Krankenwärterinnen wahrgenommen, bemühte ſie ſich vier Stunden lang, ſie mit warmen Tüchern und mit Feuer zu erwärmen, und mit ſtärkenden Dingen zu erquicken; aber alles vermehrte nur ihre Quaal. Bald wurde ſie von denſelben in der Geſtalt frecher Jünglinge angefallen, ſie zum Falle zu reizen; bald in der Geſtalt fürchterlicher Geſpenſter, ſie zu ſchrecken; bald ſtellten ſie ihr den Ordensſtand als eine andere Hölle vor, und das Ordenskleid, welches ſie am Leibe trug, als die einzige Urſache ihrer Verdammniß; bald banden ſie ſelbe mit Ketten, geißelten ſie, und zeigten ſich, als

wä-

wären ſie im Begriffe, ſie unter hölliſchem Freudengeſchrey: „du biſt unſer, du biſt unſer!“ mit ſich fortzuſchleppen. Dieſe ſtarke Heldinn aber, die zwar ſehr gequälet, doch nicht überwunden war, forderte die Teufel auf: „ſie noch mehr zu peinigen, und ihr nur alles anzuthun, was ihnen Gott erlauben würde.“

Der Herr aber, dem dieſe ſelige Veronika ſo treulich diente, hielt ſie für alle Plagen dieſer Art wohl hundertfach ſchadlos durch immer neue Gunſtbezeugungen und außerordentliche Gnaden, auch durch die liebvolle Mittheilnng ſeiner heiligſten fünf Wunden, wie ſelbes von ihr ſelbſt erzählt wird mit den Worten: „In dieſem Augenblicke ſah ich von ſeinen heiligſten Wunden fünf glänzende Lichtſtrahlen ausgehen, die ſich mir näherten, und dann ſich in kleine Flammen verwandelten. In vieren von dieſen waren die Nägel, und in der fünften eine Lanze, dem Golde gleich, und ganz glühend, die mir das Herz, und die Nägel, Hände und Füſſe durchdrangen. Ich empfand große Schmerzen, aber in eben dieſen Schmerzen ſah und empfand ich mich ganz in Gott verwandelt. Sobald ich verwundet war, wurden jene Feuerflammen wieder zu glänzenden Lichtſtrahlen, und ſetzten ſich auf die Hände, Füſſe und Seite des Gekreuzigten. Hierauf kam ich wieder zu mir, und fand mich mit ausgeſtreckten und erſtarrten Armen, und mit großen Schmerzen an Händen, Füßen und Herzen. Die Seitenwunde bemerkte ich offen und blutend, ich wollte ſie ſehen, aber vor Schmerzen an den Händen konnte ich nicht. Endlich ſah ich, daß ſie wohl offen ſtand, und Blut und Waſſer von ſich gab.“ Als Jeſus ihr bald hierauf in einer Entzückung die Prüfungen offenbarte, welche das heilige Gericht zu Rom mit ihr vornehmen würde, fieng ſie ihren göttlichen Bräutigam mit eifervollem Gebethe anhaltend und dringend zu bitten an: „daß er dieſe Sache nicht kundbar werden laſſen, und die ſichtbaren Zeichen wegnehmen wolle.“ Der Herr aber, der ſeine Gaben und die Verdienſte ſeiner Braut bekannt machen wollte, antwortete:

„So:

„Sobald das heilige Gericht ſeine Prüfungen wird vorgenommen und erkläret haben, daß alles dieſes mein Werk iſt, werde ich dir nach kurzer Zeit die genannten Zeichen von den Händen und Füßen wegnehmen; bereite dich aber zu großem Leiden. Dieß iſt mein Wille, und offenbare deinem Beichtvater alles.“ Ganz ergeben bereitete ſie ſich alſo zu allem, was der Herr mit ihr zu machen, möge beſchloſſen haben.

Der Beichtvater der gottſeligen Veronika war gar nicht leichtgläubig, er wollte kaum ſeinen Augen trauen. Die an Veronika gewirkten Wunder wurden immer auf verſchiedene Arten unterſucht, und hart geprüfet; ihre wunderbare Kreuzigung einmal auch in Gegenwart des Biſchofes, den ihr Beichtvater dazu eingeladen hatte. Pater Crivelli, ihr Beichtvater, gab am beſtimmten Tage der Dienerinn Gottes den Befehl: „ſich aufrecht der Kreuzigung zu unterwerfen.“ Veronika blieb eine Zeit lang im Gebethe, und in Betrachtung dieſes Geheimniſſes vertieft. „Auf einmal (ſo erzählte der Beichtvater ſelbſt dieſe wunderbare Begebenheit,) auf einmal ſtand Veronika aufrecht mit gewalthätig ausgeſtreckten Armen, und ihr Leib wurde mit ſolcher Gewalt in die Länge gezogen, als wenn ſie wirklich an ein Kreuz geſchlagen würde; ſie wurde am ganzen Leibe ſo bewegt und erſchüttert, daß die Bänke und der Chor zitterte. Unter dieſen Bewegungen hörten wir die Beine und Gelenke ſchnellen, ſo, daß uns Schrecken und Verwunderung befielen. Weil ich aber nun einmal von dieſer Begebenheit die vollkommenſte Ueberzeugung zu erhalten wünſchte, und ſah, daß ſie bey dieſer großen Bewegung ſich vom Boden erhob, ſagte ich ihr einigemal: „Höher! höher!“ dann wurde ihr Leib ſo in die Luft erhoben, daß die Füße den Boden nicht mehr berührten; doch ſank er gleich wieder auf denſelben nieder. Nachdem ſie eine Weile ſo gekreuziget aufrecht ſtund, fiel ſie unvermuthet und auf einmal mit den Armen und dem ganzen Leibe ausgeſpannt auf ihr Angeſicht zur Erde, und lag eine Zeit lang; augenblicklich erhob ſie ſich

wie-

wieder, als wenn ſie wirklich an ein Kreuz geheftet, und von Menſchen ſo aufgerichtet würde. Nachdem ſie dieſe Qual bereits eine halbe Stunde ertragen hatte, befanden wir, der Biſchof und ich, für gut, daß man ihr davon nachzulaſſen befehle; ich befahl es alſo, unter dem Gehorſam; und auf der Stelle endigte ſich die Kreuzigung; ſie aber lag unverſehens vor dem Biſchofe und vor mir am Kommuniongitter auf ihren Knieen demüthig und verſammelt. Pater Crivelli fragte ſie dann, was jener unvermuthete Fall auf ihr Angeſicht bedeuten ſollte? Und ſie antwortete: „Die Umwendung des Kreuzes, welche die Juden mit Jeſu unternahmen. Nachdem ſie ſeine heiligſten Hände und Füße ans Kreuz geſchlagen, wollten ſie die Nägel umnieten.“ „Nachdem alles vollbracht war, was ich oben bezeugte, ſchließt Pater Crivelli, wurde Veronika von dem Biſchofe entlaſſen, und wir verließen miteinander die Kirche voll Erſtaunung über die wunderbaren Begebenheiten.“

Die ſchmerzliche Krönung mit Dörnern, die Einprägung der Wundmaalen, und die andern äußerſt ſchmerzlichen Eindrückungen in ihr Herz wurden während der letzten 30 Jahren ihres Lebens öfter erneuert. Die vielfältigen und gleichſam ununterbrochenen Entzückungen der Liebe zu Gott, die Theilnehmung an ſeinen Schmerzen, womit ſie Jeſus begünſtigte, und die ſtrengſten Bußwerke, die ſie freywillig ausübte, mußten ihren Leib nothwendig ſehr ſchwächen, ſo daß Veronika auch von den ſchwerſten Krankheiten ſehr oft befallen worden, wider welche die Aerzte kein Hilfsmittel ausfindig zu machen wußten, und wovon ſie allezeit wunderbar geneſen iſt, daß im Kloſter die Sage allgemein war „Veronika lebe nur durch ein Wunder.“

Am heiligen Charfreitag dieſes Jahres Chriſti 1727 offenbarte die gottſeligen Veronika zufolge des Gehorſames ihrem Beichtvater, daß ihr dieſe Tage die Geſtalt zweyer Flammen und einer Fahne mit den Anfangsbuchſtaben der heiligſten Namen Jeſus und Maria in ihrem Herzen eingepräget worden. Da er auch aus ihren übrigen

gen Geſprächen bemerkte, daß ſie noch andere wunderbare Zeichen in ihrem Herzen trage; ſo befahl er ihr in Kraft des heiligen Gehorſams, die Geſtalt ihres Herzens auf ein Papier zu zeichnen, wie ſie ihm ſolche mündlich beſchrieben hätte. (Damit er eine ſichere Urkunde davon in Händen hätte, mit welcher die Sache nach ihrem Tode ſichtbar könnte verglichen werden.) So wurde dann auch nach ihrer Angabe eine Abzeichnung ihres Herzens zu Stand gebracht.

Während den oftmaligen und oft lange anhaltenden Krankheiten erfreute ſich Veronika immer mit der Hoffnung, ſie werde nun ſicher bald von ihrer ſterblichen Bürde entlediget, zur Vereinigung ihres unſterblichen Gutes hinauffliegen, ſie hörte auch in ihrem Herzen die zärtlichſten Einladungen ihres Bräutigams, und glaubte, ihn ſchon gleichſam zu beſitzen; ganz unvermuthet aber ſah ſie, wie er ſich wieder von ihr entfernte. Endlich kam doch die Zeit, wo ſie von dieſer Gnade verſichert wurde. Und dieſe liebvolle Zuſicherung und Verheißung gieng auch gar bald in Erfüllung. Am 6. Junius dieſes Jahres Chriſti 1727 in der heiligen Pfingſt-Oktav zeigte ſich die heilige Oberinn, weil ſie wußte, was mit ihr geſchehen ſollte, ganz außerordentlich beſorgt, früher zur heiligen Kommunion zu kommen. Gleich nach der heiligen Kommunion traf ſie der Schlagfluß, der ſie auf einer Seite ganz lähmte. Die Kloſterfrauen eilten ſogleich herbey, ihr zu Hilfe zu kommen; ſie aber, die gottſelige Oberinn, war voll Freude, ihr Angeſicht heiter, ihre Augen gen Himmel gerichtet, zu den Umſterſtehenden, die voll Schrecken und Traurigkeit waren, ſagte ſie voll Ruhe und Munterkeit: „Ich gehe, ich gehe!“ Sie wollte damit nichts anders, als recht deutlich zu verſtehen geben: „daß ſie jetzt bald ſterben dürfe, und alſo fort, heim dürfe.“

Nachdem man der nun bereits todtkranken, gottſeligen Veronika durch die gewöhnlichen Hilfsmittel nichts helfen konnte, trug man ſie in eine Krankenzelle; dahin wurde zu ihr berufen ihr Beichtvater, und der hochwürdig-

digſte Biſchof Alexander Codebo, der Leibarzt Bordiga, und der Wundarzt Gentili. Veronika hatte den Beichtvater kaum erblicket, verlangte ſie von ihm die heilige Wegzehrung, ob ſie wohl erſt vor kurzem kommunicirt hatte; aber der Beichtvater glaubte, er dürfe ihr es für dieſe Zeit nicht bewilligen; dann traf auch der Biſchof ein, gleich bey ſeinem Eintritte erklärte ſie ſich vor ihm in tiefeſter Demuth für die unwürdigſte des Kloſters, indem ſie während des 50jährigen Kloſterlebens Gott ſehr ſchlecht gedienet, und noch keine Tugend erworben hätte; ſie bath ihn, und die herumſtehenden Kloſterfrauen um Verzeihung ihrer gegebenen Aergerniſſen, und ſie ſollten von ihr kein Beyſpiel nehmen, indem ſie die größte Sünderinn wäre. Inſonderheit bath ſie den Biſchof um die letzte Losſprechung für die Sterbeſtunde, und um die Erlaubniß, ſo lang ſie noch bey Leben wäre, täglich zu kommuniciren, welche letztere Bitte er ihr zugeſagt, die erſtere aber zu gewähren, wurde auf gelegenere Zeit verſchoben.

Unterdeſſen nahm die Krankheit der gottſeligen Veronika ſichtbar zu, welcher ſich ein ſehr hitziges Fieber, heftige Schmerzen des Hauptes, der Zähne, des Steines, Harnzwang, Zuſammenziehung der Nerven, Schmerzen in allen Gelenken, und ein ſo großer Eckel des Magens geſellten, daß ſie weder eine Arzney, noch was immer für Speiſen behalten konnte, und dieſe ganze ſchmerzliche Krankheit mit einigen Magentropfen übertragen mußte, die man ihr mit harter Mühe beybringen konnte. Da man endlich aus allem abnahm, daß der letzte Augenblick ihres Lebens herannahe, wurde ihr zum viertenmal die heilige Wegzehrung gereichet; ehe ſie aber ſolche empfieng, bath ſie den Beichtvater, aus Furcht wegen Schwäche der Stimme nicht verſtanden zu werden, in ihrem Namen allen gegenwärtigen Kloſterfrauen wegen dem gegebenen böſen Beyſpiel, und wegen den in ihrem Amt begangenen Fehlern abzubitten, und weil die Schweſter Chriſtina Eleoſari Krankheit halber zu Bette lag, und folglich nicht gegenwär-

tig ſeyn konnte, bath ſie: „auch ihr das Nämliche zu melden.“ Nachdem ſie ſich dann eine lange Zeit mit ihrem Gott in heiligen Anmuthungen unterhalten hatte, ermahnte ſie ihre Töchter mit vielem Eifer und Nachdruck zur Beobachtung der Gebothe Gottes und ſeiner heiligen Kirche, der Verordnungen des Kloſters, der Liebe und Eintracht untereinander; ſie gab jeder das Bildniß des Gekreuzigten zu küſſen, mit dieſen Worten: „Laſſet ihn niemals aus euren Augen, wegen der unendlichen Liebe, die er zu uns getragen hat.“ Am 8. Julius empfieng ſie voll Andacht, und Reue, und Zerknirſchung die heilige letzte Oelung. Hierauf blieb ſie ganz ruhig, und hielt immer mit der Rechten ihren Gekreuzigten, zu dem ſie in der Stille die zärtlichſten Anmuthungen abſchickte. In Mitte der Nacht verlor ſie völlig die Sprache, und griff in Zügen. Der Beichtvater bethete mit allen Kloſterfrauen, die ſelbe Nacht ihre geliebte Oberinn nie aus den Augen ließen, die gewöhnliche Empfehlung der Seele, und man ſah deutlich, daß ſie innerlich Solches begleite. Bey Anbruch des Tages bemerkte der Beichtvater, daß ſich ihr Leben dem Ende nähere, und ſagte: „Gutes Muthes, Mutter Veronika! ſie werden bald zu jenem gelangen, nach welchem ſie ſich ſo ſehr geſehnet hatten.“ Worauf ſie Zeichen unausſprechlicher Freude gab, und den Beichtvater ſtarr anſah, welcher in dem Kirchengebethe für die Sterbenden fortfuhr, und jene Anmuthungen ihr vorſprach, wie es dieſe Umſtände forderten, bis ſie endlich — fort war, vollendet, hineingenommen von ihrem göttlichen Bräutigam zum ewigen Hochzeitmahl.

Bald nach dem erfolgten ſeligen Hinſcheiden der ſeligen Veronika wurde auf Befehl des hochwürdigſten Biſchofes der entſeelte Leichnam von dazu beſtellten Aerzten geöffnet, das Herz herausgenommen, und gerichtlich unterſucht, und alles traf mit ihrer Angabe, und Zeichnung genau zuſammen; man fand in der linken Seite des Herzens ein recht gut gemachtes Kreuz,

worauf der Buchſtab C war, eine kleine dörnerne Krone, zwey Flammen, ſieben an derer Spitze vereinigten Zeichen nach Art eines Fächers, welches die 7 Schwerter anzeigten, ein V, ein P, die Lanze und das Rohr kreuzweis auf einander liegend, eine Fahne an einer Stange, derer Tuch in zwey Flügel getheilt war, mit den Buchſtaben I *m*, und ein Nagel mit zugeſpitztem Kopf, wie gemeiniglich die Kreuznägel ausſehen. Die übrigen von der nun verklärten Veronika vorhin angezeigten Zeichen, ſind deßwegen nicht gefunden worden, weil der Biſchof die Unterſuchung durch die übrigen Einſchnitte unterbrach, theils aus Furcht, es zu verderben, 24 Stunden nach ihrem Hinſcheiden, theils um den Anweſenden nicht überläſtig zu ſeyn, beſonders den Kloſterfrauen, welche bey ſolchem Anblick vor Schmerzen über den Verluſt einer ſo heiligen Mitſchweſter und Oberinn verſchmachteten. Daher wurde dieſer Verrichtung ein Ende gemacht, da ſich alle durch das ſchon Entdeckte auch von dem Uebrigen überzeugt fanden. Uebrigens, weil dieſe wahrhaft gottſelige und heilige Veronika in ihrem ganzen Lebenslaufe die deutlichſten Beweiſe einer außerordentlichen Tugend abgelegt hat, und von Gott mit den ſeltenſten Gaben beehret worden, ſo urtheilte der kluge hochwürdigſte Biſchof Codebo mit Grunde: „ſie ſey vom Himmel beſtimmet, einſt auf dem Leuchter der Kirche zu leuchten, um von dort die Strahlen ihrer heiligen Beyſpiele in der ganzen katholiſchen Kirche auszubreiten.“ Daher ordnete er alles ſo an, daß man leicht dieſen Zweck erreichen konnte. Deßhalben wurden in ihrem Leichnam die wunderſamen Merkmaalen gerichtlich unterſuchet und anerkannt. Er ließ ſie zwar in die gemeine Kloſtergruft beylegen; doch verordnete er, daß ſie von den andern da ruhenden Leichnamen abgeſondert in einen Sarg von Kaſtanien-Holz gelegt wurde, ſammt dem Käſtgen, in welchem das Herz war. Es wurde auch eine kurze Denkſchrift auf Pergament unter dem Kopfkiſſen beygelegt, damit ihre Gebeine im Falle ihrer

Se-

Seligſprechung leicht gefunden werden könnten. Jene Denkſchrift begann mit den Worten: „Leichnam der ehrwürdigen Mutter Veronika Juliani von Merkatello, Profeſſinn in dem Kloſter der heiligen Klara, der Kapuzinerinnen zu Citta di Caſtello, welche zum beſſern Leben den 9. Juli 1727 gegen 4 Uhr Frühe im Rufe einer vollkommenen Kloſterfrau übergegangen, in einem Alter von 67 Jahren; ſie war 50 Jahre in dem Orden, und 11 Jahre nacheinander Oberinn — und ſo weiters; denn es war dieſe Schrift eine kurze Urkunde den hier ruhenden Leichnam, und beſonders das ſo zerlegte, und wahrhaft wunderbar gefundene Herz betreffend.

Die Ketzer in Frankreich, die Janſeniſten und Queſnelliſten wurden jetzt unter ſich ſelbſt uneins, und was noch bey allen Ketzern zu allen Zeiten gewöhnlich, und ganz natürlich war, ſie trennten ihre Sekte in Sekten, die ſich dann ſelbſt feindlich verfolgten, und gegenſeitig ſich aufzureiben ſuchten; dieß dann bewirkte auf einmal, was bisher durch nichts bewirkt werden konnte. Dem bisher immer hartnäckigen Erzbiſchof von Paris, dem Kardinal Noallià giengen endlich die Augen auf; er ſchämte ſich jetzt vor ſich ſelbſt, ſo verkehrten Menſchen ſich anvertrauet zu haben; er verabſcheute ſie jetzt, und zörnte über ſie; er ſeufzte, und bejammerte ſeine bisherige Verblendung und Verſtocktheit, daß er ſich ſo lange habe betrügen laſſen, ſo lange es mit dieſen Schwärmern und Aufrührern habe halten wollen; noch mehr erzörnte er über ſie, dieſe Rebellen und Böſewichte, als er hörte: „daß einige derſelben neuerdings eine Proteſtazions-Urkunde aufgeſetzet, und ſelber auch ſeinen, des Erzbiſchofs Namen, unterſchrieben haben.“ Dieſe Verkehrtheit beſchleunigte ſeine Bekehrung; dieß Verderben rettete ihn. Auf der Stelle erklärte er: „wider ſein Wiſſen und Willen habe man ſeinen Namen unterſchrieben; er verwerfe alles dieß als null und nichtig; er erkläre zugleich, daß er von nun an den heiligſten Vater Pabſt Benedikt den XIII., wie ſich's gezieme, vollkommen in Ehren halte, und demüthigſt bitte, derſelbe wolle, was er,

dieß

dieß greuliche Schisma endlich ganz zu heben, zweckmäßig finde, anordnen; denn von nun an ſey er bereit und entſchloſſen in ſchuldigſter Unterwürfigkeit gegen die heilige Kirche, und gegen das höchſte Oberhaupt derſelben zu leben und zu ſterben; er widerrufe hiemit feyerlichſt alle ſeine bisherigen Schriften, in welchen er wie immer andere Geſinnungen bisher geäußert haben möchte; er wolle durchaus, daß dieſe ſeine gegenwärtige Erklärung angenommen werden möchte als vollgiltiger Beweis ſeines nun erſtlichen und letzten Willens; indem er nun darauf beharren wolle, mit der Gnade Gottes, bis auf ſeinen letzten Lebenshauch." Gott, dem Erbarmen und Schonen recht eigen iſt, erbarmte ſich auch dieſes nun ernſtlich um Gnade und Erbarmung flehenden Sünders, welchem nun als einem achtzigjährigen Greiſen der nahe Tod und die Ewigkeit, und das Gericht recht lebhaft vor Augen ſtunden; jetzt erkannte er deutlich den Frevel und die Bosheit der Starrköpfe, denen er bisher gefolget gegen die Stimme der geſammten heiligen Kirche und des Oberhauptes derſelben, des gemeinſamen Vaters der Gläubigen. Alſogleich fertigte er an Pabſt Benedikt den XIII. ein Schreiben voll Reue, Selbſtbeſchämung, voll ungeheuchelter Demuth und Unterwürfigkeit, voll des wahren Bußgeiſtes; er widerrufet auch darinn alle die Behauptungen, Anmaaßungen und Schritte, welche er gegen das Oberhaupt der heiligen Kirche, gegen denn Statthalter Chriſti frevelhaft ſich eine Zeit her erlaubte; er ſagt in dieſem Schreiben geradezu, und ausdrücklich: „Ich betheure im Angeſicht Jeſu Chriſti, daß ich mit aller Aufrichtigkeit der Bulle „*Unigenitus*" mich unterwerfe. Ich verdamme das Buch der ſittlichen Anmerkungen, und die aus dieſem Buche ausgehobenen 101 Sätze in eben dem Sinne, in welchem ſie die Konſtituzion verdammet. Ich widerrufe meinen Hirtenunterricht mit allem, was wider dieſe Bulle unter meinem Namen erſchienen iſt. Ich verſpreche Euer Heiligkeit, unverzüglich ein Kreisſchreiben zu erlaſſen, und darinn die Beobachtung der Bulle in meinem

Sprengel zu gebieten. Uebrigens muß ich Ihnen, heiligſter Vater, aufrichtig geſtehen, daß ich mich, ſeit ich mit der Gnade Gottes dieſen Entſchluß gefaſſet habe, im Gewiſſen unendlich erleichtert finde. Meine Tage fließen jetzt heiterer dahin, und ich genieße eines Friedens und einer Ruhe, die ich ſeit langer Zeit nicht mehr gekoſtet habe." Am Ende dieſes reumüthigen Schreibens bittet dieſer bisher verlorne, jetzt zu ſeinem liebvollen Vater wieder zurücke gekehrte Sohn, beſchämt und reuevoll, um Erbarmen, um Gnade, um wieder neu väterliche Liebe und Aufnahme, und er verſpricht — verſpricht hoch und heilig pünktliche Haltung all ſeiner Verſprechen und Vorſätze.

Dieß Schreiben und dieſe ganze Bekehrungs-Geſchichte war nun einmal wieder für den Statthalter Chriſti, für Pabſt Benedikt den XIII. ein Evangelium, eine wahrhaſt erfreuende Nachricht: vom Reiche Gottes in Frankreich. Voll der Freude, wie der Vater im Evangelium, und wie der gute Hirt, berief er jetzt ſeine Nachbarn und Freunde, ſeine Räthe und Cardinäle zur Theilnahme an der gemeinſamen Himmelsfreude der Engel im Himmel und auf Erde. Ueber das Schäfchen, das verirrt geweſen, und jetzt wieder zurückgekehret iſt, über den Sohn, der verloren, und wie todt war, und jetzt wieder gefunden, und lebendig geworden iſt. Alſogleich fertigte Pabſt Benedikt der XIII. ein Schreiben an den reumüthigen Erzbiſchof von Paris voll Troſt, voll Huld, voll ganz väterlicher Liebe; er bemühet ſich, ſo viel möglich, auszuſprechen die unausſprechliche Freude über dieſe ſeine endlich doch noch erfolgte Bekehrung; er ermahnet ihn zur Standhaftigkeit, zur Treue, und zum raſtloſen Streben, wieder gut zu machen das angerichtete Verderben und Unheil, ſchadlos zu halten die heilige Kirche des gegebenen Aergerniſſes wegen, zu bringen würdige Früchte der Buße. Dieſes durchaus liebvolle päbſtliche Schreiben endet endlich mit den Worten: „O daß auch die letzte Spur dieſer Spaltung ſich ganz verliere! O daß Verführer und Verführte gründlich be-

bekehret zur Kirche, und zur Einigkeit, und zur Ruhe wieder zurücke kehren, und im Guten beharren! Sodann könnteſt du, nach gut gekämpften Kampf, nach vollendetem Lauf, endlich doch noch erhalten die Gerechtigkeits-Krone, welche der gerechte Richter denen, die gut gekämpfet, gerne giebt."

Den Quesnelliſten verurſachte dieſe ernſtliche Bekehrung des Erzbiſchofes Noallia innigſten Schmerzen, und Betrübniß, und Beſchämung, und Verdruß; denn ſie ſahen, und erkannten wohl, welch ein Schlag dieſelbe für ihre Sekte ſeyn werde; ſie hatten nun ihren erſten Anführer, ihr Oberhaupt, ihr ganzes Anſehen, ihre Kraftſtütze, und alles verloren; ihre Auflöſung, die Zertrümmerung ihrer Verſchwörung war ihnen nun nahe, und unvermeidliche Folge davon. Den greulichen Sturz, den ſie vorausſahen, noch abzuwenden, ſtrengten ſie nun neuerdings noch all ihre Kräfte an; ſie erſannen und ergriffen alle nur erdenkliche Mittel; aber ſie ſahen bald, die Bekehrung des Erzbiſchofes laſſe ſich weder läugnen, noch anſtreiten, und ſo beſchloſſen ſie, wie gewöhnlich, zu Betrügereyen, zu Liſten und Ränken wieder ihre Zuflucht zu nehmen; ſie ſuchten das Widerrufen des Cardinals wenigſtens verdächtig zu machen. Sie gaben vor: „Noallia habe der Widerrufungsurkunde eine Erklärung beygefügt, die keineswegs mit einer unbedingten Annahme beſtehen könne, ſondern die ſich vielmehr als eine Beſtättigung der früher verfertigten Inſtrukzion betrachten laſſe." Andere Partheygänger Quesnells gaben an: „der betagte Cardinal ſey durch hohes Alter wahnſinnig geworden, und nicht im Stande geweſen, aus eigenem Sinne ein Mandat, oder ein Widerrufungsſchreiben zu verfaſſen." Aber mit all ihren Lügen und Ränken konnten ſie dennoch nicht überall das wiederaufkeimende Gute wieder erſticken. Die endlich erfolgte aufrichtige Bekehrung des Erzbiſchofes von Paris brachte des Wüthens und Tobens der Hölle ungeachtet heilſame und ſegenvolle Früchte; gar bald folgte auch das Domkapitel dieſem rührenden Beyſpiel, wel-

ches

ches Beyſpiel eben ſobald auch andere zahlreiche Gemeinden der Welt- und Kloſter-Geiſtlichkeit nachahmeten; und es war nun dieß Jahr Chriſti 1728 für recht viele ein Gnaden-Jahr; viele ſah man jetzt wieder zurücke kehren zur Einigkeit, zur Gemeinſchaft der Heiligen, in den Schooß der allein wahren Kirche Chriſti.

Der Erzbiſchof von Paris, Cardinal Noallià, ſäumte ſich auch ſeiner Seits keineswegs; er that alles Mögliche, um recht bald allen Erwartungen der Kirche zu entſprechen, alle Seelen zu retten, die er vorhin ins Verderben zu ſtürzen mitarbeitete; er ſuchte, daß noch dieſes Jahr ſein gefertigtes Umlaufſchreiben, ſeine feyerliche Wiederrufung, ſeine Bekehrungs-Urkunde allen ſeinen Bisthums-Angehörigen zukomme, und daß es jadoch recht bald aller Welt bekannt werde: „ſein Starrſinn ſey gebrochen, er ſey nicht mehr der ſtolze, aufrühreriſche Appellant, er unterwerfe ſich jetzt demüthig und aufrichtig der apoſtoliſchen Entſcheidung, er gehorſame dem Oberhaupte der katholiſchen Kirche, er bemühe ſich, ſo gut er könne, das dem Volke gegebene Aergerniß gut zu machen, er ſuche ſomit durch Wirkung wahrer Buße alle Betrüge und Betrüger zu ſchanden zu machen, und neuerdings ein Beweis zu ſeyn von der liebvollen Zuſicherung, daß Gott nicht wolle den Tod des Sünders, ſondern daß derſelbe ſich bekehre und lebe.

Sobald von der Beſtändigkeit und von den erfreulichen Wirkungen dieſer Bekehrung theils durch Noallià ſelbſt, theils durch andere zuverläßige Zeugen Nachricht kam, verſammelte Pabſt Benedikt der XIII. alſogleich wieder ſeine Cardinäle, theilte ihnen mit von dem Uebermaaße ſeiner Freude, erinnerte ſie kurz an die vorausgegangenen Aergerniſſe und Frevelthaten, und daraus gewordenen Aengſten, Gefahren, Leiden und Betrübniſſe, und erzählte ihnen hierauf den ganzen Hergang der neueſten Ereigniſſe, und legte ihnen endlich die hierüber erhaltenen Briefe und Nachrichten vor Augen, und ließ alles öffentlich ableſen. Es wurde dann wieder gemeinſam Gott gedanket und lobge-

geprieſen. Der heiligſte Vater, entzücket von heiliger Freude entließ die Verſammelten mit den Worten: „Ja, freuen wir uns in dem Herrn, ehrwürdige Brüder! Gott dem Herrn wollen wir danken; aber zugleich demüthigſt ihn bitten, daß er ſein Werk vollenden, und es endlich dahin bringen wolle, daß alle Spaltung verſchwinde, und vollkommener Friede in ſeiner heiligen Kirche blühe, und Einigkeit und chriſtliche Liebe über ſeine Feinde triumphire.“ Durch ſolche Himmelsfreuden fühlten ſich zu ihren apoſtoliſchen Arbeiten alle dieſe große Männer Gottes wieder neubelebt.

Pabſt Benedikt der XIII., obwohl durch hohes Alter, und durch viele Krankheiten beynahe ſchon ganz verzehret, that immer noch, ſo viel er konnte, alles ſelbſt in ſeinem oberſten Hirtenamte; er ertheilte die heiligen Weihen, er nahm feyerliche Einweihungen der Kirchen vor, er hielt dabey Reden an das Volk; zu gleicher Zeit betrieb er mit Aemſigkeit die Unterſuchung des Lebens und der Wunder der ehrwürdigen Margaritha von Cortona, und ließ ſomit ihrer Heiligſprechung vorarbeiten. Eben in dieſem Jahr Chriſti 1728 hatte Pabſt Benedikt der XIII. auch um baldige Seligſprechung des großen Neapolitaner Apoſtels, des ehrwürdigen Dieners Gottes, Franziskus Hieronimo, von Kaiſer Carl dem VI. ein dringendes Schreiben erhalten. Auch ward jetzt beſchloſſen, neuerdings apoſtoliſche Männer nach China zu ſchicken; und ſo war der heiligſte Vater, Pabſt Benedikt der XIII., immer zugleich auf vielerley Weiſe apoſtoliſch beſchäftiget, und ſtetshin im Dienſte Gottes, ſtetshin in der Arbeit im Weinberg des Herrn.

In Marokko wollten die Väter des Gefangenen-Erlöſungs-Ordens Eroberungen machen fürs Reich Gottes auf Erde. Pater Peguia, von drey andern Vätern dieſes Ordens begleitet, kam wirklich zu Sala an; aber eben zur Unzeit, weil der den Chriſten ſehr geneigte König, Hamel-Deby, ſo eben von ſeinem Bruder Muley Abdemelec, von dem marokkaniſchen

Throne geſtoſſen worden war. Doch vermittelſt der Gunſt des Miniſters Benmargin wurden die Mercediſten endlich doch noch beym Könige zu Mequinez zur Audienz gelaſſen, und erhielten für hundert fünfzig gefangene Chriſten, zum Theil ſelbſt ohne Löſegeld, die Freyheit. Alsdann bedung ſich der Pater Beguin die Erlaubniß, nach Marokko zurücke kehren zu dürfen. Er reiſete mit ſeinen Ordensbrüdern am 5. Juny des Jahres Chriſti 1728 von da wieder weg.

Die voriges Jahr ſelig hingeſchiedene gottſelige Veronika Juliani war, wie vorhin in ihrem Leben, ſo auch jetzt nach ihrem zeitlichen Tod durch große auffallende Wunder von Gott immer mehr und mehr vor aller Welt groß und berühmt gemacht, und vor Himmel und Erde heilig geſprochen. Im zweyten Monate nach ihrem Hinſcheiden wurde Franz Leonazzi, Erzprieſter und immerwährender Vikar der Pfarrey Saddi im Biſthum Citta di Caſtello von einem Schlagfluſſe berührt. Dadurch wurde die rechte Seite mit dem Auge ſelbſt gelähmt, mit dem er die Gegenſtände nicht mehr unterſcheiden, und mit der Zunge nur ſtammeln konnte. Man verſuchte die Mittel der Kunſt, aber ohne Wirkung; daher nahm er ſeine Zuflucht zu Veronika, und ließ die beſchädigten Theile mit ihren Reliquien berühren. Bey dieſer Berührung wird er in einem Augenblicke geſund, und nach wenig Tagen kehrt er mit Erſtaunung aller Zuſeher wieder zu ſeinem Kirchenamt.

In eben demſelben ſeligen Sterbjahre wurde zu Aſſis Frau Guidolina Sermattei, Profeſſinn im Kloſter des heiligen Appollinaris, von einer Kolik angefallen. Sie konnte die Heftigkeit des Schmerzens nicht mehr aushalten, und legte ſich eine Reliquie der ſeligen Veronika auf; zugleich bath ſie die Vorſteherinn, Frau Maria Cajetana, ihr zu Erlangung dieſer Gnade mit dem Gebethe zu helfen. Die gute Oberinn dadurch gerührt, ſagte: „O Herr! ich bitte dich, der Veronika zu lieb, durch die du ſo viele Wunder gethan haſt, dieſe arme Tochter zu heilen, und ſchicke nur mir eine Krankheit zu.

Bey:

Beyde Theile dieſer Bitte wurden erhört. Die Kranke fieng zu ſchlafen an, und nach dreyen Stunden erwachte ſie von allen Schmerzen ganz frey, hingegen die Oberinn bekömmt das Rothlauf im Kopf, mit einer außerordentlichen Geſchwulſt, die ihr das Geſicht und Gehör benahm. Der Herr wollte ihr das Verdienſt ihrer heldenmüthigen Liebe zukommen laſſen, da ſie ſich zum Beſten der andern aufopferte.

In eben dieſem Jahre, als Mathias di Auguſtino, Müller von Merkatello, bey dem Hausherde ſtand, mit einem Knäblein auf dem Arm, um ſich zu wärmen, entfiel ihm dieſes ins Feuer. Beym Fallen ſtieß es mit dem Kopf an einen Hafen voll ſiedender Brodſuppe; dieſer zerſprang durch den Fall, und beſchädigte das rechte Aug deſſelben; das Geſicht ward verbrennt. Die betrübten Eltern nehmen ſogleich ihre Zuflucht zu ihrer Mitbürgerinn, binden auf das Aug des Kindes ein Ueberbleibſel dieſer Heiligen. Auf der Stelle ſchlief nun das Kind, das vorhin unaufhörlich weinte, und da es dann wieder erwachte, war ſchon alle Spur des erlittenen Schadens wieder verſchwunden. Und ſo in Menge die auffallendſten Wunder waren nun ſchon bisher theils beym Grabe der gottſeligen Veronika, theils ſonſt an verſchiedenen Orten auf ihre Fürbitte geſchehen.

Die von Pabſt Benedikt dem XIII. zur Unterſuchung des Lebens und der Wunder des großen heiligen Prieſters Johannes von Nepomuk abgeordneten und bevollmächtigten Männer waren Augenzeugen eines neuen Wunders. Bey Unterſuchung der wunderbar noch immer unverlezt erhaltenen Zuge des heiligen Martyrers änderte ſelbe ihre Farbe; ſie war bisher dunkelroth, jezt wurde ſie hellroth, und viel völler, als vorhin, und ganz wie die Zunge eines noch lebenden Menſchen. Dieſes neue Wunder beſtättigte zum Ueberfluß das immerwährende und alle vorhin erfolgten Wunder und die große Heiligkeit des großen Dieners Gottes, Johannes von Nepomuk, des Prieſters und Martyrers für Prieſterpflicht. Dieſe wurde nun im Jahre Chr. 1729

am 19. März von Pabſt Benedikt dem XIII. feyerlich und apoſtoliſch ausgeſprochen zur allgemeinen Freude der Geiſtlichkeit, und der geſammten Chriſten-Welt.

Pabſt Benedikt der XIII. begab ſich hierauf noch einmal nach Benevent, langte am 6. April eben dieſes Jahres Chriſti 1729 daſelbſt an, und überließ ſich daſelbſt wieder ganz ſeinem heiligen apoſtoliſchen Eifer und den Werken leiblicher und geiſtlicher Barmherzigkeit; er ſpeiste täglich mehrere Arme, wuſch ihnen die Füſſe, pflegte die Kranken, verſah ſie mit den heiligen Sterbſakramenten, und ertheilte ihnen Troſt und Almoſen. Auch den Kinder-Unterricht nahm er ſelbſt auf ſich, nebſt dem, daß er immer ſelbſt predigte. Zugleich veranſtaltete er daſelbſt eine Kirchen-Verſammlung, in welcher vieles ſehr Heilſames beſchloſſen wurde zur Belebung der Religions-Ausübung, zur Erneuerung und Wiedermehreinſchärfung der Kirchen-Zucht.

Die Parthey der rebelliſchen Appellanten in Frankreich war noch immer nicht ganz zur Ruhe gebracht; die gottlos ſchlauen Quesnelliſten wußten durch ihre unerſchöpfliche Schliche und Ränke noch immer viele derſelben irre zu halten; die Bekehrung des Erzbiſchofes und Cardinals Noallià, und ſein indeſſen erfolgtes erbauliches Hinſcheiden machte zwar auf ſehr viele, aber nicht auf alle gleich heilſamen Eindruck; der neue Erzbiſchof von Paris, und ſelbſt der König Ludwig der XV. gaben ſich alle Mühe, verſuchten alle Mittel vollends alle zu gewinnen; die hartnäckigſten waren noch immer die Lehrer an der hohen Schule zu Paris, wenigſtens ein großer Theil derſelben; gegen dieſe ſchritt endlich der Hof zu ernſtlichern Mitteln; die ſchwierigſten Brauſeköpfe, die unbeugſamſten derſelben wurden verabſchiedet und entfernet; dieſer Gewaltſchritt that noch die beſte Wirkung; die theologiſche Fakultät, die nun wieder freyer geworden war, und ſich ſelbſt wieder glich, erklärte durch die Mehrheit von vier und neunzig Stimmen gegen dreizehn den 2ten des Jäners des Jahres Chr. 1730, daß ſie bisher geirret; ſie wi-

verrief die Appellazion, welche dem Scheine nach im Namen der Fakultät eingelegt worden ſey, und nahm abermal mit gänzlicher Unterwürfigkeit des Geiſtes und des Herzens die Bulle „Unigenitus“ als ein dogmatiſches Urtheil der allgemeinen Kirche an. Aber deßwegen legte ſich die Parthey noch nicht zum Ziele; ja ſie wurde durch dieſen Verluſt, durch die ihr deßwegen zugegangene Schande nur noch heftiger erbittert.

Pabſt Benedikt der XIII., obwohl ſchon in einem ſehr hohen Alter, war immer noch voll Thätigkeit und Geiſtesleben; ſein Eifer in Ausübung jeder Amtespflicht, ſeine Eingenommenheit für Kirchen und Kirchenvorſteher; aber auch ſeine Frömmigkeit, ſeine zärtliche Andacht, ſeine Mäßigkeit, Abtödtung, Abneigung gegen Pracht haben faſt kein Beyſpiel. — Die Abendmahlzeit beſtand oft nur in zwey lindgeſottenen Eyern. — Seine Demuth gieng einmal ſo weit, daß er einem armen Dorfprieſter zum heil. Meßopfer diente, weil der gewöhnliche Miniſtrant, oder Knabe, eben abweſend geweſen war. Seine Mildthätigkeit gegen Arme, Armenhäuſer und Kirchen war grenzenlos; oftmal geſchah es, daß er die koſtbaren Geſchenke, welche ihm große Könige gemacht hatten, ſchleunig verkaufen, und das darans erlöſte Geld unter dürftige Perſonen liebvoll reichlich austheilen ließ.

Am 16. Februar des Jahres Chriſti 1730 wurde Pabſt Benedikt der XIII. von einem heftigen Carthar und angreifenden Huſten befallen; die Kraftloſigkeit nahm nun täglich zuſehens noch mehr zu; der heiligſte Vater ſah ſich ſeiner Auflöſung nahe, und — nach Kräften noch vollends dazu ſich vorbereiten — war jetzt ſein einziges Geſchäſt; am 21. dieſes Monats konnte er ſchon nicht mehr ſelbſt das heiligſte Meßopfer entrichten, er wohnte aber ſelbem knieend bey, und empfieng mit innigſter Andacht die heilige Communion, und dieſer Tag im 81. Jahr ſeines Alters, war der letzte ſeines Lebens auf Erde. Der entſeelte Leichnam wurde den andern Tag in die Sixtinſche Kapelle gebracht,

wo er, wie gewöhnlich, 3 Täge lang ausgeſetzt blieb. Das häufig herbeyſtrömende Volk verehrte den Verewigten als einen Heiligen; die ausgeſtellten Wachen waren kaum im Stande der unbeſcheidenen Andacht Einhalt zu thun; alle wollten entweder vom Leichnam ſelbſt, oder wenigſtens von der Kleidung etwas haben. Die koſtbarſten Ueberbleibſel waren die ſeines Geiſtes, ſeine geiſtvollen Schriften, ſeine verſchiedene Aufſätze, Erklärungen, Erzählungen, Unterrichte, ſeine Faſten-Predigten, ſeine Reden von der Seelenreinigung in jener Welt, ſeine viele, viele Briefe und Nachrichten. Den Lobrednern war Pabſt Benedikt der XIII. eine unerſchöpfliche Quelle; von ihm zu reden war allen ein leichtes Geſchäft; es redete ſich ſelbſt; aber von welcher Tugend zuerſt, von welcher mehr reden, ſich beſtimmen, ſein ſtilles Leben, ſeine Demuth, ſeine Abtödtung, ſeine Bußwerke, ſein inneres Geiſtesleben, oder ſeine großen Thaten, oder ſeine apoſtoliſchen Arbeiten, ſeinen unermüdeten Eifer für die Ehre Gottes, für Seelen-Heil, oder ſeine Nächſtenliebe, die Werke der Barmherzigkeit, oder was an ihm mehr rühmen, kurz die Wahl treffen, und des Rühmens ein Ende machen, — dieß — dieß war allen eine ſchwere, unmögliche Aufgabe und Arbeit. Am kürzeſten faſſet der Cardinal Quirinus den Ruhm dieſes ruhmvollen Kirchen-Oberhauptes, den ganzen Pabſt Benedikt den XIII. zuſammen in die wenige, aber vieles ſagende Worte: „Ihn nennen — heißt die Tugend loben, Ihn malen — die Tugend zeichnen." —

Zur beſtimmten Zeit und nach beſtimmter Form wurde zur Wahl eines neuen Kirchenoberhauptes geſchritten; es gab der Gleichwürdigen dießmal wieder ſo viele, daß ſchon allein deßwegen die Wahl ſchwer war, und eigentlich wehe that; es wurden immer wieder die Stimmen geſammelt, und wieder geſammelt; mehrere erhielten viele Stimmen, aber die erforderte Stimmen-Mehrheit traf auf keinen zuſammen; was aber das Wahlgeſchäft dießmal noch mehr erſchwerte, und immer wieder verzögerte, und verdrüßlich machte, war der

Ein-

Einfluß, den ſich weltliche Mächte anmaaßten, und die Rückſicht und Rückſprache, die man ſich mit ihnen zu nehmen genöthiget ſah; man ward endlich des menſchlichen Machens und Wirkens recht müde, erkannte wohl, daß da Gott helfen, daß er entſchieden, daß in ſeiner Sache Er ſprechen müſſe; man nahm nun wieder gemeinſam Zuflucht zu Ihm, es wurden Faſttäge, Bußwerke, öffentliche Gebethe verkündet; man flehte gemeinſam, und rief Gott den heiligen Geiſt an. Man nahm neuerdings die Stimmen-Sammlungen vor, die Wahl ſchwankte noch eine Zeitlang; aber endlich ward es wieder neuerdings deutlich, und einleuchtend, und greiflich mit Händen, daß die Wahl eines Statthalters Chriſti nicht durch menſchliche Rückſichten und Anſchläge, ſondern durch Lenkungen und Einflüſſe des göttlichen Geiſtes vollbracht werden müſſe; endlich erkannte man den, den der Herr erwählet hatte; am 11. July eben dieſes Jahres Chriſti 1730 trafen endlich alle, gar alle Wahlſtimmen auf einen, auf den Cardinal Laurenzius Corſini, der an ſo was ſelbſt nie dachte, und auch von allen bisher ganz vergeſſen ſchien, weil gewiſſer zeitlicher Bedenklichkeit und Furchten wegen an ihn gar nicht zu denken war. Alle ſahen nun in dieſem Corſini wieder einen Clemens den XI. Auch der Neuerwählte wünſchte ſo ein Clemens zu werden, und nahm deßwegen jetzt deſſen Namen an. Die Freude des Volkes, der Jubel, das Frohlocken, die Feſtlichkeiten, die jetzt waren, waren ſo außerordentlich, daß man ſo was nach einer vollbrachten Pabſtwahl je geſehen oder gehört zu haben, ſich nicht erinnerte; die Cardinäle ſelbſt konnten nur ſtaunen, ſich gegenſeitig anſchauen, ſich, und die ſo lange Verzögerung ihrer Wahl ſelbſt nicht begreifen. Der Neuerwählte, Pabſt Clemens der XII. begann mit Gebeth, mit Aufforderung zum Gebethe, mit Verleihung eines Jubel-Ablaſſes, mit kluger Vertheilung der Kirchenämter, und obwohl ſchon in einem Alter von 78 Jahren mit wieder neu lebendiger, ganz apoſtoliſcher Thätigkeit.

Un-

Unter den Ketzern, unter den Kalviniſten ſo wohl, als unter den Luteranern, gab es ſchon ſeit mehreren Jahren einige, die von den übrigen ſich trennten, und nun vollens beinahe gar nichts mehr von einem beſtimmten Glauben, von Glaubensbekenntniſſen, von Confeſſionen vom Sichtbaren einer Kirche was wiſſen wollten, immer nichts mehr als ein lauteres Recht thun, ein lauteres frommes Leben, eine lautere Liebe ſeyn zu wollen, vorgaben, kurz den glänzendſten Schein von Heiligkeit, den ſchönſten Schild von Frömmigkeit hengten ſie ihrem neuen Weſen oder Unweſen aus, ganz wie es Luter und Kalvin, und Janſen, und alle Ketzer bei ihrem erſten Beginnen es machten. Dieſe neuern Luters, und Kalvins, und Janſens, dieſe neue Reformirer und Aufräumer ſchienen gleich anfangs den ältern Luteranern und Reformirten verdächtig, ihre Trennung machte aufſehen, und man fand dieſe Wölfe um ſo gefährlicher, je mehr ſie ſich in Schafsbelze hüllten; man ſäumte nicht zweckmäßige Maßregeln zu treffen gegen dieſe neue Art Frömmler, oder Pietiſten, wie man ſie nannte; man ſuchte dieſe neue Sekte gleich im erſten Aufkäumen zu erſticken. Auf Zudringen der luterſchen Wortsdiener wurden gegen die Pietiſten die ſchärfſten Befehle erlaſſen, ihnen alle ihre heimliche Zuſammenkünften aufs ſtrengſte verbothen. Die Könige von England, Dänemark, und Preuſen, und noch andere proteſtantiſche Fürſten zeichneten ſich in dieſem Eifer gegen eine neue Sekte vorzüglich aus. Allein dieſe ſogenannten Pietiſten fanden gar bald auch, und zwar unter den luterſchen Prädikanten ſelbſt, viele, und mächtige Vertheidiger, die eifrig ihrer ſich annahmen, und grauſam es nannten, daß man dieſe guten Leute nicht wolle aufkommen laſſen. Nach angeſtellten Unterſuchungen aber zeigte ſichs immer, daß dieſe Leute ſo gute Leute nicht ſeyen, daß ihre Sitten gar nicht untadelhaft, daß ihr ganzes Weſen gefahrvoll, und, recht ſchonlich beurtheilt, thörichte Schwärmerey ſey. Ihre Grundſätze waren aus den bisherigen Ketzereien zuſammgeſucht, ſie hatten mit

den

den meiſten etwas gemein; auch ſie wollten nichts wiſſen von einer chriſtlichen Kirche, von einem ſichtbaren Oberhaupte derſelben auf Erde; ſie nannten ſich von Gott erleuchtete, und zum Predigen unmittelbar von Gott ſelbſt berufene Leute, von oben begewaltigt, Sünden nachzulaſſen; ſie verwarfen allen öffentlichen Gottesdienſt, alle Kirchenbeſuche, allen Gebrauch der heiligen Sakramente; ihnen waren, ihrer Einbildung nach, ſolche Hülfs-Mittel, und Heils-Anſtalten nicht nöthig; ſie waren hinreichend ſich ſelbſt alles durch ihre Machwerke und Träume. Verdächtig machten ſie ſich, auch durch ihre Vertraulichkeiten zwiſchen Perſonen verſchiedenen Geſchlechtes. Das zärtliche, zuckerſüße Weſen und Schönthun in Worten, und ſonſtige Aeußerungen hatten ſie mit allen Ketzern gemein; aber ſo ſehr ſie ganz Liebe zu ſeyn ſcheinen wollten, ſo ſehr gehäßig, giftig, und wüthend waren ſie gegen Luteraner und Kalviniſten nicht minder, als gegen die Rechtgläubigen, und überhaupt gegen jeden, der es mit ihnen nicht halten wollte, in ihren Läſterungen und Verläumdungen herrſchte nidrige Rohheit, und Ketzergeiſt. Am meiſten Unruhe und Unheil wurde durch dieſe Sektirer in Sachſen, Dännemark, Schweden, Preuſen, England, und andern ketzeriſchen Orten geſtiftet, daher wurde auch in dieſen Ländern gegen ſie am meiſten mit Strenge verfahren. In gegenwärtigem Jahre Chriſti 1730 erſchien auch in Wien eine kaiſerliche ſehr ſtrenge Verordnung gegen dieſe verführeriſche Heuchler und Ruheſtörer; die Haupträdelsführer derſelben wurden dadurch aus allen kaiſerlichen Staaten verwieſen, ihre Schriften und Bücher, namentlich die Zinzendorfiſche Bibel verbothen, und überhaupt ernſtliche, und wohlangemeſſene Verfügungen getroffen zur Wiederausreutung dieſer Sekte.

Da dieſes Jahr Chriſti 1730 als das Jubeljahr der augsburgiſchen Confeſſion gefeyert wurde, gaben verſchiedene Luteraner neue Beweiſe ihrer Abneigung gegen die katholiſche Kirche. In den Jubelreden, Verſen und Programmen, ließ man die katholiſche Kirche

ſehr ſchimpflich durch; man verlachte ihre Dogmen ſowohl, als Ceremonien, man ſchilderte den römiſchen Pabſt als den Antichriſt, u. ſ. w. Mit vorzüglich hölliſcher Wuth aber wurde die ſeligſte Jungfrau, und Mutter Gottes, Maria geläſtert, und die Heiligen Gottes, und ihre Verehrung beſchimpft. Vor anderen Luteranern zeichneten ſich die Prediger zu Eſſen, M. Schmiz, und M. Boneſtät, an roher Unbeſcheidenheit aus.

Da man eine Zeit her den Janſeniſten, und Quesneliſten ſowohl zu Rom, als in Frankreich, und beinahe überall, in allen Gegenden, in die ſie ſich eingedrungen hatten, ziemlich ſtark zuſetzte; ſo geriethen ſie immer mehr, und endlich vollends in Wuth, und es war nun beſchloſſen bei ihnen, ſo bald ſie könnten, dem römiſchen Stuhle, und überhaupt den Katholiken, entweders geradezu, oder wenigſtens von einer Seite her einen tödtenden Streich zu verſetzen; ſie ſteckten ſich in dieſer Abſicht hinter die Kalviniſtiſche Stände in dem Niederlanden. Dieſe Ketzer ließen ſich durch dieſe Ketzer leicht aufhetzen; ſie erließen ein Mord- und Tod ſchnaubendes Edikt gegen die katholiſche Religion, das aber nur für ſie ſchandvoll war, und ſie ſelbſt brandmarkte; Höllenwuth, wie ſie ehemal aus Heiden, und Barbaren ſprach, raſet, und tobet in dieſem Aufſatze gegen Katholiken, und gegen ihre Prieſter. Die Schandſchrift iſt zu lange, und zu ſchmutzig, und zu aneckelnd, und zu empörend, als daß ſie hier in der Gottes-Reichs-Geſchichte wörtlich angeführt werden könnte.

Auch in Deutſchland wagten es dieß Jahr die Ketzer, die abtrinnigen Kinder, ihrer liebvollen guten Mutter, der katholiſchen Kirche, wieder einmal neuerdings einen ſchmerzlichen, freilich nur für ſie ſelbſt unſeligen Streich zu verſetzen, Rechtgläubige zu verführen, zum Abfall zu bringen, Aufruhr, Verwirrung, Greul der Verwüſtung zu bringen in den heiligen Ort. Schon gleich nach Entſtehung des Luterthumes, und ſeither immer ſuchten Luters Anhänger ihr Ketzer-Gift auch ins ſalzburgiſche Gebieth einzuſchwärzen; und ſo oft ſie ihre unſeligen

Ver-

Verſuche wagten, ſah mans im Augenblick immer wieder, was man gleich Anfangs ſah, daß Luters Lehre der Kern ſey zur Aufwieglung der Unterthanen gegen ihre rechtmäßigen Landes-Herrn, ganz geeignet aus guten, friedlichen Unterthanen, gottloſe Rebellen zu machen. Immer wurden dieſe gräulige Angriffe der Hölle wieder vereitelt, ferners Unheil bisher immer wieder noch abgewendet; es koſtete allzeit viel, und es war manchmal ſchon weit gekommen. Schon bei den erſten Verſuchen griffen die ſalzburgiſchen Alpenbauern zu Waffen, und machten ſich auf gegen den Erzbiſchof, ihren rechtmäßigen Landes-Herrn, gegen die Geiſtlichkeit, und gegen den Adel. Seit dieſem fürchterlichen Aufruhr, der damals durch kluge Maßregeln, durch liebvolle und zweckmäßige Mittel niedergelegt wurde, blieb noch immer vom Ketzergifte etwas zurücke, einige Feuerfunken hielten ſich ſeitdem immer unter der Aſche verborgen. Dieß Gift, dieſe Feuerfunken ſuchten die auswärtigen Ketzer immer zu erhalten, von Zeit zu Zeit zu nähren, neuanzufachen, und nach und nach weiter zu bringen; beſonders ſuchten ſie immer, die Alpenbauern vorzüglich fürs Luterthum einzunehmen. Zwar konnten dieſe Bergleute in der Ketzerey nie förmlich von luterſchen Wortsdiener unterrichtet werden; man ſchickte ihnen aber aus der Nachbarſchaft von Zeit zu Zeit verſchiedene gemeine Leute zu, die ihnen luterſche Predigtaufſätze vorleſen mußten, und vom katholiſchen Unterrichte, und überhaupt vom Gottesdienſte ſie abhalten; auf ſolche Weiſe wurden ſie dann von ſelbſt mit jedem Tag roher, und unwiſſender, und endlich gar mehr und mehr abgeneigt gegen alles, was die katholiſche Kirche ihren Gläubigen vorſchreibt. Viele dieſer Armſeligen wurden zwar von frommen eifrigen Prieſtern wieder zurecht gebracht; aber viele derſelben blieben nun ſchon im Grunde verkehrt, und verdorben; nur daß ſie ihre Verkehrtheit, und ihr Unheil ſorglich verborgen zu halten ſuchten; einige aber von Ihnen wanderten gar aus.

Mit jedem Jahre wurde dieſes Uebel noch ärger.

Die guten Hirten verſuchten zwar immer alles Mögliche, dieſe verlorne Schäfchen wieder zu finden, dieſe Verführte auf den Weg des Heils wieder zu bringen; aber leider die Seuche hatte nun ſchon zu lange, und zuweit im Stillen umher gegriffen, und kam jezt im Jahr Chriſti 1731 vollends zum Ausbruch; ſie waren nun laute, und offenbare Rebellen; ſie wollten von ihrem Erzbiſchofe, von ihrem Fürſten, von ihrem Landesherrn nichts mehr wiſſen; ſie ſagten den Abgeordneten deſſelben geradezu: „Wir ſind Luteraner.“ Sie verlangten dann durchaus, daß man ſie ihre Religion öffentlich ausüben laſſen ſolle. Es war jezt ſchon alles gehörig vorbereitet; ſie wußten ſich begünſtiget und unterſtüzet von den Luteranern im Reiche, ſie rechneten auf die luterſchen Reichsfürſten, ſie pochten, und trozten, und droheten mit Auswanderungen, und mit noch ärgern Dingen; ſie ſchienen ſich ihrer Sache gewiß zu ſeyn, alles, auch das Greulichſte wagen zu dürfen, gar nichts mehr zu fürchten zu haben; förmlich Krieg führen, und Gewalt- und Mordthaten, und alle Arten Frevel lagen nun ſchon unabänderlich in ihren Planen; auf die Schweizer, und auf Preuſen rechneten ſie mit beſonderer Zuverſicht, auch von Regensburg aus verſicherten ſie die luterſchen Stände: „daß ſie ohne Bedenken alles gerade hin wagen dürfen, daß man ſie gewiß mit aller Macht unterſtüzen werde. So wars nun beſchloſſen, und voller Antrag, die Katholiken aus dem Lande zu jagen, und über ihre Güter, und Beſizungen herzufallen, und ſollte ſich ihnen Jemand wiederſetzen, alles zu morden.

Indeſſen kam von Regensburg aus eine Geſandtſchaft an den Erzbiſchof von Salzburg mit ähnlichen Drohungen, wenn man dieſen Bauern nicht geſtatten wollte, das Luterthum frei auszuüben. Der Erzbiſchof ſah wohl, wie muthwillig man offenbare Aufruhr durch Eifer für Religion decken und anſtreichen wolle; er fühlte ſich berechtiget, als rechtmäßiger Landesherr Drohungen mit Drohungen, und Gewalt mit Gewalt abzutreiben, ſeine Rechte zu behaupten, und die Rebellen

zur Strafe zu ziehen; aber er beſchloß, lieber noch einmal Milde, und Liebe zu verſuchen, und ein verführtes, rebelliſch gemachtes Volk zu verſchonen, kein Blut zuvergießen; er ſendete fromme, rechtſchaffene, anſehnliche Männer an dieſe Bergleute ab; und ſo geſchah nun wieder alles Mögliche; man hörte liebvoll alle Klagen, und half auf der Stelle ab; denen, die ſich zum Luterthume bekannten verſprach man freie Ausübung deſſelben jedoch unter der Bedingung, daß ſie dem Erzbiſchof als ihrem Landesherrn gehorſam, und treue bleiben, von aller Verſchwörung, und Anſtalten zum Aufſtand auf der Stelle abſtehen ſollten, und nichts ſich erlauben, wodurch die öffentliche Ruhe geſtört werden könnte. Der fromme, liebvolle Erzbiſchof wollte durchaus nichts unverſucht laſſen, ſowohl als Fürſt ſeine rebelliſche Unthanen, als als wahrhaft zärtlicher Landesvater ſeine ungehorſame Kinder, und noch mehr als guter Hirt ſeine verirrte Schäflein wieder zu gewinnen, und zu retten; er ließ alſo immer nichts als Schonung und Liebe eintretten; er ſah jezt gerne auf nichts Zeitliches mehr, er hatte nur immer das ewige allein wahre Heil ſo vieler unſterblicher, koſtbarer, ihm als ihrem Hirten anvertrauter Seelen im Auge und am Herzen.

Immer alles und alles, was er verſuchte, war fruchtlos. Die biſchöflichen, und landesherrlichen Abgeordneten waren kaum weg, ſo war ſchon wieder alles ärger als vorhin; es war ihnen nicht um Religion, ſondern um Empörung, und Aufruhr zu thun; die rebelliſchen Bauern handelten nur gar zu bald dem Vergleiche zuwieder, hielten zu Werften aufrühreriſche Zuſammenkünfte, warben Anhänger, und droheten ihren Gegnern mit Feuer und Schwert, und begannen auch eben ſo geſchwind den frevelhaften Muthwillen, und ihre volle Wuth gegen die Katholiken auf alle Arten auszulaſſen; ſie ſchimpften, und läſterten gegen alle geiſtliche und weltliche Obrigkeiten, und ſelbſt auch gegen den Landesherrn; und des Drohens und Lärmens war nun kein Ende, ſie ſchrien immer und überall:

„Wer

„Wer ſich uns wiederſetzt, den ſchlagen wir todt, zu⸗erſt die Pfarrer, dann die weltlichen Herrn, und zu⸗letzt alle Papiſten⸗Hunde. Wir wollen auf ihren Kö⸗pfen umhertreten, alles ihnen hinweg nehmen, ihre Häuſer verbrennen.“ Gegen den Erzbiſchof ſelbſt aber ſtießen ſie die ſchmutzigſten Schimpfe, die abſcheulichſten Läſterworte aus, ſeine beſtgemeinte Verordnungen und Befehle wurden mit Koth beworfen.

Ueber alles, was vorgegangen, wurde dann von Seite des Erzbiſchofes amtlich Bericht erſtattet, und durch den Druck das Benehmen dieſer Rebellen öffent⸗lich bekannt gemacht; damit aller Orten unpartheyiſche Richter entſcheiden mögen: „ob ſolchen Majeſtäts⸗Verle⸗tzern, ſolchen Ruheſtörern die Auswanderung bewilliget werden könne, oder ob ſie ſich derſelben durch ihre Greuelthaten unwürdig gemachet haben?“ Endlich nach fruchtlos wiederholten Verſuchen der Güte wendete ſich der Erzbiſchof von Salzburg an Kaiſer Karl den VI., welcher ihn auch huldvollſt verſicherte: „daß er ſich mit ſeinem ganzen Anſehen verwenden werde dieſe Rebellen wieder zum Gehorſam zu bringen.“ Aber auch, was Kaiſer Carl der VI. gegen dieſe Aufrührer verſuchte, Güte und Strenge, Verheißen und Drohen, alles, alles war fruchtlos. Die Rebellen ſtützten, und verlie⸗ßen ſich auf ihre mächtigen Schutzherrn im Reiche, und außer demſelben; alle luteriſchen Reichsfürſten, und auch England, Dänemark, Preußen waren für ſie, drangen in den Erzbiſchof von Salzburg: „daß doch das ſalzburgiſche Auswanderungs⸗Geſchäft nach beſte⸗henden Reichsgeſetzen bald möchte beendet werden.“ Man vergaß auch nicht Drohungen beyzuſetzen. Der König von Preußen ließ die Drohungen alſogleich auch ins Werk gehen; er drückte und quälte die Katholiken in ſei⸗nem Reiche, beſonders Klöſter und Geiſtliche. Die Geiſt⸗lichkeit von Halberſtadt ſchrieb einen jammervollen Brief an den Erzbiſchof von Salzburg, und bath: „er möchte jadoch durch Milde gegen ſeine rebelliſche Unterthanen ſie von einem unerträglichen Drucke befreyen.“ Der Erz⸗

bi⸗

biſchof antwortete ihnen: „er habe gleich anfangs, und immer, und immer wieder lautere Milde, und Liebe, und Güte verſucht, und in dieſer Hinſicht immer mehr als zu viel gethan; hart ſey man mit den Rebellen gar nie verfahren, obwohl ſie keine Schonung verdient hätten; ſogar auch das Auswandern habe man ihnen freygelaſſen, freygelaſſen mit ihren Gütern zu ſchalten, und zu walten, wie ſie wollten. Es ſey ſomit dem König von Preußen gar kein Anlaß gegeben worden gegen die katholiſche Geiſtlichkeit widerrechtlich und grauſam zu handeln." Der Erzbiſchof von Salzburg ließ auch noch, um ja alles zu thun, den Reichsſtänden zu Regensburg durch ſeinen Geſandten Vorſtellungen machen, und vor Augen legen, wie er ſich immer genau an den weſtphäliſchen Frieden gehalten, den Rebellen auch jetzt noch gar kein Hinderniß lege, ſie frey abziehen laſſe, und gar nicht begreifen könne, wie man in proteſtantiſchen Ländern daraus Anlaß nehmen könne, katholiſche Unterthanen widerrechtlich zu plagen.

Der Muthwille der Rebellen im Salzburgiſchen wuchs nun mit jedem Tag immer noch mehr; eben dadurch wurde auch die Gefahr der Verführung ſtets größer; der Fürſt ſah ſich demnach gar bald genöthiget, die Auswanderung den Rebellen nicht nur zu bewilligen, ſondern wohl ſogar aufzutragen; zwar zu ſeinem größten zeitlichen Nachtheil, was er wohl einſah; aber an Rettung ſo vieler noch nicht verführter Seelen war ihm dennoch noch mehr gelegen; denn es war amtlich erhoben, daß die ſchon Abgefallene durch Reize und Verheißungen, und Verführungsmittel aller Art, und durch Drohungen immer mehrere zum Abfall zu bringen ſuchten von jenen, welche bisher dem heiligen Glauben und ihrem Landesherrn unerſchütterlich treu blieben. Um alſo der immerwährenden Heils = Gefahr unſterblicher Seelen ein Ende zu machen; ſo ward den Rebellen und Abtrinnigen die Auswanderung anbefohlen, und der Tag dazu feſtgeſetzet. In dem erlaſſenen landesherrlichen Befehl wird der ganze Hergang der Sache wieder vo

Au

Augen gelegt, erinnert an die vielen Frevel- und Greuelthaten der Aufrührer, und wie man immer nur ſchonend und liebvoll gegen ſie zu Werk gegangen, und wie immer alle Güte und Milde, alle ſo väterlich liebvolle Ermahnungen fruchtlos geweſen, daß die Rebellen immer muthwillig ſich widerſetzt, daß ſie laut gerufen: „der Fürſt ſey ihr Herr nicht, ſie wollen nichts von ihm wiſſen.“ Nach ſolcher Einleitung und Vorausſchickungen folgten dann die Beſchlüſſe und Entſcheidungen die Auswanderung ſelbſt betreffend, nämlich daß man die Ketzerey, dieſe fürchterliche, anſteckende Seuche nicht länger im Lande geduldet wolle, daß alſo alle, die zu Luters Irrlehre ſich bekennen wollen, ſich aus ſelbem entfernen ſollen. Ferners endlich wird angeordnet, in welcher Ordnung dieſe Auswanderung vor ſich gehen, und unter welchen Bedingungen ſie geſchehen müſſe. Auch dieſer, obwohl in ſich ſtrenger Befehl, war durchaus vom Anfang bis zum Ende nichts als väterliche Liebe und Hirtenſorgfalt.

Bald darauf nahm dann dieſe Auswanderung auch wirklich ihren Anfang. So trennten ſich dann die von der Peſt angeſteckten Schaafe von der übrigen noch geſunden Heerde, und der gute Hirt, und die zurückgebliebene getreue Heerde konnten nichts als wehemüthig nachſehen, und ſeufzen: „daß ſie nicht zu retten waren“ — und weinen und bethen: „daß ſie ſich noch möchten retten laſſen.“ Bey 800 ſalzburgiſche gegen ihren Landesherren rebelliſche, von der heiligen Kirche, von dem allein ſeligmachenden Glauben abtrinnige Bauern zogen aus dem Salzburger-Gebiethe, und mit ihnen Unruhe, und Unheil, und Seuche; ſie zogen Schongau zu, und vertheilten ſich von da im Reiche, ſuchten die entweders ganz, oder zum Theil luterſchen Ortſchaften auf; ſie kamen theils zu Ende des Jahres Chriſti 1731, theils zu Anfang des Jahres Chriſti 1732 nach Kaufbeuren, Memmingen, Kempten, Augsburg, Ulm, und Leutkirch. Manchen dieſer Armſeligen giengen unterweges die Augen auf, und ſie kehrten reumüthig in ihr Vaterland zurücke; die Uebrigen tappten fort, wie Blinde,

oh-

ohne ſelbſt zu wiſſen, was ſie jeƷt glauben; und doch mehr aus Bosheit, als aus Blindheit Luteraner; es wurden auch dieſe Rebellen und Abtrinnige überall, wo ſie hinkamen, von den Luteranern voll Freuden, und unter lauterm Jubel, unter lauterm Beyfall und Lobſprüchen aufgenommen und untergebracht.

In Augsburg widerſeƷte ſich zwar der katholiſche Magiſtrat; er verweigerte dieſen gegen ihren Landesherrn aufrühriſchen Unterthanen den Eingang in die Stadt; aber die Luteraner ſuchten und beeiferten ſich um ſo mehr, dieſelben, anfangs in Häuſern um die Stadt herum, im Krankenhaus, im Schießgraben unterzubringen; auch ſogar in ganz katholiſche Ortſchaften, Oberhauſen, Pferſee verlegten ſie derſelben einige; bald aber handelte der luterſche Stadtrath ganz eigenmächtig, nahm gar keine Rückſprache mit den katholiſchen Rathsgliedern; unter verſchiedenen Vorwänden, und auf verſchiedene Arten wurden nun immer mehrere dieſer Abtrinnigen in der Stadt ſelbſt untergebracht, wodurch nicht wenig Klagen, und Unruhen, und Bedrückungen, und Unbilden veranlaßet wurden. Der katholiſche Stadtrath wollte vorſichtig, und in Ordnung zu Werke gehen, und brachte Rechtsgründe vor, und wies auf die ſtädtiſche Verfaſſung, und auf Vernunft, und auf Billigkeit hin; aber auf alles dieſes wurde jeƷt nicht mehr geachtet, ſondern nur blindhin gehandelt, und ſo dieſer Leute immer mehrere ohne weiters aufgenommen. Die gegenſeitigen Klagen und Beſchwerden kamen bis vor den Kaiſer, vor den Reichshofrath, und auch an den Reichs-Ausſchuß zu Regensburg. Endlich erließ auch Alexander Sigismundus, Fürſt-Biſchof zu Augsburg, an Kaiſer Carl den VI. ein Schreiben, und bezeugte damit: „daß der katholiſche Stadtrath wirklich nothgedrungen ſey, des Kaiſers Majeſtät um Hilfe anzuflehen, dergleichen Menſchen laufen immer mehrere daher, und es ſey alles Unheil zu fürchten, Religions-Zwiſte, und Bürgerkrieg, man müſſe da gegen den luterſchen Stadtrath ernſtlichere Maaßregeln er-

ergreifen, die Stadt ſey mit Armen ohnehin ſchon angefüllet; es ſey zu beſorgen, daß endlich die Noth und die Armuth gar noch allgemein werde; es ſey wahrhaft höchſt nothwendig, daß da fernern, immer noch traurigern Folgen in Zeiten noch vorgebeugt werde."

Auch in dem Bezirke der Probſtey Berchtolsgaden hielten ſich vorlängſt, wiewohl nur in Geheim, mehrere Anhänger der Lehre Luters auf. Eben jetzt, da den Salzburger Bauern ihre Aufruhr und Rebellion ſo gut hinausgieng, wurden auch dieſe Leute muthiger, und gaben ſich ungeſcheut bey ihrer Obrigkeit als Luteraner an. Nach dem Beyſpiele der Nachbarn von Salzburg flehten ſie den luterſchen Ausſchuß zu Regensburg um Schutz an, damit ihnen eine freye und öffentliche Religionsausübung geſtattet werden möchte. Der Probſt, Heinrich Rehling, von Berchtolsgaden, hielt ſich an die Vorſchrift des W. Friedens, und vergönnte den Mißvergnügten einen freyen Abzug aus ſeinem Gebiethe, nur mit der Einbedingung: „daß ſie ſich nicht zu Nürnberg anſäßig machen möchten." Alſo wanderten verſchiedene Luteraner von Berchtolsgaden in die braunſchweigiſchen Staaten. Andere, die der Obriſt Purry anführte, reiſeten in entferntere Gegenden.

Zu Kaufbeuren machten ſich die Luteraner zu gleicher Zeit ſelbſt recht zu Schanden; ſie beſtättigten neuerdings, was man immer, und mit allem Grunde gegen ſie behauptete: „daß ſie den weſtphäliſchen Frieden, und alle ſonſtige Verträge nur in ſo weit achten, als ſie Vortheile daraus ziehen können; daß ſie unduldſam, und wohl grauſam ſeyen gegen Katholiken, ſo ſehr ſie immer wollen; daß man ſie nicht nur dulde, ſondern auf alle Weiſe begünſtige." Ein Bürger in Kaufbeuren, Michael Wagenſeil, ward ſeit einiger Zeit von der Wahrheit des katholiſchen Glaubens ganz überzeugt, und bekannte ſich nun auch öffentlich dazu. Sobald der luterſche Stadtrath darüber in Kenntniß gekommen, ließ er, ohne dem katholiſchen Stadtrath davon etwas zu melden, dieſen neubekehrten Bürger alſogleich in

Ker-

Kerker werfen, und noch überdieß deſſen eilfjähriges Söhnlein hinwegnehmen, und außer der Stadt Lutera-nern zur Erziehung übergeben. Der katholiſche Stadt-rath beſchwerte ſich, ſuchte die Rechte zu behaupten; man berief ſich auf den weſtphäliſchen Frieden auf ſtädti-ſche Verträge und Verfaſſung; aber es war mit Güte und Rechtlichkeit nichts zu erzwecken. Man ſah bald neuerdings den fürchterlichſten Auftritten entgegen, die Katholiken wollten ſich ſolche Gewaltthätigkeiten und Eingriffe durchaus nicht gefallen laſſen. Endlich kam die Sache vor den Kaiſer; es ward eine nähere Unterſu-chung beſchloſſen. Nach langem Rechtshandel und Streite wurde endlich der des heiligen Glaubens wegen gefangene Bürger wieder in Freyheit, und in alle ſeine Rechte wieder eingeſetzet, ſein Sohn wieder zurückge-ſtellet, und aller Schaden wiedererſtattet.

Pabſt Clemens der XII. war indeſſen immer nur mit großen Dingen, mit apoſtoliſchen Unternehmungen und Arbeiten beſchäftiget; zuerſt entfernte er die Uebel, die ihm näher lagen; er machte dem aus dem Streit-handel gegen den Cardinal Coſzia gewordenen Aerger-niſſe ein Ende; er legte den wilden, und gänzliches Ver-derben drohenden Aufruhr der Corſen; er ſtellte die Luzerner gänzlich zufrieden; denn auch dieſe konnten ſei-nen väterlichen Ermahnungen, und den ihnen vorgelegten Vernunfts-Gründen nicht länger widerſtehen; ſie wie-derriefen die gegen die Katholiken erlaſſene Verordnung; auch konnte jetzt die päbſtliche Geſandtſchaft nach Luzern wieder zurücke kehren. Auf dringende Vorſtellung des Königs von Frankreich, Ludwig des XV.: „daß Di-ſchon, die Reſidenz der alten Herzoge von Burgund, von dem biſchöflichen Stuhle zu Langr allzu weit entfernt ſey, als daß dieſelbe Stadt und Gegend von dem Bi-ſchofe zu Langr genugſam überſehen werden könnte", riß Clemens der XII. Diſchon, nebſt einem anſehnlichen Bezirke von dem Biſthume Langr ab, erhob die St. Stephanskirche von Diſchon zu einem Domſtifte, ſetzte dem neuen Biſthume gewiſſe Grenzen, wies die Bene-

diktiner-Abtey Beſſu zum Fond des neuen Bisthums an, und verlieh den Königen von Frankreich das Recht, für Dischon einen Biſchof vorzuſchlagen. Vermittelſt einer am 7. April des Jahres Chriſti 1732 unterzeichneten Bulle beſtättigte Clemens der XII. die „Kongrezion der Familie Jeſu“, welche von einem Prieſter zu Neapel geſtiftet worden war; dieſelbe zielte auf gute Bildung und Erziehung der neubekehrten Jünglinge von China und Indien. Pabſt Clemens der XII. arbeitete auch ſonſt noch, und auf verſchiedene Weiſe, mit eben demſelben rein apoſtoliſchen Eifer in die Ferne, und in die Zukunft; er bemühete ſich, daß da werde Ehre Gott in der Höhe, und Friede den Menſchen auf Erde, mit einem Worte, Reich Gottes auch in weiteſt entfernten Ländern; er ſendete apoſtoliſche Männer nach Thibet, einem Reiche in der großen Tartarey in Aſien; er opferte große Summen Geldes zu Unternehmungen dieſer Art, um auch der zeitlichen Armſeligkeit dieſes Volkes zu Hilfe kommen zu können, um durch Liebe und Wohlthun für Gott, der die Wohlthätigkeit, und die Liebe ſelbſt iſt, Seelen zu gewinnen. Es ward auch durch ſolche göttlich liebvolle Kunſtgriffe und Vortheile eine reichliche Seelenerndte eingethan; dasſelbe Jahr noch bey 10,000 Cophten von ihren Verirrungen auf den Weg des Heils zurücke gebracht. Auch der Patriarch von Alexandria fühlte ſich endlich beſiegt durch Pabſt Clemens den XII., und gab der ſtetshin ihm zu Herzen redenden Wahrheit endlich Gehör. Auch den Patriarchen der Armener brachte Pabſt Clemens der XII. durch ſeine Wohlthätigkeit und väterliche Ermahnungen dahin, daß er endlich in ſeinen Kirchen-Büchern ausſtrich den gotteslaͤſterlichen Fluch gegen den heiligen Kirchenrath von Chalcedon, und gegen Pabſt Leo den Großen. Auch in die entferntſte Zukunft arbeitete Pabſt Clemens der XII.; er ſtiftete über alles das, was er in dieſer Hinſicht ſchon that, ein eignes Erziehungshaus zur Bildung künftiger Arbeiter im Weinberge des Herrn; es war ſelbes zunächſt beſtimmt für griechiſche Knaben,

die

die da im katholiſchen Glauben unterrichtet, und geübt werden ſollten, um darinn ihre Landsleute mit der Zeit unterrichten und üben zu können.

Auch im Jahre Chriſti 1732 waren die Ketzer, Kalviniſten und Luteraner, wie aller Orten, wo man ſie einließ, ſo auch in Pohlen, mit allem, was aus übertriebener Duldſamkeit, aus Liebe zum Frieden ihnen eingeräumt wurde, immer wieder doch nicht zufrieden; ſie verlangten immer wieder noch mehr und noch mehr, und brachten dann immer wieder neue Beſchwerde, und machten des Lärmens und Klagens kein Ende, bis endlich weltliche Mächte und Herrn des unaufhörlichen Klagens und Lärmens müde, gleichwohl endlich alles bewilligten. So machten ſie es neuerdings auch in Ungarn, obwohl Kaiſer Carl der VI. auf ihre letztern Klagen ein ſehr huldvolles Schreiben zu ihren Gunſten erließ, genug Freyheiten ihnen zugeſtanden hatte. Mit allem dem waren die Ketzer doch noch nicht zufrieden; ſie riefen auswärtige Ketzer, namentlich die Schweizer, gegen ihren rechtmäßigen Landesherrn um Hilfe an, und lärmten fürchterlich in dem an ſie gefertigten Schreiben; auch der König von Preußen, und der König von England, und alle luterſchen Reichsfürſten wurden wieder neuerdings aufgefordert; ferners erdichteten ſie neuerdings Religions-Beſchwerde, und ließen ſie beym Reichstag in Regensburg heimlich einreichen. „Erſtens habe man ihnen (ſagten ſie in dieſen überreichten Klagpunkten) mehrere Kirchen abgenommen.“ (Was baare Lüge war, denn die Katholiken ſuchten nur die ihnen geraubte Kirchen wieder an ſich zu bringen.) „Zweytens für ihren Prädikanten — — (aber in alles Einzle ſich einlaſſen, und an alle ihre Erdichtungen, Riebe, und Ränke, und Krücken, und Stelzen, und Mittel, derer ſie ſich bedienten, auch nur flüchtig erinnern zu wollen, erforderte zu umſtändliche Erzählungen, die ungenießbarer wären, als die Umſtändlichkeiten der Janſeniſten.)

Mehr von Bedeutung, und hieher gehörig iſt der Gedanke, auf welchen jetzt erſt, erſt im Jahre Chriſti

1732 die luterſchen Prädikanten zu Pappenheim, wie auf einmal, und wie wenn dieß ganz was neues wäre, verfielen; ſie verfielen auf den Gedanken, in die luterſche Sekte wieder eine Art Firmung einzuführen; denn des Zuſetzens, des Wegwerfens, des Zuſtutzens, des Anflickens an dem luterſchen Kirchgen war noch immer kein Ende. Sie hatten alſo nun einmal einen neuen Firmungsplan entworfen, und bathen nun dringendſt, den Grafen Friedrich Ferdinand, das höchſte Oberhaupt der luterſchen Kirche dieſer Gegend: „er möchte dieſe neue Firmung in ſeinem Gebiethe einzuführen erlauben.“ Die nachgeſuchte Erlaubniß wurde alſogleich erlaſſen, und zugleich die Vorſchrift, welche bey dieſer Firmung beobachtet werden ſollte. Um frühzeitig unverſöhnlichen Haß gegen die katholiſche Kirche in ihre Kinder zu bringen, ward anbefohlen: „vor allem den Kindern zu ſagen, die Firmung im Pabſtthum ſey ein lauterer Mißbrauch, man habe ſie zu einem Sakrament erhoben, und durch eine Menge abergläubiſcher Ceremonien entſtaltet“ — und ſo weiter. Nach dieſen, und dergleichen Lügen und Gotteslaſterungen, die eine Art Vorbereitungs-Anrede ſeyn ſollten, ſoll die feyerliche Handlung ſelbſt vorgenommen werden. Dieſe Art Firmung war dann weiter nichts, als eine Zuſammenſetzung aus jenen ehrwürdigen, erbaulichen, geiſterhebenden Ceremonien, welche die heilige katholiſche Kirche von jeher vorſchreibt bey feyerlicher Ertheilung der heiligen Sakramente der Taufe, und der Firmung; kurz die feyerliche Beſtättigung und Erneuerung der Taufgelübde des Chriſten. Dieſes, was ſie da thaten, nannten ſie nun Firmung, und wollten Unwiſſende glauben machen, dieſe erbauliche feyerliche Taufs-Bunds-Erneuerung ſey eine ganz neue, und ihre Erfindung; da doch, was bekannt iſt, ſelbe in der katholiſchen Kirche ſtets üblich war, und immer, und überall darauf gedrungen wurde; frühzeitig wurden immer ſchon die Kinder im chriſtlichen Unterrichte dazu ermahnet: „daß ſie gleich beym erſten Anfang des Vernunfts-Gebrauches feyerlich vor Engel und Menſchen an-

anerkennen, und beſtättigen ſollen alles das, was bey Empfangung der heiligen Taufe in ihrem Namen ihre Taufpathen ſo feyerlich, und ſo heilig verſprochen haben." Gar ſchön ermahnet dazu der große heilige Biſchof Ambroſius mit den merkwürdigen Worten: „Stelle die damals an dich geſtellte Frage jetzt ſelbſt an dich, und erkenne an — deine damals gegebene Antwort. Du haſt dem Teufel und ſeinen Werken, und der Welt und ihren Gelüſten, und ihren Begierlichkeiten feyerlich entſaget; ſey eingedenk deines gegebenen Wortes; halte dein Verſprechen." Auch die Erwachſenen wurden von jeher in der katholiſchen Kirche öffentlich in Predigten, und ingeheim in Beichtſtühlen nachdrücklichſt ermahnet: „daß ſie ſich öfters ſelbſt erinnern ſollen an ihr gethanenes Verſprechen, öfters feyerlich erneuern den heiligen Taufbund." Kurz am Ganzen, was da im Jahre Chriſti 1732 die pappenheimiſchen Prädikanten in ihren Kirchen neu einführten, war gar nichts neues, als dieß nur: „daß ſie dieſen uralten, und gewiß löblichen, und heiligen Gebrauch „Firmung" nannten, und ſelbſt dieſes Neue, war alte gotteslaſterliche Ketzerbosheit; ſie wollten damit das heilige Sakrament der Firmung erſetzen, und herabwürdigen zum Menſchenwerk. Dieß war überhaupt wieder den Ketzern die erwünſchteſte Gelegenheit zu verſpotten, und zu beſchimpfen Gott- und Lieblos die geſammte heilige katholiſche Kirche, die da immer göttliche Einſetzungen und Geheimniſſe höher achtete, als alle auch noch ſo ehrwürdige menſchliche Gebräuche und Ceremonien. Sie, die Abtrinnigen, blieben ſich, wie allzeit, ſo auch dießmal im Widerſpruch; ſie wollten immer, auch nach ihrem Abfall vom chriſtlichen Glauben, Chriſten genennet werden; und läſterten nun laut vor Himmel, und Erde, Jeſum Chriſtum, ſeine Heils-Anſtalt, ſeine Geiſteslebensmittel, ſeine Gnaden-Geheimniſſe, ſeine heiligen Sakramente.

So gräulich nun aber durch dieſe neue an ſich löbliche und erbauliche, aber der gotteslaſterlichen Abſicht wegen, gottloſe Einrichtung die Pappenheimer Prädi-

kanten an Jeſus Chriſtus, und an ſeiner heiligen Kirche, und an ſeinen heiligen Sakramenten ſich verſündigten; ſo ſehr war es nun damit gefehlt, ſogar auch bey denen, bey welchen ſie Lob und Beyfall, und Ruhm einzuärndten ſich ſchmeichelten. Viele ihrer Amtsgenoſſenen tadelten auch dieſe Pappenheimer Firmung; aber ganz anderer Urſachen wegen; ſie ſah ihnen zu römiſch katholiſch aus, wenigſtens der Name war ihnen nicht recht, ſie wollten, man ſoll nichts mehr mit der katholiſchen Kirche, nicht einmal mehr einen Namen mit ihr gemein haben; wenn man dieſe Feyerlichkeit einführen wolle, ſo ſoll man ſelbe nicht Firmung, ſondern Bekenntniß, oder Anerkenntniß des Glaubens nennen. Andere, noch ſtrengere Luteraner waren mit der feyerlichen Handlung ſelbſt nicht zufrieden, ſahen ſelbe als eine ſchädliche, wenigſtens als eine verdächtige, und äußerſt gefährliche Neuerung an; fanden viel Ärgerliches darinn, kamen ſogar mit gelehrt ſcheinenden Gründen dagegen angezogen, ſagten: „damit ſcheine man zu behaupten, die von Kindern empfangene Taufe ſey vor dieſer Feyerlichkeit gleichſam unwirkſam, und unvollſtändig, und man müſſe alle Kinder gleichſam auf ein neues taufen.“ Jetzt mußten jene, die ſich, als hätten ſie was Neues erfunden, groß machen wollten, gegen ſich ſelbſt auftreten, und ſelbſt behaupten, und beweiſen: „daß ſie keine Neuerer, und daß das, was ſie da einführen wollen, nicht ihre, und gar keine neue Erfindung ſey, ſondern ein uralter Gebrauch.“ Sie nannten einen heiligen Paulus einen uralten Tertulian, einen Cyprian als Gewehrsmänner fürs Alterthum dieſes nun auch bey ihnen einzuführenden Gebrauches. Der Ausgang dieſer Uneinigkeiten war, es gieng auch dießmal, wie es bey Ketzern, wenn ſie ſich entzweyt hatten, allzeit gieng; zuletzt, wie vorher, that jeder, was, und wie er wollte; in einigen Orten wurde die Pappenheimer Firmung ohne weiters eingeführet, in mehreren Orten aber wurde ſie ohne weiters verworfen; und damit zum Ueberfluß wieder neu beurkundet, und vor aller Welt Augen hingelegt

legt das in ſich widerſprechende Charakter=Gemiſch der Ketzer, ihr ſtets veränderlicher, und ſtets hartnäckiger Kopf, ihre Flatterhaftigkeit und ihr Starrſinn.

In den Niederlanden ſeufzten die Rechtgläubigen und ihre Prieſter auch in gegenwärtigem Jahre Chriſti 1732 unter demſelben harten Drucke, welcher ſchon voriges Jahr durch die gegen ſie erlaſſene Verordnung der vereinigten Stände über ſie herfiel. Sie litten mit chriſtlicher Heldengeduld alle Kränkungen und Plagen in der Ueberzeugung: „obrigkeitliche Verfügungen, ſollten ſie auch noch ſo ungerecht ſeyn, müſſe man dulden, man könne da nur von oben Hilfe erwarten; Gott werde Gewaltthätigkeiten und Unrecht nicht zu lange wüthen laſſen.“ Dadurch wurden die Ketzer immer noch muthwilliger; Beſchuldigungen, Lügen, und alle Bosheitsarten wurden jetzt wieder in Dienſt genommen, und es ward noch dieſes Jahr beſchloſſen: „immer mit noch mehr Gewaltthätigkeit gegen die Katholiken zu verfahren, ihnen alle Religions=Ausübung immer noch mehr zu erſchweren, oder gar unmöglich zu machen, und ſelbſt ſogar ihrer Ueberzeugung, und ihrem Gewiſſen Zwang anzuthun.“ Es wurde demnach die Zahl der Seelenſorger immer noch mehr vermindert, und den Wenigen der Wirkungskreis immer noch mehr beſchränkt, die Erfüllung ihrer Pflichten immer noch mehr erſchwert. Es ward feſtgeſetzt: „immer ſollte, wenn ein Pfarrer ſterbe, die Pfarrkirche geſchloſſen, und die Stelle des Verſtorbenen ſoll nie mehr beſetzt werden.“ Mönche und Nonnen mußten froh ſeyn, wenn man ſie nur noch leben, und in ihren Wohnungen ſeyn ließ. Die Jeſuiten wurden auch nach ihrer Verjagung, nach Einziehung ihrer Güter überall, wo, und wie man noch konnte, gekränket und gequälet; man ſuchte überall nach, ob man nicht wenigſtens gegen irgend einen derſelben etwas auffinden könnte.

Da auf ſolche Weiſe bereits in ſo vielen Orten in Deutſchland und um ſelbes her das Reich Gottes zu ſinken aufgelößt zu werden anfieng, dachte und arbeitete Pabſt Clemens der XII. Tag und Nacht, ob nicht,

und wo, und wie demſelben wieder könnte aufgeholfen werden. Jemehr er nachdachte, alles erwog, und zu ſammenhielt, wollte es ihm ſcheinen für Sachſen mehr, als für ein anderes abgefallenes Land gegründete Hoffnung gefunden zu haben; er verſammelte am 21. Juli des Jahres Chriſti 1732 ſeine Cardinäle um ſich her, und theilte ihnen ſeine Gedanken, und Anſichten, und Beſchlüſſe mit. Alle Verſammelten wurden hierüber ganz Freude, und waren voll Hoffnung, und thätigſt mit zu arbeiten, von Herzen bereit. Der heiligſte Vater ſchrieb alſogleich auch an Auguſtus, Churfürſten von Sachſen, und König von Pohlen, entdeckte ihm ſein Vorhaben, und was für Opfer er der guten Sache zu bringen bereitwillig wäre, und ſuchte ſomit auch ihn zu entflammen zur Mitwirkung und Beyhilfe, dieſes gute Werk mit Gott zu vollbringen; er ſchloß endlich dieſes vorläufige Schreiben mit den Worten: „damit auf ſolche Weiſe nun der heiligen Kirche gerade aus jener Gegend Freude zukomme, aus welcher vorhin derſelben ſo vieles Leidweſen zugieng, und ſo tiefe Wunden geſchlagen wurden.“ Wie Ernſt es dem guten Hirten war, und wie für Nichts er alle Aufopferungen achtete, wenn es die Rettung verirrter Schäfgen galt, zeigte ſich gar bald. Schon am 1. Auguſt eben dieſes Jahres Chriſti 1732 ward die indeſſen ausgeſtellte feyerliche Urkunde gefertiget, und dem vorläufigen Schreiben nachgeſchickt; in derſelben heißt es: „die katholiſche Kirche, dieſe zärtliche Mutter erkannte es zu allen Zeiten als eine ihrer erſten Pflichten, für Erhaltung der Reinheit des heiligen katholiſchen Glaubens, ohne welchen man Gott nicht gefallen kann, und für das ewige Heil aller durch das koſtbare Blut des Herrn erkaufter Seelen vor allem ängſtlich zu ſorgen; ſie hat daher ihrer Seits immer alles Mögliche gethan, nie etwas unverſucht gelaſſen; um ja nur immer und überall, nach Erforderniß, den heiligen Glauben zu ſchätzen, und handzuhaben, oder ihn wiederherzuſtellen; auch der auf Abwege gerathenen,

nen, verirrten Kinder kann ſie alſo niemals vergeſſen, ihr Schoos ſteht auch dieſen offen, noch mehr, es wird ihnen ihre Zurückkehre auf alle Weiſe erleichtert und verſüßt, alle Hinderniſſe weggeräumet, damit ſie ja recht ſicher und leicht in den Schaafſtal Chriſti zurücke finden können.“ Nach dieſer Einleitung wird dann vom Weſentlichſten, und hier Sachdienlichen mehreres umſtändlicher angeführet, auf Thatſachen aus der Kirchengeſchichte hingewieſen, namentlich, was in Hinſicht auf Sachſen geſchehen. Hierauf wird die Frage aufgeworfen: „Was denn die Urſache ſeyn möge, oder das Haupthinderniß, daß bisher immer alle liebvolle Verſuche fruchtlos geblieben?“ Nach gefundener genügender Antwort auf dieſe Frage, nämlich: „daß die Sachſen von Wiederannahme des heiligen Glaubens werden abgeſchreckt werden, weil ſie fürchten, dann verpflichtet zu ſeyn, die an ſich geriſſenen Kirchengüter wieder zurücke zn geben, und ſo ſich der Gefahr ausgeſetzt ſehen, in Dürftigkeit und in Armuth zu gerathen.“ Der heiligſte Vater, um alles zu thun, um alle Hinderniſſe wegzubringen, waget dann endlich auch dieſen Schritt, erkläret feyerlich: „daß man ſie bey ihren wie immer ungerechten Beſitzungen laſſen wolle; daß ihre Bekehrung ihnen auch in zeitlicher Hinſicht nützlich und vortheilhaft ſeyn ſoll.“ So gut es von Seite des guten Hirten gemeynt war, und ſo eifervoll und geſchwind alles dieß beſchloſſen und auch ausgeführt wurde, und angebothen und aufgewendet, um nur Seelen zu retten, eben ſo geſchwind zeigte ſich es auch, daß ſie die Finſterniſſe mehr lieben, als das Licht, ganz verblendet und eingeſchläfert. Es erfolgte keine Bekehrung; die Sachſen ließen ſich durch die Sünde des Abfalles vom heiligen Glauben ſo wenig, als durch die der Ungerechtigkeit des Beſitzes ſo vieler der Kirche geraubter Güter aus ihrem Todes-Schlummer wecken.

Nicht viel beſſer gieng es mit den eben ſo gut gemeynten, und muthvoll und entſchloſſen neuerdings gewagten Unternehmungen fürs Reich Gottes in China.

Nach-

Nachdem der grauſame neue Kaiſer lange genug die apoſtoliſchen Männer, und alle Bekenner des chriſtlichen Glaubens durch Foltern und Peinigungen auf verſchiedene Art zu todt gemartert hatte, ſetzte er damit ein wenig aus. Als aber nun im Jahre Chriſti 1732 das Land durch Erdbeben, Waſſergüſſe, und ähnliche Unglücksfälle heimgeſucht wurde, ſchob man die Schuld auf die den Chriſten zeither erwieſene Nachſicht. Alſo mußten nun auf des Kaiſers Befehl alle in China noch anweſende Miſſionäre (nur drey und zwanzig Kunſterfahrne ausgenommen,) das Land räumen, und ſich eilends nach Macao begeben. Das immer kleiner gewordene Häuflein der chineſiſchen Chriſten wurde entweder zum Abfalle angelocket, oder durch Folterbänke und Ketten geprüfet, oder wohl gar zur Richtſtätte geführt. Auch das beginnende Jahr Chriſti 1733 zeigte ſich keineswegs günſtiger für das Chriſtenvolk in China. Neue von den Mandarinen erdichtete Innzichten waren die Urſache, daß nun auch jene drey und zwanzig Miſſionäre, welche, der Mathematik und artiſtiſchen Kenntniß wegen, bisher noch im Lande geblieben waren, ohne Schonung von Pekin nach Macao wandern mußten. Und die Verfolgung der Chriſten begann nun wieder auf ein neues, wurde immer allgemeiner, und war nun auf gänzliche Ausreutung des Chriſtenthumes in China mit Höllenwuth, und mit Zuverläßigkeit berechnet.

Auguſtus der II., König von Pohlen, und Churfürſt von Sachſen, begab ſich ſeiner Unpäßlichkeit und der rauhen Jahreszeit ungeachtet dennoch nach Warſchau zum Reichstag, welcher am 26. Jäner dieſes Jahres Chriſti 1733 eröffnet wurde; die Krankheit und die Schmerzen nahmen gar bald bedeutend zu. Der König hielt zwar ſeinen Zuſtand noch nicht für ſo gefährlich; doch ließ er ſich nun das Wichtigſte aller Geſchäfte, die Sorge für ewiges Seelen-Heil vor allem angelegen ſeyn; er empfieng voll Reue und Innbrunſt die heiligen Sterbſakramente, und bereitete ſich nach allen Kräften zu einem glückſeligen Lebensende, das dann

auch

auch bald erfolgte. Dieß war ein neuer ſchmerzender, tief verwundender Schlag für Pabſt Clemens den XII., und für die geſammte katholiſche Kirche. Die Nachricht von dem erfolgten Tode des Königs, und von den Anſchlägen der Ketzer in Pohlen, und im deutſchen Reiche, und von den daraus zu fürchtenden Unruhen und Gefahren hatten ſich ſchon überall hingedrungen. Pabſt Clemens der XII. erließ alſogleich an den Primas und Reichsverweſer ein Schreiben, und bath, und ermahnte ihn ernſtlichſt: „der Sache Gottes, und ſeiner heiligen Kirche ſich anzunehmen, und dieſe Gelegenheit, vom Untergange zu retten, ja nicht zu verſäumen; wenigſtens, was möglich wäre, muthig zu thun, um dem fortreiſſenden Strom des Verderbens Hinderniſſe zu legen." Unruhe und Gefahren, und Gründe, alles zu fürchten, zeigten ſich bald noch mehrere, als man bisher zu fürchten hatte; da auf einmal Frankreich auch in dieſe auswärtige Angelegenheit wieder ſich einmiſchte, und zu einem Krieg Anſtalten traf, und dem deutſchen Kaiſer, und der ruſſiſchen Kaiſerinn drohte: „wenn man ſich unterſtehen ſollte, auch nur einen Mann nach Pohlen zu ſchicken." Noch mehr aber ſuchte Frankreich durch Verheißungen und Beſtechungen zu richten und zu bewirken; ſo wurde der Primas, und die Magnaten Pohlens für Frankreichs Abſichten erſchachert und angekaufet; und ſo waren nun wieder Schliche und Ränke, und Unruhen und Kriege aller Art unvermeidlich. Der Kaiſer kam dadurch in eine ſehr bedenkliche Lage; der päbſtliche Geſandte entfernte ſich aus Warſchau. Auf dem nach Warſchau ausgeſchriebenen Reichstag zeigten ſich gar bald die Folgen der Uneinigkeiten. Auch in der Schweiz gab es jezt wieder der Ketzer wegen, und durch ſie Verwirrung und Erſchreckniſſe und Gefahren.

Der fürchterliche Schritt, den die Salzburger Bauern zu ihrem Unheil gewagt hatten, ihre muthwillige Rebellion, Empörung gegen ihren rechtmäßigen, und ſo guten Landesherrn, und ihr endlich vollbrachter Abfall vom heiligen Glauben, dieſe Greuelthaten zeigten

ſich nun ſchon immer mehr und mehr auch als Aergerniſſe greulvoll in den Folgen; weil dieß die Salzburger Bauern, und nach ihnen die Berchtoldgader thun konnten, und ungeſtraft thun konnten, und dafür noch gelobt, und begünſtiget, und unterſtützet wurden; ſo ſchlich ſich dieß Gift nun ſchon immer weiter umher, und griff immer mehr und mehr um ſich.

Auch in Oeſterreich ſtanden nun im Jahre Chriſti 1733 einige Bauern auf, bekannten ſich zur luterſchen Religion, und bathen ihren Landesfürſten um die Erlaubniß, in fremde Länder zu wandern. Kaiſer Karl der VI. ſchlug ihnen die Bitte ab, und wies ihnen theils in Siebenbürgen, theils in Ungarn Wohnung an. Dergleichen Schwindelköpfe fielen aber gar bald auch von den Luteranern wieder ab; wie ſie thaten, was ſie wollten, ſo glaubten ſie nun auch, was ſie wollten, und wie ihnen beliebte; es gab viele, die ſich von den Luteranern auch öffentlich abſonderten, und deßwegen „Separatiſten“ genennet wurden. Einige dieſer Separatiſten haben ſich auch durch Schriften bekannt gemacht. Johann Tennhard, ein Nürnberger, eiferte ſehr laut wider die Mißbräuche der luteriſchen Prediger. Chriſtian Tuchtfeld verwarf die Beicht und alle Gnadenmittel; er hielt auch die Synoden, und die ſymboliſchen Bücher für unnütze Dinge. Konrad Dippel griff das Anſehen der Bibel, die Verdienſte Chriſti, die Kraft der heiligen Sakramente, und das Daſeyn der heiligen Dreyfaltigkeit an. Erneſtus Hochmann von Hochenau verwarf die Kindertaufe, die Ehe, die Ewigkeit der Hölle, u. ſ. w. Ludwig Sartori von Reichenbach verläugnete alle Gnadenmittel, die heiligen Sakramente, das Predigtamt, u. d. m. Johann Heyn von Potsdamm, und Theodor Kampf von Osnabrügg, ſagten der Welt allerley Unheil vor.

Zu Frankfurt ereiferte ſich der luterſche Wortsdiener, Friedrich Stark, im vollen Ernſte gegen dieſe Separatiſten. Einer dieſer Separatiſten, ein Schuſter von Buding, Theodor Krahl, rüſtete ſich zum

Fe-

Feder⸗Krieg gegen dieſen Prädikanten, gab eine Schrift heraus, in welcher er von ſich ſelbſt bezeuget: „er ſey zwar vorhin ganz Luteraner geweſen, aber er habe ſich nun den Separatiſten beygeſellet, weil Gott ſelbſt anbefohlen habe, daß ſich die Guten von den Böſen abſondern ſollen; er verabſcheue jezt die luterſchen Prädikanten; ſie ſeyen reiſſende Wölfe, ſeyen fleiſchliche Menſchen, ganz an die Erde angeheftet, nicht Kirchen⸗, ſondern Bauchdiener; er (der Schuſter,) ſey ſo gut berufen, ſey ſo gut Prädikant, als ſie es ſeyen.“ Zugleich machte er ſich luſtig über das Alterthum des Luterthumes, und über Verſchiedenes in demſelben, und rühmte und erhöhete über alles ſeine Separatiſten. Der Frankfurter Paſtor zog nun auch ſchriftlich zu Felde, hieß den Schuſter bey ſeinem Leiſte bleiben, ſchmähete über ſeine Schmähereyen, und ſuchte das ganze Schuſterwerk mit Feuer zu widerlegen, und ihn recht heimzuſchicken. Der Budinger Schuſter blieb die Antwort nicht ſchuldig, und antwortete immer wieder; ſo wechſelten ſie mehrere Schmähſchriften, und der Federkrieg nahm ſobald kein Ende, und wurde zulezt ein ernſtlicher Partheyen⸗Krieg zwiſchen Separatiſten und Luteraner. Jede Parthey behauptete gleiche Rechte, und gleichen Beruf zum Predigen, und den heiligen Geiſt und ſeine Erleuchtung zu haben. Schuſter Krahl aber blieb, wie er war; die Irrthümer und Schwärmereyen der Separatiſten gefielen ihm beſſer, als die der Luteraner.

Es waren aber eben jezt die Wortsdiener der Luteraner ſelbſt unter ſich wieder uneins, gegen ſich im heftigſten Streite; es betraf die Art und Weiſe, wie man von Sünden loswerden könne. Die chriſtliche Bußanſtalt, das ſichere Rettungsmittel für Sünder, das Jeſus Chriſtus, der göttliche Seelenarzt, der beſte Sünderfreund mitbrachte, und verordnete, und vorſchrieb, das von Jeſus Chriſtus eingeſezte heilige Sakrament der Buße hatten die Luteraner, bekanntermaaßen, ſchon ſeit ihrem Entſtehen nimmer; weil ſie keine Prieſter und keine Kirche Chriſti mehr hatten; dieß alles hatte für

ſie

ſie eben durch die neue Art Kirche, die Luter geſtiftet, von ſelbſt aufgehöret, was Luter wohl ſelbſt ſah, und auch wollte; dieß, eben dieß wollte er, die heiligen Sakramente, das Prieſterthum, die katholiſche Kirche, dieß alles ſoll aufhören; aber er ſuchte zugleich allzeit für alles, was er ſeinen Anhängern nahm, etwas anders zu geben, wenigſtens einen Namen für die Sache; fürs Weſen einen Schein; menſchliches Machwerk für göttliche Einſetzungen; für nie verſiegende Gnaden- und Lebens-Quellen — Ciſternen, die kein Waſſer in ſich halten. Luter erſann ein Beruhigungsmittel für Sünder, ein gewiſſes Freyſagen von Sünden; um für das hinweggekommene heilige Sakrament der Buße ſeine Anhänger gleichſam ſchadlos zu halten, wenigſtens in etwas zu befriedigen, und einzuſchläfern. Allein eben dieſe Erfindung Luters war ſchon gleich anfangs vielen Luteranern nicht recht, und ſeitdem vielen derſelben nie ganz recht; daher ſeit ihrem Beſtehen das immerwährende Machen und Aendern daran; dieß war bey ihnen immer ein Zankapfel, worüber ſie ſtritten; über die Art und Weiſe, von Sünden los zu werden, konnten ſie, wie über vieles, nie Eins werden; einige wollten: „der Sünder müſſe ſeine Sünden erkennen, und auch bekennen“ — ſie forderten ein Sündenbekenntniß, eine Beicht; dieſer ihre Meynung war wieder verſchieden, ſie begnügten ſich entweder mit einer überhauptigen Anerkennung ſeiner Sündhaftigkeit im Allgemeinen, ein jetzt öffentliches, lautes, jetzt nur heimliches, ſtilles Bekenntniß: „man habe geſündiget“ — oder ſie forderten eine ſonderheitliche Sündenbekenntniß, eine förmliche Beicht; andere ſetzten das ganze Bußgeſchäft im Predigen, im Freyſagen von Sünden, in — ſie wußten ſelbſt nicht — in was; kurz, da that jeder, was er wollte, wie ers bequemer fand; Bußthun war bey ihnen immer noch nichts Entſchiedenes, nichts Beſtimmtes, kein vorgeſchriebenes Heilsgeſchäft, keine beſtimmte Antwort, ſondern eine erſt zu entſcheidende Frage, ein Problem, eine Aufgabe. Und

das

darüber wurde unter ihnen eben jetzt eine Zeit her neuerdings lebhaft mündlich und ſchriftlich heftig geſtritten.

Caſpar Schäd, ein Päſtor zu Berlin, lärmte mit Hitze gegen das Bekenntniß der Sünden, und gegen die Losſprechung davon; er erzürnete ſich auch in Schriften dagegen; nannte den Beichtſtuhl einen Teufelsſtuhl, eine Höllenpfütze, u. ſ. w. Gegen ihn ſchrieb Deutſchmann, ein wittenbergiſcher Prädikant, welcher die in einigen luterſchen Gemeinden übliche Sündenbekenntniß eifrig in Schutz nahm; aber weil immer beyde ſtreitende Partheyen in gleich groben Irrthümern ſteckten, konnte keine die andere gründlich widerlegen; es wurde demnach unter ihnen immer wohl hitzig geſtritten, aber nie etwas entſchieden.

Noch ein Paar Prädikanten ſtritten ſich beſonders hitzig über eben dieſen Gegenſtand, und wechſelten Briefe, und kamen auf gar ärgerliche, gotteslästerliche, und zugleich ſehr abgeſchmackte, und die beſtrittene Sache, und die Streiter ſelbſt entehrende Behauptungen, und Sätze, und Forderungen. Lange ſtritten ſie ſo; aber auch bey dieſen war dieß alles, was ſie konnten, wie von jeher alle Proteſtanten nie was konnten, als proteſtieren, ſtreiten gegen die Wahrheit, gegen das Licht; geſtritten nur immer über alles, entſchieden aber konnte nie was werden; weil da unter ihnen nirgend ein Schiedsrichter zu finden war; nach langem Streiten wieſen ſich die Streiter immer nur wieder auf ihre Schrift hin, das iſt, jeder auf ſich ſelbſt hin, auf ſeinen Sinn, auf ſeine Anſicht, auf ſeinen Irrthum; entfernet von der Wahrheit, losgeriſſen von der Säule, und Stütze der Wahrheit, abgekommen vom Wege, beraubt des Lebens, ohne Grund, ohne Haltungspunkt konnten und mußten ſie es ſo machen. Beynahe aller Orten waren jetzt die Proteſtanten in demſelben Streite begriffen, ſo, daß es Aufſehen machte. Allein, da immer jeder dieſer Kämpfer für ſeinen Irrthum, jeder für eine entſchiedene — Unwahrheit kämpfte, ſo konnte keiner für die Wahrheit einnehmen, gewinnen, erobern; ſo konnte niemals die

Wahrheit ſiegen, ſo blieb immer wieder jeder, wo er vorhin war, im Irrthume, in Finſterniſſen, in Todes-Schatten. Für ſie, die Proteſtanten ſelbſt hatte dieſer auch noch ſo feurige Krieg keine Folgen; er nützte ihnen nicht, konnte ihnen aber auch nicht ſchaden, nichts verderben; es konnte von ihnen Niemand irre geführt werden, weil ſie es alle ſchon waren; in ſich ſelbſt aber, und für die Erkenner und Bekenner der Wahrheit, für alle Rechtgläubige, für alle Kinder der allein wahren Kirche Chriſti waren auch dieſe Uneinigkeiten und Zwiſte der Ketzer wichtig und wohlthätig; dieſes anſchauliche armſelige Umhertappen der Blinden im Finſtern, im Nebel, im Moosgrunde, im Sumpfe lehrte ſie die Kinder des Lichtes jetzt wieder recht einſehen, wie viel beſſer ſie daran ſeyen; jetzt mußten ſie wohl wieder neuerdings recht froh ſeyn ums Licht, danken dafür dem Vater der Lichter, danken für die Wahrheit, für den heiligen Glauben, für den Felſen, für die Säule und Stütze der Wahrheit, für die unfehlbare Schiedrichterinn und Leiterinn, für die heilige katholiſche, auf den Felſen gebaute, hellleuchtende Kirche Chriſti. Die Prieſter des Herrn aber, die Diener der Kirche wußten auch dieſe Zwiſchenauftritte im Reiche Gottes zu benützen zur Erbauung und Befeſtigung des Reiches Gottes in allen, zum Heil aller ihnen Anvertrauten, damit zu beleben ihren Glauben, ihre Freude an Chriſtus, an der Kirche Chriſti, an allem, was Er gab, ſie zu erwecken zum kindlichen Danke dafür, und zur gewiſſenhaften Benützung und guten Anwendung dieſer Gnaden, ſie zu bewegen zum Mitleid und Erbarmen, und zum Gebethe für irrende, vom Weg, von der Wahrheit, vom Leben, von Chriſtus weggelaufene, abtrinnige, falſche Brüder, für die elend außen umherirrende Schaafe, daß ſie oder ſelbſt zurücke kehre, oder wenigſtens doch ſich finden, ſich zurück bringen laſſen, da ja offenbar doch nur Ein Schaafſtall, nur Eine Heerde, nur Eine Kirche Chriſti ſeyn kann, wie auch nur Ein Hirt, nur Ein Chriſtus iſt.

In

In Pohlen war man noch immer mit der Wahl, oder vielmehr mit Eindringung eines neuen Königs beſchäftigt; und ſomit nicht nur ganz Pohlen, ſondern das ganze deutſche Reich und die Kirche in Verwirrung, in Aengſten und Furchten, in augenſcheinlichen, entſetzenden Gefahren. Frankreich gieng von dem einmal beſchloſſenen Vorhaben nicht ab, es machte nun förmlich eine Gegenparthey, der pohlniſche Primas und Reichsverweſer, und viele, die es mit ihm hielten, waren durch Ränke und Liſt, oder durch Kauf oder durch Gewalt, oder auf was immer für eine Art gewonnen, gefeſſelt; ihr Bemühen indeſſen war nur zu zögern, das Geſchäft zu erſchweren, hinaus zu ziehen, um Zeit zu gewinnen, und mittlerweile immer noch mehr Wahlſtimmen zu erkaufen, oder zu erbetteln, oder zu erzwingen, oder wie immer zu erhalten für Stanislaus Lescinskyus, den Frankreich für den pohlniſchen Thron bey ſich ſchon beſtimmt und feſtgeſetzt hatte. Dieß Machen und dieß Hintertreiben und Stören dauerte nun bisher immer in einem fort ſeit dem Tode des Königs von Pohlen. Noch immer war der Reichstag verſammelt zu Warſchau; es wurden über 20 Sitzungen gehalten, und noch immer war dieſelbe Verwirrung; ſie machten und forderten nur immer Berichte und wieder Berichte, und eiferten und lärmten für Wahlfreyheit, und forderten immer wieder hierüber Erklärungen ab; da kein Menſch, als ſie, dieſe Lärmer, je einen Gedanken hatte, dieſe Freyheit auch nur im Geringſten zu ſtören. Oeſterreich, Rußland, Preußen, Sachſen, die vornehmſten pohlniſchen Magnaten und Biſchöfe, beynahe ganz Pohlen, hatten ſchon wiederholtermalen feyerlich erkläret: „daß ſie nichts anders wollen, als Ordnung und Friede, und daß frey und weislich, und nach Recht und nach Verdienſten gewählt werde.“ Kaiſer Karl der VI. gab gleich anfangs, und immer wieder ſeine Erklärung ab, und verſicherte, und berief ſich auf bekannte Thatſache: „daß das Haus Oeſterreich mit Pohlen allzeit im beſten Einverſtändniſſe geweſen, und fortwährend nichts anders wolle, als das

wahre Beſte dieſes nachbarlichen Reiches; alles half nichts — bis endlich die lärmende Gegenparthey das, was ſie wollte, gehörig eingeleitet, und vorbereitet hatte, und der Tag beſtimmt werden konnte, an welchem endlich die Königswahl vorgenommen und vollendet werden ſollte. Endlich jetzt war dieſer Tag da, dieß war der 25. Auguſt dieſes Jahres Chriſti 1733; es verzögerte ſich aber doch noch; die Parthey wollte: „daß der, der ſchon König war, vor man ihn wählte, daß Stanislaus ſelbſt zugegen ſeyn ſoll.“ Er war aber ſchon da unter der Figur eines Kaufmannes. Man wollte nun einmal das Spiel vollends ausſpielen; aber es koſtete noch immer mehr, als man glaubte, — doch nur noch einige Tage, und das Ganze war vollendet; man hatte, was man wollte, und wie man es wollte. Stanislaus war König von Pohlen. Es wurde alſogleich nach Rom Bericht erſtattet, und amtlich verſichert: „einſtimmig ſey Stanislaus erwählet worden“ — um nur geſchwind auch von daher Beſtättigung der Wahl zu erſchleichen.

Indeſſen proteſtirte noch immer beynahe ganz Pohlen gegen dieſe widerrechtliche Wahl. Stanislaus ſah nun wohl deutlich, wie ſehr man ihn getäuſchet, und eine Wahleinſtimmigkeit ihm vorgelogen habe; und die ganze Sache bekam immer wieder ein fürchterlicheres Ausſehen, als ſie vorhin hatte. Der eingedrungene König ſah ſich gar bald genöthiget, die Flucht zu ergreifen, ſammt ſeinem Anhang.

Nach dieſem wurde dann erſt zur ruhigen, und freyen Wahl geſchritten. Es wurde von den verſammelten Ständen des pohlniſchen Reiches Auguſtus Friederikus, der Churfürſt von Sachſen, einſtimmig erwählet als König von Pohlen. Frankreich ruhete nun noch nicht; ſuchte alle Welt gegen dieſe neue Wahl aufzubringen, wußte die Könige von Spanien und Sardinien an ſich zu bringen. Alſogleich wurden nun das Herzogthum Mayland, die Königreiche Neapel und Sizilien, und andere Provinzen in Welſchland, die dem Kaiſer angehörten, überfallen, und ſchrecklich verheeret; auch

die

die Türken wurden durch lügenhafte Vorſtellungen aufgehetzet zum Krieg gegen den Kaiſer; es wurde überhaupt neuerdings wieder zu allen gewohnten Mitteln zu Lügen und Anſchwärzungen Zuflucht genommen; es mußte nun auf allen Seiten Krieg werden. Es erſchien wirklich gar bald auch von Seite der Türken eine Kriegserklärung gegen Oeſterreich aus Frankreichs erdichteten und dargebothenen Gründen, welche jedoch von Oeſterreich gar bald in ihrer Lügenhaftigkeit, in ihrer ärmlichen Niedrigkeit, in ihrem ganzen Nichts dargelegt wurden; und damit wurden nun eben ſo ſchön, gründlich, und klar die Lügner, und Verläumder, und Friedensſtörer — zu Schanden gemacht.

Friedrich Auguſt, der neue König von Pohlen, und Churfürſt von Sachſen, ließ, um alle auch wider ihn Eingenommene mehr zu gewinnen, eine allgemeine Vergeſſenheit alles bisher Geſchehenen ausrufen, und wurde ſammt ſeiner Königinn Maria Joſepha am 17. Jäner des Jahres Chriſti 1734 von dem Biſchofe Lipskius in der Domkirche zu Crakau mit größter Feyerlichkeit gekrönet, und kehrte hierauf nach Sachſen zurücke.

Schon da man von noch entferntern Kriegsrüſtungen hörte, war Pabſt Clemens der XII. nicht wenig in Sorgen, und dann beym wirklich erfolgten Ausbruch des fürchterlichſten Krieges in Italien noch mehr; er unterließ immer nichts, dem werdenden Unheil alſogleich wieder ein Ende zu machen; er verſuchte alle ihm zu Dienſten ſtehende Mittel; er ſchrieb Briefe, bath, ermahnte, fertigte Geſandtſchaften; er that, was er konnte, um die ſtreitenden Mächte zur Wiederherſtellung des Friedens zu vermögen. Nachdem er ſeiner Seits alles gethan hatte, konnte er nichts mehr, als zu Gott ſich wenden mit kindlichem Vertrauen, und bitten, und flehen um Abhilfe in ſo großen allgemeinen Drangſalen; er ſchrieb deßwegen ein allgemeines Buß- und Gnaden-Jahr aus, einen Jubiläums-Ablaß; er beſchloß auch ſonſt öffentliche Andachten und allgemeine Gebethe.

Gründe, zu ſolchen Mitteln zu ſchreiten, vermehrten ſich gar bald immer noch mehr. Verſchiedene ſonſtige Zwiſte zwiſchen dem Oberhaupte der Kirche und einigen weltlichen Fürſten entſpannen ſich neuerdings wieder; und auch das fürchterliche Kriegsfeuer brach noch auf mehr Seiten zugleich aus; es begann wieder ein blutiger Krieg zwiſchen Spanien und den Mohren; es entzündete ſich neuerdings, und brach los der Aufruhr der ſtets rebelliſchen rohen Inſulaner auf Corſika; es war ein Kriegsheer von 40,000 Mann aus Frankreich im Anzuge; ſie hatten bereits das Schloß, und die Stadt Mayland in Beſitz genommen; es brachte beynahe jeder Tag neue Gründe, alles zu fürchten, neue immer größere Gefahren, und immer ſchon mehr als Gefahren; und es war da hart zu machen, hart auszuweichen, oder gar unmöglich auszuweichen, ohne irgendwo, oder gar auf allen Seiten anzuſtoſſen; obwohl Pabſt Clemens der XII. immer und immer ſorglich erklärte: „daß er für keine, und gegen keine Parthey ſich erkläre.“ Dazu kamen noch die Mißverſtändniſſe, Unzufriedenheiten, und Gewaltthätigkeiten der Venezianer, die neuerdings ausgebrochenen Unruhen und Widerſetzlichkeiten in der Schweiz; überdieß ſuchten jetzt wieder auch die Proteſtanten im Reiche, wie gewöhnlich, im Trüben zu fiſchen, die verwirrte Staats- und Zeitumſtände zu benützen. Kaiſer Karl der VI. war jetzt im Gedränge; er ſah ſich von Frankreich, Spanien, Sardinien mit Krieg überzogen; er mußte auch von den proteſtantiſchen Fürſten in dieſer Lage die ihm ſchuldigen Hilfstruppen verlangen; dieß war nun dieſen ketzeriſchen Reichsfürſten erwünſchte Gelegenheit, neuerdings einen Verſuch zu wagen, den ihnen noch immer verhaßten IV. Artikel des Riswiker-Friedens-Schluſſes wegzubringen; dazu, glaubten ſie, den Kaiſer jetzt zwingen zu können damit; daß ſie erklärten: „Nur unter dieſer Bedingniß leiſten ſie ihm die verlangte Hilfe gegen Frankreich.“

Was noch über alles war, und Aengſten und Furchten in allen guten Seelen noch mehr vermehrte,

und in jeder Hinſicht gleich von Anfang für die Kirche und für jeden Staat, und für alle Zukunft von Bedeutung ſchien, war, was ſich in dieſem Jahre Chriſti 1734 noch entdeckte, und aufzukommen, und bekannt zu werden anfieng, — eine neue Geſellſchaft, die aber, um mehr Anſehen ſich zu geben, alt zu ſeyn vorgab. Die Mitglieder dieſer bisher heimlichen, und nun ſchon großen Geſellſchaft, nannten ſich „Freymaurer.“ Ihr Urſprung, und die Herleitung ihres Namens wurde verſchieden angegeben; in allem, was davon erzählt wurde, zeigte ſich immer nichts, als lauterer Ungrund, leeres Gedicht, baare Lügen, Lächerlichkeiten, Schwärmereyen, Kinderpoſſen; aber, wie es gleich anfangs ſich zeigte, beabſichtigte und auf menſchliche Schwachheiten gut berechnete Gottloſigkeit. Allem nach fand dieſe Geſellſchaft ihren erſten Zufluchtsort in dem allgemeinen Zufluchtsorte aller Sekten, in England, wo dieſe Freymaurer ſchon ſeit einigen Jahren öffentlich und ungeſtraft in mehreren Städten, vorzüglich aber in London, ihre Verſammlungs-Orte hatten; dieſe Verſammlungsorte nannten ſie Loſchen; da hielten ſie meiſtens mit großen Zurüſtungen, mit ſonderbaren Feyerlichkeiten gewöhnlich zur Nachtszeit ihre Zuſammenkünfte. Man ließ ſie ſo fortmachen in England, wo man gerne alles duldete, was nicht rechtgläubig, nicht chriſtlich, nicht römiſch-katholiſch war. Aber dieſe Ungeziefer und Nachtgeſpenſter wollten nicht immer auf eine Inſel ſich einſchränken, ſie brachen aus, flogen über das Meer, ſuchten zuerſt in Holland ſich einzuniſten, und von da aus gieng es mit ihnen immer weiter und weiter, ſo, daß dieß Ding doch bald Aufſehen machte; durch ihr Benehmen, durch ihre Heimlichkeiten, durch ihr Zuſammenſchwören, durch ihre nächtlichen Zuſammenkünfte wurden dieſe Freymaurer allgemach aller Orten verdächtig; man glaubte Grund zu haben für Kirche und Staaten, für jede gute Sache von ihnen nicht wenig fürchten zu müſſen.

Und ſo drohte jezt von gar allen Seiten, und in gar jeder Hinſicht Gefahr, gar alles Unheil ſchien jezt

auf

auf einen Zeitpunkt zuſammentreffen zu wollen. Und jedem Unheil, das jetzt drohte, ſollte Pabſt Clemens der XII. zu ſteuren, ihm vorzubeugen, ihm abzuhelfen, davor zu warnen, und ſo herauszureiſſen, zu retten ſuchen — jeden Staat, und die Kirche.

Nicht wenig Troſt in ſo vielen Leiden und Furchten gieng zwar zu gleicher Zeit dem allgemeinen Vater, dem Oberhaupte der Kirche, und der geſammten katholiſchen Kirche dadurch zu, daß ſich jetzt unter der Regierung des neuen Churfürſten von Sachſen wieder mehr Gründe zeigten zur Hoffnung: „daß wahrſcheinlich bald ganz Sachſen dürfte bekehrt werden.“ Auch dieſe Hoffnung nahm gar bald wieder ab, und verſchwand bald vollends, und damit der gewordene Troſt, und die Himmels-Freude. Einige wirklich erfolgten Bekehrungen hatten die Ketzer gegen alle Bekehrung vollends in Harniſch gebracht; ſie hatten bemerkt, daß der Churfürſt ganz dafür ſey, und auf Sachens-Bekehrung ernſtlich antrage; ſo hatten nun ſie ihrer Seits mit geſammter Höllenmacht dagegen ſich aufgemacht, und es endlich dahin gebracht, daß ſich der König, wenn er nicht Empörung, und Bürgerkrieg, und damit immerwährende Unruhe, und nicht zu berechnendes Unheil wolle, ſich verpflichten mußte, von ſeinem Vorhaben ganz abzuſtehen, das Luterthum in ſeinem Lande handzuhaben, und die Ausübung deſſelben nach allen Kräften zu ſchützen; und darüber mußte ein förmlicher Vertrag, und eine feyerliche Urkunde aufgeſtellet werden.

Zu einem ähnlichen Schritte wurde ſchon voriges Jahr auch Carl Alexander, der Herzog von Würtemberg, durch die Ketzer gezwungen, weil er gleichfalls katholiſch war, und ähnliche Abſichten äußerte.

Der wie allzeit gewöhnliche Erfolg von Nachgiebigkeit, und Schonung, und Duldſamkeit dieſer Art war: „daß ſie, die Luteraner, jemehr man ſie duldete, und begünſtigte, deſto unduldſamer, und wohl grauſam wurden gegen alle Katholiken, vorzüglich gegen die Prieſterſchaft.“ Gräßlich, und jedes Menſchengefühl em-

empörend ſind die hierüber von allen Seiten her eingelaufene amtliche Berichte, die doch nur ſehr kurz mehr anzeigten, als ſchildern, wie barbariſch, und ganz unmenſchlich und grauſam von dieſen blind wüthenden Ketzern die Rechtgläubigen und ihre Prieſter alle überhaupt, inſonderheit aber die Mönche und Nonnen mißhandelt, auf alle erdenkliche Weiſen gekränket, gequälet, eigentlich langſam gemartert wurden.

So ſehr aber eben jetzt die hartnäckigen Irrgläubigen vereint und gemeinſam wütheten gegen die Rechtgläubigen, ſo ſehr waren ſie eben jetzt unter ſich ſelbſt getrennt und uneins; ihre Sekte theilte ſich in immer noch mehrere Sekten und Ketzer-Arten, in Hattemiſten, Hebräarer, Pietiſten, Quietiſten, Diepeliſten, und andere, welche nicht viel minder wüthend gegenſeitig ſich ſelbſt verfolgten. Alle dieſe Ketzer-Claſſen beriefen ſich auf die heilige Schrift. (Wie ſie gewöhnlich das Buch nannten, das ſie ganz irrig für eine heilige Schrift ausgaben.) Alle behaupteten Irrthümer, die den Wahrheiten der heiligen Schrift geradezu entgegen ſtreiten; alle läugneten Hauptwahrheiten des chriſtlichen Glaubens, namentlich jene liebvollſte Glaubenswahrheit, jenes liebvollſte Glaubensgeheimniß, das Geheimniß der Liebe, in welchem der Weg, die Wahrheit, das Leben, Jeſus Chriſtus zu allen Zeiten auffallend liebvoll und wohlthätig ſich zeigte, und gar oft, und in manchen Orten, welche deßwegen vorzugsweiſe Gnadenorte genennet werden, durch ganz beſonders wunderbare Liebes-Werke, und Liebes-Wunderthaten.

Ein ſolcher Gnadenort war ſchon ſeit mehreren Jahren, und auch dieſes Jahr die Kirche zum heiligen Kreuz in Augsburg. Nur einige wenige der wunderbaren Wohlthaten ſollen hier wieder in der großen Gottes-Reichs-Geſchichte zwiſchen hinein angeführt werden: Es bezeugt Michael Lingg, Pfarrer zu Dulzhauſen: „daß ein Wetter am St. Annatage Morgens um zwey Uhr zu Berg, einem ſeiner Filiale, in einen Stadel geſchlagen, daß ſelber augenblicklich vom Feuer ſammt dem

dem Stall und dem darinn geweſenen Vieh ſey verzehrt worden; ein Bauernhaus aber, das ganz mit Stroh gedeckt war, ſtund zunächſt am Stadel. Der heftige Wind jagte alles Feuer auf beſagtes Dach, ſo, daß es auch wirklich ſchon zu brennen anfieng; weil man wegen zu ſtarker Hitze nicht recht zum Löſchen zukommen konnte, ſo wäre es auch gewiß ein Raub der Flammen geworden, wenn nicht nach gemachtem Gelübde zum wunderbarlichen Gut ſich die Flamme gelegt hätte, und auf ſolche Art iſt das Haus verſchont geblieben." Michael Mänhold, Pfarrer von Lechhauſen, bezeugt mit ſeiner eigenen Handſchrift: „daß Michael Miller, ein Knab von vier Jahren, ſehr große Steinſchmerzen gelitten habe; ſobald aber der Knabe zum wunderbarlichen höchſten Gut iſt verlobt worden, gieng der Stein ohne andere Hilfe von dem Kinde, und ſo wurde es von den heftigen Schmerzen befreyet." Eva Zenzinn, Huckerinn in Augsburg, bekennet: „daß ihr Kind ſchon im fünften Jahre ſeines Alters noch ſprachlos war, und ſo, daß es nicht ein einziges Wort hervorbringen konnte. Sie verlobte demnach ihr Kind zum wunderbarlichen Gut, und gleich hernach hat das Kind zu reden angefangen." Philipp Jakob Kaſtel, Handelsherr in Augsburg, bekennet: „daß er auf der Reiſe das Unglück gehabt habe, daß die Pferde ſcheu geworden ſeyen, und er, dem Unglücke auszuweichen, aus dem Wagen geſprungen ſey; er aber brach durch den Sprung den Fuß ſo gefährlich, daß das Bein vor dem Knotten durch Strümpfe und Stiefel herausſtund. In dieſem Zuſtande wurde er in das Poſthaus gebracht, und ſo lag er unter den heftigſten Schmerzen vierzehn Tage lang in demſelben; er entſchloß ſich, ſich nach Augsburg bringen zu laſſen, welches auch geſchah. Unterwegs begegnete ihm ein neues Unglück; es kam ein ſchreckliches Donnerwetter, die Pferde, die ihn trugen, wurden ſcheu, ließen ihn fallen, und die Wunde wurde wieder neu. In dieſer neuen Todesgefahr wandte er ſich zum allerheiligſten, wunderbarlichen Gut, mit gewiſſer Ver-

lo-

lobung. Er wurde alſobald kurirt, und konnte ſeinen Geſchäften, wie zuvor vorſtehen. Er ſchickte nachher die zwey Krücken, die er in ſeinem elenden Zuſtande nöthig hatte, mit dem Zeugniſſe dieſer großen Gutthat in das Gotteshaus zum heiligen Kreuze." Mit eigener Handſchrift bezeugt Johann Baptiſt Hochenreiner, von Augsburg: „daß er, als er mit ſeinen Kameraden um die Stadt herumſpazierte, von den Dornſtauden zwey Dörner abgebrochen, ſelbe in den Mund genommen, unverſehens aber verſchlungen habe; darauf konnte er kein Wort mehr reden, wurde auch im Geſichte ganz ſchwarz und verunſtaltet. In dieſem ſo harten Zuſtande nahm er ſeine Zuflucht zum wunderbarlichen Gut, und ſchnell giengen die Dörner durch den Schlund, und er war frey von allen Schmerzen." Joſeph Solfinger, Kirſchner und Bürger in Augsburg, und Franz Voiht, Wundarzt, bekennen ſchriftlich: „daß im Jahre Chriſti 1734 das Töchterlein von obengemeldten Kirſchner, durch einen unglücklichen Fall ſich eine ſpitzige Spindel mit ſolcher Gewalt ober den Ohren in Kopf geſtoſſen, ſo zwar, daß die Spindel abgebrochen, und ein Theil der abgebrochenen Spindel eilf ganzer Wochen ſo tief im Kopf ſtecken geblieben, daß ſie hat gar nicht herausgebracht werden können. Die Eltern verlobten das Kind zu dem wunderbarlichen höchſten Gut mit einem heil. Meßopfer und andern Andachten; darauf zeigte ſich gleich der im Kopf ſteckengebliebene Theil der Spindel, und ſo wurde er leicht herausgenommen, und das Kind vor aller Gefahr befreyt, genaß." Anna Kempterinn, von Schönberg bey Dünkelſcherben, bekennet auf ihr Gewiſſen: „Als ihr Bruder, Georg Kempter, vom obern Stock der Scheure herabſteigen wollte, iſt mit ihm der Sproſſen, den er in der Hand gehalten, gebrochen, er fiel herab, er verwundete ſich ſo ſtark an der Seite, daß ihm das Eingeweid herausbrach; ſeine Schweſter, die dem Unglück zugelaufen, rief voll Vertrauen das wunderbarliche höchſte Gut an, und verlobte ihren Bruder dorthin. Derſelbe wurde, obwohl

wohl man ihn ſehr gefährlich ſchneiden mußte, um das Eingeweid hineinzubringen, wieder in fünf Wochen geſund und tauglich zur Arbeit.

Pabſt Clemens der XII. war auch im Jahr Chriſti 1735 überall hin, und um alles beſorgt, nebſt dem, daß er aus heiliger Abſicht das Bisthum Toledo zu einem Erzbisthume erhoben, und es mit Sevilien vereiniget hatte, erhob er auch in eben dieſem Jahre Chriſti 1735 den Sitz von Ferrara zu einem Erzbisthume, um die alten Streithändel der Ferrariſchen Biſchöfe mit dem Metropoliten von Ravenna endlich einmal beyzulegen. Auch den Wiſſenſchaften war Pabſt Clemens der XII. vorzüglich günſtig, und Beförderer derſelben; er legte eine Druckerey orientaliſcher Sprachen an, vermehrte die vatikaniſche Bibliothek, und vertraute die Aufſicht darüber nur den berühmteſten Gelehrten an. Die Ausbreitung der Religion Chriſti, und die Einigkeit des Glaubens lagen dem Pabſte Clemens dem XII. noch mehr am Herzen. Eben ſo eifrig, wie ſein Vorfahrer, arbeitete er an dem Plane, die Kirche Morgenlandes mit jener von Occident zu vereinbaren. Um in dieſer Abſicht gründlich, und dauerhaft, und auch für die Zukunft zu arbeiten, ſtiftete er noch in dieſem Jahre Chriſti 1735 zu Biſignano in Calabrien ein Seminarium, worinn Miſſionäre, welche für die Bekehrung der nichtunirten Griechen beſtimmt waren, die gehörige Vorbereitung erhielten. Auch fuhr aller Hinderniſſe ungeachtet Pabſt Clemens der XII. noch immer fort unermüdet an Bekehrung der Sachſen zu arbeiten, ſie zu retten, ſie, die Verirrten, in den Schaafſtall Chriſti zurücke zu bringen, alles Mögliche anzuwenden. Ueberhaupt auch während des Laufes dieſes Jahres Chriſti 1735 arbeitete Pabſt Clemens der XII., wie vorhin, unaufhörlich jedem Unheil entgegen, jeden Strom des Verderbens Einhalt zu thun, Friede und Eintracht wieder herzuſtellen unter chriſtlichen Fürſten.

Aber eben ſo raſtlos und unermüdet arbeiteten auch die Feinde des Friedens, die Feinde alles Guten an Ausbrei-

breitung des Unheils, und des Verderbens. Die Freymaurer hatten ſich in ſehr kurzer Zeit ſehr vermehret; ſie hatten nun ſchon in mehreren Reichen, vorzüglich in Frankreich, in vielen Städten ſelbſt auch in der Hauptſtadt mehrere Loſchen. Man widerſetzte ſich ihnen zwar in mehreren Orten; die Obrigkeiten wagten oft bedenkliche Schritte gegen dieſe bereits mächtigen Leute; man ließ ſie bey ihren nächtlichen Verſammlungen überfallen, wo dann manchmal ihren Geheimniſſen, und Ordensregeln, und Eidſchwüren, und verſchiedenen Weſen und Unweſen auf die Spur gekommen, und damit entdeckt und gefunden wurde, wie abſcheulich und gefährlich in jeder Hinſicht dieſe Menſchen, und ihre Verſchwörung ſey, und immer mehr werden müſſe, und wie unumgänglich nothwendig es ſey, dergleichen Werkſtätte des Verderbens in allen Staaten zu zerſtören, ganz auszurotten. In vielen Orten wurde auch bereits ernſtlich gegen ſie zu Werke gegangen, auch von Seite des Volkes Gewalt gebraucht, und überhaupt beſchloſſen: „nach der Strenge der Geſetze gegen dieſe Freymaurer zu verfahren.“ Aber die Freymaurer ließen ſich durch alle auch noch ſo ſcharfe Maaßregeln gegen ſie von ihrem Vorhaben und Plane nicht abſchrecken, ſich in nichts irre machen; in Englaud und in Frankreich hielten ſie ihre Verſammlungen nun ſchon mit Zuverſicht und Feyerlichkeit.

In Oſtindien hatten die Chriſten eine Zeit her wieder ſo ziemlich Ruhe. Nach dem Verfluſſe einiger Jahre, als die Wuth der Mandarinen allmählig nachgelaſſen hatte, mehrte ſich die Anzahl der Neubekehrten. Da die in Tonquin arbeitenden vier Miſſionäre um Sendung einiger Gehülfen gebethen hatten, kamen am 10. März des Jahres Chriſti 1736 ſechs neue Miſſionäre, Prieſter der Geſellſchaft Jeſu an. Zween davon, durch Krankheit geſchwächet, blieben an der Grenze von Tonquin liegen, die vier Uebrigen wurden von den Tonquineſern geplündert. Da bey ihnen ein Bildniß des Gekreuzigten gefunden wurde, brachte man ſie vor den Guwernör, der ſie nach Tonquin führen ließ. Vergebens

befahl man ihnen: „das Crucifix auf die Erde zu werfen, und mit Füſſen zu treten.“ Alſo wurden ſie zwey Tage hindurch mit Hammerſtreichen auf die Kniee geſchlagen, und in ein feuchtes Gefängniß geworfen, wo ſie an Feſſeln geſchmiedet, die ſchmählichſte Behandlung erdulden mußten. Der apoſtoliſche Mann Vinzenzius ſtarb im Kerker; Markus wurde des Landes verwieſen; vier Glaubensprediger wurden enthauptet.

Die Vorſteher der Maroniten waren nun ernſtlich wieder bedacht auf ein Mittel, den Eifer ihrer urſprünglichen Verfaſſung anzufachen, und gewiſſe Punkte der Kirchendiſciplin zu berichtigen. Deßwegen ſuchten ſie von Rom die Erlaubniß zu erhalten: „eine Kirchenverſammlung zuſammen berufen zu dürfen.“ Pabſt Clemens der XII. ertheilte ſie ihnen gerne, dieſe Erlaubniß, mit dem Auftrag an Joſeph Aſſemanni: „als päbſtlicher Geſandter bey dieſer ihrer Kirchen-Verſammlung zu erſcheinen.“ Zum Orte der Verſammlung war die Kirche der allerſeligſten Jungfrau Maria am Berge Libano auserſehen. Am dritten Oktober des Jahres Chriſti 1736 kamen Joſeph, Patriarch von Antiochien, vierzehn maronitiſchen Biſchöfe, zwey ſyriſche, und zween armeniſche Biſchöfe, dann viele Aebte und Ordensgeiſtliche zuſammen, machten unter dem Vorſitze des päbſtlichen Geſandten einige Kirchenzuchts-Verordnungen. Auch berichtigten ſie etwas genauer die Grenzen der maronitiſchen Biſthümer.

Pabſt Clemens der XII. ſuchte übrigens Alles, was nur einen Schein von Irrthum oder Verführung an ſich trug, zu vertilgen. Im Jahre Chriſti 1736 erſtickte er eine gewiſſe Sekte in ihrer Entſtehung, welche im Begriffe war, einige freye und ſittenverderbliche Grundſätze in der Welt zu verbreiten. Bald hernach brandmarkte er eine andere bedeutende Geſellſchaft, weil dieſelbe ihre Sitzungen ſowohl, als Verhandlungen, äußerſt geheim hielt, und weil der heiligſte Vater fürchtete, es möchte eben unter dem Schleyer des Geheimniſſes irgend etwas Unerlaubtes verborgen liegen.

Er-

Ereigniſſe verſchiedener Art machten das Mißverſtändniß zwiſchen Rom und Spanien immer bedenklicher. Eine kleine Mißhandlung der Bedienten des ſpaniſchen Cardinals Aquaviva, — übertriebene Verfahrungs-Art im Anwerben der Rekruten, indem die Spanier mehr durch Zwangsmittel, als durch Handgeld neue Mannſchaft aus Italien aushoben, — kühne, zu Veletri gewagte Zurückhaltung eines von Neapel nach Rom eilenden Curiers, dann andere Begebenheiten von ähnlicher Art trugen Vieles bey, das Feuer der Zwietracht immer gefährlicher anzublaſen. Aquaviva ließ ein Heer ſpaniſcher Reuterey in die Gegend vor Rom anrücken, und verſchrieb Fußvölker von Orbitello. Pabſt Clemens d. XII. ließ in Eile fünf Thore ſeiner Weltſtadt vermauern. Zwar kam ein von Madrid nach Rom gefertigter Eilbothe an; aber er brachte nur ſolche Bedingniſſe mit ſich, welche Clemens nicht eingehen konnte. Alſo mußte die ſpaniſche Nazion Rom verlaſſen, die bisher zu Madrid beſtandene Nunziatur ward aufgehoben, und jede Gemeinſchaft zwiſchen Rom und Spanien abgeſchnitten. Don Carlos verjagte den Nunzius Simonetti aus Neapel, zog die Güter der römiſchen Magnaten ein, und ſchickte ſeine Truppen in das päbſtliche Gebieth. Der Hof von Madrid ſtimmte ſeine übertriebene Forderungen auch dann nicht herab, als Kaiſer Karl der VI. zu Gunſten des Pabſtes als Vermittler auftrat; erſt im Jahre Chriſti 1737 fieng er an, in einem gemäßigtern Tone zu ſprechen. So kam endlich ein Vergleich zu Stande; die Nunziatur zu Madrid ward neuerdings aufgerichtet, und die ſpaniſche Datarie zu Rom wieder eröffnet.

In Frankreich verſuchten die Janſeniſten und Quesnelliſten immer wieder neue Mittel, ſich und ihre Irrlehre emporzubringen; Liſt und Ränke und Betrüge mußten ihnen aber immer wieder die beſten Dienſte thun; vor allem wollten ſie nun einmal einen Verſuch beſonderer Art machen. Wie frühere Ketzer immer es wagten, unter das Volk zu bringen: „daß auch unter

den Sektierern fromme, heilige Seelen zu finden ſeyen, und daß Gott manche von ihnen durch beſondere Gnaden, und wohl auch durch Wunder ausgezeichnet habe;" — ſo kamen nun auch ſie mit ähnlichen Vorſpielungen und Blendwerken und Lügen; ſie ſprachen überall und vieles von heiligen Janſeniſten und Quesnelliſten, und ſogar auch von Wündern, durch welche Gott die Heiligkeit dieſer Ketzer bewieſen haben ſoll. Vorzüglich rühmten ſie als einen Heiligen den vor einigen Jahren verſtorbenen appellantiſchen, und alſo ketzeriſchen Diakon, Franz de Paris; ſie behaupteten: „es ſeyen bey ſeinem Grabe an mehreren Kranken Wunder geſchehen." Sie machten damit außerordentlichen Lärm, und führten nicht wenige, auch Rechtgläubige damit irre, und wußten viele Vortheile für ihre Sekte daraus zu ziehen, ſie bey vielen wieder mehr in Anſehen zu bringen; man dachte, und ſagte ſich: „In der Ketzerey kann doch keine Heiligkeit zu finden ſeyn, und zur Beſtättigung des Irrthumes kann Gott kein Wunder geſchehen laſſen." Und ſo war dieſer Franz Paris, und alles, was von ihm erzählt wurde, vielen ein Räthſel, und etwas ganz Unbegreifliches; ſie konnten ihn für keinen Heiligen halten, weil man ſagte: „daß er ein Ketzer geweſen ſey;" ſie konnten ihn für keinen Ketzer anſehen, weil man behauptete: „daß durch ihn Wunder ſollen geſchehen ſeyn." Der Erzbiſchof von Paris, und der König ſelbſt, und der Stadtrath bemühten ſich zwar die Betrügereyen aufzudecken, den Lärmen zu dämmen, und dem Frevel ein Ende zu machen; aber es war dieß keine ſo leichte Arbeit; man erzählte ſich doch immer wieder Wundergeſchichten.

Aufſehen und Lärmen machten auch die Entzükungen, oder vielmehr Gaukeleyen, die man geſehen haben wollte, indem verſchiedene Leute, die bey des Paris Grabe im St. Medards Freythofe betheten, in gewiſſe Zuckungen oder krampfartige Bewegungen geriethen. Unter dieſen Convulſioniſten war Montſcheron, einer der Berühmteſten, welcher kein Bedenken trug, zu be-

behaupten: „daß ihm eine Convulſion, als Mittel gedient habe, von der Freygeiſterey bekehrt zu werden.“ Durch dieſe Poſſen und Spiele veranlaßte ſich unter den Appellanten ſelbſt eine Trennung, indem Einige davon an die Wunderkraft der Konvulſionen glaubten, Andere hingegen dieſelbe läugneten, und als eine Blendung, oder als ein Teufelswerk anſahen. Während der Entzückung hielten die Konvulſionärs manchmal paſſende Reden. Die Maria Sonnet, und einige Andere ſollen ſogar dabey geweisſagt haben. Auch waren ſie meiſtens ſtrenge Büſſer; ſie zerfleiſchten ihren Körper, ſchliefen auf der Erde, und ſtellten bewunderns würdige Faſten an. Einige aßen die ganze Faſtenzeit, nur alle Sonn- und Donnerstage; Andere aber alle acht Tage nur einmal. Der Sekretär Fontán aß, während der Faſtenzeit, nur des Sonntags. In dieſer Periode ward Johanna Fureroa durch Konvulſionen von der Waſſerſucht, Lähmung, und Verwachſung der Glieder geheilet. Katharina Bigot aber erhielt, in entſetzlichen Entzückungen auf dem Grabe, ihr Gehör und die Sprache wieder. Auch an anderen Perſonen verrichteten die Konvulſionärs Wunder, wenn ſie z. B. dem Kranken ein mit Graberde vermiſchtes Waſſer zu trinken gaben. Einige Konvulſionärs rühmten ſich: „daß ſie in ſtäter Entzückung ſchwebten, daß ſie Eindrücke von Gott, und Inſtinkte zu Wartung der Kranken bekämen;“ u. dgl. m. Und ſo wurde von Seite der Janſeniſten immer noch fortgefahren mit Kunſtgriffen und Schleichwegen, mit Verblendungen dieſer Art; und immer alles mußte ihnen wieder neuerdings Anlaß dazu, und Gelegenheit werden. Als eben dieſes Jahr Chriſti 1737 Hieronimus, ein Bruder des Diakons Franz Paris, geſtorben war, wurde auch dieſer von den Janſeniſten auf den Altar geſtellt, und als Wunderthäter verehrt. Sogar ſtiftete man ihm zu Ehren in dem Hauſe der Gräfinn von Viöpon eine Bruderſchaft von neun und dreyßig Clienten, die aber alle auf königlichen Befehl verhaftet, und in ein Zuchthaus geſperrt wurden. Und dennoch gleich darauf, noch eben

dieß Jahr wurde M. Dawol, ein berüchtigter Janſeniſt, gleich nach ſeinem Hinſcheiden, ebenfalls als ein Heiliger von den Janſeniſten verehrt, und zwar mit ſolch einer Begeiſterung, daß man ſich um ſeine Kleider und Reliquien raufen mußte. Während ſolcher ungewöhnlichen Auftritte, welche die Lehre des Cornel Janſen zu begünſtigen ſchienen, ließ ſich an nichts weniger, als an eine wohlthätige Beylegung des Mißverſtändniſſes denken, welches die Parthey der Appellanten noch immer von der Kirche getrennet hielt. Ueber dieſe janſeniſtiſchen Wunderwerke, oder eigentlicher, Blendwerke, wurde dann immer noch vieles in Tag hineingeſagt, und geſchrieben, und die verſchiedenſten Anſichten und Urtheile an Tag gegeben; das Weſentlichſte, und etwa auch Richtigſte dieſe Scheinwunder betreffend ſind die Behauptungen: „daß ſchon ſelbſt ihre hiſtoriſche Richtigkeit ſehr zweifelhaft ſey, und daß die Umſtände des Uebernatürlichen der Thatſache noch lange nicht erwieſen ſind, daß die mehrgedachten Wunder des Franz Paris unmöglich von Gott kommen, ſohin auch nicht zum Beweiſe irgend einer Sache, oder eines Lehrſatzes gebraucht werden können. Ueberdieß ſind jene Wunder manchmal mit offenbar ungereimten Umſtänden verbunden, welche ſich keineswegs weder mit der Vorſicht Gottes, noch mit der geſunden Vernunft vereinbaren laſſen. Sie haben auch keinen vernünftigen, und der Gottheit würdigen Entzweck gehabt, indem ſie bloß auf die Empfehlung einer Irrlehre zweckten. Es iſt auch durch dieſelbe gar nichts für die Welt Nützliches geſtiftet worden."

In dieſem Jahre Chriſti 1737 ſtiftete Pabſt Clemens der XII. eine öffentliche Bibliothek zu Bologna, und wies ihr ein jährliches Einkommen von zehntauſend Thalern an. Den vatikaniſchen Bücherſaal ſchmückte er mit bequemeren Käſten und Leſepulten aus, und ſchenkte ihm eine Sammlung alter hetruriſcher Gefäſſe, Münzen und Medaillen. Auch als Fürſt des Kirchenſtaates traf er manche gemeinnützige Anſtalten. Unter Anderen beſſerte er den Haven Ancona aus, und begabte ihn mit

meh-

mehreren Freyheiten; ingleichen errichtete er einige Fabriken, und ſuchte die Induſtrie ſeiner Unterthanen aufzuwecken. Doch waren ihm Beſorgungen und Machwerke dieſer Art immer nur Nebendinge, die er nicht unterlaſſen wollte, um in keiner Hinſicht etwas zu verſäumen; Hauptſorge war, und blieb ihm immer die Hauptſache, das Einzig Nothwendige; dafür war er und ſeine getroffenen Anſtalten in unausgeſetzten Fortwirken, in der Nähe ſowohl, als auch in den entfernſten Ländern; theils unmittelbar durch ſich ſelbſt, theils mittelbar und durch andere leiſtete er in dieſer Hinſicht immer noch Vieles überall im Dienſte Gottes, im Reiche Gottes auf Erde; durch ihn unterſtützt und belebt waren apoſtoliſche Männer ſtets, und überall im großen Weinberge des Herrn in Bewegung und Thätigkeit.

So ſetzten auch die eifrigſten Stellvertreter dieſes oberſten Seelenhirten ihre apoſtoliſchen Arbeiten in Thibet unermüdet, und mit ſehr gutem Erfolge fort. Dieſe Väter wußten ſich allmählich bey dem Lama ſo ſehr in Gunſt zu ſetzen, daß man ihnen, dieſen armen, abgetödteten und geiſtvollen Kapuzinern erlaubte, ein Klöſterlein, oder Hoſpizium, wie ſie es nannten, zu Laſſa zu errichten. Zwar wurde voriges Jahr dem heiligen Eifer dieſer Glaubensprediger einiger Einhalt gethan, und Hinderniſſe geleget; aber mit Anfang des nun laufenden Jahres Chriſti 1738 traten günſtigere Ausſichten für das Chriſtenthum ein, indem der neue König Mivagni Khan Taiſcha verboth: „irgend Jemand bloß von darum, daß er ein Chriſt ſey, zu verfolgen.“ Die Miſſionäre benützten die duldſamen Geſinnungen des Königs, und brachten es dahin, daß in kurzer Zeit viele Einwohner der Stadt Laſſa, nebſt einem Theile der angrenzenden Reiche Batta und Batgao, bekehret wurden. Aber die fürchterliche Wuth, mit welcher die Muſelmänner ſowohl, als die ſchismatiſchen Griechen zu Kairo in dem Jahre Chriſti 1738 den Katholiken begegneten, überſchritt faſt alle Grenzen. Der Pöbel riß das halberbaute Kloſter, und die Kirche zum heiligen Franziskus

von Aſſis nieder, raubte die Meßkleider, und die Kirchengefäſſe, zertrat die heiligen Hoſtien, mißhandelte die anweſenden Chriſten, und verübte andere Greulthaten, bis endlich die Janitſcharen ſelbſt zu Hilfe kamen, und den bedrängten Chriſten einen Zufluchtsort, und damit Sicherheit verſchafften.

Indeſſen hatten ſich die Freymaurer immer weiter umher ausgebreitet; dieſe geſchwornen Feinde des Chriſtenthumes näherten ſich jetzt dem Hauptſitze, dem Mittelpunkte deſſelben; bereits hatten ſie Logſchen in mehreren Städten Italiens. Man that zwar, was man konnte, dem dadurch immer mehr werdenden Unheil Einhalt zu thun; es erſchien eben dieſes Jahr Chriſti 1738 eine päbſtliche Verordnung gegen dieſe neuen Hilfs-Truppen der Hölle. Der heiligſte Vater, Pabſt Clemens der XII., beruft ſich im Anfange derſelben auf die ſchon von weltlichen Mächten und Obrigkeiten aller Orten gegen dieſe, den Staaten eben ſo ſehr, als der heiligen Kirche gefährliche Leute, erlaſſenen Verordnungen und ausgeſprochenen Strafen; er erinnert dann in einer kurzen geſchichtlichen Darſtellung an das Ungeräumte, und Abſcheuliche, und Gottloſe dieſer Verſchwörung, dieſes Freymaurer-Ordens; und erkläret dann als von der Kirche Gottes ausgeſchloſſen, und in alle Kirchen-Strafen verfallen alle Freymaurer, und alle jene, welche ſich unterſtehen ſollten, dieſe erklärte Feinde der heiligen Kirche, und aller Staaten, und alles Guten auf was immer für eine Art zu begünſtigen, zu verheimlichen, zu unterſtützen, wie immer ihnen Hilfe zu leiſten, und ihre teufliſche Unternehmungen zu befördern. Am Ende fordert das Oberhaupt der Kirche, der Statthalter Chriſti, alle Erzbiſchöfe, und Biſchöfe, und alle weltliche Mächte, und Fürſten, und überhaupt alle ſowohl geiſtliche, als weltliche Obrigkeiten mit Eifer auf: „dieſer heiliger Kirchenverordnung gemäß zu handeln, in allem pünktlich und eifrigſt ihr nachzuachten, und ſomit mit vereinten Kräften, an Zerſtörung des Höllenplanes, an Wiederausreutung dieſer argliſtigen, und in jeder

Hin-

Hinſicht fürchterlichen Feinde des heiligen Glaubens thä⸗tigſt zu arbeiten, die Kirche Chriſti zu ſchützen, das Evangelium zu bewahren, das lieb⸗ und gnadenvolle, das allein heilig, und ſeligmacheude Reich Gottes auf Erde zu handhaben, den koſtbarſten Schatz, das edelſte Perlein weder ſich, noch andern nehmen zu laſſen.“ Die⸗ſe Eifer⸗ und Kraftvolle päbſtliche Verordnung gegen die Freymaurer war nun doch dem geſammten Freymaurer⸗Orden ein nicht unbedeutender Streich; ſie ſetzte alle Mit⸗glieder desſelben, und ihre Schutzherrn, und Handlan⸗ger, und Meiſter, und Geſellen in nicht geringe Verle⸗genheit; aber auch dieſer guthirtliche Verſuch konnte ſie nicht beſſern, ſie nicht retten, nicht auf beſſere Wege brin⸗gen; machte ſie nur behutſamer und ſorglicher, oder vollends verwegen und unverſchämt.

Oft ſchon, und auf verſchiedene Weiſe, und im⸗mer bald ſchön ſchleichend, bald wüthend gewaltthätig, bald argliſtig heuchelnd, bald offenbar grauſam kämpfte das Reich des Satans gegen das Reich Gottes auf Erde, der Vater der Lüge gegen die Wahrheit, die Hölle gegen die heilige Kirche; aber ſo wüthend, ſo nach allen Kräften, ſo wahrhaft recht hölliſch, und durch und durch teufliſch noch nie, wie ſeit einigen Jahren. Bisher bekanntlich ſuchte der Teufel, und ſein Anhang, und ſeine Stellvertreter, und ſeine Arbeitsleute ſuchten bisher in letztern Jahren durch Ketzer und Ketzereyen Unfrieden zu ſtiften, zu trennen im Reiche Gottes, zu zerſtreuen die Heerde Chriſti, zu entfernen vom Schaaf⸗ſtalle Chriſti, und ſo Unheil aller Art anzurichten; aber jetzt war es beſchloſſen, den längſt entworfenen Höllen⸗Plan, möge es koſten, was es wolle, einmal ganz durchzuſetzen, geradezu anzugreifen, offenbar zu zerſtö⸗ren, und nicht nur etwas, ſondern — alles, das — ganze Chriſtenthum, den ganzen heiligen Glauben, das geſammte Reich Gottes auf Erde. Die Feinde Chriſti, und ſeiner heiligen Kirche, um anſehnlicher zu ſcheinen, gaben ſich ausländiſche, theils griechiſche, theils lateini⸗ſche Nämen; ſie nannten ſich Philoſophen (Liebhaber

der Weisheit), ſie nannten ſich Illuminaten (Aufgeklärte); ſie nannten ſich, was ſie nicht waren; wir nennen ſie, was ſie waren, Haſſer der Weisheit, Verfinſterte, Kinder der Finſterniß, Haſſer des Lichtes. Schon mit Anfang dieſes achtzehnten Jahrhunderts begann eine Art Freydenkerey, oder vielmehr Zügelloſigkeit im Denken, wie im Handeln; man erlaubte ſich alles über alles, was Religion betraf; nicht nur Gelehrte, ſondern auch andere Leute, die ein wenig heller, als das gemeine Volk zu denken ſcheinen wollten, fiengen an, einen Ruhm darinn zu ſuchen, daß ſie weder an einen Gott, noch an eine Verehrung Gottes glaubten, und alle daran Glaubende als Schwachköpfe verlachten. Religion wurde als ein bloßes Unding, oder als eine Erfindung der Prieſter (die man jetzt lieber Pfaffen titullirte), und als ein Schreckbild des hirnloſen Pöbels betrachtete. Man behauptete: „daß der Menſch den Rang ſeiner Natur entehre, wenn er ſich entſchließt, ſich zu einer Religion, oder zu einem Kultus zu bekennen." „Der Menſch, hieß es, ſetzt ſeine Würde herab, wenn er einen Gott anerkennt, oder eine von Gott geoffenbart ſeyn ſollende Religion annimmt." Nie aber mehr wurde auf ſolche Weiſe gegen einen heiligen Glauben, gegen eine von Gott geoffenbarte Religion gewüthet, als eben jetzt gegen die Mitte dieſes unſeligen achtzehnten Jahrhundertes, niemals, als eben um dieſe Zeit, wurde ſo raſtlos an einem Plane gearbeitet, vermittelſt deſſen jeder Begriff von Gott und Gottesdienſte, von dem Erdboden vertilgt werden ſollte. Die Unternehmer des verderblichen Planes waren drey Gelehrte aus Frankreich: Woltär, Alembert, und Didero; Männer, die von einem großen Theil ihrer Zeitgenoſſen verehrt, und faſt angebethet wurden. Der giftigſte aber aus dieſen, und überhaupt aus allen Feinden des Chriſtenthumes war offenbar Woltär. Niemand verſtand es beſſer, die Religion und ihre ehrwürdige Geheimniſſe lächerlich zu machen, ihre Prieſter zu verſpotten, und ſie bald als Dummköpfe, bald als Heuchler und Betrüger darzuſtellen. Talen-

lente beſaß er zum Verderben der Menſchheit überflüſſig genug. Fehlte es ihm gleich ganz an gründlicher Gelehrſamkeit, und auch gewiß an Stetigkeit, ſich ſolche zu erwerben, wie denn überhaupt tiefe und ernſte Unterſuchungen nicht ſeine Sache waren, ſo beſaß er doch einen durchdringenden Verſtand, eine außerordentliche Beurtheilungskraft, ein glückliches Gedächtniß, eine bewundernswürdige Leichtigkeit die Dinge darzuſtellen, wie es ihm beliebte, und auch dasjenige, was er nicht wußte, ſo vorzutragen, als ob er völlige Kenntniß davon hätte. Dabey hatte er ſehr viel Witz, vielen Scharfſinn, große Anlagen zur Satyr, er hatte ſeine Sprache ganz in ſeiner Gewalt, war unerſchöpflich an Einfällen, und er war überhaupt ein geborner Dichter. Von Seiten ſeines Herzens und ſeiner Sitten dagegen war er einer der verderbteſten Menſchen ſeines Zeitalters; ehrgeizig und eitel in einem hohen Grade, geizig und habſüchtig bis zum Schmutze und zu den kleinlichſten Betrügereyen immer bereit, wovon ſein Aufenthalt am Berliner Hofe, und ſeine Verhältniſſe mit den Buchhändlern, die ſeine Schriften verlegten, eine Menge Anekdoten liefern. Wo es darauf ankam, etwas zu gewinnen, ſchämte er ſich auch nicht der niederträchtigſten Heucheley, wie er denn einſt ganz die Rolle eines Bekehrten, eines Janſeniſten ſpielte, um ſeinen Bruder, den Abt Aruä, der ein Janſeniſt war, zu beerben. Der ſeiner Nazion überhaupt eigene Geiſt der Ränkeſpielerey war ihm in beſonders reichem Maaße eigen, ſo daß er für den geübteſten Ränkemacher gelten durfte. Er war kriechend, niederträchtig, einſchmeichelnd, und wieder eben ſo ſtolz und wegwerfend, äußerſt boshaft, falſch und undankbar, heimtückiſch und rachſüchtig, und ſtets bedacht, andere ſo verderbt zu machen, als er ſelbſt war. Aergerlicher Schriften, und ſonſtiger Spöttereyen wegen mußte er frühzeitig Unannehmlichkeiten erfahren; er wurde einige Male eingekerkert bey Waſſer und Brod, wurde ſonſt noch körperlich durch Stockſtreiche gezüchtiget; und doch war

vor

vor ſeinen Spöttereyen kein Menſch, und Nichts ſi- cher. Auch ſeine andern Ausſchweifungen und Laſter zogen ihm manche Unannehmlichkeiten zu. So ward er eines Tages in einem liederlichen Hauſe von einigen Braven dieſes Hauſes auf einen Tiſch gebunden, auf welchen man ihn feſtnageln, und wer weiß, was man ſonſt noch für eine ſchimpfliche Operazion mit ihm vor- nehmen wollte, und er konnte nur durch Bezahlung von 50 Louisd'ors ſich davon retten. — Da er ein Manuſkript, das ihm ein Gelehrter von Ruf zur Ein- ſicht anvertraut hatte, an einen auswärtigen Buch- händler für 200 Louisd'ors verkauft und vorgegeben hatte, es ſey ihm von ſeinem Bedienten, der davon gelaufen wäre, (den er aber ſelbſt entlaſſen hatte) ent- wendet worden, gerieth er, wie wegen ſonſtigen Diebe- reyen, ſo auch dieſes Schurkenſtreiches wegen in große Verdrüßlichkeiten. Er mußte ſich endlich gar aus dem Lande flüchten. Seine Zufluchtsorte waren Holland, und endlich gar England, wo er ſich dann längere Zeit aufhielt; hier ward er mit den Schriften der englän- diſchen Freydenker, des Hobbes, Collins, Blount, Toland, Schaftsbury und anderer bekannt: „hier, wie der berüchtigte Condorſá, ſein Vertrauter und Mitge- hülfe verſichert, hier ſchwur er, ſein Leben zum Sturze des Chriſtenthums und aller-poſitiven Religion anzu- wenden." Und er hielt nun getreulich ſein Wort; ſeitdem er vor einigen Jahren auf Verwendung ſeiner Freunde nach Frankreich wieder zurücke kehren konnte, ſeitdem arbeitete er unermüdet, und mit aller Anſtren- gung, und auf alle erdenkliche Arten an gründlicher und gänzlicher Zernichtung des Chriſtenthumes; vor- züglich ſtürmte er ſeinem gottloſen Zwecke zu durch wüthende Schmähe- und Spottſchriften gegen die hei- lige Religion, und zwar ſo unverholen, und mit ſo gewiſſer Hoffnung eines ſeinen Abſichten gemäßen Er- folgs, daß er dem Polizeybeamten zu Paris, Herol, als dieſer ihm ſeine Gottloſigkeit zu Gemüthe führte, mit dem Beyfügen: „Was ihr auch ſchreiben möget,

ihr werdet es doch nicht dahin bringen, das Chriſtenthum zu zerſtören!" zur Antwort gab: „So? das werden wir ſehen!" Da die Herausgabe ſeiner „philoſophiſchen Briefe", die voll Ausfälle gegen die Religion waren, und auf Befehl des Parlaments verbrannt wurden, ihm indeſſen einen Verhaftsbefehl zugezogen hatte, verkroch er ſich, und lebte bey der Marquiſinn von Schaſtelc verſchiedene Jahre zu Sirei, ihrem Landgute, wo beyde, wie ſie wenigſtens ſagten: „eifrig die Leibnizziſche und Nevtonſche Philoſophie ſtudierten." Die Madame d'Etiol bewirkte ihm endlich die Erlaubniß, ſich wieder zu zeigen. Er ward wegen ſeiner Tragödien ſogar vom Hofe belohnet, wie er es denn auch den Hinterliſtungen dieſer berüchtigten Buhlerinn und dem Herzoge von Riſchliö zu verdanken hatte, daß Ludwig der XV. ihn zum Edelmann machte. So hatte er nun wieder weitern, und immer unbeſchränktern Wirkungskreis und Anſehen, und die Hölle immer mehr und mehr Urſache über das bald ganz zertrümmerte Reich Gottes auf Erde zu triumphieren. Alembert und Didero, die vorzüglichen Mitarbeiter dieſes Woltärs, leiſteten ihm zu ſeiner Abſicht vortreffliche Dienſte, jeder nach ſeiner Art.

Alemberts Angriffe auf die Religion waren mehr verſteckt, aber eben deßwegen in mancher Hinſicht um ſo verheerlicher; zugleich war dieſer Alembert ein Menſch, der immer wieder Mittel wußte; voll Ränke, und arglich erwarb er ſich die Gunſt der verrufenenen Hofnymphe Pompadur, und die Vertraulichkeit des Königs von Preußen. Ohne ſolch einen Ränkemacher, wie Alembert, hätte Woltär ſo viel Unheil nicht ſtiften können.

Didero war ein Arzt; aber er ernährte ſich durch witzige, wider Religion und Moralität verfaßte Schriften. Er rühmte ſich mit dem Prädikate eines Atheiſten, und glaubte, daß er der Weiſe der Natur ſey. Mit dem Tone eines Philoſophen entſchied er: „daß zwiſchen dem Menſchen und ſeinem Hunde, das Kleid ausgenommen, kein Unterſchied ſey."

Ein

Ein ſehr brauchbarer Handlanger war dieſen Geſellen auch Damilawill, welchem Woltär ſelbſt Zeugniß giebt: „daß er nicht nur Atheiſt, ſondern ein förmlicher Haſſer Gottes ſey, und daß er ihnen recht gute, und vortreffliche Dienſte leiſte.“

So wurde nun recht vereint, und gemeinſam gearbeitet an dem immer allgemeiner werden ſollenden Verderben; ſo ſuchte man das erhabene Chriſtenthum, den heiligen Glauben aus alten, lange behaupteten Sitzen und Wohnungen auf allzeit zu vertreiben.

Eben dieſes göttliche Chriſtenthum, dieſer heilige Glaube konnte dafür eben jetzt in weiter entlegenen Ländern und Orten um ſo ungehinderter und geſegneter aufblühen, und Früchte tragen. In Trankebar hatte das Miſſionswerk um die Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts einen ſo geſegneten Fortgang, daß man im Stande war, aus den Bekehrten mehrere Pfarrgemeinden zu bilden. In Tanſchur wurde um eben dieſe Zeit eine anſehnliche Menge Heiden bekehrt. Vobalama, eine Tochter des oſtindiſchen Fürſten Cotta, erlernte in dieſem Jahre Chriſti 1739 auf eine recht wunderbare Art die Grundlehren der chriſtlichen Religion. Der fromme Chriſten-Lehrer Paul vollendete den Unterricht der jungen Fürſtinn, welche zwar noch vor Empfangung der heiligen Taufe dahin ſtarb, aber ſchon vor dem Hinſcheiden, viele Damen ihrer Nazion überredet hatte, ſich zum Chriſtenthume zu bekennen. Timaja, ein Fürſt aus dem Stamme Daſſari, ſchrieb die Geneſung von einer Krankheit einem frommen Gelübde zu. Alsdann ließ er ſich, nebſt ſeiner Frau und Kindern, taufen, und erduldete mit Starkmuth ſeine über ihn nun hereinſtürmende Leiden; er wurde jetzt im Jahre Chriſti 1739 ſeiner Würde, ſeines Vermögens, und Vaterlandes beraubt, und nach Panganuro verwieſen.

In Perſien gab es während des achtzehnten Jahrhunderts manchmal die günſtigſten Augenblicke für das Chriſtenthum. Der berühmte Kulikan, nachdem er den Sophi Thamas von Perſiens Throne geſtürzet hatte,

erließ er eine ſehr günſtige Verordnung, und geſtattete den Katholiken eine ganz freye Religionsübung. Ueber dieſes ſchickte er einen Geſandten nach Rom, um den heiligſten Vater zu erſuchen: „daß er einige Glaubens-Prediger nach Iſpahan abordnen möchte.“ Durch ſo frohe Nachrichten, und Ausſichten, durch Eroberungen dieſer Art aufgemuntert fertigte Pabſt Clemens der XII. noch dieſes Jahr Chriſti 1739 zwölf eifrige Glaubens-Prediger ab, unter welchen ſich ein heiliger Horazius Penna vorzüglich auszeichnete. Dieſer ganz apoſtoliſche, geiſtige Mann legte ſich mit unglaublichem Fleiße auf die Erlernung der Landesſprache, und ſchickte ein geſchriebenes Alphabet thibetiſcher Buchſtaben nach Rom, wo der Cardinal Belluga eine thibetiſche Druckerſchrift gießen, und nachmals nach Thibet bringen ließ. Alſo kam eine förmliche Druckerpreſſe in der Tartarey zu Stande, wodurch die nützlichſten, und der Aufnahme des Chriſtenthums gedeihlichſten Bücher in Umlauf gebracht wurden. Caſſianus von Macerato ahmte den löblichen Bemühungen des Horazius nach, ſtudierte die Landesſprache, und lieferte gar bald, nicht minder zum Seelenheil, dienliche Werke. Vitus von Recanati beförderte ebenfalls den heilſamen Unterricht der Heiden in der Mutterſprache, er durchwanderte das Reich Nepal, und bekehrte eine merkliche Anzahl der Wilden. Da ſo raſtloſe Arbeiter den Weinberg Chriſti in der Tartarey anbaueten, wurde der König Mivagny den Chriſten immer günſtiger, gab ihnen neue Freyheitsbriefe, und unterhielt einen ſehr verbindlichen Briefwechſel mit dem römiſchen Pabſte. Aber dieſe Merkmaale reizten die Mißgunſt und den unduldſamen Geiſt der Popen, und gaben Anlaß zu einer neuen Verfolgung. Bereits wüthete auch ſchon eine grauſame Verfolgung wider die Chriſten in den moluccaniſchen Inſeln. Der Miſſionar, Pater Leo a St. Joſeph, ein Carmelite, ſtarb im Jahre Chriſti 1739 als Blutzeuge Chriſti, indem er von den Mohren erbärmlich gegeißelt, an Händen und Füſſen zerſtümmelt, und endlich enthauptet wurde.

Allgemach fühlte Pabſt Clemens der XII. den Druck des hohen Alters, und der mit dem Alter verbundenen Gebrechlichkeiten. Dieſer Laſt des Alters, und des Lebens, und damit alles, was drücken kann, ward ihm endlich am 6. Februar des Jahres Chriſti 1740 für allezeit abgenommen; was allzeit ſein ſehnlichſter Wunſch, und jetzt ſeine innigſte Freude, und ſein Gewinn, aber ſonſt für alle innigſter Schmerzen, tiefſte Trauer, und Beſtürzung war. Man hörte, und ſah ſeine Größe, und ſein Verdienſt um alle, und um alles in dem lauten Weinen und Schluchzen, und ſonſt in allem, was bey der feyerlichen Beerdigung des entſeelten Leichnams bemerkt werden konnte.

Nach allem wurde zur Wahl eines ihn erſetzen ſollenden Nachfolgers geſchritten. Lange wollte ſich es nicht deutlich genug zeigen, welchen der Herr erwählt habe. Immer wieder wurde die Wahl, und das Gebeth um Erleuchtung, und um Beyſtand von oben angelegendſt und eifrigſt wiederholet; endlich und recht wunderbar, und auf einmal vereinigten ſich alle Stimmen auf Einen am 17. Auguſt eben dieſes Jahres Chriſti 1740, und dieſer Eine, den der Herr ſich erwählet hatte, war — Cardinal Proſper Lambertini, welcher, eben da er gar nichts ſuchte, und nichts wollte, ſo ſehr nun geſucht und gewollt wurde. Seinem Weſen nach freymüthig, aufrichtig, geſprächig, großmüthig, munter, bey jedem Vorfalle entſchloſſen, uneigennützig, partheylos, ſcharfſinnig, vertraut mit der Erudizion, wurde Lambertini überall geſchätzt. Schon als Erzbiſchof zu Bologna hatte er ſich durch ſeine herausgegebenen Werke, durch ſeinen Fleiß, durch ſein leutſeliges, offenes und artiges Betragen eine allgemeine Achtung und Liebe erworben. Alle, die ſowohl, die ihn erwählet hatten, als jene, die von ſeiner Erwählung hörten, waren voll Freude und lauter Jubel; nur er, der Erwählte, war traurig, und erſchreckt, wie von einem Blitzſchlage getroffen, und ganz außer ſich gebracht; auch da er wieder zu ſich kam, wußte er nichts zu ſagen,

gen, als das, womit alles geſagt war: „Er iſt der Herr — er wolle thun, was, und wie er es gut findet!" Dieſer vom Herrn Geſegnete und Erhöhete wurde dann Benediktus genennet. (Der Vierzehnte dieſes Namens.)

Vor allem wählte ſich Pabſt Benedikt der XIV. gelehrte, eifervolle, fromme, heilige Männer, die immer um ihn ſeyn ſollten, die er immer in allem zu Rath ziehen, und zur Arbeit haben könnte; denn er fühlte die Laſt von Arbeiten, und Nöthen, die jetzt über ihn hergefallen; und er erkannte die gegenwärtigen Zeiten und Zeitumſtände nur zu gut; zugleich forderte er Hirten und Heerden zur Buße und zum Gebethe auf durch Verleihung eines Jubiläums, damit, wie mit heiliger Gewalt gemeinſam den Himmel zu beſtürmen, und zu erflehen von daher Licht und Kraft, und alles, was nöthig ſeyn dürfte, um allen, und in allem alles zu ſeyn, der heiligen Kirche ſegenvoll vorzuſtehen, dem hereinwüthenden Strom des Verderbens Einhalt zu thun, alles, und alle ihm Anvertraute zu retten, heilig und ſelig zu machen.

In dieſem Jahre Chriſti 1740 mußten die chriſtlichen Bewohner der Gegend von Goa und von den Inſeln des indiſchen Meeres gar viel Ungemach von den marattiſchen Heiden erdulden. Das Kirchengeräthe ward geplündert, die Kirchen ſowohl, als die Miſſionshäuſer wurden niedergeriſſen, die Prieſter und Miſſionäre gepeinigt, die chriſtlichen Bürger und Bauern von ihren Wohnſitzen verjaget. Grauſamer, als mit den übrigen Chriſten verfuhr man mit dem frommen Miſſionar Madeira. Nachdem man ihn halbtodt gegeißelt hatte, band man ihn an einen Pfahl, und peinigte ihn durch die langſam zehrende Flamme eines rings umher angezündeten Scheiterhaufens.

Aber beynahe in allen Ländern, und in vielen auf viel gefährlichere Weiſe zeigten ſich jetzt wieder die Mächte der Hölle; ſeit der Beſtehung des Chriſtenthumes wurde gegen ſelbes nie noch ſo raſend gewüthet,

wie

wie eben jetzt in Mitte des achtzehnten Jahrhunderts; nicht nur Unglaube und Irr-Religion, ſondern wohl Glaubens- und Religions-Haß, Wuth gegen alles Heilige ſchien jetzt einmal recht allgemein werden zu wollen; laut erklärte man ſich allgemach gegen das Licht der Offenbarung, für die Finſterniſſe des Heidenthumes; ſelbſt bey der niedrigſten Volksklaſſe zeigte ſich ſchon ein Hang zum Spotten über Religion und Verachtung des Chriſtenthumes; die Feinde des Chriſtenthumes waren ſinnreich genug, allerhand Lockmittel und Kunſtgriffe anzuwenden, damit die Leute von der Offenbarung abwendig gemacht werden möchten. Die Lichtmänner verehrten das bloße Naturlicht, und ſuchten die übernatürliche Religion bald als lächerlich, bald als zu ſtrenge, zu beſchwerlich für die Menſchheit vorzuſtellen. In teufliſch verführeriſchen Büchern und Schriften vermengte man gefliſſentlich das Zufällige mit dem Weſen der Religion, die Gebräuche mit den Glaubens-Wahrheiten; man verlachte die verblümte Sprache der heil. Schrift, man läugnete die Aechtheit des alten Teſtaments; man verſpottete die Offenbarung ſowohl, als die Vertheidiger derſelben, die Prieſter und Theologen; man ſuchte die Lehre Chriſti durch einleichtend ſcheinende Blendwerke und Trugſchlüſſe zu widerlegen, und ſtatt des Chriſtenthums eine hochgeprieſene Ethik, eine praktiſche Moral einzuführen; der Glaube an Gott wurde als Narrheit, und jeder Gottesverehrer, jeder rechtgläubige Schriftſteller ward als Dummkopf verlachet. Doch ſtimmten die rüſtigen Helden des neuen Heidenthums nur in einem einzigen Stücke übereins, in dem Eifer die ihnen verhaßte Religion zu vertilgen; in den übrigen Punkten dachten ſie nur gar zu verſchieden, und theilten ſich in die ungleichſten, himmelweit entfernten Meynungen. Einige läugneten ſchlechterdings das Daſeyns Gottes; Andere verwarfen nur die Vorſicht Gottes. Wieder Andere erkannten einen Gott, aber nur einen ſolchen, der nie Etwas geoffenbaret hat. Die Gottheit Chriſti fiel bey die-

dieſen Leuten gänzlich weg, indem ſie Ihn entweder als einen gewöhnlichen Lehrmeiſter und Sittenbeſſerer, oder gar als einen argen Betrüger anſahen. Einige verwarfen die Bibel ganz und gar; andere nahmen die Bibel an, aber bloß als ein profanes, im hiſtoriſchen und moraliſchen Fache brauchbares Werk. Jeder that, und glaubte, was und wie es ihm gefällig war; und ſo gab es nun zu gleicher Zeit der Ungläubigen und der Irrgläubigen verſchiedene Klaſſen und Arten: Socinianer, Deiſten, Naturalliſten, Indifferendiſten, Atheiſten, Pantheiſten, Materialiſten.

In Preußen ſtifteten die Socinianer im achtzehnten Jahrhunderte mehrere Kirchengemeinden, unter denen die zu Rudow und zu Anderswalde die vorzüglichſten ſind. Auch zu Königswalde in der Neumark kam eine ſocinianiſche Gemeinde empor, in welche ſich Edelleute ſowohl als gemeine Bürger einverleiben ließen. In Holland fanden die Socinianer in dieſer Zeit ebenfalls gute Aufnahme. An einigen Orten bildeten ſie eigene Gemeinden; anderswo aber ſchloſſen ſie ſich an andere Glaubens-Verbrüderungen an, und miſchten ſich unter die Remonſtranten, Mennoniten, Collegianten, u. d. m.

Deiſten, oder Leute, welche nur an einen Nichts offenbarenden Gott glauben, gab es in dem achtzehnten Jahrhunderte ſehr viele. Dieſe vorgeblich ſtarke Geiſter verwarfen alle Grundwahrheiten der chriſtlichen Religion, verachteten ſchlechterdings alles, was ihrem Wahne gemäß, zur Verbeſſerung der Sitten nichts beyträgt, und ließen nur wenige zur Befeſtigung der Gemüthsruhe dienliche Sätze gelten. Die Geiſtigkeit und die Unſterblichkeit der menſchlichen Seele läugneten ſie ſchlechterdings, und ſie raubten unſinnig boshaft dem Menſchen jede troſtreiche Ausſicht in die Zukunft.

Naturaliſten, welche die Gottheit Chriſti und alle Geheimniſſe der Offenbarung durchgehends verwerfen, und ſich blos zu einem nach den Grundſätzen der Natur eingerichteten Wandel bekennen, gab es nun auch ſchon bereits nicht minder ſehr viele. Einige von ihnen fochten

die Religion nur ſeitwärts an, indem ſie behaupteten: „eine jede Religion ſey dem Menſchen genug zu dem, was er ſeyn ſoll.“ Andere hingegen griffen die Offenbarung geradezu, und ohne Umſchweif an, und ſammelten poſitive Gründe, um die Nichtigkeit der geoffenbarten Religion zu beweiſen. Die Naturaliſten von der einen ſowohl als von der andern Gattung waren gleich im Anfange dieſes Jahrhunderts ſehr beeifert, die giftigſten Lehrſätze in der Welt auszubreiten. Eingehüllet in das Pallium der Philoſophie, ehrwürdig durch das ſich beygelegte Prädikat eines ſtarken Geiſtes, erſchlichen ſie ſich den Zutritt an die größern Höfe von Europa, und ſpielten da bedeutende Rollen. Vornehmlich pflanzten ſie ſich in England und Holland an. Sie beſtritten alle Geheimniſſe des Chriſtenthumes, und läugneten alle Offenbarung.

Auch an Leuten, welche eine allgemeine Freyheit in Religionsſachen behaupteten, war dieß achtzehnte Jahrhundert ſehr fruchtbar. Eigentlich gab es zwo Klaſſen von Indifferentiſten: Heidniſche und Chriſtliche. Die Heidniſchen waren gegen alle erdenkliche Religionen in ebendemſelben Grade gleichgültig, daß ſie nicht im Mindeſten irgend einer Religion den Vorzug vor der andern einräumten. Die Chriſtlichen forderten dazu, daß man ſelig werde, nichts anders, als daß man ſich zu einer Religion bekenne, die ſich chriſtlich nennet.

Auch förmliche Gottes-Läugner gab es beynahe aller Orten, Gottesläugner, oder Atheiſten, welche entweders durch ihren Wandel, oder durch Behauptungen im Umgang oder in Schriften Gottes Daſeyn läugneten; es ſchien ihre Denkungsart ſo recht ganz nach dem Geſchmacke des Zeitalters geweſen zu ſeyn, indem ſich dieſelbe mit einer unglaublichen Schnelligkeit in der Welt ausbreitete. An den meiſten Orten lebten die Atheiſten nur zerſtreut, ohne eben eine förmliche Körperſchaft zu bilden; doch gab es auch einige Weltgegenden, wo ſich ganze Geſellſchaften und Confraternitäten dieſer argen Leute angepflanzet hatten. So entdeckte man zu Veletri eine förmlich organiſirte Gemeinde von Atheiſten, wel-

che von einem Präſidenten, dem Sylveſter Legni, geleitet wurde. So wurden auch in England und in Irrland verſchiedene aus Perſonen beiderley Geſchlechts beſtehende Geſellſchaften oder Klubbs errichtet, deren Mitglieder nach den Grundſätzen des Spinoza lebten, und theils mit heidniſchen, theils mit teufliſchen Namen bezeichnet waren. So ſehr man immer von Aufklärung ſprach und ſchrieb, ſo ſehr ſtürzten dieſe Sprecher und Schreiber ſich und andere immer mehr und mehr in Finſterniſſe zurücke; ſo, daß ſogar auch der unſinnige Pantheismus im achtzehnten Jahrhunderte ſeine Anhänger fand.

Einer der ruchloſeſten Pantheiſten dieſes Zeitraums war der Curländiſche Staatsrath Theodor Ludwig Lau, von Königsberg; nachdem er ſein Amt verloren hatte, ſchrieb er philoſophiſche Betrachtungen: von Gott, von der Welt, von dem Menſchen; er erhob die Natur zur Richtſchnur menſchlicher Handlungen, und hegte durchgehends pantheiſtiſche Geſinnungen. Lau ſtarb eben dieſes Jahr Chriſti 1740 zu Altona in ſeinen Finſterniſſen und Gottloſigkeiten.

Auch der Materialismus fand in dieſem unſeligen achtzehnten Jahrhundert einige Bekenner. Ein gewiſſer Lametri, aus mehrern Orten verjagt, kam endlich nach Berlin, wo man ihn zum Mitgliede der Akademie und zum Vorleſer Königs Friedrich des II. machte. Lametri lehrte den gröbſten Materialismus; er verbannte alle Sittlichkeit, und verläugnete jede Religion. Er betrachtet den Menſchen als eine bloße Materie, als eine Pflanze, als ein Thier, deſſen höchſtes Gut die Wohlluſt iſt. Tugend und Laſter ſind ihm ein leerer Schall von Worten; Gewiſſen, letztes Gericht, Gott ſind ihm eitle Schreckbilder. — „Der Weiſe, ſagt Lametri, fürchtet Nichts, als — den Henker.“

Auch der Ketzer gab es in dieſem unbegreiflich ſonderbaren, ſich ſelbſt widerſprechenden Jahrhunderte verſchiedene Arten und Formen: Pietiſten, Methodiſten, Mennoniſten, Quacker, Böhmiſche Brüder, Herrnhuter, Butlarer, Ronsdorfer, Brüggler, Gichtler, Inſpirirte,

Montpellianer, Schwenkfelder, Separatiſten, u. d. m. nebſt den länger ſchon, und immer noch Fortbeſtehenden.

Die Pietiſten und Methodiſten, die im Grunde nicht viel unterſchieden ſind, behaupteten die ungeräumteſten Sätze, und unmittelbare Erleuchtungen, und wohl auch Wundergaben, und ganz ſonderbare Dinge. Ihrer Schwärmerey zufolge, beſteht die Religion in einem gewiſſen unerklärbaren Gefühle, wobey man die Vernunft ganz bey Seite ſetzen, und ſich bloß dem göttlichen Lichte zur Leitung überlaſſen ſoll. An einigen Orten legten die Pietiſten des achtzehnten Jahrhunderts ſo ſchwärmeriſche Geſinnungen an Tag, daß man für die Sicherheit des Staates beſorgt zu werden anfieng. Schon vor zehn Jahren erließ der kaiſerliche Reichshofrath zu Wien ſcharfe Mandate, und züchtigte die Pietiſten, beſonders jene von Schleſien, mit Amtesverluſt, Landesverweiſung, und anderen Strafen. In Dänemark, Hannover und Zweybrücken ergiengen ebenfalls ſcharfe Verordnungen wider den Pietismus. Friedrich, König von Schweden, verwies alle Pietiſten aus ſeinen Staaten. Ihre mit den Herrnhutern entſtandene nähere Verbrüderung war von gar keiner langen Dauer.

Nicht leicht hat eine Verbrüderung ſo viele Züge des Sonderbaren an ſich, als die Sekte der Herrenhuter. Der Stifter, Nikolaus Ludwig, Graf von Zinzendorf, zeigte ſchon in der Jugend viele Spuren der Schwärmerey und des Hanges nach Singularität. Schon als Knabe ſchrieb er mehrere: An den lieben Heiland gerichtete Briefchen, und warf ſie zum Fenſter hinaus, in der ſichern Hoffnung, eine Antwort vom Heilande zu bekommen. Mit dieſer Anlage kam der Graf auf das Pädagogium zu Halle, wo ſeine Phantaſie durch den Unterricht des Magiſter Franke, und durch Umgang mit jungen Schwärmern nur noch mehr erhitzt wurde. Bald hernach kam der Graf nach Wittenberg, und ließ auch da verſchiedene Merkmaale von Ueberſpanntheiten blicken. Er faſtete, weinte, predigte, nahm an allem, was Religion betraf, immer feurigen Antheil,

Antheil, wie er ſich auch auf ſeinen Reiſen mit dem Cardinal Noallia genau bekannt machte, und ſogar in die janſeniſtiſchen Händel ſich miſchte. Da Zinzendorf vor einigen Jahren mehrere böhmiſche Brüder umher irren ſah, nahm er die Vertriebenen liebreich auf, und wies ihnen zu Bertholsdorf, einem Gute in der Oberlauſitz, Wohnplätze an. Aus dem Anbaue dieſer Emigranten entſtand allmählich das berühmte „Herrenhut", der Sitz einer neuen Religionspartheh. Gefliſſentlich legte der Graf die ſeit zehn Jahren bekleidete Stelle eines Juſtizrathes zu Dresden nieder, um ſich von nun an ungeſtört mit Stiftung einer neuen Glaubensgemeinde abgeben zu können. Eben die zu Bertholsdorf angeſeſſenen Emigrirten, größtentheils verjagte böhmiſche Brüder, waren die erſten Schüler, die er in ſeinen Grundſätzen unterrichtete, und zu den Geheimniſſen ſeines Glaubens einweihte. Zinzendorf, welcher ſich den Vorſteher der Brüder nennen ließ, predigte nun in ſeiner Gemeinde, gab für dieſelbe eine eigene Bibel, und ein beſonderes Geſangbuch heraus, und ließ ſich endlich gar von Daniel Jablonsky zu Berlin öffentlich als Biſchof der böhmiſchen Brüder aufſtellen. Dieſe Neuerung machte viel Aufſehens. Der Churfürſt von Sachſen ſchickte eine eigene Kommiſſion nach Herrenhut, und ließ zu gleicher Zeit ein ſcharfes Mandat wider dieſe neue Sekte kund machen. Aber auch dieſe Sektierer fraßen wie ein Krebs um ſich; ſie wußten ſich immer mehr einzuſchleichen. Eben dieſes Jahr Chriſti 1740 legte Zinzendorf zu Herrnhag eine neue Pflanzſchule ſeiner Schwärmerey an. Einige dieſer Herrnhuter ſchlichen ſich nach Dänemark, Holſtein, Liefland, Holland, England, Grönland, einige ſchifften ſich bis nach Amerika. Uebrigens wich Zinzendorf nur in einigen Lehrſätzen von den Luteranern ab, und öfters verſuchte ers, eine gänzliche Vereinigung mit denſelben wieder herzuſtellen, was jedoch nicht zu Stande kam; Zinzendorf hatte den Luteranern zu vieles von der katholiſchen Kirche wieder angenommen, und war ihnen auch ſonſt zu ſtrenge, und

in einigen Behauptungen zu abentheuerlich. Nach Zinzendorf mußte in zweifelhaften Fällen alles das Loos entſcheiden. Seine Jünger ziehen ein gewiſſes inneres Gefühl, oder die ſogenannte Blut- und Wunden-Theologie, jeder andern Erkenntniß vor, ſetzen den Glauben an Chriſtus in eine Empfindung ſeiner inneren Wirkungen, und reden faſt von nichts, als vom Heilande. Nach ihrer Meynung muß man den Leichnam Chriſti vorzüglich verehren. Wer ſelig werden will, muß den Leichnam Chriſti berühren, und mit der Grabesluft ganz durchdrungen werden. — Nur der Heiland giebt Unterricht in Glaubenswahrheiten. Nur der Heiland wirkt unmittelbar die Bekehrung, u. d. m. Die Regierung der Kirche ſchreiben die Herrenhuter ihrem Gemeindegeiſte zu, welcher, wie ſie vorgeben, ſeinen Willen allemal zu rechter Zeit kund macht. Ein Ungehorſam gegen die Gemeinde wird nicht anders, als ein Verbrechen wider das Lamm betrachtet. Die Seitenwunde Chriſti iſt der Gegenſtand ihrer vorzüglichen und faſt kindiſchen Verehrung. In ihrem Geſangbuche kommen ſo ſinnliche Ausdrücke, und ſo ärgerliche Vorſtellungen vor, dergleichen man kaum in dem Alcoran des Mahomet antrifft. Die Allegorie, womit man die Liebe zu dem Heilande ſchildert, iſt ungemein anſtößig. — Die Heilands-Caſſa, das Heirathen durch das Loos, der unbedingte Gehorſam gegen den Vorſteher, als gegen den Heiland, ſo wie andere das Naturrecht zerſtörende Grundſätze, gereichen ſelbſt den Proteſtanten zum Aergerniſſe, ſo ſehr ſich dieſe Herrnhuter ſonſt befliſſen durch einen erbaulich ſcheinenden Lebenswandel für alle gegebene Aergerniſſe ſchadlos zu halten.

Noch auffallender ärgerlich, und recht abſcheulich waren in ihrer Lehre, und in ihrem Wandel die Mennoniſten, Quacker, Butlarer, Ronsdorfer, Brüggler, Inſpirirte, und andere Ketzer dieſer Zeit. Die Brüggler lehrten unter andern Abſcheulichkeiten auch die Sätze: „Was das Fleiſch thut, iſt keine Sünde. Wer einmal im Himmel eingeſchrieben iſt, dem ſchadet nichts,

er

er mag thun, was er will. Man muß ſich dem Heilande ganz ergeben; und dann iſt es genug. Dem Gerechten kann kein Geſetz gegeben werden. Ein Wiedergeborner kann nicht ſündigen. Die Auserwählten dürfen nichts arbeiten; denn dieß kömmt nur den Babyloniern zu.“ Ueberdieß gaben die Brüggler vor: „daß ihnen Gott auch das politiſche Regiment der Staaten übergeben habe.“ Durch ſolche gar in jeder Hinſicht gottloſe und abſcheuliche Grundſätze wurde das gemeine Volk vom Gottesdienſte, von Induſtrie und von Verehrung der Magiſtrate abgehalten, und zum Aberglauben, zum Müſſiggange, und zur Schwelgerey verleitet.

Die ſogenannten Inſpirirten wurden ihrer zu empörenden Lehrſätze wegen ſogar auch aus den preußiſchen Ländern, und faſt zu gleicher Zeit aus Schweden verjagt. Nun flüchteten ſie ſich in andere Staaten, vornehmlich nach Italien, Ungarn, und in die Türkey; die berühmteſte Colonie errichteten ſie zu Berleburg in der Grafſchaft Yſenburg, von woher ſich die Inſpirirten nunmehr die „Yſenburgiſchen Brüder“ nennen ließen. Der eifrigſte Zelote dieſer Sekte war ein Yſenburger, Friedrich Rock von Büdingen, welchem die Luſt ankam, aus einem Hofſattler, das Haupt einer Parthey zu werden. Das Sonderbarſte, was die Inſpirirten behaupteten, war eine neue Haushaltung Gottes; ſie glaubten nämlich: „die Haushaltung Gottes des Vaters habe das alte Teſtament hindurch gedauert; mit der Geburt Chriſti ſey die Haushaltung des Sohns eingetreten; mit den Inſpirirten aber die Haushaltung des heil. Geiſtes angegangen.“ „Das Leiden Chriſti (ſagten ſie) iſt nichts, als ein Vorbild der Leiden ihrer Sekte geweſen.“

Mehr begünſtiget wurden von Seite Preußens in dieſem Jahre Chr. 1740 die Schwenkfeldianer; ſie fanden Schutz an dem Hofe Friedrichs des II. zu Berlin, und erhielten Erlaubniß: „neue Kolonien ihrer Sekte in Schleſien anzulegen.“ Unter ihren Miſſionären that ſich Adam Kopke, Paſtor in Wallnov, hervor, welcher vie-

viele Proſelyten für Schwenkfelds Parthey gewann; nebenbey aber auch die Meynungen des Dippel, in das ſchwenkfeldiſche Lehrgebäude einwebte.

Die recht offenbar Verabſcheuungswürdigſten aller Ketzer dieſes achtzehnten Jahrhunderts waren die Montpellianer, eine Sekte, welche zu Montpelliá in Frankreich ausgebrütet wurde, und viel Beyfall fand. Ihr Stifter, Meiſter, und Oberprieſter nannte ſich Jakob Prophetes, der ſeine Loſch, als das neue Sion verehrt haben wollte. Seine Jünger hielten ihre Verſammlungen nächtlicher Weile, damit die ſchändlichen Thaten durch Nacht und Finſterniß gedeckt würden. In dem Loſchenhauſe hatte man mehrere Gemächer, welche alle mit weißen Tappeten geziert, und nebenbey mit Betten und Matratzen wohl verſehen waren.

In Frankreich wußten auch die Janſeniſten und Quesnelliſten noch immer ſich zu erhalten; es gab daſelbſt noch immer ſtarrſinnige und ſchwärmeriſche Biſchöfe und Prieſter, die ſich ſtets noch an die Appellanten angeſchloſſen hielten. Auch das hartnäckige Weſen einiger Ordensleute, und ihre Befliſſenheit, die Anzahl der Appellanten zu verſtärken, erſchwerten ebenfalls die Ausſöhnung der Partheyen. Nicht nur einzelne Mönche, ſondern ganze Klöſter und Kongregazionen von Ordensgeiſtlichen hiengen noch immer dem Quesnel an, und ſuchten irgendwo neue Anhänger der Sekte Quesnels anzuwerben.

Auch in Deutſchland zeigten noch immer bey jeder Gelegenheit die Ketzer ihren Starrſinn und Unduldſamkeit. In eben dieſem Jahre Chriſti 1740 wagten die luterſchen Stände neuerdings Schritte und Verſuche zu Gunſten ihrer Sekte; ſie waren eben in Stuttgard verſammelt, als der Biſchof dahin berufen ward von der verwittibten Herzoginn, um einem ihrer Prinzen die erſte Weihe, und einer Prinzeſſinn das heiligſte Sakrament der Firmung zu ertheilen; dagegen lärmten ſie nun, und tobten, und ſprachen von Verletzung des weſtphäliſchen Friedens; man erinnerte ſie an das, was noch vor dem Hinſcheiden des Herzogs Carl Alexander feyerlich be-

beſchloſſen worden war: „daß ſeinen hinterlaſſenen Söhnen volle Freyheit in Ausübung der katholiſchen Religion zugeſichert, und hierüber eine amtlich gefertigte Urkunde errichtet worden ſey; daß ihnen alſo die heiligen Sakramente zu empfangen frey ſtehen müſſe; daß man keinem dieſer Pr..zen es währen könne, in den geiſtlichen Stand zu treten, und alſo die erforderlichen Weihen zu empfangen." Aber aller Vorſtellungen und Rechte ungeachtet, wollten die Luteraner immer wieder neue Hinderniſſe legen, und die verwittwete Herzoginn hatte lange mit dieſen Starrköpfen zu thun, bis ſie endlich wohl erworbene Rechte ausüben, und heilige Pflichten ohne Furcht vor Gewaltthätigkeiten erfüllen konnte.

So wurde nun zu gleicher Zeit beynahe überall mehr oder minder wüthend gekämpfet gegen das Reich Gottes auf Erde. Pabſt Benedikt der XIV. that, aller Gefahren und Bedenklichkeiten ungeachtet, was er konnte. Um noch mehr Einfluß überall hin zu haben, und noch mehr zu können, bemühete er ſich, mit jedem mächtigen Fürſten der Chriſtenwelt in gutem Einverſtändniſſe zu leben. Den verjährten Zwiſt mit dem Hofe von Turin legte er noch in dieſem Jahre Chriſti 1740 bey. Er theilte die Einkünften der in Savojen und Piemont unbeſetzt gebliebenen Pfründen in drey Porzionen, wovon die eine den Gotteshäuſern, die zweyte den Armen, die dritte dem päbſtlichen Stuhle zu Gute kam. Das Mißverſtändniß mit dem Hofe von Neapel wurde in eben dieſem Jahre ebenfalls in Güte beygeleget. Don Carlos verſtand ſich zu dem Lehenzinſe, und zu Errichtung eines neuen Tribunals für Sicilien, mit ſo einer Inſtrukzion, wodurch die Gerechtſame des heiligſten Vaters gänzlich gerettet wurden. Den Hof von Berlin gewann Benedikt der XIV. auf die feinſte Art, und machte ihn von einem Plane abwendig, welcher die Primatrechte des römiſchen Stuhles ſehr gekränkt haben würde. Eben ſo glückte es auch dem heiligſten Vater, der vieljährigen, zwiſchen Venedig und Oeſterreich obwaltenden Streitigkeit wegen Präſentazion zu der Patriarchalwürde

von Aquileja ein Ende zu machen. Auf ähnliche Art wurden die Händel, welche einen Bezug auf andere katholiſche Mächte hatten, entweder durch kluge Unterhandlung, oder durch beſcheidene Nachgiebigkeit beygelegt. So wußte Pabſt Benedikt der XIV. Oeſterreich, Spanien, Portugal, Rußland ganz für ſich einzunehmen durch Mittel, die ſeine Weisheit zu finden, ſeine Klugheit anzuwenden wußte. Eben ſo weiſe betrug er ſich gegen die Janſeniſten, indem er die Ausbreitung der Sekte verhinderte, ohne ſich irgend eines gewaltſamen oder auffallenden Mittels zu bedienen. Auch der Eifer, mit welchem ſich Pabſt Benedikt der XIV. jeder Gattung von Wiſſenſchaft widmete, hatte kaum ſeines Gleichen. Alle Minuten und Augenblicke, welche von den Regierungsgeſchäften übrig blieben, wurden theils zur Lektüre, theils zu dem Umgange mit Gelehrten angewendet. Der Prälat Buſchá, und die aufgeklärten Ordensmänner: Ganganelli, Ricchini, und Gerdil waren die Vertrauten, mit denen er ſich im wiſſenſchäftlichen Fache unterhielt. Auch die Cardinäle Valenti, Paſſionei, Polignac und Quirini gehörten unter die Zahl der gelehrten Freunde des heiligſten Vaters; er ſtellte jeden dieſer würdigen Männer an den Platz hin, der ihrem Talente angemeſſen war. Den Cardinälen Paſſionei und Quirini vertraute er die vaticaniſche Bibliothek an. Durch den raſtloſen Aſſemanni ließ er in den entfernteſten Weltgegenden orientaliſche Handſchriften ſammeln, und nachmals ein Verzeichniß der im vaticaniſchen Bücherſaale aufbewahrten Manuſcripte verfertigen. Dem Pater Orſi trug er auf: „eine neue Kirchengeſchichte, nach dem Muſter des Claudius Fleury, zu ſchreiben.“ Leben und Eifer zeigte ſich für alles in Pabſt Benedikt dem XIV. ganz beſonders aber für Handhabung reiner Sitten; alles, was er in dieſer Hinſicht verfügte, trug das Gepräge der Weisheit und der pſychologiſchen Kenntniß. Wider das Fluchen und Gotteslåſtern, wider das Rauben und Morden, und wider andere damals

mals in Schwung gehende Verbrechen verfuhr er mit äußerſter Strenge. Das Aſylrecht ſchränkte er noch weit mehr ein, als es immer vorhin geſchehen war. Gegen den Müßiggang traf er anpaſſende Vorkehrungen. Die Freudenmädchen verjagte er aus Rom, und verboth ihnen, in der Kirche, und in jeder öffentlichen Verſammlung zu erſcheinen; ſogar verweigerte er ihnen den Genuß der heiligen Sakramente, ſo lange kein Merkmaal einer wahren Reue vorhanden war. Eine Betrügerinn, welche vorgab, eine wunderwirkende Kraft zu beſitzen, ſtellte er auf die Schandbühne, und verwies ſie des Landes. Frauensperſonen, wenn ſie nicht anſtändig gekleidet waren, durften nicht in die Kirche gehen. Der heiligſte Vater ſelbſt verweigte einmal einer Perſon, die am Tiſche des Herrn erſchien, die heilige Communion, weil ſie in einem nicht allzu eingezogenen Gewande hinzu getreten war. Er drang darauf, daß die heiligen Sakramente durchgehends mit äußerſter Ehrfurcht ausgeſpendet würden. Das heilige Sakrament der Ehe betreffend hatte Pabſt Benedikt der XIV. eben dieſes Jahr Chriſti 1741 Verordnungen erlaſſen, und damit anbefohlen: „daß man das Ehepaar nicht anders, als öffentlich, und zwar in der Kirche, in Beyſeyn des Pfarrvolks, einſegnen ſolle.“ Auch ermahnte der heiligſte Vater die Biſchöfe aufs Nachdrücklichſte: „daß ſie in Händeln der Eheſcheidung nur mit äußerſter Behutſamkeit zu Werke gehen möchten.“ So nahm fortwährend und eifrig Pabſt Benedikt der XIV. ſich um alles an, was er in ſeinem Wirkungskreiſe liegend fand, oder hineinziehen konnte; apoſtoliſch arbeiten, oberhirtlich wachen, immer zugleich kindlich bethen war ſein Daſeyn, war ſein — Leben.

Aber nie mehr, als eben jetzt, ließen auch die Kinder der Finſterniſſe den Kindern des Lichtes fühlen und erfahren ihr Daſeyn und ihr Leben; mit teufliſch unermüdlicher Thätigkeit arbeiteten ſie mit vereinten Kräften an Auslöſchung des Lichtes, an Zerſtörung des Reiches Gottes auf Erde, an Wiederherſtellung des vollendet-

ſten

ſten Verderbens aller Art. Woltär, der Held des Unglaubens, war nun ſchon das in volle Wirkſamkeit geſetzte Werkzeug der Hölle; in vielen, und auf viele hatte er bereits gewirket in Frankreich, wo er ſich immer noch aufhielt; es mußte gelingen, es konnte nicht fehlen, ein Menſch, wie Woltär, mußte mit ſeinem Witze, mit ſeinem Darſtellungsvermögen, mit ſeiner Thätigkeit, mit ſeiner Kunſt zu gefallen, ſehr bald viele Eroberungen machen, zumal unter einem Volke, das im höchſten Grade leichtſinnig und eitel iſt, auf welches ein witziger Einfall, ein ſatyriſcher Zug mehr wirkt, als alles gründliche Beweiſen, und welches das Oberflächliche, wenn es nur glänzt, insgemein dem Wahren und Gründlichen vorzieht, wo dieſes nicht eine ſehr gefällige Auſſenſeite hat, und noch überdieß unter der Regentſchaft des in allen Liederlichkeiten verſunkenen Herzogs von Orlean in Zügelloſigkeit hinabgeſtürzet war. Daß den Laſterhaften das Licht unlieb, die Finſterniß lieber, daß den Laſterhaften die Religion läſtig, und unerträglich, und verhaßt ſey, zeigte ſich jetzt wieder recht deutlich; alle dieſe ließen ihre Religion, die ſie nur beſchränkte, und aufhielt, gerne her; Woltär hatte da leicht machen; die Sache machte ſich ſelbſt; ſolchen Leuten war Woltär, und der Unglaube, und die Freydenkerey, und die Zügelloſigkeit, und alles Unheil, das mit ihm kam, willkommen; ſie hiengen gerne ihm an, und ſo wurde die Zahl der Ungläubigen mit jedem Tag bedeutend größer, und nur zu bald zu groß, und zu tollkühn; ſo, daß ſie ihrem Verführer, ihrem Oberhaupte, dem Vater ihres Unglaubens und ihrer Gottloſigkeit, ſelbſt nicht wenig Schaden und Nachtheil wurden, ihn oft in große Verlegenheit ſetzten, es endlich dahin brachten, daß er noch einmal die Flucht ergreifen mußte; kaum entkam er noch durch die Flucht der Baſtill, er hatte ſich verkleidet aus dem Staube gemacht; er kam nach Brüſſel, und von da im Jahre Chriſti 1741 nach Berlin zu ſeinem Vertrauten und Mitverſchwornen, zum König von Preußen, zu Friedrich dem II., mit welchem er früher

ſchon

ſchon Briefwechſel unterhalten hatte; beyde ſtimmten, in Hinſicht auf Religion, in Geſinnungen überein; ſie verſpotteten gemeinſam das Chriſtenthum, und arbeiteten nun mit vereinten Kräften an Ausführung ihres teufliſchen Planes. Friedrich der II., König von Preußen, hatte zwar jetzt in eben dieſem Jahre Chriſti 1741 Geſchäfte und Angelegenheiten anderer Art; er hatte ſich neuerdings in einen Krieg verwickelt mit Oeſterreich. Kaiſer Karl der VI., der eben ſo fromme und gottſelige, als große und in jeder Hinſicht vortreffliche Kaiſer, war ſchon voriges Jahr in ein beſſeres Leben hinübergenommen. Er hatte keine männlichen Thron-Erben hinterlaſſen. Maria Thereſia, deſſen älteſte Tochter, die Königinn von Ungarn und Böhmen, wurde nun der Thronfolge wegen mit Krieg überzogen, und man hatte nun wieder alle verheerende Folgen der Kriege zu fürchten; ganz Deutſchland war nun wieder in Unruhe und Schrecken, in ſtets nahen Gefahren.

Gefahren und Schrecken vermehrten ſich in Deutſchland auch noch durch neuerdings von Ketzern zu Gunſten, und Ausbreitung ihrer Ketzereyen und Sekten gewagte Verſuche. Vorzüglich auffallend und empörend war der Frevel der Luteraner, den ſie ſich erlaubten gegen die kaiſerliche Geſandtſchaft in Hamburg. Auch in Pohlen, auch in Ungarn zeigte ſich der Ungeſtümm und die Unerſättlichkeit der Ketzer mit jedem Tag noch mehr; je mehr man ihnen zugab und einräumte, deſto mehr verlangten und forderten ſie, beſonders ſeit dem leider zu früh erfolgten Tode des Kaiſers.

Von noch kühnern Vorſchritten, von noch gröbern Gewahltthätigkeiten wurden ſie, dieſe ſtets unſteten Ketzer, auch jetzt nur durch ihre ſelbſtigen Uneinigkeiten unter ſich abgehalten, oder gehindert; die Glaubens- und Sitten-Lehre, die geſammte Verfaſſung der luteriſchen Kirche, ihre Regierungsform, Diſciplin, Liturgie, und die damit verbundenen Gebräuche waren eben jetzt wieder mehreren Abänderungen unterworfen. Der König von Preußen, Friedrich der II., obwohl ſelbſt kein

Luteraner, nahm ſich doch immer noch um ſie, und um ihr Luterthum vieles an; aber er machte und modelte an den Luteranern oft mehr, als ihnen ſelbſt lieb war; vor Kurzem hob er, das vor Kurzem gegebene Verboth zierliche Kirchenkleidungen zu gebrauchen, wieder ganz auf; zugleich verwarf er die erſt eingeführten Gottesdienſts-Gebräuche, und ähnliche Verordnungen ſeines Herrn Vaters in Kirchenſachen. Die Verzierung des Gottesdienſtes wurde der Willkühr jeder Gemeinde heimgeſtellt. Hieraus entſtand eine merkliche Verſchiedenheit in dem Aeußerlichen des Gottesdienſtes in den preußiſchen Staaten; auch erhob ſich ein neuer Zwiſt unter den Predigern, wovon Einige den Geſang, und ihre Krägen beybehielten, Andere verwarfen. Auch ihr Abendmahl im Stillen, welches irgendwo noch im Brauche war, wurde in dieſem Zeitraume in den brandenburgiſchen Staaten, in Dänemark, in Holſtein, und in Gotha verbothen. Eben eine ſolche Bewandtniß hat es mit der Ohrenbeicht; hier wurde ſie erlaubt, anderswo verbothen. An einigen Orten bethete man nur die offene Schuld. Der Beicht-Pfenning hatte in gewiſſen Gegenden von Oberdeutſchland noch ziemlich ſeinen Gang; an vielen Orten aber wurde er abgeſchafft. In einigen luterſchen Gegenden wurde in dieſem Zeitraume die Anzahl der Feyertage vermindert. König Friedrich der I. würdigte im Jahre Chriſti 1741 mehrere Feſttage in Schweden ab, und befahl unter Strafe von zehn Mark Silbers, an derley Tägen zu arbeiten. Auch am Buß-Geſchäft wurde jetzt wieder vieles geändert. König Friedrich verboth ſehr ſtrenge die öffentliche Büßung der Huren und der Ehebrecher in ſeinen Staaten. Nebenbey befahl er: „daß man jeden, dem es nicht von dem Conſiſtorium unterſagt iſt, zum luterſchen Abendmahl ohne weiters zulaſſen ſolle.“ Auch die Ehen, und überhaupt beynahe alles betreffend, ſowohl in der Form, als auch im Weſen wurde jetzt von dem dermaligen höchſten Oberhaupte der luterſchen Kirche, von dem nicht luterſchen König von Preußen an

den

den Luteranern, und am Luterthume veränderet, und verſchieden geformt und gemodelt.

Auch einzelne Mitglieder dieſer auf Sand gebauten Kirche änderten in eben dieſem Jahre wieder vieles im Glauben und Thun; jeder behauptete das Recht, das Buch, das ſie heilige Schrift nannten, nach ſeinem Sinne und Verſtande zu nehmen, und dieſer ſein Eigenſinn und Unverſtand war ihm dann der heilige Geiſt, und an die auf ſolche Weiſe gewordenen Machtſprüche hielt er ſich hartnäckig, und ſo gab's nun wie in der Ketzerey verſchiedene Ketzereyen, Ungeräumtheiten und Abſurditäten in Menge, und in der Sekte beynahe wieder ſo viele Sekten, als Sektirer. Die in Deutſchland noch immer herrſchende Verwirrung diente auch den Ketzern zu ihrer noch immer größern Verwirrung; ſie glaubten die Zeitumſtände nach ihrer Art benützen zu müſſen. Der Kaiſerthron war bisher noch unbeſetzt, der Thronfolge wegen noch Krieg und Kriegsrüſtungen.

Endlich mit anfangendem Jahre Chriſti 1742 kam eine Kaiſerwahl zu Stande; die Wahl fiel auf Carl Albert, den Kurfürſten von Baiern; die Kaiſer-Krönung gieng in Ruhe und mit gewöhnlicher Feyerlichkeit zu Frankfurt vor ſich. Die Luteraner ſäumten ſich nicht, auch dieſe neue Ereigniſſe, ſoviel ſie könnten, zu ihrem Vortheile zu benutzen; ſie wendeten ſich alſogleich an den neuen Kaiſer mit ihren ungeſtimmen Bitten und Beſchwerden, und beſtunden auf noch mehr Begünſtigung ihrer Sekte; aber der gottſelige Kaiſer Carl der VII. achtete auf ihr Schmeicheln, auf alle ihre Verheißungen und Beyſtandszuſicherungen nichts; er erklärte frey und mit entſchloſſenem Heldenmuthe: „daß er lieber Kron und Reich und alles verlieren wolle, als durch Untreue am heil. Glauben zum Nachtheil der katholiſchen Kirche ſeinen Thron befeſtigen. Kaiſer Carl der VII. erließ auch alſogleich ein recht kindliches Schreiben an den gemeinſamen Vater der Gläubigen, an Pabſt Benedikt den XIV., und erklärte damit dem Oberhaupte der heiligen Kirche, dem Statthalter Chriſti auf Erde ſeine Unter-

terwürfigkeit, und überſchickte in ſelbem das demüthigſte Bekenntniß ſeines ganz katholiſchen Glaubens.

Nach Empfang dieſes kaiſerlichen Schreibens berief am 28. Februar eben dieſes Jahres Chriſti 1742 Pabſt Benedikt der XIV. ſeine Cardinäle voll heiliger Freude, um davon auch ihnen mitzutheilen; in der feyerlichen Anrede an ſie ſchilderte er ihnen den ganzen Hergang der Sache, die dermalige Lage der Dinge, die jeẓt wieder beſſer werdenden Ausſichten, ſeine vorläufige Freuden und Hoffnungen. Der Schluß dieſer langen Anrede war eine eben ſo eifervolle Aufforderung zum Gebethe, und eine Anordnung eines feyerlichen Gottesdienſtes. Aehnlichen Innhalts war auch das Antwortſchreiben, welches bald darauf Pabſt Benedikt der XIV. an Kaiſer Carl den VII. durch eine eigene Geſandſchaft abſchickte; in demſelben ſuchte der heiligſte Vater noch überdieß den neuen Schuẓherrn der heiligen Kirche in ſeinen Geſinnungen, in ſeinem Eifer für die Ehre des Hauſes Gottes noch mehr zu gründen, und zu befeſtigen.

Gegen die Janſeniſten in Frankreich wurde auch in dieſem Jahre Chriſti 1742 ſowohl von Seite des Oberhauptes der Kirche, als von Seite des Königs in Frankreich alles Mögliche verſucht, was Güte und chriſtliche Liebe eingab, was Klugheit anrieth, was Eifer und Macht und Pflicht aufdrang; aber die Starrſinnigen waren von ihrem Starrſinne immer noch nicht ganz wegzubringen, immer noch hatte Janſens ſo ſehr verderbliche Irrlehre nicht unbedeutenden Anhang.

Für Franken, für das Bisthum Würzburg war das Jahr Chriſti 1742 ein volles Freuden- und Jubel-Jahr; mit allmöglicher Feyerlichkeit wurde daſelbſt begangen die dankbare Erinnerung an das nun ſchon tauſend Jahre lang anhaltende Beſtehen dieſes Bisthumes; zärtlich und feyerlich wurde dem liebvollen Gott für die unermeßliche Erbarmung, für Gründung dieſer Chriſtengemeinde in Franken gedanket.

Durch die endlich vollbrachte Kaiſerwahl dachte man im deutſchen Reiche dem Kriege ein Ende gemacht zu ha-

haben; aber das dadurch gekränkte und zurückgeſetzte Haus Oeſterreich wollte ſich ſo was noch nicht gefallen laſſen; während der neue Kaiſer und die Reichsfürſten, die ihn gewählet hatten, ſich für genugſam geſichert hielten, ließ die Königinn von Ungarn und Böhmen, Maria Thereſia, die bey ſo fürchterlichen Ueberfällen anfänglich nur bey ihrer ungemeinen Starkmuth und bey ihren treuen Ungarn Hilfe fand, ihre Truppen in Oberöſterreich und Baiern einrücken. München ſelbſt mußte ſich an Oeſterreich ergeben, und Carl der VII. nach Frankfurt entweichen. Frankreich ſchickte zwar indeſſen ein neues Hilfsheer nach Baiern, und Prinz Carl von Lothringen ward von dem Könige in Preußen bey Czaslau und Chotoſitz den 17. May geſchlagen; aber Maria Thereſia trat an dieſen Feind den größten Theil von Schleſien und die Grafſchaft Glatz ab, und ſchloß mit ihm zu Breßlau Friede, damit ſie mit ihrer ganzen Macht gegen die Franzoſen und Baiern fechten könnte. Hierauf ward der Krieg mit beſtem Erfolge geführt. Es eroberten die Oeſterreicher Prag, und durch dieſe Eroberung zugleich ganz Böhmen bis auf Eger. Den 9. May des Jahres Chr. 1743 lieferten ſie ein Treffen bey Simpach, und brachten ganz Baiern in ihre Gewalt.

Dieſe Zeitumſtände ſchienen nun wieder den Proteſtanten in Ungarn der Art; daß ſie wenigſt wieder Verſuche machen wollten, ſie zu benützen; ſie hatten zwar daſelbſt ſchon bisher viele große Vorzüge und Freyheiten; aber alles genügte ihnen, den Unerſättlichen, noch nicht; ſie wendeten ſich jetzt neuerdings mit Klagen und Beſchwerden an Maria Thereſia. Die Königinn berief Biſchöfe und Stände und man erinnerte an alles, was bisher geſchehen, und man fand, daß ſich die Ketzer bereits ſchon zuviel anmaaßen, daß es nothwendig ſey, ſie wieder mehr zu beſchränken, der durch ſie immer mehr werdenden Verführung wieder Einhalt zu thun; man bemerkte; daß ſie kühn auf Eroberungen ausgehen, ſich immer ausbreiten, und ganze Geſellſchaften errichten, die ſich verſchwören, an Befeſtigung und Erweite-

rung ihrer Sekte zu arbeiten. Dieſe Thätigkeit der Verirrten, in ihrer Verirrung ſich zu erhalten, brachte den ungariſchen Adel und die Biſchöfe von Ungarn und Böhmen und Oeſterreich auf den Gedanken und Entſchluß, auch unter ſich einen Bund, eine Geſellſchaft zu errichten, zur Beſchützung und Handhabung der Wahrheit gegen die Irrthümer, des heiligen Glaubens, gegen die Ketzereyen, der Kirche Chriſti gegen die Sekten; ſo entſtund dann noch dieſes Jahr Chriſti 1743 ein geiſtlicher Orden, welcher beſtimmte zweckmäßige Regeln erhielt, und von Pabſt Benedikt dem XIV. beſtättiget wurde; als Schutzpatronen dieſer Religion-Vertheidungs-Anſtalt waren erwählet der heilige Joſeph, und der heilige Carl von Borromäus.

Auch in Pohlen wurden den Ketzern in eben dieſem Jahre Chriſti 1743 auf ähnliche Weiſe endlich einmal wieder mehr Schranken geſetzt.

Ueberhaupt durch Unverſchämtheit, und durch ihre eigene Zwiſte unter ſich, verdarben ſich's die Ketzer wieder auch anderswo immer mehr und mehr; ſie fühlten aber auch ſelbſt immer neuerdings wieder noch mehr das, was gegen ſie aus ihnen ſelbſt hervorgieng; ſie ſahen es jetzt wieder recht, wie ohne allen Grund und ohne Haltung ihr Lehrgebäude, und ihre ganze Kirche gleich einer Seifenblaſe mit ihnen herumſchwärme; wie ſie ewigen Streiten hingeworfen und ausgſetzt bleiben, unter ſich unmöglich Eins werden können, weil alle nur anſtreiten, keiner entſcheiden könne, weil kein Ausſpruch dem andern mehr gelte, als was jeder ſelbſt ausſpricht und aburtheilt, weil da mit dem Glauben und mit dem Sinn der Schrift jeder mache was ihm beliebt, jeder ſelbſt Luter, Calvin, Zwingel und Janſen ſeyn wolle. Was ſie immer ausſannen, kein Mittel reichte zu, dieſes im Weſen der Sekten liegende Grundverderben gründlich zu heben. Man ſah immer, obwohl man's nicht ſehen wollte, man ſah, um dieſes Grundverderben der Sekten zu heben, müſſe man die Sekten ſelbſt heben; allein das Mittel, das allein helfen konnte, die Zurück-

kehre der Ausgetretenen, die Wiedervereinigung der Getrennten, dieß allein gedenkbare wahre Hilfsmittel wollte man nicht; und die Scheinmittel, die man wollte, und oft vorſchlug, die konnten nicht helfen.

Gelehriger, und für Licht und Wahrheit empfänglicher zeigten ſich dieſes Jahr Chriſti 1744 die Griechen. Nachdem voriges Jahr das Haupt der ſogenannten Maroniten, der Patriarch Petrus, geſtorben war; theilten ſich die Stimmen der wählenden Biſchöfe des antiochenischen Sprengels. Einige wählten den Biſchof Elias von Arco, Andere den Tobias, den Erzbiſchof von Cypern. Dieſer Zwiſt veranlaßte die Ausſöhnung der Unzufriedenen mit der Mutterkirche von Rom. Die maronitiſchen Biſchöfe wandten ſich an den heiligſten Vater, und wollten den über die Geſetzlichkeit der Wahl erregten Streit durch den römiſchen Stuhl entſchieden haben. Benedikt der XIV. erklärte die ganze Wahlhandlung als ungültig, übergieng beyde in der Wahl geſtandene Candidaten, und ernannte für dießmal den Erzbiſchof Evodius von Damaſcus zum Nachfolger in der Würde eines Patriarchen. Bey dieſem ſchiedsrichterlichen Spruche betheuerte der heiligſte Vater: „daß er keineswegs geſinnet ſey, das freye Wahlrecht der maronitiſchen Biſchöfe auf irgend eine Art zu kränken." Nachdem Elias und Tobias Verzicht auf ihre Anſprüche geleiſtet hatten, nahm Evodius die ihm übertragene Würde an, und war ſo glücklich, die maronitiſchen Biſchöfe dahin zu überreden, daß von nun an die bisherige Spaltung gänzlich aufgehoben ward. Auf ſolche Art kam die Ausſöhnung der Kirche der Maroniten mit der römiſchen Kirche zu Stande. Der neue Patriarch, einverſtanden mit der Nazion, deren Oberhaupt er war, ſchwur dem Pabſte Benedikt dem XIV. Treue und Gehorſam, ſchickte die Unterwerfungsurkunde nach Rom, und bath um die Beſtättigung der ſo eben angetretenen Würde. Der heil. Vater, welcher dem Evodius am 13. July des Jahres Chriſti 1744 durch Simon Aſſemanni das Pallium überreichen ließ, fühlte eine unbeſchreibliche Freude, um ſo

 mehr,

mehr, da die Biſchöfe der maronitiſchen Nazion faſt zu gleicher Zeit Urkunden der Ausſöhnung und des Gehorſams gegen den römiſchen Stuhl eingeſendet, und ſich Nichts, als die den Griechen eigne Gebräuche und Zucht-Geſetze vorbehalten hatten. Es war kein geringer Gewinn für den Schaafſtall Chriſti, daß eine ſo anſehnliche Nazion in den Schooß der katholiſchen Mutterkirche zurück gekehret iſt; nur allein in Syrien und in den Gegenden von Libanus blühen mehr als 150 Gemeinden, welche ſich insgeſammt zur Maronitenkirche bekennen.

Faſt zu der nämlichen Zeit knüpfte eine andere bisher ſchismatiſche Nazion der Griechen das Band der Eintracht mit Rom. Der Patriarch Cyrillus der III., ſonſt Seraphin Tanes genannt, wußte die Geſinnung der ihm untergebenen melchitiſchen Nazion ſo glücklich zu ſtimmen, daß dieſelbe im Jahre Chriſti 1744 den Primat des römiſchen Pabſtes ſowohl, als die übrigen Glaubenspunkte der lateiniſchen Kirche unbedingt annahm. Cyrillus legte das katholiſche Glaubensbekenntniß öffentlich ab, ſchickte eine Formel davon nach Rom, und gab ſeinem Abgeordneten, Johann Aminion, Vollmacht: „dem Pabſte Benedikt dem XIV. Unterwürfigkeit und Treue zu ſchwören." Von Vaterfreude durchdrungen nahm der heiligſte Vater den Eidſchwur an, verkündete die frohe Begebenheit den verſammelten Cardinälen, und überreichte am 3. Februar des Jahres Chriſti 1745 dem Thomas Scaramuzzi, als Anwalde des Cyrillus, das Pallium. Indem die melchitiſchen Biſchöfe in mehreren Gegenſtänden der Kirchenzucht, beſonders in Betreff des Faſtens und der Bußwerke, verſchiedene Meynungen hegten, unterwarf nun Cyrillus alle dieſe Händel der Beurtheilung des römiſchen Stuhls. Alſo wurden alle bisher in Zweifel gezogene Gegenſtände zu Rom entſchieden. Pabſt Benedikt der XIV. beſtättigte die, obſchon harten Kaſteyungen der Melchiten, ließ die von einem griechiſchen Prieſter getauften Chriſten, fernerhin nach dem Gebrauche der griechiſchen Kirche leben, wies die melchitiſchen Mön-

che durchgehends an die Regel des heiligen Benediktus, und unterwarf ſie der gewöhnlichen Gerichtsbarkeit ihres Patriarchen, und der übrigen Biſchöfe.

In der Wallachey hatten ſich die Griechen bisher immer noch erhalten in der Gemeinſchaft und Einigkeit mit der katholiſchen Kirche; ſie befanden ſich aus in gegenwärtigem Jahrhunderte immer noch in einer guten Verfaſſung. Die Anzahl der Gläubigen dieſer Kirche wurde immer vermehrt. Die in Verhältniß mit der Seelenmenge allzu wenigen Prieſter und Miſſionär, reichten endlich nicht mehr hin, das ohnehin etwas rohe und ungelehrige Volk der Wallachey genugſam zu unterrichten, und wider jede Anfechtung zu ſtärken.

So gelang es dann um ſo leichter voriges Jahr einem Verführer, einem gewiſſen Mönch Leo Kiszka, viele daſelbſt zu bethören; er wiegelte das gemeine Volk auf, und lud es zur Trennung von dem römiſchen Stuhle ein. Wirklich ſonderten ſich viele Wallachen von der katholiſchen Kirche ab, wiewohl der Aufrührer in Verhaft genommen, und anfangs zu Cibin, und nachmals zu Winz in Feſſeln gelegt wurde. Allmählich verbreitete ſich der Geiſt der Empörung, und brachte, ſelbſt in Hinſicht auf den Staat, ſehr bedenkliche Folgen hervor. Die Bemühungen des Biſchofs von Mongatſch, und jene eines eifrigen Domherrn von Stuhlweiſſenburg, konnten dem einreiſſenden Abfalle nicht genug Einhalt thun. Selbſt die weiſen Vorkehrungen, welche der Statthalter von Siebenbürgen, Graf Ferdinand v. Traun getroffen hatte, waren nicht im Stande, dauerhafte Ruhe unter dem wallachiſchen Pöbel zu ſtiften.

Pabſt Benedikt der XIV. war noch immer in gar jeder Hinſicht ganz Thätigkeit, ganz Geiſt und Geiſtes-Leben; um alles, was die Ehre Gottes, was das Heil unſterblicher Seelen betraf, nahm er ſich mit Krafteifer an; er that, was er konnte, ſelbſt, und was er ſelbſt nicht konnte, durch andere, und traf überdieß Anſtalten, die ihn auch in die Zukunft, und in die Nachwelt hinein wirken ließen. Auch für Wiſſenſchaften, für Ge-

lehrſamkeit ſorgte Pabſt Benedikt d. XIV.; er ſchonte auch in dieſer Hinſicht keine Anſtrengung und kein Opfer; er ſtiftete ein ſogenanntes Caſino auf dem Monte-Cavallo. Dieſe Anſtalt war nichts anders, als eine Verſammlung gelehrter Männer, welche ſich über die intereſſanteſten Gegenſtände der Geiſteskultur unterhielten. Er ſtiftete auch zu Rom vier gelehrte Geſellſchaften. Die Erſte davon, welche die Kirchengeſchichte zum Gegenſtande, und den Erzbiſchof Criſpi von Ferrara zum Vorſteher hatte, bekam ihren Wohnſitz in dem Convente der Prieſter des Oratoriums zu unſer lieben Frau de Vallizella. — Die Zweyte beſchäftigte ſich mit der Profangeſchichte. — Die Dritte, welche durch Nicola Antonelli, und Philipp de' i Monti geleitet ward, handelte von den Concilien und dem geiſtlichen Rechte. — Die Vierte war der Liturgie und den kirchlichen Ceremonien gewidmet, und bekam den Cardinal Protocarrero zum Vorſteher, und den Thomas Sergius zum Sekretär. Eben unter dem Schutze Benedikt des XIV. kam ein Athenäum, oder eine Sammlung römiſcher Alterthümer, zu Rom im Capitol zu Stande, worüber der Prinz Colonna, und der Chorherr Anton Baldoni die Aufſicht hatten. So oft es nur ſein erhabener Beruf zuließ, wohnte er den Sitzungen perſönlich bey, munterte die akademiſchen Mitglieder auf, und unterſtützte ihre Schritte auf der Bahn der Gelehrſamkeit. Die Lehrer und die Vorſteher der öffentlichen Schulen würdigte der heiligſte Vater durch eine vorzügliche Aufmerkſamkeit. Er hielt ein geheimes Verzeichniß oder eine Stufentabelle, auf welcher der Grad der Aufklärung und der Fähigkeit eines jeglichen Profeſſors inſonderheit genau bemerkt war.

Um ſo mehr noch war Pabſt Benedikt der XIV. ſtetshin beſorgt für alles, was unmittelbar, und ganz geiſtig war; es erſchienen, ſeitdem dieſer oberſte Seelenhirt der geſammten Heerde Chriſti vorſtund, eine Menge der geiſtvollſten Verordnungen beynahe alles, was das Seelenheil angieng, betreffend; vorzüglich eifrig wurden von ihm die Seelenſorger, die Arbeiter im Weinberge

des

des Herrn beſorgt, und bearbeitet; von Zeit zu Zeit wurden Ermahnungen, Aufforderungen, Geiſtesweckungen an ſie erlaſſen, Unterricht gegeben, wie ſie unterrichten ſollen; angeeifert zum Eifer, angeſpornt zur Arbeit, immer mehr hingezogen, und hingehalten an den heiligen Beruf, für ſelben ganz eingenommen. Auf die Hirten des erſten Ranges wurde in dieſem Zeitraume ein vorzügliches Augenmerk gerichtet. Man ſchärfte den Biſchöfen mehrmals die Wichtigkeit ihres Amtes, und die mit ihm verbundene Verantwortlichkeit ein; man verband ſie zum perſönlichen und beſtändigen Aufenthalt in dem Bisthume; man erinnerte ſie an das Predigt-Amt, an die fleißigen Unternehmungen der Unterhirten, an die übrigen Zweige der biſchöflichen Oberaufſicht; man bath ſie: „daß ſie nur die würdigſten Subjekte bey der Seelſorge anſtellen, und die Pfarreyen nur den Geprüften, bloß nach dem Range des Verdienſtes, verleihen möchten.“ Auch ließ Pabſt Benedikt der XIV. kein Mittel unverſucht, die Miſſionen in den entfernteſten Weltgegenden immer mehr zu vervollkommnen. Den der chineſiſchen Gebräuche wegen neuerdings rege gemachten Zänkereyen ſteuerte er mit großer Beſcheidenheit, und traf dagegen die weiſeſten, zweckmäßigſten Maaßregeln.

Ueberhaupt durch alles wurde Pabſt Benedikt der XIV. immer mehr und mehr berühmt und beliebt im Reiche Gottes auf Erde, und wohl auch im Weltreich. Der Ruf ſeiner Thaten drang bis vor den Thron heidniſcher Fürſten. Der Kaiſer von Thibet ſchickte ihm voriges Jahr Geſchenke, und ließ ihm durch den Ritter Zampajo, von der Hochachtung, welche die Tartarn gegen die chriſtliche Religion hegten, Nachricht geben.

In Deutſchland hatten die Katholiken von den Luteranern noch immer vielerley Verdrießlichkeiten und harte Begegnungen zu erfahren; zu Glockau in Schleſien raubte ihnen der König von Preußen, Friedrich der II., mehrere Stipendien-Gelder, welche Ritter Johann von Berg vor mehr als 100 Jahren für arme katholiſche Studenten geſtiftet hatte. Pabſt Benedikt der XIV.

verſuchte alles Mögliche, die gekränkten Rechte zu ſchü-
tzen, ungerechte, himmelſchreyende Eingriffe zu hinter-
treiben, dieſe Art Verfolgung noch abzuwenden; aber
weder ſeine dringendſte Vorſtellung, noch die Verwen-
dung des Cardinals Sinzendorf, als Biſchofs von Bres-
lau, konnten verhindern, daß nicht die beſagten Sti-
pendien den ſchleſiſchen Katholiken für allzeit entriſſen
blieben. Noch mehr Aufſehens machte zu Rom, was
der Berliner Hof in Betreff der Nachfolge auf dem Bi-
ſchofsſitze zu Breslau verfügte. Friedrich der II. er-
nannte voriges Jahr den Domherrn Gotthard, Grafen
von Schafgotſch, zum Coadjutor des Grafen Philipp
Ludwig von Sinzendorf, Biſchofs von Breslau. Be-
nedikt der XIV., zu welchem das Breslauiſche Domka-
pitel ſeine Zuflucht genommen hatte, erſuchte Kaiſer
Karl den VII., auf daß derſelbe die den kirchlichen Rech-
ten widrige Ernennung eines Coadjutors rückgängig
machen möchte; aber alle dieſe Vermittlungen wurden
vereitelt, indem der König bey dem einmal gefaßten
Entſchluſſe unbeweglich ſtehen blieb.

Eben ſo hartnäckig zeigten ſich zu gleicher Zeit die
Luteraner auch in Worms. Früher ſchon machten ſie da-
ſelbſt ihren katholiſchen Mitbürgern das Recht, den Kran-
ken die heilige Wegzehrung öffentlich zu bringen, ſtreitig.
Man klagte, man zankte ſich darüber, man wandte ſich an den
mächtigen proteſtantiſchen Ausſchuß in Regensburg. Es
wurde endlich das offenbare Unrecht erkannt, und ſomit
zu Gunſten der Katholiken entſchieden. Jetzt nach eilf
Jahren wagten die Ketzer dieſelben Angriffe wieder; als
vor Kurzem die heilige letzte Wegzehrung zu einer kran-
ken Perſon in das Haus des Chorherrn Schlipgen öf-
fentlich getragen wurde, entſtand ein fürchterliches Lär-
men und Klagen; man ſchrie über gefährliche Neue-
rung, über Verletzung des weſtphäliſchen Friedens, und
dergleichen mehr. Man hatte zu thun vor Gewaltthä-
tigkeiten und grauſamen Mißhandlungen ſich noch zu retten.

Neckereyen und Kränkungen dieſer Art wollten gar
nie ein Ende nehmen; zu gleicher Zeit aber, und eben

jetzt

jezt mehr, als jemals, gieng man wieder auf Etwas ganz anders aus, auf Unternehmungen, die ins Große giengen, und in die Zukunft reichten. Unter dem Vorwand, dem Kriege in Deutſchland einmal ein Ende zu machen, kam man wieder mit demſelben ſaubern Vorſchlag, den man ſchon einer ähnlichen, der weſtphäliſchen Friedmacherey zum Grund gelegt hatte; nämlich: „durch Beſchädigung der Kirche die Krieg führenden Mächte zu entſchädigen, Bisthümer und Kirchenſtiftungen einzuziehen, der Kirche ihre Güter zu rauben, um damit den Fürſten etwas zu geben.“ Kaum hörte man von dieſem gottloſen, und ſelbſt den Reichsſtänden ſchädlichen Vorhaben; ſo widerſetzten ſich demſelben mit Eifer nicht nur geiſtliche, ſondern auch weltliche Fürſten; denn ſie ſahen, daß ſo nichts mehr heilig, die Reichsverfaſſung ſelbſt, und die Rechte, und Freyheiten der Reichsſtände, und nichts mehr vor Angriffen dieſer Art, vor den Klauen ſolcher Raubthiere ſicher ſey; nebſt dem ſtellte man auch das Auffallende dieſer Ungerechtigkeiten vor Augen; man erinnerte an die Rechte der frommen Stifter, und an ihre heiligen Abſichten: „daß ſie das, was ſie thaten, mit ihrem Eigenthum thun konnten, und mit Recht gethan haben; und daß ſie es unter für alle Zukunft ehrwürdigen Bedingungen thaten, wie ſie ſolches in ihren Stiftungs-Urkunden angaben, unter Beyfügung der fürchterlichſten Androhungen göttlicher Strafgerichte gegen die Frevler, die ſich erkühnen ſollten, die Heiligkeit ihrer Rechte und ihrer Verfügungen anzutaſten, ihre Stiftungen anzugreifen.“ Man fügte noch hinzu: „daß auch Mißbräuche, wenn welche mit Kirchengütern von einzelnen Gliedern der Kirche geſchehen ſeyn ſollten, die Rechtmäßigkeit des Beſitzes deſſelben nicht aufheben können, ſelbe zu rauben kein Recht geben.“ Die Proteſtanten ſetzten endlich mit ihren Anſchlag dießmal nicht durch, da auch der Kaiſer, und auch die Königinn von Ungarn und Böhmen, Maria Thereſia, ſich dagegen erklärt hatten. —

In

In Mitte ſolcher Verwirrungen war man in Eich⸗ſtätt beſchäftiget mit Anſtalten zu einem großen Freuden⸗ und Jubelfeſt, das man daſelbſt zu begehen vorhatte zur dankbaren Erinnerung, an die vor nun 1000 Jahren daſelbſt vollbrachten Stiftung eines Bisthumes. Bey dieſer Gelegenheit wurde neuerdings der Wunſch rege in allen Frommen, ein Ueberbleibſel zu haben von dem da⸗ſelbſt begrabenen Leichnam des erſten heiligen Biſchofes dieſer Kirche, des heiligen Biſchofes Willibaldus; aber man hatte noch immer keine Hoffnung dazu, da man das Grab nicht zu finden wußte, weil durch die Wuth und Gottloſigkeit der Schweden die Stadt, und die Domkirche, und auch der Chor, den man zwar noch den „Willibaldus⸗Chor" nannte, ſchrecklich verwüſtet und verheeret worden war. Und dennoch ſo wenig Hoffnung anſchien, hoffte man doch gegen alle Hoffnung von dieſem Heiligthume bald etwas zu finden; man hatte eine Zeit her öfter und manchmal anhaltend in der Domkirche etwas klingen gehört, ohne daß man anfangs bemerken konnte, woher es komme, was es ſeyn möge, oder was es zu bedeuten hätte; endlich nach län⸗germ aufmerkſamen Beobachten und Hinhorchen ward man gewahr, daß es aus der Erde hinter dem Hoch⸗Altar herkomme; auf dieß hin beſchloß der fromme Bi⸗ſchof von Eichſtätt, Johann Anton v. Freiberg, da nachzugraben. Man kam bald auf einen hölzernen, mit Eiſen beſchlagenen Sarg; bey Eröffnung deſſelben fand man zur größten Freude aller Anweſenden die heili⸗gen Gebeine, welche nach dem Zeugniſſe der dazu geru⸗fenen Aerzte, alle, und ganz in gehöriger Ordnung wa⸗ren; was die Freude noch größer machte, und die Aecht⸗heit dieſes heiligen Leibes recht unumwerflich zuſicherte, war die unter dem Haupte des heiligen Biſchofes Wil⸗libaldus liegende Lebensbeſchreibung, in welcher alles genau angemerkt war, das Antrittsjahr ſeines Bisthu⸗mes, ſein Sterbjahr, auch die Wunder, die nach ſei⸗nem Tode geſchehen; und was recht überraſchte, und aller Freude noch mehr erhöhete und belebte: „es fand

ſich

ſich dabey zugleich eine genaue Schilderung einer ſchon früher einmal geſchehenen Erhebung dieſer heiligen Gebeine.“ Dieſes nun wieder gefundene Heiligthum wurde dann der öffentlichen Verehrung dem herbeyſtrömenden Volke ausgeſeßet, und alſogleich zur Verzierung desſelben, wie überhaupt zur recht prachtvollen Feyer des großen Freuden- und Jubelfeſtes alle Anſtalten getroffen. Dieſes Freuden- und Jubelfeſt fieng dann wirklich am erſten Sonntag nach Pfingſten, am Feſte der allerheiligſten Dreyeinigkeit des Jahres Chriſti 1745 mit allmöglicher Feyerlichkeit an, und dauerte acht Tage hindurch unter immerwährendem Zuſtrömen des Volkes mit derſelben Andacht und Auferbaulichkeit fort.

Stanislaus, der Biſchof zu Lobau, veranſtaltete dieſes Jahr Chriſti 1745 eine Kirchenverſammlung, in welcher man ſich befliß, die Verhältniſſe zwiſchen den Katholiken und den Diſſidenten in Pohlniſch-Reuſſen genauer zu beſtimmen. Den Katholiken verboth man: „die Diſſidenten in Uebung ihrer Religion zu ſtören, oder ſich in Streithändel mit ihnen einzulaſſen. Die Apoſtaten ſollte man vielmehr zur Bekehrung ermahnen, als ihnen Unterſchleif geben.“ Ferners empfahl man große Behutſamkeit in Inſtruirung eines Prozeſſes wider die Unholden, Genauigkeit in Beobachtung der Abſtinenz und anderer Kirchengebothe, Unterſtüßung bekehrter Juden, denen man die geſeßliche Erbe-Porzion nicht entziehen laſſen ſollte — und ſo weiter. Endlich wurde die Synode durch eine paſſende Rede des kulmiſchen Domherrn Piwnicki beſchloſſen.

In der zu Suſa in Piemont eben dieſes Jahr Chr. 1745 zuſammberufenen Kirchenverſammlung wurde vieles zur Verbeſſerung der Kirchenzucht, vieles für das Volk, und für die Geiſtlichkeit Heilſames angeordnet.

Aber nirgendwo ſind während des achtzehnten Jahrhunderts ſo viele Synoden gehalten worden, als zu Münſter, wo die eifrigen Oberhirten faſt alle drey bis vier Jahre ihre Geiſtlichkeit zuſammenriefen, um ſich mit derſelben zu berathſchlagen, wie den wider gute Ord-

nung

nung und Kirchenzucht einſchleichenden Mißbräuchen geſteuert werden könnte. In einer dieſer Kirchenverſammlungen wurde den Pfarrern befohlen: „daß ſie die umherſchwärmenden Wahrſager und angeblichen Zauberer bey dem weltlichen Richter anklagen, und ſich von dieſer Angabe durch keine Furcht der Irregularität abſchrecken laſſen möchten.“ In Weſtphalen gab es damals ſehr viele Betrüger, welche die ſeltſamſten Träume und Geiſtererſcheinungen erdichteten, die Geiſter als Urheber böſer Zufälle und Krankheiten angaben, und wider dieſe Geiſter allerhand abergläubiſche Gegenmittel und myſtiſche Worte anwendeten. Auch wurde in dieſer Synode den Pfarrherrn neuerdings eingeſchärft: „daß ſie keine Ordensmänner zur Aushilfe in der Seelſorge, nämlich als beſtändige Cooperatoren, anſtellen ſollten.“ Den Kandidaten des Prieſterſtandes wird befohlen: „daß ſie ſich in der Liturgie und in anderen Studien des Berufes fleißig üben, und vor der Prieſterweihe, acht Tage hindurch, eine Geiſtes-Verſammlung und Uebung mit all möglichem Fleiße, und Eifer, und Andacht mit ſich vornehmen ſollen.“ In der erſt voriges Jahr unter dem Biſchof Clemens August zu Münſter gehaltenen Synode, wurde über proteſtantiſche Hausväter und Handwerkmeiſter geklagt, welche ihre katholiſche Lehrlinge und Geſellen von Gottesdienſten, von Anhörung des Wortes Gottes abhielten, dieſelbe an Feyertagen zur Arbeit zwangen, und ihnen an Faſttagen zu Uebertretung des Kirchen-Gebothes Anlaß gaben. Es wurde dagegen das Geeignete beſchloſſen.

In Mitte dieſes ſo ſehr ungläubigen, und in vieler Hinſicht zügelloſen Jahrhunderts gab es aber auch ganz beſonders auserwählte Seelen, die recht aus dem Glauben lebten, in denen nichts als Reich Gottes, und der Herr dieſes Reiches ſelbſt recht deutlich zu finden war, und durch ſie auch in andere heilſam und ſegenvoll wirkte. Auch ſolche vorzüglich auserwählte, begnadigte Seelen gab es, in denen der Herr ganz einleuchtend, und jedem auffallend ſich hervorthat, durch Erſcheinungen,

gen, durch außerordentliche Gnadenbezeugungen, durch ganz ungewöhnliche Dinge, und wohl auch durch große offenbare Wunder- und Großthaten. Die Karmeliterinnen Maria ab Angelis von Turin, Franziska vom heil. Geiſte aus dem Hauſe Eſte, und Roſa Maria Serio von Neapel, laſſen ſich hier als Beyſpiele anführen. Vor allen übrigen Kloſterfrauen zeichnete ſich eine Profeſſinn des dritten Ordens St. Franziski, durch Reinigkeit des Wandels ſowohl, als durch Ruf der Heiligkeit aus. Maria Creſcenzia, ein Terziarinn des Kloſters Kaufbeuren, wurde durch Ergründung des menſchlichen Herzens, durch Erkennung der Geheimniſſe, auch Vorherſagung einiger Dinge der Zukunft, und, was noch mehr iſt, durch erwirkte Bekehrungen einiger Laſterhaften berühmt. Hochadeliche, und Hochgelehrte, und Menſchen aus allen Ständen nahmen vertrauungsvoll in verſchiedenen körperlichen und geiſtigen Nöthen ihre Zuflucht zu dieſer frommen Dienerinn Gottes, zu dieſer demüthigen Magd des Herrn; und ſie erfuhren recht auffallend Hilfe; was um ſo mehr Aufſehen machte, da all dieſes in einem beynahe ganz luterſchen Städtchen geſchah. Der Ruf von dieſer Wunderthäterinn kam bis nach Rom. Pabſt Benedikt der XIV. fand ſich dadurch veranlaßt, daß er (um der Sache auf den Grund zu kommen, und wenn Scheinheiligkeit, oder Blendwerke, oder ſonſt was Böſes da möchte verborgen ſeyn, den fernern ſchädlichen Folgen in Zeiten noch vorzubeugen, und dem ganzen Weſen, oder Unweſen ein Ende zu machen) durch Joſeph, den Biſchof von Augsburg, Unterſuchungen über den Wandel, und die angeblichen Wunder der frommen Creſcenzia anſtellen ließ. Aber bevor noch dieſer päbſtlichen Anordnung nachgeachtet werden konnte, ward ſchon im April des erſt verfloſſenen Jahres dieſe reine längſt vollendete Seele aus dieſem Leben, und von dieſer Welt hinweggenommen. Ihr heiliger Tod entſprach vollkommen ihrem Lebenswandel, und die Verehrung, welche man der Entſeelten an dem Grabe zu Kaufbeuren erwies, läßt ſich nicht beſchreiben.

die Wunder, welche nun auch nach ihrem ſeligen Hin-ſcheiden geſchahen, waren ſo außerordentlich, und ſo auffallend, daß ſelbſt Luteraner der Wahrheit das Zeugniß nicht verſagen konnten, als Zeugen für ſelbe öffentlich auftraten. Die von Rom aus anbefohlenen Unterſuchungen des Wandels, und der Erſcheinungen, und der Wunder, und alles deſſen, was man von dieſer gottſeligen Crescenzia erzählte, nahmen nun dieſes Jahr Chriſti 1745 ihren ernſtlichſten Anfang, und wurden mit Eifer, und aller Sorglichkeit, und mit möglichſtem Hartglauben fortgeſetzet.

In Frankreich wüthete die Hölle gegen die Kirche Chriſti noch immer durch Ketzer. Der unruhige Ketzergeiſt ſchien jetzt wieder wie neu zu erwachen; die Ketzer machten jetzt neuerdings wieder des Klagens und Murrens kein Ende; aber zugleich, während ſie ſich gegen die Regierung beſchwerten, kamen die gegründetſten Klagen wider ſie ſelbſt, und ihr Betragen zum Vorſchein. Man bewies ihnen durch Thatſachen: „daß ſie in Geheim verbothene Bücher in Umlauf ſetzten, aufrühreriſche Geſpräche führten, heimliche und verdächtige Zuſammenkünfte hielten“ — u. ſ. w. Dieſer und ähnlicher Innzichten wegen wandten ſich der Biſchof von Schatoblanſch, und der Cardinal Tanſän an den König. Dieſer verſuchte anfangs die Güte, und ließ die Fehlenden mahnen. Aber die Hugenoten bezeigten Starrſinn, trieben den Unfug weiter, und hörten nicht auf, geheime, dem Staate ſowohl, als der Religion gefährliche Convente zu halten. Ludwig ſah ſich gezwungen, ernſtlichere Maaßregeln zu ergreifen. Er ließ im Jahre Chriſti 1746 einige Hugenoten mit einer Geldbuße, andere theils mit Gefängniß, theils mit der Galeere beſtrafen; den kalviniſchen Predigern aber, welche oft das Meiſte zur Gehäſſigkeit wider die Katholiken beygetragen hatten, drohte er, wenn ſie davon nicht abſtehen, lebenslängliche Einkerkerung an.

Pabſt Benedikt der XIV., der wahrhaft allgemeine oberſte Seelenhirt, arbeitete recht apoſtoliſch un-

ermüdet am Seelenheil aller ihm anvertrauter Seelen in der Nähe, und in weit entlegenen Ländern; er unterſtützte, erleichterte, belebte, er that alles ihm Mögliche, was, und wie ers konnte. Damit es den von dem Wohnorte des Biſchofs allzu weit entfernten Chriſten in Amerika nicht an dem Auge des Oberhirten fehlen möchte, richtete Benedikt der XIV. zwey neue Bisthümer in dieſem Welttheile auf; das eine ſchon voriges Jahr zu Marianna in Braſilien, das andere heuer im Jahre Chriſti 1746 in der Stadt Sankt Paul, gleichfalls in Braſilien.

Der Kaiſer von China ward indeſſen immer wieder mehr und mehr wider die Chriſten aufgebracht, wozu theils der den Chriſten angeſchuldete Hintritt ſeiner Gemahlinn, theils verſchiedene von den Bonzen geſchmiedete Ränke Vieles beytrugen. Oftmals gelang es auch den Mandarinen, die Chriſten auf eine ſo feine und wenig auffallende Art zu plagen, daß es der Kaiſer nicht leicht bemerken konnte; derſelbe erneuerte dann im Jahre Chriſti 1747 ohne weiters die Verfolgungsbefehle wider die Chriſten. Dieſen zufolge mußten alle zeither zurück gebliebene Miſſionär aus dem chineſiſchen Staate wandern, wenn ſie nicht durch das Diplom eines Mathematikers, oder Künſtlers am Hofe zu Peking geſchützt waren. Die neuen Befehle ermunterten den dem Chriſtenthume ohnehin gehäßigen Statthalter von Fockien, die Chriſten ſeiner Provinz fernerhin ohne alle Schonung zu peinigen. Nachdem er viele Chriſten ſeines Bezirkes auf ſolche Weiſe grauſam hingerichtet hatte, ließ er auch den päbſtlichen Vikar und Biſchofe von Maurocaſtro, Peter von San, die Merkmaale einer beyſpielloſen Grauſamkeit empfinden.

Die Chriſten ſahen ſich jetzt wieder in mehreren Ländern gedrückt und verfolgt; auch Prinz Sin Caleſian hatte kaum den Thron von Candien beſtiegen, als er anfieng, die frommen Bekenner des Glaubens an Chriſtus ſehr ſtrenge zu verfolgen. In dem einzigen Jahre Chriſti 1747 legte er gegen vierzig bis fünfzig Kir-

Kirchen in die Aſche, und jagte alle Chriſten, die Laien ſowohl, als ihre Prieſter und Prediger, aus ſeinem Reiche.

In Preußen aber ſchienen jezt den Rechtgläubigen wieder freundlichere Ausſichten werden zu wollen; durch apoſtoliſch thätige Verwendung des Pater Eugen Mecenati, eines Carmeliten, wurde den preußiſchen Katholiken geſtattet, eine Kirche zu Berlin aufzurichten. König Friedrich der II. ſchenkte den hiezu erforderlichen Platz ſowohl, als die Baumaterialien, und zeichnete mit eigener Hand den Abriß des Gebäudes. Pabſt Benedikt der XIV. frohlockte hierüber, und munterte die Cardinäle und andere vornehme Römer zu milden Beyträgen auf; es wurde dann alſo gleich noch dasſelbe Jahr mit dem Bau der Anfang gemacht. Am 13. July dieſes Jahres Chriſti 1747 ließ der König durch den Grafen von Hake den erſten Stein legen, wobey Turnus, Abt der Ciſterzienſer zu Bremel, die Feyerlichkeit vornahm, der Miſſionär Sneller aber eine angemeſſene eifervolle Predigt hielt.

Im folgenden Jahr ließ der König von Preußen noch überdieß zur Bequemlichkeit der katholiſchen Soldaten eine katholiſche Kapelle an das Lazareth zu Oranienburg erbauen, welche nachmals durch den Provinzial des Dominikanerordens, P. Dominikus Tork, eingeweihet wurde.

Eben in dieſem Jahre Chriſti 1748 erlaubte der König den Katholiken des Fürſtenthumes Moeurs: „daß ſie ſich eine eigene Kirche aufbauen durften, um ihrem Gottesdienſte ungehinderter abwarten zu können.“

Auch Bekehrungen, die Aufſehen machten, erfolgten dieſes Jahr. Der Herzog Friedrich Michael von Birkenfeld, Daniel Janozky von Warſchau, der Sachſeneiſenachiſche Rath Juſti von Wien, und andere verließen zu faſt gleicher Zeit das Luterthum, und kehrten in den Schaafſtall Chriſti wieder zurücke, und bekannten ſich öffentlich und mit Feyerlichkeit zum heiligen, allein wahren, katholiſchen Glauben.

In dieſem Jahr Chriſti 1748 wurde ein geiſtlicher Orden, welcher vom Leiden Chriſti ſich hernannte,

von

von Pabſt Benedikt dem XIV. gut geheiſſen. Die Ordensbrüder vereinigten die Uebungen der Andacht mit Handarbeiten und mit bürgerlichem Gewerbe. Ingleichen beſtrebten ſie ſich, die Andacht und die Erinnerung an das Leiden Chriſti unter dem gemeinen Volke aller Orten zu verbreiten.

Auch ſendete Pabſt Benedikt der XIV. dieſes Jahr neuerdings Glaubensprediger nach Japon ab.

Zu Rom ſelbſt entſtund in dieſem Jahr Chriſti 1748 ein fürchterlicher Wirbelwind, der an Gebäuden, Weinbergen und Bäumen einen unſäglichen, unermeßlichen Schaden verurſachte.

Für Malta war dieſes Jahr ein Sturm anderer Art; eine Verſchwörung der türkiſchen Sklaven brachte die Maltheſer-Ritter in die größte Gefahr. Dieſe wilden Leute hatten ſich verbunden, in einer gewiſſen Stunde alle Ritter zu ermorden; aber durch göttliche Vorſicht ward der verruchte Anſchlag eben noch zu rechter Zeit entdeckt und vereitelt.

In Ungarn hatte es eine Zeit her den Luteranern gelungen, immer noch mehr um ſich zu greifen; ſie konnten zwar nun ſchon genugſam ſich ſelbſt helfen, aber ſuchten doch immer auch noch Hilfe von außen, von Holland, Preußen, Schweiz, England; man ließ ſich durch ihre nie leeren Drohungen ſchrecken; man bewilligte ihnen von Zeit zu Zeit immer wieder noch mehr; aber dadurch wurde dem Klagen und den Forderungen kein Ende gemacht; mit allem, was man ihnen zugab, waren ſie dann doch immer wieder noch nicht zufrieden; beſonders unverſchämt beſtunden ſie auf ihren Klagen und Forderungen damals, als ihre in einen gefährlichen Krieg verwickelte Königinn Maria Thereſia, der Mithilfe von Ungarn nicht entbehren konnte. Die bedrängte Fürſtinn mußte auch die übertriebenſten Forderungen bewilligen. Auf ſolche Art zogen die ungariſchen Proteſtanten mehrere den Katholiken von jeher gehörige Kirchen und Schulen an ſich. Thereſia ließ zwar die im Jahre Chriſti 1749 bemerkte

Be-

Benachtheiligung durch den Biſchof von Raab, Franz Zichy, unterſuchen, fand es aber nicht rathſam, auf den Erſatz des von den Katholiken erlittenen Verluſtes zu dringen. Vielmehr ſchickten die Proteſtanten einige Abgeordnete nach Wien, benützten die Unterſtützung fremder Höfe, und trachteten, eher neue Privilegien an ſich zu bringen, als an die Zurückgabe deſſen, was den Katholiken bereits abgenommen worden war, zu denken.

Frühzeitig, ſchon im Jahre Chr. 1749 wurde von Pabſt Benedikt dem XIV. das nächſtkommende Jahr der ganzen Chriſtenheit als allgemeines Jubel- und Gnaden-Jahr angekündet; und nun ſeitdem alle Anſtalten dazu mit apoſtoliſchem Eifer, mit rein chriſtlicher Liebe getroffen; und ſo begann dann auch dieſes große allgemeine Buß- und Gnaden-Jahr Chriſti 1750 mit den ſonſt üblichen Geprängen und Feyerlichkeiten. Der Zufluß fremder nach Rom wallfahrtenden Chriſten war ungemein zahlreich, und betrug mehr als eine Million Menſchen. Nur allein aus Armenien kamen 140 Pilgrime an. Dürftige Fremdlinge, welche in Spitälern aufgenommen und bewirthet wurden, zählte man gegen 432,000. Die Cardinäle Tamburini, York, Corſini und Lante, dann andere Fürſten und Edle von Rom beeiferten ſich, die frommen Wanderer zu beherbergen. Prachtlos, und von keinem Gefolge der Hofbedienten begleitet, beſuchte der Pabſt, während des Jubeljahres, mehr als dreyßig Mal die vorgeſchriebenen Kirchen; aber feyerlich, und in Begleitung des Hofſtaates that er es nur zweymal, nämlich am 6. März dieſes Jahres Chriſti 1750, und dann gleich den darauffolgenden Tag wieder.

Inſonderheit Gnadenjahr war dieſes Jahr für Ynka Kaſſel; dieſer anſehnliche Fürſt der manilliſchen Inſel Chilotto, ließ ſich im Jahre Chriſti 1750 durch den Biſchof von Neuſegor taufen; dann zerſtörte er das Serail von acht und vierzig Beyſchläferinnen, verjagte die heidniſchen Höflinge von ſeinem Hoflager,

und baute chriſtliche Kirchen auf, nachdem er die Moſcheen und Pagoden niedergeriſſen hatte.

In China genoß die Kirche Chriſti noch immer nirgend einer dauerhaften Ruhe; in eben dieſem Jahre Chriſti 1750 ertheilte der Kaiſer neuerdings ſeinen Pflegern und Beamten, beſonders den Statthaltern der Provinzen Fokien, Quantung, und Chekiang, die unumſchränkteſte Vollmacht, die Chriſten zu verfolgen. Die Mandarinen durften die noch vorhandenen Kirchen zerſtören, die Miſſionär aber nach Willkühr peinigen und beſtrafen. Mehr als ſiebenzig Miſſionäre wurden an Ketten geſchmiedet, und die übrigen Chriſten gänzlich zerſtreuet. Nur allein in der Provinz Hanſi flohen fünfzigtauſend Chriſten von ihren Wohnſitzen, und verbargen ſich in Höhlen und Wäldern. Bey einer ſo betrübten Lage wurden die wenigen Glaubensbothen, welche ſich noch in einigen Gegenden von China aufhielten, gänzlich außer Stand geſetzt, irgend etwas Heilſames zum Vortheile des Chriſtenthumes zu unternehmen. Sogar Polycarpus, der eifrige Biſchof von Peking, ließ allmählig den Muth ſinken, verließ im Jahre Chr. 1750 ſein Bisthum, und kehrte nach Portugal zurücke.

Gar bald brach dann dieſelbe Verfolgung auch in anderen Gegenden und Reichen von Aſien aus. Die Bewohner der Küſte von Malabar ſind, wie bekannt iſt, ebenfalls an gewiſſe Opfer für die Abgeſtorbenen, und an ähnliche Ceremonien gewöhnt. Die malabariſchen Heiden, welche durch katholiſche Miſſionen zu dem Chriſtenthume bekehrt wurden, wollten nach der Bekehrung eben ſo wenig, als die Chineſer, die alte Sitte fahren laſſen.

Der Geſchwornſte aller Feinde des Chriſtenthumes, Woltär, gieng indeſſen umher wie ein brüllender Löwe, zu verheeren und zu verſchlingen aller Orten; aber nie hatte er eine Zeit her irgend eine bleibende Stätte; auch in Berlin ſelbſt konnte er ſich gar lange nicht aufhalten; er war dann bald in den Niederlanden, bald wieder in Deutſchland, in verſchiedenen Gegenden, bald wieder zu Lünewill bey der Buhlerinn Schaſtelá. Endlich nach lan-

gem Umherſchwärmen und Unheilſtiften im Auslande kehrte er in ſein Frankreich zurücke. In Frankreich gieng es ihm bald wieder beſſer, als vorhin; ſeine Freunde wußten es dahin zu bringen, daß er nun wieder immer noch mehr in Ehren kam, daß er ſogar als Mitglied der Pariſer Akademie aufgenommen ward. Auf einmal aber kam an ihn wieder ein Ruf ins Ausland; der König von Preußen, Friedrich der II., ließ ihn jetzt im Jahre Chriſti 1750 wieder nach Berlin kommen. Auch da wurde Woltär mit allen Ehren empfangen, mußte auch da Mitglied der Akadamie werden, und erhielt noch überdieß eine Kammerherrn=Stelle, und eine ſehr anſehnliche Beſoldung, auſſer vielen andern Wohlthaten, womit ihn dieſer Monarch, deſſen Geſellſchafter, Tiſchgenoſſe und Lehrmeiſter im Philoſophismus er war, überhäufte. Alle Religionsfeinde, Philoſophen, Freymaurer, Aufklärer, oder wie ſie ſich ſonſt noch nannten, alle Haſſer des Chriſtenthumes überhaupt konnten ſich nun immer weiter und weiter ausbreiten, hatten ihre Logen beynahe ſchon überall; durch ſie beſtand nun eine ungeheuer große Geſellſchaft, eine weit ausgebreitete, immer mehr fürchterliche Verſchwörung der Gottloſen aller Orten gegen das Chriſtenthum.

Die vor einigen Jahren gegen die Freymaurer erlaſſene päbſtliche Verordnung hatte ſie zwar in einige Verlegenheit geſetzet; aber ſie fanden bald Mittel, ſich wieder mehr Luft zu machen. Weil Pabſt **Benedikt der XIV.** die ſo ſcharfe Verordnung ſeines heiligen Vorfahrers nicht neuerdings öffentlich und feyerlich beſtättigte, ſondern als rechtskräftig, und für alle Zeiten geltend vorausſetzte, und nützlich annahm; ſo bedienten ſich nun die Freymaurer auch dieſes ſeines Benehmens als eines Mittels für ſich. Sie rühmten abſichtlich bey verſchiedenen Gelegenheiten die Weisheit, und die tiefen Einſichten, und die Aufgeklärtheit dieſes Pabſtes, und ſuchten zu verſtehen zu geben: „er habe durch ſein Stillſchweigen die zu ſtrenge Verordnung ſeines Vorfahrers aufgehoben, und denke in dieſer Hinſicht ganz anderſt,

und

und ſey, wo nicht ganz verſtanden mit ihnen, doch nicht gegen ſie.“ Als Pabſt Benedikt der XIV. von dieſen abſcheulichen Verläumdungen, und Lügen, und Aergerniſſen Nachricht erhielt; fand er ſich genöthiget, gegen dieſe gottloſen Anſchuldigungen ſich laut zu erklären, zu thun, was er bisher unnöthig fand, die von der Kirche ſchon verurtheilten Freymaurer neuerdings zu verurtheilen. Gezwungen gleichſam ſprach nun alſo auch Pabſt Benedikt der XIV. gegen den Freymaurerorden, gegen alle Mitglieder und Beſchützer desſelben, den gegen ſie ſchon ausgeſprochenen Fluch aus, in einer am 18. May des Jahres Chriſti 1751 gegen alle Freymaurer erlaſſenen Verordnung, in welcher er anfangs bemerkt: „daß man recht muthwillig und widerrechtlich verlange, daß die Kirche ihre ſchon ausgeſprochenen Urtheile wieder ausſpreche, als wenn nicht der erſte Ausſpruch ſchon gelte; daß er dieß gleichwohl recht zum Ueberfluß noch einmal thun wolle, nur um dem Geſchwätze, und dem Lügenwerke, und den Betrügereyen dieſer Feinde alles Guten einmal ein Ende zu machen.“ In der fernern Verordnung wird dann beſtättiget alles, was ſchon ſein heiliger Vorfahrer gegen dieſe gottloſe, und dem Staate ſo ſehr, als der Kirche gefährliche Freymaurer, gegen ihre Loſchen, gegen ſonſtige Abſcheulichkeiten und Geheimniſſe der hölliſchen Bosheit, und gegen das geſammte Freymaurerweſen beſchloſſen hatte. Am Ende werden neuerdings alle Biſchöfe und Fürſten, alle geiſtlichen und weltlichen Obrigkeiten aufgefordert zur gemeinſamen Hilfe, zum thätigſten Zuſammenwirken gegen dieſe gemeinſamen Feinde, zur Zerſtörung ihres teufliſchen Planes.

Durch dieſe päbſtliche Verordnung wurden dann auch wieder Viele an verſchiedenen Orten gegen die Freymaurer in Thätigkeit geſetzet, auch vieles geſchrieben gegen die gottloſe Freymaurerey, ihre Heimlichkeiten ſo ziemlich vor aller Welt aufgedecket. Alles aber, was auf ſolche Weiſe an Tag kam, war der Art, daß mans unmöglich nannte, ſolche Dinge von ſolchen Leuten zu glauben. Dieſe Leute nannten ſich aufgeklärt, nannten

ſich ſtarke Geiſter, und Philoſophen; und nun fand man in ihrem ganzen Weſen elende Schwachheiten, baaren Unſinn, rohe Dummheiten, Poſſen, lächerliches Gaukelwerk, offenbare Widerſprüche, Prahlereyen, leeres Windmachen; doch aber immer zugleich alles voll giftigſter Bosheit, voll teufliſchſter Argliſt; unglaublich und unerklärbar waren dem geſunden Menſchenverſtande die Poſſen, und Buben-Spielwerke bey ihren Zuſammenkünften, bey Aufnahmen ihrer Neulinge, und bey verſchiedenen andern Gelegenheiten; ihre Markſchreyereyen empörten; nicht einmal die Erzählungen davon konnte man aushalten; und das doch gar zu tolle Geſchwätz in ihren ſogenannten Kathekismus ſchien vollends unausſtehlich, unausſtehlich die tollen Fragen und Antworten, ihre Handwerksgebräuche und Handwerkszeuge, ihre ſchwarzkünſtleriſchen Schreckniſſe und Kinderfurchten, die ſie in Männer jagen, ihre barbariſche Nämen, und Grade, und Stufen, und Arten; in einigen ihrer Loschen hatten ſie drey, in einigen vier, in einigen fünf Stufen; man fand auch eine Freymaureriſche Liſte, in welcher ſogar ſechzehn ſolcher Stufen angeſetzt waren; doch wenn man dieſe in vierley Grade abtheilet, und einem jeden Grade vier Perſonen zueignet, ſo kömmt alles auf das Nämliche hinaus. Die Grade ſind folgende: 1.) Der Lehrjung oder Noviz. 2.) Der Geſell. 3.) Der ſymboliſche oder mindeſtè Meiſter. 4.) Der vollkommne Meiſter in der erſten Klaſſe. 5.) Der Auserwählte. 6.) Der Irrländer. 7.) Der Architect. 8.) Der Meiſter in Iſrael. 9.) Der Hüter des Heiligthums. 10.) Der Ritter des heiligen Andreas. 11.) Der Schott. 12.) Der Ritter von Orient. 13.) Der Ritter vom ſchwarzen Adler. 14.) Der Kados. 15.) Der Ritter vom Adler. 16.) Der vollkommenſte Meiſter. Dieſer Letztere eigentlich war es, welcher das ganze Geheimniß der Bosheit wußte, und aller Uebrigen als ſo vieler Werkzeuge ſich bediente zur Erreichung des Entzweckes. Beſonders auffallend vor aller Welt war ihr Geheimthun, ihr ſchauerliches Stillſchweigen, und die fürchter-

lich-

lichſten Eide, womit ſie ſich dazu verpflichteten; ſie bildeten auf ſolche Weiſe eine eigne Geſellſchaft, einen Staat im Staate, und ihre nicht zu bändigende Widerſpenſtigkeit gegen alle, ſowohl weltliche, als geiſtliche Obrigkeiten war endlich vollgiltigſter Beweis, daß dieſe Freymaurerey auf unbegrenzte Unabhängigkeit dringe, deßwegen wurde ſie auch von verſchiedenen Fürſten und Regenten, namentlich von der Kaiſerinn Königinn Maria Thereſia, als höchſt ſchädlich anerkannt, und in ihren Staaten, ſo viel an ihr war, unterdrückt. Aber dieſe Sekte fuhr fort, ſich zu vervielfältigen, und ſich von Tag zu Tag zu verſtärken. Deſſenungeachtet ſpiegeln ſie den Leuten vor: „ſie thun Nichts wider den König.“ Sie ſprechen zwar von keinem Gegenſtande mehr, als von der Menſchenliebe, von der Gutthätigkeit; aber ihre Menſchenliebe iſt mit der Gerechtigkeit, mit natürlicher Billigkeit nicht zu vereinigen. Unter dem Schein einer Heiligkeit wären ſie die teufliſche Bosheit; ſie waren recht eigentlich ſchön übermalte Gräber voll Fäulniß und Geſtank, in Schafsbelze gehüllte Wölfe; ſie erlaubten ſich alle Schurkenſtreiche, himmelſchreyende Ungerechtigkeiten, alles, gar alles, wenn es nur zum Ziel führte. Sie konnten auch gar leicht alles wagen; ſie hatten in keinem Falle etwas zu beſorgen, nie was zu fürchten; man hatte Beyſpiele, daß ſolchen Freymaurern, wenn ſie die größten Böſewichte waren, wenn ſie den Staat und Partikular-Perſonen um viele tauſend Gulden betrogen hatten, von andern Freymaurern frey durchgeholfen worden; ſie kamen durch ihre Beyhilfe in Sicherheit; aber weder der Staat, noch die Partikular-Perſonen erhielten eine Entſchädigung. Man hatte Beyſpiele, daß Soldaten den feindlichen Soldaten verſchonet haben, und ſie wieder frey haben gehen laſſen, weil dieſe ſowohl, als jene die Zeichen der Freymaurerey von ſich zu geben wußten. Daß Archive von Freymaurern ſind mißbrauchet und beraubet worden, iſt eine bekannte Sache, daß ſie Geheimniſſe zum größten Nachtheile ihrer Fürſten geoffenbaret haben, iſt nicht minder gewiß.

Dieß pflegen freylich nur die Vervollkommten zu thun; denn je vollkommner einer in dieſer Sekte iſt, um ſo weniger Religion und Chriſtenthum muß er haben. Die Vollkommenſten ſind, die alle Offenbarung verneinen, Chriſtum für einen Betrüger, die Apoſtel für Irrlehrer halten, die entweder Gotteslåugner ſind, oder doch aus Gott einen gleichgiltigen Zuſchauer der menſchlichen Handlungen machen, der weder das Böſe ſtraft, noch das Gute belohnet, ſondern einen jeden frey thun låßt, was er will. Von Chriſtus wollen ſie durchaus nichts wiſſen; ſie erklåren ſich geradezu als Haſſer des Chriſtenthumes, und rühmen ſich, es zu ſeyn; ein gottloſer Woltår, ein heidniſcher Confuzius und ſein Geſetz ſteht bey ihnen in gröſſerer Achtung, als Chriſtus und ſeine ganze Religion. Jene darf man nennen, und mit Lobeserhebungen nennen, Chriſtum aber (auſſer vielleicht aus Verachtung) und ſein Geſetz keineswegs.

Vielen Verführten ward endlich der Greuel der Verführung zu arg; es giengen ihnen allgemach die Augen auf; ſelbſt einigen von denen, die um das ganze Geheimniß ſchon wußten; ſie kamen zu ſich; die letzten Reſte von Religion und Gottesfurcht erwachten in ihnen wieder; ſie ſahen endlich, durch Gottes Gnade ein: „daß ihr gottloſer Eid, den ſie des Stillſchweigens wegen abgelegt haben, weder verbinde, noch verbinden könne." Sie ſchwåtzen endlich einmal aus der Schule; ſie machten ſich eine Gewiſſenspflicht daraus, die gottloſen Abſichten zu entdecken, damit den ſo ſehr um ſich greifenden Uebeln geſteuert werden möge. Daher kam es auch, daß viele angeſehene Perſonen, die nur hinterliſtet worden ſind, nach erhaltener genauerer Belehrung dieſe Verbrüderung verließen, und ſich weigerten, Glieder einer ſo verdammlichen Sekte zu ſeyn.

Das Verdammliche dieſer Sekte konnte wohl jedem leicht auffallen; ſie, dieſe Freymaurer, waren entweder geradezu Gotteslåugner, oder ſprachen Gott allen Einfluß, alles Einwirken ab; ſie erklårten den Menſchen als vollkommen frey, als ganz unabhångig; ihnen nach gab

es

es keine Obrigkeit, keine Herrſchaft; ſie ſagten: „daß die Gewiſſensbiſſe nichts anders, als eine ſtarke Einbildung ſey, die von unſern Voreltern herkomme.“ Das Frauenzimmer laſſen ſie nur in Mannskleidern in ihre Verſammlungen, um ihre Schandthaten um ſo mehr zu verdecken. Man ſagt auch von andern Laſtern, die man nicht einmal nennen ſoll.

Noch beſonders auffallend ärgerliche und gottloſe Grundſätze und Ordensregeln dieſer Freymaurer ſind: „1.) Wenn die Natur uns eine allzuſchwere Bürde auflegt, ſo muß der Selbſtmord uns davon befreyen: *Patet exitus.* 2.) Der Zweck heiliget die Mittel; alſo Verläumdungen, Giftmiſchungen, Todtſchläge, Verräthereyen, Rebellionen, alle Schandthaten ſind erlaubt, ſind löblich, wenn ſie zum Zwecke führen. 3.) Den, der uns verräth, kann kein Fürſt retten.“ — Alſo ſtehen ihnen alle Mittel zu Geboth. Ueberhaupt aus allen ihren Grundſätzen, und Aeußerungen, und aus Thatſachen war es wohl ſehr leicht zu berechnen, wie fürchterlich gefahrvoll dieſe Verſchwörung des Unglaubens, der Gottloſigkeit gegen den heiligen Glauben, gegen die Gottſeligkeit ſey, wie unermeßlich das Grundverderben, welches dadurch dann von ſelbſt hereinbreche.

Doch zu gleicher Zeit, da auf ſo vielerley Arten von ſo Vielen am Unheil, am Verderben unſterblicher Seelen teufliſch raſtlos, und hölliſch mächtig gearbeitet wurde, eben zu dieſer Zeit wurde auch immer wieder mit apoſtoliſchem Eifer, mit himmliſch-liebvoller Aemſigkeit geſorget von Vielen für Heilig- und Seligwerdung, ſo viel möglich, Aller; wenigſtens wurden mit möglichſtem Fleiße Anſtalten dazu getroffen, Verſuche gemacht, alles Mögliche angewendet, Mittel und Werkzeuge gefunden, um jene erhabene Lehre, wodurch der Menſch zur Erkenntniß ſeines Schöpfers, und zur Erreichung des ewigen Heils geführt wird, immer weiter auszubreiten. Aus unzählbaren Ereigniſſen bemerkte man: „daß der Allerhöchſte auch in neuern Zeiten nicht aufgehört habe, die Geſellſchaft ſeiner treuen Diener, die Kirche Chriſti,

auf

auf eine vorzügliche Art zu beſchützen.“ Bey mehreren Gelegenheiten wirkte offenbar der geſegnete Einfluß des himmliſchen Hausvaters, welcher nicht unterließ, von Zeit zu Zeit fleißige Arbeiter zu dem Anbau ſeines Weinberges zu ſchicken. In Aſien, in Amerika erfolgten noch immer wieder theils neue Bekehrungen, theils ſonſt wichtige Heilsfrüchte; Gott ſegnete die Arbeiten der dahin verſendeten Glaubens- und Bußprediger.

Auch in Europa fuhr man fort, ſolche Anſtalten zu befördern, die nicht ſowohl auf die Bekehrung der Heiden, als auf die Stärkung der in der Heilslehre erzogenen Chriſten zielten. Unter dieſe Anſtalten rechnen wir das, was die fromme Kaiſerinn Maria Thereſia im Jahre Chriſti 1752 verfügte, um ihre katholiſche Unterthanen in Steyermark und Kärnthen von der Gefahr des Abfalls zu bewahren. Sie ernannte eine ziemliche Anzahl Miſſionär, meiſtentheils Ordensgeiſtliche, denen ſie auftrug: „den Glauben des Landvolkes durch gründlichen Unterricht in Religionsſachen zu ſtärken, und gegen jede Anfechtung zn verwahren.“ Um die Miſſionen ſowohl, als andere heilſame Vorkehrungen zu handhaben, ſtellte die Kaiſerinn in eben dieſem Jahre Chriſti 1752 in jedem Pfleggerichte einen eignen Religionskommiſſär auf. Dieſer mußte dafür ſorgen, daß keine verbothene Bücher in den Bezirk eingeführt, keine verdächtige Zuſammenkünfte, keine Streitereyen über Religions-Gegenſtände gehalten würden. Der Kommiſſär mußte die Kinder zum Beſuche der katholiſchen Katecheſe anhalten, die Heirathen der Perſonen von ungleicher Religion verhindern, und manche andere Vorkehrung treffen, welche freylich den Proteſtanten der Erbſtaaten eben nicht gleichgültig ſchien.

Auch gemeinſchäftlich in Verſammlungen der Seelenhirten wurde am Seelenheile, an Rettung vieler gearbeitet; es wurden Kirchenverſammlungen gehalten; vorzüglich eifrig in dieſer Art Seelenarbeiten zeigte ſich immer noch Clemens Auguſt, Biſchof zu Münſter; auch im Jahre Chriſti 1752 im Oktober verſammelte er die

Geiſt-

Geiſtlichkeit ſeines Kirchſprengels. Mit Wehmuth erzählte er: „daß in einem Landdekanate ſeines Bisthums ein gewiſſer Kranker, aus Vernachläßigung des Pfarrers, dahin geſtorben ſey, ohne zuvor mit den heiligen Sakramenten verſehen worden zu ſeyn. Dieſe Geſchichte gab dem Biſchofe Stoff und Anlaß, die Pfarrer insgemein an die Pflichten der Seelenſorge, vorzüglich an den ſtäten Aufenthalt bey der Heerde, zu erinnern. Den Unfug, welchen einige Prieſter des Sprengels durch unbeſcheidenes Exorciren trieben, wurde ebenfalls gerüget. Die Gewalt, welche die Kirche und ihre Diener über den böſen Geiſt haben, wurde nicht in Abrede geſtellt; aber gründliche, brauchbare, von chriſtlicher Beſcheidenheit und Vorſicht eingegebene Regeln wurden vorgeſchrieben, nach denen ein Prieſter, bey welchem ſich eine Perſon als beſeſſen angiebt, verfahren ſoll.

Auch die ſchon ſeit vielen Jahren zwiſchen der Abtey Fulda, und dem Bisthume Würzburg obwaltenden Mißhelligkeiten wurden auf ähnliche Weiſe in dieſem Jahre Chriſti 1752 endlich ganz beygelegt. Der Biſchof von Würzburg, Karl Philipp von Greifenklau, und der Abt von Fulda, Amandus von Buſeck, ernannten einige Abgeordnete, welche in Hammelburg zuſammen kamen, und einen Plan zu einem neuen Concordat entwarfen. Der aus mehreren Artikeln beſtehende Entwurf wurde von beyden Prinzipalen unterzeichnet. Der fünfte Artikel beſtimmte eilf in dem fuldaiſchen Bezirke gelegene Pfarreyen, bey welchen in Zukunft der Appellazionszug von Fulda an den Biſchof von Würzburg Statt haben ſollte. Es beſtättigte bald darauf Pabſt Benedikt der XIV. dieſes Concordat, nur mit Ausnahme des fünften Artikels, welcher ganz verworfen ward. Hingegen begünſtigte der heiligſte Vater einen geheimen von den ſich vergleichenden Theilen vorgelegten Artikel, welcher auf die Erhöhung der Stifter Würzburg und Fulda abzielte. Was auch noch in eben demſelben Monat Oktober dieſes Jahres Chriſti 1752 wirklich zu Stand kam, zu Folge einer feyerlich hierüber gefertigten

päbſt-

päbſtlichen Verordnung, in welcher Pabſt Benedikt der XIV. die Abtey Fulda zu einem Bisthum, und den jeweiligen Abt zu einem Biſchofe erhob, jedoch auf eine ſolche Art, daß weder das neue Bisthum von der klöſterlichen Verfaſſung, noch der neue Biſchof von den Ordensgelübden entledigt ſeyn ſollte. Die Erhebungs-Bulle verordnet: „daß vierzehn Kapitularen den Biſchof erwählen ſollen. Die geſchehene Wahl wird von dem heiligſten Vater beſtättigt. Die bisherige Kloſterkirche zu St. Salvator zu Fulda wird als eine Domkirche, und die Geſammtheit der vierzehn adelichen Benediktiner als ein Domkapitel erkläret, ohne daß man hiedurch die reguläre Verfaſſung abänderen oder aufheben will. Der Domdechant ſowohl, als die übrigen dreyzehn Kapitularen müſſen den Habit eines Benediktiners tragen. Eben dieſelben müſſen ſich beſtändig bey der Domkirche zu Fulda aufhalten.“

Schon ſeit 25 Jahren war in den katholiſchen Schulen in Deutſchland zum leichtern Unterricht der ſtudierenden Jugend in der Geſchichte als gewöhnliches Schulbuch für dieſen Gegenſtand eingeführt das in dieſer Art ſehr gute Werkchen des eben ſo gelehrten, als frommen Jeſuiten Maximilian Düfren. Dieſer kurzgefaßte Unterricht in der Geſchichte war allgemein beliebt, und hochgeſchätzet, und wohl auch ſehr angerühmt, ſogar in andere Sprachen überſetzet, und allenthalben, ſogar auch von gelehrten Männern, als kurze Zuſammfaſſung der ganzen Geſchichte mit Vergnügen geleſen. Auf einmal, und erſt jetzt im Jahre Chriſti 1752 erhob ſich von Seite der Luteraner ein fürchterlicher Lärm gegen dieſe Geſchichte; ſie ſchimpften mündlich und ſchriftlich dagegen; ſie reichten endlich gar beym proteſtantiſchen Ausſchuß zu Regensburg hierüber ihre Klagen ein; ſie ſagten: „dieſes Buch ſey gegen den weſtphäliſchen Frieden, und ſelbſt gegen die Reichsverfaſſung, die katholiſche Schuljugend werde dadurch gegen Luter und gegen das Luterthum eingenommen“— und ſo weiter. Die aus der Luft durch Ketzerſtarrſinn

und Wuth herausgegriffenen Klagen widerlegten ſich ſelbſt; zum Ueberfluß vertheidigte ſich vor aller Welt auch der Verfaſſer, er rechtfertigte ſchriftlich einleuchtend und gründlich ſeine ſich ſelbſt rechtfertigende Geſchichte. Eben dieß thaten auch andere Schriftſteller, die gleichfalls anſchaulich die für ſich ſelbſt ſprechende Sache hinlegten; ſie erinnerten an das Weſen der Geſchichte und des Geſchichtſchreibers: „daß der Geſchichtſchreiber, eben weil er die Geſchichte ſchreibt, das Geſchehene beſchreiben müſſe, wie es geſchehen; die Wahrheit ſagen dürfe und müſſe; das Schwarze nicht weiß, und das Weiße nicht ſchwarz nennen könne; das Tadelhafte nicht loben, das Löbliche nicht tadeln dürfe; daß man alſo von dem Geſchichtſchreiber nicht Luters Lob, ſondern nur Luters Geſchichte; nicht eine Empfehlung des Luterthumes, ſondern nur eine Beſchreibung deſſelben erwarten könne und müſſe.“ So mußten am Ende die Luteraner mit ihrem Klagen und Lärmen ſelbſt aufhören, beſchämt ſich wieder zurücke ziehen.

So ungerecht, und Sinn- und Grundlos auch dießmal wieder die Klagen der Ketzer waren, ſo gerecht und gegründet waren auch jetzt wieder die Klagen gegen ſie, gegen ihr Immerweiterumſichgreifen, gegen ihre Verführungskünſte und Schleichwege, ihr Gift immer mehr und mehr auszubreiten in Gegenden, wo ſie ſelbſt weiter nichts, als geduldet waren. Die katholiſchen Reichsfürſten ſahen ſich wieder mehr, als jemals, genöthiget, gegen benachbarte Ketzer recht auf der Hut zu ſeyn; vorzüglich im Salzburgiſchen und in Bayern war jetzt wieder Wachſamkeit nöthig, um die noch rechtgläubigen Unterthanen vor allem Ketzergifte und Unheil rein zu bewahren. Was weltliche Fürſten gegen die Ketzer vorzüglich mächtig aufſchreckte, war, was man aus Erfahrung wußte: „daß mit der Ketzerey immer auch Aufruhr und Rebellion ins Land mit hereinbreche.“ Es wurden deßwegen in eben dieſem Jahre Chriſti 1752 gegen ſie neuerdings zweckmäßig ſtrenge Verordnungen erlaſſen, das Hereindringen der

be-

benachbarten Ketzer ins Land, und das Einſchwärzen ihrer verführeriſchen Schriften, und überhaupt alles Mittheilen ihres Giftes nach Kräften zu verhindern."

Es zeigten ſich aber auch zu gleicher Zeit erfreuliche Heilsfrüchte des ſtets heilſam wirkenden rein apoſtoliſchen Eifers. Im Jahre Chriſti 1753 verließ Ferdinand Ludwig, Graf Schulenburg, kaiſerlicher General, die Gemeinde der Proteſtanten, nachdem er durch Don Pius Manſador zu Genua in den Lehren der katholiſchen Kirche unterrichtet worden war.

In eben dieſem Jahre Chriſti 1753 bekannten ſich der Freyherr von Berkenmayr, Meklenburgiſcher Geſandter zu Wien, und ſeine ganze Familie, zur katholiſchen allein wahren Religion.

Auch für Türken war dieſes Jahr Chriſti 1753 heilbringend und gnadenvoll. Der Baſſa von Dyrrachium kam nach Rom, wo er ſich in den Grundſätzen des Chriſtenthums unterrichten, und nachmals taufen ließ. Dieſem Beyſpiele folgte der Bey von Tunis; er begab ſich nebſt einigen Anverwandten nach Malta, und bekannte ſich allda zu der katholiſchen Religion.

Am 26. November eben dieſes Jahres Chriſti 1753 taufte der Biſchof Chiolnich von Chiolka zu Diakorium in Bosnien eine mahometaniſche Familie, nämlich die Eheleute Muſtapha und Alkuna, ihre Söhne Haſſanbeſſa, Uſein und Allia, ihre Töchter Alkuna und Fatima, und den türkiſchen Popen Mehmet.

Den fernern Bekehrungen der Ketzer widerſetzten ſich zwar die Ketzer auf alle mögliche Art und Weiſe. Wo ſie nur immer etwas von irgend einer Bekehrung hörten; ſuchten ſie immer gleich ſchon vorhinein Hinderniſſe aller Art bergehoch in Weg zu werfen, und, wenn die Bekehrung doch erfolgte, alle fernern Folgen davon, wie ſie konnten, noch zu hintertreiben. Als im Jahre Chriſti 1754 Friedrich, Erbprinz von Heſſen-Caſſel, ſich zu Aachen befand, verbreitete ſich ein unverbürgtes Gerücht, als hätte ſich derſelbe bereits vor einigen Jahren zu Neuhaus in Beyſeyn des köl-

ni-

niſchen Churfürſten Clemens Auguſt zum katholiſchen Glauben bekennt. Wilhelm der VIII., Landgraf von Heſſen, voll Zorn hierüber, berief ſeinen Sohn nach Hauſe, wo er ihn nicht einmal vor ſein Angeſicht kommen ließ. Man entfernte den Prinzen von ſeiner Familie. Seine Gemahlinn, eine Prinzeſſinn von England, wurde nach Montbrillant, die drey Söhne aber nach Göttingen geſchickt. Da nun die Heſſen als Bekenner der ſogenannten reformirten Religion, für den Fall, wenn der Prinz einſt zur Regierung kommen ſollte, ſehr beſorgt waren, beredeten ſie den Vater: „daß man zweckmäßige Verträge aufſetzen, und den Sohn vorläufig dazu verbinden möchte." Es mußte auch wirklich Prinz Friedrich gewiſſe Artikel unterſchreiben, die dann am 28. Oktober eben dieſes Jahres Chriſti 1754 feyerlich gefertiget, und rechtsförmig gemacht wurden, und ein öffentliches Zeugniß jener Geſinnungen ſind, welche die Reformirten damals gegen die katholiſche Religion gehegt haben. Den Artikeln zufolge mußte der Erbprinz eidlich verſprechen: „daß er, den eignen Hofgottesdienſt ausgenommen, ſchlechterdings keine weitere Anſtalten und Freyheiten für die katholiſche Religionsübung in Heſſen aufrichten oder geſtatten, unter keinem Vorwand irgend eine Art von *Simultaneum* einführen, alle Kirchengüter und milde Stiftungen ungeſchmälert bey ihrer Verfaſſung laſſen, aller geiſtlichen Gerichtsbarkeit über ſeine proteſtantiſchen Unterthanen ſich gänzlich begeben, und dieſelbe den Conſiſtorien überlaſſen wolle." Ferners mußte der Erbprinz angeloben: „auſſer den bisher angeſeſſenen Katholiken keine andere in Heſſen aufzunehmen, viel minder einige Aemter, Verwaltungen, und Stellen im Staate, den Katholiken zu verleihen. Unter der Kriegsmannſchaft ſollten bey keinem Regiment mehr als zwey Oberoffiziers, Generäle aber gar keine, der katholiſchen Religion zugethan ſeyn." Endlich mußte der Prinz dem Beſitze der Grafſchaft Hanau-Münzenburg entſagen, ſeine Kinder in der reformirten Religion erziehen laſſen, und er durfte ihnen keine andere, als nur die

ihm

ihm vorgeſchlagenen Perſonen zum Dienſte und Unterricht geben. Bey alle dem fiel dem Prinzen nichts ſo ſchmerzlich, als daß er ſich erklären mußte: „daß er alle jene ſich auf perſönliche, väterliche und landesherrliche Rechte beziehende Verzichtleiſtungen freywillig übernommen habe, ſohin unter keinem Vorwand widerrufen, viel weniger ſich davon durch Machtſprüche des römiſchen Pabſtes, oder durch Deutungen der Geiſtlichkeit entbinden laſſen wolle.“ Um das Band noch feſter zu knüpfen, übernahmen die Könige von England, Dänemark, und Preußen, die Generalſtaaten von Holland, und die Geſammtheit der evangeliſchen Stände, die Bürgſchaft für die Vollziehung der aufgedrungenen Artikel.

Pabſt Benedikt der XIV. ward innigſt gerührt von Mitleid über die ſchmerzende Lage dieſes guten Prinzen; er verſuchte alles, deſſelben ſich anzunehmen; er erließ ein Umlaufſchreiben an die Biſchöfe und Fürſten Deutſchlands; er wendete ſich auch ſelbſt an den Reichstag, daß doch dieſem empörend widerrechtlichen Verfahren im deutſchen Reiche noch gehörige Schranken möchten geſetzet werden, wenn ſelbes nicht ganz als null und nichtig ſollte erklärt werden können. —

Wie überall hin, und für alles, ſo ſorgte Pabſt Benedikt der XIV. väterlich liebvoll vorzüglich auch für die Kirchengemeinden der Griechen; er bemühete ſich ganz beſonders zur Bildung ihrer Geiſtlichkeit alles ihm Mögliche beyzutragen; er verbeſſerte voriges Jahr in eben dieſer heiligen Abſicht das Seminar zu Vilna, welches vorlängſt von Gregor dem XV. für geiſtliche Zöglinge der ruſſiſchen Nazion geſtiftet worden war. Von nun an ſollten wenigſtens zwanzig Zöglinge, wovon ſechszehn für den weltgeiſtlichen Beruf, und vier für den Baſilianer-Orden beſtimmt waren, darinn erzogen werden. Zugleich ſorgte der heiligſte Vater für die innere Verfaſſung des Seminars, und ſtellte erfahrne Lehrmeiſter auf. Den Biſchöfen der unirten Griechen in Rußland befahl er: „daß ſie eigne Pflanzſtätte junger Geiſtlichen anlegen, und in Zukunft die vornehmeren

Aem-

Aemter der biſchöflichen Regierung nicht mehr mit Baſilianern, ſondern mit Perſonen des weltgeiſtlichen Standes, in der Ordnung beſetzen möchten.

Woltär, der große Unheilſtifter dieſes achtzehnten Jahrhunderts, ward zwar zu Berlin, aber nur eine Zeit lang, in größten Ehren gehalten; dieſe ſeine Herrlichkeit war nicht von gar langer Dauer. Der ſtolze Lehrmeiſter ward ſeines königlichen Schülers überdrüßig, dem er ebenfalls nicht weniger gleichgültig geworden war; beyde zerfielen mit einander. Ein Streit, welchen Woltär mit dem bekannten Mopertů hatte, und eine Spötterey, die er ſich gegen den General Manſtein über einige ihm zum Durchſehen zugeſchickten Gedichte des Königs erlaubt hatte, welche er „des Königs ſchmutzige Wäſche" nannte, „die er erſt reinigen ſollte", (welcher Spott von dem Monarchen ſehr übel aufgenommen wurde) bewogen ihn, Berlin nach einem Aufenthalte von ungefähr drey Jahren für allzeit zu verlaſſen; denn er hatte vor ſeiner Abreiſe von Berlin ſeinem gekrönten Schüler und Freunde noch auf eine echt philoſophiſche Weiſe ſeine Dankbarkeit dadurch bewieſen, daß er ihm eine Sammlung ſeiner poetiſchen Werke, die nur wenigen Schöngeiſtern des Hofes bekannt waren, geſtohlen hatte, unſtreitig in der Abſicht, ſie hernach durch den Druck bekannt zu machen. Ueber dieſe Infamie äußerſt entrüſtet, ſchickte ihm der Monarch einen Major nach, der ihn auch zu Frankfurt am Mayn einholte, ihm den preußiſchen Kammerherrnſchlüſſel abnahm, ihm nach dem Befehle des Königs eine derbe Tracht Stockprügel gegen Quittung aufzählen ließ, und ihn dann unter der Aufſicht des preußiſchen Reſidenten Freytag ſo lange bewacht hielte, bis die geſtohlenen Papiere von Leipzig, wo er ſie gelaſſen hatte, angekommen waren. Von Frankfurt reiſete Woltär nach Colmar, und bewarb ſich von da aus um die Erlaubniß, nach Paris kommen zu dürfen; aber ſie ward ihm abgeſchlagen. Eben ſo wenig glückte ihm auch ſein Verſuch, in Lyon ſich niederzulaſſen, wohin er dieſerwegen wirklich im Jah-

Jahre Chriſti 1755 gereiſet war; aber er wurde gera-dezu abgewieſen. Von da nahm er ſeine Zuflucht in die Schweiz, um da ungeſtört fortzuarbeiten an Ausführung ſeines Planes, das Chriſtenthum ganz zu untergraben, und von Grund aus zu zerſtören.

Nebſt ſo vielen Sorgen, und Arbeiten, und Gefahren, und Drangſalen hatte Pabſt Benedikt d. XIV. auch noch viele Bedrängniſſe anderer Art zu erfahren; vorzüglich viele Verdrüßlichkeiten kamen ihm aus Venedig; man traf daſelbſt Vorkehrungen in Kirchenſachen, die wohl in der ganzen Welt großes Aufſehen machten; erſt voriges Jahr erließ der Rath von Venedig einen Beſchluß, welchem zufolge das Gebothene verbothen, und das Verbothene gebothen wurde. Dieſem Beſchluſſe zufolge darf: „1.) Fernerhin ohne Erlaubniß des Senats keine Bulle, kein Gnadenbrief, keine Citazion der römiſchen Kurie in den Staaten der Republik mehr angenommen werden. 2.) Ohne Beyſtimmung der Kurie des Patriarchen wird nicht einmal die Verleihung eines Ablaſſes, oder eines privilegirten Altars angenommen; eben ſo 3.) Kein Breve in Bezug auf die Weihung eines Geiſtlichen. 4.) Keine Diſpenſe in Eheſachen ohne Erlaubniß der Regierung, und 5.) Kein Breve für die Befugniß, eine Teſtamentalverordnung abzuändern. 6.) Allen Unterthanen der Republik iſt verbothen, ohne Erlaubniß der Regierung ſich in irgend einer Sache unmittelbar an den römiſchen Stuhl zu wenden. 7.) Ohne Beſtättigung des Senats gilt kein Breve einer Reſignazion, oder einer Anwartſchaft auf eine Pfründe. Endlich 8.) Muß die Kurie des Patriarchen der Nazion ein genaues Verzeichniß aller ſeit zehn Jahren von Rom an Venedig ausgefertigten Bullen, Breven und Reſcripte herſtellen; nebſt einem andern Verzeichniſſe aller jener Gelder und Taxen, welche in der Friſt von zehn Jahren aus dem Freyſtaate Venedig nach Rom gefloſſen ſeyn mögen.“ In dem Schreiben, welches Pabſt Benedikt der XIV. am 13. September des Jahres Chriſti 1755 an den großen Rath von Venedig

er-

erließ, mißbilligte er alle dieſe Verfügungen. „Die erhabene Republik (ſagt er) verabſcheuete ſeither nichts ſo ſehr, als irgend eine Neuerung; und nun fängt eben dieſe an, ſelbſt etwas Neues zu verordnen, und zwar in einer Sache, welche ganz außer dem Wirkungs-Kreis einer weltlichen Regierung liegt" — u. ſ. weiter. Allein alle Gegenvorſtellungen, alle Verſuche der Güte wollten durchaus im Geringſten nichts helfen.

Man hörte einige Jahre her aus verſchiedenen Welttheilen von den erſchrecklichſten Erderſchütterungen. Die Halbinſel Bretagn mußte ſehr viel darunter leiden; die Inſel St. Dominik ward beynahe ganz zerſtört. Das entſetzlichſte Erdbeben aber äußerte ſich im Jahre Chriſti 1755 den 1. November zu Liſſabon. Beynahe die ganze Stadt ward über den Haufen geworfen, und 80,000 Menſchen büßten auf eine erbärmliche Weiſe ihr Leben ein. Nebſt dem Erdbeben wüthete noch Feuer und Waſſer in dieſer bedrängten Stadt, und beyde mit vereinigten Kräften vermehrten immer noch mehr den ohnehin ſchon ungeheuer großen unerſetzlichen Schaden.

Unerſetzlicher, aber, und ungeheurer, und ſo nicht zu berechnen war nie noch ein Schaden, als der, den bereits die geſchwornen Haſſer, die unverſöhnlichen Feinde des Chriſtenthumes dieſer heiligen Religion, zugefügt hatten, und ihr zuzufügen immer noch fortfuhren; und dieſes Höllen-Feuer der Verſchwörung fachten ſie unter ſich immer noch mehr an; vorzüglich wüthend, und kräftig im Zuſprechen und Anflammen war Woltär, das Oberhaupt dieſes Höllen-Bundes; er ſchrie und ſchrieb ſeinen Vertrauten zu: „Wir ſind tapfere Ritter — wir ſind Vertheidiger der Wahrheit! — Auf! tapferer Didero! Auf! unverzagter Alembert! vereinigt euch mit meinem lieben Damilawill! Gehet den Schelmen recht auf den Leib! Sollte es fünf bis ſechs Menſchen von Verdienſt, die mit einander im Einverſtändniſſe ſind, nicht glücken, das Chriſtenthum zu zerſtören, da es zwölf ſchlechten Kerlen geglückt iſt, es zu ſtiften?" Auch ſagt er zu ſeinen Bundesbrüdern: „daß ſie als Verſchworne

ne handeln müßten.“ Als wirklich Verſchworne hatten ſie auch ihr eigenes Looſungswort, und dieſes war nichts Geringeres, als der ſchreckliche und verabſcheuungswürdige Aufruf: „Zerquetſchet das Verruchte! (das Chriſtenthum, oder auch Chriſtus wurde darunter verſtanden) Als Verſchworne hatten ſie auch ihre eigene Zigeuner-Sprache. Woltär, ihr Rädelsführer, hieß Raton; der König von Preußen, Friedrich der II., ward dû Lûc genannt; Didero führte bald den Namen Platon, bald auch Tomplat; Alembert hieß Protagoras, auch Bertrand; ein Anderer hieß Mordlá; ein Anderer Hippias B.; einige Miniſter wurden mit dem Buchſtaben T. (wahrſcheinlich Tyrann) bezeichnet, und ſo weiter. Unter ſich hatten die Glieder dieſes ſaubern Bundes den Namen Cacuac ſich gegeben; äußerlich aber nannten ſie ſich Philoſophen. Freylich mußte wohl jeder gründliche Gelehrte, jeder wahre Philoſoph laut auflachen, wenn er dieſe Menſchen ſich Philoſophen nennen hörte, und den Woltär an ihrer Spitze erblickte. Wenn aber auch ſchon la Harp ſich ſehr darüber aufhält: „daß Menſchen von einer ſolchen Beſchaffenheit, wie Woltär und ſeine Gehülfen ſich einen ſo ehrenvollen Namen, als der Name: „Philoſoph“ iſt, beygeleget; ſo war doch der Name gut ausgedacht. Es glückte ihnen dadurch, unter allen ſeichten und eiteln Köpfen, vom Hofſchranzen an bis zum Friſör und Lakaien, die alle Philoſophen heißen wollten, Eroberungen zu machen, und ſich ein Anſehen zu geben. Der erſte und Hauptzweck dieſer ſchrecklichen Philoſophen-Verſchwörung betraf die Vernichtung der chriſtlichen Religion. Was für ein Syſtem ſie an deren Stelle einzuführen im Sinne gehabt, möchte wohl nimmermehr mit Gewißheit können angegeben werden. Denn dieſe Cacuacs giengen dadurch von allen andern Sekten ab, daß ſie nicht nur unter einander in ihren Meynungen ſehr verſchieden, ſondern auch mit ſich ſelbſt ſehr oft im größten Widerſpruche waren. Bald waren ſie Deiſten, bald Pantheiſten, bald Materialiſten, bald

Atheiſten; bald glaubten ſie noch an eine künftige Exiſtenz, bald glaubten ſie gar keine, bald wieder zweifelten ſie überhaupt nur noch an allem. Kurz, nie dachten ſie unter einander und mit ſich ſelbſt gleich. Wenn ſie indeſſen noch nicht daran dachten, und nach ſo bewandten Umſtänden noch nicht daran denken konnten, was ſie eigentlich an die Stelle des abzuſchaffenden Chriſtenthums wieder aufſtellen wollten, ſo kamen ſie doch in einem Stücke untereinander, und mit ſich ſelbſt beſtändig überein, und dieß war tödtlicher Haß gegen das Chriſtenthum und gegen alle poſitive Religion. In dieſer einen und derſelben Wuth arbeiteten ſie alle einem und demſelben teufliſchen Zwecke zu, nur nicht immer auf eine und dieſelbe Art; bald lehrten ſie geradezu Unglauben, trugen den Deismus, den Pantheismus, den Materialismus, den Atheismus als Glaubenslehre vor; bald ſtellten ſie nur Zweifel auf, und ſetzten alle Trugvernünfteleyen in Bewegung, um alles ungewiß zu machen; bald griffen ſie mit offenbaren Waffen die geoffenbarte Religion an; bald ſuchten ſie nur verſteckter Weiſe ſie zu untergraben, und theils die Geſchichte des Chriſtenthumes in ein nachtheiliges Licht zu ſtellen, theils die Glaubenswahrheiten und Sittenvorſchriften deſſelben zu erſchüttern; bald predigten ſie mit Ernſt und philoſophiſcher Gravität, klagten über Verfall der Religion und Sitten, und ſtellten ſich, als wenn ſie nichts anderes beabſichtigten, als die Religion zu ihrer urſprünglichen Wahrheit und Lauterkeit zurückzuführen; bald betrugen ſie ſich als Poſſenreiſſer und Luſtigmacher; da dann nicht nur die Diener der Religion, ſondern auch die Wahrheiten und Vorſchriften derſelben ein Gegenſtand ihrer Sarcasmen, ihres Muthwillens, ihrer Läſterungen und Verhöhnungen wurden. Alle Mittel, und Arten, und Weiſen waren ihnen willkommen, alles, was tauglich ſchien zur Erreichung ihres erſten, und Hauptzweckes. Der zweyte, auch Hauptzweck, oder vielmehr, was aus dem erſten, aus der Zerſtörung der Religion von ſelbſt folgen mußte, war: „Allen Königen

 und

und Fürſten den Garaus zu machen, und es dahin zu bringen, daß die Sonne lauter freye Leute beſcheinen ſollte, die keine andere Herren über ſich erkennen, als ihre eigene Venunft.“ Mit dem erſten Verſchwörungs-Entzweck, mit Zernichtung des Chriſtenthumes, konnten und wollten die Verſchwornen nun weiters kein Geheimniß mehr machen; alles dazu Nöthige war ſchon ſeit mehreren Jahren immer ſo gut vorgearbeitet worden, daß die Religion, der öffentliche Gottesdienſt und die Prieſterſchaft ſich nicht damit ſchmeicheln durften, viele Vertheidiger und Beſchützer zu finden. Aber mit dieſem zweyten Zwecke, der die Exiſtenz derer betraf, welche alle Gewalt in Händen, und noch zu große Stützen hatten, war es anders beſchaffen; dieſes Geheimniß der philoſophiſchen Verſchwörung ward mit der äuſſerſten Sorgfalt verwahrt, blieb glücklich verſchwiegen, und Niemand ahnete es, daß es wirklicher Plan ſey, eben ſo die Thronen, als die Altäre einzureiſſen. Friedrich der II., ſelbſt ein Glied dieſes Bundes, ahnete es lange Zeit nicht. Die Sekte war argliſtig genug geweſen, ihm dieſes Geheimniß der Bosheit ſorgfältig zu verbergen. Der Patriarch Woltär und ſeine andern Mitverſchwornen bewieſen ſich immer ſo ſehr als unterthänige Diener der Fürſten und als die niederträchtigſten Speichel-Lecker der Großen, daß weder Bruder dü Lüc, noch andere Fürſten ſie eines ſolchen Attentats für fähig hielten. Indeſſen ſo ſehr immer Woltär den Königen und Fürſten ſchmeichelte, ſo ſehr haßte er ſie in der That, und er erklärte diejenigen für die größten Dummköpfe, welche ſich für dieſe Herrn, wie er ſich ausdrückte, todtſchlagen ließen. Auch fühlte es Alembert, ſo feindſelig auch dieſer ſonſt gegen alle Könige geſinnet war, daß er in ſeinem Königshaſſe Woltärn noch nicht gleich käme. „Ich habe,“ ſchrieb er ihm, „beynahe eben ſo vielen Haß gegen die Deſpoten, als Ihr!“ Indeſſen war der Unterſchied zwiſchen dem Patriarchen und ſeinem Jünger nur blos ein Unterſchied des Temperaments, und wenn Woltär die ihm verhaßten Könige mit den

den Klauen und Zähnen, wo er gekonnt, zerriſſen haben würde, da würde Alembert nur auf den Zehen geſchlichen ſeyn, und ſie rücklings gemeuchelmordet haben. Nach Woltär war der erſte König nichts weiter, als ein glücklicher Soldat geweſen, und wenn er auch die Autorität der Regenten nicht immer geradezu beſtritt, und ein anderes politiſches Syſtem aufſtellte, das man an deren Stelle ſetzen ſollte, ſo verſäumte er doch keine Gelegenheit in ſeinen zahlreichen Schriften, wo er die Fürſten bald lächerlich, bald verhaßt machen, über ihren Doſpotismus klagen, ſie hofmeiſtern, und dem Republikanismus das Wort reden konnte. Ein Gleiches geſchah auch von andern Mitverſchwornen mündlich und ſchriftlich. So gewiß Woltär von ſeinen und ſeiner Mitverſchwornen Bemühungen den Umſturz aller chriſtlichen Altäre ſich verſprach, eben ſo zuverläßig ſahe er daher auch einer großen Staatsrevoluzion, welche eben ſo die Thronen zuſammenreißen würde, entgegen, und freuete ſich im Geiſte dieſes großen Triumphes der Philoſophie. „Alles, was ich ſehe," ſchrieb er an den Marquis von Schowlän, „ſtreuet den Saamen zu einer Revoluzion aus, die unfehlbar erfolgen wird, von welcher ich aber nicht das Vergnügen haben werde, Zeuge zu ſeyn. Die Franzoſen werden über kurz oder lang dahin kommen; aber ſie kommen gewiß dahin. Das Licht iſt dergeſtalt allenthalben ausgebreitet, daß man bey der erſten Gelegenheit losbrechen wird, und dann wird es einen ſchönen Lärm abſetzen. Unſere jungen Leute ſind ſehr glücklich, denn ſie werden ſchöne Sachen ſehen." Woltär, und ſeine Sekte konnten wohl mit Zuverſicht ſo ſprechen, weil zu gleicher Zeit eine gleichzeitige Sekte im Grunde mit ihnen demſelben Entzwecke zuarbeiteten, nämlich die eben ſo teufliſche ruſſoiſche Sekte.

Jakob Ruſſo, ein Uhrmacher von Genf, hatte ſchon frühezeitig durch allerley Schriften, die er las, ſich den Kopf verdrehet; beſonders, wie er es ſelbſt geſtehet, hatte ihm das Romanenleſen gar ſeltſame Begriffe in Kopf geſetzt; dadurch hatte ſein innerer Sinn

die

die Richtung erhalten, die, ſeinem eigenen Geſtändniſſe nach, derſelbe gehabt, daß nemlich „ſtolzer Menſchenhaß" und „Erbitterung gegen alle Reichen und Glücklichen in der Welt" ihm eigen geweſen. Unzufrieden mit ſeinem Stande verließ er alſo noch ſehr jung ſeine Vaterſtadt und ſeine Profeſſion, und gieng auf Abentheuer aus, um ſich eine beſſere und ehrenvollere Laufbahn zu eröffnen, als diejenige eines Profeſſioniſten war. Weil er vieles und vielerley untereinander geleſen hatte, ſo wollte er nun einmal unter den Gelehrten und Philoſophen eine Stelle einnehmen. Er war gar nicht ohne Talente; beſonders wußte er bey einer lebhaften Einbildungskraft ſeinem Ausdrucke viele Anmuth zu geben. Aber da es ihm gänzlich an allen Vorkenntniſſen fehlte, und er, was er geleſen hatte, nicht gehörig und ſo zu ordnen verſtand, wie man es bekanntlich durch eine gelehrte Bildung nur allein erlangen kann; ſo mußte er natürlich auf mancherley Ungereimtheiten und Widerſprüche verfallen. So ganz verkehrt ſein Kopf war, ſo in Grund verderbt war auch ſein Herz. Wie er kein Geſetz anerkannte, ſo wollte er auch nach keinem ſich richten. Nach ſeiner Entlaufung aus Genf ſuchte er Zuflucht in Frankreich. Er fand daſelbſt mehrere Wohlthäter; aber er lohnte ihnen allen mit dem ſchwärzeſten Undank. Graf von Guwon hatte ihn aus dem Staube herausgezogen, und ihn wohl mit Vaterliebe behandelt. Dieſen aber verließ er trotzend, ohne ihm einmal für ſeine Wohlthaten zu danken, und lief einem Landſtreicher nach. In dem Hauſe der Gräfinn von Wercellis, die ihn gleichfalls aufgenommen hatte, ſchob er die Schuld eines Diebſtahls, den er ſelbſt begangen hatte, auf die Köchinn; welche niedrige, boshafte, liebloſe Schurkerey um ſo viel mehr Strafe verdiente, weil nirgends Hausdiebe ſo ſtrenge beſtraft wurden, als in Frankreich. Der Herr von Mably hatte ihn zum Erzieher ſeiner Kinder angenommen; dieſem lohnte er damit, daß er ihm den Wein aus ſeinem Keller ſtahl, heimlich auf ſeinem Zimmer denſelben ausſoff, und

endlich gar deſſen Ehegattinn zu verführen ſuchte. Das Beſte war noch, daß er nach einem Jahre geſtand: „es fehlen ihm alle Eigenſchaften und Fähigkeiten eines Erziehers“ — und dann davon gieng. Die berüchtigte Madam Warahn, mit welcher er verſchiedene Jahre hindurch in unerlaubten Verhältniſſen lebte, und welche ihn nährte, und mit allen Gemächlichkeiten des Lebens verſahe, belohnte er am Ende damit, daß er ihre geheimen Schwächen öffentlich bekannt machte. Nicht dankbarer war er gegen den bekannten Hume, der ihn mit nach England genommen hatte, aber ihn hernach von einer ſolchen Seite kennen lernte, daß er von ihm ſagte: „Ruſſo ſey eine im Buſen der Freundſchaft erwärmte Schlange.“ Herr von Montágû, Geſandter zu Venedig, hatte ihn zu ſeinem Sekretär angenommen, und er hätte da ſein Glück machen können; aber dieſe untergeordnete Stelle war nicht für ihn; er verlor ſie, und lohnte ſeinem Wohlthäter mit Undank. Herr lô Mätr, ſein Freund und Lehrer, hatte ihn als ſeinen Begleiter auf ſeiner Reiſe nach Lyon mitgenommen, um auf dieſer Reiſe, weil er mit der Epelepſie behaftet war, an ihm einen Menſchen zu haben, auf den er ſich verlaſſen konnte. Da dieſer ſein Wohlthäter auf dieſer Reiſe wirklich von ſeiner Krankheit befallen wurde, ließ ihn Ruſſo auf der Straſſe liegen, und lief davon. Das Abſcheuliche ſeines ſonſtigen Laſterlebens darf gar nicht erzählet werden; und die Grauſamkeit gegen ſeine eigne Kinder machte ihn ſogar bey Laſterhaften verhaſſet. Es währte lange, bis er ſich durch Schriften bekannt machte; aber zwey Preisfragen der Akademie zu Diſchon, über den Einfluß der Wiſſenſchaften und Künſte, und über den Urſprung der Ungleichheit unter den Menſchen veranlaßten ihn, als Schriftſteller aufzutreten. Er trat auf mit einer Menge Widerſprüche und falſcher Grundſätze. Dieſe hinderten jedoch nicht, daß ſeine Schrift über die erſte Preisfrage gekrönt wurde. Bald erſchienen dann von ihm noch mehrere Schriften unter verſchiedenen Nämen

ge-

gegen die chriſtliche Kirche ſowohl, als auch geradezu, und unmittelbar gegen die Staaten. Seine Religions-Prinzipien ſo wenig, als die in ſeinem Geſellſchaftsvertrag ausgeſtreuten politiſchen Widerſprüche fanden damals noch in Frankreich ſonderlichen Beyfall, wo man zwar über die witzigen Verſpottungen der Religion gar gerne durch die Finger ſahe, nicht aber gegen die dogmatiſchen Predigten des Deismus eine gleiche Nachſicht übte. Da nun das Parlament ſeine Schriften verdammte, und im Begriffe ſtand, ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen; ſo lief er nun wieder der Schweiz zu. Um daſelbſt beſſer fortzukommen; bekannte er ſich gleichwohl jetzt einſtweilen äuſſerlich wieder zum Kalvinismus.

Ruſſo wollte überhaupt keineswegs zugeben, daß man ihn für einen Ungläubigen halte. Vielmehr glaubte er, wenigſtens ſeinem Vorgeben gemäß, an einen Gott. Auch verehrte er gewiſſer Maſſen den Stifter des Chriſtenthums; weßwegen er auch von Woltär nicht allzu günſtig angeſehen ward. Es läßt ſich nicht läugnen, daß Ruſſo in ſeinem Codex des allgemeinen Staatsrechts einige Grundwahrheiten des Chriſtenthums, beſonders von Gott als dem Schöpfer des Weltalls und Richter ſittlicher Handlungen aufgenommen habe. Auch ſcheint er die Lehre von der Geiſtigkeit und Unſterblichkeit der Seele, ingleichen die Lehre von einer Vergeltung nach dem Tode nicht geradezu verworfen zu haben. Aber deßwegen war Ruſſo nicht weniger, als Woltär, ein Widerſacher des Chriſtenthums, und hat demſelben nicht geringern Schaden zugefügt, als dieſer. Jeder von dieſen beyden handelte nur nach dem ihm beſonders eigenen Charakter, und zu verſchiedenen Zwecken; und wenn Woltär den Atheismus an die Stelle des Chriſtenthums ſetzen wollte, ſo wollte Ruſſo dafür den Deismus aufſtellen. Bey allen Lobſprüchen, die er dem Evangelium beylegt, verwirft er die in demſelben vorkommenden Wunder, und giebt demſelben, wie der Bibel überhaupt, Irrthümer, Uebertreibungen und lächerliche Dinge Schuld. Bey aller Hochachtung, die

er gegen den göttlichen Stifter des Chriſtenthums und gegen die von ihm vorgetragene Sittenlehre zu haben affectirt, glaubt er weder an die Wirklichkeit ſeiner Wunder, noch an das, was er ſelbſt von ſeiner Perſon geſagt, woraus es ſich dann von ſelbſt ergiebt: „daß derjenige, der das Volk getäuſcht, und Unwahrheiten über ſich ſelbſt geſagt, unmöglich ein glaubwürdiger, zuverläßiger Sittenlehrer, und die Offenbarung weder göttlichen Urſprungs, noch eine zuverläßige Regel des Glaubens und des Lebens ſeyn kann, und alſo das Chriſtenthum von ſelbſt nothwendig zuſammſtürzen muß.“ So konnte Woltär und ſeine Sekte mit der ruſſoſchen Sekte, wo nicht in allem ganz einverſtanden, doch wohl zufrieden ſeyn, ſelbe als thätige und wirkſame Mitarbeiterinn zu einem und demſelben Entzwecke anſehen; man wußte wohl: „daß vom Deismus zum Atheismus nur ein Schritt zu machen übrig, und jener wegen ſeines großen Hanges zur Anwerbung, wegen ſeiner Intolleranz, wegen ſeiner Schwärmerey vielleicht dem Chriſtenthume wohl noch gefährlicher, als ſelbſt der Atheismus ſey.“ Auf ſolche Weiſe arbeiteten Beyde gleichſam brüderlich, und wie Hand in Hand, im Dienſte der Hölle, an Untergrabung der Kirche und der Staaten, jeder nach ſeiner Art, jeder mit erwünſchtem Erfolge. Ruſſo hatte einen ſtärkern Anhang unter der Jugend; Woltär fand mehr Beyfall unter Leuten von reiferem Alter. Ruſſo gieng verdeckt und ſchleichend zu Werke; Woltär aber offen, und mit gewaffneter Hand. In politiſchen Grundſätzen näherten ſich Woltär und Ruſſo weit mehr, als in irgend einem andern Gegenſtande. Ruſſo, als Verfaſſer des geſellſchaftlichen Vertrages, trug eben ſo viel, wo nicht mehr, zum Sturze der Thronen bey, als Woltär. Vermittelſt des gedachten Werkes brachte er die Rebellion in ein förmliches Syſtem. Er lehrte das Volk, wie es den Regenten aus Grundſätzen haſſen ſoll; er führte das Prinzip der Freiheit und der Gleichheit ein; er machte das Volk zum Suwrän, die Könige aber zu Kommiſſärs und Beamten des Volkes.

Alles, was Montesquö in ſeinem ſchon vor ſieben Jahren herausgegebenen, ſonſt ſehr brauchbarem Werke, gegen die Fürſten ſagte, alles, was dieſer ſein „Geiſt der Geſetze“ von Freiheit und Gleichheit dem Volk in den Kopf ſetzte, alles was Montesquö an politiſchen Widerſprüchen ausſtreuen konnte, die um ſo nachtheiliger wirken mußten, je größer das Anſehen war, in welchem dieſer Mann ſtand, und welches Woltär und ſein Anhang durch Lobeserhebungen und Anpreiſung ſeiner Grundſätze noch zu vergrößern nicht ermangelten, alles dieſes war nichts im Vergleiche mit demjenigen, was nun vor Kurzem durch Ruſſo geſchah, durch ſeinen vor vier Jahren herausgegebenen „geſellſchäftlichen Vertrag.“ So brachte Ruſſo Aufruhr und Rebellion in ein förmliches Syſtem, und wer vielleicht ſonſt nur aus Leichtſinn, oder weil ihn Woltär gelehret hatte, die Regenten zu verachten und zu haſſen, dazu gegriffen hätte, der that es nun aus Grundſätzen, aus feſter Ueberzeugung, daß er der Natur und der Vernunft gemäß handle, und der politiſchen Schwärmerey wurden Thür und Thor geöffnet. Nebſt den gehäßigen Seitenblicken, die Ruſſo auf alle nicht demokratiſche Verfaſſungen warf, (da nach ihm „alle unter Fürſten lebende Völker in Ketten ſich befinden, und da es eine ganz natürliche Folge iſt, daß der gefeſſelte Sklave die Feſſeln unwillig ſchütteln, und ſie zu zerbrechen ſtreben muß; nebſt dieſen gehäßigen Seitenblicken war nach ihm „Freiheit und Gleichheit das höchſte, dem Menſchen natürlich eigene und unveräuſſerliche Gut.“ Dieß war der Grund ſeines ganzen Syſtems, welches dahin abzweckt: „eine ſolche Verfaſſung ausfindig zu machen, in welcher der Menſch Niemanden anders, als ſich ſelbſt gehorche, keinen andern Herrn, wie Condorſe ſagt, über ſich erkenne, als ſeine eigene Vernunft, und ſo frey wäre, als zuvor.“ Hienach war das Geſetz nichts anders, als „der Ausdruck des allgemeinen Willens; das Volk der eigentliche und wahre höchſte Alleinherr; und alſo alle jene Menſchen, die man je

Kö-

Könige nannte, entweder ungerechte Gewalthaber, oder dem Volk unterworſene Diener, in Allem abhängig vom Volke." Zum Ueberfluß verglich man nun noch mündlich und ſchriftlich die Könige und Fürſten bald mit dem Saturn der Fabellehre, der ſeine eigenen Kinder fraß; bald mit wilden Thieren, welche die Menſchen zerriſſen; bald nannte man ſie die erſten Henker ihrer Unterthanen, die nur der Gewalt und der Dummheit der Letztern ihre Exiſtenz verdankten. Wenn man auch die eben angeführte Einſchränkung Ruſſo's hätte für baare Münze annehmen wollen; ſo ſtimmte doch mit dieſen Aeſſerungen der woltäriſchen Adepten wieder genau überein, was Ruſſo ſelbſt von der Gewalt der Könige ſagte: „daß, wenn ſie auch von Gott herrühre, es doch damit eine gleiche Bewandtniß habe, als mit den Krankheiten und andern Geißeln der Menſchheit." Bey dieſen Grundſätzen, die man allenthalben auszuſtreuen wußte, konnte es nicht fehlen; die Ausführung des andern Theils von dieſem großen Geheimniſſe der Bosheit, der den Umſturz der Thronen angieng, mußte bedeutend, und mit Kraft vorbereitet werden.

In jeder Hinſicht gieng es nun für die ſogenannten Philoſophen vortrefflich, beſſer, als ſie es erwarten konnten; ſie hatten überall hin, wo ſie hin wollten, die beſten Ausſichten; aber ein Haupthinderniß ſahen ſie ſich immer noch überall, wo ſie hinſahen, in Weg gelegt, das ſich ihnen, wie unüberſteiglich und unbezwingbar entgegenſtemmte. Frankreich hatte noch eine ſehr zahlreiche Geiſtlichkeit, die noch viele gelehrte und tugendhafte Männer unter ſich zählte, welche nicht weniger im Stande waren, die Unwiſſenheit und Trugvernünfteleyen der vorgeblichen Philoſophen zu überſehen, als ſie ihre Schändlichkeiten verabſcheueten, und der Religion viel zu ſehr aus Ueberzeugung ergeben waren, als daß ſie für ihre Erhaltung nicht alles ſollten aufgeopfert haben. Man ſah eben in dieſen ſo ſehr Aergerniß- und Gefahrvollen Zeiten vortreffliche Männer, auch unter den Biſchöfen, die wie Lichter von Gott auf den Leuch-

ter geſtellt, glänzten im Reiche Gottes, und Ehre machten der heiligen Kirche, und ihrem erhabenen Stande.

Unter den Vielen zeichnete ſich vorzüglich aus — Ludwig Franz Dorlean Delamott, Biſchof von Amian. Heiligkeit zeigte ſich ſchon von Jugend auf in ſeinem Denken, Reden, und Thun, in allen ſeinen Unternehmungen, in ſeinem ganzen Lebenswandel, in ſo vielen Gefahren, in oft recht mißlichen, äuſſerſt bedenklichen Lagen; und ganz vorzüglich zeigte ſie ſich in ſeinem geiſtlichen Stande, den er ſich wählte. In dem Prieſterhauſe wurde er zu allem Guten, vorzüglich zum Geiſtesleben, immer noch mehr geweckt, befähiget, ausgerüſtet, und angeleitet; alles, was er daſelbſt ſah und hörte, machte ſo tiefen Eindruck auf ihn, daß er die daſelbſt erlernte Tagesordnung auch nachher immer fortſetzte; als Domherr, als Domprediger zu Carpentras, ſeiner Vaterſtadt, als Glaubens- und Bußprediger in verſchiedenen Gegenden, als Generalvikar eines der größten Erzbisthümer, und ſelbſt als Biſchof ſtand er täglich ſo frühe auf, als es im Seminarium gebräuchlich iſt; er verrichtete wie dort ſeine halbſtündige Betrachtung; er las zur feſtgeſetzten Stunde die heilige Schrift, und andere Bücher, die von den nöthigen Wiſſenſchaften der Geiſtlichen handeln, er nahm die vorfallenden Arbeiten zur Hand, und wartete pünktlich allen gottesdienſtlichen Uebungen ab, wozu ihn ſein Amt verpflichtete. So lange er als Domherr in der Nachbarſchaft von Wiwiär gewohnet hatte, begab er ſich alle Jahre einmal in das dortige Seminarium, um ſich durch achttägige Geiſtesverſammlung und Andachtsübungen zur Berufstreue und Gottſeligkeit neuerdings zu ermuntern und zu ſtärken. So lange er Biſchof war, wählte er alle Jahre, während der vierzigtägigen Faſtenzeit und für die zu ſeinen heiligen Uebungen beſtimmte Woche das Seminarium von Amian zu ſeinem einſamen Aufenthalte. Er lebte dann auf das genaueſte nach den Vorſchriften der Seminariſten, die er allemal in jenen Tagen durch Beyſpiele und öffentliche Unterweiſungen zu erbauen ſich be-

beeiferte. In allen Aemtern, die er ſeitdem bekleidete, war er der Apoſtel ſeiner Zeit; eifrig und unermüdet im Predigen; liebvoll im Dienſte der Armen; Allen, ſo viel möglich, Alles. Seine Predigten waren immer leichtfaßlich, voll reinem Eifer und Geiſtesſalbung; ihm war es nur ums Seelenheil zu thun; er wollte nie glänzen, ſondern nur nützen; indeſſen ſprach er doch ſo edel, ſo lebhaft, ſo verſtändlich, ſo angenehm, und goß ſeine Ueberzeugungen und Empfindungen ſo kraftvoll in den Verſtand und in die Herzen der Zuhörer, daß Gelehrte und Ungelehrte ſeinen Predigten mit Begierde zueilten, und dieſelben mit Vergnügen und Nutzen anhörten. Viele Zuhörer ſeiner Predigten hofften, derjenige, welcher die Gabe beſitze, ihrem Herzen die Begierde nach Buße und nach einem tugendhaften Leben einzuflößen, werde auch der geſegnetſte Werkzeug Gottes ſeyn, für die Leitung ihrer Seele zur Beſſerung, zur Seligkeit. In dieſer Abſicht kamen ſie, um ihm die Beicht ihrer Sünden abzulegen. Ludwig widmete ſich mit der liebvolleſten Bereitwilligkeit dem Zutrauen der Perſonen von niedrigerm und höherm Range. Der Zulauf zu ſeinem Beichtſtuhle wurde in Bälde ſo zahlreich, daß er faſt täglich einen Theil der Morgenſtunden mit Anhörung der Beichten verſchiedener Sünder zubringen mußte.

Auch durch ſonſtiges Wohlthun, durch Werke der chriſtlichen Liebe glänzte Ludwig als Licht auf dem Leuchter; ganz beſonders, und für eine ganze Zukunft liebvoll und wohlthätig war die Mädchen-Erziehungs-Anſtalt, die er noch als Domherr in ſeiner Vaterſtadt ſtiftete. Da es vielen armen Mädchen daſelbſt nicht möglich war, das Koſtgeld in jenen Klöſtern zu bezahlen, wo derley Kinder Gelegenheit hatten, eine anſtändige und fromme Erziehung zu erhalten, ſo entſchloß ſich der fromme Domherr für ſein eigenes Geld in Carpentras ein geräumiges Haus zu dieſem wohlthätigen Entzwecke auszuwählen. In dieſes nahm er ſechs bürgerliche Jungfrauen auf, welche nebſt einem untadelhaften Lebenswandel, die Geſchicklichkeit beſaßen, Kinder

im

im Chriſtenthume und in nothwendigen Arbeiten zu unterrichten; er ſorgte für ihren Lebensunterhalt. Bald ſchickten einige Eltern ihre junge Töchter in die neue Erziehungsſchule, welche unter der Obſorge Ludwigs den beſten Unterricht der Kinder verſprach. Nach und nach vermehrte ſich ihre Anſtalt dergeſtalt, und zu ſo allgemeiner Zufriedenheit der Bürgerſchaft von Carpentras, daß der großmüthige Wohlthäter für nöthig erachtet, dieſe Mädchenſchule dauerhaft für die Zukunft zu gründen. Er erkaufte das Haus für eine Summe Geldes, die er verzinslich aufnahm, und erſt nach ſeiner Erhebung zum Bisthume tilgen konnte; er überhäufte Lehrerinnen und Schülerinnen mit Wohlthaten; er vervollkommnete die Einrichtung des Hauſes immer mehr, und ſorgte dafür, daß dieſe gemeinnützige Erziehungsanſtalt auch nach ſeinem Tode fortblühen ſollte.

Ludwig Delamott war in jeder Hinſicht ganz Eifer, ganz Thätigkeit, durch nichts zu ermüden, immer im Dienſte Gottes, überall im Weinberg des Herrn; nebſt dem Chorgeſange, nebſt den gewöhnlichen Predigten in der Domkirche, nebſt dem ſo vielfältigen Beichthören und der Obſorge ſeines Mädchenerziehungshauſes ſah man ihn noch auf verſchiedene andere Arten an dem Seelenheile mitwirken. Er übernahm Lobreden auf Feyerlichkeiten bald in dieſer, bald in jener Kirche in der Stadt, auf dem Lande; er diente den Seelſorgern auf ihr Verlangen zur Aushilfe; er beſuchte die Spitäler, und ſtand Kranken und Sterbenden bey, er gab in Frauenklöſtern die heiligen Uebungen, und beſorgte das Amt eines Beichtvaters; er ſammelte Beyſteuer für Arme und Unglückliche, für Wittwen und Waiſen. Jährlich vor dem Pfingſtfeſte gab er ſeiner Vaterſtadt ein außerordentliches Schauſpiel der Erbauung durch eine zehntägige Andachtsübung, deren Abſicht war, den dazu eingeladenen Adel der Grafſchaft Avignon zur Buße, zur chriſtlichen Frömmigkeit zu unterrichten und zu erwecken. Männer von dem erſten Range, Staatsbeamte, Offiziers, verdienſtvolle Greiſe

ver-

verſammelten ſich aus den umliegenden Städten und Schlöſſern in Carpentras, die Predigten des frommen Domherrn anzuhören, und dieſe Tage in Betrachtungen ewiger Wahrheiten, im Gebethe und in Werken der Abbüſſung und der Wohlthätigkeit gegen Arme zuzubringen. Es erfolgten da allzeit viele, theils gründliche Bekehrungen, theis Widererweckungen, zu einem noch vollkommneren Geiſtes-Leben.

So eine exemplariſche Lebensart und Arbeitſamkeit eines jungen Geiſtlichen von edlerer Herkunft und höherm Range wurde in auswärtigen Gegenden bekannt und bewunderet. Einige der benachbarten Biſchöfe äußerten das Verlangen, daß Ludwig den Wirkungskreis ſeines ſegensvollen Eifers auch auf ihre Kirchſprengel verbreiten möchte. Man erhielt von Rom die dazu nöthige Erlaubniß. Dieſer zufolge zog er dann alle Jahr zur beſtimmten Zeit umher als öffentlicher allgemeiner Bußprediger, ſuchte die Buße mit Worten und Beyſpielen zu predigen, die Kinder und das Landvolk durch Chriſtenlehren zu unterrichten, und mit unermüdeter Geduld die Beichten der Stadt- und Landleute, welche das Zutrauen auf ſeine Frömmigkeit zu ihm führte, bey Tag und Nacht anzuhören.

Die Anſtrengung dieſer unaufhörlich fortgeſetzten Arbeiten erſchöpfte ſeine Kräfte ſo ſehr, daß er nach einiger Zeit die Nothwendigkeit fühlte, das Miſſions-Geſchäft nicht mehr allein fortzuſetzen, ſondern ſich mit den in der Grafſchaft Avignon von Ort zu Ort umher predigenden Miſſionarien zu verbinden; vielleicht war es auch ſeine Abſicht, in dieſer Geſellſchaft gegen die Lobeserhebungen und Ehrenbezeugungen des Volkes, die ihm ſo ſehr zur Laſt geworden, ſich mehr und leichter verwahren, mehr unbemerkt bleiben zu können.

Vorzüglich fand er unter dieſen apoſtoliſchen Männern einen mit außerordentlichen Kenntniſſen und Tugenden von Gott begabten Geiſtlichen, mit welchem er eine innigſte Freundſchaft machte. Dieſer war der Prieſter St. Salvator, welcher von einem der edelſten

Häuſer von Avignon abſtammte, und viele Jahre als Hauptmann unter der Cavallerie gedienet hatte. Reich an Geld und Gütern hätte derſelbe alle Annehmlichkeiten eines mit Ehre und Ueberfluße geſegneten Lebens genießen können; aber gerührt von einer außerordentlichen Erleuchtung entſchloß er ſich unvermuthet, ſein Hab und Gut unter die Armen auszutheilen, ſich den beſagten Miſſionarien beyzugeſellen, in Städten und Dörfern mit ihnen herumzugehen, und ſowohl durch ſein ſtrenges Bußleben, als durch ſeine Predigten das Volk zur Bekehrung anzutreiben. In Geſellſchaft dieſes vortrefflichen Mannes und ſeiner Mitbrüder erſchien nun der Domherr Lamott jährlich während ſeinen ihm dazu bewilligten drey Monaten, und da wurde nun mit unerſättlichem Eifer am Heil unſterblicher Seelen beynahe Tag und Nacht fortgearbeitet.

Gott belohnte einen ſo liebvollen und ſtandhaften Eifer für Religion und Sittenbeſſerung mit ſichtbarem und mannigfaltigem Segen. Ludwig ward aller Orten der Gegenſtand des Zutrauens und der Hochſchäzung. Sein Beichtſtuhl und ſeine Kanzel waren ſtets mit einem großen Zulaufe der Büſſenden und der Zuhörer umgeben; eine himmliſche Kraft und Salbung begleitete ſeine Ermahnungen, Predigten und Unterweiſungen dergeſtalt, daß dieſelben die Herzen zur Bekehrung rührten, und die Seelen mit Liebe und Luſt zur Gottſeligkeit erfülleten. Er genoß ſehr oft den Troſt, der Werkzeug zu ſeyn, durch welchen die Erbarmung des Herrn Ungläubige und Irrgläubige in den Schooß der katholiſchen Kirche zurückführte; die größten Aergerniſſe wurden aus den Gemeinden verbannet; die unverbeſſerlichſten Gottloſen von der Göttlichkeit der Religion überzeuget, mit Abſcheu und Reue gegen ihre Laſter erfüllet, und in gute Chriſten umgeändert; es wurden endlich die verderblichſten und unheilbarſten Mißbräuche ausgerottet.

Ganz beſonders eifrig und liebvoll zeigte ſich Ludwig Delamott zur Zeit der Peſt, welche vor einigen

Jah-

Jahren in der Grafſchaft Avignon ſchrecklich umher wüthete. Das allgemeine Zutrauen gegen den Diener Gottes hatte ſich noch niemals in einem ſo außerordentlichen Grade gezeiget, wie damal; beynahe einzig durch ſeine Fürbitte bey Gott, und durch ſeine apoſtoliſchen Arbeiten an der Bekehrung des ganzen Volkes hoffte man: „die ſtrafende Zuchtruthe des Herrn werde noch abgewendet werden können.“ Alle Stände des Landes, Adel, Geiſtlichkeit und Volk bathen denſelben: „die Sorgfalt der allgemeinen Rettung zu übernehmen, und mit ſeiner Klugheit die gedeihlichſten Hilfsmittel dazu zu wählen.“ Ludwig betrachtete dieſe allgemeine Trübſal als eine Heimſuchung Gottes, als ein Heilsmittel; er nahm damit Anlaß mit neuem Eifer, auf Bekehrungen auszugehen, die ſich anbiethende Erbarmung Gottes zu verkünden, Buße zu predigen. Seine eifervollen Bußpredigten thaten außerordentliche Wirkungen, ſogar auf jene, derer Irreligion und Sittenloſigkeit bisher allen Bemühungen ſeines liebvollen Eifers widerſtanden hatten; ſeine wohlmeynenden Ermahnungen waren Befehle, die Jedermann genau befolgte. Die berüchtigteſten Gottloſen eilten zur reumüthigen Ausſöhnung mit Gott; ungerechtes Gut ward häufig zurückgeſtellet; Feinde umarmten ſich wieder; an die Stelle der Gottesvergeſſenheit und der Verabſäumung chriſtlicher Pflichten traten Vertrauen auf Gottes Erbarmungen, lebhafter Glaube, eifriges Gebeth, Beſſerung der Denkungs- und Lebens-Art. Auf ſolche Art wurde Gottes Abſicht erreichet, der nur drohet und züchtiget, um zu beſſern; und die tödtliche Seuche verbreitete ſich nicht nach der Stadt und Gegend von Carpentras. Jedermann betrachtete dieſe Rettung des Vaterlandes als eine durch die Fürbitte des Dieners Gottes und durch deſſen eifervollen Bemühungen für Bekehrung des Volks erworbene göttliche Wohlthat. Der Ruhm wurde in entfernte Gegenden von ſeinen dankbaren Mitbürgern verbreitet.

Auch als Generalvikar des Erzbiſchofes von Arl, was er bald darauf werden mußte, war er derſelbe Apo-

ſtel, der um alles, was auf ſeinen heiligen Beruf Einfluß und Bezug hatte, mit Kraft und Eifer ſich annahm, allen, auch den abſchreckendſten Arbeiten und Laſten mit unerſchütterlichem Muthe entgegen gieng. Nachdem ſein grenzenloſer Eifer für die Leitung der Seelen zur Beſſerung und Gottſeligkeit bekannt geworden, mußte er ſeine Perſon gleichſam an mehrern Orten vervielfältigen, um Allen Alles zu ſeyn. Er mußte mit dem Erzbiſchofe die Sorge über eine unzählige Heerde theilen, die jungen Geiſtlichen in dem Seminarium durch ſeine vorzügliche Aufſicht und öftern Beſuche zu ihrem Berufe bilden helfen, der Beichtvater und Reformator der Kloſtergemeinden ſeyn, auf Verlangen bald in dieſer, bald in jener Kirche predigen, die Seelen-Leitung der frommen Karmeliterinnen von Arl auf ſich nehmen, und überhaupt theils mündlich, theils ſchriftlich der Lehrer, Tröſter und Rathgeber einer Menge Perſonen beyderley Geſchlechtes ſeyn, die täglich in ihren innerlichen oder äuſſerlichen Leiden, in Zweifeln und Angelegenheiten Zuflucht zu ſeiner Weisheit und Liebe nahmen.

Weisheit und Liebe hatten ihm auch durchgeholfen auf dem gefährlichſten Poſten, den er im Reiche Gottes je inne hatte. Ludwig Delamott mußte vor einigen Jahren auch die Verwaltung des Biſthumes Senez übernehmen, und damit in eine Reihe von Schwierigkeiten, und Gefahren, und Näckereyen ſich einlaſſen. Der ſeiner Irrthümer wegen abgeſetzte Biſchof hatte noch immer eine Menge Anhänger, die denſelben als einen Martyrer der Wahrheit verehrten. Alle dieſe Menſchen waren Gegner und gehäßige Tadler desjenigen, der jetzt gekommen war, die verwaiste Heerde zu beſorgen. Sie betrachteten denſelben als einen eingedrungenen Miethling, der ihres Zutrauens ganz unwürdig ſey. Alles war ihnen an demſelben verdächtig, die Reinigkeit ſeines Glaubens, und die Rechtſchaffenheit ſeines Wandels; man beobachtete jeden ſeiner Schritte, wog jede ſeiner Reden ab, und ſuchte ſeinen Abſichten und Handlungen eine Mackel der Bosheit aufzuprägen. Aber die göttli-

che Vorſehung, welche aus den Finſterniſſen Licht her-vorſchafft, bediente ſich eben dieſer feindſeligen Geſinnungen dazu, um die Tugend des frommen Adminiſtrators deſto glänzender darzuſtellen, und endlich diejenigen, welche von dem Wege der Wahrheit abgeführet worden, in den Schooß der Tugend, und der heiligen römiſch-katholiſchen Kirche wieder zurückzuführen.

Ludwig Orlean, der klug fromme Diener Gottes, beobachtete gleich anfangs auf das genaueſte den klugen Grundſatz: „Man ſehe, höre, ſchweige, leide.“ Er erforſchte, was von ſeiner Perſon und von den gegenwärtigen Angelegenheiten ſeines Amtes hie und dort Gutes oder Schlimmes geſprochen wurde; er ſuchte die Menſchen, mit denen er umzugehen hatte, kennen zu lernen; er prüfte die verſchiedenen Geſinnungen über den ſeiner Würde entſetzten Biſchof, über ſeine Lehren, und über ſeinen Lebenswandel; er prüfte alles, und that übrigens in allem ſeine Pflichten, und ließ die Läſterer toben und raſen, und entſchuldigte ſie bey jeder Gelegenheit, und ſprach immer von der geſchehenen Sache das Beſte; er pflegte zu ſagen: „Das mir anvertraute Volk iſt nicht ſo ſehr verdorben, als man es aller Orten dafür ausſchreyet; es iſt vielmehr zu bedauern, als mit Schärfe zu mißhandeln; denn der Urheber ſeines Uebels iſt ſein eigener Hirt, der es irregeführt hat. Ich habe die beſte Hoffnung von der baldigen Zurückkehre der ganzen Heerde in den Schooß der Kirche; denn ſelbſt die rechtſchaffenen Geiſtlichen dieſes Biſthums biethen mir dazu die mannigfaltigſten und kräftigſten Heilsmittel an die Hand.“ Die Perſonen von vornehmeren Stande in der Stadt ſowohl, als in der umliegenden Gegend fühlten zuerſt die Kraft der ſanftmüthigen und beſcheidenen Herzensgüte des Adminiſtrators, und den wahren Werth ſeiner Verdienſte. Viele derſelben, theils aus Vorwitz gereizet, theils aus Wohlſtand, oder aus Geſchäften mit demſelben genöthiget, beſuchten ihn von Zeit zu Zeit, und mußten ihn ſomit gar bald immer noch mehr hochſchätzen, und aufrichtig und herzlich lieben.

Eben ſo liebvoll behandelte Ludwig auch die Geiſtlichen, beſonders die Seelenſorger. Mehrere derſelben waren Anhänger des vorigen Biſchofs und ſeiner Irrthümer. Gegen dieſe vorzüglich bezeigte er ſich bey jedem Anlaſſe ſchonend, mitleidig, und dienſtfertig. Kaum einer derſelben, wenn er Gelegenheit fand, vertraulicher mit ihm zu ſprechen, ergab ſich nicht der Kraft ſeiner Ermahnungen und Ueberzeugungsgründe von der Wahrheit. Aber Manche dieſer Verführten flohen ſeinen Umgang und ſeine liebvolle Belehrung; ſie verbargen ſich in die abgelegenſten Winkel des Bisthums, und ſtreueten dort die gehäßigſten Verläumdungen gegen den Adminiſtrator aus. Seinem ſcharfen Blicke konnten ſie zwar nicht verborgen bleiben, er bekam von ihren boshaften Verſchwärzungen ſeiner Ehre genaue Nachricht; aber er duldete mit Stillſchweigen ihre Beleidigungen, und arbeitete mit Langmuth an ihrer Beſſerung. Seine Geduld ſchien aber ihre Bosheit nur noch verwegener zu machen; man erinnerte ihn: „ſeine Würde erfordere endlich die Schärfe ſeiner Vollmacht.“ „Nein, erwiederte er, ich werde meine Geduld gegen ſie noch nicht ermüden laſſen. Was würde ich durch ein ſtrengeres Verfahren gewinnen, als daß ich eben ihre Abſicht befördern würde? Bemerket ihr denn nicht, warum ſie meine Zuchtruthe herausfordern? Sie wünſchen ſich dadurch den Ruhm zu erwerben, daß ich ſie verfolge, und daß ſie durch meine Hände Martyrer ihrer Sekte geworden ſeyn; eben dieſes würde ihnen das mitleidige Opfer einer reichlichen Penſion von der Freygebigkeit ihrer Anhänger erwerben. Aber dieſen ihren eigennützigen Wunſch mag ich nicht erfüllen, ſondern durch meine Geduld will ich ſie vielmehr beſtrafen.“

Endlich nöthigte das fortwährende Aergerniß die Gerechtigkeit des Königs, mehrere dieſer verführten Prieſter aus dem Bisthume zu verbannen. Jetzt fleheten ſie die Fürbitte des von ihnen ſo oft beleigten biſchöflichen Adminiſtrators an. Er verſagte ihnen auch dieſe Wohlthat nicht, und erhielt auf das gegebene Verſprechen

ihrer Beſſerung den Nachlaß ihrer Strafe. Dieſe liebvolle Handlung änderte ihren Haß in Dankbarkeit; ſie bathen ihn um Vergebung, hörten mit Aufmerkſamkeit ſeine Belehrungen an, und entſagten ihren Irrthümern.

Eines der Frauenklöſter in Caſtellane war von dem nämlichen Gifte des Janſenismus ganz angeſtecket. Dieſe Ordensſchweſtern rührten ſein Herz um ſo mehr zum lebhafteſten Mitleiden, weil ſie von ihrem eigenen Biſchofe irregeführet worden ſind. Der Diener Gottes gab ſich alle erdenkliche Mühe, ſie in den Schooß der katholiſchen Kirche zurücke zu bringen. Anfänglich ſchrieb er ihnen, und bath ſie, das Aergerniß aufzuheben, welches ſie bisher andern Klöſtern ihres Ordens, und überhaupt allen Rechtgläubigen des Bisthums gegeben hatten. Sein liebvoller Brief blieb ohne Antwort. Er verſuchte andere Mittel, um dieſelben auf beſſere Geſinnungen zu bringen; aber ohne Wirkung. Nachdem alle Hilfsmittel ſeiner Klugheit und Beredſamkeit fruchtlos erſchöpfet waren, bewaffnete er ſich mit Geduld und Langmuth, und wandte ſich mit anhaltendem Gebethe für die Bekehrung dieſer verirrten Seelen zur Erbarmung des Herrn. Sein Gebeth wurde erhört. Unvermuthet erhielt er die Nachricht: „daß einige dieſer Kloſterfrauen, welche in andere Ordenshäuſer verſchicket worden ſind, ihren Verirrungen aufrichtig entſaget haben.“ Er glaubte, das gute Beyſpiel ihrer Sinnesänderung werde auf ihre Mitſchweſtern einen heilſamen Eindruck zur Nachfolge machen, und führte dieſe nach erhaltener Erlaubniß, nach Caſtellane zurücke zu kehren, mit dem lebhaften Vergnügen in das Kloſter zu ihren Mitſchweſtern hin. Aber da er mit ihnen bey der Pforte des Kloſters anlangte, und den Eintritt begehrte, ward er auf die beleidigendſte Art zurückgewieſen. Die janſeniſtiſchen Nonnen ließen ihm ſagen: „Sie betrachten diejenigen Schweſtern, welche er in das Kloſter zurückbringen wollte, als Abtrinnige von der reinen Lehre, und ſie verabſcheueten ihren Umgang.“ Keine Vorſtellung, keine Drohung half, die Thüre blieb dem Adminiſtrator

verſchloſſen. Derſelbe verſuchte immer noch Verſchiedenes; aber immer Alles wollte nichts helfen.

Nach vielen fruchtloſen Verſuchen gelang es endlich dem Manne Gottes, in das Kloſter hinein zu kommen; vor allem nahm er ihnen ihre ketzeriſchen Bücher, und Schmähſchriften gegen das Anſehen der heiligen Kirche, gegen die rechtmäßigen Biſchöfe, und die ärgerlichen verführeriſchen Briefe der Janſeniſten. Indem er auf ſolche Weiſe den Verführten das abſcheuliche Ketzergift aus den Händen riß, bediente er ſich deſſelben als eines Mittels, das angeſteckte Kloſter von der Seuche, deren Triebfedern ihm aus derley Briefen genauer bekannt wurden, gänzlich zu heilen. Seine von nun an öfters wiederholten Beſuche deſſelben benützte er dazu, durch perſönlichen Umgang, durch leutſeliges Betragen die gegen ihn erbitterten Gemüther allmählich zu beſänftigen und zu gewinnen. Er hielt öffentliche Anreden und Unterweiſungen über die Religionswahrheiten und Pflichten, denen alle Kloſterfrauen beywohnen mußten. Seine Feindinnen konnten ſeiner Beredſamkeit den Beyfall nicht verſagen; aber ihr Herz that dem guten Eindrucke der Wahrheit, die aus einem ſo verhaßten Munde floß, aus allen Kräften Widerſtand. Ludwig ließ ſich dadurch nicht ermüden, ſondern ſetzte ſeine Beſuche und Geſpräche fort. Aber erſt nach langem, mit unüberwindlicher Geduld und Sanftmuth fortgeſetztem Arbeiten am Seelenheil dieſer Verführten zeigten ſich allmählich beſſere Ausſichten. „Iſt es denn möglich, fragte endlich eine die andere, daß ein Mann, der ſeit ſo langer Zeit her unſre Beleidigungen mit einer ſo unveränderlichen Sanftmuth, mit manigfaltigen Wohlthaten erwiederte, ein ſo bitteres und böſes Herz habe, als man uns glauben gemacht hat?" Die beyden Partheyen, die Gutgeſinnten und die Uebelgeſinnten, theilten einander ihre Fragen und Zweifel über die Perſon des Adminiſtrators mit; ſie zogen hierüber im Vertrauen ihre von ihm ihnen geſetzte und allgemein geſchätzte Oberinn zu Rathe; und dieſe entſchlied allemal zum Vortheil des Adminiſtrators. Allmäh-

wird gewiß eben ſo viele Sorgfalt für ihr Wohlergehen tragen, als ich es bisher gethan habe; und Gott wird ihnen wegen meiner Abweſenheit ſeine Gaben nicht ſparſamer mittheilen. Des Herrn Erbarmung wird dafür ſorgen, daß ſie beſſer als durch mich werden unterrichtet, kräftiger zur Frömmigkeit ermuntert werden; ſie werden mit neuem Eifer belebet werden, um den Weg der Vollkommenheit fortzuſetzen. Laſſen ſie ſich nur ja niemehr durch Irrlehren in der Feſtigkeit ihres Glaubens wankend machen! Vergeſſen ſie meine Ermahnungen, und ihre traurige Erfahrung niemals! Ich wiederhole es ihnen noch einmal, wer immer ſich einem andern Schiffchen anvertraut, als jenem des heiligen Petrus, der gehet unfehlbar zu Grunde! Kömmt ihnen jemals eine Verſuchung gegen den heiligen Glauben in Sinn, oder von Seite eines Verführers her, ſo antworten ſie derſelben mit den Worten des heiligen Hieronimus: „was der apoſtoliſche Stuhl von Rom für wahr hält, das glaube ich auch; die Lehre, für welche ſich dieſer erkläret, nehme ich ebenfalls für die wahre katholiſche Lehre an.“ Wenn ſie auf dieſem Felſen ſtehen bleiben, ſo mögen die Wellen des Meeres noch ſo wüthend gegen ſie losſtürmen, ſie werden dennoch ſicher ſtehen; aber wenn ſie jemals jenen, welche ihren Stolz und Privat-Sinn der Lehre der katholiſchen Kirche entgegen ſetzen, Gehör geben ſollten; ſo werden ſie irregeführet werden. Die Glaubenslehre des apoſtoliſchen Stuhles bleibt ewig die unverfälſchte und unveränderliche Richtſchnur der Seligkeit; aber die Lehre der Glaubensneuerer iſt einem Gebäude ähnlich, an dem der eine Morgens wieder niederreißt, was der andere heute aufbauet. Hüten ſie ſich, daß die Maske einer heuchleriſchen Andacht ſie niemals betrüge. Jede Sekte prahlet mit ihren Heiligen und Martyrern, aber nur jene ſind die wahren, welche der apoſtoliſche Stuhl und die katholiſche Kirche anerkennen und verehren. Sollte man ihnen je einen Anhänger einer von der katholiſchen Kirche verworfenen Sekte, als einen wahren Diener Gottes anrühmen, ſo ſagen

ſie: „ohne Demuth ſey die ſcheinbarſte Heiligkeit bloße Heucheley, und jenem mangle die Demuth, welche ſeinen Eigenſinn gegen die Religionslehre derjenigen nicht beugen will, welchen Jeſus Chriſtus die Regierung ſeiner Kirche als rechtmäßigen Hirten anvertrauet.“ Eben ſo wenig laſſen ſie ſich jemals durch Ausſprüche der Bibel und des heiligen Auguſtins von derley Neuerern in Religionsſachen blenden; denn welcher Sektenſtifter hat nicht zur Vertheidigung ſeiner Irrthümer das Anſehen der Bibel und der heiligen Väter mißbrauchet? Nur dann ſchöpfet man aus dieſen Quellen reines Waſſer, wenn daſſelbe durch den Kanal der katholiſchen Kirche läuft. Sogar die Wunderwerke müſſen ihnen verdächtig ſeyn, wenn dieſe nicht durch den apoſtoliſchen Stuhl geprüfet, und für unbetrüglich anerkennet ſind. Selbſt der Erlöſer hat uns ja gewarnet, daß der größte Feind des Chriſtenthums in den letzten Zeiten Wunder thun werde. Gottes gerechter Rathſchluß läßt es zu, daß nur diejenigen durch derley Blendwerke betrogen werden, welche die ſchwachen Einſichten ihrer Vernunft dem ſinnlichen Glanze der Wunderwerke, und nicht dem von ihm verordneten unfehlbaren Lehrſtuhle der katholiſchen Kirche unterwerfen wollen. Dieſen Hochmüthigen gebühret die ſchreckliche Strafe aus Zulaſſung Gottes, daß der Satan, in einen Engel des Lichtes ſich verſtellend, ſie in das Verderben führe, ſie, welche die Lehre der Kirche treulos verachten und verwerfen. Nebſt einer unzertrennlichen Anhänglichkeit an den apoſtoliſchen Stuhl des heiligen Petrus ſey ihre wichtigſte Angelegenheit, das beſtändige Wachsthum in der allen Chriſten überhaupt und beſonders den Perſonen des geiſtlichen Standes ſo höchſtnöthigen Tugend der Demuth; dieſe beeifern ſie ſich, ich bitte ſie von ganzem Herzen, zu erwerben, und täglich zu vervollkommern. Schätzen ſie ſich ſelbſt, aus Ueberzeugung von ihren Schwachheiten und Sünden recht aufrichtig gering, dulden ſie es chriſtlich, ja freuen ſie ſich, wenn ſie von andern Menſchen gering geſchätzet und vergeſſen werden. Ihr Leben ſey verborgen in Je-

ſu Chriſto! Ihr Wunſch, der Welt ganz unbekannt zu ſeyn, und von aller unordentlichen Liebe zu derſelben in ein beſſeres Vaterland hinüber zu kommen. Ich empfehle ihnen die koſtbaren Schriften ihres heiligen Ordensſtifters; unterlaſſen ſie es keinen Tag, darinn zu leſen, denn es würde ein Beweis ihrer Lauigkeit gegen die wahre Gottſeligkeit ſeyn, welche der liebenswürdige heilige Franz von Sales ſo ſalbungsvoll gelehret und geübet hat, wenn ſie ſeine Bücher nicht mit Freude, und mit lebhafter Begierde leſen würden."

So thätig Ludwig Delamott damals als Verwalter eines fremden Biſthumes arbeitete in Ausreutung der Ketzerey, des abſcheulichen Janſenismus, ſo kraftvoll eiferte er jetzt in ſeinem eignen Biſthume, als Biſchof von Amian, gegen Irrglauben und Unglauben; mit unerſchütterlichem Muthe, mit allmöglichſter Anſtrengung ſetzte er ſich entgegen den gottloſen Rieſen-Unternehmungen der großen Verſchwörung gegen das Chriſtenthum. Stets beſtrebte er ſich durch Wort und Beyſpiel ſeine Biſthums-Angehörigen im heil. Glauben immer noch mehr zu gründen und zu ſtärken, vor den Verführungskünſten der Ruchloſen ſie zu verwahren. Was er lehrte, wozu er aneiferte, das that, das war er immer ſelbſt, war ſtäte beſchämender und mächtig weckender Antrieb zur Nachfolge; untadelhaft in ſeinem Thun und Laſſen, arbeitſam und angeſtrengt von frühe Morgens bis ſpät in die Nacht hinein, mäßig, und wohl ganz abgetödtet in Allem, um nur immer noch mehr wohlthätig ſeyn zu können gegen die Armen, edel und angenehm im geſellſchaftlichen Umgange, großmüthig und uneigennützig, eifrig in allen Pflichten eines guten Hirten, friedſam, ſanftmüthig, dienſtfertig und demüthig ſtand er vor den Augen ſeiner unzähligen Heerde da, als das Beyſpiel der Tugend, der Menſchenliebe, und eines apoſtoliſchen Eifers.

Ganz vorzüglich war immer ſeine Aufmerkſamkeit und Sorgfalt auf die gute Bildung junger Geiſtlichen gerichtet. Noch bevor, als er Beſitz von ſeinem Biſ-

thum genommen hatte, äußerte derſelbe ſeine eifrigen Geſinnungen hierüber in einem Briefe alſo: „Es iſt mein aufrichtiger Vorſatz, für das Seminarium in Amian ſo vieles zu verwenden, als es die Einkünfte meines Bisthums und andere dringende Bedürfniſſe mir nur immer erlauben werden; denn ich bin allzuſehr überzeuget, daß nichts in der Welt ſo großen Einfluß auf die Verbeſſerung der Religion und Sittlichkeit eines Volkes hat, als die Frömmigkeit und Weisheit ſeiner Prieſter und Seelſorger. Die jährliche Penſion, welche ich als Commendatär-Abt beziehe, werde ich nur deßwegen beybehalten, damit ich auf die nämliche Art, wie ich vorhin in Avignon und Senez gethan hatte, dieſelbe auf die freye Unterhaltung einiger ärmern Jünglinge im Seminarium verwenden könne. Nach meiner Meynung kann man zu einer ſo gemeinnützigen Abſicht niemals zu viel beytragen, und lieber wollte ich meines Orts mich mit Waſſer und Brod begnügen, als meine Wohlthätigkeit für die Beförderung der guten Erziehung junger Geiſtlichen nicht in vollem Maaße dahin ausſchütten." Durch ſeine Freygebigkeit erhielt das Seminarium, nach einem von ihm verfertigten Plane, eine zweckmäßige ganz neue Geſtalt.

Mit eben demſelben Eifer und heiliger Hirten-Sorgfalt wachte er auch über alle entferntere Vorbereitungs-Schulen zum geiſtlichen Stande; überzeuget, daß man die böſen Sitten und Gewohnheiten, welchen man ſich in dem Knaben- und Jünglingsalter ergiebt, ſehr oft in das Seminarium, und in den nachherigen Prieſterſtand mit ſich hinübernehme, war er dafür ſehr beſorget, daß jene Studenten, welche das Vorhaben äußerten, geiſtlich zu werden, an eine vorzügliche Gottſeligkeit, an eine ſittſame, untadelhafte Lebensart gewöhnet wurden. In allen Städten ſeines Biſthumes, wo Schulen waren, aber beſonders in Amian, wo die größte Zahl der Studenten zuſammen kam, beſtellte er einen der würdigern Geiſtlichen dazu, über die Aufführung ſolcher jungen Leute ein wachſames Auge zu haben,

ben, ſie zu gewiſſen Zeiten zu ſich zurufen, und ſie durch fromme Ermahnungen zur Erhaltung ihrer Unſchuld, zum Fleiße und zu den gottesdienſtlichen Andachtsübungen anzueifern. Keiner ſeiner Bisthumsangehörigen durfte die Theologie in der Hauptſtadt Paris hören, weil er fürchtete, das dort herrſchende Sittenverderben möchte dieſelben anſtecken. Einige derſelben, die ohne ſeine Erlaubniß dort ihre Studien machten, rief er nach Amian zurücke. „Wenn etwa einer, pflegte er zu ſagen, in Paris etwas mehr von Geſchicklichkeit und Kenntniſſen erwirbt, ſo werden zehn andere hingegen dort verführt, und bringen weiter nichts, als einen dummen Stolz, und eine Abneigung gegen die Pflichten des geiſtlichen Standes mit ſich nach Hauſe.“

Eben ſo thätig, wie für die gute Bildung der Jünglinge, welche ſich dem geiſtlichen Stande widmen wollten, beſchäftigte ſich ſein unermüdeter Eifer dafür, daß die Seelorger und Beichtväter ſeines Bisthums ihre Pflicht treu erfüllten. Zu dem Ende verfertigte derſelbe manche vortreffliche Unterweiſungen, und theilte ſie unter Prieſter und Pfarrer aus; er verlangte von denenſelben durch geheime Anzeigen die Entdeckungen der herrſchenden Mißbräuche unter der Geiſtlichkeit und unter dem Volke; er ſetzte eine beſondere Commiſſion von einigen ſeiner biſchöflichen Räthe nieder, um dieſen abzuhelfen; er verordnete jährlich zwo biſchöfliche Viſitazionen für jede Stadt- und Landpfarrey.

Insgemein wurden in dem Seminarium von Amian jährlich zweymal, wenigſtens einmal die heiligen Uebungen gehalten, um dadurch die Frömmigkeit und Berufstreue der Geiſtlichkeit neu zu beleben. Das eine Mal erſchienen die Pfarrer des Bisthums dabey, das andere Mal ihre Hilfsprieſter. Die Freygebigkeit des Biſchofs bewirthete alle, welche ſich bey dieſen ſegensvollen Andachtsübungen, wodurch ſo reichliche Früchte der heiligen Betrachtungen ewiger Wahrheiten und der Berufs-Pflichten in aller Herzen ausgegoſſen wurden, gegenwärtig einfanden. Er ſelbſt wohnte dann im Seminarium

mit-

mitten unter ſeinen Mitarbeitern an der Seelſorge; er entrichtete dort täglich das heiligſte Meßopfer; er ſpeiste am nämlichen gemeinſchäftlichen Tiſche mit ihnen; er gab das erbaulichſte Beyſpiel der Inbrunſt bey den gewöhnlichen Andachtsübungen; er hielt am Anfange und beym Beſchluſſe dieſer heiligen Uebungen eine Anrede, und täglich eine kurze Predigt über dieſe oder jene Berufs-Pflichten des Prieſterthums und der Seelſorge. Bald wandte er ſich mit ſeiner rührenden Beredſamkeit, welche durch die Heiligkeit ſeines Lebens eine unwiderſtehliche Kraft erhielt, an die jungen Hilfsprieſter, und ermahnte dieſelben, die ihnen im Prieſterhauſe eingeflößten guten Lebensregeln niemals zu vergeſſen, die Berufs-Pflichten, wozu ſie ſich vor Gott und der Kirche bey ihrer Einweihung zum Prieſterthume verbunden hatten, niemals untreu zu verabſäumen und zu verrathen, das Beyſpiel der eifrigern Seelſorger zu befolgen, und durch unermüdeten Fleiß ihre Wiſſenſchaften immerfort zu vermehren. Bald empfahl er den Pfarrern eine zärtliche Sorgfalt für Schulen und Jugenderziehung, Eifer und kluge Leitung der Büſſenden im Beichtſtuhle, erbauliches und liebvolles Betragen gegen ihre Hilfsprieſter, mitleidige Aemſigkeit am Kranken- und Sterbebette der Pfarr-Kinder, Eintracht mit den Ortsobrigkeiten, weiſe Friedfertigkeit um die Feindſchaften auszuſöhnen, und die liebloſen Streithändel und Prozeſſe zu verhindern, oder zu vermitteln, großmüthige Uneigennützigkeit in Abſicht auf pfarrliche Rechte, Einkünfte und auf irrdiſche Güter und Wohlthätigkeit gegen Arme und Hilfsbedürftige. Er warnete ſie: „wenn ihnen ja ihr heiliger und troſtvoller Hirtenberuf ſchätzbar ſey, wenn ſie nicht in den unſeligen Zuſtand der von Gott verabſcheuten Lauigkeit und irrdiſcher Geſinnungen verfallen, unwürdig an den Altar treten, nachläßig und fruchtlos ihre Arbeiten verrichten wollen, daß ſie den vertraulichen Umgang mit pflichtvergeſſenen Prieſtern ſorgfältig vermeiden, Müſſiggang, ſchmutzige Sparſamkeit, unordentlichen Hang zum Spiele und andern Ergötzlichkeiten, gefährliche

Neigung gegen Perſonen des weiblichen Geſchlechts, Verſchwendung auf eiteln und wohllüſtigen Aufwand auf Speiſe, Getränke und Hausgeräthſchaften, ein arbeitsloſes, ſtets zerſtreutes Weltleben, und vorzüglich die Nachläßigkeit im Gebethe, Zeitlebens fliehen ſollen." Das tägliche Betrachten empfahl dieſer heilige Oberhirt ſeinen Mitarbeitern vorzüglich; er pflegte zu ſagen: „Ich geſtehe ihnen offenherzig, daß ich mir von einem Prieſter, welcher nicht täglich eine halbſtündige Betrachtung vor den Füſſen Jeſu Chriſti machet, wenig Gutes, und von ſeinem Herzen und ſeinen Berufsarbeiten nicht viele Früchte verſpreche; hingegen auf jenen, der in dieſer täglichen, heiligen Andachtsübung eifrig iſt, ſehr vieles Zutrauen baue."

Der Vortheil dieſer jährlichen frommen Uebungen erhielt noch einen höhern Grad in dem, daß allen Pfarrern und Hilfsprieſtern der Zutritt zu ihrem Biſchofe offen ſtand, um in Zweifeln und Angelegenheiten ſich mit Zutrauen an ihn zu wenden. Sein Wohnzimmer war alſo den ganzen Tag hindurch gleichſam eine Schule der Seelſorger. Den einen beruhigte ſein weiſer und liebvoller Rath in quälenden Gewiſſensängſtigkeiten; den andern hob er aus Müdigkeit und Lauigkeit in Erfüllung ſeines Berufes zu neuer Munterkeit und Kraft empor; dieſem flößte er mehr Beſcheidenheit und Klugheit des Eifers ein; jenem Troſt in ſeinen Leiden; alle ohne Ausnahme ſchicket er erbauet von ſeinem Beyſpiele der Gottſeligkeit, zutrauensvoll gegen ſeine Vaterliebe, ermunteret zur Arbeitſamkeit und Treue in ihrem Hirtenberufe nach Hauſe zurück. Ludwig hielt dieſe jährlichen Uebungen für ein ſo wirkſames Beförderungsmittel der Verbeſſerung ſeiner Geiſtlichkeit, daß er dieſelbe unfehlbar alle Jahre, aus allen Gegenden des Bisthumes nach Amian dazu berufen.

Obwohl dieſer eben ſo fromme, als gelehrte, heilig eifernde Biſchof von Amian ſeine Pflichten alle ſelbſt ſo pünktlich erfüllte, und zu pünktlicher Pflicht-Erfüllung ſo liebvoll aneiferte, ohnerachtet ſeiner Tugend-Beyſpiele,

le, und der ſo manigfaltigen Bemühungen und guten Anſtalten für die Bildung einer gelehrten und tugendhaften Geiſtlichkeit ſeines Bisthums; verurſachten ihm doch einige derſelben durch ihren ſtrafbaren Lebenswandel den bitterſten Kummer und Verdruß. Mit Wehmuth klaget er dieſes ſeinem Freunde, dem Abt dö la Trapp, mit den Worten: „Unter den häufigen Mühеſeligkeiten meines Lebens, unter derer Laſt ich niedergebeuget und ermüdet werde, iſt dieſe gewiß eine der drückendſten, daß ich unter meiner Heerde Geiſtliche ſehe, die ein Leben führen, womit ſie ihren heiligen Beruf entehren." Wenn die Klage gegen einen Geiſtlichen bewieſen war, ſo ließ er denſelben zu ſich rufen, ſtellte ihm mit väterlicher Wehmuth die Strafbarkeit und Schädlichkeit ſeines Verbrechens vor Augen, und bemühete ſich, deſſen Herz zur Schaam und Reue zu rühren. Halfen dieſe Ermahnungen gegen deſſen Verhärtung nichts, ſo verſuchte der Prälat die wiederholten ſcharfen Drohungen. Folgte hierauf, nach beſtimmter Probezeit, noch keine Beſſerung, dann verurtheilte er den Unverbeſſerlichen, zu einer ſeinem Verbrechen angemeſſenen, heimlichen oder öffentlichen Strafe. Als man einſtens ſein gefälltes Urtheil gegen einen Schuldigen dadurch zu mildern ſuchte, daß man vorgab: „die öffentliche Strafe eines Geiſtlichen werde Aergerniß veranlaſſen", antwortete der weiſe Biſchof: „Noch weit ein größeres Aergerniß würde meine Nachſicht gegen einen böſen Prieſter ſeyn. Glauben ſie etwa, ich betrübe mich darüber, daß die Larve der Heucheley einem laſterhaften Religionsdiener abgenommen, und mir die Zuchtruthe gegen denſelben abgefoderet werde? Nein, ich danke vielmehr Gott dafür, daß auf ſolche Art dem Laſter, welches bisher unter der Hülle und im Finſtern ungehindert fortgeſetzt wurde, endlich doch wenigſtens engere Schranken geſetzt werden."

Die Zahl der tugendhaften Prieſter und Seelſorger ſeines Bisthumes überſtieg, wie man ſich leicht vorſtellen kann, jene der unwürdigen um ſehr Vieles;

der-

dergeſtalt, daß der fromme Biſchof voll des Troſtes öf- ters ſagte: „Wie wenig Urſache habe ich, mich über die Aufführung meiner Geiſtlichkeit zu beklagen! Dürfte ich wohl mit Recht unzufrieden ſeyn, wenn ich, wie un- ſer Erlöſer, unter zwölf Apoſteln einen Judas hätte? Aber nicht einmal ſo viele der böſen Prieſter ſind verhält- nißmäßig unter der zahlreichen Geiſtlichkeit meines Bis- thums." Fromme und gelehrte Prieſter fanden an ihm einen Beſchützer und Wohlthäter. Ohne Rückſicht auf äußerliche Vorzüge der Geburt und des Ranges ehrte er, mehr als alles Uebrige, die wahre Frömmigkeit, einen erbaulichen Lebenswandel, und eine eifervolle Be- rufstreue in jedem, auch dem allerniedrigſten und ärm- ſten Geiſtlichen. Als er ſich eben in einem Dorfe auf- hielt, wo der Hilfsprieſter des dortigen Pfarrers, ein junger, geſchickter und frommer Mann, auf dem Kran- kenbette lag, beſuchte er denſelben mehrmal, äußerte die zärtlichſte Sorgfalt für deſſen Wiedergeneſung, und gab ihm mit eigener Hand die heiligen Sterbſakramente. So oft er die Nachricht von dem Tode eines würdigen Seelſorgers erhielt, trauerte er, wie ein Vater über den Verluſt ſeines geliebten Sohnes. Deſſenungeachtet, ſo theuer ſeinem Herzen der Beſitz eines rechtſchaffenen Geiſtlichen zum Dienſte ſeines eigenen Bisthums jeder- zeit geweſen iſt, hat ihn doch das niemals beleidiget, wenn einer derſelben ſein Bisthum verlaſſen, um in einem fremden befördert zu werden, und der Religion zu dienen. Er ſagte: „Verläßt mich ein würdiger Geiſtlicher, und dienet einem andern Biſchofe zum Be- ſten ſeiner Heerde, ſo iſt dieſes in meinem Augen eben ſo ſchätzbar, als wenn er fortfahren würde, mir und meiner Heerde zu dienen; denn es iſt ja eigentlich nur ein Hirt, nur eine Heerde. Wer hierüber anders denket, giebt zu erkennen, daß er nicht, wie es ſich gebühret, an die Gemeinſchaft der Heiligen glaube."

Auch für alle Klöſter, in welchen Ordnung, Liebe, Arbeitſamkeit und Berufstreue herrſchten, äußerte Lud- wig die aufrichtigſte Hochachtung. Mit lebhaftem Ver-

gnügen beſuchte er dieſelben; er beneidete die Bewohner dieſer ſtillen Zuſluchtsſtätte des Gebethes, der Abſönderung von den Sorgen und Reizungen der ſittenverderblichen Welt, und des himmliſchen Sinnes, und die glückliche Zufriedenheit, die ſie genießen können, wenn ſie ihrem Berufe treu ſeyn wollen; er ſprach nicht ſelten den Wunſch laut heraus: „O könnte ich meine gefährliche und drückende Laſt des Hirtenamts mit dieſer ruhigen Einſamkeit und Sorge für meine eigene Seele vertauſchen!“ Eine himmliſche Seelenruhe durchſtrömte alle Mal ſein Herz bey dem Gedanken: „ſo glückſelig, wie dieſe Ordensleute hier, bethete, und beſſerte ich mein Leben einſtens bey dem Kreuze meines Erlöſers, als ich den Anfang meines Bußlebens bey den Carthäuſern, und den Trappiſten machte.“ Seine ganze Gelaſſenheit veränderte ſich in einen heiligen Zorn, wenn man in ſeiner Gegenwart wider die Ordens-Inſtitute läſterte, und die Klöſter Schlupfwinkel des Müſſiggangs, oder der Kirche und dem Staate unnütze Geſellſchaften nannte. „So waren denn, (ſprach er) beyde große Kirchen, die morgenländiſche und die abendländiſche, welche ſeit vierzehn hundert Jahren her die Ordensſtände in ihrem Schooße erzeuget und fortgepflanzet haben, zu blind, es einzuſehen, daß Geſellſchaften, welche ſie als Pflanz-Schulen der Wiſſenſchaften und der Tugend ſtifteten und verbreiteten, weiter nichts anders ſeyn, als Verſammlungen von verächtlichen Taugenichts? So waren denn alle jene frommen Stifter dieſer Orden und Ordenshäuſer einfältige Andächtler, oder unſinnige Thoren, und alle jene unſchuldigen, und der Tugend begierigen Seelen, die inner den Mauern der Klöſter ſich von den Gefahren und Reizungen einer verdorbenen Welt retten wollen, ſind betrogen? Höret man denn auf, der menſchlichen Geſellſchaft nützlich zu ſeyn, wenn man eine Mönchskutte anzieht, und ehelos lebet? Iſt denn ein Kloſter, wo zwanzig, und mehrere Männer oder Frauen, bey einander leben, nicht eben ſowohl eine menſchliche Geſellſchaft, als eine kleinere Haushaltung von Eltern

und Kindern? Und wird denn in Klöſtern nichts Nützliches gearbeitet, ſondern nur gebethet, geſungen, geſchlafen, und gegeſſen? Sind dort nicht auch manigfaltige Aemter und Beſchäftigungen der Haushaltung, der Schulen, der Wiſſenſchaften, der Krankenpflege und der Seelenſorge? Und die Kloſterfrauen? Kochen, ſpinnen, ſtricken, arbeiten ſie nicht auch, wie die Frauenzimmer in Städten und Dörfern? Aber ſie ſingen und bethen ganze Stunden hindurch! Gut! Iſt es denn nicht beſſer zu ſingen, zu bethen, zu leſen, zu betrachten, und an der chriſtlichen Beſſerung ſeiner ſelbſt zu arbeiten, als den beſten Theil der Morgenſtunden im Bette zuzubringen, die Zeit am Putztiſch zu verſchwenden, in Geſellſchaften zu ſitzen, und von Nichts, als von Thorheiten oder von Neuigkeiten zu plaudern, halbe Tage und Nächte beym Spiele, Theater, Tanze, oder ſtrafbaren Ausſchweifungen zuzubringen? Iſt es endlich tadelnswürdiger, ehelos zu leben, als Kinder zu erzeugen, und ſie nicht gut zu erziehen, ſie unglücklich zu machen?" Die Zerſtörung und Auflöſung der Kloſtergemeinden betrübte ihn folglich recht ſehr; aber am ſchmerzlichſten dann, wenn die inneren oder äußerlichen Unordnungen eines Ordenshauſes gerechten Anlaß zu deſſen Aufhebung gab. Jenen Religioſen, welche mit ihrem Stande unzufrieden, unter dem Vorwande anderer Beweggründe den Austritt aus dem Orden begehrten, äußerte er insgemein ſein Mißfallen und Mißtrauen auf die Redlichkeit ihrer Abſichten, und auf die Unſträflichkeit ihres Lebenswandels. Am allermeiſten beleidigte den für alles, was Religion und Seligkeit des Menſchen befördern mag, ſo eifervollen Mann, die öffentlich bekannt gewordene Sittenloſigkeit einiger Ordensgeiſtlichen, wodurch ſie den Feinden der katholiſchen Kirche Anlaß zum Geſpötte, und zu Läſterungen gaben.

Dieſer heilige, geiſtvolle Biſchof von Amian, Ludwig Delamott, ehrte auch die Gott geweihten Kloſterjungfrauen als einen der ſchätzbarſten Theile ſeiner Heerde, welcher ſeiner Sorgfalt vorzüglich würdig wäre.

„In dieſen Zufluchtsörtern der keuſchen Unſchuld und der inbrünſtigen Andacht, (ſagte er) erhält ſich noch einigermaſſen der Geiſt der erſten blühenden Jahrhunderte des Chriſtenthums; hier wird Jeſus Chriſtus noch mit lebhaftem Glauben angebethet, geliebet, und als das Vorbild der Tugend und Seligkeit nachgeahmet.“ Für ihren Troſt und Fortgang in der Gottſeligkeit wählte er ſtets für jedes Frauenkloſter die frömmſten und klugeſten Prieſter als Beichtväter aus; er übernahm dieſes Amt ſogar ſelbſt für einige Ordenshäuſer, und unterſtützte mit ſeinem mündlichen oder ſchriftlichen Rathe jede Kloſterfrau, welche ihn mit Zutrauen darum bath. Seine Hauptſorge gieng dahin, ſie zu lehren, Gott im Geiſte und in Wahrheit anzubethen, ihren Erlöſer durch das innerliche Gebeth, durch das Leſen der heiligen Evangelien recht kennen zu lernen, zu lieben, und ſeinen Beyſpielen eifrig nachzufolgen, ihre Leidenſchaften und unordentlichen Neigungen abzutödten, nach chriſtlicher Vollkommenheit zu ſtreben, eine fröhliche Herzensreinigkeit und Seelenruhe, welche der Vorgeſchmack der Himmelsfreude auf Erde iſt, zu erlangen und zu erhalten. Aus dem Antriebe dieſer Hochſchätzung gegen das klöſterliche Leben geſchah es, daß der gegen alle Hilfsbedürftigen ſo wohlthätige Biſchof mancher armen Perſon, durch ſeine Großmuth, den Eintritt in ein Kloſter verſchaffet hat. „Warum ſollte ich nicht mit Vergnügen einen Theil meiner Einkünfte für die Rettung und Seligmachung dieſer, oder jener Seele aufopfern, (hörte man ihn bey ſolchen Gelegenheiten ſagen) da Jeſus Chriſtus für eben dieſelben ſein Leben hingegeben hat?“ Beſonders mehrern aus dem von ſeinem Bisthume nicht entfernten Englande herüber kommenden jungen Frauenzimmern, welche die katholiſche Religion angenommen hatten, erwies er dieſe Wohlthat, wenn ſie den Wunſch äußerten: „in einem Kloſter zu leben.“ Man bemerkte, daß er vorzüglich gerne in den Frauenklöſtern predigte; er gab hievon ſelbſt die Urſache an: „die langwierige Erfahrung hat mich belehret, daß die frommen Seelen

jener Acker des Herrn ſind, auf welchem der göttliche Saame des Evangeliums immer noch hundertfältige Früchte hervorbringe." Hingegen für eine ſo wohlthätige Zuneigung und Sorgfalt, womit er ſtets die Zufriedenheit und das Seelenheil der Kloſterfrauen beförderte, begehrte der wohlmeinende Prälat von ihnen ein mit ihrem heiligen Berufe übereinſtimmendes Leben. Der Innhalt ſeiner oftmaligen Geſpräche und erbaulichen Anreden an ſie, war allemal dieſer: „Wie glücklich, zufrieden und ſorgenfrey können ſie in ihrem einſamen Stande leben, der ſie von den Beſchwerden des Eheſtandes, von den Gefahren und Reizungen einer verdorbenen Welt, und von allen ängſtlichen Bemühungen für Lebensbedürfniſſe befreyet! aber um dieſe Zufriedenheit, und himmliſche Seelenruhe im Kloſter zu genießen, müſſen ſie ihr Herz von allen unordentlich Leidenſchaften reinigen, der Sünde abſterben, Erleuchtungen und Kraft zur wahren Frömmigkeit in einem anhaltenden und inbrünſtigen Gebethe ſuchen, mit völligem Kinderſinne dem Evangelium, und ihrer Ordensregel, ja ſelbſt auch ihren Oberinnen gehorchen, ihr Herz und Leben nach den Beyſpielen Jeſu umſtalten. Erproben ſie ihre Demuth durch einen grenzenloſen Gehorſam; ihre Buſſe und innerliche Abtödtung durch eine vollkommene Uebergebung ihrer ſelbſt in die Leitung der Vorſehung; ſuchen ſie keinen Vorzug, kein Amt in ihrem Hauſe, aber verſchmähen ſie auch keine Laſt, welche der Gehorſam ihnen aufbürdet. Ihr Leben ſey in Gott verborgen; begehren ſie nur Gott und ihrem Erlöſer zu Gefallen, und der ganzen Welt vergeſſen zu ſeyn. Ich halte die beſcheidenen äußerlichen Abtödtungen zwar für nützliche Opfer der chriſtlichen Buſſe, und für fromme Theilnehmungen an den Leiden Jeſu Chriſti; aber ich gebe der innerlichen Abtödtung der unordentlichen Eigenliebe, der Sinnlichkeit und der Leidenſchaften den Vorzug. Keine Perſon des ſchwachen weiblichen Geſchlechtes ſoll in Abſicht der äußerlichen Leibeskaſteiungen ihrem eigenen Buß-Eifer folgen, ſondern dem klügern und beſcheidenern Rathe

the ihres Beichtvaters, oder ihrer Vorſteherinn. Ich verbiethe ihnen überhaupt jede freywillige äußerliche Abtödtung, wenn ſie nicht vorher jene innerliche ſtandhaft üben, welche ihre Ordensregel vorſchreibt. Vor allem ſeyn ſie folglich in ihren Krankheiten geduldig, gehorſam ohne Widerrede, höflich und angenehm im Umgange mit andern ohne mürriſche und böſe Laune, fleißig in der Arbeit, gelaſſen und mitleidig mit den Schwachheiten ihrer Mitſchweſtern, wahrhaft, aufrichtig, und nicht tadelſüchtig mit ihrer Zunge, zufrieden mit Koſt und Kleidung, und mit allem, was in dieſen und andern Dingen ihrer Sinnlichkeit zuwider iſt. Dieſes ſind die erſten und nothwendigſten Abtödtungen ihres Berufes, bevor dieſe treu und ſtandhaft geſchehen, haben Faſttage und Geißelſtreiche die ihr eigener Wille wählet, wenig Werth in meinen Augen. Nebenbey warne ich ſie vor allen ungewöhnlichen und hochſteigenden Nebenwegen, um zu himmliſchen Tröſtungen, und zur Vereinigung mit Gott zu gelangen. Demuth, Gehorſam, und Abtödtung der böſen Neigungen ſind die unverdächtigſten Wirkungen der göttlichen Gnade, der ſicherſte Probierſtein wahrer Heiligkeit."

Ganz vorzüglich aber zeigte ſich der apoſtoliſch unermüdete Eifer dieſes heiligen Biſchofes Ludwig auf ſeinen apoſtoliſchen Reiſen, bey ſeinen alljährigen Beſuchungen ſeines ganzen Kirchſprengels. Beyläufig zwey hundert Pfarreyen mußten jedes Mal beſuchet werden; um dieſe alle durchzureiſen, und in jeder derſelben das Nothwendige zu thun und zu verbeſſern, war es täglich nothwendig, daß der Prälat vor Anbruche des Tages ſein Geſchäft vornahm, und bis in die Nacht fortarbeitete. Insgemein wenn er von der Reiſe, und den Viſitazionsarbeiten ganz ermüdet war, blieb ihm nichts anderes übrig, um das Brevier zu bethen, Briefe zu ſchreiben, Berichte an ſein Konſiſtorium zu verfaſſen, als die halbe Nacht durchzuwachen. Sehr oft durchſchlummerte er dann den übrigen Theil der Nacht auf einem Seſſel, indem er es nicht mehr der Mühe werth hielt, ſich aus-

zukleiden, und im Bette auszuruhen. In manchen Orten hat man den Seſſel, worauf er ſich auf ſolche Art durch ſeine apoſtoliſchen Arbeiten ermüdet, den erquickenden Schlummer genoſſen hatte, als ein Denkmaal ſeines Eifers aufbewahret. Den Anfang der Viſitazionen einer jeden Pfarrey machte Lamott mit Firmung der Kinder. Allemal vorher prüfte er einen Theil derſelben ſelbſt, und die übrigen mußten von jenen Geiſtlichen geprüfet werden, die ihn auf der Reiſe begleiteten. Seine Gegenwart in den Pfarreyen belebte immer das ganze Volk neuerdings mit Leben und Kraft zu erbaulichen Andachtsübungen und Tugendhandlungen. Nach ſeinem heiligen Meßopfer theilte er ſelbſt die heilige Communion aus. Jedermann wünſchte ſie aus ſeinen Händen zu empfangen, und der Eifer des Volkes für den Genuß dieſes Troſtes läßt ſich einigermaſſen hieraus ermeſſen, daß, als eines Tages der Diener Gottes erſt gegen vier Uhr Abends in einer Pfarrey eingetroffen war, das ganze Volk noch in Bereitſchaft da ſtand, und die heilige Communion von ihm begehrte. Immer hielt er bey ſolchen Gelegenheiten eine erbauliche Anrede, jetzt über ein in der Gemeinde herrſchendes Laſter, oder dringenderes Bedürfniß der Beſſerung, wovon ihm der Seelenſorger die Anzeige machte; bald über Kindererziehung, oder über eine andere Verbindlichkeit des Chriſtenthums; des häuslichen und des geſellſchäftlichen Lebens. Die Landleute legten ihre Arbeit bey Seite, verließen ihre Gebirge und Thäler um hinzueilen, wo ſie ihren heiligen Biſchof ſehen und hören konnten. Die Begierde, ſeine Predigten anzuhören, war ſo groß, daß ihm ganze Schaaren Kinder und Erwachſene von einem Dorfe zum andern auf mehrere Meilen Weges, keine Beſchwerniſſe achtend, nachgefolget ſind.

Bey dieſen Pfarreyen-Beſuchen wurde dann ferners mit Scharfblick und Liebe alles unterſucht; nichts Lobwürdiges unbemerkt, nichts Tadelhaftes ungerüget gelaſſen; Kirchen, Schulen, Pfarrhöfe, andere Häuſer durchſucht, alles beobachtet mit Rückſicht auf geiſtiges

ſowohl, als auch auf zeitliches Wohlſeyn der Chriſten-Gemeinden; alles Anſtößige mußte beſeitiget werden. Vorzüglich entbrannte auch der Eifer des heiligen Biſchofes gegen Pfarrer, wenn er Unordnung und Unreinlichkeit in Kirchen und Sakriſteyen bemerkte. „Sagen ſie mir, fragte er einſtens einem wegen dieſer Unreinlichkeit ſtrafbaren Geiſtlichen, glauben ſie wohl auch an die Gegenwart Jeſu Chriſti in dem heiligſten Altars-Sakramente?“ Beſchämt und erſtummet ſtand der Mann da. „Eine Antwort will ich, fuhr der erzörnte Biſchof fort, glauben ſie, oder glauben ſie nicht?“ „O ja, ich glaube“, erwiederte der Pfarrer. „Deſto ſtrafbarer ſind ſie alſo, fiel ihm jener in die Rede; würden ſie nicht an die Gegenwart Jeſu Chriſti glauben, ſo wäre dieß bloß ein Irrthum ihres Verſtandes; aber da ſie an dieſelbe glauben, ſo iſt ihre Nachläſſigkeit ein Merkmaal der Bosheit ihres Herzens. Wären ſie kein verdorbener, gottesvergeſſener Prieſter, wie würden ſie den Leib des Sohnes Gottes auf Lumpen und ſchmutzige Wäſche hinzulegen, ſich unterſtehen?“ Vor ſeiner Abreiſe aus einer Pfarrey erkundigte ſich Ludwig immer einerſeits bey dem Seelenſorger über den Zuſtand der Schulen, über Kinderzucht, über herrſchende Laſter, Feindſeligkeiten, oder Prozeſſe, um hie und dort durch ſein biſchöfliches Anſehen einen beſſeren Unterricht der Kinder, Hausfrieden, Ausſöhnung der Gemüther, Wegſchaffung der Aergerniſſe zu bewirken; andererſeits befragte er die Vorgeſetzten der Gemeinde, und andere Perſonen über das Betragen des Pfarrers, um ihm entweder ſeine Zufriedenheit zu erkennen geben, oder angemeſſene Ermahnungen ertheilen zu können. Auf ſolche Weiſe waren ſie ſtets ſegenvoll die biſchöflichen Bisthums-Beſuche, und nicht zu berechnen die manigfaltige Heilsfrüchte, die daraus hervorgiengen; die Mißbräuche unter der Geiſtlichkeit und unter dem Volke wurden ausgerottet, die mangelhaften Schulen verbeſſeret, die häusliche Frömmigkeit verbreitet, der Gebrauch der heiligen Sakramente eifriger, der Religionsunterricht

populärer und nützlicher, die Seelenſorger in Erfüllung ihrer Pflichten getreuer und thätiger. Man kann mit Wahrheit dieſe Hirtenbeſuche apoſtoliſche Reiſen nennen; denn mit jedem Schritte verbreitete Ludwig, dem Paulus ähnlich, unter Müheſeligkeiten und Leiden des Hirtenamtes, Religion, Buße, Frieden, Wohlthaten und Seligkeit über alle Gegenden, die er durchwanderte.

Außer dieſen Bemühungen hat ſein raſtloſer Eifer gewöhnlich alle Jahre eine Miſſion vorzüglich in jene Gegenden des Biſthumes angeordnet, in welchen, wie er auf ſeinen gemachten Hirtenreiſen geſehen, das Volk eine ſtärkere Erweckung zur Beſſerung nöthig hatte." Für dergleichen Bußpredigten, wozu er allemal die erbaulichſten Prediger wählte, und ſogar ſich denſelben ſelbſt zu dieſer apoſtoliſchen Arbeit beygeſellte, hatte der gottſelige Biſchof eine ſolche Zuneigung, daß er bis in ſein höchſtes Alter dieſelben niemals unterlaſſen wollte. „Es giebt Leute, ſprach er, welche über die Miſſionen ſpotten. Die Freygeiſter haſſen dieſelben, weil dadurch ihr Gewiſſen beunruhiget und der Genuß ihrer laſterhaften Freuden geſtöret, oder verbittert wird. Die lauern Chriſten, und unter dieſen manche Geiſtlichen verachten ſie, weil ſie zu träge und zu unwiſſend ſind, dieſes Heilungsmittel der Lauigkeit und Nachläßigkeit in der Uebung chriſtlicher Pflichten zu ſchätzen und zu benützen. Mich hat eine vieljährige Erfahrung ganz eines andern überzeuget. Ich habe Beweiſe davon, daß durch die Miſſionen die größten Bekehrungen geſchehen; daß durch ſie Schwache, und am Abgrunde der Verführung Wankende zurück gehalten, und gerettet; Nachläßige zur eifrigen Frömmigkeit erwecket; Tugendhafte zum Fortgange in der chriſtlichen Vollkommenheit ermunteret werden. Wie manche Ausſöhnung der ärgerlichſten Feindſchaften habe ich während den Miſſionen ſelbſt geſehen! Wie manche Vermittlung verderblicher Prozeſſe! Menſchen, die gegen Heilsmittel der Religion bis dahin unempfindlich waren, ſind durch die Miſſionspredigten zum Entſchluſſe der Beſſerung ge-

gerühret worden; andere, welche unbußfertig bleiben, unterbrechen doch wenigſtens aus Furcht der chriſtlichen Wahrheiten, die ſie anhören, die Laufbahn ihrer Laſter einer Zeitlang. Die gute Wirkung einer Miſſion iſt freylich nicht bey allen gleich dauerhaft, einige fallen bald hernach in ihre ſündhaften Gewohnheiten zurück; aber auch ſehr viele bleiben ihrer angefangenen Beſſerung getreu. Einige ſterben bald hernach durch eine reumüthige Beicht mit Gott ausgeſöhnet; andere fallen zwar in die vorigen Sünden, erheben ſich aber bald wieder durch die Erinnerungen an die gemachten Vorſätze der Beſſerung während der Miſſionsandacht; noch andere empfinden ſeither bey ihren Sünden ſtärkere Gewiſſensbiſſe und Triebe, welche ſie früher oder ſpäter zu einer aufrichtigen Bekehrung auferwecken werden. Geſetzt auch, eine jede Miſſion würde nur eine Seele vom Verderben retten, oder nur eine oder die andere Beleidigung Gottes verhindern; ja wäre wohl gar keine andere Frucht davon zu erwarten, als daß wir, dieſelbe aus guter Abſicht halten, und Gott unſere Arbeit und Geduld dabey aufopfern, ſo hätte man doch niemals Urſache, die Zeit, welche man darauf verwendet, für verloren und verdienſtlos zu halten."

Uebrigens war dieſer heilige Biſchof von Amian auch als erſter Pfarrer allen Pfarrern in allem ſelbſt Vorbild und Muſter; alle pfärrliche Pflichten erfüllte er immer ſelbſt ſowohl in ſeiner Domkirche, als auf den Miſſionen, oder ſonſtigen Pfarrey-Beſuchen; das Predigen war noch immer auch in ſeinem betagten Greiſen-Alter ſein vorzügliches Lieblingsgeſchäft; durch das Gebeth, die Heiligkeit ſeiner Denkens- und Lebensart, und durch vieljährige Anwendung ſeiner Talente auf Beredſamkeit war Lamott einer der größten Redner ſeiner Zeit. Im biſchöflichen Kleide auf der Kanzel erbauete er ohnehin ſchon mehr, als jeder gemeine Prediger. Sein Vortrag war kraftvoll, ungekünſtelt, leichtfaßlich; Jedermann hörte denſelben mit Bewunderung und Segen. Man ſah die ſtrengen

Bü-

Büßer de la Trapp in Thränen zerfließen, wenn ihnen der fromme Biſchof von Amian eine Anrede hielt; der berühmte Erzbiſchof von San, Langá genannt, ſchrieb, nachdem er den Diener Gottes am Feſte des heiligen Vinzenz von Paulo vor der Verſammlung der Biſchöfe predigen gehöret hatte: „der Biſchof von Amian hat unſere allgemeine Bewunderung durch ſei- ne ſchöne Rede erworben.“

Auch bey den von ihm immer wieder angeordne- ten Miſſionen fand ſich der eifervolle Biſchof auch in ſeinem hohen Alter noch immer ſelbſt ein, und theilte mit den Miſſionären alle Arbeiten.“ An allen Sonn- und Feſttagen zu predigen, das heiligſte Altars-Sa- krament unzählbaren Stadt- und Landleuten in einem fort mittheilen, vor Anbruche der Morgenröthe bis zu Nachts im Beichtſtuhle ſitzen, täglich die öffentli- chen Gebethe vor dem ausgeſetzten allerheiligſten Altars- Sakramente vorzubethen, dieß alles that er mit ſo aus- harrender Geduld, und manches bey ſolcher Hitze, wel- che der Zulauf des Volkes, und das Gedränge desſel- ben verurſachten, daß man den verehrungswürdigen Greiſen einmal ohnmächtig nach Hauſe ſchleppen mußte. Wie oft hat er nicht bey Tag und Nacht verirrte Seelen in Geheim aufgeſucht, derer hartnäckige Un- bußfertigkeit ihm entdecket worden, um ſie durch die Kraft ſeiner Warnungen und Ermahnungen vom Ver- derben zu retten! Wie manche ſtundenlange General- Beicht dauerte er nicht aus! Nicht ſelten kamen bey ſpäter Nacht fromme Perſonen, die er mit Klugheit ausgewählet hatte, um, anſtatt ſeiner, durch freund- ſchäftliche Erinnerungen die Bekehrung dieſer oder je- ner Seele zu bewirken, und führten eben dieſe zu ſei- nen Füſſen, damit er ihre Beicht anhören, und ihrer Schamhaftigkeit die Schonung der finſtern Nacht ver- gönnen möchte! Solchen Reumüthigen Troſt und Be- ruhigung in ihr verwundetes Herz zu gießen, ihre Angſtthränen abzutrocknen, und ihre Gewiſſensbiſſe zu ſtillen, ihnen das Joch Jeſu Chriſti ſüße und leicht

vor-

vorzuſtellen, ſie über den Gebrauch der beſten Beförderungsmittel einer wahren und dauerhaften Beſſerung und Frömmigkeit zu belehren, — das erfüllte ſein Herz mit himmliſchen Troſte; dazu hatte er beynahe von Gott eine Wundergabe. Im nämlichen Augenblicke rührte ſein Wort zum Abſcheu des Laſters, zur Reue und zum aufrichtigen Entſchluße der Beſſerung. Wenn ihm hingegen auch widerfahren iſt, (was die größten Heiligen der Kirche von ihren eigenen Bemühungen an der Bekehrung der Sünder beklaget hatten) daß ſeine Liebe und ſein Eifer an manchen Sündern und Sünderinnen fruchtlos waren; ſo preßte ihm dieſes die bitterſten Weheklagen ab, und er fand nur in dieſen Gedanken einige Beruhigung: „ich habe das verirrte Schaaf geſuchet; geht es verloren, ſo — bin ich nicht Schuld an ſeinem Untergange; und iſt doch meine Mühe an demſelben für jetzt verloren, ſo weiß ich, daß vor Gott nichts ganz verloren iſt, was der gute Wille für ſeine Ehre, und für das Heil unſterblicher Seelen unternimmt, und wagt, und thut."

Aber auch hie und da ein Kind des Verderbens fand ſich in einem ſo großen Biſthume. Der apoſtoliſch eifervolle Biſchof, Ludwig Delamott, hätte in dem Bewußtſeyn ſeines herzlichen Wunſches und unermüdeten Beſtrebens alle, die Gott ſeiner Sorgfalt anvertrauet hatte, zu retten, und ſelig zu machen, und ſelbſt im Bewußtſeyn ſeiner menſchlichen Schwachheit Beruhigung darüber ſuchen ſollen, daß er nicht alle Menſchen beſſern, und nicht alle Sünden verhindern konnte; und doch, wenn er Irreligion, Sittenverderben, Gottesvergeſſenheit, Verbreitung verführeriſcher Schriften, Gleichgiltigkeit gegen das Wort Gottes und den Gebrauch der heiligen Sakramente ſah und hörte, wie ängſtete ſein furchtſames, zärtliches Gewiſſen der Gedanke: „bin ich nicht etwa in meinem Hirtenamte zu wenig thätig und wachſam? Wäre es nicht beſſer, ich alter Mann wählte für mich die Ruhe, und überließe die Laſt des Biſthums einem kraftvollern, eifrigern

Man=

Manne? Bin ich nicht ein ſchläfriger, unnützer Knecht, aus deſſen Schuld ſo vieles Unkraut auf dem Acker des Herrn wächſt?" Hundert Mal hörte man ihn klagen: „O! in welch einem verdorbenem Jahrhunderte bin ich Biſchof geworden! Frankreich wird mit verführeriſchen Schriften überſchwemmet! Feinde des Chriſtenthums haben ſich zuſammen verſchworen den Menſchen Religion, die reine Glaubens- und Sittenlehre Jeſu Chriſti, und damit alle Tugend, und allen Troſt im Elende, und die wahre Seelenruhe und Seligkeit zu rauben; und noch dazu liegt mein Biſthum ſo nahe der Hauptſtadt des Königreiches, der Hauptquelle des Unglaubens und des Sittenverderbens!"

Erſt vor Kurzem ſchlug ſeinem Vaterherzen eine tiefe Wunde ein großes Aergerniß, das ſich in einer Stadt ſeines Biſthumes zugetragen hatte. Ein oberflächlicher junger Witzling ward durch Leſung der woltärſchen Schriften bis auf einen ſo hohen Grad des Unglaubens und des Haſſes gegen Jeſus Chriſtus verführet, daß er in ſeiner gotteslaͤſterlichen Raſerey zwey auf öffentlichen Plätzen der Stadt ſtehende Kruzifixbilder mit Meſſerſtichen zerſtümmelt, und mit Koth beworfen hat. Die Greuelthat wurde zwar in einer finſtern Nacht verübet, aber am folgenden Morgen von allen Vorübergehenden bemerket, und mit Schrecken in der Stadt bekannt gemachet. Man warf ſogleich den Argwohn auf einen ſogenannten Philoſophen, man forderte von der Obrigkeit die Entdeckung und Beſtrafung des Gotteslaͤſterers. Auch der fromme Biſchof, Ludwig Delamott, hatte hievon kaum die Nachricht erhalten; ſo eilte er ſchon auf den traurigen Schauplatz der Entehrung des Erlöſers. Sogleich ordnete derſelbe eine feyerliche Prozeſſion der ganzen Bürgerſchaft an, und führte ſie zu den mißhandelten Bildniſſen hin. Hier warf ſich der verehrungswürdige Greis auf ſeine Knie nieder, hielt eine brinnende Kerze in der Hand, und unter herabrollenden Thränen ſprach er laut im Namen der ganzen Bürgerſchaft eine reuevolle Abbitte

wegen der verübten Laſterthat. Dieſe Empfindungen der Wehmuth hatten ſich aus ſeinem Herzen gleichſam in aller Anweſenden Herzen ergoſſen. Das ganze Volk lag auf den Knieen da, weinte laut, und ſprach dem Diener Gottes die Abbitte nach. Nach vollendetem Gebethe wurde unter Begleitung aller Anweſenden eine der entehrten Bildniſſe in die Hauptkirche der Stadt überſetzt, und daſelbſt der öffentlichen Verehrung ausgeſtellet. Inzwiſchen wurde der Uebelthäter bald entdecket, und zum Tode verurtheilet. Was für Mühe gab ſich nicht die ganze Rotte der Freygeiſter und Gottloſen, dieſe öffentliche Schande von einem Schüler ihrer Sekte abzuwenden? Aber ſelbſt der oberſte Gerichtshof von Paris war dießmal unerbittlich, und wollte ein ſchreckvolles Beyſpiel geben, daß die Feinde und Läſterer der chriſtlichen Religion, und ihres göttlichen Stifters, als öffentliche Ruheſtörer, und Feinde des Staats, und der menſchlichen Glückſeligkeit zu beſtrafen ſeyn. Der junge Philoſoph und Gottesläſterer wurde öffentlich hingerichtet.

Auch der Janſenismus regte ſich jetzt wieder mehr als jemals in dem unſeligen Frankreich; der heil. Biſchof von Amian widerſetzte ſich neuerdings auch dieſem Unheil; er ſuchte ſeine Heerde davor zu verwahren. Mit einer Herzhaftigkeit, die ſeines Berufes und ſeines hohen Alters würdig war, weckte er durch mehrere Briefe den König, die Biſchöfe, und die höchſten Gerichtshöfe gegen das um ſich greifende Ketzergift. In einer voriges Jahr zuſammenberufenen allgemeinen Verſammlung der Biſchöfe zeichnete ſich in dieſer Hinſicht ſein Eifer vorzüglich aus; er vertheidigte mit den gründlichſten Beweiſen die Ausſprüche der heiligen Kirche, er verachtete mit Heldenmuth eines Martyrers die Landesverweiſung, und den Tod um Bewahrung des heiligen Glaubens Willen. Mit derſelben Unerſchrockenheit erklärte er nun auch jetzt im Jahre Chriſti 1756 öffentlich in einem feyerlich gefertigten Hirtenbrief: „daß er mit dem Erzbiſchof von Paris, und

mit der geſammten heiligen Kirche vollkommen übereinſtimme.“ Die weltliche Obrigkeit verboth die Bekanntmachung und Befolgung dieſes Hirtenbriefes. Der unerſchrockene heilige Biſchof Ludwig Delamott beſtieg mit apoſtoliſchem Eifer die Kanzel ſeiner Domkirche, und behauptete, und vertheidigte öffentlich vor allem Volke ſein biſchöfliches Recht in Glaubens- und Sittenlehrſachen, und über Verwaltung der heiligen Sakramente, von der politiſchen Macht und Obrigkeit unabhängig, in ſeinem Bisthume lehren und anordnen zu können; er warnete ſeine Untergebene durch einen zweyten Hirtenbrief gegen die Eingriffe der Obrigkeit in die Rechte des Hirtenamtes, und empfahl ihnen den Gehorſam gegen ſeine Verordnung. Dieſer zweyte Hirtenbrief wurde durch die Hände des Scharfrichters verbrannt, und mehrere Geiſtliche, welche dem Biſchofe gehorchten, aus dem Vaterlande verbannet. Man gab ſich Mühe, den König Ludwig den XV. gegen den ſtandhaften Greiſen von Amian zu erbittern, und auch gegen denſelben ein Verbannungsurtheil zu erwirken; aber der Monarch verehrte deſſen Talente und Tugenden ſo ſehr, daß er ſich öfters erklärte: „er werde niemals dulden, daß der Perſon ſeines heiligen Biſchofs ein Leid zugefüget werde.“ Auf ſolche Art wurde der Diener Gottes zwar von ſeiner Heerde während dieſer traurigen Verwirrung niemals gewaltſam getrennet, aber ohne Mitleiden gegen ſeine grauen Haare verfolget, und auf alle Arten gekränket. Während dieſer Leiden goß er einmal ſein Herz gegen einen ſeiner Freunde auf ſolche Art aus: „Die Nachricht hat ſich zwar verbreitet, daß ich verbannet werden ſoll, aber bis jezt iſt mir dieſes Schickſal nicht zu Theil geworden; denn der König wollte das gegen mich gefällte Verbannungsurtheil, aus beſonderer Gnade nicht unterzeichnen. So ſchonet man zwar mich noch einigermaſſen; hingegen meine Geiſtlichkeit wird aufs äuſſerſte geplaget, und ein Theil derſelben aus meinem Bisthume verſtoſſen. Ich empfinde ihre Leiden ſchmerz-

licher, als wenn ſie mich ſelbſt betroffen hätten. Möchte mir Gott doch auch das Glück vergönnen, um des Glaubens Willen zu leiden, wie jene. Aber ach! dieſes ſeligen Looſes der Heiligen, den Kelch des Leidens zu verkoſten, bin ich nicht würdig! Nur meiner will man, wie es ſcheint, ſchonen, entweder aus Verachtung meines ſchwächlichen Alters, oder aus grundloſer Achtung für meinen alten Kahlkopf."

Damit das tödtende Ketzergift ja nie in die Kloſtergemeinden ſeines Bisthumes eindränge, nahm der ſorgfältige Biſchof von Amian ſchriftliche und mündliche Warnungen und Unterweiſungen zu Hilfe. Mit der nämlichen Wachſamkeit bewahrte derſelbe die Schulen, und andere Erziehungsanſtalten von der Anſteckung. Es ſchien, als wenn eine Wunderkraft deſſen perſönliche Gegenwart in allen Gegenden und Ordens-Häuſern, in allen Schulen und Privatfamilien vervielfältigte, ſo wirkte ſein Eifer und Geiſt überall gleichſam ſichtbar, die Irrenden in den Schooß der katholiſchen Kirche zurückzuführen, die Wankenden zu befeſtigen, und ſeine ganze Heerde bey der Reinigkeit des Glaubens und bey dem Gehorſam gegen das Oberhaupt der ganzen wahren Chriſtengemeinde zu erhalten. Die Janſeniſten betrachteten den Biſchof von Amian deßwegen für einen ihrer furchtbareſten Gegner, und goßen ihren Haß gegen denſelben in öffentlichen Schand-Schriften tollkühn, wie wüthend aus.

Auch gegen alle ſonſtigen Quellen des Unheils eiferte eben ſo ſtandhaft der eifervolle Biſchof von Amian. Mit einer ſeiner hohen Würde und Tugend geziemenden Freymüthigkeit tadelte er die ſo ſehr tadelhaften, als beliebten Schauſpiele dieſer Zeit; er zeigte, und ſtellte klar vor Augen ihre verderblichen Folgen für die Sitten, und warnete ſeine Bisthums-Angehörige, jene Schaubühne zu fliehen, die nur eine Schule gefährlicher Leidenſchaften der verbothenen Liebe, des Selbſtmordes, und der Jugendverführung ſind. Er ſprach im heiligen Flammen-Eifer eines Apoſtels:

„Die

„Die unter einer chriſtlichen Regierung, unter kluger Aufſicht wohl eingerichtete Schaubühne könnte eine zuläßliche Gemüthserquickung nach der Arbeit, und ſogar eine nützliche Schule guter Geſinnungen und Sitten ſeyn; aber ſo, wie ſie jetzt beynahe aller Orten iſt, vergiftet ſie vorzüglich die Herzen und Sitten der Jugend, und man darf ſie äußerſt ſelten und behutſam beſuchen, wenn man nicht Aergerniß für ſich nehmen, oder andern geben will. Für was giebt man denn ſein Geld hin, wenn man in das Theater geht? Für das Anſchauen und Anhören der Ausgelaſſenheiten in Geberden, Kleidung, Reden und Handlungen; man höret und ſiehet ja überall auf Straſſen und in Häuſern ſo vieles Böſes, warum mag man doch ſein Geld ausgeben, um dieſe Aergerniſſe auf der Schaubühne zu ſehen? Ich glaube eben den Tadel eines gar zu ſtrengen Moraliſten nicht zu verſchulden, wenn ich behaupte, daß viele Menſchen, die übrigens Gottes Geſetze zu beobachten ſich beſtreben, blos wegen unerlaubtem Beſuche des verdorbenen und ärgerlichen Theaters ihre Seligkeit verſcherzen werden."

Um ſeinen mündlichen Religionsunterricht weiter, als ſeine Stimme reichen konnte, zu verbreiten, und deſſen Früchte für die Zukunft dauerhaft zu machen, erkaufte er eine Menge Lehr- und Beförderungsbücher der chriſtlichen Frömmigkeit, und theilte dieſelben in die Haushaltungen zu Stadt und zu Lande aus. Nebenbey ließ er manche ſeiner eigenen erbaulichen Schriften drucken, und verbreitete dieſelben in allen Pfarreyen. In allen Schulen führte er den Geſang ſchöner Sittenlehre-Lieder unter Kinder und junge Leute ein, um dadurch die ärgerlichen Lieder zu verdrängen, oder den öffentlichen Gottesdienſt zu verherrlichen; für die Geiſtlichkeit ſeines Biſthumes verfaßte der gelehrte Prälat ein neues, ſehr lehrreiches Brevier, welches den Beyfall mehrerer anderer Biſchöfe erhalten, und von ihnen auch in ihre Biſthümer eingeführet worden iſt.

Der heilige Biſchof, Ludwig Delamott, erbaute auch durch Leiden, durch Drangſalen, die über ihn her-

einbrachen, durch kindliche Hingabe in den Willen Gottes, durch Heldengeduld, durch unbezwingliche Sanftmuth; er verlor, ihm viel zu früh, ſeine Brüder, Schweſtern, nächſte Anverwandte, welche alle durch heiligen Lebenswandel, durch ein glückſeliges Sterben dem Reiche Gottes Ehre machten. Er wurde, aller ſeiner Verdienſte und Vorzüge ungeachtet, von Ketzern, von Ungläubigen, von ſonſt boshaften Menſchen vielmal beſchimpfet, geläſtert, verläumdet. Er blieb immer ſich ſelbſt gleich, dieſelbe Sanftmuth, Liebe, Geduld, Ergebenheit, Freude in Gott. Eines Tages, als er in der Domkirche der Veſper beywohnte, gieng plötzlich in ſeiner Wohnung Feuer auf. Man zeigte es ihm an. Ohne ein merkliches Zeichen des Schreckens, ſteht er eilfertig von ſeinem Platze auf, gehet in ſein Zimmer, räumet dort einige der koſtbarern Sache weg; und nachdem er dieſe gerettet hatte, kömmt er in die Kirche zurück, und vollendet die Veſper. Nachdem dieſe geendet war, blieb er vor dem Hochaltare knieen, und bethete noch lange Zeit fort, (ohne Zweifel, um ſich in gegenwärtigem Unglücke mit der Ergebenheit in Gottes Verhängniß zu beruhigen.) Inzwiſchen hatte ſich die ganze Bürgerſchaft verſammelt, die wüthende Flamme zu löſchen, und man hörte mehrmalen ärmere Volksklaſſe ſich wechſelweiſe zurufen: „Helfet! das Feuer verzehret unſer Brod!“ Es wurde durch thätige Hilfe Vieles gerettet; aber die Wohnzimmer des heiligen Mannes von den Flammen verzehret. Mit ſichtbarer Seelenruhe und gänzlicher Hingabe in den Willen Gottes nahm derſelbe jetzt ſeine Zuflucht ins Prieſterhaus. Mündlich und ſchriftlich belehrte der heilige Biſchof alle jene, die ihn tröſten wollten, erquickte und belebte alle um ihn her, ſprach: „Neuerdings, wie bisher in allen Trübſalen meines Lebens, ſehe ich es aus eigner Erfahrung recht klar, daß im Unglücke kein kräftigeres Mittel der Beruhigung ſey, als das Auge gegen die väterliche Hand empor zu heben, die uns ſchlägt, um uns zu beſſern, um in der Tugend zu üben; uns in die Arme der Erbarmung Gottes

tes zu werfen, und ihn zu bitten, daß er uns für unſere Sünden in dieſem Leben züchtigen, und hingegen in dem künftigen ewigen Leben verſchonen wolle. Was für andere Abſichten kann Gott, der die Liebe iſt, bey den Trübſalen haben, die er über uns anordnet, als dieſe, daß wir die Fehler beſſern, welche ihn veranlaſſen, uns zu züchtigen, und daß wir jene Tugenden üben, wofür die Trübſalen und Leiden eine Schule ſind? Nun hat es Gott gefallen, mich aus meinem lieben und angenehmen Wohnzimmer herauszujagen. Sein Name ſey geprieſen! Ich danke ihm für jene Unglücke am meiſten, wobey keine Bosheit und Sünde zum Werkzeuge dienet. Sind etwa die Güter der Erde unſer Eigenthum? Nein, wir ſind nur Verwalter derſelben, haben nur derſelben Nutznießung ſo lange, als es Gott gefällt. Wie unzählbare Wohlthaten habe ich meinem Gott zu verdanken, die mir ſüße und angenehm waren! Sollte ich jetzt nicht auch für eine danken, die ein wenig bitter iſt? Denn was ſind Trübſalen für jene, die Gott von Herzen dienen, und nach deſſen väterlichen Abſichten derley Züchtigungen zu ihrer Beſſerung benützen, anders, als Wohlthaten, Gnaden Gottes?"

In jedem Leiden, das den heiligen Biſchof von Amian traf, fand er für ſich und für andere ein Kraft-Wort des Heils, eine heilſam ſtrafende, oder eine liebvoll warnende, oder eine geradezu erfreuende Gnade Gottes. Als ſein weltlicher Bruder nach einem verdienſtvollen, und durchaus erbaulichen Lebenswandel ihm in den Armen ſtarb, belehrte er ſich hierüber ſelbſt in einem ſeiner Briefe mit den Worten: „Einen ſo liebenswürdigen Bruder zu verlieren, iſt für mich der ſchmerzlichſte Verluſt auf dieſer Welt. Was könnte mich nach dieſer bittern Trennung noch an die Erde anheften? Und eben dieſe meine gänzliche Losreiſſung von aller unordentlichen Neigung gegen vergängliche und irrdiſche Dinge iſt ganz gewiß die väterliche Abſicht Gottes bey dem traurigen Verhängniſſe eines ſo unvergeßlichen Todfalles!" Der Verſtorbene hatte eine einzige Tochter, die

Madam Modene, hinterlaſſen. Ludwig liebte ſie, wegen ihren vortrefflichen Eigenſchaften des Verſtandes und des Herzens, und vorzüglich wegen ihrer Gottſeligkeit ebenfalls mit der größten Zärtlichkeit. Aber dieſe welkte auch in der Blüthe ihrer erſten Eheſtandsjahren in das Grab hin. Der fromme Prälat fühlte dieſe Trennung nicht minder ſchmerzlich, als jene von ihrem Vater. „Der Tod meiner geliebten Bruderstochter hat meinem Herzen abermal eine tiefe Wunde geſchlagen, ſagte er zu einigen ſeiner Freunde, als er die betrübte Nachricht erhalten hatte, und nur in der chriſtlichen Hoffnung, daß die tugendhafte junge Frau in ein beſſeres Leben übergangen ſey, kann meinen Schmerzen einigermaſſen lindern. Ich muß es geſtehen, Thränen koſtete mich dieſer Todfall; aber der Troſtgedanke hat meine Augen bald wieder abgetrocknet, daß ſie das Taufkleid ihrer Unſchuld unbeflecket mit ſich in das Grab getragen habe. Ich bin hierüber außer allem Zweifel, und folglich auch, daß ſie ein Kind der Seligkeit ſey, die ich zu bedauern nicht Urſache habe.“

Auf die erhaltene Nachricht vom ſeligen Hinſcheiden ſeiner Schweſter, der Abtiſſinn, faßte er ſeinen Jammer in einem Briefe in den freudenvollen, und eben ſo lehrreichen Ausdrücken: „Sie iſt mir nun auch entriſſen, meine Schweſter, und, Gott Lob! heiligmäßig geſtorben. Noch in ihren letzten Lebenstagen, entkräftet durch die Leiden einer zwanzigjährigen Krankheit, wollte ſie immerfort ins Chor getragen werden, um dort mit ihren Mitſchweſtern die Stundengebethe zu verrichten. Endlich nahe an ihrem Lebensende begehrte ſie in der Kirche von ihren Schweſtern umgeben und beweinet, die letzte heilige Wegzehrung zu empfangen. Bey einem ſtrengen Bußleben, und manigfaltigen Schmerzen eines kränklichen Körpers hat ſie doch das hohe Alter von drey und achtzig Jahren erreichet. Ein abermaliger Beweis, daß eine beſcheidene Mäßigkeit in der Nahrung, und die chriſtliche Abtödtung der unordentlichen Sinnlichkeit und Leidenſchaften das Leben nicht abkürzen.“ Endlich blieb

ihm

ihm von allen Geſchwiſterten noch ein einziger, an hohem Alter und Frömmigkeit dem würdigen Biſchofe von Amian ſehr ähnlicher Bruder, am Leben übrig. Er beſaß eine einträgliche Kommanderey des Maltheſerordens, und verwandte die Einkünfte derſelben ſo wohlthätig, daß man ihm den Ehrennamen: „Vater der Armen" gab. Für ſich ſelbſt äuſſerſt mäßig und ſparſam blieb ihm alljährlich ein reicher Vorrath zum Wohlthun übrig, und dieß war denn auch ſeine größte Freude, die Armuth und das Elend auf alle mögliche Art zu tröſten, und zu vermindern. Bey eintretendem Winter theilte er allemal unter die Armen ſeines Dorfes die nöthigſten Kleidungsſtücke aus; Kranken wurden Aerzte und Arzneymittel, geſündere Nahrung, und Hilfe zur Wiedergeneſung angeſchaffet; dürftigern Handwerksleuten, die Werkzeuge für ihre Kunſt gekaufet; dem Landmanne der Saame für die Anpflanzung ſeiner Aecker gegeben; für arme Kinder das Schulgeld bezahlet; mittelloſe Mädchen erhielten zur Verſorgung in Eheſtand, oder in Klöſter mildthätige Beyſteuer. Als ihm endlich auch dieſer liebenswürdige heilige Bruder entriſſen ward, war ſein ganzer Jammer nur dieß: „Endlich hat der Tod auch dieſen geliebten Bruder in das beſſere Leben überſetzet." Der durch dieſen abermaligen Verluſt ſehr betrübte Prälat ſchrieb hierüber: „Was ich bisher in der Welt verloren habe, erpreßte meinen Augen nicht ſo häufige Thränen, als der Todfall dieſes noch einzig übrigen Bruders. So bald kann ſich mein unter dieſer Laſt des Leidens niedergebeugter Geiſt nicht wieder zur Heiterkeit aufrichten; aber auch dieſe ſchmerzliche Trennung hat mir die Seelenruhe, die ſich auf die Ergebung in den Willen Gottes gründet, noch nicht geraubet. Welch ein heilſamer Balſam iſt doch die Religion für alle Wunden! Ich darf mit Wahrheit dieſes noch zum letzten Lobſpruche meines Bruders herſchreiben: er war ein wahrer Chriſt im Leben und im Tode." So hatte Ludwig alle ſeine Geſchwiſterten überlebet, und mit der Kraft einer unerſchütterlichen Geduld und

See-

Seelenruhe die Trennung der ſüßeſten Bande der Natur ausgekämpfet. Alle übrigen Schläge des Unglücks rührten, in Vergleichung mit jenen ſchmerzlichen Todfällen, ſein Herz faſt gar nicht einmal, und ſtörten ſeine Seelenruhe nicht einen Augenblick lang.

Fortwährendes Leiden war dem wohlthätigen Biſchof von Amian nur dieß, daß er nicht alle Leiden ſeines Nebenmenſchen heben konnte; zwar ſollte man glauben, das Bewußtſeyn ſeiner Mildthätigkeit, womit er ſo viele Tauſend Unglückliche täglich tröſtete und erquickte, hätte ſein Herz mit vollem Maaße einer himmliſchen Zufriedenheit erfüllet. Aber beym Anblicke der Thränen ſo mancher Elenden, denen er zu helfen wünſchte, und zu helfen nicht im Stande war, vergaß er beynahe alles, was er that, und thun konnte, und fühlte die ſchmerzlichſte Traurigkeit über ſein Unvermögen. „Wie wehe thut es mir, ſprach er einmal ganz betrübt, daß ich Seufzer der Elenden anhören muß, ohne dieſelben mit Hilfe ſtillen zu können! Von allen Seiten her um Almoſen gebethen zu werden, und auf allen Seiten abſchlägige Antworten zu ertheilen, weil mein Vermögen ganz erſchöpfet iſt, was für eine Quaal für mich!"

Noch mehr ſeufzte und jammerte der heilige Biſchof beym Hinblick auf die gottloſe Rotte der geſchwornen Chriſtushaſſer, die ſich Philoſophen und Aufklärer nannten; entflammt vom heiligen Eifer, und mit Wehmuth ſah er dieſe Knechte der Hölle thätig fortarbeiten an Zerſtörung des Chriſtenthums, an Gründung alles Verderbens und Unheils; er arbeitete zwar noch immer muthig entgegen; aber er ſah ſich nicht unterſtützt genug, dem hereinſtürmenden Strom des Verderbens Einhalt zu thun; er that, was er konnte, wenigſtens ſeine ihm anvertraute Heerde vor dieſer anſteckenden Seuche wenigſtens noch länger rein zu bewahren.

Bey allen dieſen äußerlichen Leiden, die den Mann Gottes Tag und Nacht quälten, waren noch ſeine inneren in mancher Rückſicht noch mehr marternde, wenigſtens viel gefährlichere Leiden; Leiden, die man in ſeinem Innern

nern gar nicht geſucht hätte; man hätte glauben ſollen, ſeine vielen auserordentlichen Talente und Fähigkeiten, und ſeine große Freude an ſeinem heiligen Beruf, und ſeine ſo vieljährigen, ſtets fortgeſetzten Uebungen, ſollten ihn längſt in Stand geſetzt haben, alle ſeine Standes-Pflichten mit Leichtigkeit und mit Freude zu erfüllen, beynahe ohne alle Mühe und Anſtrengung; und dennoch geſtand er es mehrmalen ſo wehemüthig, als offenherzig: „daß es zu ſeiner immerwährenden Demüthigung über ihn verhänget ſey, bey allem, was ſein biſchöfliches Amt von ihm forderte, Furchtſamkeit, Eckel und Troſtloſigkeit zu fühlen.“ „Wie glücklich ſind diejenigen, klaget er in einem Briefe, welche ihre Berufspflichten mit Leichtigkeit und Freude erfüllen! Aber ich bin, leider! nicht aus dieſer Zahl. So ſehr ich es wünſche und begehre, meinem Hirtenberufe mit redlicher Treue abzuwarten, und deſſen Geſchäfte ſo gut, als es nur immer, nach den von Gott verliehenen Kräften und Gelegenheiten möglich iſt, zu thun; ſo kömmt mich doch jede Handlung ſo ſchwer an, als wenn mir alle Fähigkeit dazu mangelte; ſoll ich predigen, ſo muß ich einen gewiſſen Widerwillen dagegen bekämpfen; muß ich ein Hochamt ſingen, ſo quälet mich Furchtſamkeit; ſoll ich eine erledigte Pfarrey verleihen, ſo zittere ich über meine Auswahl und Rechenſchaft, die ich Gott deßwegen zu geben habe; kömmt die Zeit der Prieſterweihe, welche traurige Gedanken ſchweben dann mir vor Augen, wenn ich den Jünglingen, von denen faſt allemal einige ihren Beruf auf eine ärgerliche Art entehren werden, die Hände auflege!“ Auch koſtete es ihm bey ſeiner ſo großen Lebhaftigkeit, und Neigung zum Aufbrauſen immer vielmal noch einen harten Kampf der Selbſtverläugnung, um ſich unter der Laſt der manigfaltigen und drückenden Arbeiten, und im Umgange mit allen Gattungen von unwiſſenden und ungeſitteten Menſchen nicht von gebietheriſcher, mürriſcher und liebloſer Laune hinreißen zu laſſen. Aber die Religion und Frömmigkeit ſchienen durch beſtändige Tugendübung, deſſen angebornes Temperament

bey

beynahe eben ſo, wie jenes eines heiligen Franz von Sales, in ein kälteres und ſaufteres umgeſchaffen zu haben, dergeſtalt, daß ihm ſehr ſelten eine hitzigere Miene, oder ein zornmüthiges Wort entfuhr. Wenn er manchesmal von Seite unbeſcheidener und zudringlicher Perſonen, oder ihrer Forderungen eine Reizung zum Unwillen fühlte, erkämpfte er die Beharrlichkeit ſeiner Sanftmuth insgemein mit dieſem Sprichworte: „Gott verhüllet ſich unter der Perſon dieſes Nebenmenſchen, der dir jetzt zur Laſt iſt, um dich in der Sanftmuth und Geduld zu üben.“ Ein Pfarrer, dem der eifervolle Biſchof einen Verweis gab wegen ſeines ſtrafbaren Lebenswandels, hatte die Verwegenheit, ihm mit der gröbſten Unart geradezu und unverſchämt zu widerſprechen, und alles wegzuläugnen. Dieſe ungeſittete Heucheley empörte das Gemüth des wohlmeynenden Biſchofs zu einigen bittern Vorwürfen, und zu einem Unwillen, indem er dem Geiſtlichen befahl: „ſich aus ſeinem Angeſichte zu entfernen.“ Aber auf der Stelle fühlte er das Fehlerhafte ſeines Eifers, und ſchrieb dem Pfarrer dieſes Briefchen: „Sie haben ihrer Seits zwar durch ihr reſpectwidriges Betragen gegen mich ſehr gefehlet, und ich kann ihnen nicht anders, als nochmal meine Unzufriedenheit mit ihrem ſtrafbaren Betragen bezeugen; aber auch ich habe meiner Seits gefehlet, daß ich mich durch den Unwillen verleiten ließ, ſie, ohne genugſame Achtung gegen ihren prieſterlichen Charakter, ſo zu behandeln, wie ich es gethan habe. Ich bitte ſie hiemit um Vergebung.“ Der boshafte Geiſtliche machte von dieſen Zeilen den Misbrauch, um ſeinen Biſchof aller Orten des eigenen Geſtändniſſes ſeines Unrechts zu beſchuldigen. Ludwig vernahm es, ſchwieg aber dazu, um durch dieſe Geduld, wie er ſagte, ſeinen begangenen Fehler abzubüſſen.

In gar jeder Rückſicht, im Innern und Aeußern, in Hinſicht auf ſeine Geſinnungen, und Thaten, und Leiden war Ludwig Delamott der Apoſtel, der Mann Gottes dieſer Zeit, welcher den teufliſchen Bemühungen der ſogenannten Philoſophen, den Liſten und Ränken,

und

und Anſtürmungen der Feinde Gottes, der geſammten, nun aufgebothenen Macht der Hölle mit Muth und Kraſt ſich entgegenſtellte; ſchon von ihm allein hatten Woltär, und Ruſſo, und ihre Anhänger Vieles zu fürchten, um ſo viel mehr, da dieſer heilige Biſchof auch in der Hauptſtadt des Königreiches viel Anſehen hatte, berühmt und beliebt war, und ſelbſt am Hofe des Königs Vieles vermochte. Durch ihn, durch ſeine Predigten, und Schriften, und Vorkehrungen, und Beyſpiele wurden die noch rechtgläubigen Chriſten, und beſonders auch die Geiſtlichkeit immer wieder wie neu geweckt, und in Kraft und Thätigkeit erhalten; viele der Biſchöfe ſchloßen ſich an ihn an; es gab auch ſonſt unter der mindern, ſowohl Welt- als Kloſtergeiſtlichkeit gelehrte und fromme Männer, die als Wächter auf Sions Mauern über Erhaltung der Reinheit des Glaubens und der Sitten mit väterlicher guthirtlicher Sorglichkeit wachten, den Feinden des Glaubens entgegen kämpften, und für Gott, und für Gottes Reich das Aeußerſte zu wagen, jeden Augenblick bereitwillig und muthvoll waren.

Aber den Feinden des heiligen Glaubens, die an Wuth und Kräften, wie an der Zahl, immer mehr zunahmen, war eben dieß noch mehr Antrieb, nur um ſo wüthender noch der Sache der Hölle ſich anzunehmen; ſie ſahen nun einmal die Geiſtlichkeit als ein Haupthinderniß an, das vor allem weggeräumet werden müſſe, wenn ſie mit ihrem Plan je durchdringen ſollten; daher ihre Wuth gegen Biſchöfe und Prieſter, deßwegen ward nun vor allem allen Geiſtlichen ewiger Haß, und Tod, und Verderben geſchworen, und Tag und Nacht auf Mittel gedacht, ſie ganz zu vertilgen. Allein die Ausführung dieſes Vorhabens ſchien ihnen ſelbſt in mancherley Rückſicht ſo leicht nicht. Frankreich enthielt allein neunzehn Erzbisthümer, hundert und neunzehn Bisthümer, vier und dreyßigtauſend, vierhundert acht und neunzig Pfarreyen, viertauſend, ſechshundert vier und vierzig Filialen, ſechszehn Congregazionen der regulirten Geiſtlichkeit, eilfhundert Abteyen von Mönchen, fünfzehn-

zehnhundert, ſieben und fünfzig Abteyen von Nonnen, fünfzehnhundert Convente der Bettelorden, und ungefähr noch dreytauſend, achthundert Klöſter von verſchiedenen Orden beyderley Geſchlechts. Ueberdieß war der geſammte Adelſtand, beynahe alle berühmte Stammhäuſer, ſonſt ſogar auch in Hinſicht auf ihr zeitliches Wohlſeyn mit der Geiſtlichkeit in ſehr enger Verbindung, gleichſam ein Körper; die Bisthümer, die reichen Abteyen und Kanonikate wurden insgemein denen in der Geiſtlichkeit zu Theil, die vom Adel waren, und hierin ward nur höchſtſelten eine Ausnahme gemacht. Es mußte alſo ein ſchweres Unternehmen ſeyn, eine ſo große, mit den vornehmſten Familien im Reiche, und mit dem Intereſſe derſelben ſehr genau verbundene Körperſchaft zu ſtürzen. Sie mußte aber geſtürzt werden, mußte verächtlich gemacht, mußte ausgeplündert, und ganz vernichtet werden, ſonſt konnten die Verſchwornen nicht hoffen, daß ihre Verſuche gegen die Religion und gegen die königliche Regierung ihnen jemals glücken würden.

Von den Grundſätzen, welche die Philoſophen über die Religion, und überhaupt in ihren Schriften auskramten, war freylich die Verachtung der Geiſtlichkeit eine natürliche und nothwendige Folge. Jemehr dieſe Grundſätze ausgebreitet wurden, jemehr man Irreligion und Unglauben für das Theil der Klügern, der recht Aufgeklärten, der ohne Vorurtheile Denkenden, — und dagegen die Religion, den Glauben an ſie und ihre Verehrung für das Theil eingeſchränkter Köpfe hielt; um deſto mehr mußte auch das Anſehen der Geiſtlichen, und die ihnen ſonſt erwieſene Hochachtung ſinken. Man hielt ſie für Dummköpfe, oder wenn man ihrem Verſtande Gerechtigkeit widerfahren ließ, für Betrüger. Aber alles dieſes wirkte nur mittelbar, und für dieſe Philoſophen, die nicht ruhen noch raſten konnten, bis ſie ihre Abſichten erreichet hatten, viel zu langſam; alles dieß hatte ihnen immer noch zu wenig nachtheilige Folgen, zog ihnen immer noch zu wenig Unheil nach ſich; ſie laſen in einer ſchon alten Schmähſchrift: „daß man

die Kirche als einen Zufluchtsort für Schwache anſehen und betrachten, aber doch ſtehen laſſen müßte, damit die Narren nicht gar wüthend würden," und — doch hatte dieſes keine nachtheilige Folgen weder für die Religion, noch für ihre Diener gehabt. Man mußte alſo der Geiſtlichkeit näher auf den Leib gehen. Eine der wirkſamſten Triebfedern, die man dazu in Bewegung ſetzte, und welche bey einem Volke, welchem ein luſtiger Einfall, oder auch ein boshafter Scherz über alles geht, ungemein wirken mußte, war die Verſpottung und Verhöhnung der Geiſtlichen. „Suchet immer eure luſtige Laune zu erhalten," ſchrieb Woltär an Alembert, „und ſo immer die Infame zu zerſtören. Ihr ſollt mir täglich nur fünf bis ſechs kurze witzige, ſinnreiche Sprüchgen liefern, das iſt zureichend, das wird ſie ſo darniederſchlagen, daß ſie das Aufſtehen vergeſſen. Lachet immer, mein lieber Democrit! und macht auch mich lachen, und die klugen Leute werden ſiegen." Dieſer Vorſchrift ward denn auch treulich nachgelebt, und bey jeder Gelegenheit eine Sündfluth von beißende Spöttereyen und Lächerlichmachungen über die Geiſtlichen ausgegoſſen, und dieſes nicht nur in kleinen Gedichten und durch Kupferſtiche, ſondern auch in recht eigentlich dazu beſtimmten Schriften, die dann voll der abſcheulichſten Zotten, und Lügen, und Anſchwärzungen waren; man konnte bald keine Schrift, kein Wochenblatt, keine Zeitung, kein Gedicht, keine Komödie mehr zu Geſicht bekommen, wodurch nicht Hohn, Koth und Gift gegen die Geiſtlichkeit ausgeſpieen wurde.

Das Traurigſte und Schädlichſte war, daß es unter der ungeheuer großen Anzahl von Geiſtlichen Viele gab, die durch lüderlichen Lebenswandel ihren Stand entehrten, und damit dergleichen Läſterungen als nicht ganz grundlos beſtättigten; Viele der Geiſtlichen hatten ſich vom Gifte des Unglaubens durch dieſe ſogenannten Philoſophen bereits anſtecken und verpeſten laſſen, und ergaben ſich dann ohne weiters auch dem Laſterleben derſelben. Da überdieß ſehr Viele von dieſer Geiſtlichkeit

aus

aus den vornehmern Häuſern waren, die durch Luxus, Wohlleben und Verbindungen mit dem Hofe, auſſer den, den höhern Ständen beſonders anklebenden Laſtern, mannigfaltigſt bereits verdorben, und ſelbſt ſchon dem Philoſophismus gewonnen waren; ſo war es ganz natürlich, daß dieſe auch die Sitten ihres Geburtsſtandes nicht ablegten, wenn ſie Geiſtliche wurden. Die Subjekte zu Erzbisthümern und Bisthümern ernannte der König; von 1,100 Abteyen vergab der König 678, und die Wahl der Uebrigen hieng von ſeiner Beſtättigung ab; von 557 Abtiſſinnen wurden gleichfalls 250 vom Könige ernannt. Iſt es da zu verwundern, — da alles bey Hofe auf Gunſt und Protekzionen ankam, und alles durch Ränke gieng, welches übrigens ganz in dem Charakter der Nazion liegt — iſt es zu verwundern, daß diejenigen, welche ſolche Pfründen ſuchten, ſich gerne in die Sitten und Denkungsart derer fügten, deren Gunſt und Unterſtützung ſie bedurften, um zu ſolchen Stellen zu gelangen? So war es auch ein großer Mißbrauch, daß die Prälaten von ihren Kirchenſprengeln meiſtens entfernt, und in der Hauptſtadt lebten. Nicht nur wurden dadurch den Bisthümern der Biſchöfe die Einkünfte derſelben entzogen, und in der Hauptſtadt verzehrt, auf welche doch die Einwohner der Bisthümer das nächſte Recht hatten; ſondern es hatte auch für den Religionszuſtand die nachtheiligſten Folgen, denn dadurch geſchah es, daß die Biſchöfe die Aufſicht und Sorgfalt für ihre Diözeſanen, die ſie ſelbſt hätten führen ſollen, und wofür ſie da waren, untergeordneten Perſonen überlaſſen mußten. Auch auf das ſittliche Verhalten dieſer Prälaten ſelbſt mußte ihr Aufenthalt in Paris und Werſalli den nachtheiligſten Einfluß haben. Aus einem unſaubern Orte kommt man ſelten heraus, ohne etwas von dem Schmutze oder von dem Geruche deſſelben mit ſich zu nehmen.

Noch gräßlicher, und gefährlicher, und eindringlicher mußte die Verführung werden, da es einmal abtrünnige Prieſter, und ſogar auch abtrünnige Biſchöfe

gab,

gab; einen Lomeni, einen Talleyran, einen Jaran, die jeſzt vertraute Freunde der Feinde des Chriſtenthums waren, und gemeinſchäftlich mit ihnen unter der Fahne des Unglaubens, im Dienſte der Hölle kämpften und arbeiteten gegen das Chriſtenthum, und frey laſterhaft lebten, und zum Laſterleben verführten durch vielerley Mittel, die ihnen alle zu Dienſten ſtanden, und in ihrer Gewalt und Willkühr waren.

Dennoch aber gab es immer der guten Hirten, der getreuen Diener Gottes, der eifervollen, ganz apoſtoliſchen Männer ungleich mehr, welche gegen alle Verführungskünſte aushielten, und auch andere davor bewahrten; man ſah, daß es auch in Mitte des Grundverderbens, auch in der höheren Geiſtlichkeit gar nicht an Männern fehlte, die ſich durch Gelehrſamkeit, Religion und Tugend auszeichneten, und ganz das waren, was ſie in ihrer Beſtimmung ſeyn ſollten. Als ſolche glänzten vorzüglich als recht hellleuchtende Lichter: Bohmon, der Erzbiſchof von Paris, Montaſä, der Erzbiſchof von Lion, Delamott, der Biſchof von Amian, Herſä, Biſchof von Dol, Delamarſch, Biſchof von St. Pol Deleon, Boſſä, Biſchof von Freſchü, Ohlär, Biſchof von Poatiä, Pompignan, Erzbiſchof von Vienne. Von Apſchon, dem Biſchof von Diſchon, iſt es bekannt, daß er von allen ſeinen Einkünften nur den zehnten Theil für ſich behielte, und alles Uebrige zum Beſten der Armen und der Kirche verwendete. Als die Unterthanen in ſeinem Erzbisthume durch die Viehſeuche gelitten hatten, unterſtüzte er ſie, indem er 7000 Stück Vieh wieder ankaufte, und unter ſie vertheilen ließ. Bey einem Brande hatte er vergebens 200 Luid'or geboten, wenn Jemand zwey in dem brennenden Hauſe zurückgebliebene Kinder retten würde; er ergriff alſo ſelbſt eine Leiter, ſtieg durch das Fenſter ins Zimmer, entriß die Kinder den Flammen, und unmittelbar darauf ſtürzte das Zimmer ein. Fümel, Biſchof von Lodev, lebte ganz den Pflichten ſeines Amtes, und wandte die Einkünfte ſeines Biſthumes theils zur Unterſtützung der Armen, de-

ren

ren Schulden er bezahlte, und wobey er vorzüglich auf die Verſchämten Rückſicht nahm, theils zu einem vortrefflich eingerichteten Spital an, welches auch ſein Erbe war. Die armen Geiſtlichen ſeines Bisthumes fanden ſowohl für ſich, als für ihre dürftigen Pfarrkinder an ihm einen immer bereitwilligen Unterſtützer. Die zween Brüder, Ludwig Balthaſar, der Biſchof von Riez, und Georg Ludwig, Biſchof von Burg, waren beyde gleichfalls wegen ihrer großen Wohlthätigkeit allgemein berühmt. Außerdem, daß der erſtere ein Collegium, ein Seminarium, und ein herrliches Spital ſtiftete, war er auch der allgemeine Vater aller Nothleidenden; nicht nur dürftige und kranke Prieſter, ſondern auch verarmte Edelleute, und Wittwen armer Offiziere, wurden von ihm mildiglich im Stillen unterſtützt. Der Andere ſtiftete eben ſo mehrere Collegien in den vornehmſten Städten ſeines Bisthumes, vermehrte die Einkünfte der von einem ſeiner Vorfahrer für arme und abgelebte Pfarrer gemachten Stiftung auſſerordentlich, und brachte es durch verſchiedene von ihm errichtete Stiftungen dahin, daß der Bettel in ſeinem Bisthum faſt ganz aufhörte; auch den übrigen Pflichten lag er mit derſelben Berufstreue gröſstentheils ſelbſt ob.

Auch in Klöſtern aller Orden gab es gründlich gelehrte, und gründlich fromme, und in jeder Hinſicht verdienſtvolle, große Männer.

Allein mochte die geſammte Geiſtlichkeit beſchaffen geweſen ſeyn, wie man ſichs nur wünſchen konnte, den angeblichen Philoſophen war nun einmal alles daran gelegen, ſie zu Erreichung ihrer gegen den Thron und die Altäre gerichteten Abſichten in der Meynung des Volkes herabzuwürdigen. Sie verſäumten alſo nichts, um ſie lächerlich und verhaßt zu machen, und keine Tugend, kein Wohlverhalten auf ihrer Seite konnte ſie dagegen ſichern. Ein gelehrter Theolog hat ſchon von den Geiſtlichen überhaupt angemerkt, daß ſie vor dem Tribunale des Unglaubens jederzeit verurtheilt worden. „Als ſie ohne Widerſtand in den erſten Zeiten ſich zum Tode

ſchlep=

ſchleppen ließen, hießen ſie Schwärmer; als ſie nachmals ihre Rechte vertheidigten, hießen ſie Ehrgeizige und Ruheſtörer; ſeufzten ſie im Stillen über das Verderben der Höfe, ſo hieß man ſie Niederträchtige; eiferten ſie dagegen, ſo nannte man ſie Rebellen. Als die Kirche arm war, und ihre Diener von Almoſen lebten, machte man ihnen daraus ein Verbrechen; da die Kirche Güter erlangt hatte, beſchuldigte man die Geiſtlichen, daß ſie alles an ſich riſſen.“ Eben ſo gieng es auch der franzöſiſchen Geiſtlichkeit mit den Philoſophen. Waren ſie tugendhaft und gutthätig, hiengen ſie der Religion an, erfüllten ſie die Pflichten ihres Standes; ſo nannte man ſie eingeſchränkte Köpfe, Eiferer, Heuchler und Betrüger; ließen ſie in der Strenge ihres Standes nach, und richteten ſie ſich mehr nach den Sitten der Welt, ſo wurden ſie von dieſer Seite angegriffen, die kleinſten Züge von ihnen aufgefaßt, ausgemalt, und ihnen Hörner, Hufe und Klauen ſo lange angeſetzt, bis man den Teufel fertig hatte, um ſie ſo der Verachtung des Volkes preis zu geben. Hatten ſie Einkünfte, ſo war dieſes ein Anſtoß, und es hieß: „daß ſie von der erſten Einfalt der Kirche, deren Diener vom Almoſen gelebt haben ſollten, abgewichen wären.“ Bettelten ſie ſich ihren Unterhalt zuſammen, ſo waren ſie verachtet, hießen ſchädliches Ungeziefer, verheerende Landplage.

Jedoch, da die Geiſtlichkeit bisher noch immer am Hof einen nicht unbedeutenden Einfluß hatte, und es alſo zu beſorgen war, daß die Regierung von ihrer großen Verblendung zurückkommen, die Mißhandlungen derſelben endlich doch die Aufmerkſamkeit der Regierung auf ſich ziehen, und man ſie in ihren Bemühungen gegen den Philoſophismus unterſtützen möchte; ſo griff man noch zu einem andern Mittel, und dieſes war: „die Geiſtlichkeit der Regierung ſelbſt verdächtig zu machen.“ Dieſe Verdächtigmachung war aber nicht etwa zufällig, ſondern ſie war förmlich abgeredeter Plan; es wurde gelehrt dargethan: „die Geiſtlichen ſeyen herrſchſüchtig, den Regierungen abgeneigt, und Aufrührer

von jeher." Um aber zugleich auch beym Volke die Geiſtlichkeit verdächtig und verhaßt zu machen, wurden alle Geſchichten geſchwind wieder anders dargeſtellet, nicht mehr geſagt: „daß die Geiſtlichkeit es jemals mit dem Volke gehalten" — ſondern geradezu behauptet, und unverſchämt hingelogen: „daß zwiſchen den Königen und den Geiſtlichen eine Verabredung zur Unterdrückung deſſelben getroffen ſey." So wußten ſie auch es der Regierung ſorgfältig zu verhehlen: „daß die Religion und ihre Diener die einzig ſichere Stütze der Thronen ſind." Sie giengen ganz darüber weg: „daß die gegenwärtigen Zeiten gar nicht mehr mit den ehemaligen verglichen werden können, daß die Geiſtlichen ſolcher Gewalt jetzt ſich gar nicht mehr anmaſſen können, wie von manchen ehemals zuweilen geſchehen." Sie klagten ſie dafür des Verbrechens an, welches dieſen Sophiſten ſelbſt nur allein konnte beygemeſſen werden. Kurz, man ſagte, und ſchrieb, was man zweckdienlich fand, um das Volk gegen die Regierung, und Volk und Regierung gegen die Geiſtlichkeit aufzuhetzen, um alle zugleich ins Verderben zu ſtürzen. Etwas von dieſen Verläumdungen und Lügen blieb nun doch immer hangen; glaubte man eben nicht alles, ſo blieb immer doch etwas glaubbar; wurden die Geiſtlichen eben nicht als erklärte Feinde der königlichen Gewalt, und als ſolche, die die Rechte derſelben uſurpiren wollten, und wurden die Philoſophen eben nicht als die eigentlichen Stützen des Thrones, und als die Vertheidiger der Majeſtätsrechte angeſehen; ſo ward doch genug von demjenigen erreicht, was die Philoſophen wünſchten. Man betrachtete die Geiſtlichen als ſolche, die ſich doch noch wohl, wenn ſie nur Gelegenheit dazu hätten, es könnten in den Sinn kommen laſſen, die ehemaligen Anmaaßungen wieder geltend zu machen, und denen es alſo wohl zu gönnen wäre, wenn ſie für ihren Uebermuth von den Philoſophen gezüchtigt, und durch dieſe gehindert würden ſich zu ihrem vormaligen Anſehen emporzuſchwingen. Genug, man glaubte Gründe zum Verdacht zu haben; man ließ die Geiſtlichen im Stiche und allem Muthwil-

len ausgeſetzt; ſo war nun ſchon beynahe ganz erreicht die gottloſe Abſicht der Verführer; ſie hatten freyes Spiel; die Geiſtlichen blieben ohne Unterſtützung; die Warnungen derſelben wurden weder geglaubt, noch geachtet. Die ruchloſe Rotte der geſchwornen Chriſtus-Feinde drang nun mit jedem Schritte kühn und muthwillig vorwärts, ſuchte immer wieder noch ſchneller wirkende Mittel. Um ihr Rieſen-Vorhaben auszuführen, fügte ſie noch ein anderes hinzu, das zwar ſehr gewagt, raſch und auffallend war, aber wenn es glückte, auch zuverläßig ihren Triumph vollenden mußte. Dieß Mittel war nichts Geringers, als die Vertilgung der geiſtlichen Orden und die Aufhebung aller religiöſen Körperſchaften. Es konnte ihnen nicht entgehen, daß, ſo lange dieſe ſtünden, ſie noch ſehr weit vom Ziele wären. Möchten ſie noch ſo ſehr den Geiſt der Irreligion in der Nazion verbreiten, noch ſo vielen Spott und Verachtung über die Geiſtlichen ausgießen; es würde doch immer nicht an Menſchen gefehlt haben, die, um mit den Philoſophen zu reden, aus Schwärmerey oder aus andern Gründen ſich dem religiöſen Leben gewidmet hätten. Wie konnte das Licht der Philoſophie die Welt erleuchten, ſo lange noch immer welche waren, die es ausblieſen? Nun war es gemeinſchäftlich beſchloſſen: „alle geiſtliche Orden müſſe man wegräumen, und ſo ſich zunächſt Bahn ebnen, der Religion und den Monarchen den Garaus zu machen.“ Das war es, was ſie wollten, und was ſie bewog, ſich zu ihrem Untergange zu verſchwören. Schon als religiöſe Körperſchaften mußten ſie ihnen wohl ſehr im Wege ſtehen. Noch mehr aber fand dieß Statt, da es unverkennbar war, daß nie der Zweck der Philoſophen, die Religion zu ſtürzen, erreichet werden würde, ſo lange noch Ordensgeiſtliche vorhanden wären, welche die Hierarchie unterſtützten, und bey dem Volke durch Predigten und andern Unterricht die Achtung für die Religion und für die Geiſtlichkeit erhielten. Alles, was man bisher durch Läſterungen und Verhöhnungen ſowohl einzelner Ordensgeiſtlichen, als gan-

ganzer Körperſchaften gethan, hatte den vorgehabten Zweck nicht erreichen können. Und man hatte doch bereits alles Mögliche gethan, den Lebenswandel der Ordensgeiſtlichen recht ärgerlich zu ſchildern. Eben ſo wenig fehlte es an jämmerlichen und greulichen Mordgeſchichten in Bezug auf die Klöſter, wovon ganz Paris, ja ganz Frankreich zu ſagen und zu erzählen wußte, wovon aber nur die Oerter, wo ſie ſich zugetragen haben ſollten, nichts wußten. Alles dieſes war indeſſen vergebens. Die geiſtlichen Orden blieben nach wie vor, und das Volk behielt noch immer ſehr viel Achtung für ſie. Man mußte alſo zu andern, zu kräftigern Mitteln greifen, und dieſe beſtanden in nichts geringerm, als die Regierung ſelbſt dazu zu bringen, daß beſchloſſen werde, der Ordensgeiſtlichkeit ein Ende zu machen.

Damit beſchäftigten ſich nun die verſchwornen Religions-Feinde, die Helden des Unglaubens; dieſem großen Plane wurde nun vorgearbeitet, zur Ausführung deſſelben auf Mittel gedacht. Doch ſie fanden bald, daß ſich dieß Ding für jetzt noch nicht machen laſſe; ſie hielten es ſogar für nothwendig, dieſes ihr Vorhaben für jetzt noch ſorglich verborgen und geheim zu halten; ſie ſahen, daß, bevor man an dieſes große Werk Hand anlege, vorher noch was anders geſchehen müſſe. Vor allem müſſe man die Jeſuiten verjagen, dieſe große Geſellſchaft zertrümmern, und zerſtören; und dieß laſſe ſich am leichteſten durchſetzen; dazu könnten die Mönche und Klöſter gar gut noch als Mittel dienen; indem es gar leicht wäre, ſämmtliche geiſtliche Orden gegen dieſe Geſellſchaft aufzuhetzen, ſie dahin zu bringen, daß ſie zur Verjagung der Jeſuiten ſelbſt mitwirken. Die Jeſuiten waren von jeher, ſchon ſeit ihrem Entſtehen, bekanntlich immer ein beynahe allen, ſowohl Welt-, als Kloſtergeiſtlichen gemeinſchäftlicher Gegenſtand des Neides, des Haſſes und der Verfolgungen, und ſie würden dieſem Schickſale nicht haben entgehen können, wenn auch ihre Societät aus lauter Heiligen beſtanden hätte. Schon die Anlage, die innere Einrichtung — war allen

nicht recht; da ſie ein Mittelding zwiſchen Weltgeiſtlichen und Mönchen waren. Jene ſahen in ihnen mönchiſche Weltgeiſtliche, und betrachteten ſie mit einem gewiſſen Widerwillen; dieſe ſahen ſie noch mehr mit ſcheelem Auge, und als ſolche an, die keine rechten Mönche wären, und die ihre Stiftung nicht Orden, ſondern Geſellſchaft, ihre Häuſer nicht Klöſter, ſondern Collegia genannt wiſſen wollten. Hätten ſie auch nicht ſchon als ein neuer Orden den Neid und die Beſorgniß der ältern Orden auf ſich gezogen; ſo hätte ihnen doch nach dieſer Beſchaffenheit ihrer Einrichtung widerfahren müſſen, was allen widerfährt, die zwiſchen zween Andere eingedrängt ſind, daß ſie nehmlich von Beyden gleich ſtark gepreßt werden; vielmal wurde von allen Seiten her gegen ſie gelärmt und geſchrien: „daß ſie der ſämmtlichen Geiſtlichkeit, allen Communitäten, den Bettelorden, den Rechten der Pfarrer und der Gerichtsbarkeit der Biſchöfe nachtheilig wären.“ Wo ſie ſich alſo blicken ließen, ſtanden ſie überall im Wege. Auch das, daß ſie mit dem Unterricht der Jugend ſich befaßten, und allgemein als die vortrefflichſten Lehrer geſchätzet und gerühmt wurden, — auch dieß erregte Neid, Eiferſucht, und Haß gegen ſie in allen denen, die mit den Schulen ſich bisher abgegeben hatten. Als ein Orden, der ſich der Gelehrſamkeit gewidmet hatte, war es auch unvermeidlich, daß die Glieder deſſelben nicht hätten in manche gelehrte Streitigkeiten verwickelt werden ſollen, wie denn überhaupt in den beyden erſten Jahrhunderten ihrer Exiſtenz die Polemik noch ſehr im Gange war. Sie hatten daher gelehrte Händel nicht nur mit einzelnen Gelehrten, ſondern auch mit ganzen Orden, als mit den Benediktinern, mit den Dominikanern, mit den Piariſten, mit den Theatinern, mit den Vätern des Oratorii, mit den Franziskanern und Kapuzinern. Und da man einmal den Grundſatz aufgeſtellet hatte, daß die von einzelnen Jeſuiten vorgetragene Meynung auch diejenige des ganzen Ordens ſey; ſo hatte der ganze Orden auch natürlich eben ſo viele Feinde, als ein-

einzelne Glieder desſelben gelehrte Gegner hatten, mit welchen ſie in ſchriftſtelleriſche Fehden verwickelt worden. Hiezu kam noch, daß die Jeſuiten von Anfang an die Verbindlichkeit auf ſich genommen hatten, die katholiſche Religion gegen alle ihre Gegner zu vertheidigen. Welche wichtige Dienſte ſie dieſer Kirche gegen die Proteſtanten in Deutſchland, Frankreich, England und in andern Ländern geleiſtet, iſt allgemein bekannt. So waren ſie auch von Anbeginn die furchtbarſten und unermüdetſten Gegner, ſowohl der philoſophiſchen, als der janſeniſtiſchen Fakzion, von welchen die Eine mit offenbarer Gewalt, die Andere auf verdeckten Schleichwegen die katholiſche Kirche zu zernichten trachtete. Damit aber hatten ſie auch den tödtlichſten Haß der Proteſtanten, der Janſeniſten und der Philoſophen auf ſich geladen, die nichts unterließen, um ſie zu verſchreyen; und nichts mehr wünſchten, als ſie ſich ganz vom Halſe ſchaffen zu können.

Dieß, und alles Sonſtige zuſammengenommen, gab den neuen Feinden der Kirche und der Staaten allerdings gegründete Hoffnung, daß es am leichteſten gelingen könnte, vor allen geiſtlichen Orden dieſe Geſellſchaft zu zerſtören, und für allzeit ganz zu zernichten. Man dachte nun auf Mittel und Wege, recht bald dieſes zu Stande zu bringen, um dann mit Aufhebung aller übrigen Orden auch bald anfangen zu können. Alle Mittel ſollten verſucht, alle Kräften angeſtrengt, alles in Dienſt genommen werden, und in Bewegung und Thätigkeit geſetzet, um nur einmal, und vor allem die Jeſuiten aus allen Ländern und Reichen, und wo möglich aus der Welt hinaus zu jagen. Sie, dieſe Philoſophen, wie ſie ſich nannten, glaubten nicht eher ruhen zu dürfen, bis dieſes vor allem nothwendige Meiſterſtück würde zu Stand gebracht ſeyn. Mit Liſt, wie immer, weggebracht, oder mit Gewalt weggeworfen ſollten ſie werden, dieſe ihnen ſo fürchterliche Gegner, dieſe ewigen Steine des Anſtoßes, die immer bisher allen ihren Unternehmungen und Plänen als unüberſteigliche Hinderniſſe überall in Weg gelegt waren, und noch ſind. Wie

die Hugenotten nichts ſehnlicher wünſchten, als dieſe Societät zernichtet zu ſehen, die ihrer Sekte von Anbeginn ſo lange im Wege geſtanden, und zur Erhaltung des ihnen ſo verhaßten Katholicismus ſo vieles beygetragen hatte; wie ihre Nachfolger die heuchleriſchen Janſeniſten nach nichts ſo ſehr trachteten, als daß die Societät, die ihren Verſuchen noch immer im Wege ſtand, und die ſie hinderte, auf den Ruinen der Kirche ſich über alles zu erheben, von der Erde vertilgt werden möchte: — ſo lag auch den Philoſophen Alles an der Vernichtung der Jeſuiten. Dieſe Ordensgeiſtlichen waren von den Gelehrteſten der katholiſchen Kirche, und hatten ſich von Anfang an durch Eifer für die Religion, für ihre Vertheidigung und Verbreitung ausgezeichnet. Der Unterricht in der Religion und in den Wiſſenſchaften war größtentheils in ihren Händen, wenigſtens waren ihre Schulen diejenigen, die am mehreſten beſucht wurden. Sie waren wegen ihrer Klugheit eben ſo ſehr, als wegen ihrer Geſchicklichkeit allgemein bekannt. Die Gewiſſen der Großen hatten ſich ihnen anvertrauet; indem ſie die Beichtväter der Könige und Fürſten in vielen Ländern waren. Dadurch ſowohl, als durch ihre Schulen war ihr Einfluß auſſerordentlich. In keiner einzigen religiöſen Societät herrſchte auch ein ſolcher Gemeinſinn und ein ſo feſter Zuſammenhang zwiſchen Haupt und Gliedern, als in dieſer; ſie waren alſo von dieſer Seite faſt unangreifbar. So lange ſie beſtünden, könnte unmöglich der Philoſophismus einen glücklichen Erfolg ſeiner Bemühungen ſich verſprechen. Die klugen Jeſuiten, die faſt allenthalben ihre Anhänger hatten, würden bald, wie die Pilosophen wenigſtens glaubten und beſorgten, alle Zwecke und Mittel der Philoſophen ausgeſpähet haben, würden ihnen auf ihren verborgenſten Schleichwegen ſchon entgegen gekommen ſeyn, würden alle Federn ihrer gelehrteſten und rüſtigſten Kämpfer gegen ſie in Bewegung geſetzt haben. Einige ihrer gelehrteſten Schriftſteller hatten davon bereits wichtige, und dieſen vorgeblichen Philoſophen ſehr unange-

neh-

nehme Proben gegeben. Je mehr es den Philoſophen mit ihren Anwerbungen glückte, um deſto mehr war es zu erwarten, daß die Jeſuiten, ſowohl durch ihre Schulen, als durch ihre Schriften ihnen entgegenarbeiten würden. Ja, es war zu beſorgen, daß ſie ihres Einfluſſes auf die Gewiſſen der Großen ſich bedienen möchten, um ihren Untergang zu bewirken. Freylich konnten die Philoſophen ſchon ſehr Vieles von dem durch ſie und ihre Adepten verbreiteten Sittenverderben ſich verſprechen, und da ſie die Geiſtlichkeit ſchon genug verſchrieen und herabgewürdiget hatten; ſo konnten ſie hoffen, daß in dem aufgeklärten Jahrhunderte der Philoſophie ein Beichtvater nicht mehr den Einfluß, wie vormals, haben werde. Aber das zweyte Hauptgeheimniß der philoſophiſchen Verſchwörung, welches die Vernichtung aller Thronen betraf, war zu gefährlich. Der Fürſt, der ſich auch leichtſinnig darüber weggeſetzet hätte, wenn man ihm geſagt: „daß es die Abſicht der Philoſophen ſey, die Prieſter auszuweiden“ würde doch (es wäre denn, daß er von ſeiner Allmacht und von der Feſtigkeit der Thronen zu übertriebene, von der Geſchichte aber gar leicht zu widerlegende Begriffe hätte) nicht wenig darüber geſtutzet haben, wenn man ihm gezeigt: „daß ſie zugleich die Abſicht haben, mit den Därmen des lezten Prieſters dem Letzten der Könige den Hals zuzuſchnüren.“ Wäre dieß Geheimniß der Bosheit mit allen Mitteln und Wegen deſſelben von den Jeſuiten ausgewittert, und den Fürſten entdeckt; ſo wäre es um die Philoſophen geſchehen. Alles war alſo zu befürchten; wenn die Jeſuiten das ganze Geheimniß der Bosheit auskundſchaften, und bey ihrem Einfluſſe ſich deſſelben zum Umſturze der Philoſophen bedienen ſollten. Ueberhaupt, wenigſtens nach der Ueberzeugung dieſer ſchönen Philoſophen, niemals hätte, ſo lange der Unterricht noch immer in den Händen der Jeſuiten iſt, und ſo lange ſie der Religion noch immer neue Anhänger bilden, die große Abſicht der neuen Weltweiſen: „die ganze Welt zu entchriſten, und nicht nur

die gegenwärtige, ſondern auch die neben derſelben emporwachſende Generazion zu vergiften", erreichet werden können. Jemehr alſo von allen religiöſen Körperſchaften der Jeſuitenorden den Entwürfen der Philoſophen entgegen, und ihnen gefährlich war, um deſto mehr mußte auf die Vernichtung deſſelben losgearbeitet werden.

Man erkannte zwar wohl die nicht geringen Schwierigkeiten, die dieſem gewagten Unternehmen ſich entgegenſetzen würden. Allein auſſerdem, daß die Univerſität zu Paris, daß andere Orden, daß Proteſtanten und Janſeniſten ihnen ſchon tapfer durch Verſchreyung vorgearbeitet hatten, und von den ehemaligen Verläumdungen, wie es gewöhnlich iſt, noch immer mancher Verdacht und manche Flecken waren hängen geblieben; war auch der Plan ſo angelegt, daß er ſchwerlich ſcheitern konnte. Auſſer den gewöhnlichen Verſchreiungskünſten, woran ſie es noch immerfort in Gemeinſchaft mit den Janſeniſten nicht fehlen ließen, und wovon Ruſſo ſelbſt ein Zeugniß giebt, wenn er dem Erzbiſchofe von Paris verſicherte: „daß die wüthenden Verfolgungen, die er erdulden müſſen, daher gekommen, daß er ſeine Feder wider die Jeſuiten, (die er zwar nicht liebe, über welche er ſich aber auch nicht zu beſchweren habe, und welche er unterdrückt ſehe) nicht habe gebrauchen wollen", hatten ſie auch noch überdieß ſolche Menſchen in ihr Intereſſe zu ziehen gewußt, die mehr als verſchreyen, die mit gewaltiger Hand die Entwürfe der Philoſophen unterſtützen konnten. Unter dieſen ſtand der Herzog von Schoaſöl, aus ihrer Mitte einer, und der überhaupt zu ſo was vortrefflich geeignet war, oben an; und in gleichem Range mit ihm ſeine Vertraute, die Marquiſinn von Pompadur, die Stadt- und Landkündige Mätreſſe des Königs Ludwigs des XV., welche eben dieſes Jahr Chriſti 1756 recht gelegentlich gegen die Jeſuiten eingenommen, und aufgebracht wurde. Ganz Frankreich hat die Kunſtgriffe gekannt, welche dieſes ehrſüchtige Weib anwendete, um Hodam bey der Königinn zu werden. Einer dieſer Kunſtgriffe, welche ſie für nöthig erachtete, um die

Hin-

Hinderniſſe zu überſteigen, die ſich von Seiten dieſer tugendhaften Fürſtinn, wie ſie gar wohl ſah, ihr entgegenſtellten, war dieſes, daß ſie es unternahm, die Rolle einer Andächtigen zu ſpielen. Man ſah ſie plötzlich ein gewiſſes Aeuſſeres von Regelmäßigkeit annehmen; die Thüren, welche ihre Zimmer mit den Zimmern des Königs in Verbindung ſetzten, wurden verſchloſſen; täglich wohnte ſie dem heiligſten Meßopfer bey, und ſelbſt auf ihrem Putztiſche fand man andächtige Bücher; um dem Anſcheine nach das Skandal der Trennung von ihrem Gemahl zu heben, ſtellte ſie ſich, als ob ſie ſich mit ihm ausſöhnen wollte, und in dieſer Abſicht ſchrieb ſie ihm einen ſehr demüthigen Brief, in welchem ſie ihn wegen ihrer Verirrungen um Verzeihung bath, und da ſie ihn erſuchte, ſich ihr wieder zu nähern, trug ſie ihm zu dem Ende eine Stelle als Haushofmeiſter bey dem Könige an. Ein ſolcher Vorſchlag konnte nichts anders, als eine abſchlägliche Antwort nach ſich ziehen. Die Marquiſinn hatte ſolches erwartet, und wirklich waren ihre geheimen Maaßregeln ſo genommen, daß ſie eine ſolche abſchlägige Antwort erhalten mußte; aber ſie wollte ſich dadurch in den Stand ſetzen, den Widerſtand der Königinn zu überwinden, indem ſie ihr den Vorwand zu einer abſchlägigen Antwort raubte. Um endlich ihr Spiel noch mehr zu verbergen, und die angenommene Rolle ganz auszuſpielen; begehrte ſie, ſich auch den heiligen Sakramenten wieder zu nähern. Die Schwierigkeit war nur, einen Beichtvater zu finden, dem die bloße Verſicherung, daß kein ſtrafbarer Umgang zwiſchen ihr und dem Könige mehr Statt finde, ſchon genug wäre, und der nicht ihre Entfernung vom Hofe von ihr forderte. Sie hoffte ihn in der Perſon des Pater dö Saſy, eines Jeſuiten aus dem Profeß-Hauſe zu finden, bey welchem ſie in ihrer Kindheit gebeichtet, und auch ihre erſte heilige Communion empfangen hatte. Sie wandte ſich alſo an dieſen Pater, und hatte wohl dreymal in der Woche Unterredungen mit ihm. Man weiß nicht, was in denſelben von beyden Seiten

geredet worden; aber gewiß iſt, daß nach Verlauf von drey Monaten dieſe Unterredungen plötzlich abgebrochen wurden, ohne daß die Marquiſinn ihre öſterliche Communion empfangen hätte, und wobey das Publikum, aufmerkſam auf die Entwickelung dieſer Comödie, überzeugt blieb, der Pater dö Saſy habe ſeine Schuldigkeit gethan. Man kann leicht denken, daß man, ſo lange die Sache doch unentſchieden blieb, es an witzigen Einfällen über die Wahl des Gewiſſensrathes nicht mangeln ließe. Er war der Gegenſtand der Unterhaltung von ganz Paris; die Jeſuiten kamen nicht leicht in ein Haus, wo man ihnen nicht zu der glänzenden Gewiſſensführung, womit ihre Geſellſchaft beehret ward, Glück gewünſchet hätte, und dieſe, theils um die witzigen Einfälle darüber aufhören zu machen, theils um den Pater dö Saſy ſelbſt alles aus dem rechten Geſichtspunkte anſehen zu laſſen, oder in ſeiner rechtſchaffenen Geſinnung zu befeſtigen, ermangelten nicht, ſowohl bey ſich, als auswärtig, ihre Denkungsart darüber zu äuſſern, und erklärten laut ihre Meynung über dieſes ganze Unternehmen. Einige dieſer Reden wurden der Marquiſinn wieder erzählt, und das Mißvergnügen, welches durch die unerwartete Strenge des Pater dö Saſy ſchon bey ihr gewurzelt hatte, nahm dadurch noch mehr zu. Sie war nun den Philoſophen ein recht willkommenes, vortreffliches Werkzeug am Hofe des Königs, das ihnen wohl lieber war, als der König; auf ſie konnten ſie nun mit Zuverſicht rechnen, von ihr alles erwarten; ſie hatten nun ſchon ſo viel, als gewonnene Sache. Der Biſchof von Mirepoar, deſſen Heiligkeit der König verehrte, deſſen Rathſchlägen er gerne Gehör gab, lebte jetzt nicht mehr. Das Amt, zu Ertheilung von Pfründen Anträge zu machen, war nun in die Hände eines Mannes gerathen, der zu wenig geachtet wurde, als daß er das Recht gehabt hätte, mit Nachdruck reden zu können, der zu ſehr Hofmann war, als daß er mit Gefahr ſeines Glückes reden gewollt hätte, der zu ſehr ein Sklave der Marquiſinn von Pompadur war, welche ihn erhoben hat=

hatte, als daß er es gewagt hätte, ihrem Willen zu widerſtehen. Der Graf Darſchanſon, ein Miniſter von Feſtigkeit und Einſichten, ein erklärter Beſchützer der Kirche und der Jeſuiten, der ganzen königlichen Familie eben ſo ſehr aus Neigung, als aus Pflicht ergeben, ein Freund des Königs und ein Feind der Parlamenter, war endlich den zudringlichen Bitten der Mätreſſe aufgeopfert worden. Der Erzbiſchof von Paris, immer entſchloſſen, und ſtandhaft, immer ihm ſelbſt gleich, hatte gewußt, ſich in der Hochachtung des Königs zu erhalten, aber er hatte nicht mehr ſein Zutrauen. Es fehlten alſo den Jeſuiten alle Stützen, die ſie bisher gehabt hatten; da im Gegentheil auf der andern Seite alles ſich gegen ſie in Bewegung ſetzte. Der Unglaube, der durch die innern Unruhen der Kirche, und vorzüglich durch die ungezähmte Preßfreyheit mehr Stärke erlangt hatte, war ſo weit emporgewachſen, daß er bereits eine furchtbare Sekte bildete. Der Eifer der Jeſuiten in Beſtreitung derſelben, hatte alle neuen Philoſophen zu ihrem Untergange rege gemacht, die, da ſie nicht aufhörten, ſie ſowohl in Geſellſchaften, als in Schriften zu verſchreyen, noch mehr dazu beytrugen, alles wider ſie einzunehmen. Die janſeniſtiſche Parthey, die zwar zur Verachtung herabgekommen war, aber unterſtützet wurde, hatte es dahin gebracht, ſich furchtbar zu machen, indem ſie den Entwürfen der Parlamenter gegen das königliche Anſehen Vorſchub that. Die Marquiſinn von Pompadur endlich war, nachdem ſie ſich auf dem Punkt geſehen hatte, geſtürzt zu werden, weit mächtiger, als jemals geworden, und dachte auf nichts mehr, als ſich an denen zu rächen, von welchen ſie argwohnte, daß ſie an ihrem Untergange gearbeitet hätten. Es war natürlich, daß ſie die Jeſuiten auch als ſolche anklagte. Das Vertrauen, womit die Königinn, der Dophän und die ganze königliche Familie dieſelben beehrten, die Zuneigung, welche alle diejenigen Perſonen ihnen bewieſen, von denen ſie ſah, daß ſie ihr am meiſten entgegen wären,

ſelbſt

ſelbſt die Natur ihres Standes, und vorzüglich der Stellen, die ſie am Hofe bekleideten; alles dieſes trug dazu bey, daß ſie von ihr mit ſchlimmen Augen angeſehen wurden. Allerdings ſchien der gelegene Zeitpunkt nun da zu ſeyn, die gegen die Geſellſchaft Jeſu angelegte Miene ohne weiters nun loszulaſſen.

Doch wurde beſchloſſen, damit noch inne zu halten; nicht in Frankreich ſollte der Beſtürmung derſelben der Anfang gemacht werden. Man war ſo klug, eben da anzufangen, wo gerade die meiſten Schwierigkeiten zu beſorgen waren; und man ſchloß ſehr richtig: „daß, wenn es dort glückte, es anderweitig mit weniger Mühe geſchehen könnte; wenn es aber da mißglückte, ſo könne man die ganze Schuld dem Aberglauben, und dem Mangel an Aufklärung zuſchreiben, und man behalte noch immer freye Hände, in den beſſer durch die Philoſophie erleuchteten Staaten das Projekt auszuführen.“ Auf Portugal, welches freylich eifrig katholiſch war, und wo alſo die größten Schwierigkeiten im Wege ſtanden, wo aber Carvalho, oder wie er ſonſt auch hieß, der Marquis von Pompal, das Heft der Regierung in Händen hatte, ward daher der erſte Anſchlag gemacht. Cavalho, ein Menſch ohne alle Religion, dem keine Maaßregel zu gewaltſam, kein Bubenſtück zu ſchlecht, keine Grauſamkeit zu empörend, kein Verbrechen zu groß war, um es zu begehen, wenn ſeine Ehrſucht, ſein Geldgelz, und überhaupt ſeine Leidenſchaften dadurch befriedigt werden konnten, der mit eiſernem Zepter regierte, die Gefängniſſe des Königreichs mit den Opfern ſeiner Grauſamkeit und ſeiner Einfälle bevölkerte, und während ſeiner Staatsverwaltung bei neuntauſend Menſchen hinrichten ließ, — dieſer Carvalho war ganz der Mann, der jetzt nothwendig war, um die Entwürfe Schoaſöls, und ſeiner Pompadur, und überhaupt der ſogenannten Philoſophen auszuführen, in Portugal der Zerſtörung der Geſellſchaft den Anfang zu machen, und ſo der ganzen Welt das Signal, und ein Beyſpiel zu geben.

Die

Die Freymaurer fuhren indeſſen beynahe ungeſtört überall fort, aller Orten immer noch mehr ſich auszubreiten. Sie hatten ſeit einigen Jahren verſchiedene Formen und Syſteme erhalten, um ſo immer wieder auf eine andere Art ſich einzuſchleichen, zu blenden. In dieſem Jahre Chriſti 1757 brachte ein zu Roßbach gefangener Officier, Marquis Delernai, aus Frankreich das Clermantſche Syſtem nach Berlin, und die Berlinſche Loſch zu den drey Globen ließ bald darauf dieſes Syſtem, in welchem der Großmeiſter derſelben, Baron von Prinzen, noch einige Veränderungen gemacht hatte, durch einen gewiſſen Roſa, der als gemeinſchäftlicher Geſandter der Freymaurer allenthalben herumreiſete, zu Hamburg, Koppenhagen, Leipzig, Dresden, Stettin, Greifswalde, Halle, Braunſchweig, Jena, Stuttgard, Baireuth, Roſtock, Königsberg, u. ſ. w., ausbreiten. Die Deutſchen erhielten auf ſolche Weiſe freimaureriſche Grade, welche ſie bisher noch nicht gekannt hatten.

In dieſem Jahre Chriſti 1757 wurde den gelehrten, und den frommen Chriſten, dem geſammten Reiche Gottes ein in ſeiner Art großer Mann entriſſen — Calmet, der durch viele vortreffliche Geiſteswerke, vorzüglich durch ſeine Auslegungen der heiligen Schrift berühmt gewordene Auguſtinus Calmet, ein Benediktiner; dieſer eben ſo gottſelige, als gottgelehrte Ordensmann durfte endlich im 85. Jahr ſeines Lebens nach lebenslänglichem Arbeiten eingehen in die ewige Ruhe. Er ſchrieb Erklärungen über den verſchiedenen Sinn, und über den Buchſtaben des alten und neuen Teſtaments, und eine Geſchichte des alten und neuen Teſtaments, ein bibliſches Wörterbuch, welches einen reichen Vorrath kritiſcher, chronologiſcher, und geographiſcher Kenntniſſe enthält.

Der fromme, heilige Biſchof von Amian, Ludwig Delamott, lebte jetzt in einer heiligen Einſamkeit, in welcher er ſchon in früheren Jahren heilig lebte, und lebenslänglich ſo ſtille Gott-dienend fort leben zu dürfen

ſen gewünſchet hatte. Es war dem heiligen Manne endlich gelungen, was er ſo oft ſchon verſucht hatte, der biſchöflichen Laſt, und Verantwortlichkeit loszuwerden, in einem ſichern Orte ſeine Zuflucht nehmen zu dürfen; er lebte nun im ſtillen vertraulichen Umgang mit Gott, wornach ſeine zärtlich fromme Seele längſt ſchon ſich ſehnte und ſchmachtete. Zwar hatte er einen harten Kampf zu kämpfen, bis er ſich durchkämpfte; gar alles ſetzte ſich ſeinem Entſchluße entgegen; man wollte ihm ſogar eine Sünde daraus machen; man rühmte ihm ſeine großen Verdienſte ums Reich Gottes, die er noch immer vermehren könnte, wenn er ferners noch Biſchof bleiben wollte; er aber wußte immer allen Einwendungen auszuweichen; gewöhnlich ſagte er: „Wenn es auch wahr wäre, daß ich das mir anvertraute Hirtenamt gut verwaltet habe, ſo bitte ich Gott, er wolle mir meinen Aufenthalt in der Abtey Septfond als einige Belohnung gönnen; habe ich aber ſelbes ſchlecht verwaltet, ſo bitte ich um dieſen Aufenthalt zur Abbüßung meiner Sünden.“ Es war nun einmal dieſem Jahrhundert, in dieſer Welt, ein zu auffallendes Beyſpiel, einen der gelehrteſten und verdienſtvollſten Biſchöfe, einen Mann, den die Stimme ſeiner Heerde bereits heilig geſprochen hatte, und der unter der Laſt des Hirtenamtes ſchon ergrauet war, zu ſehen, wie er ſeiner glänzenden Würde, und dem Ruhme ſeiner Verdienſte entſaget, ſich aus den Armen ſeiner Freunde, und ſeines anvertrauten Volkes, das ihn als Vater und Wohlthäter liebte, losreißt, und zu den Ordensmännern dò la Trapp entflieht, um in ihrer Geſellſchaft ſeine übrigen Lebenstage in den ſtrengſten Bußübungen zu vollenden. Nicht minder beſchämend, und ein zu auffallendes Beyſpiel war das arme, dunkle, mit Buße⸗Gebeth⸗ und Tugendübungen einzig beſchäftigte Leben Ludwigs Delamott für Geiſtliche höhern und niedrigern Ranges, welche die Güter der Kirche, die ihnen anvertrauet ſind, gewiſſenslos zur Nahrung ihrer Leidenſchaften verſchwenden, oder geizig

zu⸗

zuſammenhäufen, unter dem Deckmantel ihres heiligen Berufes ein ganz irrdiſchgeſinntes, den Geſinnungen, Vorſchriften und Beyſpielen Jeſu Chriſti entgegengeſetztes Leben führen, und das Heiligthum, in dem ſie als Diener der Religion ſtehen, durch ein laues, heuchleriſches, arbeitſcheues, ärgerliches Herz und Betragen entehren, und dem Geſpötte der Ungläubigen und Religionsfeinde preis geben. In ſeiner kleinen Zelle lebte der verdienſtvolle Biſchof eben ſo, wie ein Ordensmann von la Trapp. Um Mitternacht blieb er mit ihnen drey bis vier Stunden lang beym Chorgebethe; mit ihnen gieng er zur Handarbeit; ſaß als Zuhörer da, wenn der Abt eine erbauliche Anrede hielt; gehorchte, wenn man ihm das Verlangen äußerte, ihn predigen zu hören; mit den Ordensmännern genoß er im gemeinſchäftlichen Speiſeſaale das nach der ſtrengen Buße dieſer Einſiedler ſehr mäßig zubereitete Mittagmahl, ohne für ſich die geringſte Milderung zu erlauben, auſſer dieſer, daß ihm wöchentlich viermal eine Porzion von Reiß in Milch gekochet, gegeben werden durfte. Dieſe Erquickung ſeines ſchwächlichen Alters nahm ſeine Demuth aus Gehorſam gegen den Befehl des Abtes, und zwar nicht ohne Vorwurf der Sinnlichkeit, welchen er ſich darüber gemachet, an. Eine ſo außerordentlich geringe Nahrung war für Ludwig um ſo leichter erträglich, als er ſchon in Amian während der alljährlichen Faſtenzeiten, ſo zu leben, ſich angewöhnet hatte. Ludwig genoß hier ſeiner Seits ein volles Maaß jener Zufriedenheit, und ſeligen Seelenruhe, welche ein Vorgeſchmack des Himmels, und eine Frucht des Umgangs eines reinen Herzens mit Gott, der eifrigen Tugendübung und der Abtödtung der Sinnlichkeit und der unordentlichen Leidenſchaften ſind. Seine ſtrenge Lebensart fühlte in dem Anblicke der heiligen Büßer, in derer Geſellſchaft er ſich jetzt befand, eine ſolche Ermunterung zu ihrer Nachfolge, daß er die Dörner der Buße, auf denen er ihnen nacheilte, beynahe gar nicht empfand. „Was für Bey-

ſpie-

ſpiele der Buße und Heiligkeit ſehe und höre ich nicht hier täglich! ſagte er in einem Briefe, ich werde durch dieſelben äußerſt beſchämet. Die Ordensgeiſtlichen dieſes Kloſters ſind, ohne Ausnahme, Engel in Menſchengeſtalt. Aber was ich an ihnen am meiſten bewundere, iſt nicht ihre Abtödtung in der Nahrung, ihr beſtändiges Faſten bey ſchwerer Handarbeit, ihr Abbruch des Schlafes beym mitternächtlichen Gebethe und Lobgeſängen; ſondern ihre Demuth und ihr Gehorſam. Ich bin verſichert, daß viele derſelben lieber das Leben aufopfern, als im Geringſten die Tugend des Gehorſams gegen ihre Regel und ihren Obern verletzen würden. Gotteserbarmungen zu erflehen, iſt ihre einzige Begierde auf der Welt, und dieſe mit allen ihren Gütern iſt ihnen ſo gleichgiltig, daß ſie für dieſelben ganz abgeſtorben ſind, ſo wie ſie es ihrem eigenen Willen und ihren Leidenſchaften eben ſo ſehr ſind. Kein Unrecht, keine Erniedrigung und Widerwärtigkeit wäre jemals vermögend, ihrer Geduld ein Klagewort, oder eine bittere Widerrede zu erpreſſen; und was könnte man auf Erde jenen Engeln, die vor Gottes Throne anbethen, ähnlichers ſehen, als dieſe Ordensgeiſtlichen! Wenn ſie in der Kirche verſammelt mit einander bethen, man kann ſie da nicht genug betrachten, nicht genug die Ehrfurcht bewundern, von der ſie vor Gottes Gegenwart durchdrungen ſind.“ Ein anderes Mal ſchreibt er: „Ich fühle bisher in meiner ſtillen Zelle nicht den geringſten Eckel; o welche Tröſtungen ergießt das Gebeth hier in mein Herz! Die Gnade des Herrn ſtärket mich ſo, daß ich ohne Anſtand das ſtrenge Faſten und die Nachtwachen mit dieſen Einſiedlern ausdauere. Die äußerſte Armuth, welche hier in Allem herrſchet, erfüllet mich mit Freude, und Ihnen, beſter Freund! die Wahrheit zu geſtehen, hier hat das Gold bey mir jetzt gerade eben ſo viel Werth, als das Stroh. Mit jedem Tage wird mir mein Aufenthalt in dieſer frommen Einöde angenehmer, ich lebe da, wie im Paradieſe.“

Der dauerhafte Aufenthalt in dieſem Paradieſe wurde dem frommen Diener Gottes nicht geſtattet. Seine tiefgebeugte Heerde forderte ihn zurücke; man hatte immer noch keinen Nachfolger erwählet; man wollte durchaus ihn wieder haben. Der Hirt mußte jeßt ſeiner Heerde gehorchen; und er brachte auch dieſes Opfer, ſo ſchwer es ihm ankam. Und nun zeigte ſein Volk über ſeine Zurückkunft eine eben ſo große Freude, als die Traurigkeit allgemein und fortdauernd über ſeine Abweſenheit, und über die Gefahr ſeines Verluſtes geweſen iſt. Die Stadt Amian, und das ganze Bisthum ertönten vom Jubelgeſchrey, wie wenn lang verwaiste Kinder ihren Vater von einer weiten Reiſe zurücke kommen ſehen. Seinerſeits beeiferte ſich Ludwig aufs neue, die dankbare Liebe ſeines Volkes mit Aufopferung aller ſeiner Kräfte zu deſſen zeitlich- und ewigen Wohlergehen zu vergelten. Er hatte jeßt in gegenwärtig laufendem Jahre Chriſti 1757 ſchon das 74. Jahr erreichet; aber ſein Eifer in dem ſchweren Berufe, welchen er wieder übernehmen mußte, arbeitete ſo raſtlos fort, als wenn er noch gar nichts von der Schwäche eines ſo hohen Alters empfände. Man ſah ihn wieder die müheſeligen Bisthumsviſitazionen, und die alljährlichen Miſſionen unternehmen, in Klöſtern die geiſtlichen Uebungen geben, öfters predigen, Städte und Dörfer durchwandern, hier Misbräuche abſtellen, dort gute Ordnung einführen, überall durch Lehre und Beyſpiele, Beſſerung und Tugend befördern. Er war nun wieder die Luſt und Freude ſeines Volkes, und in ganz Frankreich geſchäßt und geliebt; ſogar der König Ludwig der XV. nannte ihn gewöhnlich nur mit dem großen Ehrennamen: „Unſer heiliger Biſchof." Das Zutrauen, welches dieſer Monarch auf deſſen Fürbitte ſeßte, war ſo groß, daß er ihn erſuchet hatte, an jedem 25. Tage des Monats das heiligſte Meßopfer für ſein und ſeiner königlichen Familie Wohlergehen zu entrichten; und jedesmal, wenn ihm der Diener Gottes zu Geſicht kam, ſich deſſen

Ge-

Gebethe anempfahl. Einmal ſagte derſelbe zum Könige: „Täglich bethe ich für Eure Majeſtät, und, o könnte ich doch endlich einmal nicht nur mit meinem Gebethe, ſondern ſogar mit Aufopferung meines Blutes eine gewiſſe Gnade von der Erbarmung Gottes für Sie erflehen!“ Ludwig der XV., welcher ſich von einer für ſein Volk ſehr ärgerlichen Leidenſchaft beherrſchen ließ, merkte den beſcheidenen Verweis des geliebten Greiſen, und erwiederte innigſt beſchämt: „O ja mein lieber Biſchof! hören Sie nicht auf, Gottes Erbarmung für mich zu erflehen.“

Die Gemahlinn Ludwigs des XV., die ein eben ſo glänzendes Beyſpiel der Frömmigkeit unter den Hofdamen, als Ludwig Delamott unter den Biſchöfen geweſen iſt, wünſchte nichts Sehnlichers, als deſſen Geſellſchaft, Tröſtungen und Belehrungen. So oft ſie ſich zu Compiegne in ihrem Sommerſchloße aufhielt, erſuchte ſie denſelben, zu ihr zu kommen, ohne Rückſicht auf ſeine Entſchuldigungen am Hofe zu erſcheinen. In einer öffentlichen Geſellſchaft, wo die Königinn nebſt ihrer ganzen Familie gegenwärtig geweſen iſt, ſprach ſie: „Mein lieber Biſchof von Amian! Nicht wahr, an unſerem Hofe bemerken Sie viele Unordnungen, und gewiß derer manche, die, ſo groß ſie ſind, uns andern Weltleuten nur als Kleinigkeiten vorkommen?“ „Ich muß es Euer Majeſtät bekennen, antwortete der Prälat, daß es wirklich ſo iſt. Eine der auffallendſten Unordnungen iſt unter andern dieſe, daß ich anſtatt meine Heerde in Amian zu beſorgen, mich jetzt bey Hof befinde.“

Ein andersmal, um den heiligen Biſchof in einige Verlegenheit zu ſetzen, ſagte Jemand in Gegenwart des Königs, und des geſammten Hofes: „Es iſt doch ſonderbar, wenn eine anſteckende Krankheit, oder Ueberſchwemmungen, oder ſonſt ein Unheil drohet, ordnen die Biſchöfe alſogleich öffentliche Gebethe an; aber wenn öffentliche Aergerniſſe wüthen, wenn herumlaufende gottloſe Bücher alle Herzen vergiften, da thun ſie dieß nicht.“

nicht.“ Der heilige Biſchof antwortete: „Für ſolche Nöthen und Gefahren hat Gott ſchon vorhinein Sorge getragen, und daß ihnen auf der Stelle abgeholfen werde angeordnet, da er es ja ohnehin dem Könige, und deſſen Miniſtern zur ſchwerſten Pflicht gemachet hat, derley Aergerniſſe und giftige Schriften zu verhindern und auszurotten.“ „Das iſt ſchön geſagt, ſprach der Erbprinz, ſo herzhaft müſſen Biſchöfe reden.“

Alle, auch noch ſo große Hochachtung, die man für den großen Biſchof von Amian, Ludwig Delamott, hatte, konnte dennoch ſeine Beſcheidenheit und Demuth nicht im Geringſten ſchwächen. Demuth leitete denſelben bey allen Geſinnungen und Handlungen; er betrachtete dieſe Tugend als die erſte und vornehmſte, als die Königinn der Tugenden, als das Kennzeichen, und gleichſam die Seele der Religion im Herzen und Leben, und eines ſeiner gewöhnlichen Sprichwörter war: „Stolz, Ehrgeiz und Hochmuth ſind ſo ſchändliche und ſtrafbare Laſter, und bringen ſo viel Unglück und Verdruß über den Menſchen, daß wir uns beeifern ſollten, die Demuth zu üben, auch wenn uns Jeſus Chriſtus dieſelbe nicht ſo nachdruckſam mit Lehren und Beyſpielen gebothen hätte.“ Es erweckte allemal ſeinen Unwillen, wenn man ihm Lobſprüche und Schmeicheleyen ſagte. „Menſchenlob, ſchreibt er einem ſeiner Vertrauten, ſind mir gerade ſo zuwider, wie dem Magen eine eckelhafte Speiſe. So oft ich es anhören muß, erwecket dasſelbe in mir Gewiſſensbiſſe über meine Sünden, und erinnert mich an mein Nichts und an meine Schwachheiten.“ „Dieſe Geringſchätzung ſeiner ſelbſt war Urſache, daß er ſein Porträt auf das dringendſte Bitten ſeiner Freunde niemals wollte malen laſſen. Als es einſtens ein Maler dennoch ohne ſein Wiſſen verfertiget hatte, ihm dasſelbe zeigte, und ihn fragte: „ob es ſeinen Beyfall verdiene?“ gab er zur Antwort: „Ich kann Ihnen, mein Freund! gar nicht ſagen, ob Sie mich gut oder ſchlecht gemalet haben, denn ich weiß, bey meiner Treue nicht, wie mein Angeſicht ausſieht. Seit dreyßig Jahren her habe

ich

ich niemals in einen Spiegel hineingeſehen." Nichts von allem dem, was ſeinen Namen in den Denkmälern auf die Nachkommenſchaft fortpflanzen konnte, wollte der demüthige Mann dulden. Ein Gelehrter bath ihn um die Erlaubniß: „ihm ein gedrucktes Werk zuzueignen." Er erhielt dieſe Antwort: „Erweiſen Sie mir die Gefälligkeit, daß Sie ihr Buch dem heiligen Franz von Sales zueignen." Von ſich ſelbſt ſprach er, wenn ihn dringende Umſtände nöthigten, allemal mit der größten Beſcheidenheit und Ueberzeugung ſeiner Schwachheit, und ſeines Unwerthes vor Gott. Immer nannte er ſich den unnützeſten Knecht Gottes, den unwürdigſten aller Biſchöfe, einen großen Sünder; Niemanden hielt er der Erbarmung des Allerhöchſten für ſo dürftig, wie ſich ſelbſt. Und von dieſen demuthsvollen Geſinnungen war ſeine ganze Seele ſo aufrichtig durchdrungen, daß ihn Tadelſucht und Verachtung ſeiner Feinde, oder Neider nicht beleidigen konnten. Zu jener Zeit, wo man die Reinigkeit ſeines Glaubens und Eifers mit verläumderiſchen Schmäh-Schriften verdächtig machen wollte, begnügte er ſich blos mit dieſer Schutzrede ſeines guten Namens: „Ich bin meinen Feinden für ihre Verläumdungen Dank ſchuldig; denn viele Leute, welche ihnen Glauben beymeſſen, werden aus Mitleiden für die Beſſerung eines böſen Biſchofs bethen. Zudem übergehen ſie in ihren Schmäheſchriften ſo viele meiner Fehler mit Stillſchweigen, daß ich das übrige, was ſie wider mich erdichten, gerne verzeihe."

Aber unter der tiefeſten Hülle der Verborgenheit glänzte doch ſeine Tugend ſo ſehr in aller Menſchen Augen hervor, daß er in ſeinem Biſthume, ja ſogar in entfernten Provinzen Frankreichs faſt allgemein vor andern Biſchöfen mit dem Ehrennamen: „der heilige Biſchof" unterſchieden worden, und dadurch ſelbſt auch im Auslande berühmt ward. In London lebte eine vornehme Frau, die hartnäckig auf ihrer Ketzerey war; ſie hielt ſich für unüberwindlich, und ſagte öfter: „Mit

der Bibel in der Hand nehme ich es mit jedem katholiſchen Gottesgelehrten auf.“ Immer wünſchte ſie den Biſchof von Amian kennen zu lernen; und ſie verſchaffte ſich endlich Gelegenheit dazu. Die öfteren Zuſammenkünften mit ihr gaben dann dem heiligen Biſchofe von Amian mehrmalen Gelegenheit, die Denkungsart der Dam zu prüfen, und über den Unterſchied beyder Religionen, der katholiſchen und proteſtantiſchen, ein helleres Licht in ihr Gemüth einzuſtreuen. Sie hörte ihrer Seits mit der größten Aufmerkſamkeit zu. Eines Tages ſprach er zu ihr: „Madam, Sie werden mir keinen Katholiken nennen können, der zu den Proteſtanten übergangen wäre, um dort ein frömmeres Leben zu führen, und getroſter zu ſterben, als im katholiſchen Glauben; hingegen kann ich Ihnen mehrere nennen, die zu uns übergegangen ſind, um tugendhafter zu leben, und ſelig zu ſterben.“ Ein andersmal ſagte er: „Schreiben Sie ihrem Biſchofe von London, daß ich das Wort von mir gebe, ein Proteſtant zu werden, wenn er es mit Redlichkeit läugnen kann, daß der heilige Auguſtin, ein alter Kirchenlehrer, welchen er gewiß ſelbſt hochſchätzet, für ſeine verſtorbene Mutter das heiligſte Meßopfer entrichtet habe; daß die größten Männer des höchſten Alterthums der Kirche, ein Martyrer Cyprian, ein Ambroſius von der Heiligkeit des Meßopfers, von der Fürbitte der Heiligen Gottes, vom Faſten, vom Gebethe für die Abgeſtorbenen, und von Verehrung der Aſche und Gebeine der Martyrer ganz anders gelehret haben, als Luter, Calvin, und ihre Schüler. Er ſelbſt, und Sie Madam, achten dieſe alten Kirchenlehrer als große Diener Gottes; ſo wollen wir dann, wie ſie glauben, und wie ſie heilig leben.“ Die Dam, welche dieſe Beweisgründe nicht geradehin aus der Bibel zu beantworten wußte, wandte ſich hierüber an den Biſchof von London. Dieſer, anſtatt ihre Zweifel zu beruhigen, machte ihr Vorwürfe über ihren Umgang mit einem katholiſchen Biſchofe. Das beleidigte die Engländ-

De-

derinn, und beſtärkte ſie noch mehr im Zutrauen gegen Ludwig Delamott. Endlich nach häufigen Unterredungen mit demſelben ließ ſie ſich von ihren Irrthümern überzeugen, und nahm die katholiſche Religion an. Und ſie gab dann der Wahrheit das Zeugniß, und geſtand etwas, was vorhin kein Menſch wußte; ſie ſagte: „Das Glück, eine überzeugte und aufrichtige Katholikinn zu ſeyn, habe ich nebſt Gott Niemanden zu verdanken, als dem frommen Biſchofe Delamott. Die erſte Rührung zu dieſem harten Entſchluß, meine Religion zu ändern, fühlte ich, als mir der verehrungswürdige Greiſe ſeine Hände auf mein Haupt legte, da ich ihn eines Tages um ſeinen Segen bath. In dieſem Augenblicke fühlte ich die Begierde, mich von ihm unterrichten zu laſſen, und eine Katholikinn zu werden.“ Dieſe Engländerinn kehrte nach vollſtändig erhaltenem Unterrichte, und nach andächtig empfangenen heiligen Sakramenten der Buße, des Altars, und der Firmung nach London zurücke. Ludwig Delamott war ihretwegen ſo ganz beruhiget, daß er, ſie betreffend, in einem ſeiner Briefe ſchrieb: „Die Eigenſchaften des Verſtandes und Herzens dieſes Frauenzimmers ſind außerordentlich. Sie iſt jetzt von der Wahrheit der katholiſchen Religion überzeuget, und darinn ſo wohl unterrichtet, daß ich an ihrer Standhaftigkeit gar nicht zweifle, und mit Zutrauen erwarte, daß ſie eine Wohlthäterinn der Katholiken in England ſeyn werde.“

Das Gebeth dieſes heiligen Biſchofes zeigte ſich mehrmalen recht auffallend wirkſam, und ſeine Worte waren oftmals Prophezeihungen. Ein Ordensgeiſtlicher von la Trapp hatte mehrmalen über Verſuchungen gegen den Glauben, welche ihm ſehr überläſtig waren, Rath und Beruhigung bey dem Diener Gottes geſuſuchet, und auch ſchriftlich von ihm erhalten. Da die Verſuchungen deſſen ohngeachtet den frommen Einſiedler nicht verlaſſen wollten, ſchrieb ihm der Biſchof Delamott: „In der nächſten Oktav des heiligen Petrus und Paulus werde ich für Sie eine heilige Meſſe aufopfern, damit Sie einen lebhaftern Glauben erlangen. Sie

werden auch dieſe Wohlthat von Gott erhalten.“ Das Verſprechen ward pünktlich erfüllet. Der nämliche Mann bath ein anderesmal denſelben, daß er ihm auch die Befreyung von plagenden Zerſtreuungen ſeines Gebethes von Gott erflehen wolle. Ludwig erwiederte: „Sie werden gegen dieſe unangenehmen Hinderniſſe ihrer Andacht ſtets kämpfen, und ihre Aufmerkſamkeit im Gebethe mit vieler Anſtrengung erhalten müſſen.“ „Auch dieſe Vorſagung hat, leider! pünktlich bey mir eingetroffen“, ſagte nachher der Ordensgeiſtliche, um der Heiligkeit des Biſchofes von Amian ein öffentliches Zeugniß zu geben. Eben ſo, wie es ſcheint, aus himmliſcher Erleuchtung, ſprach er bey einem andern Vorfalle. Durch ſeine Empfehlung bewogen, hatte man in einem Kloſter eine Perſon als Layenſchweſter aufgenommen, an der, erſt nach abgelegten Gelübden, die unheilbare Krankheit des ſogenannten fallenden Wehe entdecket wurde. Nichts hätte der ganzen Gemeinde mehr zur Laſt ſeyn können, als ſo eine eckelhafte Perſon, und die Klagen hierüber beſtürmten einmal über das andere den Biſchof, welcher ſie empfohlen hatte. Er tröſtete ſie: „bethen Sie mit lebhaftem Zutrauen zu Gott, ich will es meinerſeits auch thun. Sollte ich die Heilung der Kranken nicht von der Erbarmung des Allmächtigen erflehen; ſo werde ich wenigſtens in ſo weit erhöret werden, daß die Krankheit Ihnen nicht mehr, wie vorhin, ſo beſchwerlich ſey.“ Das Letztere geſchah. Die Kranke wurde zwar nicht geheilet; aber in der Zukunft bekam ſie den Anfall ihres Uebels niemals mehr in Gegenwart anderer Schweſtern, ſondern allemal in der Nacht, und ſo viel gemilderet, daß ſie ſich ſelbſt die nöthige Hilfe verſchaffen konnte.

Eine Pfarrgemeide war einmal in ſehr großer Bedrängniß, und gleichſam in gemeinſchaftlicher Lebensgefahr, da in derſelben bereits eine anſteckende Krankheit ſo heftig wüthete, daß beynahe jedes Haus ein Krankenſpital war, und das Weheklagen der Wittwen und Waiſen täglich zunahm. Man warnete den Diener Got-

tes, den Ort nicht zu beſuchen; allein er hielt es für Pflicht, die bedrängte Gemeinde zu tröſten. „Ein Vater, ſagte er, muß einmal ſeinen Kindern, und ein Hirt ſeinen Schaafen zu Hilfe eilen, wenn dieſe in Gefahr und Noth ſind. Es iſt eben nicht für eine große Heldenthat meines Eifers zu achten, daß ich perſönlich hingehe; ich thue blos meine Schuldigkeit.“ Bey ſeiner Ankunft in den Ort, eilten ihm Greiſen, Kinder und Aeltern, die das Uebel nicht vergiftet hatte, entgegen, und fleheten um deſſen Hilfe mit einem Zutrauen, das ſein Mitleiden und ſeinen Eifer entflammte. Er führet das Volk in die Kirche, ſetzet das allerheiligſte Altarsſakrament zur Anbethung aus, hält eine Ermunterungspredigt, und verſpricht der Gemeinde auf den folgenden Tag ſein heiliges Meßopfer. Während dieſem Bittopfer liegt die ganze Gemeinde auf den Knieen, und bittet inbrünſtig um die Abwendung der verheerenden Plage. Die Erhörung dieſes Gebethes zeiget ſich auf der Stelle. Von dieſem Tage an erkranket und ſtirbt kein Menſch mehr an jener tödtlichen Seuche.

So ſehr der fromme Diener Gottes Delamott eiferte, andere immer von allen Leiden zu befreyen, ſo ſehr dürſtete ihn nach Kreuz und Widerwärtigkeiten. Seine Begierde durch Leiden ſeinem Erlöſer einigermaſſen gleichförmig zu werden, befriedigte ſich nicht mit der Erduldung der Müheſeligkeiten ſeines Hirtenamts, noch mit den damit verbundenen täglichen Selbſtverläugnungen; ſie wählte noch nebenher manche freywillige Abtödtungen der Sinnlichkeit. Mann kann mit Wahrheit ſagen, daß ſein Leben, ſo wenig es dem Auge, welches daſſelbe nicht genau beobachtete, äußerliche Bußübungen darboth, dennoch ein auſſerordentlich ſtrenges Bußleben geweſen ſey. Bis auf ſein achtzigſtes Jahr hatte er die unabänderliche Gewohnheit, nur zu Mittage zu ſpeiſen, und auf die Nacht beynahe gar Nichts zu genießen; und dieſe Enthaltſamkeit vom Nachteſſen übte er nicht aus Geſundheitsſchonung, ſondern aus bloßem Triebe der Abtödtung, die für deſſen Sinnlichkeit

keit um ſo empfindlicher ſeyn mußte, weil er bey ſeiner gewöhnlichen Mäßigkeit am Mittageſſen, und bey ſeinem theils geſunden Temperamente, theils bey ſeinen vielen ſtarken Arbeiten auf die Nacht gewiß einen guten Appetit zum Eſſen gehabt hat. Zeit ſeines Lebens hatte kein Menſch errathen können, welche Speiſe für deſſen Geſchmack angenehmer ſeyn dürfte, als die andere. Seine ſonſtige Bußwerke wußte er ſorglich zu verheimlichen; nur in der heiligen Faſtenzeit war ſein Faſten auffallend ſtrenge; gewöhnlich brachte er ſie im Prieſterhaus in fortwährenden Bußübungen zu; da, wie es in der Abtey Septfond gewöhnlich war, beſtand ſein Mittageſſen in einer einzigen Platte von mit Oel gekochtem Gemüſe, und das Nachteſſen in etwas Brod und Waſſer. Wenn ihm gute Freunde vorſtellten, ein ſo ſtrenges Faſten ſey ſeinem hohen Alter nicht mehr angemeſſen, gab er zur Antwort: „Seyn ſie ohne Sorge; ich, und mein alter Magen haben hierüber ſchon lang her einen Vertrag mit einander gemachet, bey dem es ſein Verbleiben hat, ohne daß wir mit einander zanken.“ Anderemal ſagte er: „Glauben Sie etwa, die Kirche habe das Faſten gebothen, um die Sinnlichkeit ihrer Kinder zu verzärteln? Nein, zu unſrer Abtödtung iſt die Faſten verordnet.“ Eines Tages bekannte er doch ganz offenherzig: „daß ihn der Hunger plage“; „aber darinn, ſetzte er hinzu, beſteht auch meine ganze Abtödtung, denn, was die Art der Faſtenſpeiſen betrifft, die ich genieße, das iſt eine Kleinigkeit, welche man ſich bald durch Gewohnheit erleichtert.“ Eine ſchmerzlichere Abtödtung, als dieſe äuſſerſte Mäßigkeit in der Nahrung, übte der fromme Biſchof durch den Abbruch des Schlafes. Täglich, ſogar während der Winterszeit, war ſeine beſtimmte Stunde zum Aufſtehen Morgens um vier Uhr, und ſogar, wenn es dringendere Geſchäfte forderten, um drey Uhr. In dieſer Ordnung des Aufſtehens zum Gebethe, und zur Arbeit konnte ihn Nichts ſtören, ſogar ſeine vielfältigen Reiſen nicht. Nicht ſelten hatten deſſen Bediente

be-

bemerket, daß er in Mitte der Nacht längere Zeit auf den Knieen im Gebethe zuzubringen pflegte. Er bediente ſich auch noch aller ſonſtiger Leibeszüchtigungen, welche ſonſt von den größten Heiligen Gottes ſind geübet und empfohlen worden; theils um dadurch freywillig an dem Leiden Chriſti Antheil zu nehmen, theils um mehr Innbrunſt der Reue über die Sünden in ſich zu erwecken, theils um immer noch mehr die Sinnlichkeit abzutödten. Er zerfloß unter Geißelſtreichen in Thränen des Mitleidens und der Dankbarkeit gegen ſeinen leidenden Erlöſer, und der Reue über ſeine Sünden; er umgürtete ſeinen Leib mit ſchmerzlichen Bußgürteln; er lag vielmal ſtundenweiſe bey der heftigſten Kälte auf ſeinen Knieen im Gebethe für ſeines, ihm anvertrauten Volkes Sündenvergebung; und Gott allein weis, mit welch andern Bußübungen derſelbe in geheim die Zerknirſchung ſeines Herzens, das Flehen um die Erbarmungen Gottes, und die dankbare Liebe gegen ſeinen leidenden Erlöſer entflammet hat. Durch alle dieſe Strengheiten ſeines Bußlebens, und durch die mannigfaltigen innerlichen und äußerlichen Leiden, die mit ſeinem arbeitſamen Berufe verbunden waren, ſank doch Ludwig weder in ſeinen jungen Jahren, noch in ſeinem hohen Alter von jenem hohen Grade ſeiner natürlichen Geiſteslebhaftigkeit und Fröhlichkeit in eine finſtere, mürriſche und ungeſellſchaftliche Laune herab. Im Gegentheile ſchien es, als wenn Religion und Tugend deſſen Seelenheiterkeit, Ruhe und Zufriedenheit unveränderlich gemacht hätten. Im geſellſchaftlichen Umgange war er einer der angenehmſten, leutſeligſten und liebenswürdigſten Männer ſeines Zeitalters, höflich, freundſchaftlich, und voll der witzigſten Einfälle, ſtets das Leben und die Freude aller, Allen Alles.

In Portugal wurde bereits an Verjagung der Jeſuiten raſtlos gearbeitet; und dieß Geſchäft gieng daſelbſt leichter, als die Feinde derſelben anfangs ſich vorſtellten; es war vieles in dieſer Sache ſchon früher geſchehen. Schon ſeit geraumer Zeit war der Hof gegen die

die Jeſuiten aufgebracht; man hatte auf ſie den Verdacht geworfen, daß ſie ſich dem für Portugal vortheilhaſten Ländertauſch, den man vorhatte, entgegenſetzen; man wollte nämlich eine portugieſiſche Kolonie an Spanien abtreten, und dafür ſieben Dorfſchaften oder Redukzionen, wie man ſie nannte, von Paraguay eintauſchen; ſchon vor 8 Jahren ward hierüber ein förmlicher Vertrag aufgeſetzt und unterzeichnet; aber der Beichtvater des Königs von Spanien, Peter Rarago, ein Jeſuit zu Madrit ſoll gegen dieſen Tauſch Vorſtellungen gemacht haben. Als der beſchloſſene Vertrag zur Wirklichkeit gebracht werden ſollte, fanden ſich neue Schwierigkeiten. Spanien ſchickte den Marquis Valdelirios, und Portugal den Ritter Gomez de Andrada ab; aber beyde Generäle fanden in dem Orte der Beſtimmung ganz unvermuthete Hinderniſſe, indem ſich die ſpaniſchen Redukzionen von ihrem alten Beherrſcher nicht trennen laſſen wollten. Ganze Heere von Paraguayern ſtanden da, welche ſich den zur Vollziehung abgeordneten Truppen der Könige, mit Nachdruck widerſetzten. Die Indier ſchienen in der Taktik wohl geübt zu ſeyn. Sogar fand man feſte Plätze und Vorräthe von Waffen und Geſchütze. Die beyden Feldherrn kamen nicht vorwärts; und ſo war bis jetzt im Jahr Chriſti 1758 dieſer Ländertauſch noch nicht zu Stand gebracht. Alle Schuld wurde nun den Jeſuiten gegeben, die Widerſetzlichkeit der Paraguayer ihnen zugeſchrieben als eine Folge ihrer geheimen Ränke. Die Jeſuiten hatten ſichs in Portugal auch dadurch verderbt, daß einige ihrer ſtrengen Bußprediger im heiligen Eifer das letztere ſchreckliche Erdbeben, welches vor drey Jahren die Stadt Liſſabon zerſtörte, bloß der Sittenloſigkeit und den Ausſchweifungen des portugieſiſchen Volkes zuſchrieben. Die Miniſter gaben vor, daß bey den Strafpredigten mitunter auch der Hof von Liſſabon wenig geſchont worden ſey. Nach einiger Zeit gab Marquis Pombal eine Klagſchrift wider die portugieſiſchen Jeſuiten heraus. Die Folge davon war, daß alle Jeſuiten

ten, welche zeither als Beichtväter des Königlichen Hauſes angeſtellt waren, von dem Hoflager entfernt, und von ihren Stellen entlaſſen wurden. König Joſeph fand für gut, dem Pabſte von den wider die Beichtväter ſeines Hofes getroffenen Verfügungen Nachricht zu geben. Er ſchickte den Ritter Almada, als ſeinen bevollmächtigten Miniſter, nach Rom ab; dieſer fieng ſeine Unterhandlungen mit dem Pabſte damit an, daß er vor allem auf die Verbeſſerung des Jeſuitenordens in Portugal drang.

Pabſt Benedickt der XIV. war ganz für die Jeſuiten, feſt entſchloſſen, dieſen vortrefflichen Orden bei ſeinem Daſeyn zu erhalten; doch wollte er nun des lieben Friedens wegen gleich wohl eine Unterſuchung anordnen; er unterzeichnete demnach am 1. April dieſes Jahres Chriſti 1758 eine Verordnung, oder Breve, daß mit den Worten: „In Specula“ — anfieng. Dadurch ward Cardinal Franz Saldanha als päbſtlicher Bevollmächtigter, und Unterſucher der portugieſiſchen Jeſuiten Collegien aufgeſtellet; dieſer reiſete auch alſo gleich ab, um der ſtrengſten Unterſuchung der Jeſuiten in Portugal den Anfang zu machen.

Zu gleicher Zeit, da Pabſt Benedikt der XIV. zur Bedrückung und Kränkung der Jeſuiten mithelfen mußte, arbeitete er an Verherrlichung eines in dieſer Geſellſchaft Jeſu, heilig gewordenen Mannes, des großen Tugendhelden, des berühmten Neapolitaner-Apoſtels des gottſeligen Franziskus von Hieronimus. Merkwürdig iſt vorzüglich das Ende des hierüber am 2. May dieſes Jahrs Chriſti 1758 gefertigten Beſchluſſes, wodurch nach langer vorausgegangener Unterſuchung die Heldenmüthigkeit der Tugenden des ſelig zuſprechenden Mannes Gottes feierlich anerkannt wurde. Der päbſtliche Beſchluß endet mit den Worten: „Da nun alles, was nöthig war, in dieſer Sache zu Genüge geſchehen, und da wir uns (ſo redet der heiligſte Vater Pabſt Benedikt der XIV. da er ſich jezt dem Tode nahe fühlte) da wir uns, indem es der Herr alſo mit uns verordnet, am Lebensende zu ſeyn vermerkten; ſo haben

ben Wir an dieſem Tage, als am Feſte des heiligen Athanaſius, nachdem Wir das heilige Abendmahl als Wegzehrung empfangen, die Cardinäle der heiligen römiſchen Kirche, Tamburini, Vorſteher der Congregazion der heiligen Gebräuche, und Cavalchini, Führer dieſes Prozeſſes, wie auch den Glaubenbeförderer Benedikt Veterani zu Uns berufen, den göttlichen Beyſtand vom Vater des Lichtes nochmals erflehet, und dann über den vorgelegten Zweifel die bejahende Antwort ertheilet, dieß heißt: daß es mit den theologiſchen Tugenden, Glaube, Hoffnung und Liebe gegen Gott und den Nächſten, und mit den ſittlichen Haupttugenden, Klugheit, Gerechtigkeit, Starkmüthigkeit, Mäßigkeit und den übrigen damit verbundenen im heroiſchen Grade für den Fall und zum Zwecke, wovon die Rede iſt, ſeine Richtigkeit habe. Und dieſes gegenwärtige Dekret befehlen Wir, in das Archiv der gedachten heiligen Congregazion zu legen, und öffentlich zu verkündigen. An eben dem zweiten Tag des May 1758. Im achtzehnten Jahre Unſers Pabſtthums." Jetzt wollte Pabſt Benedikt der XIV. weiters ſonſt nichts mehr, als glückſelig ſterben, und alſo alles, was dazu erfordert wird und verhilflich ſeyn kann. Denſelben Tag ließ er noch einmal ſeinen Beichtvater kommen, warf ſich demſelben zu Füſſen, und obwohl ſchon ganz kraftlos beichtete er noch einmal, brachte dann die noch übrige Zeit in lauten Seufzen zu Gott und im Gebethe zu für ſich, und für das Wohl der heiligen Kirche; immer lebhafter wurde ſein Gebeth, je lebloſer er ſelbſt ward, bis er den Tag darauf, am 3. May dieſes Jahres Chriſti 1758 im 84. Jahr ſeines verdienſtvollen heiligen Lebens zu bethen und zu leben aufhörte. Die ſchriftlichen Geisteswerke, welche dieſer eben ſo grundgelehrte und hocherleuchtete, als demüthige und gottſelige heiligſte Vater Pabſt Benedikt der XIV. zur Preſſe geliefert hat, enthalten dreyzehn Bände, wovon acht von der Heiligſprechung; die übrigen aber von dem hei-

heiligen Meßopfer, von den Feyertagen, und von der Diöceſanſynode handen. Sein ganzes Leben war wohl ein unaufhörliches Arbeiten im Weinberg des Herrn, mit unüberwindlicher Geduld und Ausdauer trug er die Hitze des Tages und die niederdrückende Laſt des ihm aufgebürdeten oberſten Seelenhirten = Amtes.

Das oberſte Seelen = Hirten = Amt mußte der Kardinal Rezzoniw, ſo ſehr er ſich dagegen ſträubte, am 6. Julius dieſes Jahres Chriſti 1758 unter dem Namen „Clemens der XIII." übernehmen. Allgemein war die Freude über die ſo gut getroffene Wahl; doch war ſie nirgend größer und herzlicher als zu Venedig. Der hohe Rath von Venedig welcher durch die eigne Hand des Gewählten eine Nachricht von der geſchehenen Wahl erhielt, ſchien ſtolz darauf zu ſeyn, daß man einen Bürger von Venedig auf den Stuhl des Apoſtelfürſten erhoben habe. Er ſchmeichelte ſich nebenbey mit der Hoffnung, daß auf ſolche Art die zwiſchen der römiſchen Curie und der venetianiſchen Republik angeſponnenen Mißverſtändniſſe beigelegt werden dürften.

Acht vornehme Patrizier von Venedig wurden nach Rom abgeſchickt, um dem heiligen Vater im Namen der Republik Glück zu wünſchen. Pabſt Clemens der XIII. benützte dieſe dazu recht geeignete Gelegenheit; er bath inſtändigſt um einmalige Wiederrufung jenes gehäſſigen widerrechtlichen Raths = Beſchluſſes: „Ihr wiſſet, ſprach er nach vorausgeſchickten Höflichkeitsbezeugungen, ihr wiſſet mit wenigen Worten mein ſehnlichſtes Verlangen. In den gegenwärtigen Umſtänden könnet Ihr uns nichts Angenehmeres und Gefälligeres erweiſen, als wenn ihr das bewußte Dekret, und zwar aus eigener höchſten Autorität, zurücke nehmet." Pabſt Clemens der XIII. trug ſeiner Vaterſtadt dieſen ſeinen Wunſch auch noch ſchriftlich vor; er ſchrieb in einem rührenden Tone, wie der zu einer hohen Würde beförderte Sohn ſeiner vornehmen Mutter ſchreibt. Der Senat zu Venedig ſah die gedrängten Ausdrücke des Pabſtes nicht als eine Behauptung der päbſtlichen Ge-

recht-

rechtſame, ſondern mehr als eine demüthige Bitte an. Um ſo leichter fiel es dem Senate, ſeinem auf den heil. Stuhl erhobenen Mitbürger die mit ſo tiefer Herablaſſung geſtellte Bitte zu gewähren. „Eure Heiligkeit, ſchrieb der Herzog Loredani dem Pabſt Clemens dem XIII., am 12. Auguſt dieſes Jahres Chriſti 1758, geben ſelbſt zu verſtehen, daß es unſerer geſetzgeblichen Gewalt auf keine Art nachtheilig ſeyn könne, wenn der Wiederruf des befragten Dekrets aus eigner freyer Willkühr des Senats geſchieht. Da wir alſo von Seite des weſentlichen und mit den Grundſätzen des Staates verwebten Punktes nichts zu befürchten haben; ſo ertheilen wir Ihnen hiemit ohne alles Bedenken die Nachricht, daß wir eben heute das oft erwähnte Dekret, und alle ſich dahin beziehenden Urkunden gänzlich unterdrückt und aufgehoben haben."

Mittlerweile ließ Pabſt Klemens der XIII. den Kardinal-Vikarius Guadagni, den Kardinal-Vizeregenten Roſſi, und die ſämmtlichen Pfarrer und Prediger von Rom zu ſich rufen, um ihnen die Wichtigkeit des ſeelenſorglichen Amtes vorzuſtellen, und die äußerſte Genaukeit bei Ausſpendung des heiligen Sakramentes der Buße zu empfehlen. Die Veranlaſſung hiezu war das, der päbſtlichen Wahl wegen, ausgeſchriebene Jubiläum. Eine ſeiner erſten Handlungen war, auch das öffentliche Denkmaal, daß er ſeiner Hochachtung gegen das Erzhaus Oeſterreich ſtiften wollte. Er beſtättigte der Kaiſerinn M. Thereſia, als Königinn von Ungarn, das Prädikat einer apoſtoliſchen Königinn. Ein Vorzug, auf welchen ſchon vorlängſt einige Beherrſcher von Ungarn Anſprüche gemacht hatten.

Seit einigen Jahren gab es unter den Juden in Pohlen mehrere, welche durch fleißiges Leſen und Forſchen im moſaiſchen Geſetze endlich darauf kamen: „daß der wahre Sinn des alten Teſtamentes von ihren Rabinern keineswegs erreichet werde, daß die Bibel bei ihnen ſchon lange durch viele ungeräumte Erklärungen und Zuſätze ganz entſtellet und entehrt worden ſey." Sie

for-

forſchten weiter nach, und fanden mittels der Geſchichte die erſten Quellen dieſer Verfälſchungen, Verdrehungen, Zuſammenſtellereien, und die verſchiedenen Entſtehungsarten ihres Talmuds, und daß dieſer Talmud kein heiliges Buch ſey, ſondern ein gottloſes Werk, welches nichts als elende Fabeln, gräuliche Gotteslästerungen, Narrheiten, und Dinge enthalte, die gegen das Wort Gottes, und gegen alle Vernunft offenbar ſtreiten. Dieſe guten Leute konnten nun nicht mehr begreifen, wie ſo viele tauſend Juden ſeit ſo langer Zeit ſich ſo ſehr haben blenden, und betrügen laſſen können, und wollen, daß ſie ein ſo gottloſes handgreiflich elendes Fabel- und Lügenbuch, als eine Religions-Vorſchrift, als ein Geſetzbuch annahmen und ſich an ſelbes immer ſo genau hielten. Nachdem nun dieſe Juden zu ſolchen Kenntniſſen und Einſichten gekommen waren, und ſich verpflichtet hielten, der Wahrheit Zeugniß zu geben, und ſich nicht getrauten, dieſe erſten Lichtfunken des heiligen Geiſtes, wie ſie ſich ausdrückten, in ihren Herzen zu erſticken, der erkannten Wahrheit und dem heiligen Geiſte ferners zu widerſtehen; ſo entſchloſſen ſie ſich alle Furcht abzulegen, und erklärten ſich öffentlich in der Synagoge: „daß ſie die Fabelwerke der Talmudiſten verwerfen, daß ſie geſinnet ſeyen, an die wahre göttliche Schrift ſich zu halten.“ Aber die an den Talmud ſich haltenden Juden brachen nun in volle Wuth und Raſerei gegen die Antitalmudiſten aus, wie man ſie nannte; der Fluch wurde über ſie ausgeſprochen; ſie wurden als angeſteckte Glieder aus der Synagoge hinausgeworfen; es ward verbothen mit ihnen einen Umgang, einen Handel, oder wie immer eine Gemeinſchaft zu haben. Die Talmudiſten, damit noch nicht zufrieden, auf ihr Geld und auf ihre Macht vertrauend, dachten nun Tag und Nacht auf Rache; es war beſchloſſen: „ſoll es koſten, was es wolle, ſie zu ſtürzen, ſie zu zernichten dieſe Antitalmudiſten.“ Endlich traten ſie als Kläger gegen ſie vor Gericht und brachten die abſcheulichſten Dinge vor; ſie ſagten: „daß ſie Werke der Finſterniß, Unzuchten,

Blutſchanden, und alle Arten der gräulichſten Laſter in nächtlichen Zuſammenkünften begehen.“ Das Gericht, vor welches die Kläger ihre Klagen bringen mußten, gab ihnen vollkommenes Gehör; aber wollte nun auch die Beklagten hören. Die Antitalmudiſten vertheidigten ſich, und die Wahrheit, und ihre Unſchuld vortrefflich; ſie deckten das ganze Lügenwerk auf, erzählten den Hergang der Sache, und wie ſie eines freymüthigen Glaubensbekenntniſſes wegen nun ſo grauſam verfolget werden. Die ganze Sache wurde am Ende als eine Religionsſtreitigkeit angeſehen, und beſchloſſen: „daß zwiſchen den Talmudiſten, und Antitalmudiſten eine gemeinſchäftliche Unterredung angeordnet werden, und ſo dieſer Streit ausgemacht werden ſoll.“ Es wurde der Tag beſtimmt; aber die Talmudiſten erſchienen nicht. Es wurde ein anderer Tag feſtgeſetzt; und die Talmudiſten kamen wieder nicht, und kamen immer wieder nicht. Endlich ſchickte man ihnen das Glaubens-Bekenntniß der Antitalmudiſten, und ihre Erklärungen und Behauptungen, was alles recht gründlich, und liebvoll abgefaßt war, ſchriftlich zu, mit dem Auftrag: „ſich gleichfalls ſchriftlich dagegen zu erklären, und ſich zugleich zu rechtfertigen.“ Nichts erfolgte. So dauerte die Spaltung, und die Unruhe Jahre lang fort. Endlich vor zwey Jahren wurde gegen die Talmudiſten gerichtlich erkannt, und geſprochen, das ſo oft ſchon ausgeſprochene Verdammungs-Urtheil gegen den Talmud neuerdings ausgeſprochen, alle talmudiſtiſche, und kabaliſtiſche Bücher neuerdings aufs ſtrengſte verbothen. Den Talmudiſten wurde aufs ſchärfſte aufgetragen: „aller Verfolgung der Antitalmudiſten ein Ende zu machen, mit ihnen im Frieden zu leben, ihnen nicht im mindeſten mehr ein Leid zuzufügen.“ Die Antitalmudiſten wurden ganz ſchuldlos, unſchuldig, und freygeſprochen, mit beygefügter Ermahnung: „dem Lichte und dem Zuge der Gnade ferners, und immer noch mehr kindlich zu folgen.“ Aber ihre Verfolgung hörte damit nicht auf, ſie wurden von den Talmudiſten auf alle mögliche Weiſe gekränket,

oft

oft recht greulich mißhandelt mit Steinen geworfen, ihrer manche tödtlich verwundet; ſie waren endlich genöthiget von den Talmudiſten ſich gänzlich zu trennen, und nach Warſchau zu ziehen.

Die Antitalmudiſten kamen immer noch mehr zur Erkenntniß der Wahrheit, wurden immer geneigter der Gnade zu folgen, und nun endlich im Jahre Chriſti 1759 erklärten ſie ſich in einem Schreiben an den Erzbiſchof Uladislaus: „daß ſie entſchloſſen ſeyen dem Judenthume auf immer zu entſagen, an Jeſus Chriſtus zu glauben, ſich taufen zu laſſen, und in der heiligen katholiſchen Kirche und unter den Gehorſam gegen das ſichtbare Oberhaupt derſelben, dem Statthalter Chriſti, mit einem Worte in dem heiligen Glauben zu leben, und zu ſterben.“ Es wurden dann auch wirklich ihrer immer mehrere gründlich unterrichtet, gänzlich bekehret, getaufet, und ſo ins ſichtbare Reich Gottes auf Erde hereingebracht.

Ein frommer Weltprieſter, Johann Joſeph Gaſſner mit Namen, von Braz bey Bludenz gebürtig, hatte voriges Jahr die Pfarrey Klöſterle im Biſthum Chur übernommen, wo er durch ſeinen auferbaulichen Lebenswandel, durch ſeinen apoſtoliſchen Eifer in der Sorge fürs Heil ihm anvertrauter Seelen, wie auch durch ſeine Freundlichkeit, Fröhlichkeit, Leutſeligkeit, durch ſeine wohlthätige Nächſtenliebe, durch ſeine Gottſeligkeit, und durch alle ſonſtige Eigenſchaften eines guten Seelenhirten aller Gemüther, und Herzen an ſich zog. Aber, was dieſen eifervollen Prieſter und Seelenſorger am meiſten kränkte, war dieß, daß er in ſeinen beßten Jahren verſchiedenen körperlichen Schwachheiten unterworfen war; er wurde nach und nach ſo ſehr entkräftet, daß er eine Abzehrung befürchtete; bey dem Meßleſen, katechiſiren und Predigen überfiel ihn öfter ein ſo heftiger Schwindel, daß er beynahe unfähig wurde, ſeine Berufsgeſchäfte vollziehen zu können. Um dem Uebel abzuhelfen, unterredete er ſich mit verſchiedenen Arzneyverſtändigen; er gebrauchte pünktlich die von ihnen vorgeſchriebenen Mittel; aber keines machte eine Wirkung; er entſchloß

ſich ſogar, um nur ſeiner Heerde länger und beſſer nützen zu können, ein *Concilium medicum* von der medicіniſchen Fakultät zu Innsbruck über ſeine Umſtände halten zu laſſen; dieſe gab ihr Gutachten, und beſtimmte gewiſſe Arzneyen: er gebrauchte ſie; allein ohne Wirkung; er hat ſich endlich mit nicht geringen Koſten mediciniſche Bücher angeſchafft, um zu ſehen, ob dann keines von jenen Symptomen, denen er unterworfen war, handle, und dienliche Gegenmittel beſtimme; er wandte auch diejenigen an, die er die beßten zu ſeyn glaubte; aber es erfolgte keine Beſſerung. Als er unter dem heiligen Meßopfer wieder mit Ueblichkeiten und ſehr heftigem Schwindel überfallen wurde, kam ihm zu Sinne, ob nicht etwa der Satan der Urheber dieſer Beſchwerlichkeiten ſey, um ihn in ſeinen geiſtlichen Verrichtungen zu hindern, und zuletzt zu dieſen gar untauglich machen zu wollen. In dieſem Gedanken wurde er um ſo mehr beſtärkt, weil die Anfälle gemeiniglich zur unbequemſten Zeit zum heftigſten waren; er nahm dann auf der Stelle ſein Zutrauen zum heiligſten Namen Jeſus, und befahl dem Verſucher, ſo ferne er einen Einfluß haben ſollte, in Kraft dieſes heiligſten Namens, alſogleich mit ſammt ſeinen Verſuchungen zu weichen, und ihn in ſeinen Berufsgeſchäften nicht zu hindern. Er verſpürte alſogleich eine Linderung; er wiederholte das Geboth öfter, und das Uebel nahm immer mehr ab; ſein Zutrauen auf die Kraft dieſes heiligſten Namens wurde bey ihm immer ſtärker und lebhafter, ſo zwar, daß er nach und nach von den gewöhnlichen Anfällen gänzlich befreyet wurde. Von dieſer Zeit an ſuchte er ſich in den berühmteſten Exorciſten bewandert zu machen. Ein gelehrter und gottesfürchtiger Benediktiner machte ihm verſchiedene namhaft. Er ſchaffte ſich einige an; las ſie, und fand mit ſeiner Verwunderung darinn, daß keine Krankheit ſey, die der Menſchenfeind nicht nachahmen, und in den Körpern der Menſchen ſowohl als der Thiere nicht erwecken könne. Fand auch, daß unter andern geiſtlichen Mitteln das heilige Kreuzzeichen und das Geboth im Namen Jeſu die wirkſamſten geweſen

ſen ſeyn; dadurch wurde ſein Glauben und Zutrauen der-geſtalt geſtärkt, daß er durch dieſe Mittel nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch andern in verſchiedenen Zufällen zu helfen wußte. Bey ſeinen kranken Pfarrkindern machte er den Anfang, und zwar mit dem allerbeßten Erfolge; was durch keine Arzney konnte geheilet werden, heilte er theils durch das mit lebhaftem Glauben gemachte heilige Kreuzzeichen, theils durch geweihtes Waſſer und Oel, vorzüglich aber durch die Kraft des Namens Jeſu: er befahl nämlich dem Verſucher im **Namen Jeſu mit ſeinen Anfällen und Anfechtungen alſogleich zu weichen.** Die Wirkungen waren eben ſo verwunderlich, als zahlreich und ſchnell; Leute, die todtſchwach waren, die unbeſchreibliche Schmerzen im Kopfe, in den Ohren, in Augen, in den Zähnen, im Halſe, Drücken auf der Bruſt, Schmerzen in allen Gliedern hatten, wurden gar oft, gleichſam im Augenblick von allen Uebeln befreyet, ſtunden friſch, geſund, und fröhlich vom Krankenbette auf. Die Menge ſolcher Wiederherſtellungen verurſachten bald ein großes Gerede, zuerſt in der ganzen Nachbarſchaft, bald aber wurde der Ruf davon immer weiter und weiter noch ausgebreitet. Es kamen bald von allen Seiten her Menſchen in Menge, die da im Dorfe Klöſterle Hilfe ſuchten, und fanden, und wohl noch viel mehr fanden, als ſie ſuchten: Belehrung, Unterricht, Glaubens-Leben, Geiſtes-Stärke, Seelenheil.

Indeſſen hatte Pabſt Clemens der XIII. die Kirchen-zucht, und Ordnung betreffend ſchon verſchiedene Verfügungen getroffen. Die Freyſtätten für Miſſethäter beſchränkte er immer noch mehr; eben jetzt im Jahre Chriſti 1759 erlaubte er dem Kurfürſten von der Pfalz, die geflüchteten Miſſethäter, auch durch weltliche Obrigkeiten, aus der Freyung abführen zu laſſen. Auch erneuerte er am 17. September dieſes Jahrs Chriſti 1759 das alte Kirchengeſetz, welches den Geiſtlichen verbiethet, ſich mit Handel und andern weltlichen Geſchäften abzugeben.

In Portugal kamen nun die Jeſuiten mit jedem Tage bereits in eine immer noch bedenklichere Lage; an ihrer

Vernichtung wurde nun ſchon Tag, und Nacht fortgearbeitet; das Hauptwerkzeug dazu, der gottloſe, barbariſch grauſame Carvalho wirkte nun ſchon nicht mehr allein; es wurden ihm immer noch Gehilfen aus Frankreich zugeſchickt; unter dieſen war auch ein gewiſſer Peter Pariſot, ein argliſtiger Menſch, ein Betrüger, und Aufwiegler der erſten Klaſſe, wie ihn ſein Ordens-Oberer ſelbſt ſchilderte. Er war frühzeitig in den Kapuzinerorden getreten, und hatte in demſelben den Namen Norbett angenommen Durch die Gunſt verſchiedener Kardinäle, die er zu berücken gewußt, ward er zum General-Prokurator der auswärtigen Miſſionen ernannt und nach Pondicheri geſchickt. Seine daſelbſt geſpielten Streiche aber vertrieben ihn von da; er gieng nun nach Amerika, von wo er nach einem kurzen Aufenthalte wieder nach Rom, und dann weil er da nicht willkommen war, nach Lucca gieng. Hier gab er ſeine geſchichtlichen Merkwürdigkeiten der indiſchen Miſſionen heraus, die aber gar bald als Betrügereyen entlarvet, und ſchon von Pabſt Benedikt dem XIV. verdammt wurden. Da jetzt Pater Norbert die Strafe von ſeinen Ordensobern fürchtete, entkuttete er ſich, entwiſchte nach Holland, wo er ſeinen Taufnamen Peter zu ſeinem Zunamen machte, und ſich Piter nannte. Hier ward er Proteſtant, und hielt eine Zeitlang eine Schenke. Es währte aber nicht lange, ſo verließ er auch wieder die Niederlande und ſtreifte einige Jahre in England, Deutſchland und Preußen herum. Da er nirgends ein Unterkommen fand, gieng er zurück nach Frankreich, wo er ſich äußerlich wieder zur katholiſchen Religion wendete, und von Pabſt Clemens XIII. die Erlaubniß erhielt, als Weltgeiſtlicher unter dem Namen Abbe Platel zu leben. Dieſer Drey- oder Viernamige Ex-Kapuziner Pariſot, Piter, Norbert oder Platel war es, welchen die verſchwornen Philoſophen und Janſeniſten dem Carvolho zuſchickten, um ihn bey ſeinen Operazionen an die Hand zu gehen, welches auch von ihm in mehrern Schriften geſchahe, und wofür er von Carvalho reichlich bezahlt wurde. Der wichtigſte und vortheilhafteſte Angriff auf die Jeſuiten

ſchien

ſchien ihnen noch immer jener auf die ſpaniſche Jeſuiten nun einmal geworfene Verdacht einer Vereitlung des vorgehabten Ländertauſches. So wenig dieſes die portugieſiſchen Jeſuiten angieng, ſo nahm doch Carvalho davon Gelegenheit, nicht nur die portugieſiſchen Jeſuiten, ſondern auch den ganzen Orden anzuklagen. Nun wurden die abentheuerlichſten Mährchen von einem Reiche der Jeſuiten in Paraguay, „wo ſie unter der heuchleriſchen Larve der Religion die Unterthanen aufs grauſamſte tyranniſiren ſollten, von einem Könige Nicolas, einem Jeſuiten, der dort regierte, von ſeiner Armee, von den Schlachten, die er geliefert, von den großen Reichthümern, welche ſie dort beſitzen ſollten, von ihrem über die ganze Welt ſich erſtrecken ſollenden Handel u. ſ. w.“ ausgeſtreuet. *) Dieſes greulvolle Lügenwerk, vermehrt mit allen übrigen niederträchtigen Verläumdungen, welche ſchon längſt von den Janſeniſten, und Philoſophen gegen die Jeſuiten ausgegoſſen waren, hatte endlich die gewünſchte Wirkung; jene Opfer, die nun einmal zur Schlachtbank beſtimmt waren, wurden dadurch geſchändet und nun konnte man immer noch mehr nach Willkühr und grauſam handeln. Von Hof waren die Jeſuiten bereits früher ſchon entfernt, und nun fielen ſie auch in der Meinung und Hochachtung bey vielen Andern, die theils durch Verläumdungen ſich täuſchen, theils durch Drohungen des allgemein gefürchteten Miniſters ſich ſchrecken ließen. Die Jeſuiten wurden nun auch ohne weiters aus ihrer

*) Faſt ganz Europa glaubte dieſe Mährchen, je wunderbarer und unglaublicher ſie waren, und tauſend Federn verkündigten Wunderdinge von dem jeſuitiſchen Reiche, das eigentlich nirgends anders, als in Carvalho's Kopfe zuerſt exiſtirt hatte, und worüber er die Nachrichten hatte fabriziren und allenthalben ausſtreuen laſſen, um die Gemüther gegen die Jeſuiten einzunehmen, bis es endlich der Wahrheit gelang, durch den dicken Nebel, worinn man ſie gehüllet hatte, hindurchzudringen, und das ganze Gedicht, als das, was es war, als Lügenwerk klar vor Augen zu legen.

ihrer Miſſion zu Maragnon in Amerika verwieſen unter dem Vorwand: „daß ſie auch da ein Königreich hätten errichten wollen.“ Aber nun war es beſchloſſen, gegen die Jeſuiten noch raſcher zu Werke zu gehen. Da man bemerkte, daß auch Pabſt Clemens der XIII. den Jeſuiten geneigt, und von ihm gegen ſie weniger noch, als von ſeinem Vorfahrer zu erwarten ſey, und ſomit auch die bereits angefangene Unterſuchungen der Jeſuiten, und ihrer Kollegien wieder vereitelt ſchienen, ſo mußten andere Maaßregeln ergriffen werden. Es ward demnach zu Ende des vorigen Jahres eine fürchterliche Verſchwörung, und damit ein Scheinverſuch auf Ermordung des Königs veranſtaltet, in Gemäßheit deſſen die Tavora's und die Aveiros auf die grauſamſte Weiſe auf dem Blutgerüſte hingerichtet, und Tauſende des portugieſiſchen Adels aus ihren Häuſern herausgeriſſen, und in die Gefängniſſe geſtoßen wurden, wo ſie umkamen. Das ganze Geheimniß der teufliſchen Bosheit bey dieſer gräßlichen Geſchichte wollte ſich zwar nie recht entwickeln und aufdecken laſſen, aber ſo weit kams damit doch bald; daß ſowohl die offenbare Unſchuld der Hingerichteten, als auch die Abſichten, welche Carvalho damit erreichen wollte ſo ziemlich bekannt wurden. Dieſe teufliſchen Abſichten waren theils die Stillung ſeiner unerſättlichen Rachbegierde an perſönlichen Gegnern, theils die Demüthigung des ihm verhaßten hohen portugieſiſchen Adels, und wo nicht noch mehr, doch gewiß eben ſo ſehr das Verderben der Jeſuiten, die er nicht weniger haſſete, als er mit ihren Gütern ſich zu bereichern ſuchte. Da Carvalho und ſeine Gehülfen nicht ſäumten, den Jeſuiten an dieſer vorgeblichen Verſchwörung der Großen gegen das Leben des Königs den nächſten Antheil beyzumeſſen, und die alten Verläumdungen, daß ſie nicht nur Lehrer des Königsmordes wären, ſondern auch bey verſchiedenen Königsmorden mitgewirket hätten, wieder aufzuwärmen; ſo ward auch dieſem gemäß mit ihnen verfahren. An alle Jeſuiten ergieng der Befehl, ſich nicht von den Oertern, wo ſie ſich befänden, zu entfernen; in ihre Häuſer zu Liſſabon wurden Solda-

ten gelegt, und ihre Kollegien genau unterſucht, und ängſtlich durchſucht. Zuerſt ward der Provinzial mit neun Jeſuiten, und endlich alle übrigen eingezogen; auch die welche ſich in den über dem Meer gelegenen Provinzen befanden, mußten alle eingefangen, und nach Portugal geſchickt werden. Alle Güter und Beſitzungen der Jeſuiten in ganz Portugal wurden auf königlichen Befehl in Beſchlag genommen, alle Gemeinſchaft der Unterthanen mit den Jeſuiten aufgehoben. Bald darauf wurde auch Rom beſtürmt; der König von Portugal wollte durchaus, daß die Jeſuiten auch durch die geiſtliche Gerichte, benanntlich durch den geheimen Gewiſſens-Rath verurtheilet, und von daaus dann erſt den weltlichen Gerichten als ſchon erklärte Verbrecher ausgeliefert werden ſollten.

Pabſt Clemens der XIII. erſchrack über ein ſolches Anſinnen; er verwarf durchaus den Anſchlag des Königs. Auf wiederholte Zudringlichkeiten des Königs erließ er endlich am 11. Auguſt dieſes Jahres Chriſti 1759 eine Verordnung hierüber, und ertheilte dem geheimen Gewiſſensrathe zu Liſſabon die Befugniß, über die Theilnehmer des verſuchten Königsmordes (ſollten ſie auch Ordensmänner oder wohl gar Jeſuiten geweſen ſeyn) zu urtheilen und die Schuldigbefundenen zu beſtrafen. Der heiligſte Vater merkte gar wohl, wohin die Abſicht des Hofes von Liſſabon zielen möchte. Er empfahl dem Könige das Inſtitut der Geſellſchaft Jeſu aufs inſtändigſte, und bath man möge daſſelbe von einzelnen Ordensgliedern wohl unterſcheiden. Aber das Bitten des heiligen Vaters machte keinen Eindruck. Schon am 3. September eben dieſes Jahres Chriſti 1759 unterzeichnete König Joſeph das über die Geſellſchaft Jeſu beſchloſſene Verdammungs-Urtheil. Dieſem Endurtheil zufolge verbannte er die Jeſuiten für allzeit, und ohne alle Hoffnung der Wiederkehr aus Portugals Staaten, und zwar, was noch darniederſchlagender für den Orden ſeyn mußte, aus beſchimpfenden Beweggründen. „Die Jeſuiten,“ hieß es im Edikt, „ſind Aufrührer, Verräther, Feinde des Vaterlandes, und Schänder der Majeſtät des Königs. Als Verbre-

cher

cher dieſer Art ſollen ſie aus dem Reiche verjagt werden, und ewig verjagt bleiben. Nur jene Jungebohrne, welche noch keine Profeſſion abgelegt haben, und Entlaſſungsbriefe des Patriarchen von Liſſabon vorzeigen, will man verſchonet wiſſen.“ Dieſes iſt der Innhalt jener ſchreckbaren Verordnung, deren Vollziehung raſch von ſtatten gieng. Alle portugieſiſche Jeſuiten, nur die Verhafteten ausgenommen, wurden an die Küſte von Italien geführt. Selbſt die meiſten Scholaſtiker, Jünglinge, welche noch kein Gelübde geſchworen hatten, ließen ſich fortführen. Am 27. September dieſes Jahres Chriſti 1759 ſtiegen 130 Jeſuiten zu Liſſabon in ein raguſaniſches Schiff, und ſtimmten bey der Einſchiffung an Tago's Ufern, in einem rührenden Tone den Pſalm an: „*In exitu Israel de Ægypto.*“ Aehnliche Ladungen von Jeſuiten geſchahen zu Ende des September, und in den folgenden Monaten; einige Schiffe landeten zu Marſeille, andere zu Livorno, Centocelle, und Civitavecchia. Noch in eben dieſem Jahre Chriſti 1759 kamen 120 portugieſiſche Jeſuiten zu Rom und eben ſo viele zu Rufinella bei Frescati an, wo man ſie mit edelmüthiger Gaſtfreundlichkeit aufnahm.

Der ſo richtig berechnete, und ſo gut und ſo ſchnell und wohl recht auffallend ſiegreich vollbrachte Sturz der Jeſuiten in Portugal, war nun ſchon wieder ein bedeutender Triumph der großen Höllenrotte, der Religionshaſſer, der ſogenannten Philoſophen in Frankreich; ſie konnten nun wieder um ſo zuverläßiger rechnen auf immer weiteres Vorwärtskommen, auf endlich vollkommene Erreichung all ihrer Abſichten. Die Nachricht von dem barbariſchen Verfahren, das man ſich in Portugal gegen die Jeſuiten erlaubte, und die dadurch gewaltig erreichte Abſicht des Unglaubens und des Religionshaſſes, war ein Labſal und eine Freude allen Feinden des heiligen Glaubens und der katholiſchen Kirche, und ganz beſonders den Hauptſtiftern alles Unheils, den Philoſophen in Frankreich; dieß hielt ſie einigermaſſen ſchadlos für ſonſtige Hinderniſſe, die ihnen noch im-

immer von Zeit zu Zeit in Weg kamen, vorzüglich von Seite der Geiſtlichkeit, die auf alle Weiſe ſich beſtrebte, dem Strome des Verderbens nach allen Kräften immer wieder noch Einhalt zu thun.

Immer arbeitete die Geiſtlichkeit in Frankreich den sataniſchen Abſichten der Ruchloſen mit apoſtoliſchem Eifer raſtlos entgegen; immer ſuchte ſie alle angewandte Mittel der Bosheit entweder ganz zu zerſtören, oder doch zum Theil kraftlos zu machen; ſchon gleich, als der erſte Band einer ihrer gottloſeſten Schriften, ihrer verfluchenswürdigen Anziklopädien vor 10 Jahren ans Tageslicht trat, rüſtete ſich die Geiſtlichkeit insgeſammt dagegen, und drang in den geheimen Staatsrath des Königs, daß er die Verbreitung jenes, der Religion ſehr nachtheiligen Werkes, verhindern möchte. Zwar hatte das erfolgte Verboth des Staatsrathes keine lange Dauer, indem die Anziklopädiſten einige Jahre darauf durch Schleichwege es wieder dahin brachten, daß ſie ihr grundverderbliches Werk ungehindert fortſetzen durften. Aber die Geiſtlichkeit ließ ſich dadurch nicht abſchrecken, drang neuerdings, und ſo inſtändig in den König, daß jetzt, im Jahre Chriſti 1759 die erſchlichene Erlaubniß endlich wieder zurückgenommen, und das Verkaufen der mittlerweile gedruckten erſten Bände aufs ſchärfſte verbothen wurde. Gleichfalls der Geiſtlichkeit hatte man es zu verdanken, daß endlich auch Helvet und Raynal in Verhaft gezogen, und ihre Werke zum Feuer verdammt wurden. Selbſt Woltär ſchrieb es dem Eifer der Geiſtlichkeit zu, daß er mehreremale eingeſperrt worden, und daß er manchesmal habe flüchtig gehen müſſen, um einer ſchärfern Ahndung auszuweichen. Auch erſchienen immer von Zeit zu Zeit vortreffliche Schriften, die dem Unheil, dem Verderben kraftvoll entgegen wirkten.

Auch von Seite der Weltlichen wurde noch immer für die gute Sache Vieles gethan. Obwohl Frankreichs Bewohner viele, und mannigfaltig gegründete Urſachen ſchon ſeit vielen Jahren, und beſonders ſeit der Regierung

rung Ludwig XIV., und unter Ludwig dem XV. zum Mißvergnügen mit der Staatsverwaltung hatten, ſo war doch Liebe zu ihrem Könige Nazionalcharakter derſelben; und es konnte daher nicht an Leuten fehlen, welche die für den Staat ſo nachtheiligen Grundſätze der neuen Philoſophen mit Unwillen betrachteten. Seit der Orleans'ſchen Regentſchaft hatten Religion und Sitten in Frankreich einen gewaltigen Stoß bekommen; aber es fehlte deßwegen doch nicht an Leuten, welche der Religion mit ganzer Seele anhiengen, und es verabſcheueten, daß die Philoſophen durch ihre Schriften beydes zu zernichten ſtrebten. Man ward bald genug inne, daß ſowohl durch die kleinern Schriften, die unter das Volk ausgeſtreuet wurden, als durch die größern Werke, mit welchen ſie hervortraten, nichts Geringers beabſichtiget werde, als eine große Revoluzion in der ganzen Denkungsart des Volkes hervorzubringen, die Herrſchaft über die öffentliche Meynung an ſich zu reißen, ſie zu vergiften, dem Volke die Religion zweifelhaft und lächerlich zu machen, ſeine Moralität zu zerſtören, ihm die Köpfe mit abentheuerlichen Grillen über die Staats-Verfaſſung anzufüllen, und ſomit auf den Umſturz der Altäre und des Thrones mächtig hinzuarbeiten. Man widerſetzte ſich alſo nach Kräften ſchriftlich und mündlich dem werdenden Unheil; man ſchilderte in Schriften und in mündlichen Vorträgen die greuelvolle gegenwärtige Lage der Dinge, und die daraus werdende noch greuelvollere Zukunft.

Das Jahr Chriſti 1760 begann mit vier merkwürdigen Bekehrungen; es ließen ſich drei Juden und ein Türke in den Schafſtall Chriſti aufnehmen; ſie wurden von Pabſt Clemens dem XIII. in der pauliniſchen Kapelle des Vatikans getaufet.

Zu Unling, im Biſthum Conſtanz, hatten vor zwei Jahren 35 Bauern und Knechte mit Erlaubniß ihres Herrn Pfarrers, Joſeph Kleber, an einem Sonntag Fuder eingeführet, um es nicht ganz verfaulen zu laſſen, indem vorhin ineinemfort Regenwetter angehal-

ten

ten hatte. Franz Klevel, der Landrichter des Grafen von Scheer-Friedberg, ſah dieſes Arbeiten als Entheiligung des Sonntags an, und züchtigte dieſe Leute theils mit Geld, theils mit Leibesſtrafen. Indem unter den Beſtraften auch einige Knechte des Pfarrers mitbegriffen waren, nahm ſich der Pfarrer der Sache an; er bat anfangs den Landrichter, und nahm, da Bitten nicht fruchtete, ſeine Zuflucht zum Ordinariat in Conſtanz. Der Cardinal-Biſchof Rodt verwies dem Landrichter Klevel dieſe Eingriffe in die Kirchenrechte, verboth ihm alle fernere Schritte. Weil auf alles nicht geachtet wurde, erkannte er endlich den Kirchenbann über ihn. Jetzt nahm ſich der Graf der Sache des Landrichters mit allem Ernſte an. Als mehrere an den Biſchof von Konſtanz erlaſſene Schreiben keinen Eindruck gemacht hatten, gab er ein öffentliches Manifeſt heraus, um das Verfahren des Klevel zu entſchuldigen. „Ich", ſagte der Graf, „bin Landesherr, ſohin Beſchützer der Kirchengeſetze in Unling; mein Beamter war alſo befugt, den Pfarrer und die Bauern von Unling als Sonntagsſchänder zu beſtrafen." Der Biſchof von Conſtanz, Franz Konrad, beſtättigte das gegen Klevel gefällte Urtheil; der Graf aber wurde in einem ernſthaften Tone ermahnet, zu bekennen: „daß es der Kirche allein zuſtehe, über das Feyern der Sonntage, und über die Knechtlichkeit dieſer oder jener Arbeit geſetzlich zu erkennen." Der Graf Leopold ſah ſich nun um höhern Schutz um, und fand ihn auch am kaiſerlichen Hofe zu Wien. Die Kaiſerinn Maria Thereſia erließ alſogleich am 12. Juli des Jahres Chriſti 1760 ein die ganze Sache mit einem kurzen Machtſpruch entſcheiden ſollendes Schreiben an Franz Konrad, den Biſchof von Conſtanz. Die Monarchinn läßt die Frage, ob der Landrichter Klevel in ſeinem Verfahren wider den Pfarrer und die Bauern von Unling zu weit gegangen ſey, ganz unberührt; aber ſie behauptet: „daß Klevel von dem Biſchofe entweder gar nicht, oder doch nicht ohne

Vor-

Vorwiſſen des Landesfürſten exkommunizirt werden konnte. Sogar nahm Thereſia kein Bedenken, dem Cardinal-Biſchofe gewiſſe ihm bezeigte Merkmaale der kaiſerlichen Gnade und Zuneigung vorzuwerfen. Deſſen ungeachtet war der Biſchof ſtandhaft genug, das Bannurtheil nicht zurückzunehmen. Vielmehr erklärte er feyerlich, daß er geſonnen ſey, eher alles zu verlieren, als, ſo lang er Biſchof ſey, einen Eingriff in ſeine biſchöfliche Rechte jemals zu geſtatten.

In Portugal wurde auch im Jahre Chriſti 1760 fortgefahren, wie man es bisher angefangen hatte, nur daß man jetzt zuſehens ſchneller mit jedem Tag weiter gieng. Faſt alles, was während der Regierungsjahre des Königs Joſeph an dem Hofe zu Liſſabon vor ſich gieng, war ein endloſes Gewebe von Ränken, und künſtlich geſpielten Hofſtreichen, womit man das Anſehen der katholiſchen Religion herabſetzen und beſonders das Oberhaupt der Kirche erniedrigen wollte. Der Marquis Pombal, von deſſen Winken das ganze Kabinet von Liſſabon abhieng, hatte vorlängſt allerhand Neuerungen in kirchlichen Gegenſtänden entworfen. Unter allen Entwürfen ſtand der Umſturz des Jeſuitenordens, den man als die Leibgarde des Pabſtes anſah, oben an. Als dieſer Koloſ einmal zu Boden lag, fiel man über jeden andern, der noch ſtehen zu wollen, Muth zeigte, mit eben derſelben Wuth her. Vor allem griff man das zur Unterſuchung und Beſtrafung der Ketzer und Ungläubigen in Portugal angeordnete geiſtliche Gericht an, welches von nun an in Nichts mehr ohne nochmalige Unterſuchung von Seite des königlichen Staatsraths, einen entſcheidenden Spruch erlaſſen durfte. Nachmals beugte man den Erwerbungen der Geiſtlichkeit vor, verboth alle dem Prieſterſtand günſtige Vermächtniſſe, reformirte das Mönchsweſen, entzog den Geiſtlichen das ihnen bisher anvertraute Erziehungsgeſchäft, und traf allerhand Vorkehrungen, welche allmählich den Grund zu einer neuen Kirchenzucht legen ſollten. Vorzüglich beſtrebte ſich das Miniſterium von Liſſabon, die Rechte

des

des päbſtlichen Stuhles zu ſchmäleren, namentlich das Patronatsrecht deſſelben anzutaſten, mit einem Wort, das Oberhaupt der Kirche recht ohnmächtig zu machen.

Recht willkommen dazu war dieſer Regierung eine Schrift, die vor kurzem erſchienen war, das Werk eines gewiſſen Anton Pereira, eine Abhandlung wider die römiſchen Kanzleiregeln. Dieß war etwas für den Miniſter Pombal; nach dieſem Maaßſtaab wurde nun zu- und vor- und abgeſchnitten. Am härteſten hatte es nun der päbſtliche Geſandte in Portugal, für ihn war nun Liſſabon recht eine Hölle, auf alle erdenkliche Weiſen wurde er nun gequält, und genecket; und immer wieder legte man ihm neue Fallen, um ihn immer wieder neuerdings quälen, und necken zu können. Endlich wurde es gar nicht mehr der Mühe werth gefunden, mit ihm lange ſich abzugeben. Am 15. Juni dieſes Jahres Chriſti 1760 frühe Morgens ſah der päbſtliche Geſandte ſein Haus mit Soldaten umgeben, und bald darauf wurde ihm ſeine Verweiſung aus Portugal angedeutet, und nicht einmal ſoviel Zeit ihm gelaſſen, als nöthig gewewesen wäre, auch nur das Nöthigſte einzupacken, er wurde nur geſchwind ſelbſt eingepackt, und in ein dazu ſchon bereit ſtehendes Schiff gebracht.

Bald hernach erſchien ein königliches Manifeſt, vermöge deſſen alle Unterthanen des Kirchenſtaates aus dem portugieſiſchen Gebiethe wandern mußten. Die Portugieſen durften in Zukunft kein Breve, keine Bullen oder Gnadenbriefe, nicht einmal andere Waaren, von Rom annehmen. Die bisher zu Liſſabon beſtandene Nunziatur wurde für allezeit geſchloſſen. Franz de Almada, portugieſiſcher Miniſter zu Rom, ſollte alle in Italien befindliche Portugieſen in ihr Vaterland abrufen, und alsdann ſelbſt Rom verlaſſen. Almada gieng am 7. July dieſes Jahres Chriſti 1760 von Rom weg, ohne daß er ſich gewöhnlichermaßen beurlaubt hätte. Nur hatte er ſchriftlich eine Art Rechtfertigung hinterlaſſen, welche aber nichts rechtfertigte; man glaubte zu Rom alle Gründe zu haben, das wider den päbſtlichen

chen Geſandten, und wider die päbſtlichen Unterthanen gewagte Verfahren des Liſſaboniſchen Hofes als eine große Verletzung des Völkerrechts, als eine der Ehre des päbſtlichen Stuhles zuwider laufende Handlung anzuſehen.

Das ohnehin bereits ungeheuer große Heer der Unglaubigen wurde mit jedem Jahr immer noch größer, und ſtärker; beſondern Zuwachs bekam es jetzt um das Jahr Chriſti 1760 durch eine wieder ganz neue Sekte, durch das Entſtehen einer Geſellſchaft ſogenannter Oekonomiſten (Wirtſchafter:) Derſelben Anführer war Franz Quesnay von Merſy, der anfangs den Ackerbau getrieben hatte. Nachmal lernte er die lateiniſche und die griechiſche Sprache, übte die Chirurgie aus, und wurde endlich als Sekretär bey der chirurgiſchen Akademie zu Paris angeſtellt, wo er ſich nebenbey auf die Arzneykunde legte. Dieſer Stifter einer neuen Philoſophen Sekte war Leibarzt bey der verrufenen Pompadur, und ſchon dadurch am Hofe des Königs Ludwigs des XV., der ihn gewöhnlich den Denker zu nennen pflegte, im großen Anſehen; derſelbe hatte ſich bereits auch durch Schriften bekannt, und um den Unglauben, und um die Hölle dadurch ſich ſehr verdient gemacht; beſonders durch ſeine „ländliche Philoſophie" und durch „ſein Naturreich" und durch „ſeine Regierungsart", die, wie er ſagt, fürs Menſchengeſchlecht die glückſeligſte ſeyn müßte. Dieſer von ihm vorgeſchlagenen Phiſiokrazi wegen wurden dieſe Sektierer, dieſe Oekonomiſten, auch noch Phiſiokraten zugenennet. Dieſe neue Art Verführer und Unheilſtifter waren ſchon gleich Anfangs nicht wenige; bald aber mehrten ſie ſich immer noch mehr, theils durch die Neuheit, theils durch das Blendende ihrer Lehren, da ſie überall nichts als Wohlwollen, Menſchenliebe, Volksglückſeligkeit predigten, und das goldene Zeitalter auf Erden herſtellen wollten.

Im Grund, und im Weſen waren auch dieſe Ungeheuer, und wilden Thiere von den Woltärſchen, und Ruſſoſchen in Nichts unterſchieden; alle drey im Dienſte der Hölle, und demſelben teufliſchen Zwecke gleich

thä-

thätig zuarbeitend; nur in der Art, ihre Dienſte zu leiſten, verſchieden. Dieſe neueren Zerſtörer alles Guten ſchienen ſanfter, milder, anſpruchsloſer als jene; man konnte eben nicht ſagen, daß dieſe neuere Sekte, wie jene des Woltärs von einem ganz ſataniſchen Haſſe beſeelet, ſich zum Umſturze des Chriſtenthums förmlich verſchworen, oder daß eben die Anwerberey zum Beſten des Deismus bey ihr, wie bey den Schülern des Ruſſo Statt gefunden hätte; ſondern, wie es ſchon damals durch alle Stände hindurch ſehr weit eingeriſſen war, keine Religion zu haben, und beſonders die geoffenbarte Religion als Betrug und Aberglauben anzuſehen, ſie zu verachten und zu haſſen, ſo war auch dieſer Parthey dieſes eigen. Wenigſtens ſuchten ſie eine ſanftere Miene, einen freundlichern Anſtrich ihrer Sekte zu geben; in ihrem Innern aber war das nicht, was ihr Lügenſchild aushenkte; doch manchmal verbargen ſie auch äuſſerlich offenbar zu ſchlecht den Haß, den ſie gegen das Chriſtenthum trugen; ihre Werke ſind voll von denjenigen Zügen, welche den Entſchluß ankündigen, eine bloß natürliche Religion ſtatt der geoffenbarten Religion zu ſetzen. Man mag unter den drey Hauptpartheyen dieſer vorgeblichen Philoſophen ſtoßen, auf welche man will, ſo kann man ſicher ſeyn, daß man immer auf einen Feind des Chriſtenthums ſtößt. Das Haupt=Augenmerk der Oekonomiſten wollte einzig und allein auf die Staatsverfaſſung hingerichtet zu ſeyn ſcheinen; immer ward bey ihnen alles auf ſtrenge Gerechtigkeit, und auf uneingeſchränkte Freyheit eines jeden Einzelnen ſowohl im Gewerbe und Genuſſe des Erworbenen, als in Anwendung ſeiner Kräfte zurückgeführt, und alle Einſchränkungen im Handel und Gewerbe, alle Exemtionen und Ungleichheiten in den Abgaben verſchwanden. Allein genau betrachtet war das ganze Syſtem nicht haltbar, voll aufgeſchrobener rieſenmäßiger Theater=Dichter=Gedanken, auf ganz offenbar falſche Vorausſetzungen gegründet, und konnte, ohne den Staat gewaltſam und höchſt gefährlich zu erſchüttern, nicht eingeführt werden. Dieß

be=

bekümmerte ſie aber auch ſo wenig, daß es vielmehr ihre Abſicht war, die ganze bisherige Staatsverfaſſung umzuwerfen, und eine ganz neue, nach ihren Träumen eingerichtete, an derſelben Stelle zu ſetzen. In dieſer Abſicht kammen nun dieſe saubern Wirthſchafter immer mit allerley wirthſchaftlichen Vorſchlägen, und Entwürfen; vor allem zeigten ſie Eifer für die Bevölkerung, brachten Plane auf Plane zum Vorſchein, wie dieſelbe befördert, wie recht viele Menſchen = Fabriken im Staate angelegt werden könnten. Da ergab ſich dann immer recht natürlich ein wüthender Ausfall auf den eheloſen Stand der Geiſtlichkeit, dieſer war ihnen nun die größte Sünde, war Verletzung des Völkerrechtes, hieß widerrechtlich, und unverantwortlich, und unmenſchlich, und unnatürlich, und grauſam. Dieſe Wirthſchafter waren auch aus lauter Wirtſchaftlichkeit die Urheber der Abſchaffung mehrerer Feyertage, als welche dem Handwerker und Landmann zu viele Zeit raubten, dem Ackerbau, der Induſtrie und alſo dem Staate ſchädlich wären. Ihnen ſind auch die Erſparungsprojekte zuzuſchreiben, nach welchen man, um das Geld für Wachs und Rauchwerk zu erſparen, in der Kirche nicht mehr Lichter anzünden und räuchern ſollte, und zur Schonung des Holzes die Todten nicht mehr in Särgen beygeſetzt, ſondern in grobes Packtuch eingenäht, eingeſcharret werden ſollten. So hatten dieſe neuen Marktſchreier noch eine Menge Verbeſſerungs Projekte, und Erſparungsrecepte, und Heilungs = Salben im Vorſchlag.

Das Wichtigſte aber, was dieſe Oekonomen dem großen Orden der gemeinſchäftlichen Verſchwörung aller Gottloſen leiſteten, war dieß; daß ſie das Volk zum Beurtheiler der Staatsverwaltung und des Finanzweſens machten, vor den Augen deſſelben die Regenten gleichſam in die Schule nahmen, und ſich das Anſehen gaben, daß ſie bey ihnen erſtlich eine gute und weiſe Staats = Oekonomie, von der ſie bisher noch gar keine Begriffe gehabt, lernen könnten. Und ſomit arbeiteten ſie in Geheim unaufhörlich an Untergrabung aller bürgerlichen Verfaſſung,

und

und Ordnung. Der ganze Antrag dieſer Oekonomiſten war; den Menſchen zum Stande der Wildheit oder der rohen Natur zurück zu führen; denn ihren Gedanken zufolge, entfernt den Menſchen nichts ſo ſehr von ſeiner eigentlichen Beſtimmung, als Civiliſazion, Sittenbeſſerung, Furcht vor einem höhern Weſen. — Jedes erhabene Gefühl, jede Würdigung der Menſchheit ſollte nun vertilgt werden. Sie wollten den Menſchen dadurch von dem Grunde aus (*radicaliter*) heilen, daß ſie ihn in den Wald hinaus führen, und zu einem nur ganz allein thieriſchen Leben einweihen wollten.

Anfangs hatte es das Anſehen, als wollten ſich dieſe neueren Philoſophen mit den ſchon ältern Philoſophen-Sekten entzweyen, gegenſeitig ſich anfeinden; aber gar bald wurden ſie es wohl ſelbſt gewahr, daß, wenn ſie ſchon von verſchiedenen Punkten ausgiengen, und verſchiedener Mittel ſich bedienten, ſie doch zu einem und demſelben Ziele hinarbeiteten. Sie boten alſo einander brüderlich die Hand, und ſo arbeiteten denn die Voltärſchen, und die Ruſſoſchen, und die Oekonomiſtiſchen Philoſophen wenn gleich getrennt und jede für ſich, doch mit gegenſeitiger Schonung, auch wohl Hülfsleiſtung und enge vereinigt durch das geheime Band des Philoſophismus, darauf los, eben ſo die Thronen umzuſtürzen, als ſie es aus allen Kräften ſich angelegen ſeyn ließen, die chriſtlichen Altäre niederzureißen, und ſo endlich zu erreichen das gemeinſchäftlich geſteckte Ziel, ihren — letzten Endzweck: Die Zurückführung der Menſchen in den Stand der Wildheit, und der rohen Natur. Dieſer ihr an ſich unglaublicher, aber doch einziger letzter Entzweck iſt von allen dieſen ſchönen Philoſophen nur gar zu oft, und zu deutlich ſelbſt verrathen worden. Schon aus den Ruſſoiſchen Erziehungs-Grundſätzen leuchtet derſelbe aufs deutlichſte hervor, und Menſchen, welche nach denſelben gebildet worden, paßten gar nicht mehr für die bürgerliche Geſellſchaft, ſondern gehörten in den Wald. Auch Diderot in ſeinem Geſpräch fand es ganz allerliebſt und ächtphiloſophiſch; wenn die Menſchen ohne Schaam und

 Scheu

Scheu ſich vor den Augen Himmels und der Erde am hellen Tage, begatten könnten!

Ihr ganzer Höllenplan war nun einmal angelegt auf gänzliche Herabwürdigung des Menſchen, auf Zernichtung alles deſſen, was dem Menſchen einen Vorzug vor den Thieren geben könnte; vorzüglich auf Hinwegbringung aller Scham, aller Zucht, und Ehrbarkeit. Um aber ſo weit es recht bald zu bringen, wurde dann immer wieder mit neuem Eifer von allen drey Partheien gleich thätig fort gearbeitet an Zerſtörung der Religion, an Vertilgung des Chriſtenthumes; denn dieß wußten alle gar wohl, daß man mit dem Umſturze der Thronen nimmer fertig werden würde, wenn nicht zuvor die chriſtlichen Altäre niedergeriſſen wären. Hieraus ergiebt es ſich nun von ſelbſt, daß, wo von Religion in den Schriften dieſer Afterphiloſophen die Rede iſt, das Chriſtenthum immer am ſchlimmſten wegkommt. Wenn man die Wuth anſieht, mit welcher ſie ſich gegen die katholiſche Religion auslaſſen, den Haß und den bittern Spott, welchen ſie gegen ihre Prieſterſchaft allenthalben ausſchäumen; ſo möchte man denken, daß dieſe Kirche es nur eigentlich ſey, gegen welche ſie ihre Streiche richten. Dieſe Meynung hatten auch wirklich viele kurzſichtige und ihrem alten Haſſe gegen die katholiſche Kirche nachgebende Proteſtanten gehabt, und ſind dadurch verleitet worden, den Philoſophen nicht nur ihren Beyfall zu geben, ſondern ihnen auch bey ihren Operazionen zur Zerſtörung des Katholicismus hülfreiche Hand zu bieten. Allein dieſe Religionsfeinde waren Feinde aller Religions-Partheien, und vorzüglich jener, die ſich chriſtlich nannten. Wenn ſie auch den Ketzern manchmal ſchmeichelten, und ſie gewöhnlich in Schutz nahmen; ſo geſchah dieß nur einſtweilen, weil ſie ſich derſelben für jetzt noch als Hilfs-Truppen bedienen wollten, um die allein chriſtliche und katholiſche Kirche mit mehr Kraft zu bekämpfen, und zuverſichtlicher bezwingen, und zernichten zu können, gerade ſo, wie ſie ſich der Janſeniſten gegen die Jeſuiten annahmen, damit

„die

„die Janſeniſtiſche Canallie," wie d'Alembert ſagt, „ihnen die Jeſuitiſche Canallie vom Halſe ſchaffen, und dieſe Spinnen ſich unter einander ſelbſt auffreſſen möchten." Gegen das Chriſtenthum überhaupt waren ihre Abſichten gerichtet, und ſie ſuchten es nicht nur unter den Muhamedanismus, ſondern ſogar es noch unter das Heidenthum hinabzuſezzen, und als eine Religion vorzuſtellen, die dem Staate eher ſchädlich als vortheilhaft wäre. „Der Entwurf Chriſti bey Stiftung ſeiner Religion iſt viel ſchlechter," ſagt einer dieſer Philoſophen, „als der Entwurf Muhameds, deſſen Abſichten ſehr vernünftig waren." „Jupiter," ſagt ein anderer, „iſt mehr werth, als der Gott der Chriſten. Die Anhänger des Chriſtenthums, deren Gemüth immer mit dem Himmel und einem andern Leben beſchäftigt iſt, können weder gute Bürger, noch gute Soldaten ſeyn." Ein andermal fiel es ihnen ein, dem Judenthume ausſchließlich den Vorzug zu geben. „Wenn die chriſtliche Religion," ſagt der Marquis d'Arſchan, „ſo einfach wäre, wie das Judenthum, dann hätten unſre Pfaffen weniger Mittel ſie zu verwirren; ſie würden ſich alsdann mehr der Natur und dem gemeinen Rechte nähern." Nach dieſen neuen Weiſen war daß Chriſtenthum nichts anders als ein Werk des Betrugs; die Apoſtel waren Betrüger, welche den einfältigen Pöbel hintergangen, unter welchem es auch nur ſeine erſten Anhänger gezählet; die Evangelien waren Romane. Um das Maaß der Schändlichkeiten recht voll zu machen, erklärten ſie, eben ſie, die doch allem Aberglauben und den Vorurtheilen den Hals brechen wollten, ſie, die ſogenannten Aufklärer, erklärten nun Chriſtum den Herrn ſogar als einen Schwarzkünſtler.

Ruſſo ſchien zwar manchmal wider ſo recht eingenommen fürs Chriſtenthum; er rühmte daſſelbe in einigen ſeiner Schriften ſelbſt an; da er darin bezeugte: „daß ihn die Majeſtät der heiligen Schrift in Erſtaunen ſetze, daß die Heiligkeit des Evangeliums ſein Herz rühre, daß ein zugleich ſo erhabenes und einfaches Buch unmög-

 lich

lich das Werk der Menſchen, und der, deſſen Geſchichte es erzählt, unmöglich nur ein bloßer Menſch ſeyn könne." Aber in andern Schriften äuſſert ſich eben derſelbe Ruſſo wieder ganz anderſt; auf einmal iſt es dann wieder mit dem göttlichen Urſprunge der heiligen Bücher, die ſonſt nach ſeinen eigenen Worten unmöglich das Werk der Menſchen ſeyn konnten, noch nichts weniger als richtig. „Seht ihr nicht," ſagt er, „daß, bevor ich dem Buche, welches ihr heilig nennet und von welchem ich nichts verſtehe, Glauben beymeſſe, ich von andern als von euch wiſſen muß, wann und von wem es gemacht worden? — Verlaſſet jene geheimnißvollen Dogmen, die ja weiter nichts für uns ſind, als Worte ohne Sinn." Der göttliche Stifter des Chriſtenthums, deſſen Geſchichte man nicht leſen könne, ohne zu ſehen, daß er mehr als bloßer Menſch geweſen, verliehrt zu anderer Zeit bey dem Genfer Philoſophen, und zwar aus den lächerlichſten Gründen, ſeine ganze Würde, und iſt nichts anders als ein Unruheſtifter geweſen. „Ihr kündiget mir einen Gott an," ſagt er, „der vor 2000 Jahren am andern Ende der Welt," ich weiß nicht in was für einer kleinen Stadt, gebohren und geſtorben iſt. Warum hat euer Gott dieſe Begebenheiten, die er mir als Glaubenspunkte aufdringen wollte, ſo weit von mir geſchehen laſſen? — Jeſus kam auf die Erde und ſtiftete ein geiſtliches Reich — erregte aber damit innerliche Spaltungen, die niemals aufgehöret haben die chriſtlichen Völker zu beunruhigen!" Ja, die ganze chriſtliche Religion, die ihm ſonſt noch zuweilen ſo ehrwürdig zu ſeyn dünkt, iſt ihm zu einer andern Zeit nicht nur ganz unnütze, ſondern er ſtellt ſie auch als eine ſolche vor, die der bürgerlichen Geſellſchaft und der beſſern und freyern Staatsverfaſſung, wozu er die Projekte entwarf, ganz entgegen wäre. Daraus floß denn ganz natürlich her, daß diejenigen, bey welchen ſeine politiſchen Spekulazionen Eingang fanden, damit den Anfang machen mußten, das Chriſtenthum zu zerſtören. „Es wäre ſehr ſonderbar," ſagt er, „daß man noch einer andern Religion bedürfen

ſolle,

ſolle, als der natürlichen. — Das Chriſtenthum predigt nur Knechtſchaft und Sclaverey, und ich kenne nichts, was dem Geiſte der bürgerlichen Geſellſchaft mehr entgegen iſt, als das Chriſtenthum.

So waren auch alle ſeine Schüler, nur, daß einige derſelben hie und da noch andere Nebenwege einſchlugen, und entweder mehr Spielwerk und Kinderpoſſen aus allem machten, und der heiligſten Dinge mehr ſpotteten und darüber träumten und fabelten, wie ſie wollten, und mit den Erdichtungen der blinden Heiden Vergleichungen anſtellten, oder aber offenbar und geradezu Gott läſterten, und mit dem göttlichen Worte, und mit den göttlichen heiligſten Geheimniſſen empörenden Frevel trieben, und am Chriſtenthume gar alles tadelten, und demſelben geradezu fluchten, ſelbes als höchſt nachtheilig den Staaten, als grundverderblich für die ganze Menſchheit öffentlich brandmarkten.

Wurden nun gleich dieſe After-Philoſophen durch die allgemeine Stimme aller Völker, durch den gemeinen geſunden Menſchenverſtand, und durch die fortwährenden Erfahrungen aller Jahrhunderte handgreiflich widerlegt, und vor aller Welt zu Schanden gemacht; ſo konnten ſie nun einmal ihren angenommenen Grundſätzen und ihrem Vorhaben gemäß jetzt nicht mehr wohl anderſt reden und ſchreiben; denn nach ihren Grundſätzen erzeigte man dem Menſchen noch eine Ehre, wenn man ihn unter die Thiere rechnete. Da die endliche Abſicht dieſer Weisheitsmänner war, die Menſchen aus dem geſellſchaftlichen Zuſtande zur Wildheit des rohen Naturlebens herabzuſchleudern, und da Helvezius den Satz aufgeſtellt hatte: „daß der Wilde glücklicher ſey, als der Bauer in polizirten Staaten — daß er ohne Befehlshaber und ohne Knechtſchaft des Glücks der Gleichheit, und vornehmlich des nicht genug zu ſchätzenden, und von dem größten Theile der Völker vergeblich angerufenen Gutes der Freiheit genieße“: ſo war es ganz zweckmäßig, dem Menſchen dasjenige zu rauben, wodurch er am meiſten über das Vieh erhaben iſt,

und das heilige Band zu zerreißen, das allein die menſch=liche Geſellſchaft feſt zuſammenhält. Und ſo kamen ſie ganz natürlich und wie von ſelbſt immer und immer noch weiter, wie ein Menſch, der ſich einmal in einen reißenden Strom hineingeſtürzet hat.

Die ſogenannten Philoſophen zweifelten an den einleuchtendſten, ſich gleichſam aufdringenden Wahrhei=ten, oder noch kürzer, ſie verwarfen ſie ohne weiteres Zweifeln, und übertrafen in allem die blinden Heiden; ſelbſt die von Heiden anerkannte Wahrheit vom Daſeyn Gottes erklärten ſie als Betrug, den man verachten oder vertilgen müſſe. „Ob die Natur blindlings die Urſache aller Begebenheiten ſey, oder ob man ein höchſtes We=ſen anerkennen ſolle“, ſagt La Metri, „darüber ſtreiten die Philoſophen; im Grunde iſt es aber zu unſerer Ru=he einerlei, ob es einen Gott gebe, oder nicht.“ — „Man will die Urſache, (Gott) über die Wirkung in dieſer ſchönen Ordnung der Welt erheben“: ſagt Robi=net, „es iſt Vermeſſenheit, es iſt Täuſchung und Be=trug; es war nie was anders, als das allgemeine Thier, von dem alle übrigen in ſo wunderbarer Veränderung abſtammen.“ Dieſes „allgemeine Thier“ iſt nach ihrem Sinne nichts anders, als „eine große Maſchine“, mit welchem Namen von den Philoſophen die Sammlung aller nach ihrer eigenen Kraft wirkenden Materien ange=deutet wird. Es giebt alſo keinen Gott, oder eigentlich al=les iſt Gott, nur verſchieden geformt und geſtaltet. Ein andersmal wurde von ihnen erkläret: „daß G o t t ei=n e N u l l in der moraliſchen und mathematiſchen Rech=nung ſey; daß es das größte und ſchlimmſte unter al=len Vortheilen ſey, das Daſeyn Gottes zu glauben; daß man das Wort „G o t t“ in allen Sprachen auslöſchen müſſe, und daß der Atheismus (die Gotteslaugnerei) das einzige Syſtem ſey, welches den Menſchen zur Frei=heit und Glückſeligkeit führen könnte.“

Die eben ſo einleuchtende, und ſchon ſelbſt von der Vernunft genug geoffenbarte Wahrheit: „daß die menſchliche Seele unſterblich, und daß nach dieſem Le=

ben ein anderes entweder ewig ſeliges, oder ewig unſeliges Leben folge", wurde von dieſen vorgeblichen Philoſophen mit bübiſchem Muthwillen .und mit lautem Lachen nicht ſo ſaſt geläugnet, als ohneweiters weggeworfen, oder, wenn ſie recht ſchonend mit ihr umgehen wollten, als gutgemeinte Menſchen = Erfindung erkläret, dagegen aber wieder kühnhin behauptet: „daß es eine in allen Jahrhunderten angenommene Wahrheit ſey: unſer Weſen höre mit dem Tode ganz auf, und es ſey eine in dieſem aufgeklärten Jahrhunderte durch tauſend unwiderlegliche Beweiſe dargethane Sache, daß nur ein Leben und nur eine Glückſeligkeit ſey, diejenige nämlich, die der Menſch in dieſem Leben ſich ſelbſt zu verſchaffen weiß."

Um die Art und Weiſe, ſich dieſe Glückſeligkeit zu verſchaffen, konnten Philoſophen dieſer Gattung, welche aller Religion den Abſchied gegeben hatten, welche keinen Gott, keinen Herrn, keinen Richter über ſich erkannten, und keine Zukunft hofften oder fürchteten, wohl gar nicht mehr verlegen ſeyn; die Bahn war nun ſchon gebrochen, und alle Hinderniſſe weggeräumet; man hatte jetzt keine Tugend, kein Laſter, keine Sittenlehre, und nichts mehr zu fürchten. „Tugend, Laſter, und die ganze Sittenlehre", ſagen ſie, „haben mit den Geſetzen und Henkern einen gleichen Urſprung, und ſind bloß politiſche Einrichtungen; — die phyſiſchen Leidenſchaften ſind die wahren wirklichen Vergnügungen; — die wahre Philoſophie giebt nur eine zeitliche Glückſeligkeit zu; — ſeinen Begierden folgen iſt das einzige Mittel, von ihrem Drange frei zu werden; — nichts iſt ſchlechterdings gerecht, nichts ſchlechterdings ungerecht, und es giebt kein wirkliches Laſter und keine wirkliche Tugend; — um glücklich zu ſeyn, muß man alle Gewiſſensbiſſe erſticken; — wenn das Laſter uns glücklich macht, muß man das Laſter lieben; — überhaupt ſind aber Tugend und Laſter nur leere Worte ohne Sinn u. ſ. w." Daraus folgten dann von ſelbſt die fernern abſcheulichen Lehren und Anwendungen dieſer Welt = und

Höllen=Weisheit, alle Schamloſigkeit, Unzucht, Blutſchande, jedes Laſter wurde in Schutz genommen und angeprieſen, und als erſte Pflicht erklärt.

Die Korſen wollten immer noch ſich von den Genueſern nicht beherrſchen laſſen, und verſuchten öfters, das Joch abzuwerfen. Das ſtete Beſtreben und Ringen nach Freiheit verurſachte allmählig eine Verwilderung und Ausartung der Sitten. Die öffentlichen Schulen und Erziehungsanſtalten wurden in Korſika vernachläßigt. Die Pfarrer und Seelenſorger entfernten ſich von den Sprengeln, ſo, daß die zahlreichſten Pfarrgemeinden ohne Hirten und Aufſeher blieben. Einige Biſchöfe von Korſika berichteten dieſe Umſtände nach Rom, und baten, daß der ſchlimmen Lage ihres Vaterlandes ohne Verzug abgeholfen werden möchte. Pabſt Clemens der XIII. beſann ſich nicht lange, indem er in ſchleuniger Abſendung eines päbſtlichen Viſitators, das beſte Heilungsmittel gefunden zu haben glaubte. Der Biſchof zu Segni, Cäſar Creſzens de'i Angeli, von Geburt ein Venezianer, ſchien der würdigſte, zu dieſem Geſchäfte der tauglichſte Mann zu ſeyn; er ward deßwegen in dieſer Eigenſchaft und mit aller nöthigen Vollmacht vor bereits mehr als einem Jahre nach der Inſel Korſika abgeordnet. Dieß war aber, gegen alle Erwartung, den Genueſern ſelbſt nicht recht; der päbſtliche Geſandte wurde durchaus nicht anerkannte, ſogar verfolgt und in die Acht, als vogelfrei erklärt; und nun ſeitdem dauerten die Feindſeligkeiten der Genueſer gegen Rom fort. Von Seite Roms wurde immer alles verſucht; zuerſt Güte, nachher Drohungen; aber immer alles vergebens und fruchtlos. In der Zwiſchenzeit kam derCardinal Spinola, der päbſtliche Geſandte am ſpaniſchen Hofe zu Madrid, auf ſeiner Reiſe nach Genua; auch dieſer verſuchte alles Mögliche, dieſen unangenehmen und in jeder Hinſicht ſo nachtheiligen und auch ärgerlichen Feindſeligkeiten ein Ende zu machen. Aber der Rath von Genua äußerte ſich gegen den Vermittler: „daß er nie eine päbſtliche Viſitation in Korſika an=

anerkennen werde, als nur unter der Bedingung, den Creſzens ſchleunig von ſeinem Poſten abzurufen, und die Korſen als boshafte, gegen die Regierung empörte Rebellen zu betrachten. Um dieſe Zeit erregte ſelbſt der den Römern ſonſt günſtige General Paoli dem päbſtlichen Stuhle Verdruß. Er ließ Rundbriefe in Korſika umhergehen, vermittelſt deren er von den Pfarrern und übrigen Geiſtlichen eine zu Staatsbürden verwendbare Gabe abforderte. Eben ſo eigenmächtig wollte ſich Paoli geiſtliche Zehende aus dem Kirchenvermögen der Inſel zueignen, damit er den Krieg wider Genua mit Nachdruck führen und verfolgen könne.

Pabſt Clemens der XIII., der dadurch in eine immer noch bedenklichere Lage kam, beſtrebte ſich bei verſchiedenen Höfen eine günſtige Vermittlung zu finden. Nirgendwo fand er ſo geneigtes Gehör, als an dem Hofe zu Neapel. König Ferdinand der IV. gab im Jahre Chriſti 1761 ſeinem Geſandten zu Rom, dem Cardinal Dominikus Orſini Vollmacht, eine Vermittlung einzuleiten, wodurch die Händel zwiſchen Genua und Rom in Güte beigelegt würden. Orſini entwarf folgende Artikel als Bedingniſſe der Ausſöhnung: „1). Genua nimmt das wider den Viſitator Creſzens erlaſſene Manifeſt zurück: der Pabſt hingegen widerruft das wider die Gültigkeit des Manifeſtes ausgefertigte Dekret. 2). Die Abrogazion des Manifeſtes ſoll um einen Tag früher datirt werden. Doch ſoll 3). der Widerruf beider Theile an einem und demſelben Tage kund gemacht werden. 4). Der Pabſt ſoll ſich mit dem Hofe von Neapel genauer und und umſtändlicher benehmen, in welchen Punkten das Geſchäft beſtehe, welches man für das Seelenheil der Korſen unternehmen will.“ Pabſt Clemens hielt ein geheimes Konſiſtorium, und verwarf am 27. März dieſes Jahres Chriſti 1761 die angebothenen Vorſchläge. Bald hernach brachte er andere Punkte aufs Tapet, um einen Vergleich zu bewerkſtelligen. Vermittelſt deſſen verſpricht der Pabſt, den Creſzens durch ein „*Motu proprio*“ von ſeiner korſiſchen

Sendung abzurufen, aber unter folgenden Bedingungen: „daß 1). Creſzens die in einigen Sprengeln angefangene Viſitazion vollende; daß 2). nach Abrufung des Creſzens, ein päbſtliches Landeskind als apoſtoliſcher Vikarius in Korſika angeſtellt werde; und 3). eben dieſer Vikarius unbeſchränkte Freiheit habe, ſein Amt nach Willkühr auszuüben, und das Seelenheil der Korſen zu befördern. Auch dieſer Antrag wurde verworfen.

In Portugal wüthete man gegen die in abſcheulichen Kerkern noch zurückbehaltene Reſte der Geſellſchaft Jeſu noch eben ſo barbariſch, als vorhin; man fügte den ſchon früher an ihnen verübten Grauſamkeiten immer noch neue hinzu. Pater Gabriel Malagrida, ein Jeſuit, welcher ein geiſtreiches und bußfertiges Leben führte, mußte über zwey Jahre in dem ſcheußlichſten Gefängniſſe ſchmachten. Erſt nach einer ſo langweiligen Verhaftung wurde er als vorgeblicher Prophet und Wundermann dem Inquiſitionsgerichte ausgeliefert, um bey dieſer Stelle, als Verbrecher wider Kirche und Staat, behandelt zu werden. Da er einmal beſtimmt war der Grauſamkeit als Opfer geſchlachtet zu werden; ſo waren ſie gar bald gefunden oder geſchaffen — die geeigneten Mittel zum Zwecke; man hatte aus Schriften, die man als die ſeinigen angab, einige Albernheiten zuſammengeſtoppelt, wodurch man ſich berechtiget glaubte, ihn als Ketzer hinzurichten, und wovon man ſich verſprach, daß man einfältig genug ſeyn werde, ſeine Hinrichtung dem Antheile zuzuſchreiben, den er an der Verſchwörung gehabt, wie nachmals genug ausgeſtreuet und auch genug geglaubt worden iſt. Ganz ſicher waren die beiden aſcetiſchen Schriften, „das Leben der heiligen Anna“, und das Buch vom „Antichriſt“, welche dem Malagrida die Hinrichtung zugezogen, auch ſelbſt nicht einmal von ihm; man hat ſie häufig dem vorhin genannten Exkapuziner Robert, ſogenannten Platel ſelbſt zugeſchrieben. Genug der ehrwürdige, durch hohes Alter, und noch mehr durch vieles Leiden geſchwächte Greis von 72 Jahren ward unter nochmaliger Bezeugung ſeiner

ner Unſchuld, und mit frommer Ergebenheit eines Heiligen am 21. September des Jahres Chriſti 1761 zu Liſabon erdroſſelt, darauf der entſeelte Leichnam verbrannt, und die Aſche in den Tago geworfen.

Ueberhaupt behandelte man immer am allerſchimpflichſten jene, die zuvor von den Vicekönigen, und andern Staatsperſonen jederzeit in höchſten Ehren ſind gehalten worden; jene, die allen ihren Mitmenſchen ohne Unterſchied Tag und Nacht mit Rath und That möglichſt beygeſprungen, die unermüdet in Beichtſtühlen, und auf Kanzeln ſich beeifert hatten, die dem königlichen Krankenſpital vorgeſtanden, und ſelbes beßtens beſorgt hatten, die ihren Eifer, den katholiſchen Glauben auszubreiten, in dem Katechumenenhauſe gezeiget, und nicht wenige Heyden jährlich durch die heilige Taufe der Kirche einverleibt hatten; die nicht nur allein in Goa, ſondern auch in den umliegenden Inſeln, und Halbinſeln beſtändig einige Bußprediger gehalten, um das ewige Heil der Seelen eifrigſt zu befördern; ohne die in den Provinzen Maißur, Kittur, und Raſchur, ja ſogar in Agra und Dely in dem mogoliſchen Reiche gelegene Miſſionen, welche die goaniſche Provinz erhalten, und ernähren mußte.

Da nun einmal in Portugal das Eis gebrochen war, und die Philoſophen und die mit ihnen verbundenen Janſeniſten ſahen, daß ſie an Carvalho den rechten Mann zur Ausführung ihrer Entwürfe gefunden hatten, von dem ſie erwarten konnten, daß er alles wagen würde, um das von ihm angefangene Werk auszuführen, und dadurch das, was in Portugal vorgieng, das Geſchrey über die Jeſuiten mit jedem Tage immer größer wurde; ſo glaubten ſie, daß nun der rechte Zeitpunkt gekommen ſey, auch in Frankreich loszubrechen, und den Jeſuiten nun einmal recht auf den Leib zu gehen, und nimmer mehr zu ruhen; bis ſelbe ſämmtlich auch aus ganz Frankreich vertrieben ſeyn würden. Man hatte zwar bisher nie geruhet; aber die bisher angewandte Mittel waren zu langſam wirkend; mit eben denſelben Mitteln ſollte nun immer noch fortgefahren werden; immer noch ſollte man fortfahren auf alle

mögliche Weiſe die Jeſuiten verhaßt zu machen; alle Jeſuiten-Feinde, vorzüglich die Janſeniſten wurden aufgefordert dazu, und in Dienſt genommen. Da Strafloſigkeit, Gunſt und Vortheile, Haß und Ausſichten zum Gewinn die Schriftſteller der Parthey anfeuerten, und Erbitterung in Talente umſchufen, ſo ſahe das Publikum ſich bald mit einer Menge von Broſchüren überſchwemmt, in welchen die Jeſuiten auf tauſendfache Weiſe gemißhandelt wurden. Es erſchien ſogar eine Schrift, die da fragte: „wer von beyden, Luter oder die Jeſuiten, der chriſtlichen Kirche am meiſten geſchadet hätte?“ Zwar waren alle dieſe Läſterſchriften nichts als elende, und übelverdauete Zuſammenſtoppelungen alles deſſen, was vormals die Kalviniſten und die erſten Einſiedler von Portroyal an Schmähungen gegen die Jeſuiten ausgeſpieen hatten; aber durch den Haß ausgebreitet, von der Bosheit begierig aufgenommen und durch den Neid in Anſehen gebracht, thaten ſie ihre Wirkung. Und da die abgeſchmakteſten Beſchuldigungen, wenn ſie oft wiederholt werden, endlich einigen Glauben erhalten; ſo trugen ſie nach und nach alles das bey, was man wollte, um den vorgeſteckten Zweck zu erreichen. Und, um ja gar nichts unverſucht zu laſſen, wählte man auch noch andere Mittel und Kunſtgriffe, gefährliche Fallſtricke, die man ihrer Sittlichkeit legte, und wobey man es ſo weit trieb, daß man leichtfertige Weibsbilder erkaufte, welche ſie unter dem Vorwande der Beicht mußten zu ſich rufen laſſen, damit man ſie an verdächtigen Orten betreffen könnte. Man trieb die Sache ſo toll, daß es endlich allgemein auffiel; es ſchien bereits, man habe ſonſt gar nichts mehr zu thun, als zu lauern, und ſich alle Mühe zu geben, die Jeſuiten doch endlich einmal auf irgend einem Fehler zu ertappen. Alles dies konnte als Vorläufer des Ungewitters, das ſich über ihren Häuptern zuſammenzog, betrachtet werden. Jedermann ſahe dies Ungewitter nach und nach immer größer werden und dumpfe Gerichte verkündigten, daß es in Kurzem öffentlich ausbrechen werde. Die Jeſuiten, ruhig in dem Bewußtſeyn ihrer Unſchuld

und ſchon gewohnt, von Zeit zu Zeit dergleichen vorübergehende Stürme zu erfahren, achteten gar nicht viel auf dieſe verworrenen Gerichte.

Aber die Feinde der Jeſuiten konnten ſo ruhig nicht zuſehen; ihnen ward allgemach die Zeit zu lange, nun wars beſchloſſen, nicht länger mehr durch Umwege, ſondern von nun an geradezu, und durch ſchneller wirkende Mittel loszuſtürmen auf die ihnen über Alles wichtige, und eben deßwegen ſo ſehr verhaßte Geſellſchaft. Zwar ſchon vor fünf Jahren wollte man den damals von einem tollkühnen Menſchen verſuchten Königsmord dazu benützen; man that damals alles Mögliche, der Mörder wurde aufs ſtrengſte ausgeforſchet, er wurde mehrmal grauſam gefoltert, es wurde ihm Freyheit, und Strafloſigkeit angebothen, alles wurde angewendet, um auf irgend eine Weiſe eine Ausſage auf die Jeſuiten aus ihm heraus zu bringen; aber eine ſo greuliche Lüge, ein ſo gottloſer Frevel konnte aus dem Verbrecher weder heraus gereitzet, noch heraus gemartert werden.

Deſſen ungeachtet hatte man doch verſchiedene Sagen ausgeſtreuet, wodurch doch wenigſt einiger Verdacht auf die Jeſuiten hinüber gewälzet wurde. Schoaſöl, und die Pompadur giengen in dieſem Bosheits-Geſchäfte wohl gar ſo weit, daß ſie dem durch Ausſchweifungen ſchwach und furchtſam gewordenen Monarchen einzubilden ſuchten, die Jeſuiten, und mit ihnen ganz einſtimmig der Dofán, und der König von Preuſſen ſeyen Anſtifter des Mordverſuches. Allein man fühlte doch bald zu ſehr das Mißliche einer ſolchen Anſchuldigung, und daß, wenn man in einer Sache von ſolcher Wichtigkeit nicht hinreichende Beweiſe führen könnte, die gewagte Anklage eher zum Vortheile als zum Nachtheile der verhaßten Jeſuiten ausſchlagen möchte.

Auch ein anderer Verſuch, den man indeſſen gewagt hatte, wollte eben ſo wenig gelingen. Alles dieß ungeachtet wurde nun doch noch einmal angeritten, die Sturmleiter wüthend noch einmal angelegt. Man verwickelte die ganze Geſellſchaft Jeſu in einen Streithandel, den ein

Wechſelhaus zu Marſeill gegen einen Jeſuiten, gegen Pater Lavalett führte, wobey die Jeſuiten noch den Fehler machten, daß ſie ſich von falſchen Rathgebern misleiten ließen, und im Vertrauen auf ihre gerechte Sache nicht von ihrem Privilegio, wonach ihre Proceſſe vor dem großen Rath angebracht, und geführet und entſchieden werden ſollten, Gebrauch machten, ſondern ſich auf die gegen ſie bey einem incompetenten Richter, bey dem Parlamente, deſſen Glieder größtentheils entweder Janſeniſten oder Philoſophen, und mithin ihre erklärteſten Feinde waren, angebrachte Klage gutmüthig und ſorglos einließen. Hier geſchahe denn, was zu erwarten war, und ſie wurden ſchon im May dieſes Jahres Chriſti 1761 zur Bezahlung der von ihnen weder gemachten, noch gutgeheißenen Schuld verurtheilt, im Falle Lavalett den an ihn gemachten Forderungen kein Genüge leiſten könnte, wie vorauszuſehen war. Das war aber noch nicht genug; ſondern weil man befürchtete, daß die Jeſuiten etwa auch aus dieſer Schlinge ſich ziehen möchten; ſo hatte zur Vorſorge der gegentheilige Sachwalter eine höchſt nachtheilige Schilderung des geſammten Jeſuiten-Ordens in ſeine Klage mit einfließen laſſen; daraus nahm Schowelán, ein Rathsglied, Anlaß im Parlament eine eben ſo äußerſt verläumderiſche, lügenvolle Rede gegen die Jeſuiten zu halten, ihr ganzes Inſtitut mit den ſchwärzeſten Farben, und alles, was ſie zum Beſten der Religion und des Staates gethan, aus einem gehäßigen oder lächerlichen Geſichtspunkte der Welt darzuſtellen, und ſie beſonders wegen ihres Gelübdes des blinden Gehorſams gegen ihre Obern, und wegen ihres vierten Gelübdes, zu gehen, wohin der Pabſt ſie ſenden würde, als Menſchen, die für den Staat äußerſt gefährlich wären, zu ſchildern. Dieß wirkte, und obgleich die Jeſuiten, ſobald dieſe Rede gedruckt war, mit einer Vertheidigungs-Schrift hervor traten; ſo half doch alles das nichts. Das Parlament, welches von Bewunderung und Entſetzen über die Beſchaffenheit der Jeſuiten und ihres Inſtitutes ergriffen zu ſeyn affektirte, verordnete Commiſſarien, die das Inſtitut der Jeſuiten genau unterſuchen, und davon Bericht

richt erſtatten ſollen. Der König Ludwig der XV. ließ zwar dem Parlamente erklären; daß er ſelbſt dieſe Unterſuchung anordnen werde, und ſie in dieſer Sache ferner nichts mehr zu thun hätten. Aber da man nun einmal ſchon am Hofe mit dem Parlamente gemeinſchaftliche Sache machte, und ins Geheim den Parlamentsgliedern ſagen ließ, „ſie ſollten ihre Unternehmungen nicht fahren laſſen, ſie würden ſicher unterſtützet werden;" ſo ward in der angeſtellten Unterſuchung fortgefahren, die denn natürlich ſo ausfiel, wie man es haben wollte. Auch alle alten längſt widerlegte Anſchuldigungen wurden gegen die Jeſuiten jetzt wieder hervorgeſucht; man zergliederte jetzt neuerdings wieder alles das, was einige derſelben vormals von dem ſo verrufenen, ſo genannten Probaliſmus, von dem Tyrannenmorde u. ſ. w. ſollten gelehret haben. Nun giengs Schlag auf Schlag. Die Ordensregel der Jeſuiten wurde von dem Parlamente zu Paris als eine verdammliche Urkunde erklärt. Allen Unterthanen des Reiches wurde verbothen, in die Geſellſchaft Jeſu zu treten. Die Jeſuiten entfernte man von den öffentlichen Lehrkanzeln. Den Studenten, Seminariſten, und Novizen wurde befohlen, die von Jeſuiten geleiteten Kollegien, Seminarien, und Noviziate innerhalb einer gewiſſen Zeitfriſt zu verlaſſen. Die Caſuiſtik des Pater Buſenbaum und die Werke ein und zwanzig anderer Jeſuiten wurden öffentlich verbrannt, weil man vorgab, anſtößige, mörderiſche uud abſcheuliche Lehren darinn bemerkt zu haben. Damit war man noch nicht zufrieden; „denn jetzt dürfe nicht mehr ausgeſetzt werden, jetzt müſſe es brechen," ſo war es beſchloſſen im Rathe der Bosheit.

Mit Anfang des Jahres Chriſti 1762 erſchien ein auf Befehl des Pariſer=Parlamentes verfertigtes Werk, in welchem eine Menge Sätze zuſammgeſtellt waren, die man aus von Jeſuiten verfaßten Schriften ausgehoben, nnd gefährlich gefunden habe. Bey allem dem ſchien es doch für jetzt nur auf eine angebliche Verbeſſerung des Jeſuiten Inſtitutes angeſehen zu ſeyn. Es ward auch wirklich bereits von den königlichen Miniſtern ein ſogenannter

Ver=

Verbeſſerungsplan entworfen, und nach Rom geſchickt. Pabſt Clemens der XIII. aber mißbilligte ihn durchgehends nachdem er ſich vorher mit dem Ordensgeneral beſprochen hatte. Bey dieſer Gelegenheit ſoll ſich Ridſchi geäuſſert haben, daß jedes andere Schickſal, ſelbſt die Zernichtung, einer ſolchen ſogenannten Reforme des Ordens weit vorzuziehen ſeyn würde.

Mit dem Pariſer Parlamente waren nun ſchon mehrere andere verſtanden; unter dieſen zeichnete ſich das von Ruan beſonders aus; es kam allen zuvor, es erklärte ohne weiters ſchon im Februar dieſes Jahres Chriſti 1762 die Geſellſchaft Jeſu als aufgelößt, und vernichtet, und jagte auch alſogleich alle Mitglieder derſelben aus ihren Häuſern, und bemächtigte ſich ihrer Güter.

Indeſſen hoffte man in Frankreich doch immer noch, daß die Regierung die verfolgte Jeſuiten in Schutz nehmen, und alles bisher gegen ſie Ergangene als null und nichtig erklären werde. Neuen Grund erhielt dieſe Hoffnung, als man hörte; daß bereits die Biſchöfe, ihr Gutachten hierüber abzugeben, aufgefordert worden ſeyen. Dieſes Gutachten entſprach auch ganz der Erwartung, es lautete ganz zu Gunſten der Jeſuiten, und drang auf Erhaltung derſelben; die Biſchöfe erklärten am Ende deſſelben geradezu: „daß es zum großen Nachtheile ihrer Diözeſen gereichen, und für den Unterricht der Jugend ſchwer zu erſetzen ſeyn würde, wenn man den Jeſuiten den Unterricht der Jugend nehme.“ Die Jeſuiten verſäumten auch nichts, ſich gegen die Beſchuldigungen, die man ihnen machte, zu vertheidigen; allein dieſe letztern wurden eben ſo wenig gehört, als auf den Bericht der Erſtern einige Rückſicht genommen wurde. Eben legten mehrere Städte des Königreichs, und unter dieſen auch Lyon, die dringendſten Vorſtellungen zu ihrem Vortheile ein. Der König ſelbſt, von der Unſchuld und Nutzbarkeit der Jeſuiten überzeugt, war ſchwer dahin zu bringen, wohin man ihn haben wollte, er willigte noch immer durchaus nicht in die Anträge des Parlamentes, und erließ ſogar am 12. März eben dieſes Jahrs Chriſti 1762 den Befehl:

„daß

„daß alles bisher gegen die Jeſuiten ſchon Beſchloſſene auf ein Jahr lang ohne alle Rechtskraft verbleiben ſoll, um die ganze Sache etwas genauer noch zu unterſuchen.“ Allein das Parlament hatte bereits zu verwegene Schritte gethan, um zurückgehen zu können; wenn auch den beyden Hauptfactionen in demſelben, den Janſeniſten und den ſogenannten Philoſophen, nicht alles daran gelegen geweſen wäre, die einmal zum Verderben der ihnen beyden gleich verhaßten Societät ergriffene Gelegenheit nicht aus den Händen zu laſſen.

Schon am 3. April eben dieſes Jahres Chriſti 1762 erklärte das Pariſer Parlament: „daß das ganze Inſtitut der Jeſuiten ein endloſes Gewebe von Mißbräuchen ſey; wider eine ſolche Menge von Gebrechen würde keine Reforme etwas Heilſames ausrichten; es ſey nothwendig, das ganze Inſtitut in Frankreich aufzuheben, und die Güter davon in Beſchlag zu nehmen.“ Der König wurde dann nebenbey unaufhörlich beſtürmt von allen Seiten her; auch auſſer der Pompadur und dem Herzog von Schoaſöl fehlte es keineswegs an ſolchen, die theils aus Furcht vor dieſen Beyden, theils auf immerwährendes Anſtiften der Philoſophen und Janſeniſten die Jeſuiten verleumdeten, und dem Monarchen ihre Aufhebung anriethen. „Man hat mir geſagt,“ ſchrieb Woltär noch am Ausgange des vorigen Jahres an den Herzog von Riſchliö, „daß Sie die Jeſuiten begünſtigen. Thun Sie dieſes nicht, gnädiger Herr! ſondern ſuchen Sie vielmehr, ſie um allen Kredit zu bringen.“ Zwar ſprach eben dieſer Woltär bey andern Gelegenheiten auch ſehr rühmlich von den Jeſuiten; ſo ereiferte er ſich ſehr gegen eine Schmähſchrift, welche Paskal gegen die Jeſuiten heraus gegeben hatte: „das ganze Buch,“ ſagt er, „beruhete auf einem falſchen Grunde. Man ſchrieb auf eine geſchickte Weiſe der ganzen Societät die ausſchweifenden Meynungen einiger ſpaniſchen und flandriſchen Jeſuiten zu. Man hätte dergleichen auch gar leicht bey den Caſuiſten aus dem Dominikaner- und Franziskaner-Orden auffinden können; aber es waren die Jeſuiten allein, welchen man an den Kragen wollte. Man ſuchte in dieſen Briefen zu beweiſen, daß die Jeſuiten den Plan

Plan gemacht hätten, die Menſchen zu verderben u. ſ. weiter.“ Eben ſo freymüthig erklärte ſich Woltär auch in dem Brief, welcher in einer erſt dieſes Jahr Chriſti 1762 herausgekommenen Erklärung der wahren Lehre der Jeſuiten abgedruckt erſchien. „Was habe ich,“ ſagt er, „die ſieben Jahre hindurch, da ich bey den Jeſuiten wohnte, geſehen? Ein ſehr mühſames, mäßiges und ordentliches Leben. Alle ihre Stunden waren eingetheilet, theils in ihre Schularbeiten, theils in diejenigen, die ihr ſtrenger Orden mit ſich bringt. Ich nehme tauſend und aber tauſend Menſchen zu Zeugen, die ſowohl, als ich, bey ihnen erzogen worden, und kein einziger von allen, wird mich hierinn einer Lüge beſchuldigen können. Ich kann behaupten, daß nichts widerſprechenderes, ungerechteres und ſchändlicheres für das Menſchengeſchlecht gefunden werden könne, als wenn man ſie einer lockern Sittenlehre zu beſchuldigen ſucht.“ Aber alles dieß konnte jetzt nicht mehr helfen, eben dieſe und dergleichen Wahrheiten waren es, die das einmal beſchloſſene Verderben noch geſchwinder herbeyführten; es mußte immer noch mehr von ſelbſt offenbar werden, daß, da ungeachtet dieſer Ueberzeugungen von der Unſchuld der Jeſuiten doch dieſe Philoſophen mit dem janſeniſtiſchen Complotte zu ihrem Untergange gemeinſchaftliche Sache gemacht, dabey andere Urſachen und Abſichten im Hinterhalte gelegen haben müſſen. Nämlich: daß es ihnen ſonſt geradezu unmöglich geweſen wäre, ihre großen Entwürfe zum Umſturze der Thronen und der Altäre je einmal auszuführen.

Zu Augsburg in Schwaben gieng man ſchon ſeit einigen Jahren mit dem Gedanken um, die daſelbſt ruhenden Gebeine des heiligen Biſchofes Ulrich mehr zu verherrlichen, dieſelbe öffentlicher Verehrung auf eine ſichtbare Weiſe auszuſetzen. Endlich ward es beſchloſſen: „dieſem frommen Wunſche einmal volles Genüge zu leiſten.“ An dem dazu beſtimmten Tage, am 15. April dieſes Jahres Chriſti 1762, wurde in Gegenwart der biſchöflichen Abgeordneten und ganz nach kirchlicher Vorſchrift von dazu beſtellten Handwerksleuten mit Brechung der Mauer angefangen; man kam dann auch nach

längerm Arbeiten auf einen kupfernen Sarg, auf deſſen Deckel der heilige Biſchof Udalrikus gemalt ganz deutlich zu ſehen war, wie auch deſſen Name, ſo daß man nicht mehr wohl zweifeln konnte, den Schatz, den man finden wollte, gefunden zu haben; derſelbe wurde dann in die Abtei übertragen, und damit das fromme Geſchäft für dieſen Tag beſchloſſen. Den andern Tag begaben ſich dahin der hochwürdigſte Biſchof Joſeph in Begleitung des hochwürdigſten Domkapitels und ſonſtiger Geiſtlichkeit und einer Menge Menſchen aus allen Ständen. Mit einer dieſer feierlichen Handlung, die man jetzt vorhatte, anpaſſenden Anrede wurde der nach Vorſchrift der Kirche nöthigen biſchöflichen Anerkennung der Anfang gemacht, und dann zur Eröffnung des Sarges geſchritten, die heiligen Gebeine Stück für Stück herausgenommen, den dazu beſtellten drei Aerzten und drei Wundärzten vorgelegt; es fand ſich der ganze heilige Leib vollſtändig, nur mit Abgang jener wenigen Theile, welche als ſchon länger abgängig aus der Geſchichte bekannt waren; auch die ſilberne Büchſe beim Haupte, und in ſelber mit Blut beſprengte Erde und Tüchlein, die biſchöfliche Kleidung, und alles war noch, nur ſehr entfärbt, wie ſichs der Beſchreibung nach vor 575 Jahren bei der letzten Erhebung vorfand. Hierauf wurde von Joſeph, dem Biſchofe von Augsburg, Rauchwerk angezündet, und nach kirchlicher Ordnung die biſchöfliche Anerkennung in lateiniſcher Sprache feierlich ausgeſprochen. Nach dieſem wurden alle gefundenen Heiligthümer in den Sarg wieder eingelegt, und derſelbe verſiegelt, und damit die Feierlichkeit dieſes Tages mit heiliger Freude und innigſter Andacht beſchloſſen. An Ausbeſſerung und Verzierung der Gruft wurde raſtlos fortgearbeitet, um zur beſtimmten Zeit damit fertig zu ſeyn. Der zur feierlichen Ueberſetzung des heiligen Leibes beſtimmte Tag war der 13. Mai eben dieſes Jahres Jahres Chriſti 1762, welcher dann auch für die geſammte katholiſche Bürgerſchaft, und für das ganze Bisthum Augsburg ein Tag des feſtlichſten Jubels und der

der heiligſten Freude war. Das auſſerordentliche Zuſammenſtrömen des Volkes ſowohl, als der Geiſtlichkeit, die feierliche Prozeſſion von St. Ulrich in den Dom, und von da wieder zurücke, die glänzenden Gottesdienſte, die auferbaulichen Anreden, die Gebethe, Geſänge, Verzierungen der Kirchen und Straſſen, die ſchöne freundliche Witterung, alles, alles verherrlichte immer noch mehr die Feſtlichkeit dieſes Tages. Acht Tagelang wurde dieſe Feierlichkeit mit demſelben Eifer, mit ſtets zärtlicher Andacht und Freude fortgeſetzet unter ſtets abwechſelnden Gottesdienſten, Predigten, welchen die frommen Rechtgläubigen von der Stadt und aus der Nachbarſchaft immer in gedrängter Menge beiwohnten. Endlich am letzten Tag dieſer feſtlichen Oktav wurden die heiligen Gebeine von dem Biſchofe Joſeph in einen kupfernen und vergoldeten und mit Silber beſetzten Sarg, und dieſer in einem andern ſchön ausgearbeiteten marmornen in der herrlich gebauten Gruft hochfeyerlich und andächtig beygeſetzet.

Ohne alle Wirkung war auch das in wehemüthigſten Ausdrücken abgefaßte Schreiben, das Pabſt Clemens der XIII. indeſſen neuerdings an den König von Frankreich erlaſſen hatte, womit er um Beſchützung und Erhaltung eines ſo verdienſtvollen geiſtlichen Ordens dringenſt bath. Alles half nichts; das Parlament fuhr nun ſchon unzurückhaltbar fort in ſeinen unerhört raſchen Schritten; es erklärte am 6. Auguſt dieſes Jahres Chriſti 1762 die Geſellſchaft Jeſu als aufgehoben, verboth den Jeſuiten: „ferner das Kleid ihres Ordens zu tragen, dem Generale und andern Obern gehorſam zu ſeyn, und weder mittelbar noch unmittelbar einige Unterredung mit ihnen zu unterhalten." Es befahl ihnen ferner: „ihre Häuſer zu räumen, und nicht fernerhin in Gemeinſchaft zu leben." Wobei denen, die 33 Jahre erreicht, und alle Gelübde im Orden abgelegt hatten, eine zu fernerer Lebensunterhaltung nöthige Penſion bewilliget wurde. Um das Maaß ganz voll zu machen, warden ſie endlich für unfähig erkläret, Canonikate, Bene,

ne,

neſizien und andere Aemter und Einkünfte zu beſitzen, woferne ſie nicht einen ihnen vom Parlamente vorgeſchriebenen Eid, der ihr Inſtitut für mißbräuchlich, ſtrafbar, abſcheulich und gottlos erklärte, und welchen ſowohl diejenigen, die noch nicht alle Gelübde im Orden gethan hatten, als die andern ablegen ſollten, würden geleiſtet haben. Alle Welt mußte nur ſtaunen über dieſe toll- oder vielmehr gottloskühne Schritte, mit welchen das Parlament in die Rechte des Königs und der Kirche die gewaltſamſten und unerhörteſten Eingriffe that, und ſich eine Gewalt anmaßte, die demſelben in keinem Betrachte zukam, ja in die größten Widerſprüche verfiel, da eben dieſes Inſtitut, das ſie ſo greulich brandmarkten, vorhin bekanntermaſſen der Ausſpruch der heiligen Kirche als fromm, gottſelig und heilig erklärt hatte. Dieſer Widerſpruch war gerade jetzt gar zu auffallend. Als man die Jeſuiten aus Portugal verjagte, hieß es: „daß ſie von ihrem frommen und heiligen Inſtitute gänzlich abgefallen und gar nicht mehr zu verbeſſern wären.“ Als man ſie nun in Frankreich verfolgte und vernichtete, hieß es: „daß ihr Inſtitut gottlos ſey“, und ſie wurden verurtheilt, „weil ſie demſelben anhiengen, und die Grundſätze deſſelben befolgten.“ Ein witziger Schriftſteller ſchlug daher vor, um ihren Gegnern die Schande einer zu auffallenden Ungerechtigkeit bei dieſen Widerſprüchen zu erſparen: „daß man die Jeſuiten, die in Frankreich ihr Inſtitut ſo treu befolgten, nach Portugal, und dagegen die portugieſiſchen, die es nicht befolgten, nach Frankreich ſchicken ſolle; ſo würde allen geholfen ſeyn.“

Wie man in Portugal bald den großen Schaden inne ward, den man der Erziehung der Jugend durch die Vertreibung der Jeſuiten zugefüget hatte; ſo waren auch die Jeſuiten kaum aus Frankreich vertrieben, als man ſchon den großen Nachtheil, den der Unterricht litt, gewahr wurde, und man darauf dachte, eine neue Geſellſchaft zu bilden, zu welcher man die alten Jeſuiten nehmen wollte, um derſelben den Unterricht der Jugend

gend anzuvertrauen. Kaum war dieſer Entwurf ruchbar, als auch die Philoſophen, die davon nichts geringeres als die Wiederherſtellung der Jeſuiten fürchteten, ihn alſogleich zu hintertreiben ſuchten. Alſogleich ſchlug Dalembert Lärmen, forderte alle und beſonders den Woltär auf: „dagegen zu ſchreiben und zu zeigen, wie nachtheilig es wäre, wenn man den Unterricht der Jugend irgend einer Geſellſchaft von Geiſtlichen anvertraute, und ſich überhaupt aller erdenklichen Mittel zu bedienen, damit dieſer Entwurf vereitelt würde.“

Von nun an wurde noch wüthender, und vor allem, an gänzlicher und gründlicher Verführung der Jugend gearbeitet. Auf alle erdenkliche Weiſe ſuchten ſie nun ihre ſaubere, gottloſe und gottesräuberiſche Sekte an die Stelle der aufgehobenen Jeſuiten zu ſetzen, und die Bildung der ganzen künftigen Generazion ganz in ihre Hände zu bekommen, und wirklich machten ſie auch manche Anſtalten dazu. Dieſes Uebel ward zwar noch abgewendet; darum aber erreichten ſie doch auf eine andere Weiſe ihren Zweck. Auſſerdem nämlich, daß die Einrichtungen, die man nach der Aufhebung der Jeſuiten zum Unterrichte der Jugend machte, denjenigen der Jeſuiten bey weitem nicht erſetzten, und man ihren Verluſt nur allzubald gewahr ward, war auch den Parlamentern aufgetragen, an der Stelle der aufgehobenen Jeſuiten für den öffentlichen Unterricht zu ſorgen. Dieſe, in welchen es nicht an Adepten des Philoſophismus fehlte, ermangelte nicht, allenthalben Lehrer und Erzieher nach ihrem Sinne und zu ihren Abſichten anzuſtellen, von welchen die Grundſätze der neuen Weiſen ihren Zöglingen eingeflößet wurden. — Auch fehlte es ſeit dieſer Zeit nicht an verſchiedenen Erziehungs-Marktſchreyern, die bald nach dieſer, bald nach jener neuen Lehrart das emporwachſende Geſchlecht zu bilden, oder vielmehr zu verwilden unternahmen, unter welchen die ſogenannten Militärſchulen, in welchen der ganze Unterricht auf militäriſchem Fuß getrieben wurde, ſich beſonders auszeichneten. Einſichtsvolle Leute äuſſerten von denſelben ſchon damals die (in der Folge nur allzuſehr er-

erfüllte) Beſorgniß: „daß die in dieſen neuen Erziehungs-anſtalten gebildete Jugend einmal die bürgerliche Ordnung ſtören und eine Geißel für die Welt werden dürfte.“ Ganz ausnehmend lächerlich waren die Ankündigungen, welche dieſe Marktſchreyer, die nun an die Stelle der Jeſuiten getreten waren, von der Erziehung, die ſie der Jugend geben wollten, ins Publikum ausgehen ließen. Durch ſie ſollte das Füllhorn alles Wiſſens mit einmal über die jungen Leute ausgegoſſen werden; ſie ſollten lernen, über alle Künſte und Wiſſenſchaften räſoniren, Tanzen, Fechten, Ringen, Reiten, Schwimmen, und weiß Gott was ſonſt nicht alles. Glückte es alſo gleich nicht den Verſchwornen, an die Stelle der aufgehobenen Jeſuiten den Unterricht der Jugend ganz in ihre Hände zu bekommen; ſo ward doch in den neuen Erziehungsanſtalten ganz nach ihren gottloſen Abſichten raſtlos, unermüdet Tag und Nacht argliſtig und gewaltthätig fortgearbeitet. Verführung der Jugend war jetzt ein Hauptgeſchäft des großen Höllen-Ordens; dazu ermunterten, und belebten ſie ſich jetzt gegenſeitig mündlich und ſchriftlich. Noch im September dieſes Jahres Chriſti 1762 ſchrieb Woltär an Dalembert: „Gebt Euch an Eurem Theile ſo viel Mühe, als Ihr nur immer könnt, die jungen Leute aufzuklären.“ Dieſem Auftrage getreulich nachzukommen, verfehlte Dalembert auch gar nicht. Was von jungen Leuten von einiger Bedeutung und Talenten nach Paris kam, wußte er an ſich zu ziehen; er verdarb ihre Grundſätze und Sitten, wovon auſſer Helvezius und la Harp viele Beyſpiele vorhanden ſind. Alle diejenigen jungen Leute, welche eben aus den Kollegien herausgekommen waren, als junge angehende Rechtsgelehrten, Notarien, Schreiber, Abbe's und dergleichen wurden theils unmittelbar durch dieſe Sophiſten ſelbſt verderbt, theils durch ihre Schüler, da einer den andern verdarb, theils durch Schriften, da ihre Religion und Sitten zerſtörenden Wiſche in Jedermanns Händen waren, und um ſo gieriger geleſen wurden, je mehr ſie den jugendlichen Leidenſchaften ſchmeichelten. Um noch mehr und ſchneller auf Erziehung und

Verführung der Jugend wirken zu können, hatten ſie ausſchlieſſungsweiſe einen Vorrath an Hofmeiſtern und Erziehern, um immer geſchwind alle Schulanſtalten, und Privathäuſer damit verſehen zu können. Dalembert ſtand auch hier an der Spitze; an dieſen wandte man ſich vornehmlich, wenn man einen aufgeklärten Erzieher haben wollte. An ihn wandten ſich auch diejenigen, die irgendwo als Hauslehrer angeſtellt zu werden ſuchten. Daß man vor allen Dingen darauf bedacht geweſen, für die künftigen Regenten, und für die Söhne der Fürſten und Großen überhaupt ſolche Lehrer auszuſuchen, die ganz im Geiſte des Philoſophismus waren, verſteht ſich von ſelbſt. Nicht nur die Eitelkeit und der Stolz dieſer Philoſophen brachte es ſo mit ſich; ſondern ſie hielten es auch zur Erreichung ihrer Abſichten für durchaus nothwendig, mit dem Verderben der Regenten den Anfang zu machen. „Man wird niemals zu Stande kommen, hatte ſelbſt Friedrich II. geſchrieben, „wo nicht höhere Gewalt hinzutritt; der Urtheilsſpruch, der die Infame vernichten ſoll, muß von den Regierungen ſelbſt ausgehen. Aufgeklärte Miniſter können freylich viel dazu beytragen; aber es muß der Wille des Souverains hinzukommen.“ Aus dieſer philoſophiſchen Anpflanzung war der Profeſſor der Geſchichte, welchen Dalembert ſich rühmte dem Landgrafen von Heſſen-Kaſſel zugeſchickt zu haben. Bey dem Prinzen von Parma hatten ſie Condilhac und de Leira als Hofmeiſter angebracht. „Wie es mir vorkommt, ſchrieb Woltär an Dalembert, „ſo iſt nun der Erbprinz des Herzogs von Parma gut umſponnen. Er wird Condilhac und Leira zu Hofmeiſtern haben. Wenn er den noch abergläubig wird, ſo muß gewiß die Gnade ſehr mächtig ſeyn.“ Selbſt in Rußland hatten ſie ihre Miſſionen, und ſchickten ihre Anhänger, als Utſchitels (Hofmeiſter) nach Moskau und Petersburg, die an dem geheimen Rathe Bezkoa ihren Unterbringer und vornehmſten Beſchützer hatten. Da die Kaiſerinn Katharina II. ſelbſt dem Philoſophismus geneigt war, und mit den vornehmſten Häuptern korreſpondirte; war es kein Wunder, daß ſie ihrem Prinzen

eine ſolche philoſophiſche Erziehung zu geben ſuchte. Wirklich ward Dalembert ſelbſt durch den Grafen Schuwalow befraget: „Ob er die Erziehung des Großfürſten über ſich nehmen wollte?“ Aber zum Glück fand Dalembert es für ſich zuträglicher, es abzulehnen, als ſo weit vom Mittelpunkte der Verſchwörung ſich zu'entfernen.

So ſehr nach Wunſch gieng dieſen Religions-Feinden jezt nun einmal alles; daß Woltär ſchon im Jahre Chriſti 1763 an Helvezius ſchreiben konnte: „Seyd verſichert, Europa iſt voll von vernünftigen Leuten, welche die Augen dem Lichte öfnen; ihre Zahl iſt gewißlich bewundernswürdig, und ich habe ſeit zehn Jahren nicht einen einzigen rechtlichen Mann gefunden, von welcher Religion, und aus welchem Lande er auch ſeyn mochte, der nicht gerade ſo, wie Ihr gedacht.“

Nebſt den Bemühungen der ſogenannten Philoſophen, um den Kindern der Könige und Fürſten, der Edelleute und Vornehmen Hofmeiſter von ihrer Sekte zu geben, und auch in die Collegia ſolche Menſchen einzuſchieben, die ſchon mit ihren Grundſätzen angeſtecket worden, und womit es ihnen auch gar trefflich glückte, hatten ſie aber auch auf die niedrigen Stände ihr Augenmerk gerichtet. Zwar that Woltär den Ausſpruch: „Man hat nie vorgehabt, Schuſter und Mägde aufzuklären; das gehört für die Apoſtel. — Man muß die Infame, (die chriſtliche Religion) bey den rechtlichen Leuten vernichten und ſie nur der Canallie laſſen, für welche ſie gemacht iſt.“ So ſchien es Anfangs; daß ſie nur allein darauf bedacht geweſen, die höhern Stände zu verderben, und ſich um die Jugend der geringern Volksklaſſen nicht bekümmert. Allein, da ſie wohl wußten, daß ſie zur thätigen Ausführung ihrer großen Plane derbe Pöbelfäuſte brauchten, und der Pöbel, ſo lange noch Gefühl für Religion und Sittlichkeit nicht ganz bey ihm erloſchen, und Anhänglichkeit an die Staatsverfaſſung, und Gehorſam gegen ſeine Obrigkeit von dem philoſophiſchen Egoismus nicht ganz verdrängt wäre, ſie ſchwerlich dazu hergeben würde, die Thronen und Altäre einzureiſſen und alles umzukehren;

ſo

ſo ließen ſie ſich auch ſo weit herab, den Pöbel philoſophiſch aufzuklären. Zu ihrem größten Verdruſſe aber ſahen ſie bald daß mit alten Leuten nichts zu machen, daß ſich dieſe ſo leicht nicht verführen laſſen; man wendete ſich alſo auch beym Volk an die Jugend. Da thaten nun die Oekonomiſten gute Dienſte mit ihren ſogenannten Induſtrie-Schulen in Städten, und auf dem Lande, um ſo mehr, da die Woltärſche Sekte alſogleich mit den Oekonomiſten gemeinſchaftliche Sache machte in der Hoffnung, daß man ſich dieſer Induſtrieſchulen gut bedienen könnte, um der Jugend der geringern Volksklaſſen, noch etwas ganz anders als bloße Anweiſungen zum Ackerbaue und zu Handwerken, nemlich den Philoſophismus ſelbſt einzuflößen. Da man alle Lehrſtellen dieſer neuen Schulen gleich mit Lehrern von ihren Grundſätzen beſetzen konnte, ſo waren von dieſem Entwurfe weit raſchere Fortſchritte zu erwarten, als von den bisherigen Bemühungen, hie und da einzelne Sophiſten in die öffentlichen Lehranſtalten einzuſchieben, wo der Saame, den dieſe ausſtreueten, von andern wieder verderbet wurde. Das Wichtigſte aber hiebei war, daß man von dieſen Induſtrieſchulen die Aufſicht der Geiſtlichkeit ganz entfernen konnte. Nun wurden dem Könige Ludwig dem XV. Vorſtellungen über Vorſtellungen übergeben, in welchen man ihm die großen Vortheile, die dieſe Schulen des Ackerbaues und der Handwerker für die Bildung des Volks und für den Staat gewähren würden, ſo herrlich ſchilderte, daß der König geneigt war, den größten Theil der dazu erforderlichen Koſten herzugeben, und deßwegen mit dem Miniſter Bertän ſprach. Aber zum Unglück für dieſe Philoſophen war Bertän ihren Grundſätzen nicht zugethan, und hatte ſchon längſt auf ihre Gänge ein aufmerkſames Auge gehabt. Er ermangelte alſo nicht, dem Könige die Unnöthigkeit der neu entworfenen Schulen vorzuſtellen, und daß es beſſer wäre, wenn der König das dazu beſtimmte Geld zur Anſtellung mehrerer Katecheten unter der Aufſicht der Biſchöfe anwendete, um die Jugend auf dem Lande, die oft

nicht

nicht einmal leſen lernen könnte, in der Religion zu unterrichten. Dabei aber ließ es Bertàn nicht bewenden; ſondern er ſetzte auch die Abſichten der Philoſophen ins Licht, welche nämlich mit nichts Geringerem umgiengen, als dem Volke alle Liebe gegen Religion und ſeinen König aus dem Herzen zu reißen. — So groß das Vertrauen des Königs in die Redlichkeit dieſes Miniſters war, ſo hatte doch Bertàn Mühe, durchzudringen, da ſich der König unmöglich vorſtellen konnte, daß die Philoſophen ſo verderbliche Anſchläge mit ihren Schulen beabſichtigten, und es fehlte am Hofe nicht an Anhängern der Philoſophen, die ihre Abſichten begünſtigten, und den Vorſtellungen des Miniſters entgegenarbeiteten. Endlich aber glückte es doch dieſem noch, den König dadurch zu überzeugen, daß er ihm zeigte, wie ſehr dieſe Philoſophen ſchon bisher auf die Verderbung der geringern Volksklaſſen dadurch kräftig gewirkt hätten, daß ſie ſogar den Landleuten die verführeriſchſten Schriften Woltärs, Diderot's und anderer Sophiſten theils um einen äuſſerſt geringen Preis, theils gar umſonſt in die Hände geſpielt, und ſo auch das Landvolk mit ihren für Religion, Staat und Sitten gefährlichen Grundſätzen anzuſtecken geſucht. Der Entwurf der philoſophiſchen Induſtrieſchulen ſcheiterte alſo.

Indeſſen fuhren ſie nun mit deſto größerm Eifer fort, durch ihre Schriften auch das Landvolk mit ihren Grundſätzen anzuſtecken, indem ſie durch Herumträger ganze Päcke derſelben den Dorfſchulmeiſtern bald um einen äuſſerſt geringen Preis, bald gar umſonſt in die Hände ſpielten. Dieſe, durch die Eitelkeit, auch etwas mehr zu wiſſen, und die Aufgeklärteſten im ganzen Dorfe zu ſeyn, verführt, fiengen bald an, die neue Weisheit, aus ſolchen Flugſchriften erlernet, nicht nur vor den Bauern ihres Dorfs und oft in förmlichen Conventikeln auszukramen, ſondern theilten ſolche Schriften auch wohl andern benachbarten Dorfſchulmeiſtern mit, die nicht ſäumten, einen eben ſolchen Gebrauch davon zu machen. Und ſo ward dann die Abſicht der gottloſen

loſen doch immer wieder, und nur auf eine noch gefährlichere Art erreichet; ſo ward Unglaube, und Sittenverderben, und Unzufriedenheit mit der Staatsverfaſſung und Empörungsſucht in alle Volksklaſſen um ſo ſchneller hineingebracht. Viele, noch recht und gut Denkende ſahen dieß, und jammerten, und warnten, und thaten, was ſie konnten, dagegen. Tanwo ſchrieb: „Wir rücken einer allgemeinen Verderbtheit entgegen, die eine traurige Folge der Auflöſung aller Tugend und reinen Sitten iſt, die aus der Religion als einer unverſiegenden Quelle herfließen, und welche die Ehre unſerer Vorfahren ausmachten.“ So ſprach auch Labat in einer eben dieſes Jahr Chriſti 1763 zu Paris gehaltenen Predigt: „daß durch die immer größern Fortſchritte, welche der Philoſophismus mit jedem Tage machte, und durch die großen Protekzionen, welchen er genöße, (da die Religion gewiſſermaßen von Obrigkeitswegen unterdrückt und verfolgt, und das Volk durch eine angenommene Toleranz, von hinterliſtigen Staatskünſtlern verblendet werde,) eine Revolution ſpat oder frühe ausbrechen müſſe, und nicht mehr fern ſey.“ Eben ſo gegründet war aber auch die Hoffnung, welche ſich Woltär aus eben dieſer Urſache von einer alles umkehrenden und nicht mehr fernen Revoluzion machte, wenn er an den Marquis von Schowelin ſchrieb: „das Licht iſt dergeſtalt allenthalben ausgebreitet, daß man bey der erſten Gelegenheit losbrechen wird, und dann wird es einen ſchönen Lärm abſetzen; unſere jungen Leute ſind ſehr glücklich, denn ſie werden hübſche Sachen ſehen.“

In Welſchland begann das Jahr Chriſti 1764 mit einer ſo ſchreckbaren Hungersnoth; daß nirgend eine Abhilfe zureichen wollte. Pabſt Clemens der XIII. ſah ſich überhaupt faſt in jedes Meer der Leiden geworfen; im Innern eine ſo drückende Landplage; von Auſſen faſt von allen Seiten her die traurigſten Nachrichten, mit faſt allen auswärtigen Höfen in Spannung; in der Nachbarſchaft Empörung und Aufruhr; die Korſikaner erlaubten ſich mit jedem Tage noch kühnere Schritte.

Sei

Seit einigen Jahren äußerten ſich auch in Deutſchland neuerdings die alten, ſchon ſo oft aufgewärmten Unzufriedenheiten mit Rom; Landes-Herren und ſelbſt auch Biſchöfe kamen jetzt neuerdings wieder mit ihren längſt eralteten Beſchwerden und Klagen; ſie ſchienen ſich jetzt wieder zu ſehr abzuhangen von Rom, und zu eingeſchränkt zu ſeyn. Was dieſen alten Hang nach Unabhängigkeit jetzt auf einmal wieder ſo ſehr geweckt hatte, war ein Werk, das der trieriſche Weihbiſchof Nikolaus von Hontheim voriges Jahr herausgegeben hatte mit der Aufſchrift: „*Juſtini Febronii J. Cti. de Statu Eccleſiæ, et legitima poteſtate Pontificis romani &c.*“ Dieſer Febronius beſtrebte ſich in dieſer Schrift zu behaupten: „daß die Gewalt des römiſchen Biſchofes (ſo nennet er ſpottweis das allgemeine Oberhaupt der geſammten heiligen katholiſchen Kirche, den Statthalter Chriſti) in den erſten acht Jahrhunderten ſehr gemäßigt geweſen, und erſt im neunten Jahrhundert, vermittelſt der Iſidoriſchen Decretalen, zum Nachtheil der Biſchöfe erweitert worden ſey.“ — Ferners: „daß eben dieſe allzu weit getriebene Gewalt gegenwärtig vermindert, und beſchnitten werden müſſe, wenn man anders die Hoffnung, die durch den Primat verſcheuchten Proteſtanten in den Schoos der Kirche zurück zu bringen, nicht gänzlich aufgeben wolle.“ Nachdem er eine nach ſeiner Abſicht geformte Geſchichte, oder vielmehr Erdichtung vorausgeſchickt, und ſein Vorhaben erklärt hatte; ſtellte er auch Sätze auf, wie ſie ihm taugten; zum Beyſpiel: „Chriſtus habe die kirchliche Macht nicht einer Einzigen Perſon anvertrauet, die unfehlbar wäre, und allgemeine, von jedem Chriſten zu beobachtende Geſetze vorſchreiben könnte. Die Statthalterſchaft Chriſti ſey nicht an den Nachfolger Petri gebunden; ſondern könne auch auf einen Nachfolger eines andern Apoſtels übertragen werden. Weſentliche Vorrechte des Oberhauptes der Kirche ſeyen nur jene, ohne welche die Einheit der Kirche nicht erhalten werden könne“ — und ſo andere dergleichen tollkühne Sätze und Behauptungen. Endlich ſchlägt dieſer Febronius vor, was man etwa allenfalls dem ſichtbaren

ren Oberhaupte der katholiſchen Kirche zu thun gnädigſt erlauben könnte; er nennt ſie dann alle die Rechte, die man ihm ohne weiters einräumen dürfte, nämlich: „auf den allgemeinen Konzilien zu präſidiren, die Kirchengeſetze zu handhaben, Vorſchläge zu neuen Verordnungen zu machen, in dem Nothfalle eine allgemeine Verſammlung zuſammen zu rufen, über alle die Geſammtheit der Kirche betreffende Dinge, Berichte abzufordern, und in Fällen, in welchen ein ökumeniſches Konzilium diſpenſiren würde, von allgemeinen Kirchengeſetzen zu diſpenſiren." Alle übrige Rechte, welche die Päbſte vormals ausübten, und noch ausüben, z. B. die Beſtättigung und Translazion der Biſchöfe, die Apellazion von den Urtheilen der Biſchöfe an den Pabſt, u. ſ. w. nennt Febronius bloß zufällige Rechte, oder wohl gar Eingriffe in die Rechte der Partikularkirchen und der Biſchöfe. „Dieſe Neuerungen, ſagt Febron, gründen ſich auf die Briefe des Pſeudo-Iſidorus, durch welche der ganze äußerliche Zuſtand der Kirche geändert worden iſt." Der natürliche Schluß dann endlich war eine Aufforderung an die Biſchöfe: „das Joch (ſo nannte er die von Chriſtus eingeſetzte Kirchenordnung) abzuwerfen, und einer größern Freyheit in Deutſchland ſich ohne weiters zu bemächtigen, und die Mittel dazu ſich ſelbſt zu ſchaffen."

Kaum hatte je eine Druckſchrift eine ſo großes Aufſehen in der Welt erreget, als jene des J. Febronius. Dieſer Schriftſteller ſchrieb eben nicht viel Neues; ſchrieb aber ſolche Dinge, die den Gegnern des römiſchen Hofes gefallen mußten. Die erſte Auflage war kaum erſchienen, als man ſchon eine Zweyte veranſtalten mußte. Das Werk wurde in mehrere Sprachen von Europa überſetzt und in Frankreich, Italien, Spanien und Portugall nachgedruckt. Es bekam Einfluß auf die Behandlung der in das Geiſtliche einſchlagenden Staatsgeſchäfte, und machte, daß aller Orten die Monarchen der Welt von dieſer Zeit an eine andere Sprache mit Rom führten.

Zu Rom wurde ſchon am 25. Februar dieſes Jahres Chriſti 1764 durch das daſelbſt aufgeſtellte Büchergericht

dieſes

dieſes gottloſe Werk aufs Schärfſte verbothen. Vitalian Borromeo, der päbſtliche Geſandte in Wien und der Kardinal Migazzi drangen in die Kaiſerinn Thereſia, daß ſie die Verbreitung der Febroniſchen Schrift verhindern möchte. Da aber die Vorſteher der öſterreichiſchen Bücherzenſur (G. R. van Suiten und A. von Stock), den freyen Verkauf jener Schrift bereits geſtattet hatten, gieng die Kaiſerinn von dieſer Geſtattung nicht zurück. Doch wurde verordnet, daß künftighin Niemand, der nicht eine beſondere Erlaubniß von der kaiſerlichen Cenſur erhalten hatte, den Febron leſen ſollte.

Da alle auch noch ſo oft wiederholte Verbothe immer beynahe ohne allen Erfolg blieben; ſo erließ Pabſt Clemens der XIII. am 14. März dieſes Jahres Chriſti 1764 ein Umlaufſchreiben an die Erzbiſchöfe von Maynz, Köln und Trier, wie auch an die Biſchöfe von Konſtanz, Speyer, Wirzburg, Regensburg und Freyſing, und ermahnte ſie alle väterlich liebvoll, das ſo giftige Werk dieſes Febronius nach allen Kräfteu zu unterdrücken; und: „ſie ſollten ſich ja nicht bethören laſſen; nie glauben, daß die Feinde der Kirche geneigt ſeyen, jeẓt ihnen um ſo mehr Macht und Anſehen zu verſchaffen.“

Es fand auch Pabſt Clemens der XIII. wirklich bey den Biſchöfen von Deutſchland weit mehr Folgſamkeit, als bey den Biſchöfen der übrigen Nazionen. Das erzbiſchöfliche Vikariat von Maynz verboth den Verkauf und das Leſen Febrons unter ſchwerer Strafe. Das nämliche that das Generalvikariat von Trier am 27. May dieſes Jahres Chriſti 1764. Ihm folgte der Erzbiſchof von Köln am 14. Juli nach. Der Erzbiſchof von Prag ließ am 20. May alle Exemplare des Werkes in ſeinem Sprengel aufſuchen, und an ſein Konſiſtorium liefern. Der Biſchof von Wirzburg erließ früher noch ein Edikt, dem zu Folge: „in dem Werke Febron's einige Säẓe enthalten ſind, welche nicht nur den Kirchenordnungen und der pragmatiſchen Verfaſſung des deutſchen Reiches, ſondern auch den Beſchlüſſen der Konzilien, und der Bekenntnißformel von Trient zuwider laufen.“ Der Biſchof von

Augs=

Augsburg ließ die römiſche Bulle, worinn Febron verdammt wird, am 7. Oktober eben dieſes Jahres Chriſti 1764 an die Thüre der Domkirche anheften. Aehnliche Verfügungen wurden von den Ordinariaten zu Konſtanz, Freyſing und Regensburg getroffen.

Aller dieſer Brandmarkungen ungeachtet, wurde Febronius um nichts weniger (wohl nur noch um ſo begieriger) geleſen. Eine Auflage des Werkes verdrängte immer gleich wieder die Andere.

Auch noch nach ſchon vollbrachter Verjagung der Jeſuiten aus Frankreich wurde daſelbſt für ſie alles, was man konnte, verſucht. Fürs Gute eifernde Männer ſahen und fühlten jezt immer noch mehr, was man durch den Sturz derſelben verloren. Der Erzbiſchof von Paris erließ gegen Ende des vorigen Jahres einen gar rührenden Hirtenbrief, in welchem er vor Augen legte, wie widerrechtlich in allem man gegen die Jeſuiten verfahren; er erklärte als null und nichtig alle gegen ſie ergangene Beſchlüſſe. Der Erzbiſchof von Paris hatte auch ſonſt überhaupt wohl ſehr gegründete Urſachen über die Eingriffe des Parlaments in die geiſtliche Gerichtsbarkeit, welche bey dieſer Gelegenheit aufs höchſte getrieben wurden, zu klagen. Es war gar nichts ſeltenes, daß ſich die Parlamenter unterfiengen, die Kirchen-Strafen aufzuheben, den Eingang der päbſtlichen Bullen zu verbieten, alle Korreſpondenz mit dem päbſtlichen Stuhle den Geiſtlichen zu unterſagen, den Prieſtern Miſſionen zu ertheilen, die ſie von ihren Biſchöfen nicht hätten erlangen können, eigenmächtig vorgenommene Eheſcheidungen für gültig zu erklären, entlaufene Nonnen und Mönche, denen die Kutte zu enge geworden war, in Schutz zu nehmen, und ſie von ihren Gelübden freyzuſprechen. Ueberhaupt konnten Taugenichtſe von Prieſtern und liederliche Mönche immer gewiß ſeyn, gegen ihre Obern, die ſie in Ordnung zu erhalten ſuchten, von den Parlamentern ohne alle Rückſprache in Schutz genommen zu werden.

Aber je mehr man der Jeſuiten ſich annahm; deſto mehr wurde ihnen geſchadet; auch der Hirtenbrief des

Erz-

Erzbiſchofs von Paris, und die zu gleicher Zeit erſchie⸗nene Bulle Pabſt Clemens XIII., in welcher er das Inſtitut der Jeſuiten mit vielen Lobſprüchen derſelben aufs Neue beſtätigte, brachte die philoſophiſche und janſeniſtiſche Verſchwörung immer noch weiter; es ergieng alſogleich am 8. May dieſes Jahres Chriſti 1764 neuerdings ein Beſchluß, wodurch alle Jeſuiten, die den ihnen vorgelegten gottloſen Eid nicht ſchwören wollten, aus dem Reiche verwieſen wurden. Dieſer Höllen⸗Rathſchluß ward dann auch alſogleich mit aller Strenge vollzogen; Junge und Greiſe, Geſunde und Kranke wurden genöthigt Frankreich zu verlaſſen, wobey die Regierung ihnen die traurige Barmherzigkeit bewies, daß einem jeden 150 Livr Reiſegeld auf den Weg gegeben wurden. Auch der Erzbiſchof wurde auf ähnliche Weiſe belohnt für ſeinen heiligen, dem ganzen Vaterland ſo gutwollenden Eifer; er wurde als Staatsverbrecher erklärt und aus Paris verwieſen. Die Feinde der Jeſuiten hatten aber dennoch auch jetzt noch nicht ganz gewonnenes Spiel; die ſeit dem Anfang der Verfolgung bis jetzt auf das Jahr Chriſti 1764 gegen die Jeſuiten beſchloſſenen Verfügungen waren immer noch nicht durch das Anſehen des Monarchen ſankzionirt worden. Ludwig der XV. weigerte ſich lange, jene harten Verfügungen, welche ſeiner milden Denkungsart ſo ſehr zuwider waren, zu beſtättigen; noch mehr; es gewann das Anſehen, als wenn die Regierung ſich immer noch mehr beſinnen wollte, da der König wirklich durch einen im November dieſes Jahres Chriſti 1764 erlaſſenen Beſchluß die Verwieſenen zurückrief und ihnen erlaubte, als Privatleute unter der Aufſicht der geiſtlichen Obrigkeit jedes Ortes zu leben. Aber da dieſes Edikt zugleich den Orden für aufgehoben erklärte, und die von den Parlamentern erlaſſene Beſchlüſſe alle beſtättigte, und dieſe immer fortfuhren die vorerwähnten Eide von den Jeſuiten zu fordern; ſo war dieß keine Milderung des Schickſals dieſer unglücklichen Ordensgeiſtlichen, und die zurückgekommen waren, wurden endlich dennoch genöthiget, Frankreich wieder zu verlaſſen. Da dann auf ſolche

Weiſe endlich auch die königliche Beſtättigung erpreßt und erſchlichen war; ſo hatte man vollends alles, was man noch wollen konnte, und konnte nun vollends thun, was man noch wollte; auf der Stelle befahl das Parlament: „daß die Jeſuiten zehn Meilen von Paris entfernt bleiben, in den Bisthümern und Orten ihrer Herkunft wohnen, und ſich alle ſechs Monate bey dem Oberprokurator des Orts ſtellen ſollen." So hatten ſie ihn endlich ganz erreichet (die Philoſophen in Verbindung mit den Janſeniſten) ihren ſo ſehnlichſt gewünſchten Zweck, dieſe allen ihren Entwürfen ſo ſehr im Wege ſtehende Societät in Frankreich vertilgt zu ſehen. Auf das letzte an den König von Frankreich erlaſſene päbſtliche Schreiben, in welchem Pabſt Clemens der XIII. die Geſellſchaft Jeſu förmlich in Schutz nahm, das Inſtitut anpries, und neuerdings beſtättigte, auf dieſes ſo nachdrückliche Schreiben wurde in Frankreich ſo wenig geachtet; daß am 11. Februar des Jahres Chriſti 1765 wohl gar der Antrag geſchah, ſelbes öffentlich zu verbrennen.

Die griechiſche nicht unirte Kirche in Rußland beharrte noch immer auf ihren Lehrſätzen, welche bereits vor Jahrhunderten in das Verzeichniß der Lehren der Nazionalreligion aufgenommen worden waren. Die Lehre von dem Ausgange des heiligen Geiſtes, ein Haupt-Lehrſatz der Griechen, wurde noch immer mit einer ungewöhnlichen Beeiferung vertheidigt. Man darf nur die von den neueren Theologen der ruſſiſchen Kirche gelieferten Abhandlungen, und beſonders jene Glaubensbekenntniſſe leſen, welche öffentlich, und mit Bewilligung der Synode von Petersburg, während dieſes Zeitraums in Druck erſchienen ſind. Bekanntlich hatten es die Luteraner ſchon gar oft verſucht, die ſchismatiſchen Griechen zu gewinnen, ſie in ihre Sekte zu ziehen; aber es wollte immer nicht recht gelingen, oder ſchlug immer ganz fehl. Am meiſten ſchien es für die Luteraner gerathen zu ſeyn vor ein paar Jahren, da Peter der III. auf dem ruſſiſchen Throne ſaß. Dieſer junge Monarch, von Geburt ein Prinz von Holſtein, war im Begriffe, manches aus den Gebräuchen

des Lutertthums in die Religion der Griechen zu übertragen. Vor allem griff er das Einkommen der ruſſiſchen Geiſtlichkeit an; er zog ihre liegenden Güter ein, und warf jedem einzelnen Geiſtlichen eine magere Penſion aus; er arbeitete an einem weit ausſehenden Plane, und zeigte ihn eines Tages in einer eben guten, und vertraulichern Laune dem Erzbiſchofe Theodor von Novogrod. Vermöge deſſelben wollte er eheſtens ſehr wichtige Neuerungen im Kirchenweſen vornehmen. Zuvörderſt ſuchte man den jungen Leuten die Aufnahme zum geiſtlichen Stande ſchwer zu machen. Dann ſollten die Bilder der Heiligen aus den Tempeln entfernt, und nur die Kruzifixe beybehalten werden. Die Popen bekamen eine neue Kleiderordnung; ſie ſollten in Zukunft ohne Bart ohne langen Talar, nur in dem Gewande eines luteriſchen Predigers erſcheinen. Den Luteranern ſelbſt verſprach man, daß man ihnen nächſtens eine neue Kirche zu Petersburg erbauen werde. Allein dieſe glänzenden Ausſichten für die Luteraner verſchwanden auf einmal wieder— durch das für ſie viel zu ſchnell erfolgte Lebensende dieſes für ſie thätigen Kaiſers.

Indeſſen hatten ſie, und überhaupt mehrere Ketzerarten auch während einer ſo kurzen Regierungszeit, leider nur mehr, als zu viel, gewonnen; ſie fanden daſelbſt nun ſchon alle Thore geöffnet; eben jezt im Jahre Chriſti 1765 breiteten ſich in Rußland auch die Herrenhuter, oder die ſogenannte Brüdergemeinde ſo ziemlich aus; ſie fanden Mittel und Wege, bey der Kaiſerinn Katharina empfohlen zu werden; es wurde ihnen freye Niederlaſſung, und volle Gewiſſensfreyheit, und ſonſtige Vortheile zugeſichert, ſogar auch dieß: „daß vor Gericht das Jawort eines Herrenhuters ſo viel gelten ſoll, als ſonſt ein förmlicher Eidſchwur.“ Dermaliger oberſter Vorſteher der Herrenhuter war, ſeit dem Tod des Grafen Zinzendorf, der Baron Watterwill, welcher als Freund eines ruſſiſchen Generals ihnen dahin den Eingang erſchlichen hatte. Im Grunde hielten ſich die Herrenhuter noch immer an die augsburgſche Konfeſſion; übrigens war ihr Lehrgebäude aus Luters und Kalvins Irrlehren zuſammgeſtickt;

 ſie

ſie änderten aber daran immer wieder, wies ihnen gefällig war. Manchmal halten ſie große Verſammlungen, in welchen dann immer wieder über Verſchiedenes erkannt und beſchloſſen wird. Bey gewiſſen Berathungen bedienen ſie ſich auch noch des Looſes als eines Entſcheidungsmittels. Auch haben die Aeltern noch immer einen Rang unter den Brüdern, und verwalten die Kirchenämter. Geiſtliche, im eigentlichen Verſtand, haben die Herrenhuter nicht; wenigſtens bilden dieſelben keinen eignen Stand. Wer ſich immer genug bewandert in der Bibelkunde fühlt, vertritt das Lehramt. Derſelbe mag ſich gleichwohl auch Prediger nennen; aber ihm iſt nicht erlaubt, ein beſonderes, oder religiöſes Kleid zu tragen. Homilien über bibliſche Sprüche, anpaſſende Lieder, Anreden, Litaneyen, Ausſpendung eines Abendmahls machen ihre Art Gottesdienſte aus. Sie küſſen ſich, wenn ſie zuſammenkommen, und treiben noch ſonſtige Poſſen. Man hat ihnen zwar, da man ſie in Rußland hineinſchwärzte, die Bedingniß geſetzt: „daß ſie einige lächerliche Gebräuche, und ärgerliche Ausdrücke aus den Geſangbüchern fahren laſſen ſollten.“ Aber man hört doch immer noch von Beriechung des Leichnams, von Grabesluſt, u. ſ. w. Die Lehre von der Ehe, der Leichtſinn in Betreff ſündlicher Handlungen u. ſ. w. ſind noch nicht abgeſchafft. Die Brüder berufen ſich immer noch auf einen beſondern Gemeingeiſt, auf die unmittelbare Regierung Chriſti oder des Lamms, u. d. m. Das Sonderlichſte ihrer Irrlehre aber, und worinn ſie ſich von andern Ketzern weſentlich unterſcheiden, und immer ärger als ſelbſt Luteraner, und Kalviniſten waren, blieb immer dieß: ſie, dieſe Herrenhuter, lehrten: „daß die Bibel auch in dem Grundtext viele Fehler und Widerſprüche enthalte, daß Chriſtus nicht mehr als ein natürlicher Menſch geweſen, daß der Unglaube an Jeſus die Einzige Sünde ſey, daß man keiner Anweiſung zur Heilsordnung bedürfe.“

In Frankreich arbeiteten noch immer raſtlos die Feinde Gottes, das durch ſie bereits gewordene Unheil immer noch mehr um ſich her zu verbreiten, das Reich Gottes immer

immer noch mehr zu verwüſten; aber auch die Wächter auf Sions Mauern ſchliefen nicht; ſie gaben Laut, wie ſie konnten. Es wurde von Einzelnen der Geiſtlichkeit vieles gethan, durch Predigten und Schriften; es wurde aber auch gemeinſam gewirket und entgegen gearbeitet der Bosheit und dem Verderben; eben jetzt wieder, da in dieſem Jahre Chriſti 1765 der Kern der Geiſtlichkeit in Paris verſammelt war, verfaßte ſie ein Verzeichniß der wichtigeren Schriften, welche damals von den in Frankreich herrſchenden Bundesgliedern wider Sitten und Religion ausgeheckt worden waren. Man überreichte das Verzeichniß dem Könige und eine dringende und rührende Vorſtellung, in welcher die der Religion und dem Staate drohenden Gefahren geſchildert wurden, welche auch auf den König keinen geringen Eindruck zu machen ſchien. Ludwig der XV. befahl, die wider den Mißbrauch der Druckerpreſſe beſtehenden Geſetze in Vollzug zu bringen. Es wurden dann auch wirklich die giftigſten Werke, beſonders des Tuſſänts Schrift: „*Les Moeurs*“ u. ſ. andere durch den Scharfrichter verbrannt.

Der große Höllen-Orden, der große Strom des Verderbens, hatte ſich bisher von Zeit zu Zeit in kleinere Bäche getheilet, die aber immer bald ſelbſt anſchwollen, und reiſende Ströme wurden; ein ſolcher zeigte ſich jetzt wieder ſchon ſeit einigen Jahren. Georg Schade, ein Advokat zu Koppenhagen, nachdem er vor 10 Jahren eine neue Monadenlehre, vermittelſt welcher ſich alle Phänomene des Weltalls gut erklären ließen, angekündigt hatte, lieferte nach fünf Jahren ſein Hauptwerk: „Unwandelbare und ewig beſtehende Religion der älteſten Naturforſcher und Adepten.“ Hierinn wird Gottes Offenbarung als eine — „Erdichtung der Pfaffen“ geſchildert. Alle chriſtlichen Lehren kommen nur von dem Betruge und der Argliſt der Geiſtlichen her.“ Das ganze Werk iſt ein Ausbruch der plumpſten Rohheit, und noch recht roh hingeworfen; heiliger Glaube, geoffenbarte Religion, Sakramente, Prieſterthum, Wort Gottes, und Gott ſelbſt — alles wird mit einem Mal übern Haufen geſchimpft, und

zuſamm-

zuſammgeläſtert, und weggeflucht. Dieß war nun einmal der kürzeſte Weg, und der bequemſte Gang. Dieſer fand Beyfall; es gab bald eine Menge junger Laven, die ſolche alte Naturforſcher, ſolche Adepten ſeyn wollten, und es auch in demſelben Augenblicke waren. Was ſie ganz beſonders auszeichnete war — Stolz, und eine Allwiſſerey; es war, wie wenn ſie, und nur ſie allein, endlich einmal den wahren Weisheitsſtein gefunden hätten; ſie begriffen, und erklärten alles; ſie ſprachen über alles ab, und — waren mit allem im Augenblicke fertig. Uebrigens war dieſer Weisheitsorden der Adepten, oder der Monadiſten ganz einfach; ſie hatten nichts von den ſonſtigen Gaukeleyen der Freymaurer, oder anderer Marktſchreyer; ſie hatten nicht einmal einen Obern, oder Meiſter, oder Vorſteher, denn dieß alles war jeder ſelbſt; ihr Stifter war nur ihr Sekretär; aber dieſer ihr Sekretär wußte immer noch mit Geheimthun ſie ſklaviſch hinzuhalten; er ſprach von noch höhern Stufen; er prahlte, daß er viele wichtige Geheimniſſe, oder Arkana beſitze; aber mit dem verborgenen Lichte wirthſchaftete er äußerſt ſparſam; indem er vorgab, daß dieſe Schätze von Kenntniſſen nur der oberſten Stufe ſeines Ordens vorbehalten ſeyen. Nebenbenbey verſprach er zweckmäßige Bücher zum Gebrauche der Ordensglieder zu lieferen. In einer erſt voriges Jahr gedruckten Flugſchrift betheuerte zwar Schade, daß der Endzweck ſeines Ordens in nichts anderes, als in der Pflege der Wiſſenſchaften und in dem Beſtreben nach Tugend und Seligkeit beſtehe; aber dieſem Vorgeben widerſprach ſowohl das ſittliche Betragen dieſes Schriftſtellers als der Inhalt des großen monadologiſchen Werkes. Man war überzeugt, daß ſeine Monadenlehre auf Untergrabung der Offenbarung, und auf die Gründung des Naturalismus ziele. Der Magiſtrat von Hamburg ließ das Werk: „Die Religion der Adepten“ durch einſichtsvolle Männer prüfen, und nun tu dieſem Jahre Chriſti 1765 durch den Scharfrichter verbrennen. Das däniſche Hofgericht fand ebenfalls in der Monadologie nichts, als Gotteslăſterungen, Spöttereyen über die

Religion

Religion, und allerhand ärgerliche Sätze. Schade ſelbſt wurde zu Koppenhagen in Verhaft genommen, und als ein ruchloſer Feind des Chriſtenthums aus den Staaten von Dänemark und Braunſchweig-Lüneburg verwieſen.

Hontheims Werk, oder der ſogenannte Juſtin Febronius, machte nun ſchon in der gelehrten, und noch mehr in der gottloſen Welt eine große Figur, fand ſehr viel Beyfall, und nirgends mehr als in Portugall; da war ſelbes das Handbuch des Miniſters, und der Regierung. Auch der Servit Anton Pereira, Cenſor und Offizial bey dem Staats-Sekretariat zu Liſabon las, und meditierte ſehr fleißig darinn; und er trug darauf an, daß in Portugal ganz nach Febrons Grundſätzen gehandelt, und gewaltet werden ſollte; er ſchrieb darüber, er vertheidigte ſie, er benützte ſie bey jeder Gelegenheit. Da er ſich dadurch bey den Großen am Hofe zu Liſſabon ſehr beliebt gemacht hatte, benützte er nachmals die Febroniſchen Grundſätze noch mehr; indem er die zeither dem Pabſte vorbehaltenen Rechte durchgehends geſchmälert, die Gerechtſame der Biſchöfe hingegen erweitert haben wollte. In ſeiner jetzt im Jahre Chriſti 1766 erſchienenen Abhandlung: „*de poteſtate Epiſcoporum cira diſpenſationem in publicis impedimentis Matrimonii:*“ geht er alle Jahrhunderte durch, prüft die Quellen des Kirchen-Rechts, redet von Herſtellung der alten Kirchendiſziplin, und macht den Antrag, die alten Kanzleyregeln von Rom in Zukunft abzuwürdigen. Ganz nach den Ideen Febrons, behauptet Pereira eine durchgehende Gleichheit aller Biſchöfe, ſo, „daß ein jeder von ihnen nirgendwo, als nur in ſeinem Sprengel, etwas zu ſchaffen habe.“ Aus dieſem Poſtulat folgert er: „daß der römiſche Biſchof keine größere Rechte, als irgend ein anderer Biſchof habe, daß er ſohin nicht befugt ſey, irgend eine Jurisdikzion in dem Sprengel eines andern Biſchofs auszuüben.“ Schließlich muntert er die Biſchöfe auf: „daß ſie nun ihre alte Rechte wieder zurücknehmen, und dem Pabſte den Gehorſam, oder doch die Unterwerfung, in dem bisher beobachteten Uebermaaße, aufkün-

digen möchten." Auch in verſchiedenen Provinzen von Deutſchland wurde das Syſtem des Febronius adoptirt. Ganz nach Febroniſchen Grundſätzen ſchrieben der Profeſſor Paul von Riegger, der Abt Rautenſtrauch und andere Gelehrte zu Wien; nach eben den Grundſätzen lehrten die Profeſſoren auf den hohen Schulen in Oeſterreich.

In Preuſſen durfte in dieſem Jahre Chriſti 1766 das Reich Gottes auf Erde, wo nicht erweitert, doch wenigſtens mehr ſichtbar gemacht, mehr öffentlich gezeigt werden. Friedrich der II. der König von Preußen ertheilte den Römiſchkatholiſchen in dieſem Jahre die Erlaubniß, auch zu Potsdam, wie vormals zu Berlin, eine Kirche zu bauen, und in ſelber gottesdienſtliche Handlungen ungeſtört und feyerlich zu verrichten.

Seit dem ſeligen Hinſcheiden des eifervollen heiligen Seelenhirten Johannes Canzius geſchahen immer, wenn vertrauungsvoll durch ſeine Fürbitte um Hilfe geflehet wurde, viele oft recht auffallende Wunder; ſo daß endlich nach genauer Unterſuchung und Prüfung derſelben die Heiligſprechung dieſes großen Dieners Gottes am 2. Februar des Jahres Chriſti 1767 beſchloſſen ward, die hierüber gefertigte Urkunde beginnet mit den Worten: „Nachdem der ſelige Johannes Canzius ſein Leben mit auserleſenen Tugenden in einen heroiſchen Grad der Vollkommenheit vergeſellſchaftet hat (wie er dann deshalben beſonders der pohlniſchen Nazion zur Bewunderung geworden) ſo hat unſer heiligſter Vater Pabſt Clemens der XIII. damit Johannes als ein glänzendes Licht der ganzen Kirche heller auf Erden vorleuchten könnte, und dieſen Tugendſchritten nicht nur die Einwohner des Königreichs Pohlen, ſondern auch insgeſammt alle Gläubigen nachfolgten, fünf Wunder, welche auf die Fürbitte dieſes ſeligen Mannes geſchehen, nach reifer Unterſuchung zu begnehmigen, und den 1. Jäner dieſes Jahrs mit ſeiner apoſtoliſchen Unterzeichnung zu beſtättigen für gut befunden." u. ſ. weiters. Es folget dann die förmliche Heiligſprechung dieſes Dieners Gottes, derſelbe wird den Gläubigen vorgeſtellt, wie die Heiligſprechungs-Akten melden: „als Muſter der

rechtigkeit, Beyſpiel der Tugend, Verfechter der Wahrheit, Ausbreiter des Glaubens ein vortrefflicher Lehrer, Hammer der Ketzer, Aug des Blinden, Fuß des Krummen, und getreuer Ausſpender des Wortes Gottes.“ Die Wunder, welche dieſer Heiligſprechung vorzüglich zum Grunde lagen, waren: „Vier auf geſchehene Anrufung des heiligen Johannes Canzius plötzlich erfolgte Wiederherſtellungen ſolcher Kranken, die nach allen fruchtlos angewandten Mitteln ihrer verzweifelten Krankheitszuſtände wegen, als ohne Rettung verloren durch den Ausſpruch der Aerzte bereits erklärt, und ſchon am Rande des Grabes waren. Als Wunder anerkannt wurde auch die Rettung einer ſchweren Waaren- und Geldküſte, welche von der Straſſe in einen unten vorbeyreiſſenden Strom hinabgeſtürzet, und gar auf keine Art mehr zu retten war; aber auf geſchehene Anrufung des heiligen Johannes Canzius von ſelbſt, den Strom aufwärts ſchwimmend an ein leicht zugängliches Plätzgen des Geſtades, wohl auffallend wunderbar, hinkam.

Zu gleicher Zeit hatte Pabſt Clemens der XIII. auch die berühmte große Dienerinn Gottes die gottſelige Johanna Franziska Schantal, und den liebvollen Hieronymus Aemilianus, und den gottſeligen Seraphinus, und die zween heiligen Joſeph von Calaſanz, und von Cupertino in die Zahl der Auserwählten, der ewig Seligen feyerlich aufgenommen, und als vollendete Lebensmuſter zur Verehrung und Nachfolge der Gläubigen, der heiligwerdenſollenden Chriſten vor Augen geſtellet.

Die ſogenannten Philoſophen erdachten und ergriffen immer alle mögliche Mittel und Arten, ihre ſaubere Grundſätze immer allgemeiner geltend zu machen, ihr Gift nach und nach in Alle zu bringen, recht auszubreiten; ſie wollten ihrer immer noch mehr werden; Anhang, Anhang wollten ſie haben; Anhänger zu erſchleichen, oder zu erbetteln, oder zu erzwingen, oder zu erkaufen, oder wie immer ſich zu verſchaffen, dieß, dieß war nun ihr Hauptgeſchäft; dieſes Verführungs-Geſchäft betrieben

ben ſie Tag und Nacht, mündlich und ſchriftlich, öffentlich und in geheim, und wie und wo und ſo viel ſie es konnten; von jedem von ihnen konnte man ſagen, was die heilige Schrift vom Teufel ſagt: „Euer Feind, der Teufel geht immer, wie ein heißhungriger Löwe umher, ſucht aller Orten, wieder einen zu verſchlingen.“ Woltär that dieß bey jeder Gelegenheit, und bediente ſich ſeines Witzes, ſeines Spötter- und Luſtigmachertalents dazu, um zugleich ſeine Grundſätze annehmlich zu machen. Bey einer Nazion, die einem witzigen Einfalle, einer Poſſe alles aufzuopfern im Stande iſt, mußte dieſes herrlich anſchlagen. Ein Gleiches geſchah auch von Diderot und Dalembert; dieſe hatten aber nebenher noch eine andere Rolle. Sie giengen auf die Kaffeehäuſer von Paris, wo ſie nicht bekannt waren, es aber an Zuhörern und Theilnehmern nie fehlen konnte, und fiengen da als ganz von Ungefähr miteinander zu diſputiren an. Diderot machte den Angreifer auf die Religion mit dem ihm eigenen Witze, Scharfſinn und Beredſamkeit; Dalembert, ein großer Meiſter in der Heucheley und Verſtellungskunſt, machte den Vertheidiger der Religion. Es verſteht ſich von ſelbſt daß dieſer ſo ſchlecht als möglich ſeine Sache vertheidigte und daß der vollkommnſte Triumph ſeinem Gegner blieb. Beſchämt zog ſich dann der zu Boden geworfene Dalembert vom Kampfplatze, von welchem er nichts als das Bedauern der Zuſchauer, daß er eine ſo mißliche Sache gegen einen Philoſophen zu vertheidigen gewagt hätte, mit ſich zu nehmen ſchien; ihm folgte bald der ſiegreiche Diderot unterm Jubel und Beyfallklatſchen der Zuhörer über den Triumph der Philoſophie. Die beyden Kämpfer wußten ſich bald wieder zu finden, lachten ins Fäuſtchen über die leichtgläubigen und eiteln Pariſer, die ſie zum Beſten gehabt, und freueten ſich, durch dieſen Kunſtgriff die Religion zweifelhaft und lächerlich gemacht und ſo manchen neuen Rekruten für den Philoſophismus angeworben zu haben. So waren auch an den Tafeln der Großen, der Miniſter, der Finanſiers, der Generalpächter und anderer, häufig einige von dieſen vorgeblichen Philoſophen als

Schmarotzer zugegen, die ſich als Witzlinge, Bonmot⸗macher, Dichterlinge, Neuigkeitsträger, Poſſenreiſſer mit erwünſchtem Erfolg aufs Verführungsgeſchäft verlegten.

Noch mehr aber wurde ſchriftlich geleiſtet, durch Schriften und Schriftgen ohne Maaß und Zahl. Schrift⸗ſtellerey war ihnen immer das vortrefflichſte Mittel mehr ins Große zu arbeiten, allgemeiner die Anſteckung zu ma⸗chen, bleibendere Eindrücke zu verurſachen, mehrere mit einer Schlinge zu fangen, liſtiger, und viel ergiebiger zu verführen; daher verlegten ſie ſich alle darauf. Nicht nur Woltär, ſondern mehrere dieſer Sekte brachten bey⸗nahe ihr ganzes Leben damit zu, die Religion zu läſtern, den Unglauben zu predigen, die Sitten zu verderben, und den Staat zu untergraben. Es iſt unglaublich, welche Menge von Schriften durch die Unermüdlichkeit dieſer Menſchen zur Erreichung ihrer ruchloſen Zwecke hervorge⸗bracht und unter das Volk ausgeſtreuet worden ſind! Je mehr die Zahl der Verführten ſich mehrte, deſto mehr häuften ſich auch verführeriſche Schriften an. Die Jün⸗ger wollten den Meiſtern nichts nachgeben, wollten, wie ſie verführen, Anhänger werben, und wurden auch dazu ſtets ermuntert, und aufgefordert, und mächtig unter⸗terſtützet, dazu abgerichtet, und ausgerüſtet. Neben den großen Verführungs⸗Schriften, nebſt den weit ausho⸗lenden, und alles angreifenden Werken der Gottloſigkeit, wurden auch kleinere Schriftgen, kurz gefaßte Werkgen, in allerley Geſtalten und Formen, als Komödien, Ro⸗manen, Geſchichten, Almanache, Gedichte, kurz, alle Produkte der Literatur dazu gebraucht und gemisbraucht, um die verderblichſten Grundſätze über Religion und Staatsverfaſſung auszuſtreuen, und das ſittliche Verder⸗ben ſo allgemein und ſo groß zu machen, als es nur im⸗mer möglich wäre. Hiezu kam noch eine große Menge von Schriften voll politiſcher Kannengießereyen und Pro⸗jektmachereyen, die größtentheils aus der Ruſſoiſchen und der ökonomiſtiſchen Schule ihr Daſeyn hatten. Es wür⸗de unmöglich ſeyn, alle Schriften und Schriftlein dieſer politiſchen Quackſalber herzurechnen, die theils in Klagen

über

über Mißbräuche, über Fehler in der Staatsverwaltung, über Druck der Tyranney ſich ergoſſen, theils die Rechte der Völker in ein bisher nie geſehenes Licht zu ſetzen ſuchten, theils Projekte zu einer beſſern Staatsverfaſſung lieferten, theils den Republikanismus als das Höchſte aller menſchlichen Glückſeligkeit ſchilderten, theils dem Volke die reizendſten Bilder einer veränderten Staatsverfaſſung vorhielten, und es ermunterten, ſie herbeyzuführen.

Aber alle dieſe literariſchen Produkte des Philoſophismus, ſo viel ihrer waren und ſo ungeheuer ſie wirkten, waren nur als leichte Truppen anzuſehen, welche man vorauſchickte und nebenher herumſtreifen ließ. Das eigentliche Hauptheer des Unglaubens und der Gottesräuberey war das große Wörterbuch, die ſogenannte Anziklopedie, ein Magazin, ein großes allen freyſtehendes Vorrathshaus von allen Arten Gottloſigkeit, worin alles zu finden und zu haben war, was man nöthig haben könnte, um alle Achtung für Gott, für Religion, für Geiſtlichkeit für Tugend, allen Sinn fürs Gute theils ſelbſt verlieren, theils andern rauben zu können. Der Einfall, eine ſolche Rüſtkammer, als die Anzyklopädie ſeyn ſollte, und auch wirklich ward, wider Religion und Staat anzulegen, war eigentlich nicht neu. Wie die Philoſophen da, wo es bey ihren Anfällen auf die Religion, und um die Sitten zu verderben, nicht auf niedere Spöttereyen, boshaften Witz und Schlüpfrigkeiten, ſondern auf Nachdenken und einigen Anſtrich von Kenntniſſen ankam, ihre vornehmſten Waffen den engliſchen Freydenkern abgeborgt hatten; ſo gehörte auch der Einfall, eine Anzyklopädie herauszugeben und darinn alles zuſammen zu kehren, was man an irreligiöſen, die Moralität verderbenden, demagogiſchen Grundſätzen auszuſtreuen vorhatte, urſprünglich den Engländern. Die Philoſophen in Frankreich waren alſo auch als Anzyklopädiſten nichts als Nachäffer der Engländer. Dieſe Anzyklopädie, auf welche Woltär all ſein Vertrauen ſetzte, wurde immer von ihnen ſelbſt als das vortrefflichſte, alles leiſtende Werk marktſchreyeriſch angeprieſen: „darinn könne man alles finden, was man nöthig habe, um geſchwind

ſchwind gelehrt zu werden, um auf ein Mal von Allem Alles zu wiſſen, den Weiſen anzugehören.

Zwar wurden dieſe Frevler und Schlangen auch bey dieſem Beginnen gleich Anfangs entlarvet, und aufgedeckt, gleich beym Erſcheinen des erſten Bandes bewies Berthiä ein Jeſuit, und zeigte aller Welt, daß das, was den Verfaſſern eigenthümlich zugehörte, nur in verwegenen und aufrühreriſchen, für Religion und Staat gleich gefährlichen Grundſätzen beſtehe, alles übrige aber von andern abgeſchrieben und zuſammengeplündert ſey. Einem Mitarbeiter an der Anzyklopädie ſogar entfuhr wider ſeinem Willen dieſe Wahrheit, Diderot ſelbſt hält ſeinen Mitarbeitern an der Anzyklopädie eine ſehr ſchlechte Lobrede: „Dieſe abſcheuliche Ras von Mitarbeitern, ſagt er wörtlich, welche nichts wiſſen, und doch alles wiſſen wollen, ſuchten ſich durch eine verzweifelte Allgemeinheit hervorzuthun, fielen über alles her, verwirrten alles, verdarben alles, und machten aus dieſem vorgeblichen Behälter aller Wiſſenſchaften einen Pfuhl, in welchen allerley Lumpen von einer ungeheuren Menge übeleingeſehener, übelverdaueter, guter und böſer, ungewiſſer und immer untereinander nicht zuſammhängender Dinge untereinander geworfen ſind.“ Alles dieß ungeachtet fand doch das Werk der Bosheit ſo vielen Beyfall, daß nicht leicht eine öffentliche oder Privat-Bibliothek von einiger Bedeutung war, wo ſie nicht ihren Platz gefunden hätte. Sie ward nicht nur in die Niederlande, in die Schweiz, nach Italien, England und Deutſchland, ſondern auch bis in die nordiſchen Reiche verſchleppt. Alles war begierig gemacht, und begierig, aus dieſer lebendigen Quelle aller Weisheit zu ſchöpfen; ſogar Frauenzimmer hielten ſie an ihren Butztiſchen aufgeſchlagen. So ſchlecht übrigens dieſes Werk in ſich war, ſo diente es doch vortrefflich dazu, wozu man es wollte, und wozu daſſelbe von Anfang an von der Verſchwörung beſtimmt war, nemlich zur Verbreitung der gefährlichſten Grundſätze über Religion, Staatsverfaſſung und Sitten eine große Rüſtkammer anzulegen. Der eben ſo ſehr wegen ſeiner Gelehrſamkeit und

und ſeines Charakters, als wegen der von ihm mit Ruhm bekleideten wichtigen Staatsämter allgemein verehrte Joly de Fleury ſagt daher ganz recht von dieſem Werke: „Man rühmet uns die Enzyklopädie als das geſchickteſte Werk, das der Nazion Ehre machen werde; aber es bringt ihr nur Schimpf und Schande; man hat darinn alle Abgeſchmacktheiten und Gottloſigkeiten, die ſich bisher in verſchiedenen Büchern nur zerſtreuet fanden, in alphabetiſcher Ordnung zuſammengebracht, ſie ausgeputzt, vermehret, und ihnen eine mehr ins Auge fallende Geſtalt gegeben." Dieß bewies er mit verſchiedenen Artikeln dieſes Werks, die er aushob, und vor Augen legte.

Dieſes Hauptwerk, und alle Schriften der ſogenannten Philoſophen, und ihre ganze Werberey war auf die größere Klaſſe, auf die Mehrzahl der Menſchen, wie ſelbe gewöhnlich ſind, recht gut berechnet; an eigentliche Gelehrte, an gründliche Männer wagten ſie ſich nicht, ſolche verführen zu können, trauten ſie ſich ſelbſt nicht zu; es würde freylich, was ſie wohl einſahen, kein kleiner Triumph geweſen ſeyn, wenn ſie Gelehrte von einem gewiſſen Range hätten anwerben können. Wenn es daher geſchahe, daß hin und wieder einmal einer derſelben in irgend einem Stücke ihnen günſtig zu ſeyn ſchien, ſo ward dieß ſogleich begierig ergriffen und ausposaunt. Doch ſie fühlten zu gut ihre Schwäche, als daß ſie den Verſuch hätten beſtehen ſollen. Was die Geiſtlichen betrifft, ſo hatten ſie dieſelben ſchon längſt für unheilbare Fanatiker oder für Menſchen, die durch Intereſſe der Religion anhiengen, erklärt, welche zu bekehren verlorne Arbeit ſey. Sie wagten ſich alſo nur an die Schöngeiſter und Halbgelehrten, an die Gattung von Menſchen, die ohne etwas Gründliches gelernt zu haben, doch über alles ſchwätzen wollen; und bey ſolchen Menſchen fanden ſie auch immer am geſchwindeſten Eingang und Beyfall. Auch bey den Großen mußte die Anwerberey für den Philoſophismus um deſto leichter von ſtatten gehen, da ſie ſelten ſo viel gründliche und eigentlich gelehrte Kenntniſſe beſitzen, um durch die Täuſchungen der Sophiſten nicht be-

rückt

rückt zu werden, dabey aber doch gern für ſolche, die alles wiſſen und verſtehen, gelten, und über alles abſprechen wollen. So war es dann wieder ſehr natürlich und gut berechnet, daß die ſchlauen Philoſophen ſich gerne, und vorzugsweiſe an dieſe höhern Stände wendeten, in denſelben Anhang zu machen ſuchten. Nebſtdem hatten aber die Philoſophen ſich ſehr große und weſentliche Vortheile davon zu verſprechen, wenn es ihnen glücken konnte, die höhern Klaſſen dergeſtalt zu verblenden, daß ſie recht viele Adepten in denſelben erlangen könnten; ſie verſchaften dadurch ihrer Sekte Kredit, und, was Hauptſache war, Schutz, und mächtige Unterſtützung, und kräftigere Mittel, um ſo leichter dann mehr noch ſich auszubreiten; ſie thaten daher alles Mögliche die ſogenannten Großen ſich geneigt zu machen, oder gar zu gewinnen; mit einer mehr als judenmäßigen Zudringlichkeit hingen ſie ſich an ſie, ſchmeichelten ihnen mit einer Niederträchtigkeit, die man bey den verderbteſten Hofſchranzen oft kaum hätte ſuchen ſollen, ließen keine Verſpottung, keine Mishandlung ſich verdrießen, wenn nur ihr Endzweck erlangt werden konnte. Wer ſich die Mühe geben wollte alle hievon zeugende Anekdoten zu ſammeln, würde ein ſehr unterhaltendes Buch liefern können. Dem Woltär ſelbſt brach manchmal die Geduld bey der Bearbeitung ſeiner Kronen tragenden Schüler. Allein dieſe obwohl oft ſaure Arbeit lohnte doch immer reichlich alle Mühe; auf dieſe konnten ſie ſich ſtützen, dieſer konnten ſie ſich rühmen, zu dieſen konnten ſie ſich flüchten, wenn man ihnen ihrer Gottloſigkeit wegen zu nahe gieng. Woltär ſelbſt war gar oft wieder recht froh um ſeinen Bruder Dülük (um Friedrich den II. den König von Preuſſen) ſo ſehr er ihm manchmal zur Laſt war; auch Pradò und Tuſſän, und ſo mehrere Andere, ſo bald ſie merkten, daß man zu ihrer Verhaftnehmung ſchreiten wolle, flohen geſchwind Berlin zu, und wurden da gut aufgenommen, und in Ehren gehalten. So rühmten ſie ſich auch der Kaiſerinn von Rußland, und anderer Fürſten. Woltär nannte die ruſſiſche Kaiſerinn Katharina die II. die nordiſche Semiramis; Marmotel

motel, da eben dieſes Jahr Chriſti 1767 ſein gottloſes Buch zu Paris verbothen wurde, ſpottete dieſes Verbothes, und rühmte ſich noch, und pralte mit den Worten: „Die Kaiſerinn Katharina hat meinen Beliſär ſelbſt in die ruſſiſche Sprache überſetzt, und einem Biſchofe zugeeignet. Die Kaiſerinn, die Könige von Schweden, Dänemark und Pohlen brauchen ihn als ihr Breviar. Gekrönte Häupter ſind für mich, warum ſollte ich mich denn um die Doktoren der Sorbonne bekümmern?“

Da die Großen ſowohl in Frankreich als in andern Ländern leichtſinnig und unbeſonnen genug waren, den Skarteken dieſer Sophiſten Beyfall zu geben, ja dieſe Menſchen, die ſie als die ärgſten Feinde des Staates und ihrer eigenen Perſonen hätten weit von ſich entfernen ſollen, zu ehren, ſie an ſich zu ziehen, an ihren Einfällen ein Wohlgefallen zu haben, mit ihnen zu korreſpondiren und ſie mit Gnadenbezeugungen zu überhäufen, ſo erhielt dadurch die Sekte immer mehr Achtung. Tauſende wurden hintergangen, und es gehörte am Ende gar zum guten Tone, zu den Eigenſchaften eines Menſchen, der Welt haben, und nicht zum Pöbel gerechnet werden wollte, zur Parthey dieſer Sophiſten zu gehören, und, wie ſie, Religion und Sitten mit Füßen zu treten. —

Auſſerdem aber, was die Großen dem Philoſophismus durch ihr Anſehen, durch ihre Namen und durch den Beyfall, den ſie dieſen vorgeblichen Weiſen und ihren Schriften ſchenkten, nützen konnten, leiſteten ſie ihnen und ihren Abſichten noch weit wichtigere Dienſte durch ihre wirkliche und thätige Unterſtützung. Ohne dieſe würde es ihnen wohl nie geglücket ſeyn, ſo große Fortſchritte zu machen.

Um aber ganz ſicher zu gehen, wählten ſie noch ein Mittel, das ganz ins Allgemeine wirken mußte, das ihnen auch da, wo ihre Schriften, ihre Beſchützer, ihre Emiſſare, ihre Hofmeiſter, ihre Hauſirer und die von ihnen gewonnenen Weiber nicht allemal hinreichen konnten, treffliche Dienſte leiſtete. Dieſes Mittel mußte aus noch ſo verſchiedenen Beweggründen alle Unzufriedenen, wenn ſie auch ſonſt nicht zu ihrer Fahne geſchworen hatten,

ſogleich auf ihre Seite ſtellen, und bey dem großen Haufen derer, die aus menſchenfreundlichem Herzen blos milde dachten, ohne zu bedenken, daß unüberdachte Milde oft große Härte iſt, Eingang finden. Ja, es mußte ihnen bey allem, was man auch ſonſt gegen ſie ſagen konnte, einen ſchönen verführeriſchen Anſtrich geben, um ſie, — die erklärteſten Feinde aller menſchlichen Glückſeligkeit, — als Wohlthäter der Menſchen zu anzupreiſen. Und dieſes Mittel war, — das mächtige Zauberwort: „Allgemeine Toleranz!“ in alle Welt zu predigen. Dieſe Toleranz ſollte ſogar allgemeiner noch ſeyn, als ſelbſt jene war, welche vor beynahe hundert Jahren der Fortſetzer des Baylä predigte, welcher alle Monarchen ermahnte: „allen Religions-Partheyen, Deiſten, Götzendienern, Muhamedanern und Sozinianern die Niederlaſſung in ihren Staaten und freye Religionsübung zu geſtatten, jedoch mit Ausnahme der erklärten Atheiſten und der Katholiken.“ In die allgemeine Toleranz, die jetzt gepredigt werden mußte, ſollten auch erklärte Atheiſten (Gotteslaͤugner) mit einbegriffen ſeyn, gar kein Ungläubiger, gar kein Irrgläubiger, gar kein Abergläubiger, gar kein Glaubensſpötter, einzig nur die Rechtgläubigen davon ausgeſchloſſen bleiben. Woltär ſelbſt war der unverſöhnlichſte Haſſer, der wüthigſte Verfolger, der nie, auch ſelbſt nach ihrem Tode nicht, denen verziehe, von welchen er ſich beleidigt zu ſeyn auch nur wähnte. Das Aergſte aber, was man ihm und ſeinen Anhängern thun konnte, und wodurch man ſie am meiſten beleidigte, ihnen gleichſam in die Augen griff, war, wenn man an Jeſus Chriſtus glaubte, und an die durch ihn geſchehene Offenbarung, und Heilsanſtalt; für ſolche Gläubige gabs bey ihnen keine Toleranz, die waren inbegriffen in ihren Fluch, in ihrem Looſungsworte: „Zerquetſchet die Infame!“ — So ſehr ſie über Intoleranz ſchrieen, wenn man den freyen Umlauf ihrer Schriften, mit welchen ſie das Volk vergifteten, zu hindern wagte, wenn man ſie konfiszirte oder verbrannte; eben ſo intolerant waren ſie ſelbſt gegen diejenigen, die ſich unterſtanden hatten, gegen ſie zu ſchreiben;

ſie thaten gegen ſie, was ſie konnten. Wohl wahrhaft wüthend verfolgten ſie die Religion, und die Geiſtlichkeit; da noch immer über dieß Woltär ſelbſt ſeine Mitverſchworne nicht nur ermunterte: „den Fanatikern, wie er die Verehrer des Chriſtenthums nannte, auf den Leib zu gehen und ihnen nicht einen Augenblick zum Luftſchöpfen Zeit zu laſſen,“ ſondern auch die gewaltſame Ausrottung des Chriſtenthums bey dem Könige von Preuſſen, obgleich vergebens, betrieb. Friedrich der II. tadelte mehrmal vor aller Welt die Intoleranz und Grauſamkeit dieſer ſogenannten Philoſophen. Empörend war Woltärs Wunſch, den er öfters äußerte: „daß man einem jeden Jeſuiten einen Janſeniſten an den Hals binden, und ſo beyde in den Abgrund des Meeres werfen möchte.“ Empörend alles menſchliche Gefühl war jener Ausbruch ſeiner raſendſten Wuth, ſeines heftigſten Verfolgungs-Geiſtes, da er, Woltär der Meiſter, an ſeinen Lieblings-Schüler Dalembert ſchrieb: „daß man die Religion offenbar bekriegen müſſe, und ihm nichts lieber ſeyn würde, als auf einem Leichenhaufen von Andächtlern, die zu ſeinen Füſſen geſchlachtet worden, zu ſterben.“ Solche Aeußerungen, und überhaupt die Wuth, mit welcher ſie das Chriſtenthum von der Erde zu vertilgen ſuchten, die Diener und Vertheidiger dieſer Religion mishandelten, ihnen Ehre und Güter nahmen, und zu ihrem gänzlichen Untergange ſich verſchworen hatten, bewieſen klar, daß ihnen Kerker, Feuer und Schwert ſehr willkommene und brauchbare Mittel zu ihren Zwecken geweſen ſeyn würden, wenn ſie nur die Gewalt dazu gehabt hätten. Auffallend und empörend waren die Grauſamkeiten, welche ſie und ihre Anhänger gegen einen Orden, deſſen Schuldloſigkeit und Verdienſte Woltär ſelbſt bey mehrern Gelegenheiten eingeſtanden hatte, blos deßwegen verübten, weil er ihren Abſichten, das Chriſtenthum zu zerſtören, im Wege ſtand. Und dieſe Menſchen durften es unternehmen, Duldung zu predigen und zu empfehlen! Eben die Philoſophen, die ihren Haß gegen alle chriſtliche Religionspartheyen und ihren Wunſch, ſie insgeſammt zu zernichten, bey unzähligen

ligen Gelegenheiten an den Tag gelegt hatten, konnten die Duldung derſelben wieder ſo ſehr empfehlen, daß „ſie alles im ſchönſten Lichte zu ſehen verſichern, wenn die Toleranz gegründet, und die Proteſtanten nach Frankreich zurückberufen wären.“ Solche ſo auffallend ſich widerſprechende Aeußerungen verriethen es ſomit laut ſelbſt, daß die ſogenannte allgemeine Toleranz, die man jetzt predigte, keineswegs das ſey, was man jetzt wolle; ſondern, daß man durch dieß Toleranzpredigen etwas ganz anderes wolle, und ſuche, und bearbeite; daß auch dieß jetzt ſich erhebende Zettergeſchrey nichts anders ſey, als eines der ausgeſuchten Mittel zum großen Zwecke. Und ſie gewannen auch damit wieder allerdings vieles. Erſter Vortheil für ſie war ſchon dieß, daß ihnen ſelbſt dadurch wieder mehr Freyheit, und Wirkungskreis werden mußte, und neue Mittel, und Wege von ſelbſt dadurch ihnen ſich darbothen, und alle Hinderniſſe, und Bedenklichkeiten immer mehr wegkamen. Dieſe Toleranzpredigten gaben auch dieſen Philoſophen nicht nur ein ſehr menſchenfreundliches und mildes Anſehen; ſondern, da ſie nicht unterließen, alle diejenigen, die ihnen nicht günſtig waren, beſonders die Geiſtlichen, mit den ſchwärzeſten Farben zu ſchildern, ſo gewannen ſie dadurch nicht auch nur allein für ſich, ſondern es ward auch auf die Freunde und Diener der Religion als Beförderer der menſchenfeindlichen Intoleranz ein ſehr gehäſſiges Licht geworfen. Man wird daher auch wenige ihrer Schriften finden, in welchen das menſchenfreundliche Chriſtenthum nicht als eine unduldſame Religion, und die Diener derſelben nicht als fanatiſche Verfolger dargeſtellet wären. — Das Vornehmſte aber war, daß es zu ihren großen politiſchen Umwälzungsprojekten ihnen die trefflichſten Dienſte leiſten mußte, wenn man ſo willfährig war, ihre Toleranzpredigten gut aufzunehmen, in Ausübung zu bringen.

Durch dieſe vorgebliche, und ſo hoch angerühmte Duldung aller Religionen wurde der beſchloſſene Umſturz aller Religionen vortrefflich bearbeitet, und immer mehr vorbereitet; Gleichgültigkeit gegen alle Religionen mußte

 ſich

ſich dadurch nach und nach von ſelbſt machen; und da man in einem fort hörte: „es ſey ganz gleich viel, ob man dieſe oder jene Religion habe;“ ſo war es manchem dann auch bald gleichviel, eine oder keine haben; und da keine haben der Sinnlichkeit doch noch bequemer ſchien; ſo verwarf man alle Religionen, und behielt gar keine. Auch bey dieſer Gleichgültigkeit blieb es nicht lange, auf ferners Arbeiten, und Wirken und Machen dieſer Toleranz-Prediger, und Religionshaſſer entſpann ſich aus dieſer Duldung aller Religionen gar bald ein Haß und eine Wuth gegen die allein wahre Religion, und ſo gabs denn bald wieder immer mehr Religionshaſſer und Feinde der Kirche, und Verfolger der Gläubigen, und alles, was man durch dieß Toleranzpredigen wollte. Die Philoſophen konnten ſich dadurch am leichteſten auch alle Arten Ketzer geneigt machen, wenigſtens konnten ſie hoffen, daß alle, welchen ſie durch ihre Toleranzpredigten Nachſicht und Ruhe verſchaffet hatten, ſie als ihre Vertheidiger, Beſchützer und Wohlthäter anſehen, ihre warmen Anhänger werden, und die Gegner des Philoſophismus als die ihrigen anſehen würden, ſo wenig auch im Uebrigen die Grundſätze der Philoſophen mit den ihrigen übereinſtimmen möchten. Daher ſichs erklären ließ; warum Hugonotten und Janſeniſten mit den Woltäriſten, und Ruſſoanern immer ſo gerne aus einem Horn bließen, allenthalben gemeinſchaftliche Sache mit ihnen machten, und den Triumph des Philoſophismus möglichſt vollenden halfen; denn ihre eigenen Vortheile, Haß und Rachſucht machten ſie ſo blind, daß ſie es überſahen, wie weit die Grundſätze dieſer Philoſophen von den ihrigen abgiengen, (obgleich der Calvinismus und Janſenismus endlich wirklich zum Philoſophismus führte) und nicht daran dachten, daß Woltär die Hugonotten für eben ſolche Narren, als die Sorbonniſten erkläret, und ſie eine wüthende und gallſüchtige Sekte genannt, und gewünſchet hatte, daß man mit den Jeſuiten auch die Janſeniſten erſäufen möchte. — Allein auf ſonſtige Zwiſte und Verſchiedenheiten in Geſinnungen konnte und wollte man

man jeßt nicht mehr Rückſicht nehmen; die Philoſophen waren nun einmal den Janſeniſten, und dieſe jenen unentbehrlich geworden; die Janſeniſten hatten bisher ſchon den Philoſophen weſentliche Dienſte geleiſtet, und waren geeignet, ihnen bald immer noch beſſer zu dienen; da es nun einmal die Abſicht dieſer ſogenannten Philoſophen war, Thron und Altäre umzuſtürzen, ſo paßten Menſchen, die ſo oft als die fanatiſchſten Gegner von beyden ſich bewieſen hatten, ganz in ihren Plan. Beym Einreiſſen der Thronen und Altäre wollte man ſich geübter und wüthend ſtürmender Hände bedienen. Die Philoſophen kannten gar genau den Geiſt dieſer Sekte, und wußten, daß die Janſeniſten, wenn man ihnen und den Hugenotten mehr Freyheit geſtattete, nicht ermangeln würden mit dieſen gemeinſchaftliche Sache zu machen, und verſprachen es ſich zu der heiligen Rachſucht dieſer Heuchler, daß ſie nicht eher raſten würden, als bis ſie an ihren Gegnern die fürchterlichſte Rache genommen, die katholiſche Geiſtlichkeit geplündert und vernichtet, die Hierarchie zu Grunde gerichtet, und mit den Altären auch den Thron würden umgeſtoßen haben.

Alle bisher von den Philoſophen zur Ausführung ihrer Plane erſonnene und angewendete Mittel waren ſo gut durchgedacht, ſo richtig kalkulirt und zweckmäßig, daß ſie einen ihren Wünſchen entſprechenden Erfolg mit großer Zuverläßigkeit davon erwarten konnten, und ſie hatten ganz recht, wenn ſie einem großen Wandel der Dinge ſowohl in politiſcher als in religiöſer Hinſicht entgegen ſahen und es laut verkündigten. So viele Urſachen indeſſen Woltär hatte, mit den Arbeiten ſeiner Mitverſchwornen zufrieden zu ſeyn; ſo findet man doch in ſeinen Briefen, daß er ſich mehrmals darüber beklagt, daß es ihnen am gehörigem Eifer, an Thätigkeit fehle, um das große Werk zu vollführen, er wünſchte, daß die Philoſophen eben ſolche Bruderſchaft, wie die Freymaurer, unter ſich errichten, und ſo recht mit vereinten Kräften dem Chriſtenthume zu Leibe gehen möchten. „O meine Philoſophen, ſchrieb er an Dalembert, man muß mit geſchloſſenen

Gliedern auf den Feind losgehen, wie der mazedoniſche Phalanx, der nur dann überwunden ward, wenn man die Glieder trennen konnte. Möchten doch die wahren Philoſophen eine Bruderſchaft, wie diejenige der Freymaurer ſtiften! Möchten ſie ſich verſammeln, ſich einander unterſtützen, und der Bruderſchaft treu ſeyn! Gewiß, eine ſolche Akademie würde von mehrerer Bedeutung ſeyn, als die Akademien von Athen und alle Akademien von Paris."
Es ſcheint, daß Woltär damals mit ſich ſelbſt noch nicht einig geweſen, worin dieſer engere Bund, den er für ſeine Mitverſchwornen wünſchte, beſtehen ſollte, ob ſie unter ihm, dem Patriarchen, ſich zu einer förmlichen Sekte, wie die von den Katholiſchen verſchiedenen Partheyen, bilden, oder in eine Akademie zuſammentreten, oder eine geheime Geſellſchaft, wie die Freymaurer, ausmachen ſollten? Auch ſo etwas, was Woltär etwa mochte gewünſchet haben, kam voriges Jahr zu Paris zu Stande, nämlich eine Geſellſchaft, welche, da ſie mit literariſchen Gegenſtänden ſich vornehmlich beſchäftigte, das Anſehen einer gelehrten Geſellſchaft oder Akademie hatte, und zugleich durch das genaue Zuſammenhalten der Glieder und durch das Geheimhalten ihres eigentlichen Gegenſtandes dem Freymaurerorden ähnlich war. Dieß war der geheime Clubb, der in dem Gaſthof, in welchen der Baron von Holbach zu Paris wohnte, ſeitdem gewöhnlich alle Wochen zuſammkam. Aufs ſorgfältigſte wurden die Abſichten, und die Beſchäftigungen dieſer Zuſammenkünfte, und dieſer Geſellſchaft verheimlichet; ſie gaben an: „daß ſie ſich einzig nur mit gelehrten Gegenſtänden abgeben, und beſchäftigen. Sie nannten ſich Oekonomiſten. Woltär, obwohl abweſend, war Ehren halber als beſtändiger Präſident erwählet. Dieſe ſaubere Akademie war nun ſchon ſeit einem Jahr in voller Thätigkeit; von ihr wurden alle Bücher, welche ihre Anhänger, und Mitarbeiter am Philoſophismus auf ihre Veranſtaltung wider die Religion, wider den Staat und wider die Sitten geſchrieben hatten, genau unterſucht, ehe ſie dem Drucke übergeben wurden; man ſtrich darinn aus, ſetzte hinzu,

oder änderte, wie man es nach der Beſchaffenheit der Zeit und nach Umſtänden für nöthig hielte. Redete der Verfaſſer nach der Lage der Zeiten zu deutlich, ſo gab man ſeinen Ausdrücken einen andern Anſtrich, ſo daß die wahren Grundſätze und Abſichten nicht zu grell in die Augen fielen; fand man dagegen, daß man wohl dreiſter hervortreten könnte, als vom Verfaſſer geſchehen war, ſo ward auch hierinn eine Aenderung gemacht. Bey dieſer Reviſion ließ es aber die ſaubere Akademie nicht bewenden, ſondern ſie ſorgte auch zugleich für den Druck und für die Verbreitung der von ihr approbirten giftigen Skarteken von welchen man einigen ſogar die Namen ſchon verſtorbener berühmter Schriftſteller vorſetzte. Die angebliche Akademie ließ nämlich, außer einer hinreichenden Anzahl auf feinem Papiere, auch mehrere Exemplare auf ganz grobem Papiere abziehen, welche letztere eigenen Hauſirern, theils um einen äußerſt geringen Preis, theils gar umſonſt, gegeben wurden, um ſie allenthalben auszuſtreuen. Auf ſolche Weiſe ward die Nazion mit einer Unzahl theils anonymer, theils pſeudonymer Skarteken überſchwemmt, die alle darauf abzielten, die Nazion durch alle Stände hindurch zu vergiften, ihr die Religion verächtlich zu machen, die Sitten zu verderben, ihre Anhänglichkeit an die Regierung zu zerſtören, und ſie überhaupt ſo zu leiten, daß die ungeheuren Plane dieſer Afterphiloſophen gegen Religion und Staat konnten ausgeführt werden. Was Merſiä von der abſcheulichen Skarteke: „*Juſtine, ou les Malheurs de la Vertû*“ ſagt: „Gebt eine Feder in die Klaue des Satans, und er wird es nicht ärger machen können!“ — das gilt von den mehreſten Produkten der philoſophiſchen Schriftſtellerey, die in dieſer Höhle revidirt und von da weiter verbreitet worden. Kein Mittel ward leicht unverſucht gelaſſen, um die Grundſätze des Philoſophismus in Umlauf zu bringen; man fand ſie auf Feuerſchirmen (Ekrans), die man in Frankreich am Kamine ſich vor's Geſicht hält, auf Fächern und andern dergleichen Dingen; ja, auf Dalemberts Angabe bediente man ſich ſogar der Zuckerbäcker,

die ihre Bäckereyen mit Zetteln voll philoſophiſcher Grundſätze, und Sprüche anfülleten.

Ueber dieß hatte ſeit ſeinem Beſtehen dieſer ſchwarze Höllen-Clubb ſein ſchändliches Weſen nicht allein in Paris, und auf die bloße Reviſion der ihm vorgelegten Schriften eingeſchränkt, ſondern auch auswärtig hin korreſpondirt, und andere Mittel zur Ausführung ſeiner verderblichen Entwürfe, zum Aufhelfen der Parthey und zur Unterdrückung aller Gegner derſelben ausgebrütet und von hier aus ſeine Projekte, Beſchlüſſe und Befehle auch andern Verbündeten zugefertigt.

So wurde jetzt auf alle Art, und überall hin und hinein gewirkt und gearbeitet. Und dennoch waren den bereits raſend gewordenen Feinden Gottes alle dieſe Mittel immer noch zu langſam wirkend; eben in dieſem Jahre Chriſti 1767 drang Woltär neuerdings in den König von Preuſſen: „daß man einmal Gewalt anwenden ſoll.“ Kurz ſein Antrag war auf eine förmlich grauſame Verfolgung der Chriſten. Friedrich der II. mißrieth ihm dieß wieder, wenigſt für jetzt noch; der mehr gelaſſene Schüler antwortete ſeinem tobenden Meiſter: „Es iſt nicht der Gewalt der Waffen vorbehalten, die Infame (das Chriſtenthum) zu zerſtören; ſie wird durch den Arm der Wahrheit und durch die Verführung des Intereſſe's umkommen. Wenn ihr wollt, daß ich euch dieſe Idee entwickele, ſo ſehet hier, was ich darunter verſtehe.“ Und nun wird ihm der Entwurf, den der königliche Philoſoph in ſeinem Kopfe ſich zur Zerſtörung des Chriſtenthums gemacht hatte, zu deſſen Ausführung die Vernichtung der religiöſen Orden freylich das beſte Mittel war, folgendermaſſen entdeckt. „Ich habe es bemerkt, ſagt Friedrich der II. und andere, wie ich, daß diejenigen Gegenden, wo die mehrſten Mönchsklöſter ſich befinden, auch die ſind, wo das Volk am blindeſten noch dem Chriſtenthum anhängt, und ſo weiters, und daß man alſo vor allem dem Mönchs-Weſen ein Ende machen müſſe.“ Am ſchicklichſten könnte, meint er, damit eben jetzt gleich der Anfang gemacht werden.“ „Der Augenblick, die Klöſter zu zerſtören, oder

wenig-

wenigſtens zu verringern", fährt er fort, „iſt gekommen, da die Regierungen von Frankreich und Oeſterreich mit Schulden überhäuft, und alle Hilfsmittel der Kunſt, um dieſe Schulden zu tilgen, vergebens erſchöpft ſind. Der Reiz der reichen Abteien, und mit gutem Einkommen verſehenen Klöſter iſt verführeriſch. Wenn man alſo dieſen Regierungen den Nachtheil anſchaulich macht, den die Kloſterleute der Bevölkerung in ihren Staaten thun, ſo wie den Misbrauch der großen Anzahl von Kuttenträgern, welche die Provinzen erfüllen, und dabei zugleich einfließen läßt, daß man auf eine leichte Weiſe einen Theil der Staatsſchulden bezahlen könnte, wenn man die Schätze dieſer Kloſtergeſellſchaften, die doch ohnehin keine Erben haben, dazu anwenden würde; ſo glaube ich, daß man die Regierungen dahin bringen werde, dieſe Reforme anzufangen, und es iſt zu vermuthen, daß wenn ſie einmal die Einziehung einiger ſolcher Pfründen geſchmeckt haben, ihre Gierigkeit auch das, was übrig bleibt, verſchlingen wird. — Sehet da, ein kleines Projekt, welches ich dem Patriarchen von Ferney (ſo nennet er im Ernſt oder aus Spaß ſeinen Lehrmeiſter Woltär) zur Prüfung unterwerfe; ihm, als dem Vater der Gläubigen kommt es zu, daſſelbe zu berichtigen und dann auch auszuführen."

Daß die dieſen Philoſophen ſonſt ſo heilige Rechte der Menſchheit, daß das Eigenthum, daß die Heiligkeit der gottſeligen Stiftungen himmelſchreiend dadurch verletzt würden, das hielt man gar keiner Erwähnung würdig. Etwas anderes, was man ein wenig noch überlegen zu müſſen glaubte, war dieß: „daß, wenn man auch die Regierungen zur Aufhebung oder Verringerung der Ordensgeiſtlichkeit beſtimmte, doch noch immer die Biſchöfe und die andern Geiſtlichen ſtehen blieben, folglich noch nicht alles, was die Philoſophen wünſchten, ausgerichtet wäre, und dieſe, ſobald ſie ſähen, welchen Nachtheil man der Religion und der Hierarchie durch Vernichtung der religiöſen Orden zugefügt, nicht ſäumen

men würden, an der Widerherſtellung derſelben zu ar= beiten.“ Allein hieran hatte Friedrich der II. auch ſchon gedacht. „Der Patriarch“, fuhr er fort, „wird mir vielleicht einwenden: was man denn mit den Bi= ſchöfen machen werde? Ich antworte ihm, daß es noch nicht Zeit iſt, dieſe anzurühren, und man damit anfangen muß, diejenigen zu zerſtören, die das Feuer des Fanatismus in den Herzen des Volkes anfachen. Sobald als das Feuer erkaltet ſeyn wird, werden die Biſchöfe nichts als kleine Buben ſeyn, mit welchen die Suwräne in der Folge der Zeit ohne weiters nach Gefallen werden umſpringen können.“

Schon mehrere Jahre zuvor hatte Friedrich der II. ein groſſes Säculariſazionsprojekt bei ſich herumgetra= gen, welches, wenn es hätte ausgeführt werden kön= nen, die Biſchöfe vernichtet, und zu kleinen Buben, mit welchen man nach Gefallen umſpringen könnte, ge= macht haben würde. „In der letzten Unterredung“, ſo ſchrieb Woltär an den Miniſter Amelot, „welche ich mit dem Könige von Preußen hatte, ſprach ich mit ihm von einem Buche, welches vor ungefähr ſechs Wochen in Holland herumgetragen wurde, und in welchem die Säculariſirung der geiſtlichen Fürſtenthümer zum Be= ſten des Kaiſers und der Könige von Ungarn als ein Mittel, den Frieden im Reiche herzuſtellen, vorgeſchla= gen wird. Ich ſagte ihm, daß ich von ganzem Herzen wünſchte, daß dieſer Entwurf einen glücklichen Erfolg haben möchte. Der König geſtand mir hierauf, daß er dieſes Projekt habe drucken laſſen. Auch ließ er mich merken, daß er es nicht übel nehmen würde, wenn er auch ſeinen Antheil von dem erhielte, was die Prieſter den Königen geben müßten, und daß er gerne Berlin von den Gütern der Kirche verſchönern möchte. So viel iſt gewiß, daß er dieß durchzuſetzen ſucht, und daß er nur dann Friede machen will, wenn er ſolche Vor= theile ſieht. Es bleibt nun ihrer Klugheit überlaſſen, dieſe geheime Abſicht des Königs zu nützen, die er nie= mand als mir anvertraut hat.“ Nach dieſem Briefe

hat=

hatte alſo König Friedrich der II. ſchon beinahe 24 Jahre früher, als er noch den vorhin angeführten Entwurf machte, auf die Einziehung der geiſtlichen Güter, und die Vernichtung der Biſchöfe ſein Abſehen gerichtet gehabt, und in ihm wüthete damals ſchon jener Heishunger nach den Kirchengütern, den er jeʒt auch andern Regierungen prophezeite. So ſehr Woltär den Vorſchlag ſeines Schülers erhob, und es ſehr wahrſcheinlich fand, daß, wenn man nur erſt die religiöſen Orden vernichtet hätte, die Biſchöfe und die ganze Religion von ſelbſt ſchon nachfolgen würden; ſo konnte er doch nicht umhin, ihm ſeine Bedenklichkeiten zu eröffnen, da an die hohen Würden in der Kirche ſo viele Vortheile geknüpft wären; wobei er ihn auf Deutſchland aufmerkſam machte. Aber ebendeßwegen beſtund Friedrich auf ſeinem Antrag, nicht von oben herab, ſondern von unten hinauf anzufangen, die Mönche wegzuräumen oder wenigſtens zu verringern. „Hat man es einmal dahin gebracht", ſchrieb er ferners, „ſo wird das Volk lau werden, und weniger abergläubig, wird es den Fürſten erlauben, die Biſchöfe ſo zu ſtellen, wie es ſich gebührt. Dies iſt der einzige Gang, den man gehen muß. Man muß ganz verſtohlner Weiſe das Gebäude untergraben, und es ſo allgemach dahin bringen, daß es dann endlich von ſelbſt einfällt."

Mittlerweile wurde fortgefahren mit den Verläumdungen und Verläſterungen der Ordensgeiſtlichen; man nahm auch wohl gar die abgeſchmackteſten Erdichtungen von Grauſamkeit und Unzucht, die in den Klöſtern getrieben werden ſollten, zu Hilfe; man breitete ſie in Gedichten, Romanen, Schauſpielen und andern Flugſchriften allenthalben aus, und — der Krieg gegen die religiöſen Orden, ſie mochten Bettelorden, oder andere ſeyn, ward beſchloſſen und unternommen. Mochten die Ordensgeiſtlichen ſich betragen, wie ſie wollten; nunmehr, da einmal ihre Vernichtung im Rath der Philoſophen beſchloſſen war, war kein Betragen, gar nichts mehr im Stande, ſie noch zu ſchützen.

Die

Die von dem heiligen Ignazius von Lojola geſtiftete Geſellſchaft Jeſu ſollte auch im Vaterland des heiligen Stifters, in Spanien, aufgehoben und zernichtet werden; ſo war es längſt ſchon der Antrag, und der Beſchluß derer, die geſchworne Feinde Jeſu und ſeiner Geſellen waren; aber da, ſo ſchien es, dürfte es mehr noch, als ſonſt irgendwo, Mühe, und Kunſtgriffe, oder Gewaltthaten koſten. Nirgendwo war man bisher dem Inſtitute der Jeſuiten günſtiger geweſen, als in dieſem Reiche. Faſt alle Großen wurden von Jeſuiten erzogen. Manreſa wurde als ein Heiligthum verehrt; Ignazius ſelbſt aber als der Schutzheilige von Biſkaya angenommen. Aber eben deßwegen ward frühezeitiger um ſo ſorglicher von Seite der ſogenannten Philoſophen Vorſehung gethan; ſie hatten längſt ſchon auch am ſpaniſchen Hof ihre Leute, auf die ſie mit Zuverſicht rechnen konnten, an dem Marquis de Mora, an dem Herzoge de Villa Hermoſa, an dem Herzoge von Alba und an mehrern Großen, unter welchen der Staatsminiſter Aranda, der ſpaniſche Schoaſól, ſich vorzüglich auszeichnete; ſelbſt Condorſá, der ihn, ſeinen Mitbruder wohl am beſten kennen mußte, ſchildert ihn als einen Feind der Prieſter, der Edelleute und der königlichen Gewalt, (der die Abſicht habe die Könige in die erſten Diener des Volks zu verwandeln, und ſie dahin zu ſtellen, wo ſie eigentlich gehören,) und als den Vollſtrecker des Teſtamentes der Philoſophen. Die Anhänger des Philoſophismus und Janſenismus reichten ſich auch hier einander brüderlich die Hand, da, was von jenen unternommen, von dieſen, die an dem Beichtvater des Königs, einem intriganten argliſtigen und ihrer Sekte ganz ergebenen Franziskaner, einen mächtigen Gehülfen hatten, durch allerley Mittel unterſtützet wurde. Alle Mittel, die ſonſt gute Dienſte gethan hatten, wurden auch jetzt wieder in Dienſt genommen, und alles lange vorhinein vorbereitet. Gefliſſentlich kamen nun die berüchtigten Briefe, welche Palafox an den Pabſt Innozenzius den X. geſchrieben hatte, in Umlauf. Gefliſſentlich weckte man das Domkapitel von Mexiko auf, daß es die ſchon vorlängſt

ver=

verlangten Zehende von den Jeſuiten in Amerika begehren möchte; ſogar der Aufruhr, welcher voriges Jahr zu Madrit ausbrach, wurde den geiſtlichen Uebungen, die ein Jeſuite hielt, zugeſchrieben. Die Zuſammenrottungen wurden ſo bedenklich, daß der Hof mit den Aufrührern kapitulirte, den Miniſter Gregori, und den Biſchof Roxas verabſchiedete, und eine allgemeine Amneſtie ausrufen ließ. Dieſe und ähnliche Vorfälle benutzten die Miniſter zu Madrit. Sie drangen in den jungen König, und ſtellten ihm vor, daß es kein beſſeres Mittel, zu Sicherſtellung der öffentlichen Ruhe gebe, als die Geſellſchaft der Jeſuiten aus dem ſpaniſchen Staate gänzlich zu vertreiben. Zu gleicher Zeit zeigte man dem Könige einen aufgefangenen Brief, welchen der General Ridſchi an den P. Provinzial zu Toledo geſchrieben haben ſollte; vermittelſt deſſelben wollte man darthun, daß eine geheime Verſchwörung vorhanden ſey, die auf nichts Geringers abzweckte, als Karl den III., als Baſtarten, von dem Throne zu ſtoſſen, und ſeinen jüngern Bruder, Don Ludwig, dahin zu erheben. Nebenbey gab man vor, daß man in dem Pulte des Oberprokurators der ſpaniſchen Provinz eine der Geburt Karl des III. ſehr ſchimpfliche Schrift gefunden habe. Dem König griffen ſolche Geſchichten dergeſtalt an's Herz, daß es ihm für die Sicherheit ſeiner Krone, ja ſelbſt ſeines Lebens und guten Namens bange ward. In dieſer Gemüthslage ſuchte man ihn zu überreden, daß ſein ganzes Daſeyn nicht mehr zu retten ſey, wenn man gegen die Leute, auf welche der Verdacht fiel, nach der gewöhnlichen Prozeßordnung verfahren würde. Die Fiſkalräthe Campomanes und Monino ſtellten wirklich ein juriſtiſches Gutachten aus, daß der König in dem gegenwärtigen Falle, da es mit einer ganzen und mächtigen Geſellſchaft zu thun iſt, aus politiſch-ökonomiſcher Macht, auch mit Umgehung des ordentlichen Rechtsweges, aus geheimen Urſachen, aber ohne Anzeige einer beſtimmten Urſache verfahren, und ein rechtskräftiges Urtheil erlaſſen könnte. Es ward dann auch alſogleich im Staatsrath, aber ganz in Geheim

beſchloſſen,

beſchloſſen: „die Jeſuiten aus ganz Spanien zu verjagen.“ Dieſes ins Werk zu ſetzen, wurde dem Miniſter Aranda aufgetragen. Dieſer traf alſogleich die klügſten Anſtalten dazu; überall hin, wo Jeſuiten-Collegien waren, fertigte er an die geeigneten Gerichts-Behörden aufs Strengſte geheimzuhaltende Befehle: „auf irgend eine gewaltſame Unternehmung ſich gefaßt zu halten, das Nähere vernähmen ſie in dem Befehle, der hier beyliege, den ſie aber vor dem 2. April zu eröffnen ſich nicht unterſtehen ſollen.“ Dieſen geheimen Befehlen nach wurde auch pünktlichſt gehandelt. In Mitte der Nacht vom 2. auf den 3. April dieſes Jahres Chriſti 1767 waren in ganz Spanien alle Jeſuiten-Collegien mit Soldaten umgeben; es wurde Lärm gemacht; die Jeſuiten mußten ſich verſammeln, das über ſie ergangene Verbannungs-Urtheil vernehmen, auf ſchon bereitſtehende Wägen ſich ſetzen, und ſo unter einer Bedeckung von Soldaten ſich wegführen laſſen. Ganz gleiche Verhaltungsbefehle bekamen die Statthalter der Provinzen, welche Spanien in Amerika beſitzt. Auf ſolche Weiſe wurden in der weitumfaſſenden Monarchie Spaniens, an einem Tage, ja faſt in einer und derſelben Stunde, gegen fünftauſend Jeſuiten in den Ordenshäuſern, ungewarnt und unvermuthet überfallen, ohne daß auch nur einem Einzigen gelingen konnte, zu entfliehen. — In einem Augenblicke waren Loyola's Söhne, aus dem Vaterlande ihres Stifters verſchwunden. Und dann erſt, nach dem Abzuge derſelben, erſchien die Rechtfertigung des Strafurtheils, — die pragmatiſche aus neunzehn Punkten beſtehende Sankzion, ein Manifeſt, welches in allen Städten des Reiches durch Herolde öffentlich kund gemacht und abgeleſen wurde. In dem Eingange der zu Pardo am 2. April unterzeichneten Sankzion betheuert Karl der III.: „daß er ſich mit ſeinem Staatsrathe berathſchlaget, und der Meynung verſchiedener durch Rang, Verdienſt und geprüfte Erfahrung ausgezeichneter Männer gefolget habe.“ Ferners: „daß er nur durch die wichtigſten, auf geſetzliche Subordinazion und Herſtellung

der

der öffentlichen Sicherheit zielenden Beweggründe aufgefordert worden ſey, alle Religioſen der Geſellſchaft Jeſu, Prieſter ſowohl als Layen, aus ſeinen Staaten, Inſeln, und Herrſchaften zu vertreiben." Alsdann fügt er hinzu: „daß auch andere dringende, gerechte, und nothwendige Urſachen, die er aber in ſeinem königlichen Gemüthe unentdeckt zurück behalte, ihn zu dieſem Schritte bewogen haben." Die Glieder der übrigen Regulärorden in Spanien und ihre guten Eigenſchaften werden, des Kontraſtes wegen, höchlich angerühmt. Den Prieſtern der Geſellſchaft Jeſu wird eine Penſion zu hundert, und den Layen zu neunzig Piaſter angewieſen, welche ſie jedesmal von ſechs zu ſechs Monaten, durch die Hand des ſpaniſchen Miniſters zu Rom erhalten. Kein Profeſſe der Geſellſchaft Jeſu kann jemals, ohne beſondere Erlaubniß des Königs, in den ſpaniſchen Staat zurückkehren. Auch der zurückgenommene Jeſuite bleibt für allzeit unfähig bey dem Schulweſen, der Seelſorge, und dergleichen angeſtellt zu werden. Alle Affiliazionsbriefe werden zernichtet. Der Briefwechſel mit einem Jeſuiten wird ſtrenge verbothen. Aufs Strengſte verbothen über die pragmatiſche Sankzion auch nur ein Wort zu ſagen, oder zu ſchreiben.

Nach allem dieſem wurde endlich hierüber ein ganz kurz und trocken abgefaßtes Schreiben nach Rom gefertigt. Der König berief ſich in ſelbem auf die Pflichten eines Beherrſchers, auf die Sorge, die er haben müſſe für die Wohlfahrt des Staates, und das alles mit reifer Ueberlegung geſchehen ſey. Pabſt Clemens der XIII. berief auf der Stelle eine eigene Cardinal-Verſammlung, um ſich hierüber zu berathen.

Das päbſtliche hierauf an den König von Spanien gefertigte Schreiben beginnt mit Seufzern und wehemuthvollen bittern Klagen. Das Inſtitut der Geſellſchaft Jeſu wird hierauf neuerdings als fromm, heilſam, und in ſeinem Weſen unverbeſſerlich erkläret, der König aber am Ende dringenſt gebethen, den bereits erlaſſenen Befehl zurückzunehmen, oder doch wenigſt mit Vollziehung deſſelben noch innezuhalten.

Ueber dieſe viel zu ſpat kommende Bitten lachten und ſpotteten die Glaubensſpötter am ſpaniſchen Hofe; der König aber erließ gleichwohl doch noch ein Schreiben nach Rom. Er ſuchte das laute Klagen zu ſtillen, und den Jammer als unnöthig und fruchtlos abzuweiſen; er verſicherte: „ſeine vor Augen gehabte Gründe ſeyen zu ſtark und zu überzeugend geweſen, als daß er ſich, ſtatt Verbannung des ganzen Ordens, nur zur Verſtoſſung einiger Glieder hätte entſchließen können. Uebrigens habe er ſchon die nöthigen Anſtalten getroffen, damit es ſeinen Unterthanen, ſelbſt jenen in den entfernteſten Ländern, nie an geiſtlicher Hilfe fehlen könne.

Was zu Rom am meiſten auffiel, war die von dem Könige gemachte Erklärung: „daß er die Jeſuiten ſeines Reiches durch eine Flotte nach Italien ſchicken, und bei einem päbſtlichen Seehafen an's Land ſetzen werde." Pabſt Clemens der XIII. auserordentlich hierüber betroffen, und recht in Verlegenheit, berief neuerdings ſeine Cardinäle. Es ward lange alles überleget, und am Ende beſchloſſen, daß man ſich der ſo ſonderbar angeordneten Landung der ſpaniſchen Jeſuiten im Kirchenſtaate für jetzt noch widerſetzen ſolle.

Die ſpaniſchen Jeſuiten irrten auf dem weiten Meer umher, ohne zu wiſſen, wo ſie an's Land ſteigen könnten. Bey Civitavecchia zwang man ſie, wieder in die weite See zu ſtechen. Vergebens ſuchten ſie an der Küſte von Genua zu landen. Erſt, nachdem die guten Väter mehrere Monate von Mängel und Elend gedrückt, die See durchkreuzet hatten, gelang es ihnen, eine gütige Aufnahme zu Korſika zu finden. Später nachhin, da man ſah, daß alle Arten Verſuche gegen Spanien nichts helfe, wurden die unſchuldig vertriebenen Jeſuiten endlich auch in den Kirchenſtaat aufgenommen.

Indeſſen hatte dieſelbe Grauſamkeit die ſpaniſche Jeſuiten auch in den weiteſt entlegenen Provinzen erreichet, in allen der ſpaniſchen Herrſchaft unterworfenen Beſitzungen in Amerika, wo ſie aus ihren Häuſern herausgeriſſen, ihre Miſſionen zerſtöret, und ſie ihren

nach Italien vertriebenen Brüdern nachgeſchickt wurden. Dabei ward allen Jeſuiten bei Lebensſtrafe unterſagt, ſich je auf ſpaniſchem Gebiete wieder betreten zu laſſen.

Die Verjagung der Jeſuiten aus Spanien entſchied das Schickſal ihrer Ordensbrüder in Neapel. Ferdinand der IV. wurde eingeladen, dem Beiſpiele ſeines Vaters, König Carl des III., zu folgen. Der Miniſter Bernhard Tanudſchi, und der General, Stephan Redſchio, Fürſt di Campo-Fiorito, welche von jeher den Jeſuiten nicht ſehr geneigt waren, ſaſſen am Staatsruder. Es wurden, eben wie in Spanien, dieſelben Wege eingeſchlagen, dieſelben Mittel ergriffen, dieſelbe Verfahrungsart gewählet. In der Nacht vom 20. auf den 21. November eben dieſes Jahres Chriſti 1767 wurden die Jeſuiten in Neapel von königlichen Beamten unter einer militäriſchen Bedeckung in ihren Kollegien überfallen, verhaftet, auf Wägen gepackt, und in die Seehäfen geführt, da in Kriegsſchiffe geworfen, um an den Küſten des Kirchenſtaates ausgeſezet zu werden. Erſt nachdem die Jeſuiten an den Grenzen von Neapel gekommen waren, erfuhren ſie die die Urſache eines ſo ſchreckbaren Verfahrens. — Vorgebliche Sicherſtellung der öffentlichen Ruhe und gemeinen Wohlfahrt. — Das neapolitaniſche Manifeſt, welches ganz und faſt wörtlich nach dem Muſter der Sankzion von Madrit gemodelt war, wirft den Jeſuiten eben keine förmliche Verbrechen vor. In der Hauptſache enthält es eben die Beweggründe, auf welche ſich die ſpaniſche Sankzion berufen hatte: „Beruhigung und Sicherheit des Staates, Wohlfahrt der Unterthanen, u. ſ. w." — Dem Manifeſt zufolge, ward jede Perſon, welche den Jeſuitenhabit trägt, aus Neapels Staaten verjagt, und zwar für allzeit; die Güter des Ordens wurden der Finanzkammer des Königs zugeſprochen. Jedem Ordensprieſter wurden ſechszig Dukaten zum Gehalte beſtimmt. Jeder, der wider den König oder ſein Manifeſt ſchreibt, begeht Hochverrath. Auch derjenige, welcher ſich durch Allianzbriefe mit dem Orden verbindet. Alſo wurden

die Jeſuiten von Neapel, eben ſo wie ihre Ordensbrüder in Spanien, blos durch einen willkührlichen Machtſpruch verjagt, ihres Vaterlandes, ihres Eigenthumes, ihres politiſchen Daſeyns beraubt. — Alſo hielt man auch zu Neapel nicht die Handlungen einzelner Glieder für ſtrafbar; nur die ganze Ordensmaſſe wurde für gefährlich angeſehen. König Ferdinand zog alle Güter des Ordens ein, ſogar jene, welche die römiſchen Jeſuiten vorlängſt in Neapel erkauft hatten. Die Vollſtreckung ſeines Manifeſtes übertrug er dem General Redſchio. Während daß dieſer den fürchterlichen Befehlen auf's ſtrengſte nachkam, begab ſich der König nach Portici.

Auch in ganz Sicilien wurde in eben dieſem Monate November des Jahres Chriſti 1767 eben ſo gegen die Jeſuiten verfahren. Auch da half alles nichts, was immer Pabſt Clemens der XIII. verſuchen mochte; er beklagte ſich bitter; er erklärte die Widerrechtlichkeit ſolcher Gewaltſchritte; er weigerte ſich, ſo viele Vertriebene im Kirchenſtaat aufzunehmen; er proteſtirte gegen die Einziehung der Güter; er that alles. Auf alles wurde — gar nicht geachtet.

Ferdinand, Herzog von Parma, ein Fürſt, der ſich von ſeinem Miniſter, dem Marquis von Felino, leiten ließ, folgte bald dem Beiſpiele der Höfe von Madrid und Neapel. Gleich im Anfange des Jahres Chriſti 1768 ließ er ein unwiderrufliches Staatsgeſetz ergehen, durch welches die Jeſuiten ohneweiters aus ſeinen Staaten verbannt wurden.

Dieſelbe Barbarei wüthete faſt zu gleicher Zeit auch in der Inſel Malta; auch der Großmeiſter Emmanuel Pinto ſtieß die Jeſuiten ſeines Eilandes in das päbſtliche Gebieth hinüber, auf eine ſo unbeſcheidene Art, daß ſelbſt die Perſonalfreiheit der Geiſtlichen nicht geſchont wurde. Der wahre Beweggrund dieſes Verfahrens wurde nicht angegeben.

Der ſehnliche Wunſch der Philoſophen, und der mit ihnen verbundenen Janſeniſten war alſo erfüllet, und die ihren Abſichten ſo ſehr entgegenſtehenden Je-

ſuiten aus Portugal, Frankreich, Spanien und aus den von dieſer Krone abhängenden italieniſchen Staaten verjagt, und man durfte hoffen, daß man ſo großen Beiſpielen auch in Deutſchland, in Polen und in andern Ländern folgen werde. Sie triumphirten nun aber auch ſchon dieſe Herren Philoſophen recht bübiſch unbändig, und jubelten laut, und konnten nun einmal ihre Freude nicht mehr länger verborgen halten. Schon auf die Nachricht: „daß die Jeſuiten aus Spanien vertrieben ſeyen“, ſchrieb Wöltär: „Ich freue mich recht ſehr mit meinem tapfern Ritter über die Vertreibung der Jeſuiten. Japon fing zuerſt an, dieſe Schurken des Lojola fortzujagen; die Chineſen haben den Japoneſern nachgeahmet, und Frankreich und Spanien ſind darinn den Chineſen gefolgt. Könnte man doch alle Mönche, die nicht Beſſeres ſind, als die Schurken des Lojola, ausrotten! Wenn man die Sorbonne nach Belieben ſchalten ließe, würde ſie noch ärger ſeyn, als die Jeſuiten. Man iſt mit Ungeheuern umgeben. Ich umarme unſern würdigen Ritter, und ermahne ihn: ſeinen Gang den Feinden wohl zu verbergen.“ Auf Woltärs öftere Ermahnungen, „die I n f a m e (die chriſtliche Religion) zu zerſtören, und zu dem Ende die Jeſuiten, die er als die vornehmſte Stütze dieſer Religion betrachtete, zu zernichten“, erwiederte Dalembert: „Wiſſet ihr, was Aſtrüc ſagt? Es ſind nicht die Janſeniſten, welche den Jeſuiten den Untergang bereiten; nein, es iſt die Anzyklopädie, fürwahr, die Anzyklopädie! Was mich, der ich gegenwärtig alles im ſchönſten Lichte ſehe, anbetrifft, ſo ſehe ich die Janſeniſten eines ſchönen Todes ſterben, und nachdem ſie dieſes Jahr die Jeſuiten eines gewaltſamen Todes haben ſterben laſſen, ſehe ich im folgenden Jahre die Toleranz gegründet, die Proteſtanten zurückberufen, die Prieſter verheirathet, die Beicht abgeſchaft, und den Fanatismus (das Chriſtenthum) gänzlich zu Grunde gerichtet, ohne daß man es gewahr wird.“

In Deutſchland war der fleißigſte Handlanger, dieſer Meiſter in der Bosheit noch immer ihr Bruder du Lüc (der König von Preußen, Friedrich der II.). Alle Verordnungen, welche Friedrich im Religionsweſen ergehen ließ, waren durchgehends der chriſtlichen Lehre ſehr nachtheilig. Am empfindlichſten ſchadete man durch Einführung einer allgemeinen und unbeſchränkten Toleranz. „Jeder“, ſagte der König, „ſoll nach ſeiner Art und nach ſeinen eigenen Ideen ſelig werden, übrigens ſich mit keiner Proſelytenmacherei abgeben.“ Aber mit Allgemeinheit dieſer ſogenannten Toleranz gieng es auch in Preußen, wie es mit ihr überall gieng; nur Unglaube und Unzucht wurden dadurch begünſtigt. Da Friedrich d. II., als er den Katholiſchen die freie Ausübung ihres Gottesdienſtes geſtattete, hinzufügte: „daß ſie keine Proſelyten machen, und auch der Fiskal darauf ſehen ſolle, daß keine Religionspartheı der andern Abbruch thue“; ſo hätte man vermuthen ſollen, daß es auch andern, eben nur ſo, wie ſie, Geduldeten nicht geſtattet werden würde, weder unter den Katholiken, noch unter den Luteranern und Reformirten Proſelyten zu machen und ihnen Abbruch zu thun. Allein nur den chriſtlichen Religionspartheien und beſonders den Katholiken war es verbothen, Proſelyten zu machen; dagegen genoſſen die Philoſophen, Deiſten, Naturaliſten und andere Freidenker vollkommene Freiheit unter dem Deckmantel der Toleranz, Denk- und Gewiſſensfreiheit dem Chriſtenthum nach allen Partheien öffentlich Hohn zu ſprechen, und ſowohl durch ihre Schriften, als durch ihre mündlichen Aeußerungen, weit mehr Proſelyten zu machen, als nimmermehr eine chriſtliche Religionspartheı, auch bei dem eifrigſten Proſelytenmachergeiſt von der andern wurde gemacht haben. Nur dieſe ſchienen von der befohlenen Aufſicht des Fiskals, daß „keine Religionspartheı der andern Abbruch thun“ ſollte, ausgenommen zu ſeyn, und es zeigte ſich hiemit auch in Preußen, wie aller Orten, daß man mit dieſer ſogenannten To-

leranz

leranz etwas ganz anderes wolle; daß man mit einer dem Scheine nach liebvollen und zuckerſüſſen Toleranz und Duldung aller Religionen alle Religionen in Staub treten wolle. In Preußen mußte dieß wohl noch mehr von ſelbſt auffallen, weil man da nicht mehr wohl ein Geheimniß daraus machen konnte, indem da der Monarch ſelbſt für den Unglauben ſich öffentlich erklärte, und Woltärs Geiſt aus allen ſeinen Schritten ſprach, wehete und waltete im ganzen Reiche. In einem ſolchen Lande konnte man das Chriſtenthum wohl nimmermehr, als höchſtens nur einem lügenhaften Scheine nach geduldén; auch das Lutertħum war daſelbſt nur in ſo weit noch herrſchend, als ſelbes noch Kirchen und vom Staate beſoldete Diener hatte, und noch äuſſerliche Anhänger unter dem Volke zählte. Die eigentlich herrſchende Kirche, die durch nichts gehindert und eingeſchränket wurde, welcher der Monarch ſelbſt nicht nur anhieng, ſondern zu ihr ſich auch öffentlich bekannte, zu welcher ſich hinneigte, was auf Philoſophie, auf Aufklärung und auf eine von Vorurtheilen freie Denkungsart Anſpruch machen wollte, war — der irreligiöſe Philoſophismus — nach dem Zeugniß eines Preußen ſelbſt, der es öffentlich der Welt erzählte, da er ſchrieb: „Woltär hat mehr Schüler, als man glaubt. Vom Toalett bis zum Weberſtuhl wird er geleſen, wiedergekäuet und nachgebethet, und bis zum Eckel bei allen Gelegenheiten als ein erhabener Reformator der Welt dargeſtellt. Mit ihm in der Hand ſcheuet ſich der Berliniſche Jüngling nicht mehr, aller Sittlichkeit Hohn zu ſprechen, die ehrwürdigſten Dinge in der Welt zu läſtern, die ſicherſten Stützen der Ruhe und des Troſtes für das ganze menſchliche Geſchlecht zu untergraben, die kräftigſten Grundſätze des Rechts, der Ordnung und des Anſtandes über den Haufen zu werfen, über Gott, Unſterblichkeit, Gericht und Vorſehung zu lachen, den Werth der Tugend und Unſchuld lediglich aus den äuſſern Folgen, die ſie auf unſere Geſundheit und Reputazion haben, herzuleiten, und überhaupt

haupt ſich eine Ehre daraus zu machen, — Nichts zu glauben. Leider ſelbſt ertönen öffentliche dem Vergnügen und der Zerſtreuung gewidmete Plätze von Läſterungen gegen Religion. Mehr als einmal habe ich zu meiner innigen Betrübniß im Thiergarten dergleichen hören müſſen.“ Die ſo hoch geprieſene allgemeine Toleranz war demnach auch in Preußen nichts anderes, als jener öffentlich allen denen zugeſicherte Schutz, die entweder offenbar das Chriſtenthum angriffen, oder durch vorgebrachte Irrthümer und Paradoxen das bisherige Religionsſyſtem untergruben; und daß dagegen diejenigen, die ſich dawider auflehnten, und der Religion ſich annahmen, bald als Schwachköpfe verächtlich behandelt, bald gar als Zänker, als Verfolger, welche den Abſichten des Königs entgegenhandelten, angeſehen, verfolgt, wenigſtens gar nicht unterſtützet wurden.

Da einmal ein ſo ſchöner Anfang gemacht war, da ein Monarch, wie Friedrich der II. ſelbſt, den ſeine Unterthanen, ungeachtet aller Impoſten, Abgaben und Einſchränkungen, die ihnen nicht behagten, doch vergötterten, den ſeine Feinde ſelbſt bewunderten, an die Spitze der vorgeblichen Philoſophen getreten war, und es von der Eitelkeit der preußiſchen Unterthanen zu erwarten ſtand, daß ſie, einmal philoſophiſch aufgeklärt, ihr Licht nicht unter den Scheffel ſetzen, ſondern auch andere damit zu erleuchten ſuchen würden; ſo konnten die Frevler und Religionsſpötter allerdings mit Zuverſicht hoffen, daß endlich auch ganz Deutſchland wenigſtens nach und nach ſich „enttölpeln“ werde, wie Woltär ſich gar lieblich ausdrückte, und daß der Triumph ihres Philoſophismus auch in dieſem groſſen Reiche werde — allgemein werden.

Vorzüglich mitunter gründete ſich dieſe ihre Hoffnung auch auf das bereits mächtig fortſchreitende Unternehmen des Buchhändlers Nikolai zu Berlin, welcher ſchon vor ein paar Jahren ſeine ſogenannte allgemeine Deutſche Bibliothek herauszugeben anfieng, ein Werk, das in Deutſchland das ſeyn und leiſten ſollte, was in Frankreich

die

die Anzyklopedie war, und leiſtete. Die von dem Unternehmer gehegte Abſicht, das Chriſtenthum, ſo ganz nach den Ideen des Bundes zu vertilgen, und ſtatt deſſen einen freyen Naturalismus in der Welt einzuführen, leuchtete ſchon bisher recht laut merkbar beynahe aus jedem Blatte dieſer Zeit-Schrift hervor; nebſtdem ſah man damit den Buchhändler Nikolai an der Spitze eines frechen Heeres, deſſen Glieder über Leben und Tod, über Ehre und Schande der Schriftſteller durch ihre Rezenſionen abſprachen; wodurch die Literatur ihm und ſeinen Rezenſenten unterworfen wurde. Rezenſenten Lob und Tadel war nun ſchon von vielem Einfluße. Wer alſo bey Ehren bleiben wollte, mußte den in der Bibliothek aufgeſtellten Grundſätzen gemäß denken. Wer es nicht that oder gar zu widerſprechen wagte, konnte ſicher erwarten, von einem dieſer anonymen Rezenſenten, oder wohl von dem Unternehmer ſelbſt mit eigenen Händen, mehrere Bände hindurch öffentlich gezüchtiget zu werden, wie ſolches mehrern verdienten Gelehrten mehrmals wirklich widerfuhr; wodurch dann immer wieder viel Gutes verhindert, und alles Böſe befördert wurde. Einen ſo ungeheuren Plan zum Verderben der Religion hatte in Deutſchland noch kein Freydenker entworfen. Statt einzelner Flug-Schmähſchriften wider die Religion ward hier eine immerfortarbeitende Fabrik angelegt, und die Mitarbeiter an der Bibliothek übertrafen noch darin in mancher Hinſicht die Anzyklopediſten ſelbſt an Bosheit, und Argliſt. „Der Plan zu dieſem Werke war eben ſo argliſtig entworfen, als methodiſch ausgeführt“, ſagt ein gelehrter und angeſehener proteſtantiſcher Theolog. Zuerſt ſollten die bisherigen Compendien der Theologie und die Dogmatik angegriffen, dann ſollte gegen das Anſehen und gegen den Werth der ſymboliſchen Bücher zu Felde gezogen werden, ſo, daß kein einziger Grundartikel des Chriſtenthums, von dem von der Schöpfung an, bis zu dem von der Auferſtehung der Todten, unangetaſtet bleibe, und hiernächſt ſollten durch eine neue Exegeſe nicht nur die Beweisſtellen für einzelne Wahrheiten der Religion wankend gemacht, und ſo eine Glaubens-

lehre

lehre nach der andern ausgemerzt, ſondern auch das göttliche Anſehen der heiligen Schriften ganz unter die Füße getreten werden, ſo, daß es nicht leicht jemand mehr einfallen könnte, auf ſie zum Beweiſe irgend einer Wahrheit Rückſicht zu nehmen, vielmehr ſie nur andern Schriften gleichgeſtellt, ja noch unter viele derſelben heruntergeſetzet werden. Wenn man ſo die Quellen der poſitiven Religion und die ſymboliſchen Bücher um alles Anſehen gebracht und einen Lehrſatz des Chriſtenthums nach dem andern abgeſchafft hätte, dann ſollte mit der reinen Vernunft-Religion hervorgetreten, und dieſe als das eigentliche und wahre Chriſtenthum, das von allen jüdiſchen Vorurtheilen, die von Anfang an mit in die chriſtliche Religion übergegangen, und das von allem papiſtiſchen Sauerteige ganz gereinigt wäre, den Leuten angekündiget werden." Daß dieſes gleich anfänglich der Plan der brandenburgiſchen Theologen geweſen, die entweder Mitarbeiter an der allgemeinen deutſchen Bibliothek, oder Proſelyten derſelben waren, das hatte auch noch mehrern andern Gelehrten gleich beym Entſtehen dieſes neuen Höllen-Werkes von ſelbſt eingeleuchtet. Die beſchloſſene Naturaliſirung wollte man zuerſt nur mit den Luteranern anfangen; aber bald entſchloß man ſich auch der Katholiken ſich zu erbarmen; auch zugleich dieſer ſich anzunehmen, und zwar vor allen dieſe ihrem alten heiligen, und allein heilig, und ſeligmachenden Glauben zu entreiſſen, und ſie dafür zu der nur als allein ſeligmachend angeprieſenen Vernunft-Religion zu führen. Dieß war nicht nur dem Proſelytenmachergeiſte des philoſophiſchen Fanatismus gemäß, ſondern es war auch um deswillen nothwendig, weil ſonſt der Sieg über das Chriſtenthum in Deutſchland nur ſehr unvollkommen geweſen ſeyn würde. Auch war zu beſorgen, daß die Katholiken, wenn ſie bey ihren Grundſätzen beharreten, die von den neuen Reformatoren unter den Proteſtanten zu machende Revoluzion nicht mit gleichgültigen Augen anſehen und wohl gar ſagen möchten, daß die Proteſtanten durch den Abfall von ihren Glaubensbüchern ihre rechtmäßige Exiſtenz und Religion frey-

heit

heit in Deutſchland verwirkt hätten, die ihnen nur auf die von ihnen übergebene und nun mit Füßen getretene Bekenntniſſe zugeſtanden wäre. War dagegen der Katholizismus ſelbſt zum Naturalismus umgebildet, ſo hatte dieſer den Proteſtanten nichts vorzuwerfen. Um dieſes ins Werk zu ſetzen, ſollten alle katholiſche Schriftſteller, die es ſich merken ließen, daß ſie etwas freyer und gemäßigter dachten, als man bisher von ihnen gewohnt geweſen war, mit Lobſprüchen überhäuft und ſogar in irgend einem Bande der Bibliothek abgebildet vorgeſtellet, und dadurch auch Andere nach einer gleichen Ehre lüſtern gemacht; die aber noch ſo verſtockt waren, dem Glauben ihrer Kirche feſt anzuhangen, die ſollten als Erzpapiſten, als Stockkatholiken, als Intolerante, als Ignoranten und mit andern ſolchen Ehrentiteln beſchimpft und dadurch eben ſo, als die ihren bisherigen Lehrbegriff vertheidigende Proteſtanten zum Stillſchweigen gebracht werden. Seine Mitarbeiter wählte Nikolai nicht allein aus Männern von reiferm Alter; ſondern, gerade wie die Helden der Woltär'ſchen Sekte, ſuchte er auch junge Leute an ſich zu ziehen. Dieß hatte freylich den Nachtheil, daß oft die ſeichteſten und ungewaſchenſten, mit andern gewaltig kontraſtirenden Urtheile in der allgemeinen deutſchen Bibliothek gefället wurden, und daß von derſelben nicht weniger galt, was Diderot ſelbſt von der Anzyklopädie und „der abſcheulichen Ras von Handlangern" bey derſelben ſagt. Dieſer Nachtheil ward aber durch den Vortheil, den Nikolai's Abſichten daraus zogen, reichlich aufgewogen. Denn dieſe jugendlichen Rezenſenten beſaßen, je hohler ihre Köpfe waren, eine deſto größere Impudenz im Abſprechen, und je weniger Erfahrung ſie hatten, um deſto größer war ihre Reformirſucht. Der imponirende Ton, nicht ſelten mit allem gewohnten ſtudentiſchen Muthwillen verknüpft, von Anfang in der allgemeinen deutſchen Bibliothek herrſchend und überall ſichtbar, war ihnen vornehmlich zuzuſchreiben und hatte den Vortheil, daß einige dadurch getäuſcht, andere dadurch geſchreckt wurden und ſich wohl hüteten, es mit Schriftſtellern aufzunehmen, die ihre

Gegner mit Schimpf und Hohn belaſtet nach Haus ſchickten. Auſſerdem aber konnten dieſe jungen Mitarbeiter als eine Pflanzſchule für den Philoſophismus betrachtet werden, und da in ſolchem Alter alles leidenſchaftlich iſt, durfte man hoffen, daß ſie, mehr als andere, leidenſchaftliche Anhänger der neuen Weisheit und recht fanatiſche Proſelytenmacher werden würden. Vorzüglich recht giftig, und teufliſch boshaft zeigte ſich die Wuth dieſer Schreiber, wenn ſie Glaubenswahrheiten angreifen, und bekämpfen wollten; ihr ganzer Angriff beſtand meiſtentheils darinn, daß ſie dieſelbe falſch darſtellten, ſo verächtlich, und von ſelbſt abſcheulich, wie ſie nie von einem chriſtlichen Lehrer gelehret, nie von einem Chriſten geglaubt werden konnten. So auffallend die Ungerechtigkeit war, die allenthalben in Anſehung der Darſtellung der Religionswahrheiten verübt wurde, ſo ſehr offenbarte ſich auch allenthalben die auffallendſte Partheylichkeit in Anſehung aller Ketzer und Feinde des Chriſtenthums, welche bald entſchuldigt, bald gerechtfertigt, bald vertheidigt wurden. Die ganze Verfahrungsart dieſer neuen Aufklärer in dieſer Hinſicht war ſo unausſprechlich ſchlecht und heimtückiſch, daß man ſie unmöglich dem Irrthum und Mangel an Einſichten und Ueberzeugungen zuſchreiben, ſondern ſie einzig und allein aus einem empörenden Haſſe gegen das Chriſtenthum ſich erklären kann. Ward gleich die von Dalembert und von Friedrich dem II. dem Woltär empfohlene Lehrart (daß man nemlich „nur nach und nach aufklären und heimlich und ohne Geräuſch das Gebäude untergraben, und es alſo nöthigen müſſe von ſelbſt einzuſtürzen") — auch hier betrachtet; ſo war doch am Ende kein Lehrſatz des Chriſtenthumes, und auch des Luterthumes, welcher nicht angefochten und entweder als höchſt zweifelhaft und ungewiß, oder als offenbar falſch und als Unſinn dem Publikum vorgeſtellet worden wäre. „Es wäre der Mühe werth," wie Heinzemann ſagt, „ein allgemeines Repertorium über die Nikolaiſche Bibliothek zu machen und ins Licht zu ſetzen, was in derſelben über Chriſtenthum, Erlöſung, Geiſt Gottes, ſymboliſche

Bücher,

Bücher, Geſchichte Jeſu, bibliſchen Glauben, Abendmahl, Logos, Canon, Wunderwerke, Juden und ſo weiter geſagt worden; man würde mit Erſtaunen ſehen, wie man mit dem Chriſtenthum überhaupt und mit einem Lehrſatz nach dem andern umgegangen iſt."

Am wüthendſten wurde freylich immer gegen die Katholiken getobt, und geraſet in dieſer ſchönen Nikolaiſchen Bibliothek, ihre Glaubens-Lehre als eine Schwindgrube des dummſten Obſkurantiſmus, und des finſterſten Aberglaubens der Welt vor Augen geſtellet; aber doch hatte auch der Proteſtantismus kein beſſeres Schickſal. Er war nur ſo lange Wahrheit und Licht, als man ihn mit dem Katholizismus zuſammenſtellte; wenn man ihn aber für ſich allein betrachtete oder gar mit der neuen philoſophiſchen Aufklärung zuſammenſtellte, da verwandelte ſich plötzlich ſein ſchönes Licht in Finſterniß, und diejenigen, die ihm noch anhiengen oder ihn gar vertheidigten, wurden als unverſtändige Zeloten, als dumme Orthodoxen, und als theologiſche Schafsköpfe, wie vorhin die Katholiken, der öffentlichen Verachtung Preis gegeben.

Hauptgeſchäft dieſer Frevler war auch, die heilige Schrift um alles Anſehen zu bringen, die Göttlichkeit derſelben, ſo viel ſie könnten, zu zerſtören. Man ſchlug dazu einen Weg ein, der wenn ſchon langſamer, wenigſt ſicherer zum Ziele führen konnte und auf welchem man an den Sozinianern ſchon gute Vorgänger gehabt hatte. Man philologiſirte, exegeſirte, kritiſirte, kommentirte, paraphraſirte, und das mit einer Unverſchämtheit, die alle Vorſtellungen, allen Glauben überſteigt. Man dichtete Bedeutungen von Wörtern, die dieſe nie gehabt hatten; man erfand Begriffe und Vorſtellungen, welche die Völker des Orients mit dieſen oder jenen Ausdrücken verbunden haben ſollten, die ſie weder je wirklich damit verbunden, noch, wie man aus andern Stellen zur Genüge wahrnehmen mußte, damit verknüpft haben konnten; man konjekturirte und ſtellte, was Anfangs nur beſcheidene Konjektur hieß, bald als unläugbare Gewißheit dar; zuletzt, wenn der ſo willkührlich gemodelte Schrift-Ausſpruch

ſpruch noch nicht recht in ihre Kram taugte, machte mans wie Luter, wie Kalvin, wie die Ketzer, und Frevler aller Zeiten es machten, man ſchnitt ganze Schriftſtellen gar weg, oder ſtimmelte ſie ſo, daß ſie nicht mehr zu kennen waren, und ihnen nie mehr im Wege ſtehen konnten. Uebrigens, da dieſe Frevler ohnehin unter ſich es nun ſchon ausgemacht, und ganz entſchieden hatten: „daß die Propheten nichts mehr, als jüdiſche Dichter, Versmacher und Enthuſiaſten geweſen; daß die Inſpirazion keine göttliche Eingebung, ſondern nur ein beſonders Aufgelegtſeyn zum Denken und Schreiben geweſen, und vom Temperament und Blut abgehangen habe; daß Wunder und Weiſſagungen nichts wären, und wenigſtens ganz natürlich erkläret werden könnten" — ſo durfte man mit der ganzen heiligen Schrift überhaupt keine weitere Umſtände mehr machen; und ſomit bekam man nach und nach immer noch freyere Hände, mit der Religion nach Willkühr zu ſchalten, und zu walten, wie man wollte, einen Glaubenslehrſatz nach dem andern wegzuſchneiden und das Chriſtenthum in Naturalismus umzuwandeln. Die Lage der Religion in Deutſchland war gewiſſermaßen weit verzweifelter, als diejenige, worinn ſie durch die Woltär'ſche Sekte in Frankreich verſetzt war. Hier hatte ſie mit offenbaren Feinden zu thun, die jedermann als ſolche kannte; in Deutſchland dagegen trugen ſie noch die Uniform des Chriſtenthums, und gaben, wo ſie daſſelbe ganz zu zernichten ſuchten, vor: „daß ſie bloß gegen Aberglauben, Intoleranz und Mißbräuche ſtritten, den wahren Sinn der Schrift eröffnen, das Chriſtenthum vom jüdiſchen, platoniſchen und papiſtiſchen Sauerteige reinigen und in ſeiner urſprünglichen Lauterkeit zurückführen wollten." Dadurch wurden denn viele berückt; der Philoſophismus gewann mit jedem Tage neue Adepten, die zum Bau des naturaliſtiſchen Zions Holz und Steine zuſammenſchleppten, und mit Satans = Eifer zum thätigſten, unermüdlichen Mitarbeiten ſich anſchickten.

In Pohlen waren die Proteſtanten, oder Diſſidenten, wie ſie daſelbſt noch immer genennt wurden, immer

noch

noch nicht zufrieden mit der Duldung, die man ihnen angedeihen ließ. Schon ſeit vielen Jahren her ſtrebten ſie nach immer mehr Freyheiten und Vorzügen, ſie verſuchten von Zeit zu Zeit verſchiedene Mittel und Wege; ſie ſuchten überall Hilfe; ſie ſetzten, was ſie konnten, in Bewegung; unter andern bewarben ſich die Diſſidenten um den Beyſtand des Kurfürſten Friedrich Chriſtian von Sachſen; aber bald nachher glaubten ſie, daß es vortheilhafter wäre, wenn ſie der in Pohlen entſtandenen ruſſiſch-preuſſiſchen Parthey beytreten würden. Nun nahmen ſich Rußland und Preuſſen, und zwar in Verbindung mit Dänemark, der Sache an. Die Bürgerrechte der Diſſidenten ſollten mit den Rechten der Katholiken auf einen ganz gleichen Fuß geſtellt werden. Katholiſcher Seits widerſetzte man ſich immer mit Eifer dieſem kühn gewagten Anſinnen; beſonders feyerlich, und mit Kraft geſchah dieſes neuerdings auf dem großen vor zwey Jahren zu Warſchau gehaltenen Reichstag, welchem ſelbſt auch der päbſtliche Geſandte beywohnte; Ladislaus, der Erzbiſchof und Primas von Gneſen, und Kajetan, der Biſchof von Krakau zeichneten ſich dabey durch ihren Religions-Eifer vorzüglich aus; viele der Magnaten ſtimmten ihnen bey; aber die Geſandten von Petersburg und Berlin waren ganz für die Diſſidenten; es gieng lebhaft, und ſtürmiſch zu; der ganze Reichstagsbeſchluß ward dann am Ende doch, daß alle in früheren Jahren bey verſchiedenen Anläſſen verfaſſeten Reichsgeſetze neuerdings ſankzioniret wurden; man bewilligte zwar den Diſſidenten einige Punkte, erklärte aber nebenbey die katholiſche Religion als die herrſchende in Pohlen. — Dieſer Schritt wurde von Rußland und Preuſſen ſehr übel aufgenommen. Die zwey Mächte ſchloſſen ein förmliches Bündniß, um den katholiſchen Theil der pohlniſchen Nazion zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Gleich im Jäner des nächſtfolgenden Jahres wurden mehrere den Diſſidenten günſtige Anträge auf den Komizien gemacht. Es erſchien ein Manifeſt zu Thorn, worin alle Beſchwerden der Diſſidenten in die Geſtalt eines Traktates eingekleidet waren.

Nun zielten Rußlands Abſichten dahin, eine allgemeine Konföderazion herzuſtellen, und dann einen Reichstag zu halten, durch deſſen Anſehen der Hofparthei die als unrechtlich verſchrieene Macht entzogen, den Diſſidenten aber die abnommenen oder geſchmälerten Rechte wieder gegeben werden ſollten. Die General-Konföderazion, der ſogar auch der König und die Biſchöfe beitraten, kam zu Stande; und zwar anfangs zu Radom, nachmals zu Warſchau. Der verlangte Reichstag wurde ebenfalls ausgeſchrieben. Er wurde am 5. Oktober voriges Jahr eröffnet, nachdem man ſich zu allerhand vorgeblichen Reformen des Staates vorbereitet hatte. Gleich bei dem Eingange trug der Marſchall, Fürſt Radzivil, den anweſenden Ständen vor: „daß dieſe Komizien blos durch die geringe Achtung, welche man in den vorigen Reichstagen gegen den Thron von Rußland bezeigt habe, ſeyen veranlaſſet worden. Es ſeyen gegenwärtig dringende Urſachen vorhanden, die von ſo vielen hohen Mächten, beſonders von Rußland, unterſtützte Angelegenheit der Diſſidenten bald, und auf eine gütliche Art abzumachen.“ Den Rathſchlägen des Marſchalls zufolge: „ſollte man eine Komizialdeputazion mit unbedingter Vollmacht einſetzen, welche die Beſchwerden der Nazion ſowohl, als der Diſſidenten zu prüfen und zu entſcheiden hätte; aber nicht anders, als mit Beiziehung des ruſſiſchen Bothſchafters. Dem Plenum des Reichstages ſollte bei dem ganzen Geſchäfte nichts anders, als die Billigung und Sankzionirung der Beſchlüſſe der Deputazion vorbehalten ſeyn.“ Der ſeltſame Antrag des Fürſten Radzivil, ſo ſtarken Widerſtand auch derſelbe Anfangs von Seite der Biſchöfe gefunden hatte, wurde endlich doch am 16. Oktober von der Mehrheit der Stände angenommen. In der zunächſt hierauf folgenden Sitzung gieng es ſehr ſtürmiſch zu. Die Biſchöfe von Krakau und Chiow, welche eine allzu heftige Sprache wider die Monarchinn von Rußland geführt hatten, wurden durch den F. Repnin verhaftet, und nach Topol in Siberien geliefert. Nun wurden meh-

mehrere Sitzungen, denen nebſt dem F. Repnin, nur die Deputirten des Landtages beywohnten, ſehr ruhig gehalten. Dieſe Deputazion brachte ſehr bald einen Entſchluß zu Stande, welcher in der Geſtalt eines Traktats zwiſchen Rußland und Pohlen abgefaſſet war. Er räumte den Diſſidenten die verlangten Rechte und Vorzüge ein. — Der erſte Artikel: „erklärt die katholiſche Religion als die herrſchende in Pohlen. Der König ſoll derſelben allzeit zugethan ſeyn. Er begeht ein ſehr ſtrafbares Verbrechen, wenn er jemals eine andere Religion annimmt." — Der zweite Artikel: „räumt den Diſſidenten alle ſowohl geiſtliche, als weltliche Rechte ein, und hebt alle den Diſſidenten ungünſtige Konſtituzionen, alle Ketzergeſetze, und ſelbſt die Benennung eines Ketzers auf." — „Die Diſſidenten behalten ihre Kirchen, können neue Kirchen bauen, und ihre Religion ohne Beſchränkung ausüben. Sie bekommen eigene und von der Gerichtsbarkeit eines katholiſchen Biſchofes unabhängige Konſiſtorien. Ihre Schulen und Seminarien werden nicht beunruhiget. Niemand wird zur katholiſchen Religion gezwungen. Zur unpartheyiſchen Rechtspflege wird in Pohlen ein königliches Appellatorium, ein gemiſchtes Gericht, aufgeſtellt; in demſelben werden alle kirchliche, zwiſchen den Diſſidenten obwaltende, und von der Religion herrührende Rechtshändel geſchlichtet, doch ſo, daß die Beſtrafung der Perſonen an den eigenen Gerichtshof zurückgewieſen wird. Die Erbherren behalten ihr Patronatrecht; ernennen aber den Pfarrer nicht nach der eigenen, ſondern nach der Religion der Kirche, und der Gemeinde. Der einmal ernannte und inſtallirte Geiſtliche kann nicht mehr abgeſetzt werden. Die Diſſidenten werden in ihre adeliche Gleichheit, ſohin in die Fähigkeit zu allen Reichswürden und Ämtern, auch zu allen Gnadenbezeigungen des Königs eingeſetzt. Sie ſollen eben dieſelbe Vorzüge, wie die Katholiken haben, und durchgehends alle bürgerliche Rechte genießen." — Der dritte Artikel entſcheidet für die Diſſidenten in Preußen. „Auch

die=

dieſe ſollen freie Religionsübung, völliges Bürgerrecht und Fähigkeit zu allen Bedienungen erhalten. Zu Thorn wird ein Konſiſtorium für Luteraner errichtet." Die übrigen Artikel betreffen Kurland. Dieſer ganze auf ſolche Weiſe geſchloſſene Vertrag mißfiel einem großen Theil der pohlniſchen Nazion; man klagte über Zwang, Ungerechtigkeit, und beſonders über die Einmiſchung des ruſſiſchen Hofes in fremde Händel. Am Ende fanden doch nur ſehr wenige Pohlen ihre Rechnung bei dieſem neuen ſogenannten Friedens-Vertrage.

Am wenigſten war das Oberhaupt der Chriſtenheit mit einem Vertrage dieſer Art zufrieden. Pabſt Clemens der XIII. ordnete zu Rom öffentliche Gebethe und Bittgänge an, und erließ dann am 6. Jänner des gegenwärtig laufenden Jahres Chriſti 1768 einen in der Sprache des Kummers geſchriebenen Brief an den König, worinn er ſich über das ungeſetzliche Verfahren des Reichstags beſchwert, und das Schickſal ſo vieler Tauſend der Gefahr des Heilsverluſtes preis gegebener Seelen beweint. Der König Stanislaus entſchuldigte ſich damit: „daß er den von einer ſo großen Macht unterſtützten Anſprüchen der Diſſidenten habe nachgeben müſſen." „Man würde", ſagt er, „gar Alles auf das Spiel geſetzt haben, wenn man ſich der dringenden Forderung derſelben, noch ferners hätte widerſetzen wollen. Bey einem ſo fürchterlichen, durch Unbeſcheidenheit einiger Magnaten erregten Sturm, habe man noch frohe ſeyn müſſen, daß man in den nächſten beſten Hafen einlenken konnte. Alles fernere Streben wider die Gewalt des gebietheriſchen Norden, würde ein fruchtloſer, ja ſelbſt ein gefahrvoller, verderblicher Gedanke geweſen ſeyn."

Am 30. Jäner eben dieſes Jahres Chriſti 1768 erſchien der päbſtliche Geſandte Angelus Maria Durini zu Warſchau, proteſtirte in des Pabſtes Namen wider alle zum Nachtheile der Religion und der Geiſtlichkeit zielende Reichstagsbeſchlüſſe, überreichte dem Kronkanzler eine Verwahrungsakte, und gab dann den pohlniſchen Biſchöfen alſogleich Nachricht davon.

Am

Alles half nichts mehr; es wurde, wie man angefangen hatte, fortgefahren, alles vollends noch ausgearbeitet, und endlich am 7. März dieſes Jahres Chriſti 1768 unterzeichnet, und genehm gehalten.

Ferdinand, der Herzog von Parma traf ſeit einigen Jahren verſchiedene neue Einrichtungen in Kirchenſachen. Keine dieſer Reformen erregte theils bey der parmaſaniſchen Geiſtlichkeit, theils bey dem Hofe zu Rom ſo groſſe Beſorgniſſe, als jene Verfügungen, die er erſt voriges Jahr vorgenommen hatte; er errichtete einen eignen Gerichtshof für das Kirchenweſen; er forderte von ſeinen Landesbiſchöfen den Leheneid; er betrieb die Ausübung des ſogenannten *Placet*, und ſetzte eine beſondere Kommiſſion nieder, um die Stiftungsbriefe der Klöſter genau zu unterſuchen; er unterzeichnete eine pragmatiſche Sankzion, durch welche verbothen wurde, bewegliche oder liegende Güter an eine Kirche oder milde Stiftung zu vermachen. Die Entſagung der Ordensleute wird als abdicativ und unwiderruflich erklärt. Kein Unterthan darf bei dem Tribunale irgend einer fremden Macht eine Rechtsſache verhandeln. Keiner darf ohne Erlaubniß des Herzogs eine Pfründe oder Penſion erlangen. Niemand, als ein gebohrner Unterthan, mag einer Abtei, Commende oder Pfründe theilhaftig werden. Alle Reſpripte, Bullen und Breven von Rom werden nicht kund gemacht, wenn ſie nicht zuvor dem Gerichtshofe zu Parma vorgelegt worden ſind. Pabſt Clemens der XIII. ſchwieg bisher immer noch; erſt jetzt im Jahre Chriſti 1768 fertigte er das dadurch erwirkte Straf-Urtheil. Dieſes päbſtliche Schreiben oder Breve erklärt „die herzoglichen Verfügungen als nichtig, frevelhaft, und alle, die dazu ſich brauchen ließen, als in die gewöhnlichen Kirchenſtrafen verfallen", und ſpricht endlich die Parmaſaner, als ohnehin päbſtliche Unterthanen, von allem Gehorſam gegen den Herzog los. Dieß war nun etwas für die gegen Rom ohnehin ſchon aufgebrachten Höfe von Europa; es entſtand nun ein faſt allgemeines Geſchrei wider die Verfahrungsart des

Pabſtes. Man ſah den Verſuch, einen Fürſten oder ſeine Regierung mit dem Bann zu belegen, als einen Mißbrauch der kirchlichen Gewalt an. Jeder katholiſche Monarch befürchtete, es möchte auch ihm dereinſt eben das, was dem Herzoge von Parma widerfuhr, begegnen. Es erfolgten von allen Seiten her Proteſtazionen wider Verletzung des den Fürſten gebührenden Reſpekts, und wider Eingriffe, welche der römiſche Hof in die Gerechtſame unabhängiger Regenten, der Monarchen dieſer Erde zu machen ſchien.

In Frankreich befolgte man den Antrag des Advokaten Pasquiá. Wer immer das wider Parma erlaſſene Breve austheilte, wurde ohne alle Schonung, ohne alle Rückſicht als ein Aufrührer behandelt.

In Portugal betrachtete man das Breve als eine erſchlichene, aufrühreriſche, der Würde des Thrones widerſtrebende Schrift. Das königliche am 4. Juni dieſes Jahres Chriſti 1768 herausgegebene Edikt entſchied: „daß alle, welche das Breve austheilen oder vertheidigen, ihre Einkünfte und Bürgerrechte verlieren, und zugleich ohne weiters als erklärte Staatsverbrecher behandelt werden ſollten.“

Die Republik Venedig drang vermittelſt einer Vorſtellung, welche ſie am 7. Juni eben dieſes Jahres Chriſti 1768 dem Pabſte überreichen ließ, auf die Widerrufung des Breve. Doch both ſie zu gleicher Zeit dem römiſchen Stuhle ihre gute Dienſte an, damit die mit dem Hofe von Parma obwaltenden Irrungen in Güte beigelegt werden möchten.

In Spanien ſchien der hierüber entſtandene Zorn wohl gar in Wuth auszuarten; der Kronfiſkal Campomanes wurde aufgerufen; und dieſer bemühete ſich, in den Geiſt des päbſtlichen Monitoriums zu dringen. „Die Strafbulle“, ſagte der Fiſkal, „hatte bloß die Abſicht, zu entdecken, wie die Beſtrafung des Fürſten von Parma von den übrigen Höfen von Europa aufgenommen werden möchte. Andere Höfe, wenn ſie ſich dieſem Schritte nicht muthig entgegenſetzen, werden in kurzer Zeit

Zeit auf gleiche Art eben ſo niedrig, wie Parma, von der römiſchen Curie behandelt werden."

Sogar Oeſterreich trat der gemeinſchaftlichen Sache der Fürſten wider Rom bei. Die Kaiſerinn Maria Thereſia verboth am 10. Oktober dieſes Jahres Chriſti 1768, das wider Parma ergangene päbſtliche Schreiben zu leſen, oder gar dasſelbe in ihren Staaten einzuführen und auszubreiten.

Der Herzog von Parma ſelbſt aber ſpottete laut und öffentlich gegen die Kirchenſtrafen, und ließ an den gegen die Geiſtlichkeit getroffenen Verfügungen nichts nach, ſondern wagte jetzt nur noch mehr; er that mit den Kirchengütern ganz, was er wollte; ſelbſt die päbſtlichen Einkünfte wurden theils durch ihn, theils durch Frankreich und Portugal beträchtlich vermindert. Noch mehr, die friſch aufgereizte Wuth gegen Rom entflammte ſich auch gegen andere päbſtliche Verfügungen dieſer Art; ſogar gegen eine alte Urkunde des kirchlichen Eifers, gegen die Nachtmahls-Bulle (*Bulla Cœnæ*) wurde jetzt neuerdings hergefallen. Ferdinand, der Herzog von Parma, erließ noch dieſes Jahr Chriſti 1768 eine Verordnung gegen dieſe *Bulla Cœnæ*; er erklärte ſie als eine Quelle von Staatsunruhen und unnützer Verbannungen. Seinem Beiſpiele folgte Ferdinand, der König von Neapel; auch er verbannte eben dieſes Jahr die *Bulla Cœnæ*.

Auch Portugal erneuerte dieß Jahr die ſchon in frühern Jahren gegen die Nachtmahlsbulle erlaſſenen Verfügungen; es erſchien jetzt neuerdings ein förmliches Staatsgeſetz, dem zufolge alle Exemplare der *Bulla Cœnæ*, ſo wie andere den römiſchen Index begünſtigende Bullen ſcharf verbothen wurden. Niemand in dem portugieſiſchen Staate durfte ſolche Bullen drucken, verkaufen oder austheilen. Die Beſitzer eines Abdruckes mußten denſelben einem gewiſſen Richter oder Miniſter des Königs einhändigen. In keinem Tribunale durfte fernerhin die *Bulla Cœnæ* als das Motiv oder der Grund irgend eines gerichtlichen Spruches angeführt

führt werden. Der dawider handelnde Rath oder Richter wurde als ein Störer der öffentlichen Ruhe, und als ein Rebell wider die Perſon des Königs beſtrafet.

Mit eben derſelben Kühnheit verwarfen auch andere Regenten, beſonders Maria Thereſia, als Königinn von Böhmen, der Fürſt von Monako, die Freiſtaaten von Genua und Venedig dieſelbe Nachtmahlsbulle. Das für die Lombardei am 10. Oktober dieſes Jahres Chriſti 1768 erlaſſene kaiſerliche Edikt war gleichfalls im Sinn dieſes Zeitgeiſtes: „Die Geſetze", heißt es in demſelben, „und die Verordnungen der geiſtlichen Macht können nur in ſoferne Kraft haben, als ſie in einem Staate angenommen ſind; gleichwie nun dieſes von der Annahme abhängt, ſo können dergleichen Geſetze auch nur ſo lange verbinden, bis ſie nicht wieder aufgehoben werden. Die Bulle *Coena Domini* iſt in den öſterreichiſchen Staaten niemals angenommen worden; u. ſ. w."

Durch alle dieſe zeitlichen Nachtheile ließ ſich Pabſt Clemens der XIII. von Erfüllung ſeiner Pflichten nicht abſchrecken; er glaubte nun dennoch, auf allen gegen Parma erlaſſenen Verfügungen beſtehen zu müſſen. Schadlos einigermaſſen für ſo viele Bedrängniſſe, welche während des Laufes dieſes Jahres Chriſti 1768 ihn trafen, wurde der heiligſte Vater gehalten durch frohe Nachrichten vom Reiche Gottes in weiter entlegenen Erdgegenden. Aus Peckin, der Hauptſtadt des Kaiſerthums China, ward dieſes Jahr geſchrieben: „daß der Kaiſer dieſes Reiches den Glaubenspredigern erlaubt habe, die katholiſche Lehre zu verkünden; daß es in dieſem weitſchichtigen Lande ſehr viele und ſehr eifrige Chriſten gebe; daß man nur über bereits drückenden und immer noch zu fürchtenden Mangel an Arbeitern im Weinberg des Herrn bitter klage."

Der fromme, gottſelige und im Rufe der Heiligkeit hingeſchiedene Kapuziner-Bruder, Bernhard von Corleone, wurde ſeitdem immer von Gott ſelbſt durch auffallende Wunder verherrlichet, und zum Verdruß einer unglaubigen Spötterwelt heilig geſprochen; die-

dieſes ſollte nun auch noch durch den Ausſpruch der auf Erde ſichtbaren Kirche Gottes geſchehen. Zu dem Ende wurde mit apoſtoliſcher Erlaubniß und beſondern Gewalt das Grab und der bleierne Sarg eröffnet. Der ganze Ort des Grabes war ſehr feucht. Das Fleiſch des ehrwürdigen Leibes war in Aſche zerfallen; die Gebeine aber waren noch ganz unbeſchädiget und ſchön weiß, und ein angenehmer Geruch duftete aus ſelben, und erfüllte die ganze Kirche. Das feierlich angefangene Geſchäft der Seligſprechung gewann ſeinen erwünſchten Ausgang in gegenwärtigem Jahre Chriſti 1768; es wurde Bruder Bernhard von Corleone am 15. Mai von Sr. päbſtlichen Heiligkeit Clemens dem XIII. zur allgemeinen Freude der Stadt Rom, des Königreichs Sicilien, und zum Troſt der heiligen katholiſchen Kirche ſelig geſprochen, ihm öffentliche Verehrungen zugeſagt, und mit höchſter Feierlichkeit erwieſen. Was die römiſche Lebensbeſchreibung dieſes Dieners Gottes als vorzüglich ſich ausnehmend fand, war ſeine auserordentlich ſtets inbrünſtige Liebe zu Gott; er habe mehr auſſer ſich, und wie ganz nur in Gott gelebt; er ſey gleich, ſobald er die Welt verlaſſen, ſchon beim heldenmüthigen Eintritt ins Kloſter mit der Gabe der Entzückung ſo reichlich begnadiget worden, daß der meiſte Theil ſeines Lebens eine lautere Entzückung war; faſt ſo oft, als er ſich mit der ihm ſchon gewöhnlichen zärtlichſten Andacht vor dem Hochaltar, oder in dem Chor, in der Kreuzkapelle, im Garten oder im Wald in's heilige Gebeth oder in ſelige Beſchauung ſich hingab, wurde er unbeweglich und von Gott angezogen. Und dieſes um ſo leichter, weil Bernardus durch genaueſte Haltung des Stillſchweigens dem gegenwärtigen Gott niemal abweſend, und der Vereinigung mit Gott allzeit gegenwärtig war; öfter ſah man ihn frei in der Luft ſchweben. Vorzüglich aber immer verrieth ſich ſeine Liebes-Innbrunſt in Anbethung des heiligſten Altarsſakramentes; einmal am heiligen Frohnleichnamsfeſte, als der gottſelige Bruder Bernhard ſammt andern Ordensbrü-

brüdern der feierlichen Prozeſſion beiwohnte, wurde auf einmal ſein Geiſt in Beſchauung der überaus großen Liebe des Sohnes Gottes, der unter den Brodsgeſtalten verborgen, armen, ſchlechten Menſchen ſich zur Lebensſpeiſe darſchenkt, durch Entzückung auſſer ſich geriſſen, beide Augen geſchloſſen, das Angeſicht gen Himmel erhebt, beide Arme ausgeſtreckt, und ſo ſtand der entzückte Engel eine ganze Stunde vor allem Volke da. Einmal, da eben eine groſſe Volksmenge in der Kirche verſammelt, und in feierlicher, gemeinſamer Anbethung des heiligſten Altarsſakramentes begriffen war, heftete auf ſelbes hin Bruder Bernhard ſeine zärtlichen Liebesblicke; auch in dieſem Anbicke wurde ſeine beſchauliche Seele durch die göttliche Schönheit ihres Geliebten entzücket, und ſein Leib ſchwebte wieder vor aller Anweſenden Augen frey in den Lüften.

Obwohl nun die Jeſuiten bereits ſchon aus mehrern Ländern, und Reichen vertrieben waren; ſo fürchteten ſich vor ihnen die ſogenannten ſtarken Geiſter doch noch immer. Um vor ihnen recht Ruhe zu haben, um vor ihnen recht ſicher zu ſeyn; wollten ſie nun einmal durchaus dieſelben ſollten auf der ganzen Welt in gar allen Orten vertilget werden. Da jezt auch dazu alle Hoffnung anſchien; ſo waren ſie nun ſchon vorhinein wegen etwaiger Wiederherſtellung derſelben ängſtlich, noch immer in größten Sorgen; Dalembert ſchrieb hierüber jammernd an Woltär: „Man verſichert, daß die jeſuitiſche Canallie in Portugal werde wieder hergeſtellet werden, den Rock ausgenommen. Die neue Königin ſcheint mir eine abergläubige Majeſtät zu ſeyn. Stirbt der König von Spanien, ſo ſtehe ich nicht dafür, daß man in dieſem Reiche nicht dem Beyſpiele Portugals folgt. Es iſt um die Vernunft für allzeit geſchehen, wenn die feindliche Armee dieſe Schlacht gewinnt.“

Deßwegen wurde nun ſchon ſeit Jahren über Hals und Kopf gearbeitet; es endlich auch noch dahin zu bringen, daß nicht nur die Jeſuiten an allen Orten, ſondern die geſammte Geſellſchaft Jeſu ſelbſt ganz zernichtet, nämlich

lich, durch einen förmlichen, rechtskräftigen Ausſpruch des Oberhauptes der katholiſchen Kirche aufgelöſet, und weggeſtrichen werden möchte. Bisher konnten ſie dieß durch alle ſchon ſo oft gewagte Verſuche nie noch zu Stande bringen. Jetzt unter Pabſt Clemens dem XIII. wurde neuerdings wider allen Kunſtgriffen, allen Schleich- und Macht-Schritten, allen Mitteln, und Wegen, und Kräften aufgebothen, doch endlich jetzt einmal es auch noch dahin zu bringen. Alles wurde ſchon lange verſucht, heimlich, und öffentlich daran gearbeitet, ungeheure Summen darauf verwendet, ihre teufliſche Abſichten doch endlich einmal noch durch zu ſetzen. Von den ungeheuren Summen des Staatsvermögens, die Carvalho während ſeines Miniſteriums verſchwendet, waren allein 800,000 und nach andern ſogar 1,200,000 Dukaten auf die Zerſtörung der Jeſuiten verwendet worden. In einem gedruckten Auszuge des Prozeſſes gegen den Miniſter von Pombal geſteht Carvalho ſelbſt, daß er drey Millionen zu jährlichen Penſionen für Cardinäle und andere, die zur Aufhebung der Jeſuiten gewirkt, nach Rom geſchickt habe, wie man aus den Quittungen ſeines Archivs Nro. 13 erſehen könne. Der Cardinal Ceni, ein rechtſchaffener Mann, ließ es ſich eine beträchtliche Summe koſten, um die Liſte derer zu erhalten, die um die Jeſuiten verderben zu helfen, Penſionen gezogen hatten, und zeigte ſie dem Pabſte. Er ſtarb aber bald an dieſer Liſte. Auch Privatmänner, theils aus der philoſophiſchen, theils aus der janſeniſtiſchen Sekte, gaben aus ihrem eigenen Vermögen beträchtliche Summen her, um die Vertilgung der Jeſuiten durchzuſetzen, da jene ſich einbildeten, daß das ganze Chriſtenthum ihnen bald nachſtürzen werde, und dieſe hofften, daß alsdann bald der Janſenismus auf den Trümmern des Katholizismus ſtehen werde. Beyderſeits allerdings wurde keine Mühe, und kein Geld, und nichts geſparet, alles angewendet, alles verſucht. Nach allen dieſen von den Philoſophen und Janſeniſten genommenen Maaßregeln konnte ein Agent der Janſeniſten zu Rom wohl mit gutem Grunde an ſeine Comittenten in

Paris ſchreiben, daß der gegen die Jeſuiten gezogene Cordon ſo beſchaffen ſey, daß ſie mit allem ihrem Credit, und mit allen ihren Schätzen Indiens denſelben nicht würden durchbrechen können.

Dennoch bey allem dem ſahen ſie bald ein, daß immer alles nichts helfen werde, wenn man nicht mache, daß Pabſt Clemens der XIII. bald weg, und für ihn ein Mann von andern Geſinnungen auf den päbſtlichen Thron komme; daher hatten ſie immer ſchon ſeit bereits einiger Zeit dahin ihre Maaßregeln genommen, um dem Pabſte Clemens dem XIII. einen Nachfolger zu geben, der ihren Abſichten entſpräche, welches ein Parlamentsherr zu Paris einem Jeſuiten unverhohlen ſagte, um ihn zur Ablegung des von dem Parlamente geforderten Eides zu bewegen. Es war auch bey ihnen der, den ſie ſich dazu auserleſen hatten, endlich ſo viel als beſtimmt. Es fehlte jetzt alſo nichts mehr, als, daß zwey Augen ſich ſchließen, und daß ſie dann den, auf den ſie all ihr Vertrauen ſetzen, durch was immer für Mittel und Wege an des Verblichenen Stelle bringen.

Das erſte geſchah, wie ſie's gewünſchet hatten; Pabſt Clemens der XIII. war ſchon am 2. Februar des Jahres Chriſti 1769 nicht mehr in dieſem Leben; worüber alle Rechtgläubige, und die geſammte heilige Kirche, vorzüglich aber die Armen untröſtlich weinten.

Das zweyte, was die Jeſuiten-Feinde noch vor hatten, ſollte jetzt auch werden; Cardinal Ganganelli ſoll, wie man behaupten wollte, ihr Auserwählter, den ſie zum Pabſtthum vorher beſtimmt hatten, geweſen ſeyn; derſelbe lebte eine Zeit her ganz einſam, und unbemerkt, erwarb ſich dennoch Beyfall und ſelbſt das Vertrauen einiger Höfe, weil er ſich weder in das Urtheil wider Parma, noch in andere politiſche Händel eingemiſcht hatte.

Auffallend war es, daß ſich Frankreich dießmal ganz beſonders mächtigen Einfluß in die Pabſtwahl zu verſchaffen ſuchte, wenigſtens einen gewaltigen Ton annahm. Im Namen des Königs von Frankreich Ludwig des XV. gab der Kardinal Luyne am 16. April allen jenen Kardinä-

len,

len, welche einſt der Congregazion wider Parma beygewohnt hatten, die Exkluſive. „Wollte man, fügte Berni hinzu, etwa den Kardinal Fantudſchi, oder ſonſt eine dem Könige mißfällige Perſon in Vorſchlag bringen, dann könnte wohl ein Biſchof von Rom, keineswegs aber ein römiſcher Pabſt gewählt werden.“ Bald darauf legten die auf Frankreichs Seite ſich befindlichen Kardinäle gewiſſe Punkte vor, damit dieſelbe von den Kardinälen insgeſammt unterzeichnet werden. Als dieſer Antrag zurückgewieſen worden war, erklärte der Kardinal Berni im Namen ſeines Königs, daß derſelbe nur fünf Mitglieder des heiligen Kollegiums, nämlich die Kardinäle Serſale, Ganganelli, Canale, Caradſchioli, und Guglielmi als wahlfähig erkenne.

Am 16. May verwendeten ſich die Kardinäle Berni und Franz Albani ſehr eifrig zu Gunſten des Kardinal Ganganelli. Schon am 17. May waren achtzehn Stimmen ſicher geſtellt; bald hernach lenkte ſich der ganze Anhang des Kardinals Rezzonico auf die nämliche Seite. Auf ſolche Art wurde Lorenz Ganganelli am 20. May des Jahres Chriſti 1769 durch fünf und vierzig Stimmen in kanoniſcher Form gewählt, welcher die Wahl ſeiner Perſon annahm, ſich Clemens den XIV. nannte, und in einem reinen lateiniſchen Style eine Anrede an das heilige Kollegium hielt. Seine Erhebung machte er den gröſſern Mächten der Chriſtenheit, vermittelſt eines eigenhändigen Schreibens zu wiſſen. Er ſchrieb mit den Ausdrücken der Ehrfurcht und der zärtlichſten Freundſchaft, und zeigte, daß er nichts ſehnlicher wünſche, als mit allen Höfen in friedlicher Eintracht zu leben.

Die Mißhelligkeiten zwiſchen Rom und Genua hatten endlich bereits mit Anfang dieſes Jahres Chriſti 1769 ein Ende erreichet; Korſika war jetzt in Ruhe, indem Genua ſelbſt der Beherrſchung der Inſel entſagte. Zu ſchwach, den Kampf mit den Korſen länger zu beſtehen, oder mit gutem Erfolge zu beendigen, entſchloß ſich

der Freyſtaat, die Inſel, gegen den Preis von vierzig Millionen Liwr an Frankreich abzutreten.

Pabſt Clemens der XIV. bemühte ſich nun auch allen übrigen bisher beſtandenen Zwiſten, und Streitigkeiten mit auswärtigen Höfen ein Ende zu machen; er ergriff gerne alle dahin geeignete Mittel und Wege; nicht ohne Abſicht, ſetzte er ſich mit den Königen in perſönliche Korreſpondenz, vermied alle den Höfen mißfallende Ausdrücke und benützte jede ſchickliche Gelegenheit, um ſich den Monarchen der Chriſtenheit gefällig zu erzeigen. Zur Ausſöhnung mit Portugall machte er den erſten Antrag; er both im Auguſt des Jahres Chriſti 1769 dem portugieſiſchen Miniſter eine feyerliche Audienz an. Der Hof zu Liſſabon ward nun günſtiger geſtimmt, und nahm ſogleich den Innocens Conti als päbſtlichen Geſandten in Liſabon an. Das Gemüth des Königs rührte er dadurch, daß er Theil an deſſen Schickſale nahm, und wegen Rettung ſeines Lebens ein feyerliches Dankamt hielt. Da Pabſt Clemens der XIV. gar bald von den burbonſchen Höfen beſtürmt wurde; daß er jetzt den Orden der Jeſuiten aufheben möchte, zeigte er, daß er nicht geneigt ſey dieſem Verlangen Gehör zu geben, und er erklärte: „daß er einen ſo berühmten Orden nicht aufheben könne, ohne ſolche Gründe dazu zu haben, die ihn vor den Augen Gottes und der Nachwelt vollkommen rechtfertigen könnten.“ Noch mehr, Pabſt Clemens der XIV. gab ſogar in eben dieſem Jahre Chriſti 1769 neue Beweiſe von Eingenommenheit für die Geſellſchaft Jeſu; indem er das Inſtitut der Jeſuiten nicht nur lobte, ſondern auch ihren Miſſionen neue Abläſſe verlieh.

In Deutſchland lieferten die Freymaurer in dieſem Jahre Chriſti 1769 wieder eine neue Lufterſcheinung; ein gewißer Arzt Ellermann, von Zinnendorf zugenannt, ein von der ſogenannten ſtrengern Freymaurer Obſervanz abgetretene Freymaurer, errichtete dieſes Jahr eine große Freymaurer-Loſch unter dem Namen zu den drey Schlüſſeln in Berlin, die von König Friedrich dem II. das Patent als preußiſche Nazional-Loſch erhielt und nach dem

in Stockholm angenommenen Syſtem eingerichtet war, und welche viele Proſelyten in ganz Deutſchland und anderweitig machte. Die ſogenannten templariſchen Klerikker, die der ſtrikten Obſervanz unterdeſſen beygetreten waren, ſuchten das wankende Gebäude derſelben noch eine Zeitlang zu erhalten, in welcher Abſicht auch verſchiedene Konvente gehalten wurden; aber beydes war ohne ſonderlichen Erfolg.

Die Diſſidenten, oder Proteſtanten in Pohlen waren mit allem, was man ihnen bereits eingeräumt hatte, doch noch nicht zu finden; ſie bedrohten die Katholiken mit immer noch traurigern Folgen; man ſah ſich bald allen Greueln eines Bürgerkriegs ausgeſetzet. Als Pabſt Clemens der XIV. davon Nachricht erhielt, erließ er im Dezember dieſes Jahres Chriſti 1769 ein ſehr rührendes Schreiben an die geiſtlichen Magnaten dieſes Reichs; er ermahnte ſie zu immer noch größerer Duldſamkeit gegen ihre armſelige und zu bedauernde Mitbürger, und zur unverbrüchlichen Treue gegen ihren König. Pabſt Clemens der XIV. hatte ſich bereits auch ſchon mit Ferdinand dem Herzog von Parma wieder ausgeſöhnet, und alle gegen ihn ausgeſprochene Kirchenſtrafen wieder erlaſſen. Der ausgeſöhnte Fürſt bezeigte ſich dankbar, indem er die Vermittlung zwiſchen dem Pabſte und dem Könige von Frankreich und Neapel über ſich nahm. So ſuchte Pabſt Clemens der XIV., ſo gut er konnte, gar alle Steine des Anſtoßes zu heben, um nur ſo viel möglich mit allen Höfen Europens in gutes für die gute Sache vortheilhaftes Verhältniß zu kommen. Gefliſſentlich unterließ er eben deßwegen auch am grünen Donnerstag des Jahres Chriſti 1770 die Vorleſung der berufenen Bulle: *in Cœna Domini*, um den gekrönten Häuptern einen Beweis ſeiner Beſcheidenheit und Friedensliebe zu geben. Eben dieſe Schonung zog ihm immer noch mehr die Zuneigung der Monarchen zu.

Pabſt Clemens der XIV. war auch für die zeitliche Wohlfahrt ſeiner Staaten nicht minder beſchäftiget, und in ſteter Bewegung; er ſorgte für den Ackerbau, er ſteuerte

der Theurung und dem Brodmangel, er hob den Mehlzoll auf, und erleichterte den Anbau des Getraides. Durch das Tribunal di Annona ließ er dem armen Landvolke zwanzig tauſend Schäffel mehr, als gewöhnlich war, austheilen. Er befahl, daß in den öffentlichen Kornhäuſern jedesmal ein Vorrath von mehreren hunderttauſend Schäffeln in Bereitſchaft liegen müſſe; dazu verwendete er auch die Einkünfte der Lotterie, wie auch die aus erledigten Pfründen fließende Gefälle, welche jährlich gegen 40000 Thaler betragen. Er ſelbſt begnügte ſich täglich in allem mit ſehr Wenigem; Koſt, Hausgeräth, Bedienung, alles um ihn her zeigte von Armuth, und von großer Sparſamkeit.

Nebenbey war Pabſt Clemens der XIV. immer beſorgt, auch von auſſen her dauerhafte Ruhe, und Frieden mit der ganzen Welt zu haben; er machte ſich, ſo viel er konnte, alle Mächte geneigt, und verbindlich; dem König von Preuſſen ſchrieb er eigenhändig. Eben ſo ſehr ließ ſichs Pabſt Clemens der XIV. ſorglichſt angelegen ſeyn, auch mit Spanien wieder in freundlichere Verhältniſſe zu kommen; aber in und mit Venedig Ruhe zu ſchaffen, wollte noch immer nicht gelingen; eben in dieſem Jahre Chriſti 1770 rüſteten ſich die Venezianer neuerdings während dem Kriege zwiſchen den Ruſſen und Türken ihre Neutralität zu behaupten. Sie machten auch viele Verordnungen in geiſtlichen Dingen, zogen viele Klöſter ein, verminderten die Zahl der Religioſen, und hoben alle Collektur auf, und erkühnten ſich auch ſelbſt päbſtliche Gerechtſame nicht wenig zu ſchmälern, und immer mehr Eingriffe dieſer Art ſich zu erlauben.

In Frankreich war leider das Reich des Satans beynahe mit jedem Tag mehr und mehr im Aufkommen, und ſuchte immer noch weiter um ſich zu greifen; zwar geſchah immer auch noch für Erhaltung des Reiches Gottes in eben dieſem bereits unſeligen Frankreich ſehr vieles, vorzüglich von Seite der Geiſtlichkeit; dieſe begann eben jetzt wieder in einer großen in dieſem Jahre Chriſti 1770 zu Paris gehaltenen Verſammlung eine wich-

tige Unternehmung, welche recht hinzielte auf ernſtliche Mittel, durch welche die geſchwornen Glaubens-Feinde, und allgemeine Ruheſtörer in ihren Planen gehindert, und den durch dieſen Höllen-Bund gemachten Fortſchritten wider Religion vorgebeugt werden könnte. Vorzüglich kam hier die Menge der in Umlauf geſetzten Flugſchriften, welche einzig auf den Umſturz der Religion abzweckten, zur Sprache. Die Abgeordneten des geiſtlichen Standes, worunter ſich der Biſchof von Puy, Jakob de Pompignan, und der Domherr von Paris, Nikolaus Berſchiá, hervor thaten, bezeigten durchaus einen ſehr lebhaften Eifer. Einhellig ſtimmten ſie auf eine von den Comizien an den König zu richtende Vorſtellung, worinn nicht ſowohl auf Beſtrafung der Autoren und Verleger, als auf ſchleunige Unterdrückung ihrer in ſo mancher Rückſicht verderblichen Werke angetragen werden ſollte. In dieſer Vorſtellung herrſchet durchaus ganz die Sprache eines heiligen Eifers, und einer rein chriſtlichen Freymüthigkeit; dieſelbe beginnt mit den Worten:

„Sire! die Geiſtlichkeit Ihres Reiches hatte ſchon bey der letzten Verſammlung die Ehre an den Fuß Ihres Throns den bittern Schmerzen zu bringen, welchen Sie in Anſehung ruchloſer Bücher fühlet, die vom Geiſt der Finſterniß ſeit einigen Jahren unter ihren Unterthanen ausgeſtreut worden ſind. Man nahm ſich die Freyheit die traurigen Folgen, welche eine ſo ungezäumte Freyheit nach ſich ziehen könnte, und die ſchwere Pflicht, die Gott Eurer Majeſtät zur Hemmung ihres Laufs aufgelegt hat, ihren Augen vorzulegen. Wir bitten zu erwägen, die Frechheit läßt ſich weder wirkſam, noch dauerhaft zurückhalten, wenn nicht der Druck ſolcher Bücher den Geſetzen einer ſcharfen Zuchtordnung unterworfen wird. Unter allen Verordnungen, die den Druck angehen, findet man keine, welche die Sache klüger regieren, als diejenige, welche Heinrich der II. herausgegeben hat. Das Wohl der Kirche, und des Staats vereinigen ſich, in gegenwärtigen Umſtänden um eine ſorgfältige Befolgung derſelben anzuflehn. Und dieſe Bitte

gnädigſter

gnädigſter Herr! kann von einem ſo guten Gemüthe, wie jenes Eurer Majeſtät iſt, nicht anders als gnädig aufgenommen werden. Man darf nicht denken, daß Sie einen ſowohl für das Ihrer Obſorge von Gott anvertraute Reich, als auch für die Kirche, deren Beſchützer Sie ſind, ſo wichtigen Gegenſtand aus den Augen laſſen. Wie konnte dann geſchehen, daß noch die gleiche Unordnung beſteht? Daß die Gottloſigkeit fortfährt, die Religion und die Geſetze über den Haufen zu werfen? Daß die alten Uebel immer anwachſen, und wir uns ſo genöthiget ſehen, die alten Klagen und Bitten Eurer Majeſtät aufs neue vorzutragen? Nein Sire! Ihre Liebe zur Religion hat weder die Anzahl der Feinde, von der ſie beſtritten wird, noch die Unbilden, die ihr von ihnen zugefügt werden, verhindern können. Es ſind nur die vorigen böſen Bücher, welche fortfahren ſich zu verbreiten und die nämliche Preßfreyheit mit jenen der Kirche, und dem Staat ſchätzbarſten, und liebſten Büchern zu genießen (denn dieß unterfangen ſie ſich trotz unſrer Cenſuren, trotz des feyerlichen Verboths, das die Richterſtühle darüber ergehen lieſſen) ſondern die Gottloſigkeit bringt vermög ihrer unſeligen Fruchtbarkeit täglich neue, und immer ärgerlichere Mißgeburten hervor, welche, wie die alten, ungeſtraft ausgeſtreut werden. Das Verzeichniß, daß wir uns die Freyheit nehmen dieſer Vorſtellung beyzulegen, enthält nur die Verſchreyteſten, und Boshafteſten. Alle Wiſſenſchaften werden mit dem Gift dieſer Bücher angeſteckt. Man giebt ſich nicht einmal mehr Mühe die Ruchloſigkeit mit einem Schleyer zu verhüllen. Die Läſterung des Herrn nimmt von Tag zu Tag eine deutlichere und beiſſendere Sprache an. Dieſe Bücher finden für ſich alle Werkſtätte, alle Buchläden, alle Thüren offen; man eilet recht mit Darreichung des Giftes, das der Unglaube auch in fremden Ländern hervorbringt; ſelbſt die feſten Päſſe des Reiches ſcheinen ſich ihm zu ergeben, und den Durchzug zu geſtatten. Es wäre noch wenig, wenn die Gottloſigkeit ihre Niederlage nur auf die Hauptſtadt einſchränk-

ſchränkte; denn ſo könnte man ſie in die Zahl der ſchrecklichen Geiſeln ſetzen, mit denen große volkreiche Oerter manchesmal heimgeſucht werden. Allein ſie ergießt ſich wie ein Wildbach ins Innere der Provinzen, und an äuſſerſten Gränzen Ihres Reiches. Es iſt keine Stadt, kein Ort, der von dieſer Seuche ganz frei wäre. Die Seelenhirten bemerken ſchon, daß ſie anfängt in die Werkſtätte der Künſtler, in die Hütten der Bauern und Tagwerker zu dringen, und ihnen nebſt der Unſchuld der Sitten die Einfalt des Glaubens zu rauben, welche Güter doch die einzigen ſind, an denen ſie ſich bei ihrem Elend noch ſchadlos zu halten vermögen. Sire! werden Sie gedulden, daß die ganze Maſſe ihres Volkes verderbe, und ſich der Ruchloſigkeit ergebe? — Daß ihr Reich dem Geiſte der Finſterniß zur Beute werde? — Daß der Gott, durch den Sie herrſchen, in ihrem Gebiethe nimmer anerkannt, daß der Glaube ihrer Vorfahren, und mit ihm alles Gefühl der Liebe, Unterwerfung und Treue, das ihnen dieſer gegen Ihre geheiligte Perſon eingedrückt, im Herzen getilgt werde? Die Gottloſigkeit ſchränkt ihren Geifer und ihre verderblichen Anſchläge nicht nur auf den Umſturz der Kirche ein; ſie zielet zugleich auch auf Gott und die Menſchen, auf das Reich und das Heiligthum; ſie wird ſich auch nicht zur Ruhe geben, bis ſie alle ſowohl göttliche als menſchliche Macht zernichtet hat. Wenn dieſe traurige Wahrheit noch einigem Zweifel unterworfen wäre, ſo wären wir im Stande, o Sir! an einem ruchloſen Werke, das man friſch unter Ihrem Volkè ausſtreuet, einen augenſcheinlichen Beweis aufzuſtellen; in dieſem wird unter der ſchönen Aufſchrift: „das Syſtem der Natur“ die Gottesläugnung nach ihrem ganzen Umfang ohne Geheimniß vorgetragen, und unverſchämt mit ſolcher Kühnheit und Wuth erkläret, daß man in verfloſſenen Jahrhunderten kein gleiches Beiſpiel findet. Der Vater dieſer Mißgeburt, die vielleicht die ärgſte aus allen iſt, die des Menſchen Geiſt zu Stande brachte, glaubet unſerm Geſchlecht

nicht genug zu ſchaden, wenn er lehrt: „es gebe keine Freiheit, keine Vorſehung, kein geiſtiges, unſterbliches Weſen, kein künftiges Leben, das ganze Weltgebäude ſey nur eine Wirkung des ſcherzenden blinden Schickſals; die Gottheit nichts, als eine abgeſchmackte, verderbliche, ganz ungereimte Schimär, die ihren Urſprung der bethörten, von der Furcht verwirrten Einbildung zu danken hat, der Glaube an dieſe wäre die einzige Urſache aller Irrthümer und Uebel, von denen die menſchliche Natur immer bedrückt iſt" — nein; er waget ſich auch an die Häupter; welche uns beherrſchen; er findet in der Geſellſchaft nichts als Vermiſchung ſchlechter, dummer, verderbter Leute, die ſich vor den Füſſen der Prieſter, von welchen ſie betrogen, und der Fürſten, von welchen ſie unterdrücket ſind, dahin werfen. In den Vorſtehern der Nazionen erkennet er nur grauſame, widerrechtliche Beſitzer, die ſelbe ihren unſeligen Leidenſchaften opfern, und ſich aus keinem andern Grunde den ſtolzen Titel: „göttlicher Statthalter" anmaßten, als deſto ſicherer die unbilligſte und gehäſſigſte Eigenmacht über ſie auszuüben. Er ſieht die Einigkeit des Prieſterthums mit den Regenten als ein wider Tugend und Menſchheit gemachtes Bündniß an; er lehret die Völker: „daß die Könige kein Anſehen weder haben, noch haben können, als jenes, das ſie ihnen geben wollten, und daß ſie berechtiget ſind, dieſes im Gleichgewichte zu erhalten, zu mäßigen, zu beſchränken, davon Rechenſchaft zu fordern, ſie auch deſſelben ganz zu berauben, wenn ſie es vortheilhafter finden." Er ermuntert ſie, von den vorüblichen Rechten Gebrauch zu machen, und verkündet ihnen, ſie werden nie glücklich ſeyn, wenn ſie der Macht ihrer Fürſten nicht Gränzen ſetzten, die ſie zu Stellvertretern des Volks, und Befolgern deſſen Willens machen. Die gänzliche Freiheit iſt dann das Mittel, mit dem der Unglauben die Reiche zu ſtürzen ſuchet. Die Abſicht, den traurigen Anſchlag auszuführen, macht wirklich, daß ſie ſo lange Zeit ſich ſchon beſtrebt, alle Bande zu brechen, welche den Menſchen an

ſeine Pflichten halten. Nachdem dieß ſchreckliche Geheimniß ihrem Mund entwiſchet iſt, ſuchet ſie umſonſt ſich mit dem Blendwerk der Weisheit, mit der Liebe der Geſetze zu ſchmücken. Sie iſt ſo ganz überwieſen, daß ſie eben die Feindinn der Völker und Monarchen, wie des höchſten Gottes iſt. Dem ungeachtet, Sir! (wer würde das glauben?) ſieht man ein ſo gottloſes, ſo aufrühreriſches Buch, deſſen Lehre wir Eurer Majeſtät jetzt vortrugen, ganz ungeſtraft in Ihrer Hauptſtadt, wo nicht gar bei den Zugängen Ihrer Palläſte. Es wird noch wohl an die äuſſerſten Theile des Reiches dringen, um überall den Samen des Ungehorſams und des Aufruhrs auszuſtreuen. Geſetze ſchweigen, die Macht bleibt ruhig, und nimmt keinen Bedacht, die abentheuerliche Sammlung der Gotteslästerungen und ſolcher Grundſätze, die alles Anſehen zerſtören, von den Unterthanen zu entfernen. Erlauben Sie uns, Sir! bei dieſem Anlaſſe Eurer Majeſtät die argen Ränke zu entdecken, deren die Gottloſigkeit ſich jetzt bedient, um der Schärfe der Geſetze zu entgehen. Will ſie ein ärgerliches Buch, das alles, was die Religion angeht, ohne Rückſicht anfällt, zum Druck befördern; ſo kündet ſie es unter dem Namen eines längſt verſtorbenen Verfaſſers an; ſo bleibt das ſchädlichſte Buch vermittelſt dieſer Lüge ſicher, und kann unter dem Himmel, den es beſchimpft, und im Vaterland, das es verkehrt, ungeſtört dahin leben. Vielleicht wird man ſagen, die menſchlichen Geſetze wären nicht hinreichend, jenen Unordnungen, die wir bedauern, abzuhelfen. Ja, ſie wären gewiß hinreichend, wenn ſie nur die Sorge trügen, die gehörigen Mittel zu gebrauchen. Sie würden dieſe aber am beſten zeigen, wenn ſie der Seuche keine Zeit geſtatteten, ſich ruhig zu verbreiten, Herz und Verſtand zu verführen, und ſich des Geiſtes der Nazion zu bemeiſtern. Denn ſobald die Gottloſigkeit ihre höchſte Stuffe erſteigt (von welcher ſie leider nicht mehr weit entfernt iſt), werden die Geſetze ſich umſonſt bemühen, dieſelbe zu unterdrücken. Im Gegentheil wird

ſie ſich furchtbar machen, und zuletzt alles, nicht einmal die höchſte Macht ausgenommen, unterjochen. Damit man die Geſetze für unvermögend angebe, ſoll man's aus Erfahrung wiſſen; und will man beſtimmen, weſſen die Obacht uud Wachſamkeit fähig oder unfähig iſt, muß man wachſam und aufmerkſam geweſen ſeyn. Hat man aber ein Buch, das öffentlich nicht erſcheinen darf, aus ſchlechten Abſichten in geheim erlaubt; iſt man beim Aufſuchen des Verfaſſers ohne Ernſt, und gleichſam mit der Abſicht, den Schuldigen nicht zu finden, dareingegangen; hat man bei der Schärfe gegen einen ſich zu ſchwach, und ſaumſelig gegen andere gezeigt; hat man man beim Verboth eines böſen Buches nicht alle erforderliche Maaßregeln genommen, die deſſen Umlauf hemmen ſollten; hat man ihm die Thore der Hauptſtadt geſchloſſen, aber die Thore des ganzen Reichs offen gelaſſen; haben Ausnahmen die Wirkſamkeit öffentlicher Verordnungen gehindert; hat beim Einzug verbothener Schriften ein geiziger, untreuer Miniſter ſich angemaſſet, dieſelben ſelbſt auszuſtreuen; hat — — Die Geſetze, Sir! ſind nicht ohne Wirkung, wenn nur ihnen in Befolgung nichts mangelt. Man geſtatte uns zu fragen: „Wie viele der Kirche ſchäzbare Bücher ſind in dieſen letzten Zeiten durchs Anſehen der Geſetze zurückgehalten worden? Warum ſollen dann die Geſetze nur ohne Kraft ſeyn, wo es zu thun iſt, die Religion zu vertheidigen?" Sir! glauben Sie doch nicht, wir verlangen, ſie ſollten die ſanfte duldſame Güte, die Ihren Charakter ausmacht, und Ihnen bei den Unterthanen den Namen des „Vielgeliebten" erwarb, jezt ablegen. Die Geſetze ſind nie grauſam; doch bezäumen ſie die Ruchloſen, gegen welche wir ſie zur Tilgung des Irrthums anflehen." Und ſo wird dann in dieſer Vorſtellung ferners noch umſtändlich dem König erkläret, was er thun könnte, wenn er wollte, und was er zu thun heilige Pflicht habe. Am Schluſſe dann heißt es: „Würdigen Sie Sich, Sir! Alles von Gott erhaltene Anſehen dahin zu verwenden, daß dem

Muth=

Muthwillen gedachten gottloſen Schriftſtellers Einhalt gethan werde. Würdigen Sie Sich vermittelſt Ihrer Geſetze die Strafurtheile zu unterſtützen, welche wir im Namen Gottes und der Kirche über ihn ausgeſprochen haben. Das Wohl der Religion und des Reiches fordern es. Wir reichen die Bitte nicht nur als Oberhirten dar, die verbunden ſind, die heilige Stadt zu vertheidigen; wir thun es auch als Glieder des Staates, von dem wir die Ehre haben, den erſten Stand vorzuſtellen, und deſſen Erhaltung, deſſen Flor uns aus mehrern Gründen am Herzen liegt. Der Eifer frommer Fürſten bleibt auch in dieſem Leben niemals unbelohnt. Die Ehrfurcht, welche ſie dem Herrn verſchaffen, muß zugleich Ihr Anſehen, Ihr Wohl, den Frieden Ihrer Länder und Reiche, die Ruhe und Ergebenheit Ihrer Unterthanen verſichern."

So wie eben dieſes vorzüglich gottloſe Werk, das da die Geiſtlichkeit von Frankreich namentlich brandmarkte, waren bereits auch die Reden und Schriften aller übrigen Woltärſchen, Ruſſoſchen und ökonomiſtiſchen Philoſophen; voll der giftigſten Wuth ſowohl gegen die bürgerlichen Staatsverfaſſungen, als gegen die Kirche, und dieſes ihr Gift und dieſe ihre Wuth ließen ſie jetzt mit jedem Tage mehr aus; laut ſchrieen ſie mündlich und ſchriftlich ineinemfort den Völkern in die Ohren: „Die Monarchen ſind unfähig zu allem; unfähig, die Tugend zu kennen, zu lieben und zu belohnen; ihre Wiſſenſchaft iſt, zu Gunſten der Geſetze ungerecht zu ſeyn; ihre Kunſt beſteht darinn, die Erde zu unterdrücken; ſie ſind an einem beſtimmten Orte immer ſitzende Barbaren, wilde Thiere, für welche diejenigen, die das Vaterland vertheidigen, die Tollheit haben, ſich umbringen zu laſſen; ſie ſind es perſönlich, die man ſtrafen muß, und nicht die Truppen, welche die Felder verheeren; jeder andere, welchen das Volk auf den Thron zu ſetzen beliebt, beſitzt ihn mit viel gerechtern Anſprüchen, als derjenige, der ihn durch das Recht ſeiner Geburt beſitzt; jeder Monarch, der vermeint,

Niemanden als Gott Rechenſchaft ſeines Verhaltens geben zu dürfen, ſpeit Läſterungen gegen Gott und Menſchen aus; er entbindet auf der Stelle ſeine Unterthanen von dem Eide der Treue, oder giebt ihnen vielmehr die Waffen gegen ſich ſelbſt in die Hand; der König iſt nichts anderes, als der erſte beſoldete Diener der Nazion; es iſt auch daher natürlich recht, denjenigen, den wir bezahlen, und der uns ſchlecht dient, wegzujagen." Auch wie dieſes zu Stande gebracht werden könne und müſſe, ſagten ſie, und gaben deutlich dazu die allein geeigneten Mittel an: „In gewiſſen Staatsverfaſſungen", ſo lärmten ſie in ihren Reden und Schriften, „iſt manchesmal ein gewiſſes Mittel unumgänglich nothwendig, das zwar ſchrecklich und blutig, aber auch zuverläßig das Signal zur Freiheit iſt, und dieß iſt: „bürgerlicher Krieg"; wenn das Uebel ohne Hilfe, oder auf ſeinen höchſten Punkt gekommen iſt, ſo muß man entweder die Ungeheuer erwürgen, die das Mark des armen Volkes freſſen, oder wenn das Glück der Gewalt nicht günſtig iſt, muß man es doch ſo machen, daß man nicht ungerächet ſtirbt; man muß wie Verzweifelnde fechten; man muß den Urhebern ſeiner Leiden den Sieg nicht anders laſſen, als auf Koſten ihres Blutes und ihrer Thränen."

Um alle, auch die etwa noch Gewiſſenhaftere unter den Volksklaſſen, und um alles etwa noch obwaltende Menſchengefühl zu überſchreien und zu unterdrücken, ſetzten dieſe Rebellen ihren Aufforderungen zur Empörung immer auch noch ihre gar rechtlich ſcheinen ſollende Gründe bei; ſie ſagten immer wieder, und ſchrieben: „Das Volk, das Volk eigentlich iſt der natürliche und allein wahre höchſte Gewalthaber; das Volk beſitzt die Gewalt von allem dem, was es ſeinen Suwränen, ſeinen Geſetzgebern, ſeinen Obrigkeiten, ſeinen Repräſentanten einräumt, wenn ſeine Vortheile ſo mit ſich bringen; es kann die Regierungsverfaſſung ändern, und die Gewalt, die es ſeinen Schefs, über welche es immer die höchſte und unveräuſſerliche Autorität behält,

ver-

verliehen hat, einſchränken und ausdehnen, wie es ihm beliebt.“ Nicht aus Gottes Gnaden, ſondern allein aus des Volks Gnaden ſind alſo, nach den Grundſätzen dieſer Philoſophen, die Könige und Fürſten, was ſie ſind — und wie lange ſie es ſeyn ſollen, das hängt auch lediglich von der Willkühr des Volkes ab. Daß ſie es aber auch nach den Abſichten dieſer Philoſophen nicht lange mehr ſeyn ſollten, ſondern das Volk raſch zugreifen, ſeine ihm entriſſene Rechte wieder erobern, und ſich frei machen ſollte, das lag offenbar in ihren Grundſätzen, welche die Regenten als Uſurpatörs oder Kerkermeiſter darſtellten, und gegen welche ſie immer noch mehr Wuth unter das Volk zu bringen ſuchten. „Alle jene, welche die Völker beherrſchen“, ſagten ſie laut und geradezu, „ſind eben ſo viele Tyrannen. — Man befreie ſich von den Tyrannen. — Man befreit ſich von der Unterdrückung eines Tyrannen entweder durch ſeine Verjagung oder durch ſeinen Tod. Ein Tyrann iſt ein Ungeheuer mit nur einem Kopfe, den man mit einem Hieb abſchlagen kann.“ Eine ſolche Sprache führten die Weiſen, die ſich für Stützen der Thronen ausgaben, und die Jeſuiten anklagten, den Königsmord gelehrt zu haben, und überhaupt die Geiſtlichen als Feinde der Könige zu verſchreien ſuchten! „Die Könige“, ſo ſchrieb eben derſelbe weltweiſe, höllenſchwarze und teufliſch raſende Schriftſteller, „die Könige ſind Tiger, die nichts ſonſt als Völker freſſen! So lange man nicht einen ſchlechten Regenten mit eben ſo wenig Formalität behandelt, als ſonſt einen Miſſethäter, ſo lange kennt das Volk ſeine Rechte nicht. — Ich werde immer um die Freiheit der Nazionen bekümmert ſeyn, wenn die Schutzwehre, die ſie deckt, nicht mit Lanzen, Schwertern und Bajonetten verſehen iſt, welche auf die Bruſt oder auf den Kopf des Deſpoten gerichtet ſind. Laßt uns zuſammentreten, laßt uns damit den Anfang machen, daß wir uns unabhängig erklären! Laßt uns eilen! Nur den Muth, frei zu ſeyn, dürfen wir haben, und wir ſind es! Man ſpreche nur vor den Nazionen

das verhaßte Wort „Tyrannei" aus, und alle Nazionen werden erwachen, werden aufſtehen!"

Nicht minder wüthend und raſend war auch der Aufruf, mit welchem eben jetzt im Jahre Chriſti 1771 Merſiä, ein Schüler des Ruſſo, alle Völker der Erde zur Rebellion aufforderte. „Wie wunderlich und beweinenswürdig", ſagt er, „iſt die Verfaſſung unſerer politiſchen Welt! Acht bis zehn gekrönte Häupter führen das menſchliche Geſchlecht an der Kette. Europa ſollte nur einen einzigen Staat ausmachen, und ich wage den Wunſch, daß es ſich unter einer einzigen Regierung vereinige." (Er meynte damit, wie er ſich ſchon früher erklärt hatte, alle Völker der Erde ſollten nur ein Volk, eine Republik, einen Freiſtaat ausmachen.) „Es bedarf", rief er dann ferners, „es bedarf nur einer ſtarken Stimme, um das Volk aus ſeinem Schlummer zu wecken. Wenn die Unterdrückung über unſern Häuptern donnert, ſo liegt die Schuld blos an unſrer Schwachheit. Die Freiheit und das Glück gehören dem, der den Muth hat, ſie zu erringen. Alles iſt Revoluzion in dieſer Welt. Menſch! wähle alſo, wenn du noch wählen kannſt, ob du glücklich oder unglücklich ſeyn willſt; fürchte die Tyrannei, verabſcheue die Sklaverei, bewaffne deinen Arm, ſtirb, oder — werde frei."

Am Seelenheil der Bewohner Deutſchlands, an einer allgemeinen daſelbſt zu bewirkenden Bekehrung arbeitete in dieſem Jahre Chriſti 1771 der Herr ſelbſt durch eine väterlich-liebvoll-ſtrafende Heimſuchung, durch eine allen, die ſie zu ihrem Heile benützen möchten, heilſam werden wollende Landplage. In Deutſchland nahm um dieſe Zeit Theurung und Hungersnoth ſo überhand, daß man etliche Millionen Gulden in andere Länder ſchicken, und um den höchſten Preis Getreid einkaufen mußte, Viele tauſend Arme mußten ſchmachten, und eine Art von einer Seuche, die eine Folge der Hungersnoth war, und das faule Fieber genannt ward, raubte einer großen Anzahl Menſchen das Leben.

Pabſt

Pabſt Clemens der XIV. beeiferte ſich in deſſen Mißbräuche, und Aergerniſſe zu heben, und durch manche heilſame Verordnung ſeiner ihm anvertrauten Heerde nützlich zu ſeyn; ſo ſchonend, und leicht verſöhnlich er ſonſt in jeder Hinſicht war, ſo unerbittlich und ſtrenge hielt er auf Kirchen-Zucht und Ordnung; durchaus geſtattete er nicht, daß ein Geiſtlicher je mehrere Pfründen zu gleicher Zeit haben ſoll; alle auch noch ſo dringende Geſuche dieſer Art, welche eben jetzt im Jahre Chriſti 1771 an ihn kamen, wurden ohne weiters geradezu abgewieſen. Pabſt Clemens der XIV. verminderte auch in eben dieſem Jahre, durch dringende Anſuchen dazu bewogen die Anzahl gebothener Feſttage für die öſterreichiſchen Staaten; bald hernach auch für die Provinzen von Venedig. Zu gleicher Zeit hob er auch die bisher an abgeſchafften Feyertagen beobachtete Verbindlichkeit, dem heiligſten Meßopfer beyzuwohnen, auf. Den Mißbräuchen des Aſyls ſuchte er zu ſteuern. Willfährig geſtattete er dem Großherzoge von Florenz, daß er die Aſylanten im Namen der Kirchenvorſteher verhaften, und ſohin durch weltliche Beamten fragen, und verurtheilen könne; er ſelbſt ließ im Jahre Chriſti 1771 einen Mörder, der von den Schergen vom Altar weggeriſſen worden war, dem Blutgerichte überlieferen, und ſtrenge nach den Geſetzen verurtheilen. Mit größter Strenge verboth in eben dieſem Jahre Pabſt Clemens der XIV. die unehrbaren Kleidungen, mit welchen eine Zeither einige Frauenzimmer in dem Gotteshauſe ſich ſehen ließen. Uebrigens bemühete er ſich nebenbey immer, ſo viel es ihm möglich war, mit auswärtigen Höfen, und Mächten in Frieden, und Eintracht zu leben; er fand jetzt auch Gelegenheit mit Spanien engere Freundſchaft zu ſtiften. Von Freyem trug er ſich im Jahre Chriſti 1771, als die Prinzeſſin von Aſturien mit einem Sohne entbunden ward, zum Taufpathen an, ſchickte geweihte Windeln durch den Prälaten Doria nach Madrit, und ließ eine Denkmünze auf dieſe Begebenheit ſchlagen. Hiegegen geſtattete der gerührte Karl der III. die Wiedererrichtung

richtung einer päbſtlichen Geſandtſchaft zu Madrit, und beordnete wieder auch für Rom einen Geſandten.

Noch immer glänzte im Reiche Gottes das ſchöne Licht Ludwig Delamott, der noch immer eifervolle Biſchof von Amian; er hatte bereits das 90. Jahr ſeines verdienſtvollen, heiligen Lebens erreichet; immer noch hielt dieſe ſtarke Seele aus unter der Laſt der Arbeit in einen ſo großen Bisthume; endlich jetzt im Jahre Chriſti 1772 bath er in einer dringenden Vorſtellung (in welcher er aber gewiſſensängſtig bemerkte: „daß das was er jetzt thue als entkräfteter Greis den jüngern Biſchöfen kein Aergerniß ſeyn könne") um einen Coadjutor. (Amtsgehilfen) Er hatte ſich dazu den frommen Prieſter Maſchohl auserſehen; in dieſem hatte er ſchon lange Zeit ſeinen Nachfolger vor Augen, und auch immer ſchon ihn dazu zu bilden geſucht. Der König von Frankreich Ludwig der XV. billigte dieſe Auswahl ohne Anſtand, und äußerte ſein Wohlgefallen hierüber mit dieſen Worten gegen die Prinzeſſinn Eliſabeth: „So müſſen alſo in Amian immerfort Heilige als Biſchöfe ſeyn! Den vortrefflichen Biſchof Sabbathid lernte ich in meinen jüngern Jahren, beym Anlaſſe meiner Salbung zum Könige kennen, wobey derſelbe die Stelle eines Subdiakonus vertreten hatte. Ludwig de la Mott iſt als ein Heiliger allgemein bekannt und deſſen Nachfolger wird es nicht minder ſeyn." Nur wiederholte Befehle konnten endlich die Demuth des neuen Coadjutors beſiegen, dieſe Würde anzunehmen, vor welcher derſelbe durch das Beyſpiel des Dieners Gottes, als vor einer fürchterlichen Bürde zu zittern, ſtets gelernet hatte; und die man niemal würdiger übernimmt, als wenn man ſich dieſelbe mit Demuth und Furcht aufladen läßt. Die ſo glückliche Beendigung dieſes Geſchäftes hat nicht nur den tugendhaften Greiſen mit der lebhafteſten Freude erfüllet, ſondern ihm auch die Dankbarkeit des ganzen Biſtums erworben. „Ich habe das Zutrauen, lieſt man in einem ſeiner damaligen Briefe, Gott werde meine getroffene Auswahl eines Nachfolgers gnädig anſehen. Gewiß wird mir hierüber mein Gewiſſen auf mei-

nem Sterbbette keinen Vorwurf machen; denn ich hinterlaſſe meiner Heerde einen Hirten, der hundertmal beſſer iſt, als der war, der ſie ohnehin bald verlaſſen muß." Der heilige Biſchof ertheilte dieſem heiligen Prieſter dann noch in dieſem Jahre Chriſti 1772 die biſchöfliche Weihe und lebte nun mit dieſem ſeinem Nachfolger, wie ein Vater mit ſeinem zärtlich geliebten Sohne. Man ſagte allgemein, die beyden Hirten ſeyen durch das Band der Liebe nur ein einziger Biſchof, zugleich gelte aber ein jeder derſelben durch ſeinen Eifer für zween Biſchöfe. Alles war ihnen gemeinſchaftlich — Einſichten, Arbeiten, Güter, und die letzten blieben, wie vorhin, eine Hilfsquelle der Armen. Einer, wie der andere lebte bloß für Heiligmachung der Heerde, und gewiß der Greiſe von 90 Jahren ſtritt in der raſtloſen Arbeitſamkeit noch mit ſeinem jungen Coadjutor um die Wette. Zu Jedermanns Erſtaunen noch ſo lebhaft und thätig, als vor dreyßig Jahren, ſtand der Greiſe immerfort täglich um vier Uhr des Morgens auf, entrichtete ſein heiliges Meßopfer, und war nach ſeiner angewöhnten Ordnung mit Gebethe und Hirtenpflichten von höchſter Frühe, bis in die Nacht beſchäftiget. Sogar in ſeiner Mäßigkeit an dem Tiſche, und in der Strengheit ſeines Faſtens wurde nichts gemildert, kurz der Eifer ſeiner Berufstreue und Frömmigkeit ſchienen vielmehr zu wachſen, als mit den Leibeskräften abzunehmen. Auch noch verſchiedene Reiſen durch das Biſtum machte der unermüdete Mann, um bald da, bald dort den Bedürfniſſen des Volkes beyzuſpringen, oder nützliche Anſtalten anzuordnen. An dem Feſte der Heiligſprechung der Wittwe Franziska Schantal von Gremio hielt er voll Eifer, und Leben eine ungemein erbauliche Ehrenrede. Er ordnete noch an zweyen Orten ſeines Biſthumes eine ſehr mühſame Miſſion, oder Bekehrungs- und Geiſteserweckungs-Anſtalt an. Die ewige Anbethung des heiligſten Altars-Sakramentes führte er in allen Pfarreyen ſeines Biſthumes ein. Und ſo war er noch immer für alles beſorgt, und thätig in allem.

In dieſem Jahre Chriſti 1772 wurde neuerdings wieder gemacht, und gekünſtelt, und gehäuſelt an einer ſogenannten Union, an einer Vereinigung des Irrthumes mit der Wahrheit, der Irrgläubigen mit den Rechtgläubigen; allein da man wieder von Seite der Ketzer nichts wollte, als daß die Wahrheit aufhören, und alle Rechtgläubigen verſchwinden ſollten, um einmal nur einen Irrthum, und nur eine Klaſſe Irrgläubige zu haben; ſo waren auch dieſe dießjährige Unions-Entwürfe, und Pläne, die man jetzt herdachte, und herbließ, wieder nichts als ſchön vor Augen ſchwebende, aber plötzlich von ſelbſt zerplatzende Seifenblaſen. Immer fand man ſich am Ende wieder getäuſcht.

Von den eifervollen Bemühungen des Cardinals Carl Viktor, des Erzbiſchofs von Nikoſia, welcher voriges Jahr ſchon mit einem proteſtantiſchen Grafen von Turán einer ſolchen Union wegen ſich in Unterhandlungen einließ, verſprach man ſich ſehr viel. Der Graf gab auf der Stelle dem Abt Jeruſalem den Auftrag, einen ſchicklichen Unionsplan zu entwerfen. Dieſes Werk erſchien nun in dieſem Jahre Chriſti 1772 unter dem Titel: „Bedenken von der Kirchenvereinigung:“ worinn die Union zwar als ſchlechterdings möglich, für die gegenwärtigen Zeitumſtände aber als äuſſerſt ſchwer geſchildert wird. „So wie dermals, ſagt der Abt, die Lage der Welt iſt, ſcheint der glückliche Zeitpunkt einer Union noch nicht vorhanden zu ſeyn. — Unter den Artikeln, die aller Vereinigung jetzt noch widerſtehen, bedenke man nur die Lehre von der Wandlung im Meßopfer.“ Der Verfaſſer dieſer Schrift jammert dann über noch mehrere katholiſche Glaubenslehren, die er Zuſätze nennt und ſagt: „Es iſt die Frage, ob dieſe *Additamenta* für die Proteſtanten nicht ſo bedenklich ſeyn, daß ſie dieſelbe für göttliche, unentbehrliche Wahrheiten nicht annehmen können, ohne ihr Gewiſſen auf die ſträflichſte Art zu verletzen. Eine allgemein ſeyn ſollende Religion kann in ihren Lehren, Geſetzen und Gebräuchen nicht ſimpel genug ſeyn. Die Simplizität, hat die katholiſche Kirche nicht.

So

So lange der Kirchenrath von Trient gilt, oder vielmehr, ſo lange die römiſche Kirche ihr ganzes Syſtem nicht aufgiebt, ſind alle Bemühungen vergebens.“

Immer noch und unaufhörlich wurde Pabſt Clemens der XIV. wie belagert, und oftmals beſtürmet durch Zudringlichkeiten in ihn, die Geſellſchaft Jeſu endlich doch einmal ganz aufzuheben; die großen, und ſelbſt an den Höfen mächtigen Philoſophen wurden mit jedem Tag ungeſtümmer in ihren Forderungen. Pabſt Clemens der XIV. konnte nicht mehr wohl länger zögern, verſchieben, und mit bloßen Verſprechungen hinhalten; er mußte einmal nachgeben, und die Höfe wenigſtens einiger Maaßen befriedigen, und wirklich Schritte thun, die etwas mehr verſprechen zu wollen ſcheinen konnten. Den Anfang machte er mit dem Seminar zu Rom, welches am 17. September dieſes Jahres Chriſti 1772 verſchloſſen und mit Truppen beſetzt wurde. Die Kardinäle Mareſoſchi, York und Caraffa erſchienen und kündigten den Eleven die Entlaſſung an. Der Vorwand war, daß ſich in den Rechnungen des Seminars eine Schuldenmaſſe zu hundert achtzigtauſend Thalern gezeigt hätte. Mit einem ähnlichen Schickſale wurde das Seminar zu Freſcati heimgeſucht. Am 12. November des Jahres Chriſti 1772 erſchien der Kardinal York mit der Vollmacht, dieſe Stiftung aufzuheben, und die Einkünfte mit der biſchöflichen Pflanzſchule in Freſcati zu vereinigen. Dergleichen Pflanzſchulen einer eifrigen Weltgeiſtlichkeit wurden ohnehin eben jetzt mehr als vorhin begünſtiget; man fand ſolche Anſtalten jetzt um ſo nothwendiger, da, was man wohl ſah, die Ordensſtände nirgends mehr rechtes Aufkommen fanden, an vielen Orten bereits zerſtöret waren, und vorzüglich da jetzt die Jeſuiten ſo barbariſch verfolgt wurden. Man ſah auch bereits die erwünſchteſte Gewinnſte und Vortheile, als geſegnete Früchte ſolcher Bemühungen und biſchöflicher Anſtalten im Reiche Gottes hervorkommen. In den meiſten katholiſchen Ländern, beſonders in Sprengeln, welche mit eigenen Bildungsanſtalten verſehen waren, zeichneten ſich

die Geiſtlichen durch gute Aufführung, durch alle jene Eigenſchaften aus, welche von dem heiligen Berufe eines Dieners der Kirche niemal getrennt ſeyn ſollten.

Hieronymus der Erzbiſchof von Salzburg war eben jetzt im Jahre Chriſti 1773 eifrigſt daran, ein ſolches Erziehungshaus für ſeine Geiſtlichkeit in Salzburg ſelbſt zu errichten. Joſeph der Biſchof von Paſſau war ihm hierin voriges Jahr mit ſeinem Beyſpiel vorausgegangen. Selbſt in Frankreich erhielten ſich die daſelbſt ſchon ſeit vielen Jahren geſtiftete Prieſterhäuſer dieſer Art bisher noch immer in ihrem blühenden Zuſtande. Auch jene Pflanzſchulen, welche in Franken, in Fulda, in Mainz, und in andern deutſchen Provinzen vor geraumer Zeit errichtet worden waren, behaupteten den guten Ruf, welchen ſie ſich vorlängſt erworben hatten. Sogar in den entfernteſten Gegenden fieng man nun an, die Zöglinge des Prieſterſtandes in eigenen Erziehungshäuſern zu bilden. So wurden in Pecking, in Kanton, in andern Städten des chineſiſchen Reiches ordentliche Seminarien angelegt, in welchen eingebohrne Jünglinge für den Beruf eines Prieſters erzogen wurden. Aehnliche Maaßregeln traf man auch in verſchiedenen Provinzen von Amerika, damit auch in dieſem Erdtheile ein hinlänglicher Vorrath von tüchtigen Seelenhirten und Miſſionären, Landes-Apoſtel für allzeit erzielet werden möchte.

Von China trafen aber eben jetzt auch traurige, oder freudige Nachrichten ein, wie man ſie nennen mag; es konnten daſelbſt wieder Marterkronen errungen, Siegespalmen erkämpfet werden. Eben in dieſem Jahre Chriſti 1773 wurden zween Glaubens-Prediger, und große Glaubens-Helden enthauptet: Pater Hyazinthus Caſtanada, ein Spanier, am 10. July, und Pater Vinzenzius a Pace, ein Tonquineſer, am 7. November. Den herrlichen Martertod beyder Helden berichtete Jakob, Biſchof von Hierozäſarea, nach Rom.

Auch in Frankreich wüthete dieſelbe recht teufliſch boshafte, und argliſtige, und gewaltſame Verfolgung der Chriſten, und des Chriſtenthumes noch immer, auch in

in dieſem Jahre Chriſti 1773 recht raſend fort; nur war ſie nicht blutig; ſie war mehr julianiſch; ſie gieng nicht auf blutige Hinrichtungen mit Schwert und Feuer aus; ſondern auf Seelen-Mord, auf Zerſtörungen alles geiſtigen Lebens, auf Hinrichtung aller Unſchulden, auf Verführung unſterblicher Seelen. Und dieſe Verführer, dieſe Seelen-Mörder, dieſe brüllende Löwen, dieſe Teufel in Menſchengeſtalten, oder, wie ſie ſich nannten, dieſe Philoſophen hatten jetzt ſchon bereits leicht machen; ſie konnten Unheil ſtiften, wie ſie wollten; denn meiſtens die Größten, die Mächtigſten im Reiche, in den Gerichtshöfen ſo wohl, als am Hofe des Königs, ſolche, welche vermög ihres Amtes, und ihres Standes die heiligſten Pflichten hatten, eifrig, und ganz gegen ſie zu ſeyn, und gerade dieſe waren ganz für ſie, und aus ihrer Mitte, verhinderten, oder zerſtörten ſomit ſelbſt alles Gute, und beförderten dafür nach Kräften alles Verderben, und Unheil; die geſammte Hölle war jetzt auf, und in voller Thätigkeit, und konnte ungehindert umherwirken; nichts Gutes, und kein Guter konnte mehr aufkommen, und Fortgang finden; nur das Laſter, und die Laſterhaften kamen empor, und wurden begünſtiget, und allenthalben hervorgezogen. Unter dieſen Mitverſchwornen des Satans fand ſich eine gewiße Anzahl, die gelehrt zu ſeyn vorgaben, und ausposaunten, daß nur ſie die Quinteſſenz der Wiſſenſchaften, das wahre Arkanum der Litteratur ausſchließlich beſitzen. Dieſe Adepten machten Anſpruch auf die erſten Sitze und Ehrenſtellen in der Republik der Gelehrſamkeit, vorzüglich wollten ſie auf der gelehrten Bank zu Paris den Ton angeben, und Meiſter ſpielen. Wirklich brachte es der Bund dahin, daß dieſe berühmte Schule groſſentheils mit Bundesgenoſſen beſtellet wurde. Bisher konnte niemand als ein Katholik und ein Mann von unbeſcholtnem Wandel in die Akademie zu Paris aufgenommen werden; jetzt war es umgekehret; durch Schoaſöls Empfehlung wurden Woltär, Dalembert, Didero, Helvezius, kurz gerade die geſchwornſten Chriſtushaſſer, und Religions-Feinde dieſer Akademie einverleibet; und

ſeitdem wars beſchloſſen, Niemand mehr als Bundesge⸗noſſene, und Mitverſchworne dahin zu laſſen. Von dieſen neuen Akademikern wurden nun alle gründlich Gelehrte, die mit den Wiſſenſchaften auch Gottesfurcht verbunden, und noch Glauben, und Religion hatten, als Dummköpfe ausgeſchrieen, verächtlich gemacht, ihre vortrefflichſten Werke in übeln Ruf gebracht, oder gar unterdrückt. Der junge König Ludwig der XVI., er mochte ſeyn, wie er wollte, konnte beynahe nichts mehr gegen den ſchon zu reiſſenden Strom; ſo, wie er allenthalben mit Menſchen umgeben, die entweder Gönner und Beſchützer, oder gar Mitverſchworne der Philoſophen waren, würde es auch wohl dem größten Monarchen, wenn er nicht Gottes Allwiſſenheit, Allgegenwart und Allmacht beſeſſen hätte, ſehr ſchwer, wo nicht gar unmöglich geweſen ſeyn, den Attentaten der philoſophiſchen Verſchwörung Grenzen zu ſetzen, und ihre Plane zu zerſtören. „Ich weiß nicht, ſchrieb Woltär am 3. Auguſt dieſes Jahrs Chriſti 1773 beym Anfange der Regierung Ludwigs des XVI. an Friedrich den II., ob unſer junge König in Ihre Fußſtapfen treten wird; aber das weiß ich, daß er bis auf einen, der das Unglück hat, andächtig zu ſeyn, lauter Philoſophen zu Miniſtern hat. Unter dieſen verdient Türgot mit Ew. Majeſtät zu reden. Die Prieſter ſind in Verzweiflung. Sehen Sie da den Anfang einer großen Revoluzion!“

Es waren aber nicht nur Männer des höchſten Standes und die angeſehenſten Standesperſonen, unter welchen dieſe Sophiſten ſo viele Proſelyten ſammelten, und von welchen ſie ſo mächtig unterſtützt wurden; ſondern ſie machten ſich auch an die Weiber, und das mit nicht geringerm Erfolge und Vortheil. Eine Menge Damen aus den höhern Ständen, welche die Luſt anwandelte, mit dem Philoſophismus Geiſtesunzucht zu treiben, begaben ſich in das philoſophiſche Lupanar, und wurden immer gar bald in jeder Hinſicht wirkſame, und wichtige Verführungs⸗Werkzeuge. Es war auch von den Philoſophen ſehr wohl und klug überdacht, wenn ſie unter den Weibern recht viele Proſelyten zu machen ſuchten. Sie

kannten

kannten den Charakter ihrer Nazion, bei welcher immer durch das ſogenannte ſchöne Geſchlecht ſehr viel ausgerichtet werden konnte, und man weiß ja, welchen großen Antheil ſie unter den Regierungen Ludwigs d. XIV. und Ludwigs des XV. an der Staatsverwaltung hatten. Dieſen Einfluß behaupteten ſie auch anderſeitig, und was man bei den Miniſtern ſelbſt nicht erlangen konnte, erlangte man gewiß durch ihre Mätreſſen. Auch kannten ſie den Charakter der Weiber, und wußten recht gut, was ſie von denſelben ſich verſprechen durften, wenn ſie einmal für den Philoſophismus eingenommen waren. „Ihre reizbare Einbildungskraft", nach dem Urtheil dieſer Philoſophen ſelbſt, „ergreift alles, was man ihr vorhält; ihr Enthuſiasmus iſt lebhafter; ſie ſprechen und predigen mit Dreiſtigkeit, weil ſie von allem feſt überzeugt ſind; ſie laſſen es ſich angelegen ſeyn, Proſelyten zu machen, und machen Betrügereien, Lügen und Irrthümer bekannt, ohne roth zu werden. Dieß haben ſich die falſchgläubigen Prieſter zu Nutzen zu machen gewußt; — die meiſten Ketzer haben ſich dieſes Mittels bedient, und es hat gute Wirkung gethan. Dieß iſt der Grund, warum die Weiber in der Geſchichte der Spaltungen der Kirche meiſtens eine ſo große Rolle ſpielen." Dieſe dem Philoſophismus gewonnenen Weiber leiſteten auch bei mehrern Gelegenheiten den Philoſophen die trefflichſten Dienſte, und vergalten ihnen reichlich die kleine Mühe, die ſie ſich mit ihrer Anwerbung gegeben hatten.

Nicht nur in Frankreich, als der eigentlichen Wiege des Philoſophismus, ſuchten dieſe Sophiſten unter den Großen, Miniſtern und Weibern ſo viele Adepten zu ſammeln, als immer möglich war, und nicht nur hier wurden ſie von denſelben mächtig unterſtützt; ſondern da ihre Abſicht nichts Geringeres war, als die ganze Welt umzukehren, geſchahe ſolches auch in andern Ländern. Zwar verachteten die Philoſophen eben dieſe Fürſten und Großen, zu welchen ſie ſich ſo hinzudringten, tief; ſie hatten nichts Wenigers, als ihren

gänz=

gänzlichen Untergang geſchworen, und machten ſich ſo-
wohl unter ſich, als auch wo ſie nur ſonſt konnten,
über ſie luſtig. Allein als Mittel zu ihrem Zweck wa-
ren ſie ihnen für jetzt noch weſentlich nothwendig, und
alſo auch gut genug; deßwegen bewarben ſie ſich ſo ſehr,
ihrer recht viele ins Netz zu ziehen, und vor allem die
Großen zu fangen; es war ihnen zwar mehr noch a
den Kleinen, am gemeinen Volke gelegen; denn ſie
wußten gar gut, daß ſie zu ihrem großen Werke, wel-
ches ſie allein beabſichtigten, nemlich die Throne nie-
derzureiſſen, die Altäre zu zerſtören, die Könige und
die Prieſter zu ſchlachten, Aufruhr und Anarchie allge-
mein zu machen, der Pöbelfäuſte allerdings bedurften.
Aber vor der Hand bedurften ſie der Großen zu ihrer
Sicherheit und Strafloſigkeit, um unter dem Schatten
ihrer Flügel die Völker ungehindert mit ihren Grund-
ſätzen vergiften zu können, und dann ſowohl ſich ſelbſt
dadurch zu heben, daß die Großen und Vornehmen,
die man nun einmal ſchon für die Einſichtsvollern hält,
zu ihnen traten, ſie bewunderten und verehrten, als auch
vermittelſt ſolcher großen Beiſpiele immer mehr Anhän-
ger zu machen, und ihre Gegner zu unterdrücken.

In tiefſter Wehmuth, und mit innigſtem Schmer-
zen ſahen fromme, eifrige Biſchöfe und Prieſter hin in
dieſen Greuel der Verwüſtung, in dieſe ſchreckliche Ge-
genwart und Umgebungen, und in die noch ſchreckvollere
Zukunft; und weil ſie nicht vieles mehr thun konnten,
ſo thaten ſie mit doppelter Anſtrengung das wenige,
was ſie noch thun konnten. In eben dieſem Jahre Chri-
ſti 1773 im 91. Jahre ſeines Lebens ſammelte der ehr-
würdige Greis, Ludwig Delamott, der heilige Biſchof
von Amian, noch einmal die letzten Kräfte ſeines ſo ho-
hen Alters, um in der Stadt Amian eine nochmalige
Miſſion recht feierlich zu halten. Durch einen äuſſerſt
rührenden Hirtenbrief erſuchte er ſeine geliebte Heerde,
recht fleißig dabei zu erſcheinen; er eröffnete dann die
Andachts- und Geiſtes-Uebungen mit einer Bußprozeſſi-
on, und genoß dabei die Freude, von ſeinem frommen

und

und eifrigen Coadjutor, und von mehrern andern benachbarten Biſchöfen begleitet zu werden. Für ſeine Predigt hatte er ſich ausgeſucht als Vorſpruch und Einleitung die für ſein graues ehrwürdiges Alter recht paſſende Schriftſtelle: „Kommet, meine Kinder! höret mich, ich will euch die Furcht des Herrn lehren!“ „Denket!“ ſprach er unter andern im Eingang dieſer Rede, „denket an meine zärtliche Liebe gegen euch, und an meine ſo vieljährige Hirtenſorgfalt für euer Seelenheil! O ich darf wohl Gott zum Zeugen nehmen, daß ich, um euch alle ewig ſelig zu machen, Blut und Leben aufzuopfern allzeit bereit war. Mit allem Rechte rufe ich demnach als euer Vater euch allen zu: kommt meine Kinder! ich will euch lehren, wie ihr Gott fürchten ſollet.“ Zuerſt ſagte er ihnen dann, wie ſie Gott nicht fürchten ſollen; und dann rief er auf: „O fürchtet ihn kindlich! Liebet ihn als euern liebenswürdigſten Vater! Schätzet hoch über alles ſeine Gnade! O daß ihr ſie nie verlieret — nie verlieret ſeine zärtliche Liebe durch Geſinnungen und Handlungen, die er verabſcheuet und verbiethet! Kommet mit lebhaftem Eifer zu der vorhabenden heiligen Miſſion. Vor allen ihr ehrwürdigen Diener des Altars! Erbauet durch euer Beyſpiel das übrige Volk eben ſo, wie es ehemals der Erlöſer gethan hatte, als er im Tempel unter den Lehrern ſaß, und ſie aufmerkſam anhörte. Dann ihr obrigkeitlichen Perſonen, kommet und lernet hier Recht und Gerechtigkeit verwalten, die ſchweren Pflichten euers Berufes treu und gewiſſenhaft zu erfüllen! Euch lade ich ein, fromme Seelen! und o wie viele eignen ſich ſelbſt dieſen Ehrennamen zu, die deſſen noch gar nicht würdig ſind! Euch Sünder und Ungebeſſerte! denn wegen euch vornehmlich eröffne ich dieſe heilige Bußzeit, euch, wünſche ich, von dem Irrwege der Sünde und des Verderbens auf den rechten Pfad der Tugend und der Glückſeligkeit, nach dem Beiſpiele Jeſu Chriſti zurückzuführen, welcher einſtens von ſich ſelbſt ſagte: ich bin nicht gekommen, die Gerechten, ſondern die Sünder zu ſuchen. Ihr alle,

die ihr unter dem harten Joche der Sündenknechtſchaft lebet, machet euch jetzt von euern Feſſeln frei, und kehret reumüthig zur Erbarmung des Herrn zurück, welche ſich euch anbiethet! Zu meinem größten Troſte ſind zwar unter den hieſigen Einwohnern viele Frommen; aber leider mangelt es auch nicht an Gottloſen und Lauen in den Pflichten des Chriſtenthumes; zum Beweiſe deſſen muß ich alljährlich ſehen, daß viele nicht einmal zur öſterlichen Zeit die Sakramente der Buße und des Altars empfangen. So zeigen dann dergleichen Unbußfertige, welche eine ſo leichte und wohlthätige Pflicht verachten, daß ſie offenbar der katholiſchen Religion entſagen." Nach dieſem führet der eifrige Bußprediger mehrere Einwendungen mancher Leute an; ſo zum Beyſpiel ſagte er: „Gewiſſe Leute, die ſich ſelbſt für klüger, als andere Menſchen zu ſeyn einbilden, verachten die Miſſionen. Wozu, fragen ſie, dieſe Bußpredigten, wir wiſſen ſchon ohne dieſelben, was wir zu thun haben. Einfältigere, oder Leute von dem gemeinen Pöbel mögen gleichwohl dazu laufen. Freilich, liebe Kinder! wiſſet ihr, was ihr zu thun habt; ihr wiſſet euch nach der Welt zu richten, wißt euch Vergnügungen aller Art zu machen, wißt eure Fleiſches-Gelüſte zu befriedigen, wißt viele Dinge, die aber entweder unnütze, oder nicht ſo nothwendig, oder ſchädlich und ſündhaft ſind; aber vom Einzig-Nothwendigen, vom beſten Theile, von den wichtigſten Wahrheiten und Pflichten des Chriſtenthumes, vergebt mirs, daß ich es ſo aufrichtig ſage, wiſſet ihr eben ſo wenig, und meiſtens noch weniger, als der einfältige gemeine Pöbel. Erforſchet euch nur ſelbſt mit Redlichkeit, ob ihr wohl euch das Wichtigſte der Religion, die Perſon Jeſu Chriſti, ſeine göttliche Würde, ſeine Tugendbeiſpiele, ſeine Lehre und Geſetze, die Abſicht und Wohlthat ſeiner Menſchwerdung und Erlöſung kennet, wie es der wahre Chriſt kennen ſoll." Auch wurden dann redend eingeführet jene Leute, die ſagen: „daß ſie nicht Zeit haben; ſie müſſen arbeiten, ihr Hausweſen beſorgen, ihr Brod verdienen; ſie können

nen nicht den Andachten nachlaufen, und ſoviel bethen.“ Dieſen wurde liebvoll und mitleidig zugerufen: „Begehren wir denn, daß ihr um des Bethens willen erhungern ſollet? Wird denn euer ganzes Hausweſen zu Grunde gehen müſſen, wenn ihr während weniger Tage etwas eifriger und öfters eure Beſſerung und Seligkeit beſorget, als zu andern Zeiten? O trauet doch dem Verſprechen des Sohnes Gottes ein wenig mehr! „Suchet vor allem das Reich Gottes und ſeine Gerechtigkeit, und das Uebrige wird euch dann auch gegeben werden!“ Nein, die Zeit, welche ihr zu ſeinem Dienſte und euerm Fortgange in der chriſtlichen Gerechtigkeit aufopferet, wird gewiß nicht zum Nachtheile eueres Hausweſens verloren ſeyn; ſeine Güte wird euer Gewerb, Geſundheit, Leben und Familie um ſo mehr ſegnen. Wo ſind die Armen und Elenden, die ſich mit Wahrheit beklagen können: Wegen meines Eifers im Dienſte Gottes, wegen der Sorge für meine Beſſerung und Tugend bin ich elend und arm geworden? Lehret nicht die Erfahrung und die bibliſche Geſchichte, daß Gottes Fürſehung beſonders gnädig über jene Menſchen wache, welche ſich beeifern, fromm zu leben?“ Auf ähnliche Weiſe wurden alle andere Ausreden und Ausflüchten entkräftet und abgewieſen. Nach Beſeitigung aller Hinderniſſe erklärte der heilige Biſchof kurz auch die Art und Weiſe und Gemüthsbeſchaffenheit, wie geeignet man kommen ſoll. Endlich am Schluſſe dieſer Einladungsrede heißt es gar rührend: „So gehorchet dann, liebe Kinder! meiner Einladung! Vergönnet mir am herannahenden Ende meines Lebens, daß ich die Einen von euch reumüthig von dem Irrwege des Laſters und des Verderbens zu dem liebvollen Vater der Erbarmung zurückkehren, und die Andern mit neuem Eifer ihre angefangene Gottſeligkeit fortſetzen ſehen möge. Entſaget alle, und verabſcheuet ein unglückliches Laſterleben; fanget alle an, wahrhafte Chriſten zu ſeyn; liebet und gehorſamet Gott, als ſeine geliebten Söhne und Töchter! Fürchtet doch nur nicht, daß ein frommes Leben ein trauriges Leben

 ſey;

ſey; nein, ihr werdet, glaubet es mir, fröhlicher und glücklicher leben. Nehmet einmal das Joch Jeſu Chriſti auf euch, es iſt ſüß und leicht. Lebet fromm, dann wird auch alle quälende Furcht vor dem Tode in ruhige Erwartung des Uebergangs in das beſſere, ewige Leben ſich verwandeln." Schon dieſe Einladung zu den Bußpredigten war — eine Bußpredigt, rührte bis zu Thränen. Wenn man den kraftloſen Greiſen manchmal kaum mehr verſtehen konnte, ſo wars ſchon genug, ihn reden und predigen zu ſehen, um erweckt und belebt zu werden zum Guten, zum Eifer für die Ehre Gottes, zur Sorge fürs Seelenheil, zur Antretung der Tugendbahn, zur Ergreifung aller Mittel dazu.

Auch andere Biſchöfe und Prieſter eiferten auf ähnliche Weiſe, und arbeiteten mit wahrer Sorglichkeit und Anſtrengung eines guten Hirten an Rettung ihrer Zeitgenoſſen, und ſuchten manchen derſelben noch hinwegzureißen vom Rande des Verderbens, und führten beinebens ſelbſt, wenigſtens der größte Theil derſelben ein frommes, auferbauliches, prieſterliches und apoſtoliſches Leben, ſo, daß ſelbſt die Feinde der Geiſtlichkeit den Geiſtlichen in Frankreich das Lob ſprachen, ſo daß ſelbſt der König von Preußen, Friedrich der II., ihnen Gerechtigkeit widerfahren ließ. Selbſt auch das, was man an der Geiſtlichkeit von Frankreich tadeln wollte, gereichte ihr in der That weit mehr zum Lobe, als zum Tadel. — Standhaftigkeit in der Orthodoxie, Beharrung bei den Grundſätzen, und Einförmigkeit in den Lehren der Religion. „Alle Prieſter in Frankreich", ſagte und ſchrieb ein ſolcher lobſprechender Tadler, „alle führen noch immer einerlei Sprache, einerlei Grundſätze in dem Eifer für Orthodoxie. Eingewurzelt ſind bei ihnen die Ideen einer alleinſeligmachenden Kirche; Ideen von Kirchenautorität, von Concilien, von dem Anſehen des Pabſtes. — Alles getreu nach Habert, Müniä, und ähnlichen Schriftſtellern. — Nach ihrer Art ſind dieſe Prieſter gründliche Theologen; auch ſehr erbauliche Männer. Mit Aengſtlichkeit beobachten ſie die

religiöſen Ceremonien, die vorgeſchriebenen Gebethformeln. Ihre Genauigkeit reicht bis an die Skrupuloſigkeit.“ Dieſem anſcheinenden Spotte folgte am Ende noch die ernſthafte Bemerkung: „daß man dieſe Prieſter wegen ihrer Feſtigkeit in Grundſätzen, wegen Uebereinſtimmung des Kopfes mit dem Herzen, wegen Gleichförmigkeit des Betragens und heroiſcher Standhaftigkeit allerdings ſchätzen müſſe.“ Was aber der größte Ruhm für ſie war, und mehr galt, als alle nur gedenkbare Lobſprüche, war — der Tadel, womit man ſie brandmarken wollte, die Verläumdungen, die Läſterungen, die man unaufhörlich gegen ſie ausſtieß, die raſende Wuth ihrer geſchwornen Feinde gegen ſie; noch immer ſuchten ſie auf alle mögliche Weiſe die geſammte Geiſtlichkeit bei dem Publikum verhaßt und lächerlich zu machen. Keine Tugend, kein Wohlverhalten konnte ſie gegen die Schmäheſucht dieſer Weiſen ſchützen. Selbſt lobwürdige Handlungen, zum Beiſpiel eine patriotiſche Predigt, eine Ermahnung zur Ruhe und zum Gehorſame gegen den Staat, u. ſ. w. wurden den Geiſtlichen übel gedeutet. Als die ehrwürdige Verſammlung der Geiſtlichkeit, die immer des gemeinen Beſtens mit Eifer ſich annahm, neuerdings auch im Jahre Chriſti 1773 den Hof zu Verſaill vor den Gefahren der ſogenannten neuen Philoſophie gewarnt hatte, ſtand Johann von Alembert mit ſeinen Bundesgenoſſen auf, und ſchilderte die Geiſtlichen der Nazion als eben ſo viele Menſchen, die von jeher gewohnt ſind, ſich der Gewalt des Königs entgegen zu ſetzen, und deſſen Anſehen zn beſchränken.

Was Pabſt Clemens der XIV. gegen die Jeſuiten bisher gethan hatte, war den unverſöhnlichen Haſſern, den geſchwornen Feinden derſelben, den erklärten Feinden Gottes und alles Heiligen, und alles Guten noch nicht genug; ſie beſtunden nun einmal darauf; er ſollte die Geſellſchaft ſelbſt aufheben, und den ganzen Orden für allzeit zernichten; man ſieng an zu drohen, und ſeine Lage immer bedenklicher, und ſchreckvoller ihm darzuſtellen;

len; die burbonſchen Höfe wußten ihm bald begreiflich zu machen, daß ohne dieſes Opfer weder die Wiederherſtellung des guten Benehmens zwiſchen ihnen und dem päbſtlichen Stuhle, das er gleich beym Antritte ſeines Pontifikats geſuchet hatte, noch die Zurückgabe der Grafſchaft Avignon, welches Frankreich unter Clemens dem XIII. hatte beſetzen laſſen, und der Herzogthümer Caſtro und Benevent, welche Neapel an ſich gezogen hatte, ſtatt haben werde. Ja man drohete ihm ſogar, daß, wenn er länger zaudere, „man die Briefe bekannt machen würde,“ in welchen er ſich verpflichtet hatte, das Begehren der burbonſchen Höfe die Jeſuiten betreffend zu erfüllen.

Solche Drohungen wirkten endlich. Pabſt Clemens der XIV. brachte endlich dem Religionshaß und der Bosheit das ſo lange ſchon, und unaufhörlich verlangte Opfer; er fertigte am 21. July dieſes Jahres Chriſti 1773 das Aufhebungs-Urtheil, erklärte damit die Geſellſchaft Jeſu als aufgelößt, und vertilgte den ſeit ſo vielen Jahren ſo berühmt gewordenen als verdienſtvollen Orden. Der ganzen Aufhebungs-Urkunde ſah man die Verlegenheit wohl an, in welcher ſie abgefaßt worden war; ſie iſt voll mühſam geſuchter Rechtfertigungen, welche wenigſtens zu erkennen geben ſollten, daß man auch große Uebel zuzulaſſen genöthiget werden könne, wenn die ſonſt unausweichliche Uebel, die drohen, noch größer ſcheinen. Im Eingang derſelben wird weitläufig aus der Kirchengeſchichte dargethan, daß der Pabſt von jeher die höchſte Gewalt, Orden zu reformiren oder aufzuheben, ausgeübt habe, ohne ſich in einen ordentlichen Prozeß einzulaſſen, oder Gründe und Gegengründe anzuhören. Dieſe Verfahrungsart wird für die bequemſte erklärt, die Gemüther zu beſänftigen. Alsdenn werden die wider die Geſellſchaft Jeſu ergangenen Beſcheide erzählt; ſie ſind weitläuftig und enthalten alle von dem erſten Entſtehen des Ordens an, bis auf ſpätere Zeiten wider ſie geführte Klagen. Das Geſchrey und die neueren in Spanien, Frankreich und Portugall angebrachten Beſchwerden werden gewiſſermaſſen auch den Beſchuldigungen wider

die

die Jeſuiten beygezählt. „Auf ſolche Art, heißt es, ſcheint ihr ganzes Betragen tadelhaft, und für die Chriſtenheit ſchädlich geweſen zu ſeyn. Alles dieſes habe ſowohl die Entſchließung verſchiedener Fürſten wider ſie, als auch eine ſtrenge Unterſuchung ihres Inſtituts veranlaſſet. Eben dieß ſey auch die Urſache geweſen, daß einige gegen den Orden ſonſt freygebige Fürſten ſich genöthigt geſehen haben, den Orden aus ihrem Staate zu vertreiben. Nach ſolchen weitläufigen Vorausſchickungen folget endlich der Urtheilsſpruch ſelbſt; er beginnet mit den Worten: „Nachdem Wir nun ſo viele und nothwendige Mittel vergebens angewendet haben; ſo heben Wir aus den vorgebrachten wichtigen Beweggründen, und aus andern Urſachen, mit reifer Ueberlegung aus gewiſſer Wiſſenſchaft, und aus der Völle der apoſtoliſchen Macht erwähnte Geſellſchaft auf, unterdrücken ſie" — und ſo weiters. Es wird dann alles umſtändlich beſtimmt, wie ſichs in Zukunft mit den geweßten Mitgliedern dieſer nun aufgelößten Geſellſchaft Jeſu verhalten ſoll. Aus allem wurde es ſomit einleuchtend, daß Pabſt Clemens der XIV. immer noch die beklemmte Geſellſchaft, ſo ſehr man von allen Seiten in ihn drang, ſie zu ſtürzen, vom gänzlichen Sturze ſie zu retten geſucht habe; und das, was er endlich wirklich that, hat er aus wichtigen Beweggründen gethan; hat es, wenn man ſich ſo ausdrücken darf, thun müſſen. Die ungeſtümmen Anträge der burboniſchen Häuſer, ihre Zudringlichkeit, ihre Drohungen waren bedenklicher geworden, als daß man ihrem Begehren, die Geſellſchaft Jeſu aufzulöſen, noch länger hätte widerſtreben können. Die durch Neapel und Frankreich weggenommenen päbſtlichen Ländereyen, und die Gefahr, dieſelbe für allzeit verloren zu geben, war wohl das Geringſte, das hier in Anſchlag kam. Eine förmliche Spaltung, ein Abfall von mächtigen und bevölkerten Königreichen würde allerdings zu befürchten geweſen ſeyn, wenn ſich Pabſt Clemens der XIV. hartnäckiger noch, und noch länger geweigert hätte, in den Willen der Höfe mit einzuſtimmen in einer an ſich nicht weſentlichen Sache. Man

leſe

leſe ſie nur ganz die päbſtliche Aufhebungs-Urkunde; und man wird finden, daß die ſo eben geäuſſerte Behauptung gegründet ſey. Clemens giebt zwar mehrere Urſachen ſeiner Entſchlieſſung an; aber kein Beweggrund ſticht ſo frappant aus den meiſten Paragraphen der Bulle hervor, als dieſer: „Herſtellung des Friedens, und Ausſöhnung mit den Höfen von Burbon.“ Deßwegen wurde auch mit Vollſtreckung dieſes nun einmal gefertigten Urtheilſpruches nicht lange mehr gezögert; ſchon am 16. Auguſt eben dieſes Jahres Chriſti 1773 wurden alle Ordenshäuſer der Jeſuiten in Rom mit korſikaniſchen Soldaten beſetzt. Ihnen folgten die Kardinäle Zelada und Corſini, als Abgeordnete nach, welche ſich die Thore öffnen, und dann die Jeſuiten verſammeln ließen, damit ihnen die Vollmacht und die Aufhebungsbulle vorgeleſen werden möchte. Die geiſtlichen Perſonen der Geſellſchaft Jeſu mußten ſich innerhalb drey Tagen bedenken, ob ſie in Einem Hauſe unter der Aufſicht eines Weltprieſters, beyſammen leben, oder ſich ſäkulariſiren laſſen wollten? Für jeden Fall war ein gewiſſer Jahrgehalt beſtimmt. Aber das Ordenskleid mußte ohne allen Verzug abgelegt werden. Zu gleicher Zeit wurde ein päbſtliches Rundſchreiben an alle Biſchöfe des Kirchenſtaates erlaſſen. Es ward ihnen befohlen, den in ihrem Sprengel lebenden Jeſuiten das Aufhebungsbreve zu verkünden, ſie zur Befolgung der darinn enthaltenen Vorſchriften anzuweiſen, von ihren Gütern Beſitz zu nehmen, und alles das, was immer in dem Breve vorgeſchrieben iſt, genau zu bewerkſtelligen, und in Ausübung zu bringen.

Alſo wurde die Aufhebung der Jeſuiten, zu Rom ſowohl, als in dem Kirchenſtaate, ſehr ruhig und mit ziemlicher Ordnung vollzogen. Die römiſchen Jeſuiten legten gröſtentheils ihre Ordenskleider ab, und begaben ſich entweder zu ihren Familien, oder bezogen andere Wohnungen bey ihren Freunden. Den Ordens-General der Jeſuiten Ridſchi und die Häupter der Provinzen hielt man an, einen Manifeſtazionseid zu ſchwören. Ridſchi wurde am 24. September dieſes Jahres Chriſti 1773

in

in die Engelsburg gebracht. Eben dieſes widerfuhr dem Sekretär Comolli, den Vätern Stefanucci, Beninkaſa, und Coltraro. Jngleichen den Aſſiſtenten von Portugall, Deutſchland, Pohlen, Spanien und Jtalien.

Jn Liſſabon wurden öffentliche Freudenfeſte angeſtellt, um die Kundmachung der Bulle zu feyern. Die Domkirche wurde prächtig beleuchtet; der Dankhymnus unter dem Kanonendonner abgeſungen.

Jn Mailand wurde das Rundſchreiben des Pabſt Clemens des XIV. vermittelſt deſſen er die Aufhebungsbulle den lombardiſchen Biſchöfen mittheilte, als null und nichtig erklärt, und alſo nicht angenommen.

Leopold, der Großherzog von Florenz, übte die höchſte Gewalt in Vollſtreckung der Bulle aus. Er ſah alle Güter der toskaniſchen Kollegien als erledigt, und ſeiner Finanzkammer heimgefallen an, und nahm alle Ordenshäuſer der Jeſuiten in Beſitz. Doch ſchärfte man den großherzoglichen Deputirten ein, Alles mit möglichſter Anſtändigkeit und Freundlichkeit zu vollziehen, und den Jndividuen, in ſoferne ſie ſich nicht widerſetzen, gütig und leutſelig in allem zu begegnen.

Jn Venedig wurde die päbſtliche Verordnung die Jeſuiten betreffend nur unter gewiſſen Beſchränkungen und Bedingungen — angenommen.

Sogar in Frankreich wurde die Suppreſionsurkunde nicht ſo bereitwillig aufgenommen, als man zu Rom erwartet hatte. Beſonders widerſetzten ſich der gänzlichen Aufhebung eines ſo vortrefflichen, und um die Kirche, und den Staat ſo verdienſtvollen Orden die Biſchöfe von Frankreich, die meiſten derſelben behaupteten: „dieſe Aufhebung ſey ſchon deßwegen ungültig, weil Anzeigen vorhanden ſeyen, daß dieſelbe durch Gewalt und Drohung mächtiger Höfe erpreſſet worden iſt.“ Endlich entſchied der königliche Staatsrath die Sache dahin, daß die Publikazion der Bulle, als eine überflüßige Sache gänzlich unterlaſſen werden ſolle, da in Frankreich gegen die Jeſuiten ohnehin alles ſchon geſchehen war, was man geſchehen wiſſen wollte, was geſchehen konnte.

Von

Von nun an wurden die Jeſuiten auch in andern katholiſchen Ländern aufgehoben. So geſchahe es in den öſterreichiſchen Staaten, in Schwaben, in Baiern, in der Pfalz, im Mainziſchen, Trierſchen, Cölniſchen und in andern Gegenden Deutſchlands, und ihre Güter wurden theils zu andern geiſtlichen Stiftungen verwendet, theils fielen ſie in andere Hände.

In Pohlen zauderte man lange, bis man zur Verkündung der Aufhebungsbulle ſchritt. Alsdann ſchrieb man den Vorgeſetzten der Kollegien in einem rührenden Tone; man hielt pathetiſche Reden an die Väter, und bezeigte gar viel Mitleiden. Aber am Ende theilte man die Güter der bedauerten Geſellſchaft, und vergaß, den Individuen einen Jahrgehalt auszuweiſen. Viele Magnaten bereicherten ſich durch das Vermögen des aufgelöſeten Ordens. Der König Stanislaus aber war viel zu ohnmächtig, als daß er dieſe Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten hätte verhindern können.

In der voriges Jahr geſchehenen Theilung von Pohlen bekam Rußland die nördliche Spitze von Litthauen, eine Gegend, worinn ſich Mohilow und Polozki, zwey mit Kollegien der Geſellſchaft Jeſu begabte Städte befinden. Die Kaiſerinn Katharina die II. verboth die Kundmachung der Aufhebungsbulle, ſie verſprach der Geſellſchaft Jeſu in ihrem Staate Schutz, ſie ſtellte die Jeſuiten in den obgedachten zwoen Städten bey dem Schulweſen an, und nahm den Pater Rektor des Kollegiums zu Mohilow in eidliche Pflicht und Verbindung.

Wie indeſſen die Katholiſchen mit einer ſolchen Härte gegen dieſen Orden verfuhren, der ihrer Religion ſo große und weſentliche Dienſte geleiſtet hatte; nahmen Ketzer und Schismatiker, von welchen man es wohl nie erwartet hätte, ſich der verfolgten Jeſuiten an. Woltär hatte den Verdruß, daß ſein Schoßjünger Friedrich der II. (von welchem Dalembert verſichert, daß er „der Jeſuiten wegen der vielen Verrähthereyen, die ſie ihm geſpielt haben ſollten, los zu werden wünſchte“) was ſeine eigne Staaten betraf, ihrer nicht los werden wollte. Er be-

hielt

hielt ſie nicht nur in ſeinen Staaten, und verbot den Biſchöfen, ihnen das päbſtliche Breve bekannt zu machen; ſondern ſchrieb auch einen ihnen ſehr günſtigen Brief an den Abt Colombini, ſeinem Geſchäftsträger in Rom. Friedrich der II. handelte da als kluger Monarch, und nicht als blinder Schüler des Woltärs, dem er hierüber geradezu ſchrieb: „Ich werde meine Jeſuiten als einen koſtbaren Saamen aufbewahren, um mit der Zeit denen davon mittheilen zu können, welche dieſe ſo ſeltne Pflanze bey ſich anzubauen Luſt haben möchten."

Pabſt Clemens der XIV. dachte indeſſen auf Mittel und Wege das Reich Gottes auf Erde einigermaßen ſchadlos zu halten für die in demſelben nun verſchwundene Geſellſchaft Jeſu; er ſorgte, daß andere gute Lehrer, an dem Platze der in Ruhe geſetzten Jeſuiten, angeſtellt würden. Er ſchloß ſich einige Tage ein, entwarf nach eignen Ideen einen Erziehungsplan, vorzüglich für das römiſche Seminar, durchgieng in ſeinen Gedanken alle Weltprieſter und Ordensmänner, und ſtellte die Tauglichſten als Profeſſoren an, damit das Schulweſen ſeinen Gang ungehindert fort gehen möchte. Vor anderen Lehranſtalten bekam die Univerſität zu Ferrara, durch ſeine Bemühungen, einen neuen Glanz. Er beſprach ſich mit der Propaganda, und traf Anſtalten, daß das zeither von Jeſuiten beſorgte Miſſionswerk nicht unterbrochen wurde. Den Gang der öffentlichen Geſchäfte ordnete er ſo vorſichtig, daß man die Verdrängung eines Ordens, der in ſo viele Zweige des Unterrichts und der Erziehung eingeflochten war, nicht ſo auffallend bemerken konnte.

Als Freymaurer that ſich ſeit einigen Jahren in Deutſchland vorzüglich hervor ein Leipziger Kaffee-Schenke, Schrepfer; er zog durch Geiſterzitazionen, welche er für das Geheimniß des Ordens ausgab, Viele an ſich, unter welchen auch Leute aus den erſten Ständen und angeſehene Gelehrte waren. Dieſer ſtarke Geiſt, wie die Helden des Unglaubens ſich nannten, dieſer Freymaurer endete endlich damit, daß er jetzt im Jahre Chriſti 1774 im Roſenthale bey Leipzig — ſich ſelbſt erſchoß.

Ein Pfarrangehöriger des Städtchens Walroa, des Bisthums Amian in Frankreich, hatte ſich durch den öftern Umgang mit Kalviniſten endlich zu ihren Irrthümern verleiten laſſen, und das öffentliche Aergerniß ſeines Abfalles ſo weit getrieben, daß er nicht nur beim Sterben ſeinen Pfarrer mit Verachtung zurückwieß, ſondern auch ſogar auf einem ungeweihten Erdreiche begraben zu werden ausdrücklich begehret hatte. Deſſenungeachtet erhielt die hinterlaſſene Wittwe des Verſtorbenen von der weltlichen Obrigkeit die Erlaubniß, den entſeelten Leichnam ihres Mannes auf dem Pfarr-Gottesacker begraben zu laſſen, gegen beſtehende Kirchen- und Staatsgeſetze. Sobald der heilige Biſchof von Amian, Ludwig Delamott davon hörte, klagte er, der noch immer thätige und eifrige Greiſe, dagegen bei der oberſten Gerichtsſtelle von Paris, und erhielt die Bewilligung, den Körper wieder ausgraben, und in eine ungeweihte Erde legen zu laſſen. Um dieſes mit mehr Feierlichkeit zu vollziehen, und dieſen Anlaß zu benützen, damit die Katholiken in Zukunft deſto mehr gegen ſolche Verführungen gewarnet würden, kam er am beſtimmten Tage abermal an den Ort, beſtieg die Kanzel, hielt eine auf das traurige Aergerniß anpaſſende Warnungsrede, und reinigte nach den Kirchenvorſchriften den entweihten Gottesacker wieder. Dieſe feierliche Handlung hatte beinahe ineinemfort bis gegen Abend gedauert; dennoch hielt ſie der alte Mann ohne ſichtbare Ermüdung ganz nüchtern aus, und nahm erſt nach Beendigung derſelben einige Erquickung von Speiſe an. Sonderbar war es überhaupt, wie lebhaft und ſelbſtgeſchäftig dieſer Apoſtel Frankreichs ſich noch in allem zeigte; keine von den oft ſo beſchwerlichen, läſtigen und faſt unvermeidlichen Folgen des Alters bemerkte man an demſelben. Vielmehr gaben ſeine grauen Haare ſeiner Tugend nur mehr Glanz, und ſeiner Lehre wirkſame Kraft auf die Herzen ſeines Volkes. Immer gleich lebhaft war deſſen Geiſt, immer gleich zärtlich ſeine Liebe gegen Freunde und gegen die Armen; auch hatte er ein

beſonders

beſonders glückliches Gedächtniß; nichts von den vielen in einem ſo langen Leben erworbenen Kenntniſſen und Erfahrungen konnte ihm jemals entwiſchen, wodurch ſein freundſchaftlicher Umgang eben ſo angenehm, als lehrreich gemacht wurde. In apoſtoliſchen Arbeiten und in Bußübungen wars, wie wenn er ſein hohes Alter um gar nichts zu fragen, auf ſelbes gar keine Rückſicht zu nehmen hätte. Man erinnerte ihn öfter, ein Greiſe ſeines gleichen müſſe Geſundheit und Kräfte ſchonen. Er erwiederte darauf: „An die Sorgfalt, noch älter zu werden, als ich ſchon wirklich bin, will ich niemal denken; denn dieſer Gedanke eröffnet leicht der Sinnlichkeit das Thor. Ich will mich vielmehr befleißen, ohne die Laſt meines Alters zu empfinden, dem Tode freudig entgegen zu gehen. Was es doch um ein hohes Alter für ein wunderliches Ding iſt! Jedermann wünſchet dasſelbe, und wenn man es erlanget hat, ſo trägt man es mit Unwillen.“ Einmal erzählte man, daß die Zeitungen von einigen Menſchen Meldung thun, welche in hohem Alter geſtorben ſind. „Es wäre doch noch der Mühe des Leſens werth“, gab er zur Antwort, „wenn ſie davon Meldung thun würden, daß einer oder der andere hohe Greiſe noch recht wohl auf ſey; welche elende Neuigkeit!“ Einige wollten ihm damit etwas Schmeichelhaftes ſagen, daß ſie ſich über ſeinen ſchnellen Gang verwunderten. „Und doch“, erwiederte er, „wie ſie es an meinem Alter bemerken können, übereile ich mich nicht gar zu ſehr zum Grabe.“ Andern, die ihm zu ſeinen dauerhaften Kräften und guter Geſtalt Glück wünſchten, antwortete er: „Ja, wenn ich ſitze, ſo würde man glauben, ich ſey erſt 60 Jahre alt; aber wenn ich auf meinen Füſſen ſtehe, dann beuge ich mich unter der Laſt von 92 Jahren.“ Seit mehrern Jahren her, hatte ihn ein heftiger Nierenſchmerz genöthiget, tief gebeuget einherzugehen. Er ſcherzte hierüber: „Nicht wahr, die Fürſehung meint es recht gut mit mir, indem ſie mich gegen die Erde niederbeuget, um mich zu erinnern, daß ich ſie bald umarmen werde.“ Einige

ga=

gaben ihm den Rath, zur Heilung dieſer Nierenſchmerzen ſich der Arzneimittel zu bedienen. „Ei ja, wohl Arzneien!", ſagte er; „ich weiß am beſten, wo der Grund dieſes unheilbaren Uebels liegt." Wo denn? fragten jene. „Im Taufbuche von Carpentras", erwiederte der gute Greiſe, „Freunde! ich will ſagen, das Alter iſt eine unheilbare Krankheit." Der Gedanke an den Tod, welcher demſelben in jüngern Jahren niemal fremde und traurig geweſen iſt, hat ihn beſonders gegen das Ende ſeiner Pilgrimſchaft um ſo ernſthafter beſchäftiget. Er pflegte öfter zu ſagen: „Der Tod iſt in allen Abſichten, Reden und Geſchäften des Lebens der beßte Gewiſſensrath." Oefter ſchickte der fromme Prälat diejenigen, welche in wichtigen Dingen ſeinen Rath verlanget hatten, mit dieſen Worten, zum Andenken an den Tod. „Machet es, wie ich es im Falle zu machen pflege, wenn ich Jemanden eine Pfarre anvertrauen ſoll. Dann denke ich mich allemal auf dem Sterbbette liegend; und ich verſichere Sie, daß ich auf ſolche Art bey der Sterbekerze ziemlich klar ſehe, was ich thun ſoll." Sehr gerne ſprach er von ſeinem Tode, weil er ihn als Chriſt nicht für ein Uebel, ſondern für eine Wohlthat, nicht für das Ende des Lebens, ſondern für den Uebergang und Anfang des beſſern ewigen Lebens betrachtete. Nur die Ceremonien, welche beym Sterbbette gewöhnlich ſind, ſchienen ihm einigermaſſen furchtbarer, als der Tod ſelbſt. Mehrmal erklärte er ſich hierüber: „Ich tröſte mich mit der Hoffnung, Gott werde mich von allem dem Geläufe und Geheule bey meinem Sterbbette befreyen, und es etwann ſo ſchicken, daß man mich eines Tages todt im Bette finde. Gewiß, wenn ich meine Todesſtund vorſehen könnte; ſo würde ich mich alsdann in mein Seminarium verſchließen, und ganz ſtille mein Leben an der Seite meines Beichtvaters vollenden." Eben ſo munter, und heiter, und lehrreich, und geiſtvoll über ſein hohes Alter, und Sterben äußerte er ſich auch in Briefen an gute Freunde; ſo zum Beyſpiel ſchrieb er: „Vorzüglich Perſonen meines Alters ſind der Ermunterung zur Frömmigkeit

keit bedürftig; denn gewöhnlich machet das graue Alter die Tugend lauer, weil man dann der Stimme der Sinnlichkeit und ſeiner Freunde leichter Gehör giebt, welche uns immer mehr Sorge für den Körper, als für die Seele vorpredigen. Soll man nicht um ſo eifriger trachten, durch die enge Pforte hineinzudringen, je näher man dabei ſteht? Ich bin der älteſte Geiſtliche meines Biſthumes, und der älteſte Biſchof von Frankreich; wem ſoll alſo das Sterbebett mehr vor Augen ſchweben, als mir? Es iſt wahr, Gottes Erbarmung ſchenket mir ein geſundes Alter; aber ich wünſche doch deſſen baldiges Ende. Ich rechne es unter die größten Vortheile, welche uns der Tod verſchaffet, daß wir durch ihn von dem Hange und von der Gebrechlichkeit zu ſündigen befreiet werden. Der Reſt meines Lebens iſt ſo gering, daß es die Mühe nicht lohnen mag, die Geſundheit gar ſo behutſam zu ſchonen. Ich bleibe meiner alten Gewohnheit zu leben, der Mäßigkeit bleibe ich treu; aber ängſtliche Sorge für mein Leben verabſcheue ich. Geſund bin ich freilich, auſſer daß mein hohes Alter ſchon für ſich ſelbſt eine tödtliche Krankheit iſt. Oft komme ich mir ſelbſt wie ein ſtrafbarer Verbrecher vor, dem man, indem er im Kerker wohl verwahret wird, den Prozeß macht; ein ſolcher mag noch ſo geſund ſeyn, der Tod wird ihn doch bald überfallen. Alle Lebensfriſt, welche ich etwa noch hoffen darf, mag in einem Paar Jahren beſtehen, dann gehe ich in die Ewigkeit hinüber. Großer Gott! wie wenigen Werth hat alles Vergängliche gegen jene. Wenn ich öfter die Menge der Biſchöfe und Großen der Erde, welche ich gekennet habe, uud die jetzt im Grabe liegen, überdenke, und dann einen Blick auf meine bisherige Erhaltung am Leben werfe; ſo entzücket mich mein Daſeyn in ein dankbares Erſtaunen über Gottes Erbarmung. Meine lieben Kinder! ſprach er in einer Predigt, ich bin der älteſte Mann in dieſer Verſammlung, und kaum wird eines von euch ein ſo hohes Alter erreichen, als ich. Allein ich ver-

ſiche-

ſichere euch doch aus eigener Erfahrung, daß ein zurück gelegtes auch noch ſo langes Leben einem kurzen Traume ähnlich ſey. Ja, was iſt wohl mein neunzigjähriges Leben verglichen gegen die Ewigkeit!"

Endlich nahete ſich das verdienſtvolle Leben des ehrwürdigen Greiſen einem heiligen Tode. Im Anfang der vierzigtägigen Faſten des Jahres Chriſti 1774 überfiel denſelben ein heftiger Katharr, den man mehr für eine kleine Unpäßlichkeit, als für eine drohende Todesgefahr geachtet hat. Alles was man von dem an das ſtrengſte Faſten gewöhnten Kranken, durch vieles Zuſprechen über die Nothwendigkeit, ſeine Lage zu ſchonen, erhalten konnte, beſtand darinn, daß er ſich entſchloß während der Faſten etwas von Eyern und Fiſchen zu eſſen. Aber gleich nach einigen Tagen ſchien ihm dieſes eine Nachgiebigkeit gegen ſeine Sinnlichkeit zu ſeyn, und um der Abtödtung dafür ein anderes Verſöhnungsopfer zu bringen, enthielt er ſich täglich Abends jenes wenigen Brodes und Waſſers, womit er ſich zu andern Faſtenzeiten auf die Nacht eine kleine Collazion oder Erquickung vergönnet hatte. Er entrichtete alle Tage das heiligſte Meßopfer, er ſetzte ſeine Arbeiten und Andachtsübungen fort, und erfüllte überhaupt pünktlich die vorfallenden Obliegenheiten ſeines Berufes. Am 27. des Monats May nahm man an ſeinem ganzen Körper eine ſo plötzliche und heftige Entkräftung gewahr, daß Jedermann für ſein Leben zu ſorgen anfieng. Er allein fürchtete noch keine Gefahr; nur daß er ſich ganz unvermögend fühlte, das heiligſte Meßopfer, wie vorhin, zu entrichten. Dieſes war für ihn eine der ſchmerzlichſten Beraubung des Troſtes. Um ihm dieſe einigermaſſen zu vergüten, mußte ein Kaplan täglich das heilige Meßopfer in ſeiner Hauskapelle entrichten, und er ließ ſich dahin führen. Endlich bereitete man in einem Nebenzimmer an ſeinem Krankenbette einen Altar, ohne ſein Vorwiſſen, um ſeiner Andacht dadurch eine Erleichterung zu verſchaffen. Allein ganz unzufrieden mit dieſer Schonung gegen ſeine Entkräftung, ſagte er zu ſeinen Hausgenoſſen: „Ihr habet hier eine gewiſſe unanſtändige Nach-

barſchaft zwiſchen Gottes Altar und meinem Krankenbette veranſtaltet, welche mir gar nicht gefällt.“ So ehrfurchtsvoll war ſein Herz für alles, was nur immer auf Gott und gottesdienſtliche Handlungen Bezug hatte. Jedesmal ließ er ſich nach der Communion des Prieſters zur innigſten Erbauung aller Anweſenden das heilige Altars-Sakrament mittheilen.

Die Entkräftung des heil. Biſchofs v. Amian nahm immer zu; ſein Lebensende kam jetzt ſichtbar nahe. Er ſchrieb daher von Walroa, wo man ihn noch wegen des vorhin erzählten Begräbniſſes des von den Kalviniſten verführten Bürgers hinführen mußte, an ſeinen Coadjutor: „Dieſe, mein Freund! iſt die letzte Anſtrengung meiner Kräfte; möchte ſie doch der liebe Gott als ein wohlgefälliges Opfer annehmen!“ In einigen Tagen nachher ſagte er ſeiuem Beichtvater: „Ich zweifle gar nicht mehr, daß dieſes meine letzte Krankheit ſey.“ Je mehr die Gefahr zunahm, deſto mehr Seelenruhe leuchtete aus deſſen Betragen hervor. In ſeinen vorigen Krankheiten hatte er ſeine Freunde immer erſucht, ihm die Einſamkeit und ſtille Ruhe für die Beförderung ſeiner Geneſung zu vergönnen; jetzt im Gegentheile mußten die Thüren ſeines Krankenzimmers geöffnet, und Jedermann freier Zutritt zu ſeinem Bette geſtattet werden. Wer ihn beſuchte, durfte frei mit ihm von Geſchäften oder Angelegenheiten ſprechen, immer noch gab ſich der Diener Gottes alle Mühe, Niemanden ungetröſtet von ſich zu entlaſſen; ſobald man ſich aber ſeiner Krankheit halber erkundigen wollte, ſo wich er beſcheiden die Frage aus, gleichſam als wenn es nicht der Mühe werth ſey, daß ſich Jemand ſeinetwegen bekümmere. Gegen Freunde und Bediente, welche für ſeine Erhaltung beſorget und bemühet waren äuſſerte er die zärtlichſte Erkenntlichkeit; aber über ihre Betrübniß und Beängſtigung wegen ſeines Todes gab er denſelben öftere Verweiſe und Vorwürfe, daß ihre Zuneigung gegen ihn auf ſolche Art vielmehr eine irdiſchgeſinnte, als eine chriſtliche Liebe zu ſeyn ſcheine. Immer gleich lieb-

voll und ſorgfältig für ſeine Heerde ſprach er gerne von ihr, bethete beſtändig für ihr Heil, und empfahl ſie mit väterlicher Liebe dem Eifer ſeines Nachfolgers. Viele Anſtrengung der Augen und des Geiſtes koſtete es ihn, das Brevier zu bethen; und dennoch unterließ er daſſelbe, mit Beihilfe eines Kaplanes, keinen Tag. Der nämliche mußte ihm ſeine übrigen Andachtsübungen laut vorbethen, und aus einem erbaulichen Buche vorleſen. Sogar, um von der angewohnten arbeitſamen Tagesordnung auch im Krankenzimmer ſo wenig, als nur immer möglich, abzuweichen, mußten ihm täglich vierzehn Seiten aus einem theologiſchen Lehrbuche vorgeleſen werden; denn dieſe vierzehn Seiten waren, ſeitdem er Biſchof geworden, ſein tägliches Studium, um die einem Biſchofe ſo weſentlich nöthige Wiſſenſchaft der Theologie im Gedächtniſſe zu erhalten. Endlich ſah man ſein Lebensende recht nahe kommen; er verlangte alſogleich die heiligen Sakramente, und empfieng ſie mit der größten Innbrunſt der Andacht, und mit dieſem lauten Danke ſeines frohlockenden Herzens: O mein Gott! ich bin dieſes Troſtes der Religion nicht würdig.“ Nun beſchäftigte ſich ſein Geiſt fortan einzig mit der Erwartung und Begierde, vor Gott zu erſcheinen. Er bethete abwechſelnd bald einige Pſalmen, bald andere Gebethe, die ſeiner Andacht Nahrung, und ſeiner Seele Stärke in der Sterbſtunde geben konnten. Meiſtens ſtille und ruhig lag er da, ſprach mit ſchwacher Stimme, und man ſah es deutlich, daß ſein Herz ſich beſtändig zu Gott und ſeinem Erlöſer emporhob. Nur von Zeit zu Zeit rief er, ohne es ſelbſt zu bemerken, einige verſtändliche fromme Affekte gen Himmel auf: „Herr, erbarme dich meiner nach deiner großen Barmherzigkeit! Das größte Maaß deiner Erbarmungen bedarf Niemand mehr, als ich, der größte unter allen Sündern. Mein Herz iſt bereit. Nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe! Dein bin ich, o Herr! dein Kind, du mein Vater, dein ganz eigen bin ich.“ Dieſer letzte Affekt vorzüglich, den er den Sterben-

den

den ſo oft vorgeſprochen hatte, erfüllte deſſen Herz ganz ſichtbar mit frohem Zutrauen zu Gott, und mit vollkommen ruhiger Ergebenheit in ſeinen heiligen Willen. In ſolchen Anmuthungen und Andachts-Ergießungen kam er am 10. Junius dieſes Jahres Chriſti 1774 hinüber zum Schauen, zum Beſitze, zum Genuſſe alles deſſen, was er ſo viele Jahre lang nur im Glauben, im Hoffen, in einſtweiliger Liebe zu haben ſich begnügen mußte. Die Nachricht von dem Tode des Dieners Gottes verbreitete in der Stadt und im ganzen Bisthume eine allgemeine Trauer; und obwohl man mit deſſen Verluſt langher bedroht war, ſo konnte ſich die ganze Heerde in dem Gedanken: „Unſer heiliger Biſchof iſt geſtorben", doch nicht wehemüthig genug verjammern. Die Einen beweinten den Verluſt ihres Beichtvaters; die Armen den Verluſt ihres Vaters; das ganze Volk den Verluſt ſeines Lehrers und Tugendvorbildes. Nur die Ueberzeugung, der liebenswürdige Greiſe ſey von den über neunzig Jahre lang ausgekämpften Müheſeligkeiten des Erdenlebens in die Ruhe eines ewig ſeligen Genuſſes des Vaterlandes, wo ihm Gott den Lohn ſeiner Tugend vorbereitet hatte, hinübergegangen, miſchte noch einigen Troſt unter die Thränen. Bei ſeiner Leiche herumknieend und ſeufzend ſagten die Trauernden wechſelweiſe einander: „O er iſt jetzt unter den Heiligen im Himmel, Er wird dort vor Gottes Throne unſer Fürbitter ſeyn." Man erzählte jetzt einander bald dieſe, bald jene noch verborgene edle Handlung ſeines Eifers oder ſeiner Wohlthätigkeit; Stadt und Land ſtimmten in allgemeine Dankſagungen und Lobeserhebungen zuſammen. Der dreizehnte Junius ward zu deſſen Begräbniß beſtimmet. Während des ganzen Morgens dieſes Tages ſtürzte ein heftiger Regen herab; aber der zum Leichenbegängniſſe angeordnete Nachmittag heiterte ſich plötzlich dergeſtalt auf, daß es ſchien, als wenn die Elemente ſelbſt die letzte Ehrenbezeigung gegen den Diener Gottes begünſtigen wollten. Der Zug glich vielmehr einem Triumphe, als einer Trauerhandlung, und

 gieng

gieng durch die mit unzahlbaren Menſchen angefüllten Hauptſtraſſen der Stadt, welche auf den Knieen lagen, und anſtatt für deſſen Seele zu bethen, deſſen Fürbitte anfleheten. Der Ruf verbreitete ſich öffentlich, daß wirklich einige Perſonen durch das Zutrauen zu demſelben theils von Krankheiten geheilet, theils von ihren innerlichen Leiden befreiet worden ſind.

Der fromme gottſelige Landpfarrer zu Klöſterle, im Bisthum Chur, Johann Joſeph Gaſſner war jetzt ſchon in ſeiner ganzen Nachbarſchaft, und weit und breit umher, als ein Wunderthäter geachtet, und verehret; der Ruf von allem dem, was er in Kraft des heiligſten Namens Jeſus an Beſeſſenen, und ſonſt vom Teufel geplagten, und bedrängten Menſchen that, kam bald überall, auch weiter auswärts hin; aus ganz Schwaben, aus Tyrol, aus der Schweiz kamen immer in Menge Menſchen, die bey dieſem frommen eifrigen Pfarrer Hilfe ſuchten, und fanden. Man ſah in dieſem Manne Gottes, in dieſem wahrhaft guten Seelenhirten, in Zeiten des roheſten Unglaubens ein Beyſpiel eines recht lebendig Glaubenden, der ſich nebenbey ernſtlichſt beeiferte, Glaubens-Leben in alle zu bringen, und den von ſo vielen Ungläubigen geläſterten heiligſten Namen „JESUS“ wieder mehr zu verherrlichen; denn er, die lautere Demuth, die Johannes-Seele, wendete alle Ehre, und alle Bewunderer von ſich weg, zu Jeſus hin, zur Anbethung, und Verherrlichung ſeines heilſchaffenden heiligſten Namens; er für ſich wollte nichts, und für alle ihm nur läſtige Lobeserhebungen eben ſo wenig Dank wiſſen, als der heilige Petrus, da das Volk als eine Großthat an ihm bewunderte, daß er den Lahmen bey der ſchönen Pforte des Tempels geheilt hat. „Ihr Männer von Iſrael, ſagte er, was verwundert ihr euch hierüber? Oder, was ſehet ihr uns an, als wenn wir dieſen Menſchen durch unſere Kraft und Vermögen hätten gehen gemacht? Gott hat ſeinen Sohn Jeſum herrlich gemacht; und durch den Glauben an ſeinen Namen, hat ſeine Macht dieſen, den ihr ſehet, und kennet, geſtärkt; und

der

der Glaube, der durch ihn iſt, hat vor dem Angeſicht eurer aller dieſe vollkommene Geſundheit gegeben." So ſtand der fromme Pfarrer Gaſſner da in Mitte einer ungläubi⸗ Welt, der Wahrheit Zeugniß zu geben, und Gott die Ehre zur Beſchämung des Unglaubens, zur Weckung und Be⸗ lebung des Glaubens und der Freude an Jeſus, und es geſchah immer auch unmittelbar in Hinſicht auf Seelen⸗ heil auserordentlich viel Gutes; es wurden Sünder bekeh⸗ ret, Irrende zurechtgewieſen, Zweifelnde, Halbglau⸗ bende, im Glauben Todte — zum Glaubens⸗Leben erwecket; nebſt den vielen bereits unzählbaren Wohlthaten, die da recht auffallend wunderbar ſich zeigten an ſo vielen vorhin Be⸗ drängten dem Hundert nach, und aller Klaſſen und Stände; ihr Körper, ihre Geſundheit mochte durch feind⸗ liche Einwirkung des Teufels wie immer zerrüttet, ent⸗ ſtellet, und wie gänzlich zu Grund gerichtet geweſen ſeyn; wieder hergeſtellt, friſch und geſund, und erquickt, und geſtärkt, und belehrt, und gebeſſert, und froh und freu⸗ dig ſah man ſie wieder zurücke kehren. Aber dieſes Alles machte bald Aufſehen, und erweckte Spötter, und Lä⸗ ſterer, und Feinde dem freundlichen gutmüthigen liebvollen Manne, der von allem nichts hatte und nichts wollte, als die Himmels⸗Freude, den Elenden geholfen, die Verlorne gefunden, die vom Teufel Beſeſſne, und Geplagte ihrem Beſitzer und Quäler entriſſen, und aufgerichtet, und wie neulebendig zu ſehen. Es wurde von Seite der weltli⸗ chen Regierung der Biſchof von Chur aufgefordert eine ſtrenge Unterſuchung in Klöſterle anzuordnen. Dieß ge⸗ ſchah, es wurden die angewandten Mittel, die erfolgten Wirkungen, und alles in, und an dem Pfarrer Gaſſner aufs genaueſte unterſucht und geprüft; allein das biſchöf⸗ liche Vikariat fand alles in der Ordnung; fand, daß die Grundſätze, daß alle angewandten geiſtlichen Mittel des Pfarrers Gaſſner, daß überhaupt alles dem Sinn der heiligen Kirche, den Lehren der heiligen Väter, ja der ganzen Kirche und dem Evangelio ſelbſt ganz gleichförmig ſey; da dann die guten Wirkungen auch unlaugbar befun⸗ den wurden, ließ man den Menſchenfreund ſeine Opera⸗

zionen

zionen fortſetzen. Wie ſich aber die Zahl derer, die bey ihm Hilfe ſuchten, immer vermehrte; alſo vervielfältigten ſich auch die Widerſacher und Kläger; deßwegen nahm Pfarrer Gaſſner, um ſich ganz ſicher zu ſetzen, zuletzt keine auswärtigen Perſonen mehr vor, ſie hätten dann ehevor die ſchriftliche Erlaubniß von ſeinem Ordinariat erhalten. Unerachtet deſſen kamen immerfort aus verſchienen Ländern Preſthafte von allerley Gattungen, und fanden augenſcheinliche und recht verwunderliche Hülfe. Der Ruf nahm faſt täglich zu. Die Fräulein Gräfinn Bernardina von Wolfegg, die ſchon 10 Jahre krank, und die letzte Zeit immer bettliegerig war, auch vor Schwachheit und Schmerzen weder gehen noch ſtehen konnte, erhielt auch Nachricht davon. Es wurde ihr von glaubwürdigen Perſonen erzählet, daß dieſer Prieſter ſchon vielen geholfen habe, die mit den nämlichen Schwachheiten, wie ſie, behaftet geweſen. Dieß bewog ſie, ihm ihre armſeligen Umſtände zu beſchreiben, und ſie erſuchte ihn, ſeinen Segen ihr wenigſtens in die Ferne zu geben. Gaſſner gab ihr Antwort; beſtimmte den Tag und die Stunde, wenn er das *Præceptum* zu Klöſterle machen wolle; ſprach ihr zu, daß ſie um ſelbe Stunde ihr Geboth mit dem ſeinigen vereinigen ſollte. Die Gräfinn wartete mit Schmerzen auf die beſtimmte Stunde; nachdem ſie ankam, machte ſie das *Præceptum* im Namen Jeſu, daß alle Infeſtazion ohne weiters aufhören ſolle. Es geſchah, was ſie mit dem abweſendem Prieſter befahl; ſie konnte mit Entzückung der ganzen hochgräflichen Familie ohne fremde Beyhilfe ſtehen, und ungehindert gehen. Die Gräfinn gab dem Pfarrer Gaſſner unter größter Dankbarkeit Nachricht vom Hergange der Sache. Ueber eine Zeit wurde ſie mit einem andern Uebel, nämlich mit heftigen Gichtern befallen. Sie nahm abermal ihre Zuflucht zu Pfarrer Gaſſner; ſie wünſchte aber nichts mehr, als ihn gegenwärtig zu haben; aber neben andern Hinderniſſen mangelte auch die Erlaubniß ſowohl auf Seiten ſeines hochwürdigſten Biſchofes, als auch auf Seiten Seiner Eminenz des Kardinals und Biſchofes

ſes zu Konſtanz, in deſſen Diözes Wolfegg gehörig iſt. Die Gräfinn aber wirkte bey beyden Biſchöfen die Erlaubniß aus, daß er ſich zu Wolfegg eine Zeitlang aufhalten dürfte. Doch Gaſſner wollte ſich dieſer Erlaubniß nicht gebrauchen; die Gräfinn war dann in die Noth verſetzt, ſelbſt nach Klöſterle zu reiſen, um abermal vollkommen hergeſtellet zu werden. Dieß geſchah auch. Sie erſuchte aber den Herrn Gaſſner auch im Namen anderer ſehr angeſehener Herrſchaften, mit ihr nach Wolfegg zu reiſen; ſie ſtellte ihm vor, daß er dadurch den Namen „Jeſus" ungemein verherrlichen würde; er willigte endlich ein; aber da es wirklich zum Abreiſen kam, umgaben ſeine Pfarrkinder die Kutſche; hielten die Pferde zurück, und ließen die Reiſenden nicht weiter fahren; weil ſie argwohnten, ſie möchten ihres ſo ſchätzbaren Seelenhirtens für allezeit beraubet werden; auf vieles Zureden beruhigtrn ſie ſich endlich. Nachdem er zu Wolfegg angelanget war, ſuchten alſogleich ſehr viele Pazienten von verſchiedenem Stande und Charakter Hülfe bey ihm, und die Wirkungen waren die allerwünſchlichſten. Innerhalb 14 Tagen machte er ſo viele von verſchiedenen Gepreſten und Symptomen frey, daß auch Perſonen vom erſten Range von benachbarten Orten herbey kamen, um theils Zuſchauer zu werden, theils ſich helfen zu laſſen; alle, die die Wirkungen mit Augen ſahen, wurden in äußerſte Erſtaunung geſetzt. Graf von Montfort, Domherr zu Konſtanz, ſchrieb ihm einigemal, er möchte doch zu ihm nach Detlang kommen. Er ließ ſich bereden; nach 10tägigem Aufenthalte machte er abermal in Kraft des heiligſten Namens Jeſu ſolche Kuren, die Alle mit Freude und Verwunderung erfüllten. Während dem Aufenthalte eröffnete ihm Graf von Montfort, daß ihn ſeine Eminenz der Herr Kardinal von Konſtanz gerne ſprechen wolle. Er beſchleunigte ſeine Reiſe. Unterwegs kam er nach Kirchberg, wo ſich eben der Reichsprälat von Salem befand; in deſſen Gegenwart machte er gleichſam im Vorbeygehen abermal ſolche Kuren, die alle Erwartung überſtiegen. Des andern Tages wurde er vom dortigen Herrn Kabi-

nets-

netsſekretär nach Mörsburg, wo ſich Seine Eminenz aufhielten, begleitet. Bedrängten aller Art wurde in Kraft des heiligſten Namens Jeſus durch Herrn Pfarrer Gaſſner auch zu Mörsburg recht wunderbar, und auffallend geholfen. Vorzüglich Aufſehen machte die Wiedergeſundwerdung zwoer elend preſthafter Nonnen von Minſterlingen, die man in Betten über den Bodenſee bey ungeſtümmer Witterung herüber brachte, welche beyde, ſowohl die Frau Maria Xaveria Reichmuet, aus dem löblichen Kanton Schweiß, als auch die Layenſchweſter Maria Eliſabetha Hefelin von Bonlanden ohnweit Ochſenhauſen gebürtig in dergeſtalt kränklichen Umſtänden ſich befunden, daß verſchiedene Herren Doktoren (laut ihrer ſchriftlichen Zeugniſſen) denſelben nicht mehr aufzuhelfen, oder einige Linderungsmittel beyzuſchaffen gewußt. Die erſte war drey und ein halb Jahr lang in ſolch kränklich- gichterig- und andern beſchwerlichen Umſtänden, daß ſelbe ohne Gefahr keine Stiegen mehr ſteigen, ſondern kümmerlich auf dem ebenen Boden daher gehen konnte; ihr Zuſtand nahm ſolchermaſſen überhand daß ſie eine lange Zeit her weder geſchmalzene, noch ſonſt recht gekochte Speiſen zu genießen wußte; ſie bekam ſogar dergeſtalt gefährliche Anfälle, daß ſie zum dritten Mal mit allen heiligen Sakramenten verſehen, und ihr die Sterbkerze in die Hand gegeben wurde. Die Layenſchweſter lag an einer Auszehrung allbereit im neunten Jahre krank, und zwar alſo ſtark, daß dieſelbe wegen öftern Ohnmachten die letzte drey viertel Jahr beſtändig bettliegerig war, und ihr die Aerzte ebenfalls keine Hoffnung zum Aufkommen gegeben. Beyde wurden ganz hergeſtellt, kehrten friſch und geſund zurücke, und waren alſogleich im Stande wie andere geſunde Kloſterfrauen all ihren Verrichtungen in dem Chor, Kirchen, mit Glockenläuten- und andern Hausgeſchäften vorzuſtehen. Sie konnten auch ſogleich alle Speiſen genießen, nur daß ſelbe anfänglich mehrere Mal vermeinet, daß ſie in die alte Umſtände verfallen werden; bey ſolchen Anfechtungen aber haben ſelbe nach erhaltener Vorſchrift in die-

ſem

ſem heiligſten Namen Widerſtand gethan. Der vielen auffallenden in kurzer Zeit nun auch in Mörsburg ſelbſt vollbrachten Wunderkuren ungeachtet, konnte der fromme Prieſter, und Pfarrer Gaſſner am daſigen biſchöflichen Hofe doch nimmer mehr zu Gnaden kommen; von der wunderbaren Geneſung der Kloſterfrauen von Minſterlingen, und von andern vorzüglichern Wiederherſtellungen wurde dem Kardinal-Biſchof gar nichts zu Ohren gelaſſen, von allem übrigen nur überhaupt, und unvollſtändiger, und meiſtens falſcher Bericht erſtattet, und es ſo dahin gebracht; daß dem Pfarrer Gaſſner der Befehl zugeſtellt wurde: „daß ſich derſelbe ſogleich aus dem Bisthum Konſtanz wieder entfernen ſollte.“ Noch mehr, als derſelbe in Salmansweiler der vielen Bedrängten wegen denen allen geholfen werden mußte, etwas länger aufgehalten wurde; ſchrieb der Biſchof von Konſtanz Kardinal Rod an den Biſchof von Chur; er zeigte das durch Gaſſner unter den Proteſtanten gemachte Aufſehen, und trug darauf an, den Mann nach Klöſterle abzurufen, und da zur Pflege der Seelſorge anzuhalten. Was auch alſogleich geſchah. Kaum war Pfarrer Gaſſner in ſeine Pfarrey nach Klöſterle zurückgekommen, als er von Raymund, Biſchofe zu Regensburg eingeladen ward, daß er ſich nach Ellwang begeben möchte. Gaſſner folgte dem Ruf, und kam im Oktober eben dieſes Jahres Chriſti 1774 nach Ellwang. Sobald es kundbar war, daß Gaſſner mit Erlaubniß ſeines hochwürdigſten Ordinariats etwas längers ſich dort aufhalten werde, war der Zulauf auch von den entfernteſten Orten ſo groß, daß es beynahe allen Glauben überſteiget. Prinzen, Fürſten, Biſchöfe, Prälaten, Domherren, Grafen, Freyherren, Generäle, angeſehene Offiziere, Damen vom erſten Range, Rechtsgelehrte, öffentliche Profeſſoren, Arzneyverſtändige von verſchiedenen Religionen u. ſ. w. reiſeten dahin, um zu ſehen, was hinter der Sache wäre. Und keiner war, der ohne Verwunderung dabey ſich einfand und zuſah. Damit man in Stand geſetzt wurde, ſich der Zufälle wegen vor dem Publikum rechtfertigen zu können; ſo ward der Befehl

ertheilet,

ertheilet, alle merkwürdige Zufälle umſtändlich, getreu, geſeßmäßig alſogleich zu Protokoll zu nehmen. Was dann auch wirklich geſchah, nur daß wegen zu großer Menge der Herſtellungen faſt alle ausgelaſſen wurden, die viele Aehnlichkeiten mit einander hatten.

Schon ſeit einigen Monaten kränkelte Pabſt Clemens der XIV. und litt mit unerſchütterlicher Geduld die heftigſten Schmerzen, die ihn endlich am 22. September dieſes Jahres Chriſti 1774 aus dieſer Welt hinwegnahmen im 69 Jahr ſeines Alters. Der Wahl ſeines Nachfolgers wurden dießmal wieder von Seite der weltlichen Mächte viele Hinderniſſe und Schwierigkeiten in Weg geleget, oder veranlaſſet; dieſelbe konnte erſt am 14. Februar des Jahres Chriſti 1775 vollends zu Stande gebracht werden; ſie fiel auf den Cardinal Johann Angelus Braſchi von Ceſena. Da ihm dieſe Wahl bekannt gemacht wurde; warf er ſich auf die Kniee, und verrichtete ein ſo rührendes Gebeth, daß alle Anweſende in Thränen ausbrachen; dann wandte er ſich an die Kardinäle, und ſprach zu ihnen: „Ehrwürdige Väter! eure Verſammlung iſt nun geendet, aber wie unglücklich iſt das Reſultat davon für mich ausgefallen!" Er nahm den Namen „Pius" an. Unter dem Publikum von Rom gab es viele Leute, welche in dem neuen Pabſte einen Clienten der Familie Rezzoniko zu ſehen glaubten, und deßwegen mit ſeiner Wahl nicht gar wohl zufrieden waren. Um ſo eifriger beſtrebte ſich Pius, die wider ihn geſchöpften Begriffe zu zerſtreuen. Er theilte große Geldſummen unter die Armen aus, bezeigte ſich gütig, arbeitſam, und leutſelig, verſagte Niemand, der in einer Angelegenheit zu ſprechen hatte, den Zutritt, bezahlte dem Abt Fabri, als Vetter ſeines Vorfahrers, 120,000 Thaler, und verſorgte würdige, zugleich dürftige Prälaten, mit Pfründen. Zugleich aber auch drohte Pabſt Pius der VI. allen denen, welche ſich unerlaubter Erwerbungsmittel bedienten, mit Entſeßung von ihren Aemtern. Er zernichtete alle Anwartſchaften, zum Beſten der Rentenkammer, welche hiebey eine Ausgabe von 40,000 Skudi erſparte.

Er verſprach den Kardinälen, daß er jede wichtige Angelegenheit nicht anders, als mit Beyziehung des heiligen Kollegiums, ſchlichten werde. In einer am 19. May dieſes Jahres Chriſti 1775 erlaſſenen Verordnung befahl Pabſt Pius der VI.: „daß die Geiſtlichen ſich nicht nur der innerlichen Reinigkeit befleißen, ſondern auch den Wohlſtand von auſſen beobachten, die Tonſur, und dem Klerikat anſtändige Kleider tragen ſollten. Anwaldſchaften bey Tribunalen, verdächtige Bekanntſchaften, Kartenſpiele und andere der Würdigung des Standes zuwider laufende Dinge wurden aufs ſtrengſte verbothen. Die Biſchöfe wurden ermahnt, für die Beobachtung dieſer Vorſchrift zu ſorgen. Zuvörderſt wies man ſie zur Behutſamkeit an, wenn es darauf ankömmt, einem Fremden die Erlaubniß des Meſſeleſens zu ertheilen. Jene Benefiziaten, deren Pfründen mit keiner Seelenſorge verbunden iſt, ſollen entweder in dem Miſſionshauſe, oder ſonſt in einer Pfarrkirche zu Chor ſtehen." Etwas ſchwerer war es für Pabſt Pius den VI. die bekannte zwo Hauptpartheyen zufrieden zu ſtellen, nämlich die ſogenannten Eiferer oder Zelanten, nnd die Burbonſchen; es war weder den erſtern, noch den letztern genug, einen Pabſt zu haben, der ihnen nicht entgegen war; auch die Stellen der erſten Miniſter und Rathgeber des Pabſtes ſollten mit ſolchen Kardinälen beſetzt werden, die ihnen nicht mißfällig wären. Nach einigem Schwanken, und nach einigen geheimen Verhandlungen wurde der Kardinal Pallavizini Staatsſekretär; Kardinal Negroni bekam die Datarie, und der Kardinal Konti wurde Sekretär der Breven. Mit dieſer ſo wohl getroffenen Wahl waren beyde Parteyen ſo ziemlich zufrieden.

Unter den öffentlichen Angelegenheiten war die Sache der Jeſuiten, eine derjenigen, welche dem heiligen Vater viel zu ſchaffen machte. Die Freunde des Ordens ſowohl, als deſſen Gegner beſtürmten ihn in die Wette; ſowohl dieſe als jene wollten ihn ganz für ſich haben; er mußte alle Klugheit zu Hülfe nehmen, um weder auf dieſer, noch auf der andern Seite unglimpflich anzuſtoßen.

Am

Am zudringlichſten verhielt ſich die Parthey der Zelanten. Pius ſollte ihnen zum Werkzeuge der Rache dienen, und jene Ungerechtigkeit, welche an den Jeſuiten begangen wurde, wieder gut machen. Er ſollte den General Ridſchi und andere in der Engelsburg verhaftete Jeſuiten, ohne weiters frey ſprechen, und los laſſen. Aber Pius ließ ſich durch die Zudringlichkeit der Parthey nicht irre machen. Mit entſchloſſenem Muthe erklärte er, daß die Verhafteten zwar nicht gekränket, aber auch nicht anders, als nach dem gewöhnlichen Wege der Geſetze begünſtigt und behandelt werden ſollten.

Die Luteraner in Ungarn waren mit den ſo vielen von Zeit zu Zeit ihnen zugeſtandenen Freyheiten immer wieder noch nicht zufrieden; fanden immer wieder neue Klagen, und Beſchwerden, voll Jammer über Druck war die Vorſtellung, die ſie erſt voriges Jahr wieder vor den Thron ihrer Monarchinn brachten. Hier kömmt ein ſehr weitläufiges Verzeichniß von Gegenſtänden vor, in Hinſicht welcher die Proteſtanten, ihrem Vorgeben nach, von ihren katholiſchen Landesleuten gedrückt und gekränket werden. „Die Proteſtanten, heißt es, werden in Ungarn äußerſt hart behandelt; man ſchreibt ihnen eine der proteſtantiſchen Lehre zuwidere Eidesformel vor; man ſchließt ſie von Ehrenſtellern, Aemtern, und bürgerlichen Rechten aus; man ſucht ihnen die Schulen und die Kirchen abzunehmen, und gewiſſe Filialkirchen von der luteriſchen Mutterkirche zu trennen; man zieht die Eheſachen der Luteraner vor die Konſiſtorien der Katholiken, man verbiethet den Kirchenbeſuch des luteriſchen Superintendens und führt dagegen die Viſitazion eines Biſchofs ein.“ Die Kaiſerinn Thereſia ernannte einen Ausſchuß von Räthen, damit den vorgebrachten Beſchwerden auf den Grund geſehen werden möchte. Nachdem von den Räthen ein Gutachten erſtattet worden war, wurde wirklich einigen Beſchwerden abgeholfen. Aber freylich war dieſe Abhelfung nicht vollſtändig, viel minder ſo beſchaffen, daß alle Forderungen der Proteſtanten ganz befriediget worden wären.

In

In Frankreich wurde der ſeit ſo vielen Jahren ſchon zubereitete innere Greuel der Verwüſtung bereits mit jedem Tag ſichtbarer, die Zahl der Ungläubigen und der Gottloſen vermehrte ſich mit jedem Tage noch mehr. Es fehlte zwar auch nicht an Männern Gottes, die wie ehemals Propheten von Zeit zu Zeit in Mitte des Volkes ſich hinſtellten, und nicht nachließen, zu ſchreyen, und freymüthig, und unerſchrocken dem Könige, und dem Volke ihre Sünden vor Augen ſtellten, und jammerten, und Lärmen ſchlugen, und die immer näher kommende ſchreckvolle Zukunft malten und ſchilderten, und ſchriftlich, und mündlich eiferten gegen das hereinſtürmende Unheil. Erſt voriges Jahr erſchien eine Schrift, in welcher der fromme und gelehrte und eifervolle Verfaſſer Abbä Sabathiä die Grundſätze, Abſichten und Machinazionen dieſer vorgeblichen Philoſophen auf eine eben ſo auffallende als richtige Weiſe ſchilderte, und von der Freyheit, die ſie ſich angemaßet, nichts geringers als einen allgemeinen Brand weiſſagete. Und ſo gab es noch mehrere, welche bald die neue Philoſophie von dem falſchen und täuſchenden Putze, den man ihr umgehängt hatte, und wodurch ſie freylich nur allein bey einem ſo oberflächlichen Volke ihr Glück machen konnte, entkleideten, und ſie in ihrer wahren lächerlichen und gehäßigen Geſtalt zeigten, bald alle ihre Gelehrſamkeit aufboten, um die gute Sache zu vertheidigen, und dem von allen Seiten mächtig daher brauſenden Strome der Irreligion und Sittenloſigkeit Einhalt zu thun, als da ſind: Hohtwill, Guänä, Pey, Scherab, Dügüä, Berſchiä, Eleman, Contan, Delamott, und ſo viele andere. Auch Redner der erſten Klaſſe ſprachen laut, und eindringlich; noch wiederhallten in Herzen und Ohren aus einer in einer am Feſte des heiligen Auguſtins abgehaltene Lobrede die Worte: „O heilige Religion! o Thron unſerer Könige! o Frankreich! o mein Volk! Nicht nur als Chriſt, ſondern auch ſchon als Bürger müßte ich ſeufzen und nicht aufhören zu weinen über die Schmach, die man euch anthut und über das traurige Schickſal, welche man euch bereitet.

bereitet. Sie mögen fortfahren, dieſe ſchrecklichen Syſteme, ſich auszubreiten und zu befeſtigen; ihr verzehrendes Gift wird nicht ſäumen, die Grundſätze, welche die nöthige und weſentliche Stütze des Staats ſind, zu Grunde zu richten. — Es muß fortan in dem blühendſten Reiche alles ſinken, niederſtürzen und zernichtet werden. Um es zu zerſtören, iſt es nicht nöthig, daß Gott ſeinen Donner und Blitz in Bewegung ſetze; der Himmel kann es der Erde überlaſſen, ihn zu rächen und ſie zu ſtrafen. Hingeriſſen vom Schwindelgeiſte und Wahnſinne der Nazion wird der Staat fallen und in einen Abgrund der Anarchie, Verwirrung, Erſchlaffung, in Verderben, in Untergang — hingeſtürzet werden.“ —

Allein alles dieſes half — nichts! Die Sekte war mit dem Geiſte der Nazion, bey welcher ein witziger, Lachen erregender Einfall mehr, als tauſend ernſthafte Wahrheiten gilt, und mit dem Gange der Geſchäfte unter dieſem Volke, bey welchem noch immer Ueberliſt und Uebermacht mehr ausgerichtet hatten, als Wahrheit und Recht, viel zu gut bekannt, als daß ſie nicht dieſes alles hätten in Bewegung ſetzen, und dadurch alles vereiteln ſollen, was wider ſie geſchah und unternommen wurde. Wie überhaupt ja derjenige, der Alles ſich erlaubt, immer viel mächtiger iſt, als derjenige, welchen Grundſätze und Religion, Sitten und Ehrgefühl hindern, zu allen Mitteln zu greifen, die jenem kein Bedenken machten. Die Gelehrten mochten noch ſo gründlich gegen ſie ſchreiben, noch ſo lebhaft die Gefahren ſchilderten, die der Religion und dem Staate von Seiten des Philoſophismus droheten; der Erfolg war nie ein anderer, als daß ſie ausgeziſcht und endlich gar aufs bitterſte verfolgt wurden. Die Geiſtlichen mochten mit noch ſo viel Salbung und Beredſamkeit predigen und als wahre Propheten das Unglück, welches dieſe Sophiſten über die Nazion bringen würden, zuvorverkündigen, noch ſo anſchaulich alles machen, noch ſo ernſtlich und dringend dem Monarchen ſelbſt ins Gewiſſen reden; da unter den Höflingen aller Klaſſen, vom erſten Prinzen vom Geblüte an, bis zum

geringſten Hofbedienten man am Philoſophismus großes Behagen fand; ſo war alles, was von den Geiſtlichen geſchehen konnte, von wenigem oder gar keinem Nutzen. Ja, es hatte für ſie ſelbſt nur die Folge, daß ſie verlacht, ausgehöhnet und für Fanatiker erklärt wurden. Und wenn auch hie und da eine Vorſtellung bey der Regierung Eingang fand, ſo, daß gegen die Frevler wieder etwas geſchah; ſo wars nur zum Schein, ſelbſt der Ernſt war nun kein Ernſt mehr, und wenn gottloſe Bücher aufs ſtrengſte verbothen wurden, und wohl auch verbrennt, durch die Hand des Scharfrichters verbrennt; es wurde gelacht darüber, und dieß war die größte Empfehlung fürs Buch, jetzt gieng ſelbes erſt noch mehr ab. Tuſſänts gottloſe Läſterſchrift, ein Basquill auf den Hof und auf die Geiſtlichkeit ward der Verbrennung durch den Scharfrichter ungeachtet, öffentlich verkauft, erlebte fünf Auflagen und ward in mehrere Sprachen überſetzt. — Während daß Helvezius für ſeine Autorſchaft in der Baſtille büßete, ward ſein Buch nach, wie vor, verkauft, und lag als Codex der Moralphiloſophie auf den Putztiſchen der Weiber, die mehr, als Weiber ſeyn wollten. Woltärs, Ruſſos, Raynals und Anderer Schriften, wenn ſie gleich verboten waren, wurden darum nicht weniger verkauft und geleſen; auch die Anzyklopädie ward des doppelten Verbotes ungeachtet fortgeſetzt. Wirkte auch die eben dieß Chriſti 1775 von der Geiſtlichkeit neuerdings wieder überreichte dringendſte Vorſtellung ſo viel, daß wieder einige dergleichen aufrühreriſche Schriften verbothen, und verbrannt wurden; ſo waren doch darum eben dieſe Schriften, weil die Verfaſſer, die Buchhändler und Buchdrucker der Ahndung der Geſetze auszuweichen wußten, nicht weniger in Jedermanns Händen. Was man aber ſelbſt in Frankreich nicht zu drucken wagte, ward in Holland, in Brüſſel, in der Schweiz und ſonſt im Auslande gedruckt, auf Frachtwägen ins Reich geſchleppet und allenthalben ausgeſtreuet. Für die ſchriftſtelleriſchen Produkte allein waren keine luchsäugigen Mautaufſeher vorhanden, die ſonſt überall um die Einfuhr der verbothe-

bothenen Waaren zu verhindern, ſchon an der Gränze Alles beguckten, durchwühlten und plombirten. So leicht es geweſen wäre dem Unfug zu ſteuern, wenn man gegen Schriftſteller und Verleger die ſchon vorhandenen Geſetze nur mit Ernſt und Strenge befolgt und die Auskundſchaftung der anonymen oder der von auſſenher eingeſchwärzten Schriften den Polizeydienern übertragen, und ihnen die darauf geſetzte Strafe zur Beute überlaſſen hätte; ſo geſchahe doch nichts zu dieſer Pflicht, und was noch geſchahe, war von keinem Nutzen und als wahres Gauckelſpiel zu betrachten, worüber jeder lachte. Die Sachen nahmen endlich gar eine entgegenſetzte Richtung. Die philoſophiſchen Produkte wurden überall verbreitet, diejenigen Schriften aber, die noch für Religion, Staatsverfaſſung und Sitten geſchrieben wurden, konnten nur mit Mühe verleget, und in Umlauf gebracht werden. Es kam endlich durch die Intriguen und durch Verfolgungsgeiſt der Philoſophen, ihrer Anhänger und Beſchützer ſo weit, daß Schriftſteller für die gute Sache ihrer Perſon und ihres Lebens wegen in wirkliche Gefahr geriethen. Der Abbä Labat ward durch die Intriguen dieſer Philoſophen wegen ſeiner Predigt, in welcher er vor den Gefahren des Philoſophismus warnete, im Schatlä gefangen geſetzt. Sabbathiä, und andere Schriftſteller, die noch ſo viel Religion hatten, für die Sitten und für die Staatsverfaſſung zu ſchreiben, ſahen ſich genöthiget die Regierung um Schutz anzuflehen. Unter dieſen Umſtänden, da dieſe vorgeblichen Philoſophen allenthalben ihre Adepten, ihre Beſchützer und Durchhelfer hatten, die die Wirkung der wider ſie ergangenen Verfügungen zu vereiteln wußten, mochten Gelehrte, denen die Erhaltung der Religion, der Sitten und des Staats am Herzen lag, noch ſo ſehr dem einreiſſenden Uebel entgegenarbeiten, mochten die Biſchöfe noch ſo viele Hirtenbriefe erlaſſen, die Prediger noch ſo ernſtlich warnen, die geſammte Geiſtlichkeit noch ſo dringende Vorſtellungen übergeben, mochte endlich der König mit ſeinem Staatsrathe noch ſo viele und ſtrenge Verordnungen bekannt machen laſſen; alles

war

war vergebens. Der Philoſophismus ſiegte bei ſolchen Umſtänden doch, und was dagegen geſchahe, diente nur dazu, um das Geſpött der vorgeblichen Philoſophen über ihre Gegner, vom Höchſten bis zum Geringſten, noch mehr zu vermehren, und ſie um deſto muthwilliger und unverſchämter zu machen.

Der in Deutſchland, und überhaupt im Reiche Gottes durch ſeinen lebendigen Glauben, durch ſein feſtes Vertrauen auf die Kraft des heiligſten Namens Jeſus bereits berühmt gewordene fromme Pfarrer Gaſſner hatte indeſſen ſeine Pfarrei Klöſterle abgetreten, und auf Verwenden des Fürſtbiſchofs von Regensburg und Probſten zu Ellwang die biſchöfliche Entlaſſungsbriefe aus dem Biſthum Chur erhalten, und befand ſich als nunmehr ernannter fürſtbiſchöflicher regensburgiſcher geiſtlicher Rath noch immer zu Ellwang, wohin immer noch von allen Seiten her eine Menge Menſchen, um Hilfe zu ſuchen, eilten. Die auffallendſten Wunderkuren wurden fortwährend zu Protokoll genommen, und ſomit ſchriftlich, und aller Orten mündlich von mehr als 1000 Menſchen der Wahrheit Zeugniß gegeben; beurkundet und bezeuget, daß täglich und ſtündlich, und oft in Gegenwart vieler Menſchen, vor den Augen Aller auf im Namen „Jeſus" ertheilten Befehl des geiſtlichen Raths, Herrn Gaſſner, die zuvor blind geweſenen ſehend gemacht, den Tauben das Gehör, den Lahmen der Gebrauch ihrer Hände und Füſſe, allen Gattungen der Kranken und Preſthaften die verlorne Geſundheit wieder ertheilt worden. Gaſſner befahl es, und in einem Augenblicke ſtellten ſich, mit Veränderung der Pulsader, die Gichter, und zwar mit oder ohne Schmerzen, nach ſeinem Gutbefinden, ein; jetzt im Kopfe, ein andersmal nur in den Augen, bald alleinig in dem rechten, bald in dem linken Arme; jetzt in einem dazu beſtimmten Finger allein, bald mittelmäſſig, bald wieder ſtärker. Er gab den Befehl, jetzt in teutſcher, jetzt in lateiniſcher Sprache, nach Belieben der Umſtehenden; und es war das kalte, und in einer Minute

das hitzige Fieber mit dem ſogenannten Frieſel vorhanden. Oder, um die Einwirkung des Teufels recht auffallend und wie handgreiflich zu machen, befahl Gaſſner dem Teufel mit lateiniſchen Worten: „daß er die Anzeigen eines Sterbenden in dem Beſeſſenen hervorbringe“; und der Athem fing an auszubleiben, der Puls war nicht mehr fühlbar, die Augen brachen, die Naſe ſpitzte ſich zu, der Todenſchweiß ſtand auf der Stirne, der Todenröchel ſelbſt mit einem gänzlichen Erſtarren des Leibes fing wirklich an; aber auf ein einziges Wort: „*Ceſſet*: es ſoll aufhören“, war alles wieder im vorigen Stande. Wollte es jemand aus den Anweſenden haben, oder glaubte Herr Gaſſner, daß es zur Ueberzeugung eines gegenwärtigen Kritikers dienlich wäre, ſo mußte bald der rechte, bald der linke Arm, nach Unterſchied ſeines Gebothes, ſichtbarlich aufſchwellen, ſich verdrehen, eine ſolche Steife annehmen, daß er mit aller angewendeten Gewalt nicht zu biegen war. Die Finger bekamen nach ſeiner Vorſchrift eine ſolche Schwere, die dem Gewichte von 24 Pfunden gleich kam, und auf ſeinen ergangenen Gegenbefehl war alles wieder hergeſtellt. Auch die ſonderbarſten Gemüthsänderungen wurden auf den an den Teufel ergangenen Befehl plötzlich hervorgebracht, und oft ſich ganz entgegengeſetzte gleich auf einander; zum Beiſpiele Traurigkeit bis zum Seufzen und Weinen, und dann Freude, die in ein lautes Lachen ausbrach; oder jetzt Abneigung und Zorn, und gleich darauf Zuneigung und Liebe; ſo auch verſchiedene Wünſche und Entſchlieſſungen; auch Wahnſinn, auch Vernunftsverluſt.

Vorzüglich ſonderbare Dinge zeigten ſich an einem Fräulein von Würzburg. In ihr war der Teufel recht im Gehorſam gehalten; ſie, die kein Wort Latein verſtand, that auf der Stelle alles, was Herr Gaſſner in lateiniſcher Sprache dem Teufel befahl; ſie zitterte am ganzen Leib, und war dann wieder auf einmal ganz ruhig; es zitterte jetzt ihr rechter, jetzt ihr linker Arm; jetzt der Kopf, und ſo dann auch die Füſſe; der Puls

gieng

gieng auf erhaltenen Befehl jeżt geſchwind, jeżt langſam; jeżt im rechten Arm geſchwind, und im linken langſam, und dann wieder umgekehrt; ſie ſeżte ſich, ſie ſtand auf, ſie gieng, ſie ſprang, ſie zörnte über alle Umſtehende, und bath dann wieder alle um Verzeihung; ſie verlor das Gehör, das Geſicht, den Gebrauch der Vernunft; zuleżt befahl Gaſſner dem Teufel, er ſoll ſie als ſterbend und als todt vorſtellen; zur Erſtaunung aller war ſie wie eine in den leżten Zügen liegende Perſon; es kam ſo weit, daß man ſie für todt anſah. Auf den Befehl: „iterum ſit ſana in nomine Jeſu", (ſie ſoll im Namen Jeſu wieder geſund ſeyn), fieng der Puls wieder an, empfindlich zu werden, der Todtenſchweis verſchwand. Sie kam zu ſich, die Geſichtszüge und die Farbe änderten ſich, ſie ſtand friſch und geſund auf, als wenn ihr niemals etwas gefehlet hätte. Nach vollbrachter Austreibung war die Pazientinn voll Freude und Vergnügen; ſie betheuerte vor allen hohen Zuſchauern, daß ſie ſich nun recht wohl und vollkommen geſund befinde.

Alle dieſe verſchiedene vom Teufel hervorgebrachte Veränderungen, ſo martervoll ſie zu ſeyn ſchienen, verurſachten den Beſeſſenen meiſtentheils gar keine Schmerzen; Schmerzen zu verurſachen, wurde dem Teufel nur ſelten erlaubt, nur dann erlaubt, wenn es nothwendig war. Herr Gaſſner ſah (und mußte dieß) auf die verſchiedene Beſchaffenheiten der Leute, die zu ihm kamen; hätte er immer nur mit recht und lebendig glaubenden, gut unterrichteten und gutmüthigen, kurz mit vollkommen recht vorbereiteten Leuten zu thun gehabt, ſo wären alle dieſe anſcheinende Weitläufigkeiten und Umſtände ganz unnöthig, und ſo viele Zeit und Mühe erſpart geweſen; aber da gab es immer gar verſchieden geſinnte und beſchaffene Menſchenklaſſen; einige, welche dem Teufel alle Gewalt und allen Einfluß auf die Menſchen ganz abſprachen; andere, die wegen übeln Leibsumſtänden zwar Hilfe ſuchten, aber, ohne etwas Uebernatürliches zu vermuthen, den Herrn Gaſſner bloß

als einen erfahrnen, und in ſeinen Kuren glücklichen Leibarzten betrachteten; drittens ſolche, die ſich eine zu fürchterliche Vorſtellung von dem Teufel gemacht hatten; viertens ſolche, die es entweder nicht mit der Kirche hielten, zu welcher ſich Herr Gaſſner bekennte, oder die in ihrem unbußfertigen Seelenzuſtande keinen Begriff von dem ſtrengen Gerichte Gottes und jener unglückſeligen Ewigkeit hatten, die ſie einmal zu erwarten hätten; es waren fünftens Leute gegenwärtig, denen aller Unterricht abgieng von dem zu ihrer Befreiung nöthigen Glauben und Vertrauen, wie auch von den Mitteln, ſich ſelbſt wieder helfen zu können, wenn ſie nach ihrer Befreiung mit einem abermaligen teufliſchen Anfalle beläſtiget werden ſollten; es waren ſechstens Prieſter und Seelſorger gegenwärtig, die das Teufelaustreiben entweder einer auſſerordentlichen Wundergabe Gottes zumaßen, oder als ein langwieriges, müheſames und für ihre Ehre und ihr Anſehen gefährliches Unternehmen betrachteten. Die anbethungswürdige Güte und Vorſicht Gottes hatte es beſchloſſen, allen dieſen Gattungen der Menſchen heilſamere und richtigere Begriffe beizubringen; ſie bediente ſich des Herrn Gaſſners als eines Werkzeuges, nicht in einem Winkel der Erde, ſondern an einem jedermann offenen Platze gleichſam eine Lehrſchule aufzurichten, wo alle auch noch ſo verſchiedene Klaſſen der Anweſenden ſolche heilſame Lehren erhalten ſollten, die ihnen und andern ihrer Obſorge Anvertrauten für das gegenwärtige zum Streite beſtimmte Leben den Sieg und die Uebung der vortrefflichſten Tugenden, für das Künftige aber einen reichen Schatz der Verdienſte zuſichern könnten. Leute der erſtern Klaſſe, Ungläubige oder nicht genug lebendig Glaubende, konnten es da mit Augen ſehen, und mit Händen greifen, daß der Teufel auch jetzt Gewalt und Einfluß auf die Menſchen habe; ſie mußten ſich überzeugt zu ſeyn bekennen, daß noch heut zu Tage die Quelle der Krankheiten nicht allein in anklebender Hinfälligkeit des menſchlichen Körperbaues, ſondern auch mehr=

mehrmals in jener teufliſchen Gewalt zu finden ſey, welche vormals der Satan an dem Gott gefälligen Job, und an dem verworfenen Saul ausgeübt hatte. Die vom Teufel nach dem exorciſtiſchen Befehle erweckten Leidenſchaften konnten ſie, wenn wir auch keine göttliche Offenbarung hierüber hätten, ſichtbarlich überzeugen, daß nebſt jenem gefährlichen Feinde, den wir an der Sinnlichkeit und dem unglücklichen Hange zum Böſen herumtragen, der Satan jener feindſelige und verboste Verſucher ſey, vor welchem uns zu bewahren, der Erlöſer ſelbſt die zwei letzten Bitten des Vaterunſers (gemäß der ſchönen Auslegung des römiſchen Katechismus über dieſe Stelle) hat angegeben; der heilige Paulus zu den Epheſ. im 6. Kapitel, und der heilige Petrus im 2. Sendſchreiben im 5. Kap. hat uns auf guter Hut zu ſtehen gewarnet, und die Kirche mahnt in den prieſterlichen Tagzeiten durch eben dieſe Worte Petri uns täglich zur Wachſamkeit an. Die zweite Klaſſe der Anweſenden konnte gar bald abnehmen, daß es keine menſchliche Gewalt wäre, welche einem unſichtbaren Weſen, welches in dem Pazienten ſo erſtaunliche Wirkungen hervorbrachte, einen dergeſtalt behenden Gehorſam auf die alleinige Anwendung des heiligſten Namen Jeſus auferlegen könnte. Sie ſahen die Pazienten, ohne Unterſchied der Perſonen, mit ein paar Worten, oder einem befehlenden Gedanken, die ſchwerſten Zufälle von ſich ſelbſt abtreiben, und ſie prieſen mit jenem andächtigen Volke bei Matth. im 7. Kap. 8. Vers Gott, der den Menſchen ſolche Gewalt gegeben hat. Bei der dritten Gattung der Anweſenden mußte alle Furcht vor einem dergeſtalt ſchwachen und elenden Geiſte verſchwinden, von dem ſie ſahen, daß er durch die auch nur in Gedanken gegebenen Befehle eines jeden einfältigen Bauersbuben den Gehorſam zu leiſten, gehalten war. Die zur vierten Klaſſe gehörigen Anweſenden mußten in der gebiethenden Macht eines würdigen Prieſters die Stimme jener Kirche erkennen, welche von ihrem göttlichen Stifter die Verſiche-

rung bei Matth. im 16. Kapitel, 18. Vers hatte, daß die Pforten der Hölle ſie nicht überwältigen würden. Sie mußten jene für die wahre Kirche Chriſti erkennen, bei welcher das von Chriſtus ſelbſt bei Markus am letzten Kapitel beſtimmte Zeichen der Rechtglaubigen mit ſolcher Ueberzeugung anzutreffen war. Sünder, denen ihr unglücklicher Seelenzuſtand nicht unbewußt war, konnten, wenn ſie nur ernſtlich wollten, nach der Prophezeihung des Zacharias bei Lukas am 1. Kapitel, 71. Vers, das Heil von unſern Feinden und von der Hand deren, die uns haſſen, hernehmen; weil, indem ſie ſo viele Bedrängte erblickten, die der Menſchenfeind mehre Jahre hindurch durch alle Gattungen der leiblichen Plagen in den elendeſten Stand verſetzt hatte, ihnen endlich begreiflich werden mußte, was für einem Tyrannen ſie ſich durch die Sünde unterworfen hatten. Sie konnten ſich zum Voraus die Rechnung machen, wie grauſam dieſe hölliſchen Furien mit ihnen einmal in der unglückſeligen Ewigkeit, wo ſie ſich ihrer Wuth werden gänzlich überlaſſen ſehen, verfahren werden; nachdem ſelbige mit denen, die doch vermuthlich in der Gnade und Schutze Gottes ſtehen, in dieſem Leben ſo unbarmherzig verfuhren. Sie hörten den verfluchten Geiſt in den beſeſſenen Körpern heulen, jammern, oder verzweiflungsvoll in Gotteslaſterungen ausbrechen, ſo oft man ihm jenen erſchrecklichen Tag des Gerichts, oder ſeine ewige Verſtoſſung von dem Angeſichte Gottes in Erinnerung brachte; der aufmerkſame Sünder konnte hiebei nicht unempfindlich bleiben, wenn er in Erwegung zog, daß, wenn er das Unglück haben ſollte, in einer Todſünde zu ſterben, ihm unfehlbar ein gleiches Urtheil der ewigen Verdammniß mit dem Teufel und ſeinen Engeln zu erwarten ſtünde. Die unendliche Größe und Schönheit Gottes, den er ſo oft und ſchwer beleidiget hat, fieng ihm an einzuleuchten, da er aus dem Wehethun, welches der argliſtige Geiſt ſelbſt nicht zurückhalten konnte, wahrnahm, daß der

ewige

ewige Verluſt der Anſchauung und des Genuſſes dieſes unendlichen Gutes, unter allen andern Höllenpeinen die empfindlichſte und ſchrecklichſte ſeyn müßte. Man ſtelle ſich nun auch die fünfte Gattung der Gaſſneriſchen Zuſchauer und Augenzeugen vor Augen; Leute nämlich, die Zeitlebens nichts vom Teufel gehört, als nur da ſie das Kreuzmachen gelernt hatten. Wie hätten ſich dieſe ſo bald können übereden laſſen, daß ihr übler Leibeszuſtand, den ſie zur Heilung dahergebracht, ein Werk des Teufels wäre, wenn ſie nicht ſolches an andern, die in gleichen Umſtänden ankamen, und ihre Geneſung durch Abtreibung des Teufels erhielten, geſehen und gehört hätten? Der Glaube und das Vertrauen, welche ſich auf die Verheiſſung Chriſti gründen, blieben ihnen ſo lang eine unbekannte Sache, bis ſie an ſich ſelbſt und andern wahrgenommen hatten, daß nur jene Befehle des Exorziſten vom Teufel vollzogen wurden, denen der Pazient mit glaubigem und vertrauensvollem Herzen beiſtimmte. Den Teufel ſelbſt befehlsweiſe eben ſo, wie ihren Hund oder ihre Katze zu Hauſe fortjagen zu können, blieb ihnen ſo lang eine unbegreifliche Macht, bis ſie, auf die Anmahnung des Exorziſten, deſſen eine muthige Probe ſelbſt hatten genommen. Sie lernten dabei den Namen „Jeſus“ forthin nicht nur als den heiligſten und ſüſſeſten, ſondern auch als einen der Hölle erſchrecklichen und den Glaubigen heilbringenden Namen, mit kindlichem Vertrauen zu verehren. Es nahm bei ihnen zu die Hochachtung und Ehrerbiethung gegen die geweihten Diener der Kirche, da ſie ſahen, daß ſelbſt die Fürſten der Finſterniſſe ihren Gebothen unwiderſtehlich ſich unterwarfen. Auch die Prieſter, als die ſechste Klaſſe der Gaſſneriſchen Zuſchauer und Beobachter, fanden richtige Aufſchlüſſe und Unterricht für die Kanzel, für den Beichtſtuhl, für Krankenbeſuche, und für ſonſtige Seelenpflege. Der Prieſter, der jetzt ſolche Dinge vor ſeinen Augen durch die Kraft des heiligſten Namens Jeſus geſchehen ſah, mußte neugeweckt, lebendiger werden für ſeinen heiligen Beruf, im Glauben,

im Vertrauen, in der Liebe zu Gott, in der Freude an Jeſus, ſeinem und aller Menſchen wahren Heilande und Erlöſer; da er jezt neuerdings gelehrt wurde, daß ein in der Stille mit wechſelſeitigem Glauben und Vertrauen des Prieſters ſowohl, als des Geplagten gethaner Befehl im heiligſten Namen Jeſus, dem leztern den freien Gebrauch ſeiner innern und äuſſern Sinne herſtelle, und denſelben ſelbſt in den Stand ſetze, von ſich forthin alle dergleichen Anfälle abzuwenden; ſo war ſeine Freude nicht geringer, als jene der Jünger Chriſti; da ſie ihm frohlockend hinterbrachten, bei Lukas am 10. Kapitel, 17. Vers: „Herr! in deinem Namen ſind uns auch die Teufel unterthänig.“ Der Anblick der ſichtbaren Plagen bei den Beſeſſenen oder Infeſtirten führte noch ferner den in Verwunderung geſetzten Seelſorger auf die Erkenntniß der innern Quaalen, die manchmal alle unſere Leiden weit überſteigen. Ein anderer fühlte ſich ſelbſt beſchämt, und jammerte nun, daß es ſo vielen Chriſten und Geiſtlichen am lebendigen Glauben, am kindlichen Vertrauen fehle. „Ich ſah mit Erſtaunen, (waren ſeine Worte) daß weder dem Herrn Gaſſner, noch den Pazienten, jemals ein Befehl mißlingte, und unvollzogen blieb, wenn es an dem Vertrauen des Pazienten (weil jenes des Exorziſten noch niemals wankend bemerkt worden iſt) nicht fehlte. Ich konnte ohnedieß als ein Glaubiger nicht zweifeln, daß der Teufel aus freiem Willen dieſen behenden Gehorſam nicht leiſte, ſondern durch eine übernatürliche Macht, das iſt, von Gott dazu angehalten werde. Ich ſah, daß ſichtbarlich, täglich und ſtündlich erfüllt wurde, was die heilige Schrift ſo oft ſagt. Hier ſtellten ſich meinem Gedächtniſſe vor eine Menge der Schriftſtellen, in denen Gott ſeine Verheiſſungen, in Betreff ſowohl der zeitlichen als geiſtlichen Wohlthaten, unſerm Vertrauen auf ſeine Güte hat angeheftet. Ich erinnerte mich des ununterbrochenen Verhaltens unſers Erlöſers, als er noch unter den Sterblichen wandelte, da er niemand eine Bitte verſagte, die

mit Vertrauen an ihn geſtellt wurde. O wie vielmal dachte ich mir da: Wie vielen Bedrangten in verſchiedenen Nöthen könnte geholfen werden, wenn es den chriſtlichen Hirten und den chriſtlichen Heerden an chriſtlichem Vertrauen nicht fehlen würde! Und im Gegentheile wie nothwendig muß das Unheil immer mehr zunehmen, wenn die Gläubigen nicht vertrauungsvoll zu rechten Mitteln greifen, oder ſündhafte Hilfe ſuchen; wenn die Wächter des Hauſes Iſraels ihre Hände ruhig in die Schoos legen, und ihren anvertrauten Seelen aus einer herrſchenden Neigung zur liebloſen Gemächlichkeit die nöthige geiſtliche Hilfe in ihren Nöthen verſagen? Dieſe Betrachtungen waren für mich (fuhr dieſer Prieſter weiter fort) die ſtärkſte Aufforderung meines Seeleneifers; um nicht an jenem groſſen Tage die ſchreckbare Bedrohungen Gottes an mir erfüllt zu ſehen, welche der Prophet Ezechiel am 32. Kapitel ankündet: „Wehe den Hirten Iſraels! Was ſchwach war, habt ihr nicht geſtärkt; was krank war, das habt ihr nicht geheilt; was zerbrochen war, das habt ihr nicht gebunden, und was verworfen war, das habt ihr nicht herbeigeführt ꝛc. Darum ihr Hirten, hört des Herrn Worte: ſo wahr ich lebe, ſpricht Gott der Herr; weil meine Heerde zum Raube, und meine Schaafe allen Thieren zur Speiſe geworden, ſo will ich meine Heerde aus eurer Hand fordern.“ u. ſ. w.

Jeder, der da wollte, konnte etwas Lehrreiches, etwas ihm ſelbſt, und den ſeinigen Heilſames, jeder konnte etwas in ſein inneres, oder äuſſeres Hausweſen Brauchbares mit ſich nach Hauſe nehmen; und ſo wurde vielen weſentlich geholfen, ſelbſt von denen, die gar nicht daran dachten; daß ſie einer Hilfe bedürftig ſeyn ſollten.

Schon Gaſſner an, und für ſich ſelbſt war eine ſtets ertönende Predigt, ein immerwährender Unterricht, ein rechtes Tugendbeyſpiel; vorzüglich erbauend waren ſeine Demuth, und Beſcheidenheit; er maßte ſich gar nichts an, wollte gar kein Aufſehen machen; es war alles um

ihn her ganz einfach, ohne alle Marktſchreyerei; man ſah da weder betrügliche Vorſtellung, noch prahleriſches Groß=thun in ſeinem Verfahren; alles iſt in ſeinem äuſſerlichen Anſehen, einfältig und gleichförmig. Er ſitzet da auf einem kleinen Schlafſeſſel mit einer kleinen Stole über ſeine Kleider angethan, an ſeinem Hals hanget ein Kreuz; ein Tiſch, worauf ein Kruzifix ſtehet, befindet ſich an ſeiner Seite, und um den Tiſch herum eine Reihe Seſ=ſel für die hohe Standsperſonen. Es befindet ſich auch daſelbſt ein Aktuarius um die merkwürdige Vorgänge auf=zuzeichnen. Die dem Prieſter vorgeſtellte betrübte Per=ſon kniet nieder; er fraget ſie, über die Gattung, Zahl und Umſtände ihrer Unpäßlichkeiten. Wann er ihres Zuſtandes genugſam erfahren, und daß er ihr einige Worte zur Erweckung des Vertrauens geſprochen, als=dann ermahnet er ſie; ihm beyzuſtimmen, daß indem ſie innerlich verlanget, daß alles geſchehe, wie er befiehlet. Nachdem nun alles alſo vorbereitet iſt, ſagt er: Wenn ſich in dieſer Krankheit etwas Unnatürliches befinden ſollte, ſo befehle ich im Namen Jeſus, daß es ſich al=ſogleich zeigen ſolle; oder er beſchwöret den Teufel in Kraft des allerheiligſten Namen „JESUS,“ diejenige nämliche Uebel wiederum hervorzubringen, welche er dieſer Perſon verurſachet hatte. Wenn dann auf die an den Teufel ergangene Befehle ganz außerordentliche und alle Menſchenkräfte und Kenntniſſe überſteigende Wirkun=gen ſich zeigten, und dann alle Anweſende vor Verwun=derung wie auſſer ſich da ſtanden; machte der Herr geiſt=liche Rath Gaſſner immer wieder aufmerkſam; ſagte: „man ſollte nicht ſo ſehr darüber ſtaunen und wundern es ſeyen dieß lauter ganz natürliche Wirkungen des Teu=fels einer Seits, und anderer Seits der Ueberkraft deſſen, der den Teufel und die Hölle beſiegt hatte, und immer noch alle Teufel, und die ganze Hölle an Macht, und Stärke unendlich übertreffe.“ Eben deßwegen war es dem demüthigen, und gründlich gelehrten Manne nie recht, wenn er hörte, daß man ihn einen Wundermann und ſeine Kuren „Wunderkuren“ nannte; oftmal und

immer wieder bezeugte er: „daß er keine Wunder wirke; ſondern daß er nur, das von der Kirche erklärte und gut geheißene Hülfsmittel wider die unnatürliche Krankheiten, und woran der böſe Geiſt Theil hat (es ſey hernach, daß er ſie verurſache, oder vermehre) in die Uebung und Wirkung bringe.“ Damit erklärte er auch, warum bey ihm nicht allen geholfen werde, und ſchickte alle, die an ganz natürlichen Krankheiten litten, ſelbſt an die Aerzte; damit erklärte er, warum bey ihm einigen nur halb geholfen werde; nämlich, wie er immer ſelbſt anmerkte, es geſchieht nicht ſelten, daß der böſe Geiſt, um mehr verborgen zu bleiben, dem Menſchen, nicht eine ganz neue, und dem Pazienten ſelbſt verdächtige Krankheit verurſache, ſondern ſich nur in die menſchlich-natürliche einmiſche, und ſelbe vermehre. Kommt es nun zum Gebrauche der geiſtlichen Mitteln, ſo wird dadurch zwar der teufliſche Zuſatz, nicht aber der Hauptzuſtand gehoben. Das Werk Gottes bleibt ſolchenfalls ein vollkommenes Werk in ſeiner Gattung; weil es nichts von den Werken und Wirkungen des Teufels zurück läßt. Auf ſolche Weiſe kehrten alſo immer auch jene, welche die geſuchte Hülfe nicht gefunden, voller Troſt und Zufriedenheit zu den ihrigen zurücke; weil ſie nun verſichert zu ſeyn glauben, daß ihr Uebel von dem böſen Geiſte nicht herkomme, annebens ſolche Wunderdinge geſehen und gehört haben, die ihnen eine neue Stärke im chriſtkatholiſchen Glauben, ein auſſerordentliches Vertrauen auf einen in ſeinen Verheiſſungen ſo getreuen Gott, und einen friſchen Muth, wider die Anfälle eines dergeſtalt ſchwachen Teufels zu ſtreiten, eingeſtößt haben.

Uebrigens fuhr man dann doch fort den demüthigen nichts ſeyn wollenden großen Nothhelfer in Ellwang einen Wundermann, und ſeine Hilfeleiſtungen — Wunderkuren zu nennen; weil man nun ſchon gewohnt war alles, was offenbar Menſchenkräften und Kenntniſſe überſtieg, übernatürlich zu nennen, und weil die außerordentlichen Dinge, die man da, oder ſelbſt erfuhr, oder mit anſah, allgemein in Verwunderung hinriſſen, und wovon mündliche,

liche, und ſchriftliche Nachrichten überall hindrangen, und alle Welt in Erſtaunen ſetzten.

Einer der anſehnlichern Augenzeugen, nachdem er vieles von dem, was in Ellwang vor ſeinen Augen geſchah, umſtändlich beſchrieben hatte, faßte ſich am Ende kurz in die Worte: „Weil ich mich länger zu Ellwangen aufhielt, kamen Zufälle vor, die mich und andere in Erſtaunung ſetzten, und überzeugten, daß der Satan unzählig oft der Urheber dergleichen Schmerzen und Krankheiten ſey. Herr Gaßner vertrieb durch ſein bekanntes im Namen Jeſu gemachtes Geboth (das er allzeit auf den Menſchenfeind und hölliſchen Verſucher richtete,) faſt alle Gattungen der Schmerzen und Krankheiten, z. B. Augenſchwachheiten, Gehörloſig- und Sprachloſigkeit, Engbrüſtigkeiten, hartes Athmen, Aufblähungen, Zahn und Kopfſchmerzen, Magenwehe und Magenkrämpfe, Kreuz- und Gliederſchmerzen, Mattigkeiten, das Zittern, den Schwindel, alle Gattungen der Gichter, und fieberhaften Anfälle, Schlafloſigkeit, Eckel ob natürlichen Speiſen, und auch im Gegentheil einen unerſättlichen Durſt und Hunger, die podagraiſchen Schmerzen, und ſogar die hinfallende Krankheit u. ſ. w.“

Aber dieſer Lärmen, der ſomit ſich ſelbſt machte, und durch dergleichen Nachrichten, immer noch größer werden mußte, erweckte Feinde. Die Ungläubigen wurden raſend darüber: „daß gerade jetzt da man das Reich des Satans ſo ſehr als das Reich Gottes zerſtört wiſſen wolle, ein Menſch mit ſolchen Teufeleyen wieder komme.“ Proteſtanten waren ohnehin auch dießmal Proteſtanten. Aber ſelbſt auch Katholiken traten als Gegner auf. Es wurde in kurzer Zeit vieles und heftig geſprochen und geſchrieben, und geflucht, und geſpottet, und geläſtert. Weltliche und geiſtliche Obrigkeiten ſuchte man aufzuhetzen. Und dennoch durch alles ließen ſich Gläubige in Menge, und der Glaubensvolle Herr geiſtliche Rath Gaſſner, und ſein hochwürdigſter Fürſt-Biſchof nicht irre machen. Der Fürſtbiſchof von Regensburg hatte allzeit alle Hochachtung für dieſen frommen Diener Gottes, und

weil

weil er ohne dieſen ſeinen geiſtlichen Rath Gaſſner nun nirgends mehr ſeyn wollte; ſo nahm er ihn nun eben dieß Jahr Chriſti 1775 auch nach Regensburg mit ſich. Auch dahin ſtrömten alsbald, wie vorhin nach Ellwang, immer in Menge Menſchen von allen Seiten her, aus Schwaben, aus Bayern, aus Tyroll, aus Böhmen, aus Oeſterreich, aus Ungarn. Auch zu Regensburg waren die den beſeſſenen, oder ſonſt, wie immer vom Teufel geplagten Menſchen in Kraft des heiligſten Namens Jeſus durch Gaſſner zugewandte Wohlthaten, Heilungen, Wiederherſtellungen eben ſo vielfältig, und wunderbar, als anderswo; auch hier wurde hierüber ein amtliches Protokoll geführet; auch hier war das Zeugniß aller immer nur eine Stimme, und ein Staunen, und ein lauteres Lob Gottes, und Anpreiſung des heiligſten Namens Jeſus; man konnte den Erzählungen kein Ende machen, nicht genug alles beſchreiben, und ſchildern, nicht genug Worte finden, ſich auszudrücken, immer am Ende hieß es nur: „Niemand glaubt es, was für erſtaunliche Dinge Herr Gaſſner wirkt, der es nicht ſelbſt ſieht.“ Fragte man ſie um die beſtimmteren Umſtände, ſo ſagten ſie: „Wir ſahen Blinde ſehend, Taube hörend, Stumme redend, Lahme gerad, auf allen Gliedern Matte ſtark und kräftig, Gichtbrüchige und Fieberhafte geſund machen. Dieſem vertrieb er die Augenſchmerzen, jenem die Zahn- Ohren- und Kopfſchmerzen, dieſem das Bruſt- Magen- und Rückenwehe, jenem das Reiſſen in allen Gliedern, dieſem alle Geſchwulſt oder die Aufblähung, jenem die Härtigkeit und Erſtarrung eines Glieds, dieſem den Schwindel, jenem die hinfallende Krankheit, dieſem die Schwermuth, Engbrüſtigkeit und Traurigkeit, jenem die Schlafloſigkeit, oder Schlafſucht, dieſem einen unerſättlichen Hunger, jenem den Eckel ab allen Speiſen u. ſ. w. War das Uebel wirklich zugegen, vertrieb er es, wenn die Pazienten mitwirkten, auf der Stelle. Waren ſie mit ihren gewöhnlichen Krankheiten nicht wirklich behaftet, ſo ließ er ſie kommen. Sie kamen bis zur Erſtaunung. Er vertriebs im Namen Jeſu oft in einem Augenblicke.“ Alles

dieß

dieß geſchah meiſtentheils vor einer Menge Menſchen, vor ſcharfſehenden und ſcharfrichteriſchen Augen, denen gar nichts entgehen konnte, vor Rechtsgelehrten, vor Religionsſpöttern, vor Perſonen von allen Ständen, vor den erfahrenſten Naturskennern, vor den geſchickteſten Leibärzten verſchiedener Religionen, welche immer die Sache nicht nur obenhin beobachtet, ſondern auf die ſtrengſte Probe gelegt haben. Sie bewunderten die Wirkungen. Sie betheuerten, ſie überſteigen alle Kräfte der ſichtbaren Natur. Einige davon vertheidigten nicht mündlich, ſondern auch durch gründlichſte in den öffentlichen Druck gegebene Schutzſchriften, das Gaſſneriſche Syſtem und ſeine ganze Heilart. Ihre Zeugniſſe, wie ihre Nämen und Charaktäre wurden immer getreulich in die Protokolle mit eingetragen. Man konnte nun die ſpätere ärztliche Gutachten zuſammhalten mit jenen ſchon früher von mehreren eben ſo berühmten Aerzten in verſchiedenen Orten Erlaſſenen, weil überall, wo bisher Herr Gaſſner ſich aufgehalten hatte, zu Klöſterle, in Wolfegg, in Mörsburg, in Salmansweiler, in Aulendorf, in Wangiſchen, und Memmingiſchen Bezirken, wie in Ellwang ſelbſt, eben dieſelben ſtrenge Unterſuchungen, über das Ganze, und über alles Einzelne angeſtellt worden ſind.

Im Auguſt dieſes Jahres Chriſti 1775 kam eine förmliche Geſandtſchaft der geſammten Univerſität Ingolſtadt, von jeder Fakultät ein Profeſſor, nach Regensburg, um neuerdings wieder ſelbſt zu ſehen, genau zu prüfen, ſcharfzurichten, die Sache endlich zu entſcheiden. Es waren die auserleſenſten, gründlich gelehrte Männer dazu gewählet: der Protokanzler und Profeſſor der Gottesgelehrtheit Benedikt Stattler, welcher bereits durch eine Menge großer, philoſophiſcher, theologiſcher und anderer Werke, und durch die in denſelben aufgeſtellte, nett und genau beſtimmte Begriffe, durch ſeine unzerſtörliche Beweiſeführungen, durch ſeinen Tiefblick und Scharfſinn, durch ſeine Gründlichkeit, in allem ſich in der ganzen gelehrten Welt berühmt gemacht hatte; und recht eigentlich gegen Ungläubige und Irrgläubige die Kriege

des

des Herrn führte, und mit Eifer und Kraft ums Reich Gottes ſich annahm, und die Rechte der Vernunft, der Philoſophie, und die Rechte der göttlichen Offenbarung gleich muthvoll und gründlich behauptete, und die Wahrheit, und die Stütze der Wahrheit, die heilige Kirche unerſchrocken und unbezwingbar verheidigte, und überhaupt, wenn von Schriftſtellern, wenn von Gelehrten die Rede iſt, — Stattler der Große genennet zu werden verdiente. Mit ihm kamen der juridiſche Profeſſor Brugger, der Profeſſor der Philoſophie Gabler, und der mediziniſche Doktor Levelin. Dieſe in jeder Hinſicht vortreffliche, große Männer nun ſahen Dinge, von denen ſie bisher vielmals erzählen hörten, und laſen, jetzt ſelbſt mit eignen Augen. Es wurde ſo eben eine Fräulein von Schallenberg, welche über 60 Stunden weit hergebracht worden war, von ihrem vieljährigen Uebel los und frey; da ſie vorhin, wegen immerwährendem Schwindel, und wegen einer außerordentlichen Schwere in ihren Füſſen nicht gehen konnte, ohne fremde Hilfe, lief ſie jetzt munter, und freudig im Zimmer umher zur größten Freude und Verwunderung und Erſtaunuung ihrer Aeltern, und aller Anweſenden. Ferners ſah man eben Wunderdinge in zwoen andern Mädchen, in welchen der Teufel recht zum Gehorſam gebracht wurde; in einer mußte er nach vielen ſonſtigen ihm anbefohlnen, und gegebnen Zeichen ſeiner Gegenwart durch Kniebeugungen das heilige Kreuz verehren, bey Anrufung des heiligſten Namens Jeſus, und der ſeligſten Jungfrau jetzt das Haupt, jetzt den ganzen Körper neigen, und auf wiederholte immer in lateiniſcher Sprache vorgetragene Befehle immer tiefer und tiefer, endlich bis auf den Boden ſich hin neigen. Als dem Teufel befohlen wurde, eben dieſe Ehre nun auch dem heiligen Erzengel Michael, der ihn aus dem Himmel verſtoſſen habe, zu erweiſen; rief er voll Zorn auf: „Mit deinem Quis ut Deus.“ (Wer wie Gott!) In dem andern Mädchen mußte der Teufel zum Beweiſe ſeiner Gegenwart alle Zeichen einer ſterbenden Perſon hervorbringen; und es geſchah; alle Anweſende, unter dieſen

ſen auch der Ingolſtädter Arzt, Doktor Levelin mußten ſie für todt halten; es war kein Zeichen eines Lebens mehr an ihr zu finden. Dieß geſchah wiederholtermalen. Nach andern auf eben dieſe Weiſe vorgebrachten Wirkungen wurde zur Austreibung des Teufels geſchritten; das Angeſicht des Mädgens ward auf einmal ganz entflammt, ihr Mund in eine vollkommene Rundung aufgeſpannt; auf einmal fühlte ſich das Mädgen ganz frey, ſie ſtand freudig auf vom Boden, ohne alle Ermüdung, und dankte ihrem Erretter. Zween Herrn von Wien, ein weltlicher, und ein geiſtlicher, und viele andere Perſonen wurden alle auf ähnliche Weiſe von ihren Uebeln, und von den Urhebern derſelben, befreyet. So ſahen dieſe Ingolſtädter Gelehrte noch vieles, was über alle Begriffe gieng. Im vertraulichen Geſpräche mit Herrn Gaſſner fanden ſie in ihm den geradeſten, anſpruchloſen, demüthigen, frommen Mann, dems nur um Beförderung der Ehre Gottes, und des Seelenheiles, ſonſt um gar nichts zu thun war.

Nach ihrer Zurückkehre ſetzte Profeſſor Stattler eine Urkunde hierüber auf, eine kurze Erzählung alles deſſen was ſie in Regensburg geſehen, und gehört, und erfahren; und zugleich das Urtheil dieſer gelehrten Geſellſchaft; darinn heißt es unter andern: „Fünfmal wohnten wir den Operazionen, die Herr Gaſſner mit verſchiedenen Pazienten machte, bey. Dreymal waren wir gegenwärtig, da alles öffentlich geſchah, zweymal in einem Privatzimmer. Wenigſtens durch zwölf ganze Stunden waren wir Zuſchauer, und beobachteten alles aufs genaueſte; keine Gattung der Prüfung unterließen wir. *) Wir waren beſonders auf Reden, auf alle Gebärden, auf alle Handlungen und Bewegungen des Exorziſten aufmerkſam. Wir haben aber jederzeit beobachtet, daß bey ihm alles auf das nämliche

*) In den Werkchen: „Was ſoll man in den gaſſneriſchen Kuren noch unterſuchen?“ wie auch: „Höchſtverwunderliche und authentiſirte Wirkungen,“ ſind in lateiniſcher und franzöſiſcher Sprache verfaßten Originalſtellen anzutreffen.

liche Ziel abzwecke, nämlich einer Seits die Infeſtazionen des teufliſchen Verſuchers, anderer Seits die Kraft des heiligſten Namens Jeſu, und die Nothwendigkeit des lebhaften Vertrauens auf denſelben, zu entdecken. Wir konnten aber nichts weniger, als ein Merkmaal eines Taſchenſpielers, eines Quackſalbers, oder eines Betrügers an dem ehrwürdigen Manne beobachten. Vielmehr waren wir aus allen Umſtänden überzeugt, daß der verehrungswürdige Prieſter ein frommer, tugendhafter, und alles Betruges unfähiger Mann ſey, der nichts anders denkt, nichts anders ſucht, als alles, was er wirkt, durch die Kraft des heiligſten Namens Jeſu zu wirken. — Uebrigens hatten wir alle ſammentlich eine phyſikaliſche Gewißheit, daß weder eine elektriſche, noch magnetiſche Kraft bey dieſen Wirkungen einen Einfluß haben könne. Den Namen Sympathie nur in Mund zu nehmen, würden wir uns als Philoſophen ſchämen. — — Durch das nämliche Mittel (durch den Befehl im Namen Jeſu) brachte Herr Gaſſner einander ſchnurgerad entgegen geſetzte Wirkungen hervor, und zwar augenblicklich; er brachte ſie hervor ohne Anwendung einer Maſchine, ohne Veränderung der Applikazion, der Situazion, des Subjekts, oder eines andern Mittels. Wenn ſchon die Schmerzen die heftigſten, wenn ſchon das ganze Nervenſyſtem in der äußerſten Verwirrung war, wenn der Körper auf die ſchreckbareſte Weiſe in Bewegung geſetzt wurde; ſo hörte alles, auf den einzigen Befehl (ceſſet paroxiſmus in nomine Jeſu) in einem Augenblicke auf, ohne daß die Pazienten nur die allergeringſte Mattigkeit mehr empfunden haben. Es erfolgten ſogar diejenigen Wirkungen, die wir willkürlich beſtimmten und haben wollten; ſie folgten, obſchon die Pazienten ſelbſt nicht wußten, daß, oder warum dieſe Symptomen in ihnen entſtanden ſeyn; ſie konntens nicht einmal wiſſen; weil die Gebothe in lateiniſcher Sprache (oft nur in Gedanken) gemacht worden ſind. — — Aus allen Umſtänden, die wir bey zwoen betrübten Perſonen ganz genau beobachteten, hatten wir eine phyſikaliſche Ueberzeugung, daß

daß weder die Phantaſie, noch eine magnetiſche, noch eine elektriſche Kraft einen Eindruck haben könne; ſondern daß der Plaggeiſt der Urheber ſey, der durch die Kraft des heiligſten Namens „JESU", wider ſeinen Willen gezwungen wurde, ſein eigener Verräther zu werden." —

Dieſem Bericht, und gelehrten Gutachten, dieſem der Wahrheit gegebenen Zeugniſſe ſetzte der gelehrte Herr Profeſſor Stattler noch eine kurze theologiſche Abhandlung bey; er bewies die dahin einſchlagende katholiſche Glaubens-Wahrheiten, und widerlegte eben ſo gründlich alle Einwendungen der Ungläubigen und Spötter. Sein Antrag war, daß dieſe Abhandlung, die er in lateiniſcher Sprache abgefaßt hatte, in ſein großes theologiſches lateiniſch geſchriebenes Werk, in den Traktat von den Engeln eingeſchaltet werden ſollte.

Doktor Levelin äußerte ſich in einem Schreiben an Doktor Homburg hierüber mit den Worten: „Ich verſichere, daß ich in Gegenwart des Herrn Grafen von Schallenberg Zufälle geſehen habe, die nach meiner Einſicht alle menſchliche Wiſſenſchaft überſteigen. — Ich kann ihnen nicht beſchreiben, was ich ſah. Ich kann auch nicht wohl fodern, daß Sie es, ohne ſelbſt geſehen zu haben, glauben ſollen. Es bleibt allezeit wahr, und ich bekenne es gerne, daß dieſer Prieſter das ganze Nervenſyſtem, und zwar ohne den Pazienten zu berühren, in ſeiner Gewalt habe. — Auf einen Augenblick bringt er ganz entſetzliche Bewegungen hervor, und auf das einzige Wort: „Ceſſet in nomine Jeſu:" „Alles ſoll aufhören," hört in einem Augenblicke alles auf. Er befahl öfter, daß der Puls jetzt unterbrochen, jetzt und zwar augenblicklich gar nicht mehr fühlbar ſeyn, ſondern ausbleiben ſoll. Ich ſelbſt machte die Prüfung, und fand in der That, daß alles geſchehen ſey, was der Prieſter, welcher der redlichſte und ſanftmüthigſte Mann von der Welt iſt, (im Namen Jeſu) befohlen hat."

Es war aber auch am ganzen Gaſſner, wie an ſeinem heiligen Lebenswandel, ſo an ſeiner Lehrart gar nichts, was mit Grund getadelt werden konnte. Alles, was die-

ſer

ſer fromme Prieſter that und lehrte, war im Reiche Gottes auf Erde gar nichts neues; er blieb immer in allem der uralten Lehre der katholiſchen Kirche gewiſſenhaft getreu; ſeine mündliche Vorträge, und ſein ſchriftlicher Unterricht, den er herausgab, ſeine: „Weiſe, fromm und geſund zu leben und ruhig und gottſelig zu ſterben" enthielten immer nichts, als, was das Wort Gottes, was die katholiſche Kirche, was die heiligen Väter lehrten; er berief ſich immer auf die heilige Schrift des alten ſowohl, als neuen Teſtamentes. Da er in ſeinem ſchriftlichen Unterrichte vom Einfluß des Teufels auf die Menſchen redet, erinnert er an das, was von Job in göttlichen Schriften geſchrieben ſteht, er ſagt: „Und als Gott dem Satan Gewalt gelaſſen, nicht nur ihm in ſeinen Habſchaften und Gütern zu ſchaden, ſondern auch ſeinen Leib krank zu machen, ſuchte er durch dieſes ihn zur Ungeduld, zur Sünde zu bringen. Job iſt krank geworden, nicht von der Natur, ſondern vom Teufel. Warum ſoll dann dieſes nicht auch andern Menſchen geſchehen können? Leſe man nur die Leben der Heiligen, ſo wird man finden daß ſie vielfältig vom Teufel am Leibe ſind geplagt und kränklich gemacht worden; denn läßt Gott unſre Seele, als das Beſſere, anfechten vom Satan; warum ſoll er nicht auch anfechten laſſen den Leib, als das Schlechtere, um ſo mehr, weil der Leib auch andere Uebel ausſtehen, und mit der Seele angefochten werden muß, wenn er mit der Seele einſtens die ewigen Freuden genießen will? Ein Reiter, da er einen andern Renner verfolgt, ſchießt bald auf den Mann, bald auf das Pferd, wie er kann und mag; alſo läßt auch der uns verfolgende Böswicht, der allgemeine Menſchenfeind, nach Zeugniß des Apoſtels zu den Epheſern, ſeine feurige Pfeile auf uns abfliegen, und ſchießt ſowohl auf den Leib, als auf die Seele, ſo gut ihm möglich iſt. Es kann aber der Teufel den Leib leicht anfechten mit Schmerzen und Krankheiten, weil er keinen Widerſtand merket, und alſo wie der heiligmäßige Bußprediger Pinamonti anmerket, eben aus dieſer Urſache ſo viel kränkliche, und ſehr oft durch natürliche Mit-

tel unheilbare Menſchen auf Erden ſich befinden; weil der Teufel unter der natürlich ſcheinenden Krankheiten ſehr oft ſich verborgen hält, wie die Schlange im Graſe, deſſen Farbe ſie angenommen, nicht wahrgenommen wird, bis man auf dieſelbe tritt; alſo kann der Satan mit ſeinen verſtellten Krankheiten ſich leicht verborgen halten, indem die Menſchen ihn nicht erkennen, ſondern vermeynen, ihr Uebel habe den Urſprung von der Natur, von Flüßigkeiten, Erkältungen, ſtrenger Arbeit, Eſſen und Trinken, vom Geblüte und andern mehr dergleichen natürlichen Dingen; und da bey den mehreſten Menſchen kein Erkenntniß dieſer Anfechtung iſt, ſo iſt auch keine Gegenwehr, ſo braucht man auch die Hilfsmittel nicht, die uns Gott im heiligen Evangelium, und durch die Kirche an die Hand gegeben. Es weihet ja die Kirche alle Sonntage ein Waſſer, und braucht nebſt andern dieſe Worte: „Auf daß dieſe Kreatur, die deinen Geheimniſſen dienet, die Teufel zu verjagen, und die Krankheiten zu vertreiben, die Wirkung der göttlichen Gnade empfange" u. ſ. w. Alſo auch weihet ſie am Aſchermittwoche die Aſche, nebſt andern, mit folgenden Worten: „Verleih durch Anrufung deines allerheiligſten Namens, daß alle, welche damit beſprengt werden, zur Nachlaſſung ihrer Sünden, Geſundheit des Leibs, und zum Schirme der Seele gelangen, durch unſern Herrn Jeſum Chriſtum." Wegen der Weihe hat das Waſſer, die Aſche keine Kraft, natürliche Krankheiten zu vertreiben; mithin verſteht die katholiſche Kirche ſolche Krankheiten, die von dem böſen Geiſte ſind verurſachet worden. Gleichwie der Satan alle Menſchen an der Seele pflegt anzufechten, alſo kann er auch alle Menſchen ohne Unterſchied des Geſchlechts oder Stands anfechten am Leibe, durch Nachahmung der natürlichen Krankheiten. Daher kömmt es, daß ſo viele Menſchen unheilbare Krankheiten haben, obwohl ſie alle mögliche natürliche Hülfsmittel von den Arzneyverſtändigen gebraucht; weil nämlich ſehr oft die Krankheit entweder nicht natürlich, oder weil bey dem Natürlichen etwas Unnatürliches ſich vereiniget findet. Deſſentwegen

aber

aber will ich keineswegs ſagen, daß es keine natürliche Krankheiten gebe, ſondern nur andeuten, daß ſehr oft unnatürliche Krankheiten vom böſen Geiſte gemacht werden, durch eine pur lautere Verſuchung, welche man natürlich zu ſeyn vermeinet, und zwar auf zweyerley Weiſe: da er entweders geradezu durch ſelbſtige Einwirkung wirkliche, oder eingebildete Schmerzen verurſachet, oder aber: da er die Natur zu ſeinen Abſichten nur benützt; indem er die natürliche Feuchtigkeiten, Flüſſe, Geblüt, und andere Sachen alſo weiß, vermög ſeines beybehaltenen Verſtands, von einem Orte zu dem andern zu führen, wodurch das Uebel zugleich natürlich, aber von unnatürlicher Kraft iſt verurſachet worden, in welchen Fällen keine nur natürliche Arzney vollkommene Hilfe leiſten kann, ſondern es ſind auch geiſtliche Mittel zu gebrauchen. Daher kömmt es, daß es bisweilen ſcheint, der Arzt könne helfen, und bald iſt wiederum die alte Krankheit da, wenn man nicht zugleich geiſtliche Mittel braucht, und geſchieht oft den Herrn Arzneyverſtändigen unrecht, da ihnen die Schuld der nicht geleiſteten Hilfe beygemeſſen wird; weil nicht ſie, ſondern das verborgene unnatürliche Uebel die vollkommene Geneſung verhindert, welches ein Arzt nicht wiſſen kann, es ſey dann, er wäre durch lange Erfahrenheit in dergleichen Zufällen belehret, und durch Gebrauch der geiſtlichen Mittel in die Erkenntniß gebracht worden. Die Aerzte haben einen Lehrſatz, niemals etwas für unnatürlich zu halten, ſo lange ſie das Uebel oder kränkliche Anliegen natürlich erklären können. Dieß weiß der argliſtige Feind ſehr wohl, daher er jederzeit das Natürliche nachzuarten pflegt, und ſich argliſtig verſtellt, wie er es ſchon im Paradieſe angefangen, um die unvorſichtige Eva zu betrügen. Sehr viele Menſchen halten zwey entgegen geſetzte Grundſätze, und fehlen in beyden. Viele wollen behaupten, es ſeyen alle Krankheiten natürlich, und es gebe nichts Unnatürliches. Dieſe fehlen wider die Meynung der Gelehrten, der heiligen Väter, und der katholiſchen Kirche. Andere hingegen ſind der Meynung, alles Unnatürliche komme von Zauber- und Hexerey

xerey her, welches auch falſch iſt; indem ſehr viel Unnatürliches von einer puren Anfechtung des Teufels ſeinen Urſprung hat, wie erhellet aus dem Evangelium bey Matth. am 17., an jenem Mondſüchtigen, wie auch an Job, und an dem Könige Saul, und aus andern Stellen der heiligen Schrift. Man giebt dem ſchweren Geblüte, der ſchwarzgalligen Natur, und dem angſthaften Gewiſſen die Schuld, ohne daß man bedenke oder weiß, woher und von wem die Natur ſchwermüthig, und das Gewiſſen angſthaftig gemacht worden iſt. Der König Saul war lang halb tollſüchtig, es hätte die Natur müſſen ſchuldig ſeyn; wenn nicht David mit ſeinem Harfenklange und Pſalmenſingen den Teufel von Saul vertrieben, und ihn wieder zurecht gebracht hätte. Alſo hatte lange Zeit der Mond müſſen ſchuldig ſeyn, daß jener mondſüchtige Jüngling (Matth. 17.) bey wachſendem Monde, ſich in das Feuer und Waſſer geworfen, bis Chriſtus den Teufel von ihm vertrieben hat. Der Satan will nämlich, ſagt der heilige Hieronymus über dieſe Stelle der heiligen Schrift, daß Menſchen allzeit der Natur, und nicht ihm die Schuld geben, damit er deſto ruhiger ſchaden könne. Ein Dieb bricht niemals leichter in ein Haus, als wenn ein ſtarker Wind geht, denn alſo geben die, ſo das Haus bewohnen, dem Winde, wenn ein Getöſe gehört wird, und nicht dem Einbrechen die Schuld." Hierauf giebt dieſer ſchriftliche Unterricht die Zeichen an, an welchen man die vom Teufel bewirkte, oder verſchlimmerte Krankheit erkennen kann; es heißt: „Die kläreſten Zeichen aber ſind erſtens, wenn auf den Gebrauch geiſtlicher Mittel alſogleich das Uebel beſſer wird. Zweytens, das allergewiſſeſte ja unfehlbare iſt, wenn ein in dieſer Sache erfahrner Prieſter durch das Kreuzzeichen, oder durch den Befehl, im Namen Jeſu, den Schmerzen lindern, und durch einen andern Befehl (præceptum probativum) wieder größer machen, ja wohl gar in ein anders Glied treiben kann, und dieß öftermals; denn wenn die Krankheit oder der Schmerzen natürlich wäre, würde er auf den Befehl nicht aufhören, oder wiederkommen; weil der Prieſter

keine

keine Gewalt hat über die Natur, ſondern über den böſen Feind, welcher den Schmerzen verurſachet.“ Nach noch weitläufigerer Erklärung dieſer Sache heißt es in dieſem ſchriftlichen-gaſſnerischen Unterricht: „Nun iſt die Frage: Wenn einmal ein Pazient die Probe hat, und verſichert iſt, daß ſeine Krankheit unnatürlich ſey; was er zu thun habe, und was für Mittel er brauchen ſolle? Die Antwort iſt: Erſtlich, ſoll er bey dem Ausſpruche des Prieſters bleiben, der ſeine Krankheit für unnatürlich hält, weil ſonſt, wie die Lehrer ſchreiben, und die Erfahrung lehret, ein ſolcher Menſch niemals den genugſamen Glauben haben wird.“ Zweytens ermahnet der erfahrne Geiſtmann: „daß man ſich ſorglich hüten müſſe vor Furcht, Zorn, Schwermuth, Angſt; in einem ſolchen Seelen-Zuſtand, ſagt er geradezu, kann dem Kranken nicht geholfen werden, weil dieſe Gemüthsregungen, und Stürme den Glauben und das Vertrauen auf Gott, und die geiſtlichen Hilfsmittel ſchwächen, ja gar auslöſchen. Sehr oft hat Chriſtus ſeinen Jüngern wegen der allzugroßen Sorg, Kummer, und Traurigkeit einen Verweis gegeben mit dem: Was ſeyd ihr traurig? Gott verlangt von uns einen Fleiß, nicht Kummer und Sorg; wir würden dadurch das Vertrauen auf ihn nur verlieren, wir ſollen Ihm dienen als Kinder, nicht als Knechte.“ Ferners heißt es: „Drittens muß der Pazient einen feſten Glauben und Vertrauen auf Gott, und den heiligen Namen „Jeſus“ haben. In meinem Namen, ſagt Chriſtus, (Marci am 16.) werden die Teufel ausgetrieben; und die 72 Jünger als ſie zurück kamen: Herr! die Teufel ſind uns gehorſam in deinem Namen, (Luk. 10.) Es ſoll auch der Menſch einen guten Glauben haben auf das Zeichen des heiligen Kreuzes, auf geweihtes Waſſer, auf andere von der Kirche geſegnete, und verordnete Mittel.“ Auf der 33. Seite dieſes Unterrichtes wird erinnert an die Verſuchung, die der Teufel ſogar an Chriſtus in der Wüſte wagte, und zeigte, daß er an menſchlichen Körpern Gewalt ausüben könne, in die Höhe heben, auf die Zinnen des Tempels, auf einen Berg hinauf tragen könne. Hier

wird

wird dann Chriſtus den Chriſten als Muſter aufgeſtellet, gezeigt, wie man kämpfen müſſe gegen den Satan, und wie ihn vertreiben. „Wohl iſt zu merken, heißt es da ferner, daß, ſo lange Chriſtus den Teufel nicht vertrieben, ſondern nur die Anfechtungen durch Beantwortung verachtet, der Teufel nicht gewichen, ſondern nur mit neuen Verſuchungen aufgezogen iſt, ſobald aber Chriſtus ſich dieſes Befehls: Vade Satana, geh hinweg Satan, bedienet, haben die Anfechtungen aufgehöret. Eben alſo, ſo lang der Menſch den Anfechtungen nur widerſteht, dieſelben verachtet, und ausſchlägt, ſündiget er zwar nicht, wird aber ſeiner Anfechtungen nicht los, bis er befehlweiſe den Teufel in die Flucht treibt. Dieß iſt die Urſache, warum ſo viele fromme Seelen öfters die ſchrecklichſten Anfechtungen dulden müſſen, und derſelben nicht abkommen können, ungeachtet alles Widerſtandes; weil ſie nämlich nicht wiſſen den Teufel durch Befehle von ſich zu treiben. Die Weisheit Gottes hat uns mit ſeinem Beyſpiel wollen unterweiſen, wie wir mit dem Teufel ſtreiten ſollen. Er ſagte: geh hinweg Satan, auch wir ſollen wo nicht mit Worten doch in den Gedanken ſagen: (vade Satana) Geh hinweg, packe dich, ich befehle dir im Namen Jeſu, hinweg von meiner Seel und Leibe. Wie kräftig der angerufene Namen Jeſus iſt, erkläret uns Chryſoſtomus und Origenes in ſeinem erſten Buche wider den Celſus: „Eine ſolche Kraft iſt, ſaget er, in dem Namen Jeſus, den man wider die Teufel anruft, daß derſelbe, wenn er auch von Gottloſen ausgeſprochen wird, ſehr vieles wirket; — denn es iſt ja aus dem heiligen Evangelium gewiß, daß die Chriſten, ohne andere Beſchwörungen und Künſte, allein durch den Namen Jeſus — ſolche Wunder wirken. — Man iſt durch die Erfahrung ſehr oft belehret worden, daß die Anrufung des Namens Jeſu unzählige Teufel ſowohl aus der Seele als aus dem Leibe der Menſchen vertreibet, und in dieſen, von denen die Teufel ſind ausgejaget worden, die größte Gewalt ausgeübet hat. — Der Namen Jeſus bringt verwirrte Gemüther zur recht, vertreibt die

Teufel, und befreyet von Krankheiten." Iſt die Anfechtung an der Seele, ſo gedenke der Menſch im Herzen: packe dich hinweg Satan mit dieſer Anfechtung von meiner Seele, ich befehle dir im Namen Jeſu! — und, wenn der Menſch mit feſtem Glauben und Vertrauen alſo ſtandhaft ſtreiten wird; (cui reſiſtite fortes in fide) ſo wird gewißlich der Satan weichen, es wird der Menſch ganz leicht die Sünden meiden, die allerböſeſten alten Gewohnheiten ablegen, die Tugend üben, und bekennen: es ſey viel leichter Gott dienen, als die Sünder ſich einbilden, laut jenes Ausſpruches Chriſti bey dem heiligen Matthäus: (k. 11.) „Mein Joch iſt ſüß und angenehm, und meine Bürde iſt leicht." Iſt die Anfechtung am Leibe durch Schmerzen oder Krankheiten, welche man aus vernünftigen Urſachen erkennet, daß ſie nicht natürlich; ſo ſtreite man eben auf dieſe Weiſe, und denke im Herzen: Geh hinweg Satan mit dieſen leiblichen Anfechtungen! und es wird der Schmerzen aufhören. Jedoch iſt zu merken, wenn die Anfechtungen der Seele oder des Leibes auf den erſten Befehl nicht ſollten gleich aufhören, ſo muß der Menſch mit deſto feſterm Glauben den Befehl wiederholen, bis die Anfechtung vollkommen weicht. Auf dieſe Weiſe kann der Menſch nicht nur ſich, ſondern auch alles das Seinige von den Nachſtellungen der Hölle befreyen. Sehr nützlich und wahrhaft iſt, was der hochwürdige Herr Antonius Reichle, Dechant in Scheer, in ſeinem Büchlein, „Der triumphierliche Name Jeſus" betitelt, ſchreibt, daß nämlich ein jeder Menſch, ſogar ein Beſeſſener, oder Verzauberter den Teufel von ſich und allen ſeinen Sachen vertreiben kann, durch den gemachten Befehl in dem heiligſten Namen Jeſu. Es würden die Hausväter nicht auf unerlaubte Weiſe ſo viel Aberglauben, und Teufelskünſten in ihren Häuſern und Ställen brauchen; wenn ſie wüßten und erkennten, wie leicht ſie durch den im Namen „Jeſus" gemachten Befehl den Teufel von ihren Häuſern, Ställen, Viehe, und allem, was ſie beſitzen, und was auf unnatürliche Weiſe ſcheint beläſtiget zu werden, vertreiben könnten, auf dieſe

oder dergleichen folgende Weiſe: „Ich befehle dir, du Höllenhund! in dem allerheiligſten Namen „Jeſus," daß du augenblicklich von dieſem Haus (Stall, Viehe, oder was es immer iſt) abweicheſt, und auf keine Weiſe ihm einigen Schaden zufügeſt, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geiſtes." Endlich macht Herr Gaſſner noch eine Anmerkung, hebet eine Bedenklichkeit mit den Worten: „Es ſtehet zwar kraft der geiſtlichen Weihung die ſonderheitliche Gewalt, die böſen Geiſter ſammt allem Malefitz von den Leibern, Häuſern ꝛc. zu vertreiben, allein den Prieſtern zu; jedoch hat ein jeder Chriſtglaubiger wegen der heiligen Taufe eine allgemeine Gewalt über die böſen Geiſter von Chriſtus empfangen, durch welche er ſich und die Seinigen vermittelſt eines wahren Vertrauens auf Gott und durch den im Namen „Jeſus" gemachten Befehl vor allem Böſen bewahren und erledigen kann; gemäß der Worten und Verſprechungen Chriſti bei Markus am letzten, und bei Matthäus am 8. Kapitel: Die Zeichen aber, die da folgen werden denen, die da glauben, ſind die: in meinem Namen werden ſie Teufel austreiben ꝛc. Man kann nämlich nicht in allen Anfechtungen an der Seele oder auch am Leibe allzeit gleich einen Prieſter haben. Gleichwie ein jeder Menſch im Falle der Noth die Gewalt hat, zu taufen, obwohl es ſonſt dem Prieſter zuſteht, alſo hat er auch in dieſen Umſtänden die Gewalt, das Böſe zu vertreiben von ſeinen Sachen, aber nicht in Andern, indem ſonſt viele Unordnungen erfolgen würden, wenn ein ſolcher Menſch ſich eine prieſterliche Gewalt anmaßen, und bei Andern beſchwören wollte. Auf ſolche Weiſe kann alſo jeder Chriſt immer ſich ſelbſten helfen, und das Seinige vor allen Anfällen der Hölle bewahren, und im Todbette ſich ſelbſt beiſpringen; denn, wenn der Menſch im geiſtlichen Streit ſchon im Leben ſich wohl geübet hat, wird es ihm leicht ſeyn, im Todtbette die Anfechtungen des Satans zu überwinden; er wird mit einem heiligen Martinus zu dem verſuchenden Satan ſprechen: Du blutdürſti-

ge

ge Beſtie, du wirſt keinen Antheil an mir haben; wenn Gott mit mir iſt, wer wird mir ſchaden: ich vermag alles in dem, der mich ſtärket; hingegen, wenn ein Menſch in dem Streite mit dem Satan unerfahren geweſen iſt im Leben, und ihn ſelten überwunden, wird er als ein ungeübter Soldat im letzten Kampfe, (wo die Hölle alle Kräfte anwenden wird) befunden, und leicht erſchreckt und beſiegt werden." So war in allem die Lehre dieſes frommen Prieſters mit der Lehre aller Geiſtmänner und der heiligen Kirche immer ganz gleichförmig.

Noch eben dieſes Jahr Chriſti 1775 wurde der Herr geiſtliche Rath Gaſſner von Regensburg aus nach Sulzbach berufen. Auch da zeigte ſich auffallend und herrlich die Kraft des heiligſten Namens Jeſus; es geſchahen auch da vor einer Menge Menſchen auſſerordentliche Wunderkuren in Menge. Vorzüglich Aufſehen machte, was daſelbſt am 20 September dieſes Jahres Chriſti 1775 an einem Grafen aus Frankreich geſchah. Es betrat derſelbe mit ſchwach ſich ſchleppenden und anſchaulich ſchmerzhaften Schritten das Zimmer des geiſtlichen Rathes, der ihn fragte: „wie alt er ſey, und was ihm fehle?" Der Graf antwortete: „er wäre 58 Jahre alt, ſchon 40 Jahre aber mit allen Gattungen des arthritiſchen Uebels hart geplaget, keine Artikulazion in ſeinem ganzen Körper ſey davon ausgenommen; in Zeit von zehn Jahren ſey er nicht mehr im Stande, ſich allein aus- oder anzuziehen, die vier letzten Jahre aber gar nicht mehr aus dem Zimmer gekommen, viel weniger, daß er hätte einen Buchſtaben ſchreiben können. Man müſſe ihm wie einem Kinde zu eſſen geben, und wie man ſehe, ſo wäre er in ſeinem beſten Wohlſeyn kaum mehr im Stande, ſeinen Leib mit Beihilfe zweyer Krücken fortzuſchleifen, indem jeder Schritt und jede Bewegung ihn mit einer ganzen Folter unausdrücklicher Schmerzen in den Füſſen und im Rückkreuz beladeten." Herr Gaſſner ſprach hierauf: „Die Schmerzen ſollen in allen Gelenken zugleich kommen." Der Schmerz preßte dem Grafen die Thränen aus, und er beklagte ſich:

„daß

„daß er jetzt ein in allen Gliedern zugleich gequälter Martyrer ſey." Dieſe Schmerzen hörten auf weitern Befehl eben ſo geſchwind wieder auf. Herr Gaſſner fragte dann: „ob er glaube, daß die eben empfundene Schmerzen vom Teufel bewirkt worden ſeyen?" Der Graf erwiederte: „er habe längſt ſchon ſeine ganze Krankheit für ſo was angeſehen, weil die berühmteſten Aerzte, die koſtbarſten Arzneien, die künſtlichſten Mineralbäder, und alles in ſo vielen Jahren Angewendete immer nichts vermocht habe; auch glaube und wiſſe er jetzt, daß durch die Kraft des heiligſten Namens „Jeſus" geholfen werden könne." Herr Gaſſner ermunterte ihn ferners zum Vertrauen, unterrichtete ihn, wie er dieſe Schmerzen in Kraft des heiligſten Namens „Jeſus" ſelbſt vertreiben ſollte. Der Graf verſuchte es, und er vertrieb ſie ſo nach und nach aus allen ſeinen Gliedern, und war bald im Stande, ohne Krücken, mit dem Stocke allein im Zimmer umherzugehen. Herr Gaſſner ſuchte immer noch mehr lebendigen Glauben und Vertrauen und Muth ihm einzuflößen, und übte ihn im Kampfe, und kämpfte mit. So ward es mit ihm noch dieſen Tag ganz gut; er gieng voll Freuden vor einer Menge Zuſchauer durch die Zimmer, über den Gang und die Stiege hinab. Den andern Tag, als den 21. September, erſchien der Herr Graf früh um 6 Uhr in dem Gaſſneriſchen Zimmer, erzählte: „daß er in vielen Jahren nicht ſo ſanft und ruhig, als dieſe vergangene Nacht, geſchlafen hätte; der Schmerz hätte zwar den geſtrigen Abend ſowohl, als dieſen Morgen bald in dieſen, bald in jenen Junkturen ſich gemeldet, er hätte ſolchen aber nach und nach allzeit gebändiget." — Worauf Herr Gaſſner befahl: „gleich ſollen die Schmerzen wieder in den Füſſen ſeyn." Der Herr Graf erſchrack über dieſe Worte; nichts deſto weniger waren die Schmerzen im höchſten Grade zugegen. — „Er ſoll ſie fortſchaffen." Der Graf hatte ſelbe ſchon ſchneller, als geſtern, zu vertreiben gelernet; er konnte mit den Füſſen herzhaft ſtampfen, nur das Niederſitzen und Aufſtehen verurſachte ihm noch

empfind-

empfindliche Schmerzen; Herr Gaſſner ließ den Leib bald vor, bald rückwärts biegen. Der Graf fühlte bei jeder Bewegung neue Schmerzen; Herr Gaſſner ließ ihn in der nämlichen Stellung mit dem Befehl: „er ſolle den Schmerz ſchnell vertreiben.“ Der Graf gehorchte; und augenblicklich war er jedesmal ſeiner Schmerzen los. — „Er ſoll ſchnell niederſitzen, ohne anzuhalten.“ Der Graf war dieſes, ſeiner Furcht ungehindert, gleich im Stande, zu vollziehen, und betheuerte, daß er ſo viele Kräfte in vier Jahren nicht gehabt hätte. — „Er ſolle auf eben dieſe Art wieder aufſtehen“; der Graf erfüllte dieſen Befehl zu ſeiner eigenen Bewunderung und mit größter Leichtigkeit. — „Er ſolle im Namen „Jeſus“ abermal ohne Stock, ohne Führer in dem Zimmer auf und ab gehen.“ Er gieng jedoch noch furchtſam. — „geſchwinder, ohne Furcht ſoll er gehen, und nur dem Teufel befehlen, daß er mit allen Hinderniſſen weiche.“ — Er gieng mit ſchnellen Schritten, als ihm ein gählinger Schmerz im Kreuz in fernerm Fortgehen hinderte. — „Er ſoll den Schmerzen mit großmüthiger Verachtung ſchnell fortjagen.“ Schon war aller Schmerz gewichen. — Herr Gaſſner zitirte noch öfters während dem Gehen den Schmerz bald in dieſen, bald in jenen Theil, der Graf aber vertrieb jenen jedesmal mit lachendem Munde; er erkannte mit rührenden Worten die Kraft Gottes, in dem heiligſten Namen unſers Erlöſers die Macht des Menſchen, und die Schwäche des nachſtellenden Teufels; er gieng ohne einzige Hülfe durch die Zimmer, ſetzte, knieete ſich nieder, ſtand wieder auf, gieng die Treppen hinab, durch den Garten über die Straſſen in die Kirche, hörte die heilige Meſſe an, ausrufend: „o welches Glück! ein Glück, welches ich in vier Jahren nicht genießen konnte.“ Er kehrte den nämlichen Weg wieder zurück, und dann abermal in die St. Leonhardskapelle, um den öffentlichen Operazionen als ein Augenzeuge beizuwohnen. — Er hatte die Gnade, dieſen Tag an die fürſtliche Tafel gezogen zu werden, und kam den folgenden

Tag,

Tag, um ſich zu beurlauben, noch einmal in das Gaſſneriſche Zimmer. Er erzählte, wie gut, Gott Lob! es ihm jetzt gehe, daß er heute zum erſtenmal an ſeine Gemahlinn geſchrieben habe, eine Arbeit, welche er in vier Jahren nicht mehr habe verrichten können; er habe ruhig geſchlafen, mit gutem Appetit Speiſe und Trank genoſſen, in dem Gaſthofe immer ohne mindeſte Beſchwerniß auf und ab gegangen, nur hätte ihn die Müdigkeit öfters daran gehindert. — „Auch die Müdigkeit iſt eine Verſuchung des Teufels", fiel ihm Gaſſner in die Rede: „Gleich auf der Stelle ſoll ſie da ſeyn, dieſe Müdigkeit." Der Graf wankte, hielt ſich an den Tiſch an, und bath um einen Seſſel. „Nichts", ſagte Herr Gaſſner, „ſie müſſen dieſe eben ſo, wie den Schmerzen vertreiben." Der Graf lachte, indem er durch einen einzigen Gedanken ſeiner Müdigkeit los war. Herr Gaſſner gab ihm die Lehre, wie er bei jedem neuen Vorfalle oder Rückkehre der nämlichen Krankheit gleich durch den im Namen Jeſu an den Teufel geſtellten Befehl ſich erholen ſolle; er berührte alle Gelenke des Körpers mit der Beſchwörung, daß alles Unnatürliche, was noch in dem Körper des Grafen zurück ſey, vollkommen und gänzlich durch die Kraft des allerheiligſten Namens Jeſu daraus weichen ſolle, ertheilte ihm die Benedikzion mit Auflegung ſeiner Hände, und reichte ihm zuletzt einen Partikel von dem heiligen Kreuze unſers Erlöſers zum Küſſen dar. Der Graf bezeigte ſeine Erkenntlichkeit mit lautem Jubel und Lobe Gottes und des heilmachenden Namens „Jeſus", mit Vergießung der zärtlichſten, innigſte Dankbarkeit ausſprechenden Thränen, und — nahm Abſchied.

Nach ihm wurde ein herrſchäftlicher Verwalter aus Mähren, Johannes Kohlinski, vorgenommen, der die Abzehrung im höchſten Grade hatte, wie ein Skelet ausſah, elend keuchte; jedermann dachte, daß er kaum mehr einen Tag werde leben können. Der Herr geiſtliche Rath Gaſſner ſprach ihm Muth zu, verſicherte ihn von dem Urſprung dieſes elenden Zuſtandes: „daß dieſe

ganze

ganze Krankheit vom Teufel herkomme, daß er, wenn dieſe Urſache gehoben iſt, gar leicht und vollkommen geneſen könne und werde. Er ſolle nur wie jetzt, ſo auch in Zukunft, gänzlich auf die Kraft des heiligſten Namens Jeſus vertrauen, keine andern Arzneien, als dieſes zu jeder Zeit in allen Leibs- und Seelenkrankheiten bewährteſte Hilfsmittel mit ſteter Gegenwehre gebrauchen. Um ihn aber zu überzeugen; ſo ſolle nun der Huſten und das Keuchen augenblicklich aufhören, und anſtatt deſſen das kalte Fieber, welches er vor 7 Monaten gehabt hätte, ſich einſtellen; er befehle dieſes im Namen Jeſu Chriſti." Der Huſten war ſtill; er klagte über ein kaltes Ueberlaufen durch den Rücken, er gähnte, er mußte ſich dehnen, die Nägel wurden blau, die Fingerſpitzen kalt, ein zitternder Froſt erſchütterte den ganzen Körper, der Puls ſtimmte nach dem Zeugniſſe mehrer zugegen geweſenen Arzneiverſtändigen mit jenem der Fieberkälte überein. — „Jetzt ſoll auch der Durſt kommen." Im Augenblick war er zugegen. — „Jetzt ſoll die Hitze und Kopfſchmerzen folgen." Der Augenſchein und die erhobene geſchwinde Puls belehrten einen jeden der Gegenwärtigen, daß alles ſo eingetroffen — „Der Schweiß ſoll auch kommen, wie er ihn bei der Abnahme des kalten Fiebers gehabt hätte." — Er war nicht im mindeſten davon unterſchieden. — „Es ſoll alles dieſes wieder ganz nachlaſſen." Und alles, Hitze, Durſt, Schweiß, Mattigkeit, Kopfwehe und der geſchwinde Puls hatten zugleich nach kaum ausgeſprochenen Worten ein Ende. — „Jetzt ſoll der Huſten wieder kommen." Er war wie vor dem Fieber wieder zugegen. — „Er ſoll nachlaſſen." — Der Huſten hörte gänzlich auf. — „Die vorige Heiſerkeit der Stimme ſolle da ſeyn." — Er konnte kein vernehmliches Wort mehr reden. Und auf weitern Befehl war dieſe Heiſerkeit wieder weg, und ſo erfolgte immer im Augenblick alles, was im Namen „Jeſus" dem Teufel befohlen wurde; die ſonderbarſten auffallenden Wirkungen, bald in einzelnen Theilen des Körpers, bald am

am ganzen Leibe. Nach vielen ſolchen Uebungen des Glaubens von Seite des Kranken und der Zuſchauer, wie nicht minder des gezwungenen Gehorſames von Seite des Teufels, gab Herr Gaſſner noch einen Beweis teufliſcher Einwirkung; er ſprach: „Das kalte Fieber ſoll im ganzen Leib aufhören, und nur der Kopf von der Kälte eingenommen werden.“ Die Naſe ſpitzte ſich, die Lefzen wurden blau, er ſchnatterte und klapperte mit mit den Zähnen. „Er ſoll vollkommen geſund ſeyn.“ Er war munter und fröhlich, ſtand auf, gieng auf und ab, und ſagte: „Ey! welche neue Kraft empfinde ich in meinen Füſſen, ich wollte wie ein Bothe fortlaufen.“ Und ſo entfernte er ſich auch dankbar und voll Freude, und ganz geſund zur gröſsten Verwunderung aller anweſenden Augenzeugen.

In einer Bürgerstochter von Sulzbach ſelbſt zeigten ſich gar die ſonderbarſten Einwirkungen des Teufels, auch Gemüths-Veränderungen, jetzt Freude, jetzt Traurigkeit im höchſten Grade; jetzt Zorn, jetzt Sanftmuth; jetzt muſste er ſie ſchlafend machen, und ſie ſo im Zimmer ſchnell umherführen, und noch Verſchiedenes mit ihr thun; unter andern, was er durchaus nicht wollte, was ihm dreimal muſste befohlen werden, dem Herrn Stadtpfarrer die Hand küſſen. Endlich ward auch dieſe vorhin armſelige Perſon vollkommen hergeſtellt.

Und ſo geſchahen auch in Sulzbach dergleichen Wunderdinge in Menge, wie das hierüber verfaſste Protokoll ausweiſet, wie die auf ſolche Weiſe Geretteten und andere Augenzeugen dem Hundert nach mündlich und ſchriftlich, dankbar und freudenvoll öffentlich aller Orten bekannt machten und anprieſen.

In eben dieſem Jahre Chriſti 1775 kam der geiſtliche Rath Gaſſner auch noch nach Amberg, und dann wieder zurücke nach Regensburg; aber er mochte hinziehen, wohin er nur immer wollte, überall war er immer wieder mit Schaaren von Menſchen umgeben, die bei ihm Hilfe ſuchten und — fanden. Gaſſner lieſs jede Art von Perſonen, ſogar Proteſtanten und Juden,

an ſeiner Wohlthat Theil nehmen. Auch keine Gattung von Krankheit war von dem Kreiſe der Heilung ausgeſchloſſen; doch kamen gröſtentheils Nervenzuſtände, Krämpfe und Epilepſien zum Vorſchein. Einige von den Exorzismen Gaſſners zielten auf die Prüfung, andere auf die Heilung der Krankheit. Auch wider den Rückfall wurde geſorgt. Der Pazient bekam Beſchwörungszettel, geweihtes Oel, gewiſſe Pulver und andere Präſervative, und Anleitung, und Unterricht, zu kämpfen, zu ſiegen, ſich ſelbſt zu helfen, vertrauungsvoll auf den heiligſten Namen Jeſus zu ſprechen die Worte: „Ich befehle im Namen Jeſus einem jeden Teufel inſonderheit, und allen insgeſammt, daß ihr von meinem Leibe und der Seele ſollet fortweichen mit allen Anfechtungen, und inskünftige keinen Gewalt mehr haben, mich weder an der Seele, noch am Leibe zu beläſtigen; denn ich will ſtehen in dem Schutze Gottes und des heiligſten Namens Jeſu. Wer iſt wie Gott? Heilig, heilig, heilig iſt er, den ich über alles liebe, weil er das höchſte Gut; an den ich glaube, daß er mir helfen kann, weil er allmächtig iſt; auf den ich hoffe, daß er mir helfen wolle, weil er unendlich gütig und barmherzig iſt; daß er mir helfen wird, weil er es verſprochen hat, und in ſeinem Verſprechen unendlich getreu und wahrhaft iſt. Ich will ſtreiten im Leben und im Tode im Namen Gottes des Va✝ters, und des Soh✝nes und des heiligen Gei✝ſtes. Amen.“ Oder noch kürzer: „Ich befehle dir hölliſcher Geiſt, und deinem Anhange durch die Kraft des allerheiligſten Namens Jeſus, daß du alſobald mit dieſer Anfechtung N. N. von meinem Leibe, und (wenn die Anfechtung an der Seele iſt) von meiner Seele fortweicheſt, für allzeit fortweicheſt, im Namen Gottes, des Va✝ters, des Soh✝nes, und des heiligen Gei✝ſtes. Amen.“

Aber eben, je öfter dieſer fromme Prieſter den ſtolzen allgemeinen Menſchenfeind beſiegte, und beſiegen lehrte; deſto mehr wüthete derſelbe gegen ihn; er ſuchte, was er unmittelbar durch ſich ſelbſt nicht konnte,

durch Menſchen ihm zu ſchaden, ihn, durch den er ſchon ſo oft vertrieben worden war, aus allen Orten zu vertreiben. Es erſchienen Schriften, in welchen der geiſtliche Rath Gaſſner jezt als Schwärmer, jezt als Betrüger geläſtert und ausgerufen, und ſeine ſo vielfältigen liebvollen Hilfeleiſtungen, Gaukeleien, Blendwerke, Betrüge genennet wurden. Zwar erſchienen ungleich mehr Schriften, in welchen der Mann Gottes und ſeine Wunder-Kuren und ſeine Lehrart von frommen und gründlich gelehrten Männern in Schuz genommen, und einleuchtend und kräftig vertheidiget wurden, und alle Verläumdungen zu Schanden gemacht, und alle Einwendungen gründlich widerleget wurden. Und alles widerlegte ſich endlich am auffallendſten immer ſelbſt. Allein eben dadurch vermehrten und verſtärkten und erbosten ſie ſich immer noch mehr die nun einmal ſchon geſchwornen Feinde dieſes frommen eifrigen Prieſters; ſie ſuchten alle mögliche Scheingründe auf, weil ſie keine Gründe fanden, ſie gaukelten und ſchwärmten, um aus Gaſſners frommen und wohlthuenden und gottesdienſtlichen Unternehmungen Gaukeleien und Blendwerke zu machen; ſie wurden Betrüger und boshaft, um den geraden, offnen Mann, ohne Arg und Falſch, mit Betrug und Argliſt anzuſchwärzen; ſie nahmen ſogar um nur den Teufel unſchuldig zu machen, zu allen Ungereimtheiten ihre Zuflucht. Magnetismus, Fanatismus, Elektricismus, Phantaſie, und ſo Anderes mußte dabei Einfluß haben. Es wurden ſogar Große aufgehezt, ihren Unterthanen zu verbiethen, (weil dadurch viel Geld auſſer Land käme) in Zukunft nach Regensburg zu reiſen. Mächtige kamen auch an hochwürdigſten Biſchof, daß er der Sache einmal ein Ende mache.

Es ergieng im November dieſes Jahres Chriſti 1775 ſelbſt vom Wienerhofe an den Fürſtbiſchof von Regensburg der Auftrag, den ſich zu Regensburg aufhaltenden Pfarrer Joſeph Gaſſner von da zu entfernen, und ihm ernſtlich bedeuten zu laſſen: „daß er ſich, bei widrigenfalls ſich zuziehender ſchweren Verantwortung,

aller ſeiner bisherigen ein beſonderes Aufſehen erregenden exorciſtiſchen Handlungen in dem ganzen römiſchen Reiche von nun an enthalten ſollte."

Damit waren Gaſſners Feinde noch nicht zufrieden; ſie wollten, er ſollte auch von Seite der Kirche übel beurtheilt, und auch in den Augen der geiſtlichen Obrigkeit ſchwarz werden; aber dazu ſollte man wenigſt Einiges an Gaſſner ſelbſt, oder an ſeiner Lehre, oder wenigſtens an ſeiner Verfahrungsart finden können, was etwa tadelhaft genennet werden könnte. Man fand endlich etwas, weil man es doch durchaus ſo finden wollte. Herr Gaſſner war bekanntlich immer mit zu viel Menſchen-Schaaren überlaufen und umgeben; er mußte geſchwind machen, konnte unmöglich die langen Exorcismusformeln des Rituals, und alle langen Leſungen und Gebethe und Beſchwörungen, die in ſelbem enthalten ſind, allzeit anwenden und gebrauchen; er mußte ſich kurz faſſen; er gab gewöhnlich dem Teufel nur kurze Befehle im Namen Jeſus, auf deſſen Heilkraft er ſich mit unwankbarem Vertrauen verließ. Darin nun fanden endlich ſeine Gegner Anlaß, ihn auch vor geiſtlichen Gerichten zu verklagen; nun hieß es: „Gaſſner handle nach Willkühr und Eigenſinn; er ſey ungehorſam der Kirche; er erkühne ſich gegen allgemeine Verordnungen und Vorſchriften der Kirche zu handeln." Vor zwei biſchöflichen Gerichten, zu Prag und zu Salzburg fanden ſolche Klagen endlich auch Gehör.

Auffallend beſonders war, was der Erzbiſchof von Prag, Anton Peter Przichowsky, wider Gaſſner'n unternahm. Es hatten nämlich einige Prieſter der Prager Diöceſe, nach Gaſſners Beiſpiel, durch Anwendung des Namens „Jeſus" die Kranken zu heilen geſucht, auch öffentliche Exorcisme und Beſchwörungen vorgenommen. Der Erzbiſchof befahl ſeinem Konſiſtorium, dieſe neue Erſcheinung ſtrenge zu prüfen, und den Grundſätzen der Exorciſten ſowohl, als ihrer Methode genau nachzuforſchen. Der Hirtenbrief, welchen der Erzbiſchof am 6. Dezember dieſes Jahres Chriſti

1775 erließ, enthielt wirklich das ſtrengſte Strafurtheil über Gaſſner; ſogar irrige Lehrſätze wurden ihm zugeurtheilet. Bald darauf wurde dann dem geiſtlichen Rath Gaſſner die angeſehene Pfarrei Bonndorf, in Unterbaiern, welcher das Dechanat angeheftet iſt, zu Theil.

Was die Feinde Gaſſners unter andern auch ſo ſehr gegen ihn aufbrachte, war, daß er ſelbſt bei Proteſtanten, Luteranern und Kalviniſten in Achtung und ſehr beliebt war; daß er ſelbſt von dieſen ſo gehäſſigen Feinden, gegen alle Katholiken vielfältig vertheidiget, als fromm, eifrig, und in allem untadelhaft gelobt, und wohl auch als Wundermann angeprieſen wurde; daß ihrer viele ſelbſt zu ihm kamen, ſowohl um ſelbſt Hilfe zu erfahren, die ſie auch erfuhren, als auch um alles mit anzuſehen, und richtiger beurtheilen zu können; daß ſo gar Johann Kaſpar Lavater, ein kalviniſcher Wortsdiener zu Zürch, in der Schweiz, ſich zu Gaſſner begeben. Lavater war einer ihrer größten Männer, und ſein Anſehen ſehr bedeutend, und ſein Ausſpruch immer ein Götterſpruch; er war auch ſonſt ein gar guter, ſanfter Mann, und als ſolcher allgemein beliebt. Dieſer Mann hatte ſich entſchloſſen, die Dinge, von denen er ſo vieles hörte, ſelbſt zu ſehen. Er ſah und — ſtaunte, ward wie hingeriſſen in Gedanken, konnte ſich ſelbſt kaum mehr faſſen, konnte ſelbſt nicht mehr anderſt, als glauben und anbethen. An Gaſſner ſelbſt fand er: „einen guten, lieben, geraden Mann, den man nur ſehen und kennen lernen müſſe, um ihm ganz gut zu ſeyn, um ihn recht lieb zu gewinnen, um ganz für ihn eingenommen zu werden.“ Sonderbares fand Lavater gar nichts an Gaſſner; ſo daß er ſich äuſſerte: „durch ſein Kommen und Selbſtſehen habe Gaſſner verloren, aber ſeine Sache ungleich mehr gewonnen; das, was er jetzt ſelbſt geſehen habe, ſey viel mehr, als er vorhin gehöret.“ Durch dieſen Schritt wurde Lavater den Sekten neuerdings verdächtig. Doktor Semler trat öffentlich gegen ihn auf. Lavater rechtfertigte ſich mit den Worten: „Was ich mit Gaſſner'n zu thun habe? Fragen

ſie?

ſie? Unterſuchen will ich; es komme da heraus, was da will; unterſuchungswerth iſt die Sache, ſie ſey wahr, oder falſch, Kraft Gottes, oder Betrug. — Wer ſich zu unterſuchen ſchämt, was für Naturforſcher, für Pſychologen, für Theologen wichtig iſt — ums Gelächters willen — iſt der ein Kind, oder ein Mann? Was iſt Gaſſner? Einige ſagen: Er iſt gut; andere: — Er verführet das Volk. — Beide aber behaupten immer: Thatſachen ſind da — mehrere oder weniger. Aber man hüpft über dieſe weg; alles räſonnirt und erklärt — und wer iſts, der blos beobachtet? Es iſt wirklich unterhaltend, zuzuſehen, wie unlogikaliſch man bei dieſer Sache zu Werke gegangen." Und ſo weiters. Lavater zerlegt dann noch ferners ſein ihm abgenöthigtes Zeugniß, das er der Wahrheit nicht habe verſagen können.

Ueber dieſe wenige, aber immer ſchon genug ſagende Worte ließ ein anderer Schriftſteller Anmerkungen erſcheinen, und ſagte: „Gaſſner iſt ein katholiſcher Prieſter — ein Exorziſt. — Einige ſagen: Er iſt gut, und welche ſind dieſe? Faſt alle, welche perſönlich deſſen Handlungen beobachtet, und unterſucht haben; denn tauſend werden gegen einen behaupten, daß Gaſſner ein frommer und ſeiner Religion nach ein gelehrter Theolog ſey. — Andere: Er verführt das Volk, und welche ſind jene? Es ſind entweder ſolche, welche von der Kurart Gaſſners allein nur gehöret, nichts aber davon geſehen haben; zum Beiſpiel Schubart und ſo viele Zeitungsſchreiber, oder Andere, welche, wenn ſie auch die Handlungen mit angeſehen, unterſuchet und erfahren haben, auf ſich ſelbſten ſehr böſe geworden, weil ſie die Wirkſamkeit dieſer Kurart durch alle ihre phyſikaliſche Grundſätze nicht haben errathen können, wie zum Beiſpiel, die ſtolzen Freigeiſter. — Welche dieſer zwei Partheien verdient mehr Glauben? Die große durch Unterſuchung überzeugte Menge, oder das kleine von Vorurtheilen eingenommene Häufgen? Lavater mag das Urtheil ſprechen; — denn beide behaupten immer. Unter dreiundzwanzig kleinen gedruckten Schriften, welche

che mir zur Zeit von Gaſſner bekannt ſind, zähle ich nur vier, welche gegen denſelben, neunzehn aber, die für denſelben ſtreiten. — Thatſachen ſind da — ja ſo viele, ſo unläugbare ſind da, daß zu bewundern iſt, daß dieſe nicht ſchon jedermann auch ohne Unterſuchung überzeuget haben. Welche Stadt in Schwaben, in Baiern, in der Pfalz und in Franken hat nicht Perſonen vom erſten Range, Perſonen, die keines Betrugs fähig ſind, Perſonen, deren Gebrechen den einheimiſchen Aerzten, ſo wie der Nachbarſchaft bekannt waren, aufzuweiſen, welche zu jedermanns Bewunderung nun geheilt zurückgekommen, und geſund und fröhlich in dem Angeſichte aller Welt daher wandeln? Aber leider! man hüpft über dieſe weg — alles räſonnirt. Wer räſonnirt? Vernünftige — Gelehrte — Enthuſiaſten und der Pöbel? Es räſonnirt der Egoiſt, es räſonnirt der Materialiſt, es räſonnirt der Freigeiſt — und Atheiſt."

An Lavater lag den Sektirern gar vieles, ſie hatten ihn nicht gerne verloren, ſie umlauerten ihn ſorglich, er hatte ſich ihnen früher ſchon durch einige Aeußerungen ſehr verdächtig gemacht, als wäre er für den katholiſchen Glauben zu ſehr eingenommen, in einigen ſeiner Schriften konnte ers wirklich nicht ganz verbergen, wie mächtig die Gnade ihn einlade, reize und ziehe, wie helle das Licht ihm leuchte, wie deutlich er die Wahrheit erkenne, und wie ſehr er ſie, zu bekennen, Luſt habe, Luſt habe, der Stimme zu folgen, die ihn in die allein rettende Arche, in den allein wahren Schafſtall Chriſti, zum allein wahren Glauben herüber rief; aber es erfolgte immer wieder keine Bekehrung, und er bleib ſo mit noch immer ein Räthſel, oder ein Opfer der Schwäche, er hörte die Stimme des Vaters, der im Himmel iſt; aber er gab Gehör dem, was Fleiſch, und Blut ihm offenbarten, er ſah wohl deutlich, und beynahe unwiderſtehlich das Licht, das in die Welt kam, auch ihn zu erleuchten, aber er liebte dann doch wieder die Finſterniſſe mehr, als das Licht; er fühlte, und griff gleichſam mit Händen die

Wahr-

Wahrheit, aber blieb dann doch immer wieder im Irrthume, ließ durch weltliche Verhältniſſe, und durch zeitliche Vortheile ſich blenden, und feſſeln, er bekannte ſich immer wieder wenigſt äußerlich zu jener Ketzerey, die er vermög ſeines ihn nährenden Amtes lehren mußte, obwohl er ſich mit Unwiſſenheit, oder mit ſonſt etwas niemals vor Gott entſchuldigen konnte.

Noch vor Ende dieſes Jahres Chriſti 1775 ſtarb der ehrwürdige Greis Ridſchi, der Ordens-General der nun aufgelößten Geſellſchaft Jeſu in ſeiner Gefangenſchaft, nachdem er ſeine Unſchuld, in Gegenwart der heiligen Wegzehrung feyerlich betheuert hatte.

So wie in Portugal, in Frankreich, in andern Ländern, aus welchen man die Jeſuiten vertrieben hatte, gar bald der Schade ſichtbar wurde, den man der religiöſen und wiſſenſchaftlichen Bildung der Jugend zugefüget hatte, eben ſo geſchah es auch in Deutſchland. Ihre Aufhebung war gleichſam das Signal zur Verwilderung, zur irreligiöſen und revoluzionären Erziehung der katholiſchen Jugend, und alle philoſophiſchen Schwindelköpfe hatten von nun an in allen katholiſchen Staaten von Deutſchland gewonnenes Spiel, woraus man denn wohl ſehen konnte, daß dieſer Orden zur Schützung des heiligen Seelenheils, zur Aufhaltung des Verderben viel mehr gewirkt hatte, als man demſelben hätte zutrauen können.

Deutſchland war nun voll Gift, und beynahe wie Frankreich durch und durch verpeſtet durch gottloſe Bücher, theils früherer Schriftſteller, theils der Rezenſenten von Berlin; jener Mitarbeiter an der Nikolaiſchen allgemeinen deutſchen Bibliothek. Aber alle dieſe Schriften, die jetzt wie eine Sündfluth Deutſchland überſchwemmten, führen immer nur Eine Sprache, enthalten daſſelbe Gift, gehen alle gleich wüthend aufs Chriſtenthum los. Alles geht am Ende in allen dieſen teufliſchen Werken darauf hinaus, daß die Bibel unzuverläßig, die poſitive Religion nichts, und daß der Naturalismus der eigentliche Kern ſey. Der Unterſchied iſt nur, daß einige dieſer Schriftſteller freyer und unverſchämter herausgehen,

hen, als andere. Auch ſind die vorgeblich großen von ihnen vorgetragenen Wahrheiten gar nicht neu, ſondern nur die alten längſt widerlegten Irrthümer und Einfälle ehemaliger Ketzer und Religionsfeinde, nur hie und da in einem neuen Gewande und mit neuen Verzierungen dem Publikum wieder zur Schau dargeſtellet.

Einer der giftigſten Schriftſteller dieſer Zeit war unter andern auch Doktor Semmler Profeſſor der Theologie zu Halle. Schon ſeit mehrern Jahren hatte Semmler ſeine widrigen Geſinnungen, ſowohl gegen einzelne Hauptlehren des Chriſtenthums, als gegen einzelne Bücher der heiligen Schrift, von welchen er einige ſogar nur Romane nannte, in einzelnen Schriften an den Tag geleget, bis er endlich mit ſeiner Unterſuchung des Kanons und mit ſeiner doppelten Lehrart hervorrückte. Was die erſtere und ſeine Meynung von den heiligen Büchern betrifft, ſo begnügte er ſich nicht damit, einzelne Stellen derſelben und bald dieſes, bald jenes bibliſche Buch zu verwerfen und auszumerzen; ſondern er griff auch die ganze göttliche Offenbarung an. „Die göttliche Eingebung der heiligen Schriftſteller war, nach ihm, nichts anders, als eine Lenkung der Vorſehung, daß dieſe Männer eben ſo, wie Pythagoras, Socrates und Plato, welche eben ſo gut „Propheten“ genennet werden könnten, ihre Vernunft gebraucht hätten.“ Aber auch mit den Schriften des neuen Teſtamentes gieng Semler nicht viel milder um. Seiner Meynung nach: „fehlte es in den apoſtoliſchen Briefen, was die darin vorkommenden Lehren anbetrifft, gar nicht an jüdiſchen Vorurtheilen, oder Herablaſſung zu denſelben, ja auch nicht an wirklichen Irrthümern, welche zwar die Apoſtel nicht erfunden, aber doch ſtehen gelaſſen hätten, entweder weil ſie ihnen nicht im Wege geſtanden, oder weil ſie wohl vorhergeſehen, daß man mit der Zeit von ſelbſt davon zurückkommen werde.“ Mit den aus der heiligen Schrift geſchöpften Lehrſätzen des Chriſtenthums gieng Semler nicht beſſer um, als mit dieſen Schriften ſelbſt. Wenn man ſo viel über ſich erreichen kann, ſeine Dogmatik,

dem Tode der Dienerinn Gottes, mit allem Fleiße Hand an den Prozeß geleget, und in acht Jahren eine Menge Zeugen, und meiſtens Augenzeugen von ihm mit möglichſter Genauigkeit abgehört, und unterſuchet. Allein, theils, weil bald darauf der Biſchof ſtarb, und das Bisthum lange unbeſetzt blieb, theils wegen der ſo weiten Entlegenheit dieſer Stadt von Rom, theils anderer Hinderniſſe wegen, die immer wieder inzwiſchenkamen, wurde dieſes fromme Geſchäft von Jahr zu Jahr immer wieder weiter und noch weiter hinaus verlängert; aber auch eben dadurch immer wieder neuerdings noch mehr vergrößert, da die Wunder, welche Gott durch die Fürbitte Mariannens in verſchiedenen amerikaniſchen Städten wirkte, täglich zunahmen. Erſt jetzt unter Pabſt Pius dem VI. wurde ein dieſe Angelegenheit mehr entſcheidender Beſchluß erlaſſen, die Heldenmüthigkeit der Tugenden dieſer großen Dienerinn Gottes feierlich anerkannt. Die hierüber am 19. März dieſes Jahres Chriſti 1776 gefertigte päbſtliche Urkunde fängt an mit den ſinn- und geiſtvollen, zärtlich, andächtig, und dem Gegenſtande recht angemeſſen ſich ausdrückenden Worten: „Der himmliſche Brautigam, welcher unter den Lilien weidet, und der ohne Unterlaß den elenden Sterblichen die Schätze ſeiner Herrlichkeit offenbaret, um ſie zu ermuntern, daß ſie die Bahn der evangeliſchen Vollkommenheit durchlaufen, hat ſich im letzt verfloſſenen Jahrhunderte, in dem äuſſerſten Amerika eine berühmte Braut auserſehen, nämlich die ehrwürdige Dienerinn Gottes Marianna von Jeſu de Paredes, welche, da ſie in ihrem eigenen Hauſe den geſchloſſenen Garten und die verſiegelte Quelle der heiligen Jungfrauſchaft durch den ſtrengſten Lebenswandel und eine auſſerordentliche Buße auf das ſorgfältigſte bewahrte, verdienet hat, mit dem rühmlichſten Namen der „Lilie von Quito" beehret zu werden; mit dem Oele der Liebe in ihrer Lampe zur Hochzeit einzugehen, und für ihre Tugend, für den gekämpften Kampf, für die Innbrunſt ihrer Liebe, unter dem Chore der reinſten Jung-

Jungfrauen, in dem blühendſten Alter von 27 Jahren den vielfältigen Lohn zu empfangen.“ Nach dieſem feierlichen Eingang wird kurz erzählet, was in dieſer Sache bisher geſchehen iſt. Am Ende dann dieſer bisherigen Selig- und Heiligſprechungsgeſchichte wird feierlich erkläret: „daß es mit den Tugenden der ehrwürdigen Dienerinn Gottes Marianna von Jeſu de Paredes im heroiſchen Grade in ſo ferne ſeine Richtigkeit habe, daß man weiter ſchreiten könne, nämlich, wie gewöhnlich, zur Unterſuchung dreier Wunderwerke.“

Venedig war ſchon wieder ſeit einigen Jahren widerſpenſtig; die unter Pabſt Clemens dem XIII. ſo feyerlich geſchehene Widerrufung jener Gewaltſchritte war nicht von Dauer; bald erlaubte man ſich neuerdings Eingriffe, Gewaltthätigkeiten; man beſchränkte die Gewalt der Inquiſizion, entkräftete alle zu Gunſten einer Kirche oder eines Kloſters gemachte Schenkungen und Vermächtniſſe, und beſchloß manche andere Verfügungen, welche dem Oberhaupt der Kirche auf keine Weiſe gefallen konnten. Ferners ſchärfte man zu Venedig die ältere Amortizazionsgeſetze, und zernichtete alle Teſtamente, die zu dem Vortheile eines Kloſters gemacht werden möchten. Faſt zu gleicher Zeit wurde die Fähigkeit, etwas zu erwerben, auch in Bezug auf die Welt-Geiſtlichkeit, ſehr beſchränkt. Selbſt jenes Vermögen, welches die Welt-Geiſtlichkeit ſchon wirklich beſaß, wurde durch beträchtliche Anlagen beſchwert. Ferners beſchloß man, und zwar ohne alle Rückſprache mit Rom, daß in Zukunft der zehnte Theil aus dem Fond der geiſtlichen Gefälle, für den Staat erhoben werden ſollte. Eben ſo einſeitig verfuhr der Senat in Beſtimmung der Kongrua, das iſt, der für den Unterhalt eines Prieſters erforderlichen Summe. Auch die bisher auf einer Pfründe haftenden Penſionen wurden eigenmächtig aufgehoben, und die gewöhnlichen bey der biſchöflichen Kanzlei eingeführten Taxen, ohne vorläufige Berathung mit dem Biſchofe, um ein Merkliches geſchmälert. Eben ſo willkührlich wollte man auch dem heiligen Vater die Hände binden, ſo, daß derſelbe

ſelbe die in einem päbſtlichen Monat erledigten Pfründen keineswegs frey vergeben durfte. Auch nahm man kein Bedenken, die ſogenannten Kanzleyregeln abzuwürdigen und kraftlos zu erklären. Ferners hob man die Sodalitäten, Bruderſchaften und geiſtliche Verſammlungen auf, vorzüglich die Miſſionsanſtalten und Bußpredigten, mit denen ſich zeither einige Ordensleute, beſonders die Jeſuiten, eiferbvoll abgegeben hatten.

Der Senat von Venedig gieng bald immer noch weiter; er traf nach Willkühr immer bedeutendere Vorkehrungen in Kirchen-Sachen; er erließ Beſchlüſſe auf Beſchlüſſe; ſelben zufolge hörte die Exemzion der Klöſter ſowohl, als der klöſterlichen Individuen auf. Die Gewalt der Ordensobern, ſelbſt in bloßen Zuchtſachen, wurde beſchränkt. Man erleichterte den Rekurs zu der weltlichen Regierung, und munterte die Religioſen auf, wider ihre Ordensobern Klage zu ſtellen. Auf der andern Seite erſchwerte man die Aufnahme der Kanditaten, regulirte die Wahl der Ordensvorſteher, zerriß jede Verbindung der inländiſchen Geiſtlichen mit einem fremden Ordensgeneral, verboth das Sammeln eines Almoſens, nahm den Kloſterleuten die Seelſorge ab, und hob ſolche Klöſter, die nicht wenigſtens zwölf Perſonen ernähren konnten, gänzlich auf. Erſt voriges Jahr verleibte die Republik alle Abteyen und Präbenden, wozu venezianiſche Edelleute das Patronatsrecht hergebracht hatten, den übrigen Gütern des Adels ein.

Pabſt Pius der VI. mochte was immer für Mittel verſuchen, Ausſöhnung, Vergleiche vorſchlagen; alles half nichts. Eben dieſes Chriſti 1776 hob der Senat neuerdings einige Klöſter auf, entzog andern die nöthigen Einkünfte, erklärte die lebenslängliche Gelübde als kraftlos, verboth fernerhin irgend ein Geld nach Rom zu ſenden. Und ſo noch verſchiedene Verwüſtungen, und Zerſtörungen dieſer Art. Pabſt Pius der VI. konnte überhaupt durch alle Liebe und Thätigkeit, und durch alles, was er auch in zeitlicher Hinſicht Gutes that, doch nicht in alle Menſchen Ruhe und Zufriedenheit bringen;

ſo

ſo ſehr er von allen allgemein geliebt zu werden verdiente; ſo war er doch einigen Menſchen ſogar auch verhaßt; ſo zwar, daß man ihm ſogar nach dem Leben ſtrebte; am 8. April des Jahres Chriſti 1777 erſchienen drey Pohlacken, als Pilgrime gekleidet, in den Vorzimmern des Vatikans, und begehrten mit Ungeſtümme, zur Audienz gelaſſen zu werden. Obgleich die Verkleideten unter dem Vorwande einer zu ſtellenden Bitte auftraten, hatten ſie doch nichts Geringeres, als einen meuchelmörderiſchen Angriff auf des heiligen Vaters Leben im Sinne.

In eben dieſem Jahre Chriſti 1777 hatte Pabſt Pius der VI. ein großes Werk zum zeitlichen Wohl der Menſchheit zu beginnen vor. Am ſüdöſtlichen Ende des Kirchenſtaates liegt ein Stück Landes, genannt die pontiniſche Sümpfe. Dieſe Gegend hat gegen Norden eine Reihe von den apeniniſchen Bergen, aus denen mehrere Quellen, Bäche und kleine Flüßchen kommen, die ihren Lauf gegen Süden nehmen, um ſich in das mittelländiſche Meer zu ergießen. Beym Schmelzen des Schnees und bey heftigen oder anhaltenden Regengüßen ſchwellen dieſe Waſſer an; ihr Bette iſt ſeicht; der mitgeführte Schlamm verſtopft die Mündungen; deßwegen überſchwemmen ſie die ganze umliegende Ebene, und bilden Sümpfe, welche ſich von dem Hafen Aſtura längſt der Seeküſte bis nahe an Terracina erſtrecken. Dieſe Sümpfe verurſachen mannigfaltige Beſchwerden; das ſtehende Gewäſſer derſelben fault, und erzeugt giftige Ausdünſtungen und Nebel, welche die Luft rings umher verderben, und tödtliche Krankheiten verbreiten; ſie unterbrechen die Straße von Rom nach Neapel, und zwingen die Reiſenden, große mühſame Umwege an dem Fuße der Apeninen zu nehmen; ſie rauben endlich der Kultur ein ſehr anſehnliches Stück Landes. Pabſt Pius der VI. machte perſönlich eine Reiſe in die Gegend dieſer Sümpfe, beſichtigte von einer Anhöhe herab dieſe große Strecke Landes, welche ſeit ſo langer Zeit, durch unreines Gewäſſer verwüſtet, einen ſchauerlichen Anblick darboth. Die Schwierigkeiten, eine ſolche Wildniß in geſundes, frucht-

fruchttragendes Land umzuſchaffen, waren Jedermann auffallend; allein Pabſt Pius der VI. ließ ſich davon nicht abſchrecken; er beſchloß, erſtens wenigſtens eine ſichere Straße durch dieſes bodenloſe Gefilde anzulegen, und dann die Austrocknung derſelben zu unternehmen. Er errichtete eine eigene Bank, wo die zu dieſer Unternehmung beſtimmten Gelder hinterlegt wurden; auch wurde eine freywillige Subſkripzion zu dieſem Zwecke eröffnet, und ſie brachte in kurzer Zeit 120,000 Skudi ein. Und ſo wurde noch dieſes Jahr Chriſti 1777 dieſem Rieſen-Unternehmen der Anfang gemacht.

Der durch ſeine Wunderkuren, wie man ſie allgemein nannte, allenthalben ſo ſehr berühmt gewordene geiſtliche Rath, und nun wieder Pfarrer Gaßner war jetzt auf ſeiner Pfarrey Bondorf, wie vorhin in ſeinem Dörfgen Klöſterle, der ganz eifervolle Seelenhirt. Es geſchahen zwar immer fort noch eben dieſelben Wunderkuren; aber nicht mehr ſo häufig, theils da es jetzt nicht mehr ſo viele Kranke dieſer Art gab, theils der gegen ihn ergangenen Verfügungen wegen. Und dennoch waren auch dieſe noch ſeinen Feinden zu zahlreich; ſie giengen es indeſſen immer darauf an, ihm ſein Handwerk, wie ſie das Werk des Herrn ſpottweis nannten, ganz nieder zu legen; ſie hatten ſich indeſſen mit ihren Klagen ſogar auch nach Rom gewendet; dießmal ſetzten ſie die Stärke ihrer Klagen auf Tumult, auf zu großes Aufſehen, das dadurch erregt werde. Rom mißbilligte den gar zu großen Zulauf, das tumultuoſe Weſen und die Unordnungen, die etwa mit einer gar zu großen Menge ſowohl der Pazienten, als Zuſchauer verknüpfet waren, oder doch verknüpft ſeyn könnten. In der Hauptſache aber war das von Pabſt Pius dem VI. im Oktober dieſes Jahres Chriſti 1777 hierüber an den Biſchof erlaſſene Schreiben durchaus das nicht, was man wollte, und Gaßners Feinden gar nicht genugthuend. Mit größtem Verdruße ſahen ſie, daß der höchſte Richter den verdienſtvollen Herrn Gaßner darinn einen **lieben Sohn** nannte; daß Er den Gebrauch des Exorzismus überhaupt und **ausdrück-**

lich

lich gelobet; daß Er ihm die Erlaubniß gegeben, dieſen bey jenen Perſonen anzuwenden, die ohne großen Zulauf des Volkes ſeine Hülfe begehren, und derſelben nach genauer Prüfung bedürftig ſeyn würden. — Nur wurde endlich gleichwohl noch beygefüget, daß in Zukunft alle Beſchwörungen genau nach der Vorſchrift des römiſchen Rituals vorgenommen werden ſollen.

Da die ſogenannten Philoſophen noch immer nicht aufhörten den König von Preuſſen, Friedrich den II. auf alle Weiſe zu beſtürmen, daß doch auch er endlich auch aus ſeinen Staaten die Jeſuiten vertreiben möchte, ſchrieb er an Woltär: „Ich habe, ſo ſehr ich ein Ketzer, und noch dazu ein Ungläubiger bin, die Jeſuiten, ſie mögen gut oder bös ſeyn, beybehalten, aus folgenden Urſachen: Man findet in unſern Gegenden keine gelehrte Katholiken, als nur unter den Jeſuiten. Wir hatten Niemand, der im Stande geweſen wäre, einen gelehrten Unterricht zu ertheilen. Wir hatten weder Väter des Oratorii, nach Piariſten; man mußte alſo die Jeſuiten beybehalten, oder alle Schulen untergehen laſſen. Der Orden mußte alſo bleiben, um Profeſſoren, wo ſie fehlten, liefern zu können, und die Stiftung konnte zu dieſem Aufwande die erforderlichen Koſten beſtreiten, da ſie hingegen nicht zureichend geweſen wären, um andere, nicht aus dem Orden genommene Profeſſoren zu beſolden. Noch mehr: auf der Univerſität der Jeſuiten wurden die zu Pfarreyen beſtimmten Theologen gebildet; wäre der Orden unterdrückt worden, ſo hätte die Univerſität nicht mehr beſtanden, und man wäre genöthigt geweſen, die Schleſier nach Böhmen zu ſchicken, um dort, im Auslande, ihre katholiſche Theologie zu ſtudieren, welches den Grundſätzen der Staatsverfaſſung entgegen iſt.“

Meiſtentheils hielt ſich Woltär an Höfen auf, wo Atheismus und Schwelgerey der herrſchende Ton geweſen iſt. Noch im höchſten Alter durchglühte ihn Jugendfeuer. Obwohl er von der Schweiz aus, wo er immer noch, als ewiger Flüchtling, ſeine gewöhnliche Hauptniederlage, und Heimat hatte, in die ganze Welt für die

Hölle

Hölle hinarbeiten konnte; ſo trachtete er doch immer noch nach Frankreich zurücke. Er ſetzte endlich mit ſeinem Vorhaben auch durch. König Ludwig der XVI. geſtattete ihm endlich jetzt mit Anfang des Jahres Chriſti 1778 die ſo oft verlangte Wiederzurückkehre nach Paris. Dieß war nun einmal wieder eine wahre Höllen-Jubel-Freude für ſeinen Anhang, für alle ſeine Schüler und Adepten; ſie ſtrömten alle in Maſſe herzu; die Akademien feyerten ſeine Rückkehr; eben ſo die Komödianten, welche ihn bey lebendigem Leibe zu vergöttern vorhatten, und als er, um dieſer Feyer beyzuwohnen, dahin fuhr, gieng der thörichte Fanatismus ſo weit, daß man die Pferde küßte, welche ihn nach dem Komödienhauſe zogen; ſogar Höckerweiber und Savojarden, welchen ebenfalls der Philoſophismus die Köpfe verrückt hatte, eilten heran, um ihm ihre Ehrfurcht zu beweiſen. Bey ſeinem Eintritte in das Theater hatte er ungeachtet des Beyſtandes des Marquis de Willett, der ihn unterſtützte, Mühe durchzukommen. Man hielt ihn auf, um ſeinen Rock zu berühren, man ſtrich Tücher daran, man zupfte Haare aus ſeinem Pelzrocke, um Reliquien von ihm zu beſitzen; auf dem Theater ward ſeine Statue gekrönt; der Unſinn gieng ſo weit, vor ihr auf die Knie zu fallen und ſie zu küßen. Auch die Freymaurerloſch zu den 9 Schweſtern, an deren Spitze der bekannte Adept des Philoſophismus La Land ſtand, ſandte eine Deputazion von 40 Mitgliedern an ihn ab, und rechnete es ſich als eine Ehre an, daß er ihre Statuten unterſchrieb, und ſich als Mitglied ihrer Loſch einſchreiben ließ. Woltär hatte voriges Jahr eine Komödie geſchrieben, die er jetzt zu Paris aufführen wollte. Beym Abrichten ſeiner Leute erhitzte er ſich dergeſtalt, daß er Blut auswerfen mußte. Da er durch eine ſtarke Doſis von Opium noch kränker ward, ließ er den Spitalprediger, M. Gothier, zu ſich kommen, beichtete ihm am 2. März, und betheuerte, daß er nur in dem Schooße der katholiſchen Kirche ſterben wolle. Der Pfarrer von Sankt Sülpis drang darauf, aber vergebens, der Kranke möchte doch ein deutliches Bekenntniß, daß er an die Gottheit

Chriſti glaube, ausſtellen. Dazu war Woltär ſchon nicht mehr zu bringen. „Sprechen Sie mir nichts mehr, ſagte er zu dem Pfarrer, von dieſem Menſchen.“ (von Chriſtus) Schon der Schein einiger Bekehrung ſchien den Mitverſchwornen Religions-Haſſern Schimpf, und Schande; von nun an ließ man keinen Geiſtlichen mehr zu dem Todtkranken. Bald darauf beſuchte ihn ſein Arzt Herr Tronſchän; dieſer traf ihn ſchon in einer verzweiflungsvollen Zerrüttung; da er bald in der größten Gewiſſensangſt Jeſum Chriſtum anrief, bald wieder in die gräßlichſten Gotteslästerungen ausbrach. Er wälzte ſich, warf ſich hin und her, und ſchrie mit voller Wuth: „Ich bin von Gott und den Menſchen verlaſſen.“ Unter dieſer Raſerey langte er in ſeinen Leibſtuhl, ergriff ſchnell und raſend eine Handvoll Unflath, und fraß ihn hinein. So gab dann auch dieſer Held des Unglaubens am 30. May des Jahres Chriſti 1778 ſeinen unſeligen Geiſt, in einem ſchreckbaren Anfall von Verzweiflung und Raſerey auf. Die Anweſenden, der Arzt und der Marſchall Riſchliö, verſicherten, daß ſie niemals einen ſo entſetzlichen Auftritt, als dieſes greuelvolle Hinſcheiden Woltärs, geſehen haben. Einige ſetzten bey, daß der Raſende kurz vor ſeinem Sterben, unter gräulichen Gotteslästerungen, und Fluchen ſich in ſeinen Arm gebiſſen habe, und wie der abtrünnige Julian geſtorben ſey. Doktor Tronſchän, welcher dieſe ſchauervolle Begebenheit vor angeſehenen Perſonen erzählet hat, konnte ſich nicht enthalten, ihnen zu ſagen: „Ich wollte wünſchen, daß alle diejenigen, welche durch Woltärs Schriften ſind verführet worden, Augenzeugen von ſeinem greuel- und ſchaudervollen Tode geweſen wären.“ —

Ueber Woltärs abſcheulichen Tod faßte ein deutſcher Dichter ſeine Gedanken in die Versgen:

Wenn ſtarke Geiſter alſo ſterben müſſen,
Wie Woltär jüngſt geſtorben iſt;
Wenn ſich ein ſolcher Menſch mit tollen Biſſen
Das Fleiſch aus ſeinen Armen frißt,

Wenn

Wenn er wie Woltär heult und brüllt und wüthet,
Und ſtatt der reuevollen Buß,
Die Galle teufliſch wider Gott ausſchüttet,
Daß jeder vor ihm fliehen muß,
Wenn er zuletzt verzweifelt, ringt und zaget,
Und ſchaudervoll in Zügen liegt,
Wenn man ihm nach dem Tod ein Grab verſaget,
Das auch der ärmſte Bettler kriegt,
Wenn ſtarke Geiſter alſo ſterben müſſen;
O ſo beſtrafe man ſie nie!
Ihr Tod, nachdem ſie in der Hölle büſſen,
Iſt Schand' und Pein genug für ſie.

Der dem Woltär an Gottloſigkeit ganz gleiche Ruſſo war demſelben beinahe auch in allem Uebrigen ganz gleich. Auch Ruſſo, weil er theils mit ſeinen Schriften, theils mit ſeinem ſonſtigen Laſterleben es immer zu toll trieb, mußte vielfältig flüchtig gehen; ſelbſt der ſichere Schutz in Preuſſen reichte nicht allzeit hin, und gieng manchmal verloren. Vor kurzem mußte Ruſſo ſogar wieder bis nach England fliehen, wo er eine Zeit lang von Hume alle Unterſtützung genoß. Nachdem er ſich aber auch mit dieſem überworfen, und ihm ſeiner Gewohnheit nach mit Undank gelohnet hatte; kehrte er nach Frankreich zurück, wozu ſeine Gönner ihm die ſtillſchweigende Vergünſtigung ausgewirkt hatten, unter der Bedingung, daß er nichts mehr ſchreibe. Er lebte nun auch noch einige Zeit in Paris, und nährte ſich vom Notenſchreiben, bis ihn endlich der Marquis von Schirardän zu ſich nahm, auf deſſen 10 Stunden von Paris entlegenen Landgute, Ermanowill, er gar bald nach Woltär und auf eine eben ſo elende Weiſe, und noch überdieß als Selbſtmörder ſtarb am 2. Juli eben dieſes Jahres Chriſti 1778, in einem Alter von 66 Jahren; er hatte ſich Gift in ſein Frühſtück geworfen.

Das große Heer der Gotteslaͤſterer und Glaubensſpötter hatte ſomit zween Hauptanführer und Feldherrn

 ver=

verloren; aber damit war nichts verloren, das erſetzte ſich bald; jeder von ihnen war Woltär und Ruſſo zugleich; doch war's auf eine Zeit in ſo weit ein Streich, daß dieſe Ereigniſſe Lärmen machten, und von der Geiſtlichkeit in Frankreich und auswärts benützt wurden, neuerdings muthig gegen die Ungläubigen zu reden und zu ſchreiben. Es erſchienen jetzt wieder Hirtenbriefe, man hörte in Predigten angreifende Schilderungen. Ueberhaupt die Geiſtlichkeit in Frankreich zeichnete ſich auch in Mitte ſolcher Verderbniſſe immer noch durch Eifer und Frömmigkeit aus. Die Biſchöfe arbeiteten ſowohl in ihren Verſammlungen zu Paris, als nachher auſſer denſelben nach Kräften den Abſichten des großen Höllenbundes entgegen; ſie beſuchten fleißig ihre Kirchenſprengel, ertheilten Unterricht, ermunterten zur Standhaftigkeit, und ſteuerten, ſo wie ſie konnten, dem Unheil. Die Unterhirten folgten dem Beiſpiele ihrer Vorſteher. Es gab gar viele Pfarrer, Seelſorger und andere Prieſter in Frankreich, welche den kühnen Fortſchritten der Bundesgenoſſen muthig entgegen arbeiteten. Bei jeder Gelegenheit, beſonders in Predigten und Katecheſen, nahmen ſie ſich der Religion an, und zeigten ihrem Pfarrvolke den ſeichten Grund der Grundſätze, welche die Bundesgenoſſen ausſtreueten, um hiedurch unvorſichtige Leute zu verführen. Einige fromme Prieſter warnten, predigten eifervoll Buße, Andere redeten die Sprache eines prophetiſchen Geiſtes, und ſagten nahe bevorſtehende ſchreckbare Drangſalen vor.

Es erſchienen auch von Zeit zu Zeit vortreffliche Schriften, und auch in verſchiedenen beliebten Formen, um leichter Eingang zu finden, und lieber geleſen zu werden. Man lieferte Komödien, in welchen die Afterphiloſophen geſchildert und gebrandmarkt wurden. In dem Gedichte: „der Philoſophismus", zeichnete der Finanzrath Tanewo die neuen Weiſen nach der Natur, und geißelte ſie mit einer beißenden Satyr. Franz Coſchâ, Profeſſor in dem mazariniſchen Kollegium zu Paris, widerlegte die anſtößigen Annahmen des Herrn

Mar=

Marmontel, und ſetzte demjenigen, welcher die Bosheit der Religionsfeinde auf die einleuchtendſte Art darſtellen würde, einen Preis aus. A. Berton de Crillon lieferte in ſeinen „philoſophiſchen Denkſchriften" verſchiedene Beweiſe der Unwiſſenheit und Ränkeſucht der damals herrſchenden Sophen. Anton Thomas, Akademiker zu Paris, griff die unglaubigen Weiſen ſeines Zeitalters mit den Waffen einer gründlichen Gelehrſamkeit an. Der Abt Auguſtin Barruel that eben dieſes in den „Nachrichten von dem Jakobinismus", und in andern Schriften. Der Verfaſſer des hiſtoriſchen Wörterbuches, Abt Franz Feller, ſchrieb einen philoſophiſchen Katechismus, worin er den Unſinn der Weiſen zeigt, welche die Religion beſtürmen. Eben ſo gründlich, und noch viel umſtändlicher bekämpfte und entkräftete Nikolaus Berſchiá, der eifervolle fromme Domherr zu Paris, die Werke der Bosheit und des Unglaubens. Und ſo noch recht viele.

Das Heer der gegen den Bund kämpfenden Frommen hegte die edelmüthigſten Geſinnungen, und handelte nach den redlichſten Abſichten, um der Verheerung des Bundes Einhalt zu thun. Aber dasſelbe erreichte ihr lobwürdiges Ziel nicht in dem Maaße, als es zu wünſchen geweſen wäre; es fehlte ihr an hinreichender Kraft und Wirkſamkeit; es fehlte an einer wohlgetroffenen Verfaſſung, und an heroiſch wirkenden Vorkehrungen, daß der mächtige Bund hätte aufgelöſet, und deſſen wider die Religion entworfener Plan vereitelt werden können. Die Anzahl der Eiferer für Gottes Sache, wenn ſie auch an ſich nicht gering geweſen war, hatte doch kein Verhältniß mit dem zahlreichern Heere der Bundesgenoſſen, bildete auch kein enge genug zuſammengeſchloſſenes Korpus, handelte nicht einmal nach einförmigen und gut verabredeten Maaßregeln, und fand bei den Beherrſchern des Staates entweder keine, oder doch nur geringe Unterſtützung. Unaufhörlich war der ſchüchterne Fürſt mit ſeinen Parlamentern überſpannt. Die ſtolzen Gerichtshöfe waren größtentheils mit Bundesgliedern

gliedern oder Adepten der neuen Weisheit beſtellet, und hatten allmählig das Heft der Regierung faſt unabhängig an ſich gezogen. Anſtatt, daß ſie ſich der frommen Eiferer angenommen hätten, ſtanden ſie vielmehr den Knechten der Bosheit zu Dienſten und im Solde.

Jemehr in Deutſchland der Philoſophismus einriß, deſto mehr verloren auch die gelehrtern Luteraner an Luteranismus. Die Denkungsart der luteriſchen Theologen dieſes Zeitalters neigte ſich immer mehr zu einer gewiſſen Ungebundenheit, oder zu einem Libertinismus, der ſich nur gar zu wenig um die Quellen der Offenbarung Gottes bekümmerte. Ihr ganzes Weſen war nun Vernünftelei. Einige der luterſchen Theologen unterſchieden die Theologie von dem Chriſtenthume. Ihre Abſicht gieng dahin, die Lehre der ältern Theologen zu untergraben, und in den theologiſchen Gegenſtänden alles neu und philoſophiſch zu machen. Man griff die ſymboliſchen Bücher an, und ſchrieb wider ihre Verbindlichkeit, man bekämpfte das Anſehen der Bibel, welche man als eine unächte, verſtümmelte, und ganz ungöttliche Urkunde darſtellen wollte. Auf ſolche Weiſe waren bereits eine Menge gelehrte Luteraner vom Luterthume abgefallen; ein Gebhard, ein Damm, ein Götze, ein Edelmann, ein Baſſedow, ein Teller, ein Leſſing, ein Semler, ein Nikolai mit ſeinem Heere Rezenſenten. Nebſt den hier Angeführten, gab es noch andere Theologen, welche von der urſprünglichen Lehre Luters mehr oder weniger abwichen. — M. Kindleben, Profeſſor Reich zu Deſſau, Abt Jeruſalem. — Den geſammten Stand der luteriſchen Wortsdiener oder Prediger ſuchte Fridrich Nikolai durch ſeinen Sebald Nothanker lächerlich zu machen. Da ſich berühmte Theologen der luteriſchen Sekte, während dieſes Zeitraumes, nicht ſcheuten, die Grundwahrheiten der Religion anzugreifen, oder doch in Zweifel zu ziehen, war es natürlich, daß manche Federkriege und Zwiſtigkeiten unter derſelben Sekte entſtehen mußten.

Un=

Unter allen luteriſchen Theologen hegte Niemand ſo verderbliche Meinungen wider die Offenbarung Gottes, als Karl Friedrich Bahrdt, Profeſſor zu Erfurt, und nachmals zu Gieſſen, der lüderlichſte Menſch, den man ſich denken kann, durch und durch laſterhaft. In ſeinen giftigen Werken herſcht der kühnſte Deismus. Die Bibel galt ihm höchſtens als ein Buch, das einige Wahrheiten enthält, aber die Lehre von der Gottheit Chriſti und andere Hauptwahrheiten des Chriſtenthumes wurden von ihm theils zweifelhaft vorgetragen, theils geradezu verworfen. Die menſchliche Vernunft war dieſem Sonderling die höchſte Schiedsrichterinn, und an die Stelle des Chriſtenthumes wurde die Vernunftreligion ſurrogirt. Bahrdt, der auf ſolche Art eine allgemeine Verbrüderung aller Religionen bewirken wollte, gab vor, daß dieſes Glaubensbekenntniß von dem größern Theile der deutſchen Nazion angenommen worden ſey. Er fing damit an, womit andere vor und nach ihm anfiengen, daß ihm nemlich die erſten Reformatoren noch nicht genug reformirt hatten; ſondern er ſich berechtiget glaubte, es noch beſſer zu machen, wozu vor allen Dingen nöthig war, daß das Syſtem abgeſchafft, und die Toleranz empfohlen wurde. Zu dem Ende trat er mit ſeinem „Verſuch eines bibliſchen Syſtems der Dogmatik", mit ſeinen „Briefen über die ſyſtematiſche Theologie", mit ſeinen „Vorſchlägen zur Berichtigung des Lehrbegriffs" auf. Von da kam er gar bald an einzelne Lehren des Chriſtenthumes ſelbſt, in ſeiner Schrift „über die Perſon und das Amt Chriſti." Da natürlich mit den Lehren des neuen Reformators die Schriften des neuen Teſtamentes nicht gut in Akkord zu bringen waren; ſo fand er für gut, eine neue Ueberſetzung derſelben zu machen, die unter dem ſonderbaren Titel: „Die neueſten Offenbarungen", erſchien. Dieß waren nun freilich meiſtens neue Offenbarungen, oder vielmehr Erdichtungen. Die teufliſchſte Bosheit und Argliſtigkeit war, daß er ſeine Irrthümer mit ſo trüglicher Kunſt unter die Wahrheiten hineinwebte, daß unvorſichtige

Leſer leicht verleitet werden konnten, zu denken, dieß ſey die Meinung der Apoſtel ſelbſt; nebſt dem, hatte er ſich auch noch eine ſo ſchändliche Verdrehung der Textworte erlaubt, daß die Hauptwahrheiten des Chriſtenthumes, als: von der Gottheit Chriſti und des heiligen Geiſtes, von der Erbſünde, von der Genugthuung Chriſti, vom Glauben und von der Rechtfertigung, von guten und böſen Engeln, und dergleichen damit ganz verwiſchet wurden. Ob es ihm gleich gegen die verſchiedenen Widerſacher, die dieſe Ueberſetzung bald mit den Waffen des Witzes, bald mit denjenigen der Gelehrſamkeit angriffen, nicht an Nachahmern fehlte; ſo machte doch ſeiner gotteslaſterlichen Schriften wegen der kaiſerliche Hofrath in dieſem Jahre Chriſti 1778 ſeinem öffentlichen Lehramt im Reiche ein Ende; aber nun floh er unter die Flügel des preuſſiſchen Adlers, wo ſchon viele ſeinesgleichen — Schutz fanden.

Auch Auguſtin Hermes, Oberprediger zu Quedlinburg, wich in verſchiedenen Punkten, beſonders in der von der Genugthuung Chriſti gegebenen Lehre, von dem bisher gewöhnlichen Begriffe der luteriſchen Sekte ab.

So gab auch eben in dieſem Jahre Chriſti 1778 der Profeſſor und Conſiſtorialrath Steinbart zu Frankfurth an der Oder ein ſogenanntes Syſtem der reinen Philoſophie oder der Glückſeligkeitslehre heraus, durch welches er, wie er vorgab, das Chriſtenthum recht beliebt machen und gegen die Vorwürfe retten wollte, welche demſelben von den Naturaliſten gemacht würden. Aber dieſe vorgebliche Beliebtmachung und Rettung beſtand in nichts Geringerm, als: daß das Chriſtenthum ganz ſeinen Feinden preisgegeben, und, wie ſolches ſchon von Baſedow in ſeinem Vermächtniß fürs Gewiſſen und Urchriſtenthum geſchehen war, behauptet wurde, daß es nichts anders, als Naturalismus ſey, der zuerſt in ſeiner wahren Reinigkeit von Chriſto ſelbſt gelehret worden, und: daß das bisherige Kirchen-Syſtem nur ein Miſchmaſch übelverſtandener Theorien der ägyptiſchen, chaldäiſchen, jüdiſchen, platoniſchen,

toniſchen, gnoſtiſchen und manichäiſchen Philoſophie ſey, welche ſchon in den ſechs erſten Jahrhunderten mit dem Chriſtenthume verbunden und immer ſo weiter fortgeführet worden. Wie es nach dieſem neuen Syſtem mit den Haupt- und Unterſcheidungslehren des Chriſtenthums, mit den Geheimniſſen und Sakramenten deſſelben ausgeſehen habe, kann man leicht ermeſſen.

Andere Adepten machten ſich an einzelne Lehren. Geſchahe es auch nicht immer in der Abſicht und Hoffnung, daß, wenn man nur einige derſelben weggeſchaft hätte, alsdann das Ganze wanken und zuſammenſtürzen würde; ſo floß doch dieſes ganz natürlich und nothwendig dann ſchon von ſelbſt daraus her.

So hatte Dr. Jeruſalem zu Braunſchweig mit ſeinen, in mancher Hinſicht ſchönen, Betrachtungen über die vornehmſten Wahrheiten der Religion wohl allerdings die Abſicht, die Einwendungen der Deiſten und Naturaliſten gegen die Religion zu widerlegen. Allein durch das, was in dieſem Buche ſowohl, als in ſeinen Briefen über die moſaiſchen Schriften und Philoſophie, über verſchiedene einzelne Religonslehren vorkommt, mußte nicht nur das göttliche Anſehen Moyſis; ſondern auch mehrere Behauptungen der Apoſtel, und wirkliche Grundlehren des Chriſtenthumes zuſammſtürzen.

So arbeiteten in Deutſchland vorgebliche Chriſten ſelbſt an Zernichtung des Chriſtenthumes, an Untergrabung aller Gotresfurcht und Gewiſſenhaftigkeit, und waren ſomit gefliſſentlich, oder unwiſſend recht getreue Handlanger der ſogenannten Philoſophen, die eben dadurch ſchon ſeit geraumer Zeit um ſo leichter ihre Abſichten erreichen konnten, und noch über dieß alle ihre ſonſtige Mittel, die ihnen in Frankreich gute Dienſte thaten, nun auch in Deutſchland arbeiten, und wirken ließen. Ganz vorzüglich wirkten, und arbeiteten auch in Deutſchland die verſchiedenen kleinen Flugſchriften, die beiſſendſten Spöttereien, die immer in verſchiednen Formen, und Geſtalten erſchienen, und umherflogen, als Romanen, als Comedien, als Geſänge, als Briefe, als Reiſebe-

ſchrei-

ſchreibungen, als Monatſchriften, als Tagblätter. Dieſe verſchiedene kleine, meiſtens artig abgefaßte, und niedlich aufgepuzte Werkgen wurden auch den Frauenzimmern in die Hände geſpielet, anempfohlen; alle Frauenzimmer, die Geſchmack, und Einſicht haben, und beleſen ſeyn wollten, mußten mit dieſen Schriften vertraut, und in ſelben bewandert ſeyn, ſo machte auch unter dem weiblichen Geſchlechte die Religionsſpötterey keine geringen Fortſchritte, und es fanden ſich unter den Berliniſchen Weibern ſogar welche, die ſich eine Ehre darans machten, ſich als Naturaliſtinnen und Atheiſtinnen zu bekennen. — Dieſen Weg betraten bald alle Schriftſteller, die nicht die gehörige Geſchicklichkeit beſaßen, um mit Ernſt und mit einigem Anſtrich von Gelehrſamkeit gegen das Criſtenthum zu ſtreiten, ſondern allein ihres Witzes, der oft ſchaal genug war, ſich bedienen konnten. Nun ward in Romanen, und in ihnen ähnlichen Broſchüren das Chriſtenthum verhöhnet, und Unglaube und Sittenloſigkeit mit vollen Händen ausgeſäet. Man kann denken, wie anſehnlich dieſe Ausſaat ſeyn mußte, da nach geſchehener Berechnung in ohngefehr zwanzig Jahren über 5850 Romanen erſchienen, immer einer ärger, als der andere, und von welchen diejenigen, welche am eifrigſten auf Religionsverachtung losarbeiteten, oder die Geiſtlichkeit in einem lächerlichen oder verhaßten Lichte dem Publikum zur Schau hinſtellten und die verwegenſten Grundſätze in Umlauf brachten, insgemein am mehrſten empfohlen und daher auch allgemein geleſen wurden. Es iſt unausſprechlich, welch ein Nachtheil der Religion und den Sitten zugefügt worden iſt, nachdem einmal das Herr der Belletriſten, der Dichterlinge, der Romanen-Comedien- und Reiſefabrikanten ſich an die philoſophiſchen Reformatoren angeſchloſſen hatte, um das Chriſtenthum zu ſtürzen und den Naturalismus, oder gar den Atheismus an ſeine Stelle zu ſetzen.

Die geſchwornen Chriſtus-Haſſer konnten zwar ſicher rechnen, daß unchriſtlich und unglaubig und gottlos gemachte Aeltern ſchon von ſelbſt Sorge tragen werden;

daß

daß ihre Kinder nicht chriſtlich, nicht gläubig, nicht gottesfürchtig aufwachſen können; allein dieß war nun doch der Wuth dieſer Gottloſen noch nicht genug geſicherte Vorſorge für die Zukunft, die nun einmal ganz ſo werden ſollte, wie ſie ſie wollten; ſie mußten alſo auf Mittel denken, wie man der Jugend ſchon in den früheſten Jahren die Prinzipien der neuen Aufklärung einimpfen könnte, und das beſte Mittel war wohl allerdings, wenn man eigene Inſtitute zur Entchriſtung der Jugend errichten könnte. So richtete auch Julian, als er das Chriſtenthum zerſtören wollte, ſein vornehmſtes Augenmerk auf die Schulen, und da er die Chriſten nicht dahin bringen konnte, ihre Kinder heidniſchen Gelehrten zum Unterrichte zu übergeben, ſo ließ er ihnen ihre Schulen verſchließen. Ein ähnliches Mittel wurde von den abtrinnigen Julianen dieſer Zeit auch in Deutſchland, wie früher ſchon in Frankreich ergriffen. Die Bahn brach Baſedow, welcher vorhin als Profeſſor am Gymnaſium zu Altona geſtanden war, aber durch allerlei Händel, an welchen ſein unruhiger Geiſt nicht weniger, als ſeine ſonderbaren Religionsmeinungen, (die damals noch, im Holſteiniſchen, viele Widerſprüche fanden,) Antheil hatten, ſein bisheriges Amt zu verlaſſen war genöthiget worden. Er entwarf vor drei Jahren den Plan zu einer Erziehungsanſtalt zu Deſſau; er ſchöpfte dem Kinde, vor ſelbes war, den Namen, und nannte ſeine Schule „Philanthropine" (Menſchenliebe.) Der Fürſt von Anhalt-Deſſau unterſtützte ihn; es wurden Gelder zuſammengeſchwätzt und gebettelt. Was man wollte, kam zu Stande; eine neue Heidenfabrik zu Deſſau, die Schule für junge Waldbewohner, nach dem Antrag des Ruſſo. Indeſſen wurde mit dieſer neuen Menſchen-Erziehungs- oder vielmehr Menſchen-Verwilderungsanſtalt in Deſſau hoch aufgehoben. Da konnte man nun jetzt auf einmal alles werden; man verſprach: „Kinder, welche nichts, als ihre Mutterſprache verſtünden, und leſen und ſchreiben könnten, in 4 Jahren zu univerſitätsfähigen jungen Leuten zu bilden.

Zu-

Zugleich, da man bald bemerkte, daß die Anlegung ſolcher Inſtitute einen ganz ſchicklichen Erwerbszweig für verunglückte oder vazirende Gelehrte abgeben konnte; ſo entſtanden bald mehrere Anſtalten dieſer Art, große und kleine, ſowohl für das männliche, als für das weibliche Geſchlecht, zum Beyſpiel die Philantropine Bahrdt's zu Marſchlinz und Heidesheim, desgleichen von Campe und Trapp, Simon und Schweighardt, Andreá und Salzmann und dergleichen mehr. — Es würde überflüſſig ſeyn, wenn man die Bocksſprünge, Sottiſen und Lächerlichkeiten, die in manchen dieſer Philantropinen getrieben wurden, die zuchtloſe Erziehung in denſelben, und allen Greuel anführen, und ſchildern wollte. Eltern, die ihre Kinder dahin geſchickt haben, ſind es, leider! genug inne geworden, daß ſie für einen jährlichen Aufwand von zwey, drey und mehrern hundert Thalern nur an Religionskenntniſſen und Religionsgefühlen gleich arme Buben, die hinten und vorne ausſchlugen, mit Köpfen, die an gründlichen Kenntniſſen leer, aber voll Dünkel waren, wieder zurückerhalten haben.

Eben ſo ungeheuer, und abentheulich war Baſſedows Plan einer Akademie der Kosmopolitik für ganz Europa, die aus dem Deſſauiſchen Philantropin, als aus einem Ey, hervorkriechen ſollte. Dieſer Baſedow wollte ſich auch als Schriftſteller bekannt, und wichtig machen durch ſein Werk „Philalothie" betitelt, das er ſchon früher herausgab; daſſelbe machte ſeitdem den luteriſchen Theologen viel zu ſchaffen; Baſedow ſchlug ein Univerſalchriſtenthum, d. i. eine Zuſammenſetzung ſolcher Lehren vor, worin alle, die ſich Chriſten nennen, übereinſtimmen. Dagegen ſchrieben Winkler, Götze, Paulſen, Guthe, Weichmann, Reichenbach, und Zimmermann. Baſedow antwortete, und wich von ſeiner Meynung nicht ab.

Dieſe Menſchenfreunde, wie ſie ſich nannten, zeigten ſich gegen ſich untereinander ſehr menſchenfeindlich; dieſe ihre gegenſeitige Anfeindungen gaben freylich den Philantropinen einen großen Stoß und überzeugten die Welt davon, daß Menſchen ſich zu Erziehern aufgeworfen

ſen hatten, die ſelbſt nicht wohl erzogen waren, und daß dieſe vorgeblich philanthropiſchen Projekte nur eine neue Art von Induſtrie-Spekulazionen wären. Auch fehlte es nicht an Schriften, in welchen das Unweſen dieſer neuen Erzieher anſchaulich und fühlbar geſchildert ward, unter welchen ein komiſcher Roman: „Spitzbart,“ ſich vorzüglich auszeichnete. Indeſſen gab es, nachdem die Philanthropinen vom erſten Range, und welche das mehrſte Geräuſch gemacht hatten, ſchon in ihr Nichts zurückgeſunken waren, noch immer ſogenannte Gelehrte genug, die in Zeitungen neben den Univerſalmedizinen, Schönheitswaſſern, Bruchbändern, Arkanis gegen die Wanzen und dergleichen, auch die von ihnen angelegten Edukazions-Anſtalten dem Publikum ankündigten und um geneigten Zuſpruch baten, wodurch denn noch immer Leute genug bethört wurden. Das Nachtheiligſte aber war dieſes, daß die ſeit der Baſſedow'ſchen Epoche aufgeſtellten Erziehungsprinzipien, und überhaupt die Grundſätze der neuen Reformatoren ſich in andere auch nicht-philanthropiniſche Schulen einſchlichen. Die ehemalige Erziehungsart und Grundſätze, wodurch ſo manche große Gelehrte, religiöſe Menſchen und geſchickte Männer in allen Ständen gebildet worden, ward verdrängt und allmählig in dieſen und in jenen die Jugend ſo verbildet, daß nur Menſchen von ganz oberflächlichen Kenntniſſen, voll Anmaſſungen und Dünkel, und nur ſolche aus denſelben hervorgehen mußten, welchen Arbeitſamkeit, Ueberwindung und Gehorſam gänzlich fremde, und welche gegen die Religion höchſt gleichgültig waren, ja ſehr oft ſie nicht einmal kannten. „Man muß, jammerte ein Schriftſteller dieſer Zeit, man muß in einem Jahrhunderte leben, wie das unſrige iſt, um zu ſehen, wie die Edukazions-Scharlatane die thörichte Leichtgläubigkeit der Eltern mißbrauchen, und ſich große Penſionen von ihnen bezahlen laſſen, da ſie in prahlerhaften Ankündigungen verſprechen, in wenig Jahren ihre Kinder das Lateiniſche, Engliſche, Deutſche, Italiäniſche, Geſchichte, Geographie, Naturgeſchichte, Phyſik, Geometrie,

Algebra,

Algebra, Reiten, Fechten, Tanzen, Zeichnen, Muſik und, was ſonſt noch Alles? zu lehren. — Welche junge Leute ſind aber aus ihren Händen gekommen? Wahre Ignoranten, deren Köpfe mit lauter verworrenen Begriffen erfüllet waren, und von welchen die mehreſten nur Wörter zu wiederholen wußten, ohne einen rechten Sinn damit zu verbinden: und die Eltern waren nachmals ganz erſtaunt, auf ihre Erziehung ſo viel Geld verwendet und doch nichts anders damit erreicht zu haben, als, daß dieſe ſo theuer erzogene Schüler — Narren für ihr ganzes künftiges Leben blieben. Aber es mußte alſo ſeyn *).“

Durch die Luteraner kam das Gift des Unglaubens nach und nach in Deutſchland immer noch weiter, und weiter, auch in die Katholiken, welche allgemach anfiengen, mit jenen in nähere Gemeinſchaft, in Vertraulilichkeit, in Briefwechſel ſich einzulaſſen; dadurch blieb immer mehr und mehr, allzeit doch etwas hangen. So ſehr auch Woltär an der philoſophiſchen Aufklärung der deutſchen Katholiken verzweifelte und beſonders die Oeſtreicher dumme Kapuziner nannte, an welchen alle Hoffnung verloren ſey; ſo fanden doch ſeine und ſeiner Mitverſchwornen Schriften bald den Eingang auch bey den deutſchen Katholiken, vorzüglich auch bey denen aus den höhern Ständen, und dieſes nahm vornehmlich ſeit der Aufhebung

*) O wenn nur unwiſſende und unbrauchbare Menſchen und nicht auch Menſchen ohne Religion, von verſchrobenen Begriffen und verdorbenen Herzen, und überhaupt Menſchen, die gar nicht in die gegenwärtigen Verhältniſſe der menſchlichen Geſellſchaft paſſen und eine andere Ordnung der Dinge ſowohl in bürgerlicher, als religiöſer Hinſicht herbeyzuführen, den Drang in ſich fühlen, aus dieſer Erziehung hervorgegangen wären! Aber es mußte alſo ſeyn, wenn anders der Philoſophismus, der in Deutſchland unter den Proteſtanten ſeit der Epoche Friedrichs des II. begonnen hatte, und dem es in wenig Jahren geglückt war, den Proteſtantismus ſo gut, als gänzlich zu vernichten, immer weitere Fortſchritte machen und endlich über alles ſiegen ſollte.

bung der Jeſuiten, da der Unterricht der Jugend in andere Hände kam, mit jedem Tage zu.

Da die uneingeſchränkte Toleranz, welche Friedrich der II. in ſeine Staaten eingeführet hatte, auch in andern proteſtantiſchen Ländern, z. B. im Hannöveriſchen, Weimar'ſchen, Gotha'ſchen, Heſſen-Darmſtadt'ſchen nachgeahmt wurde, ſo glaubten die Katholiken, auch hierin nicht zurückbleiben zu müſſen, und Einige derſelben, die ſchon durch das gotteslaͤſterliche Licht erleuchtet waren, trieben die Hyper-Toleranz ſo weit, daß ſie ihre Söhne auf proteſtantiſche Univerſitäten ſchickten, obgleich kein Beyſpiel vorhanden war, daß ein Proteſtant ſeinen Sohn auf eine katholiſche Univerſität geſchickt hätte. Dadurch wurden katholiſche und proteſtantiſche Gelehrte einander viel näher gebracht, als bisher der Fall war; ſelbſt Nikolai korreſpondirte mit katholiſchen Gelehrten und lud ſie ein, Mitarbeiter an ſeiner Bibliothek zu werden und ließ einige von denſelben ſogar in Kupfer ſtechen. So pflanzte ſich das Gift ſchnell in die Katholiken hinüber, durch ſchlaue Wirkung des Ehrgeizes, und der Ruhmſucht. Der Beyfall und das Lob, welches proteſtantiſche Rezenſenten und Schurnaliſten katholiſchen Schriftſtellern gaben, war dieſen nicht mehr, wie ehemals gleichgültig, oder gar unlieb; ſie fürchteten ſich jetzt nicht mehr dadurch verdächtig zu werden, und in übeln Ruf zu kommen; noch mehr, was ſie bisher gefürchtet hatten, das ſuchten ſie jetzt, ſahen es als Ruhm an, wenigſt als einziges Mittel zum Ruhm; jetzt fürchteten ſie entgegen, was ſonſt allen Katholiken recht lieb war, und zur größten Ehre gereichte, — den Tadel der Ketzer, ihre Schimpfe und greuliche Verläſterungen; ſie wollten nun einmal nicht länger mehr „Pedanten, Obſkuranten, und Dummköpfe, und Ordothoxen, Ochſen,“ und wie die rohen Ausdrücke, und Ausbrüche der Ketzerwuth alle lauteten, betitelt, und geläſtert werden. Für ſchwache Menſchen ward dadurch endlich eine ſehr ſtarke Verſuchung zur Verläugnung der Wahrheit, zur Verletzung des Gewiſſens, und der heiligſten Pflichten, zum

Hochverrath an Religion, und Kirche, zum Abfall vom Glauben; man wollte nun einmal auch als gelehrt, als aufgeklärt angeſehen, und in Schriften, und in gelehrten Zeitungen angerühmt werden.

Gar alles traf und half jetzt zuſammen, dem Unglauben in Deutſchland immer noch mehr alle Thüren, und Thore zu öffnen, das große Höllenwerk, das man ſo lange ſchon vorhatte, die Zernichtung des Chriſtenthums der Vollendung ſchnell nahe zu bringen. Dem alten Unheil, das ſo lange ſchon ausgeſtreuet war, immer mehr fortzuhelfen, entſtand erſt vor Kurzem ein neues Unheil, das alles bisherige, und zugleich den Samen alles künftigen Unheils in ſich ſchloß. So lange Woltär lebte, war es immer ſein ſehnlichſter Wunſch, mit allen Verſchwornen ſich immer noch mehr zuſamm zu verſchwören, und dieſe Verſchwörung immer noch mehr, und mit noch mehr Kraft in alle Welt auszubreiten; es ſollte viel mehr noch zuſammgewirkt, in gemeinſchäftlicher Verbindung gearbeitet werden; es ſollte ein förmlicher Orden von Verſchwornen ſich bilden. Durch die Errichtung des Hollbach'ſchen Klubbs zu Paris war ſein Wunſch zwar einigermaaßen, aber doch noch nicht vollſtändig erfüllet; dieſe Art geheime Geſellſchaft war noch bey weitem nicht das, was vermittelſt einer förmlichen Ordensverbindung hätte geſchehen können. Von mehrerer Bedeutung war unſtreitig, was von einzelnen Adepten, die ſich in den Freymaurerorden hatten aufnehmen laſſen, und in den Loſchen, bald als Redner, Sekretärs, Bibliothekare figurirten, bereits geſchehen war. Dieſe, durch die Schriften der Philoſophen verderbt, verſäumten nämlich nichts, die aus denſelben geſchöpften Grundſätze gegen Religion und Staat, für hohe Weisheit von ihnen gehalten, auch in den Reden, die ſie in den Loſchen hielten, und in den Erklärungen, die ſie den Neuaufgenommenen von den Hieroglyphen des Ordens machten, auszukramen, ſie vergrößerten die Loſchenbibliotheken mit den Schriftſtelleriſchen Producten des Philoſophismus, die nun auch von Manchem geleſen wurden, dem ſie ſonſt vielleicht lange unbekannt

geblieben

geblieben wären, ja ſie ſchmiedeten wohl gar neue Grade und erfülleten ſie mit den Grundſätzen des Philoſophismus. Woltär hatte bekanntlich immer dankbar die Dienſte erkannt, die ihm die verſchiedenen Freymaurerloſchen, und der ſogenannte Freymaurerorden leiſteten; er hatte ſich deßwegen in denſelben ſelbſt aufnehmen laſſen; doch dieſer Orden hatte ihm zu viel Nebendinge, zu viel Spielwerk, und Kinderpoſſen, und wirkte nur mittelbar; er wollte einen Orden, der allein nur, und unmittelbar, und mit vereinten Kräften, und von allen Seiten her, und in alle Gegenden hin, und in einer Wuth auf das Chriſtenthum losſtürmen, die Infame ganz zerquetſchen, und eher nicht ruhen ſollte, bis der längſt gedachte, und beſchloſſene Triumph über Chriſtus, und ſeine heilige Kirche vollendet wäre. An einem ſolchen Orden, wie er immer im Kopfe dieſes Frevlers lag, und wurmte, ward bisher immer noch gearbeitet; aber erſt ſeit Kurzem ward endlich ſo etwas, und, wie es ſchien, recht gelegentlich zu Stand gebracht. Ein gewiſſer Weishaupt, Profeſſor der geiſtlichen Rechte zu Ingolſtadt, ſuchte ſeit einiger Zeit aller Orten die Studenten für ſich zu einzunehmen, ſie für ſich zu gewinnen; um daraus ein kleines Heer zu bilden gegen die ihm verhaßten Exjeſuiten, die auf der Ingolſtädter Univerſität mehrere Lehrſtühle inne hatten und auch am Hofe zu München im Anſehen ſtanden. So machten ſich an verſchiedenen Orten kleine geheime Geſellſchaften, Studenten-Orden, deren es, aller Verbothe ungeachtet, auf den proteſtantiſchen Univerſitäten viele gab, z. B. der Esperance-Orden, der Concordien-Orden, die Conſtantiſten, die Amiciſten, die ſchwarzen Brüder, und ſo weiter. Als geheime Geſellſchaft mußte dieſer neue Orden nothwendig auch ein Geheimniß haben; aber der Stifter ſelbſt wußte eine Zeitlang nicht, was er ſo eigentlich in denſelben legen ſollte. Ja, wegen des Namens ſelbſt, den er ihm geben, und ob er ihn nicht einen Bienen-Orden oder Bienen-Geſellſchaft nennen und etwas von den Mithra-Geheimniſſen der Parſen darinn niederlegen ſollte, war er noch unſchlüſſig. Da er indeſſen

mit den Schriften der ſogenannten Philoſophen und Aufklärer in Frankreich und in Deutſchlaud bekannt geworden, war bald keine Verlegenheit mehr; ſie nannten ſich nun: „Illuminaten" (Aufgeklärte, Erleuchtete) und ihr großes Geheimniß war nun der in dieſen Schriften gefundene Plan: „jede Religion, und damit auch jeden Staat zu zerſtören." Da die Ordensbrüder hiernach, wie bey den alten Parſen in den Mithrageheimniſſen, Streiter des Lichts gegen die Finſterniß ſeyn ſollten, ſo führte er in den Orden die Jezdegerdiſche oder parſiſche Zeitrechnung ein, und, um gegen alle Entdeckungen ſich zu ſichern, wurden eigene Verhaltungsregeln, und eine eigene Ordens-Geographie erfunden, und den Gliedern wurden auch eigene Ordensnämen gegeben. Baiern z. B. hieß nunmehr hiernach Achaja, Oeſterreich hieß Aegypten, Franken Illiricum, München Athen, Eichſtädt Ezerum, Wien hieß Rom, Ingolſtadt Eleuſis auch Epheſus u. ſ. w. Weishaupt ſelbſt gab ſich den Namen Spartacus, den Namen jenes berüchtigten Fechters und Rebellen, der Campanien verheerte. Von ſeinen Adepten hieß Maſſenhauſen Ajax, Merz hieß Tiberius, Simon Zwackh Claudius, Will Agrippa, Xaver Zwackh hieß Cato, Winterhalter hieß Lucullus; ſo hatte jeder ſeinen Zigeuner-Namen. Ihre Anzahl war, für die kurze Zeit ihres Beſtehens, bedeutend. Schon vor zwey Jahren ſchrieb Weishaupt an ſeinen Maſſenhauſſen: „Hat Chriſtus ſeine Apoſtel in alle Welt geſchickt, warum ſollte ich meinen Petrus zu Hauſe laſſen? Gehet hinaus! prediget!" So giengs ſeitdem tapfer auf Anwerbung los.

Aber das Meiſte, und Wichtigſte für Gründung dieſes großen Illuminaten-Ordens geſchah jetzt im Jahre Chriſti 1778. Zwackh (Cato) befand ſich im November dieſes Jahrs zu Augsburg und traf daſelbſt einen gewiſſen Abbá Marotti, welcher Freymaurer war und ihm in einer Winkelloſch unter vier Augen ſo vieles von der Freymaurerey entdeckte, als er ſelbſt wußte. Hievon gab Zwack dem Weishaupt Nachricht, und nun wars beſchloſſen, die Freymaurerey zum Grund, und zur Pflanzſchule

des

des Illuminatiſmus zu machen. Alſogleich wurde angefangen, alles auf Freymaurer Fuß einzurichten. Bald hatte man Loſchen aller Orten. So breitete ſich nun der Illuminatiſmus mit unglaublicher Geſchwindigkeit aus. Zu München, zu Eichſtädt, zu Salzburg, zu Ravensburg, zu Freyſingen, Landsberg, Regensburg, Bamberg, Würzburg, Augsburg, Nürnberg, Inſpruck und anderweitig wurden viele Proſelyten gemacht. Noch dieſes Jahr Chriſti 1778 waren zu Wien der berühmte Mineralog Born und der große Aufklärer Sonnenfels (Numa) unter den dortigen Adepten.

Für Menſchen, die von geheimen Geſellſchaften wenig Begriffe gehabt hatten, war das bisher Geſchehene freylich ſchon ſehr viel; doch fehlte es noch an ſehr vielem, nemlich an der eigentlichen Ausbildung der Sekte. Hiezu führte ſie bald ihre Proſelytenmacherey an den rechten Mann, an den Freyherrn von Knigge, der in ihrer Zigeuner-Sprache nun Philo heißen mußte. Dieſer Knigge war ein Hannoverſcher Edelmann von wenigem Vermögen. Nachdem er ſein Glück in ſeinem Vaterlande und im Caſſelſchen zu machen, vergebens verſucht hatte, privatiſirte er in den Rheingegenden, vorzüglich in Heidelberg und Frankfurt am Mayn, wo er ſich die Zeit mit Bücherſchreiben vertrieb und was dabey zu gewinnen ſuchte. Er hatte viel Talente und Thätigkeit, ſchrieb mit Leichtigkeit und beſaß die Kunſt, Sachen darzuſtellen, wie er wollte, und zu überreden, in hohem Grade. Aber er hatte ein ſehr verderbtes Herz und Nichts von Religion. Zu Frankfurt war er heimlich zur katholiſchen Kirche getreten, verließ ſie aber wieder, da das Projekt, weswegen er dieſen Schritt gethan hatte, ſcheiderte. Er hatte ſich auch in mehrern geheimen Geſellſchaften herumgetrieben; unter den Freymaurern hatte er zur ſtrikten Obſervanz gehört; unter den neuen Tempelherrn hatte er den Namen Eques a Cygno geführet. Auch war er Roſenkreuzer geworden, und hatte in der Alchymie gepfuſcht. So wie der Illuminatiſmus, nach ſeinen Grundſätzen und Zwecken, ganz für Knigge war, ſo hatte der Orden auch

an ihm, nach ſeinen Talenten, nach ſeiner Denkungsart und nach ſeinen Verhältniſſen, den rechten Mann gefunden. Kaum war er in dieſen Orden getreten, ſo unterſtützte er nicht nur die übrigen Adepten mit ſeinem Rathe; ſondern er gieng auch auf Werbung aus, und machte ſehr bald große Eroberungen.

Nebenbei wurden in Deutſchland auch die aufrühreriſchen Febroniſchen Grundſätze immer noch beibehalten und handgehabt, obwohl eben in dieſem Jahre Chriſti 1778 eifrigſt gearbeitet wurde an Bekehrung des Verfaſſers dieſer ärgerlichen Schrift. Pabſt Pius d. VI. unterhielt deſſwegen eine Zeit her einen Briefwechſel mit dem Erzbiſchofe von Trier; und dieſer machte ſeinem Weihbiſchofe fortwährend bittere Vorſtellungen, und warf ihm eine Gehäſſigkeit gegen den römiſchen Stuhl vor. Er drohte ihm mit Merkmaalen landesfürſtlicher Ungnade, und ließ ihn nebenbei durch den geheimen Rath Joſeph Ludwig Beck beſtürmen. Herr von Hontheim wurde allmählig dahin gebracht, daß er ſich im Jahre Chriſti 1778 entſchloß, einen in allgemeinen Ausdrücken abgefaßten Widerruf, als einen Beweis der gegen den heiligen Stuhl gehegten Ehrfurcht, nach Rom zu ſenden. Aber Pabſt Pius der VI. war mit dieſer zu allgemein abgefaßten Erklärung nicht zufrieden, und ſchickte dann ſelbſt eine Wiederrufungsformel nach Trier. „Dieſe Formel", hieß es in dem beifolgenden päbſtlichen Schreiben, „dieſe Formel muß Nikola Hontheim unterzeichnen, wenn ſich derſelbe nicht für allzeit der päbſtlichen Ungnade und Züchtigung ausſetzen will." Von Hontheim unterſchrieb endlich am 1. Oktober eben dieſes Jahres Chriſti 1778 die ihm vorgelegte Widerrufungsformel, eine Urkunde, welche ſo ganz das Anſehen eines förmlichen Glaubensbekenntniſſes hatte. Hontheim erkennet hier die Bulle „Unigenitus" als ein dogmatiſches Urtheil des päbſtlichen Stuhles. Ueber andere Gegenſtände, zum Beiſpiel über Appellazionen an ein Konzilium, über deutſche Konkordate, über Kloſterweſen, u. ſ. w. äuſſert ſich derſelbe auf eine Art, wel-

welche dem Pabſte und den Theologen zu Rom allerdings gefallen mußte. Gleich anfangs bereuet Hontheim ſeine Verirrung, welche er einem unbeſcheidenen nach Union der Proteſtanten zielenden Eifer zuſchreibt. Er bekennet ſeine Schuld, und bittet um Verzeihung. Dann legt er ein weitläufiges Glaubensbekenntniß zu Füßen, wobei er ſich in jener Stelle, die von dem Primat des Pabſtes handelt, auf die Lehre des Dr. Turnely bezieht. Hierauf folgt eine Menge verſchiedener aus den Werken Tertullians, Cyprians, Hieronymus, Chryſoſtomus, Ambros, Irenäus, und andererer Väter ausgehobenen Stellen, um hiedurch den der römiſchen Kirche gebührenden Jurisdikzionsprimat zu beweiſen. Aus eben der Abſicht werden auch einige Stellen der vierten Synode von Konſtantinopel, und des Conziliums von Florenz angeführt. Weiters erkennt Hontheim den Pabſt als einen Schiedsrichter in Glaubensſachen, dem es zukomme, über den Verſtand eines Buches, und über die darin enthaltene Lehre zu urtheilen. „Sollteſt du, heiliger Vater!" ſagt Hontheim am Schluſſe ſeines Schreibens, „ſollteſt du, nebſt dieſem meinem Bekenntniſſe, noch weiter etwas von mir verlangen, ſo bin ich bereit, es mit gleicher Aufrichtigkeit, Unterwerfung und Gehorſam zu leiſten. Aber einem Irrenden wirſt du doch verzeihen, einem ſolchen Irrenden, der auch mitten auf dem Irrwege, die römiſche Kirche als die Mutter aller Chriſtgläubigen anerkannt hat." Die Urkunde der Widerrufung ſchickte der Erzbiſchof von Trier nach Rom, und begleitete dieſelbe mit einem am 15. November eben dieſes Jahres Chriſti 1778 gefertigten Schreiben, das in einem ſehr demüthigen, ehrfurchtsvollen und rührenden Styl abgefaſſet war. „Ich halte es", ſchrieb Klemens Wenzeslaus, „ich halte es für überflüſſig, dich heiligſter Vater! noch erſt zu bitten, daß du den Reumüthigen in deinen Vaterſchooß wieder aufnehmen mögeſt!" Während, daß die Akten des Widerrufes nach Rom abgeſendet waren, gab Herr von Hontheim einen Hirtenbrief heraus, welcher in den

Kirchenſprengeln von Trier ausgetheilt wurde. Hierin verſicherte derſelbe, daß er bei ſeinem Widerrufe ganz aufrichtig und nach reifer Ueberlegung zu Werke gegangen ſey. Ueberdieß hatte Hontheim einen Abdruck von dem Verbothe ſeines Werkes beigelegt. Die Freude, welche Hontheim's Widerruf zu Rom verurſachte, läßt ſich nicht beſchreiben. Es war eben der Vorabend vor Weihnachten, als die beſeligende Nachricht von dieſem Ereigniſſe zu Rom ankam. Pabſt Pius konnte die frohe Bothſchaft keineswegs in ſich ſelbſt verſchließen. Da er Theilnehmer an der Freude haben wollte, hielt er wider alle Gewohnheit, am 25. Dezember dieſes Jahres Chriſti 1778 ein geheimes Conſiſtorium, um der Geſammtheit der Kardinäle einen Bericht über den erfreulichen Hergang der Sache zu erſtatten. Freudenvoll ſagte er ihnen: „Hontheim, der Verfaſſer des Febrons, hat nun widerrufen, hat aufrichtig, mit freiem Gemüthe, blos durch Erkenntniß der Wahrheit, und nur von dem Lichte des heiligen Geiſtes angetrieben, widerrufen, hat ſeine Irrthümer verworfen, ohne daß er eine Rückſicht auf zeitliche Vortheile genommen, oder daß er durch Altersſchwäche dahin verleitet worden wäre." Mitten unter der Anrede des Pabſtes trat der Sekretär Benediktus Stay in den Saal, und las die Briefe des Erzbiſchofes von Trier und des Suffragans Hontheim öffentlich ab. Alsdann fuhr Pius fort, alle übrigen Umſtände dieſer Sache ausführlich zu erzählen und anzurühmen. Pabſt Pius d. VI., welcher glaubte, daß man ſo einer rühmlichen Begebenheit nicht genug Publizität geben könne, ließ die von ihm gehaltene Anrede, die Briefe des Erzbiſchofs und des Suffragans von Trier, und die ſämmtlichen Akten des geheimen Konſiſtoriums auf die Preſſe legen, und Abdrücke davon der großen Welt mittheilen. Mittlerweile beantwortete Pabſt Pius der VI. die Schreiben des Erzbiſchofs und des Suffragans von Trier. In dem an den Erzbiſchof gerichteteten Breve ſagt der heilige Vater: „Wir bekennen, daß du, als Biſchof, nicht leicht etwas Rühm-

lichere

licheres und Nützlicheres hätteſt unternehmen können. Wir geſtehen, daß du dich um Uns, um dieſen heiligen Stuhl, und um die allgemeine Kirche auſſerordentlich verdient gemacht habeſt. Wir erwarten von Dir, daß du dich des Geiſtes der Gelehrigkeit noch weiter bedienen möchteſt, um ihn zur Erfüllung ſeines Verſprechens anzuhalten, in einem beſondern Werke ſeine ehemalige Irrthümer, mit Hilfe ſeines Verſtandes zu widerlegen, und vom Grunde aus zu vertilgen.“ In dem Breve, welches Pabſt Pius der VI. an den Herrn von Hontheim ſchrieb, heißt es: „Du wirſt leicht begreifen, wie ein großes Recht wir hatten, bitter und empfindlich über dich zu ſeyn, nachdem Du, der du aus Gnade dieſes apoſtoliſchen Stuhles zur biſchöflichen Würde gelanget biſt, und demſelben aus ſo vielen Rückſichten verbindlich biſt, gleichwohl ihn angegriffen, und ſeine uralte Gerechtſame zu vermindern getrachtet haſt.“ Alsdann rühmt der heilige Vater die Sinnesänderung Hontheim's, und beſchließt mit folgenden Worten: „Aus dieſer Urſache erlaſſen Wir Dir, ehrwürdiger Bruder! alle kanoniſche und geiſtliche Strafen, in die du verfallen biſt, und nehmen dich auf dein inſtändiges und dringendes Bitten in Unſere und dieſes heiligen Stuhles Gnade wieder auf, ertheilen Dir den Frieden, welchen Uns Gott der Herr gelehret hat, umarmen Dich mit väterlicher Zärtlichkeit, zählen dich wider unter die Biſchöfe, unſere Kollegen, und nennen Dich ſogar mit den liebvollſten Worten: „Unſern Sohn.“ Der Schade ſelbſt aber, den dein Febronius der Kirche zugefügt hat, könnte nicht beſſer und ſchicklicher erſetzt werden, als wenn du nun ſelbſt eben jene Bücher, welche du (in deiner Verirrung) geſchrieben haſt, widerlegen, beſtreiten und vernichten würdeſt.“

Schon Pabſt Clemens der XIV. erlaubte auf Vorſtellung der ruſſiſchen Kaiſerinn den Jeſuiten im Norden, ihre Geſellſchaft fortzuſetzen. Auch Pabſt Pius der VI., welcher eben ſo ſehr von der Unſchuld der Jeſuiten überzeugt war, als er wohl einſah, daß er gegen den ern-

ſten

ſten Willen der Kaiſerinn, die Jeſuiten in ihren Staaten zu erhalten, nichts würde ausrichten können, bekräftigte dieſes, und gab durch den Erzbiſchof von Mohilow, den er zu ſeinem Geſandten ernannt hatte, gar gerne eben dieſes Jahr Chriſti 1778 ſeine Einwilligung, daß die Jeſuiten in Weiß-Rußland ihr Inſtitut fortſetzen und Novitzen annehmen könnten. Das philoſophiſche Projekt, die Jeſuiten gänzlich von der Erde zu vertilgen, und ihre Wiederherſtellung unmöglich zu machen, ſcheiterte alſo, und ſie mußten ſich mit dem begnügen, was ſie durch die Burbon'ſchen Höfe, oder durch die von ihnen inſpirirten Miniſter derſelben ausgerichtet hatten; indeſſen war dieſes zur Erreichung ihrer ſchädlichen Abſichten gegen die Thronen und Altäre leider mehr als genug, und ſie fanden ſich ihrem Triumphe dadurch ſchon ſehr nahe gebracht.

Das irdiſch und zeitlich große Werk, welches Pabſt Pius der VI. voriges Jahr unternommen hatte, wurde ſeitdem mit demſelben ausdauernden Muthe thätigſt betrieben, und wirklich bisher ſchon weit gebracht. Nebſt der Herſtellung der appiſchen Straße wurde auch quer durch die Moräſte ein breiter Kanal gezogen, der ſeine Mündung in den foglianiſchen See hatte. Es arbeiteten mehr als tauſend Menſchen an dieſen Werken, und ſchon zu Ende dieſes Jahres Chriſti 1778 hatte man eine beträchtliche Strecke der bisherigen Sümpfe für das darauf folgende Jahr urbar gemacht.

Der fromme eifrige Prieſter Johann Joſeph Gaſſner war nun ſeit den letzten Verfolgungen, die ihn trafen, wieder wie vorhin allzeit der unermüdete Arbeiter im Weinberg des Herrn auf ſeiner Pfarrei Bonndorf, und war allen Seelenſorgern vollendetes Vorbild. Lehrte er von der Kanzel, ſo ſetzte er ſeine Stärke nicht in glänzenden und hochtrabenden Worten; ganz Geiſt und heiliger Eifer. Gott gab auch ſeinen Worten ſo eine Salbung, daß ſich Sünder, die ſchon der Verzweiflung nahe waren, ernſtlich und beſtändig bekehrten; er war nicht nur ein eifriger Lehrer, ſondern auch ein

lieb-

liebvoller Seelenarzt; er ſchrieb ihnen vor, wie ſie ſich vor dem Rückfalle verwahren, und die Neigungen zur Sünde alſogleich unterdrücken könnten. Als das kräftigſte Mittel ſah er den heiligſten Namen Jeſus an; man hörte nichts öfter von ihm (und zwar nach dem Beiſpiele der heiligen Väter), als: „Werdet ihr zum Zorne, zur Rachſucht, zur Kleinmüthigkeit, zur Traurigkeit, zur Verzweiflung, zur Unzucht, oder zu einem andern Laſter gereizet; ſo ſprecht oder denkt alſogleich mit allem Eifer und mit lebhaftem Glauben: „Weich Verſucher mit deinen Anfechtungen und Reizungen im Namen Jeſu." Dieſes Mittel war bei ſehr Vielen ſo wirkſam, daß ſie nach ihrem eigenen Geſtändniſſe böſe und ſchon eingewurzelte Neigungen, z. B. zum ſchnellen und heftigen Zorn, zur Trunkenheit, Geilheit, Rachſucht, zu feindſchaftlichen Abneigungen u. ſ. w. geſchwächet und gänzlich beſieget haben. Wie oft fand er Gelegenheit bei dem wirklichen Exorziſiren, den Leuten die Schwäche des Satans und die Allmacht Jeſu Chriſti in der Kraft ſeines Namens handgreiflich vorzuſtellen, und ſie jener Stelle an die Philipp. Kap. 2. V. 10. zu erinnern: „Weil er gehorſam geweſen iſt, bis zum Tode, ja bis zum Tode des Kreuzes; deßwegen gab er ihm einen Namen, der über alle Namen iſt: Darum ſollen die Knie aller, die im Himmel, auf der Erde, und unter der Erde ſind, vor ihm ſich beugen." *) Immer ermahnte dieſer Seeleneiferer

*) Man machte dem ehrwürdigen Prieſter den Vorwurf, daß er dem Teufel eine gar zu große Gewalt einräume, und ihn gleichſam allmächtig mache. Er gab aber eine unvergleichliche Antwort: „Eine ſchöne Allmacht", ſagte er, „da der Teufel die Flucht ergreifen muß, wenn ein fünf- oder ſechsjähriges Kind mit Vertrauen im Namen Jeſus befiehlt, daß er ſammt ſeinem Anhange weichen ſoll. Des Teufels Gewalt iſt nur an ſich, und in Vergleich mit unſerer Macht groß. Im Vergleich mit der Macht Jeſu Chriſti iſt ſie unendlich kleiner. Durch Seinen Namen wird er wie eine Mücke durch einen Hauch verjagt."

rer die Leute, nüchtern, gerecht, ehrbar, gottesfürchtig zu leben, und ſich nur recht oft im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe Gottes zu üben, und im Namen Jeſus den Zorn, alle Feindſchaft und andere ſchädliche Neigungen ſtarkmüthig zu beſtreiten. Alle erdenkliche Mühe gab er ſich, die ſchlauen Abſichten der alten Schlange zu entdecken, und die Leute zu unterrichten, wie ſie ſelbe vereiteln können. „Kann der Satan der Seele nicht unmittelbar und geradezu ſchaden", ſagte er, „ſo ſucht er ihr mittelbar beizukommen; er ſucht die Leute um das Ihrige zu bringen; ſie in ihren Unternehmungen, Arbeiten und Gewerben zu ſtören, ſie krank und zu allem untauglich zu machen. Wenn ihr fraget, (ſo hörte man ihn moraliſiren,) was er dadurch ſuche, ſo findet ihr die Antwort im erſten und zweiten Kapitel des Buches Job. Nachdem Gott dem Job das Lob wegen ſeiner Gottesfurcht und Treue geſprochen hatte, erwiederte der Satan: Ich glaube es wohl, daß er dich preiſe; du haſt ja den Job und ſein Haus ungemein geſegnet, und gar kein Unglück über ihn kommen laſſen; du haſt vielmehr ſeine Habſchaften immer vermehret; gieb mir aber nur die Gewalt über ſeine Güter, ſo wirſt du ſehen, daß er dir nur auf den Schein gedienet habe. Gott gab ihm die anverlangte Gewalt. Was geſchah? Alſogleich richtete der Menſchenfeind alle ſeine zahlreichen Heerden zu Grunde; das Haus, worin ſich ſeine Kinder befanden, ſtürzte ein; alle Kinder kamen um das Leben. Was ſuchte der Plaggeiſt dadurch? Durch den zeitlichen Schaden ſuchte er den Job mürriſch, ungeduldig, verzweiflungsvoll und gar zum Gotteslächterer zu machen. Aber Job hielt die harte Probe aus; er fuhr fort, den Namen des Herrn zu benedeien. Da dem Verſucher dieſer Anfall mißlungen hatte, begehrte er von Gott, daß er ihm Gewalt über den eigenen Körper des Job geben ſolle. Gott gab ihm auch dieſe. Gleich darauf erweckte er in dem Leibe des gottesfürchti Fürſten ſo viele, ſo ſchmerzhafte, ſo ſchaudervolle Krankheiten, daß er ſich und andern faſt unerträglich fiel; kein

gesundes

geſundes Plätzgen war mehr an ſeinem ganzen Körper; der Satan ſtellte ſich vor, dadurch werde er dem Job Gott, den Dienſt und das Lob Gottes ſicher verleiden, und ihn zur Ungeduld, zur Untreue und zu Gotteslästerungen verleiten, und ſchließlich durch zeitliche Uebel und Drangſalen ſeine Seele in Sünden ſtürzen. Der ganze Zuſammenhang zeiget dieß augenſcheinlich an. So macht es der Böſewicht (ſprach der ſelige Prieſter, der ſo aufrichtige Eiferer für das geiſtliche und zeitliche Wohl des Nebenmenſchen) wohl hundertmal noch heut zu Tage mit uns Menſchen. Kann er die Seele nicht unmittelbar in Sünden ſtürzen; ſo trachtet er ihr mittelbar, wie er immer kann, beizukommen; er ſucht die Men- an ihren Habſchaften, Gütern, Feldfrüchten, Thieren, Gewerben, Handthierungen, am guten Namen u. ſ. w. zu beſchädigen, um ſie von Gott, von deſſen Dienſte, vom frommen Leben abzuziehen; er iſt bereit, wenn es ihm Gott zuließe, alle Menſchen auch an den Körpern ſo erbärmlich zuzurichten, wie er den Job zugerichtet hat; allein fürchtet euch nicht, wenn ſchon nach der Lehre des heiligen Petrus der Satan herumgehet, wie ein brüllender Löwe, und trachtet, ob er nicht einen finde, den er verſchlingen kann; ſo könnt ihr doch alle ſeine Nachſtellungen leicht unwirkſam machen, und gänzlich zernichten. Widerſtehet ihm ſtark im Glauben; widerſtehet ihm unverzüglich im Namen Jeſu Chriſti; macht täglich den Befehl, aber mit wahrem Vertrauen, und mit wahrer Stärke des Geiſtes, daß er im Namen Jeſu Chriſti weder euch, noch den Eurigen, noch euerm Eigenthume weder mittelbar noch unmittelbar ſchade; ſo wird ſeine Macht entkräftet ſeyn.“ So hörte man ihn immer lehren und predigen. Er gab weitern Unterricht: „Läßt Gott zu, daß ihr unerachtet euers chriſtlichen Lebenswandels, unerachtet des ernſtlich gemachten Gebothes verſchiedene Plagen auszuſtehen habt; ſo werdet ihr doch durch die Kraft dieſes heiligſten Namens Stärke erhalten, die Widerwärtigkeit mit Geduld, mit Ergebenheit

in

in den Willen Gottes, mit Verdienſt und euerm größten Vortheile übertragen.“ Sein Eifer war nicht nur liebvoll, ſondern auch allgemein; der gemeinſte Mann, der Arme und der Bettler fand Hilfe und Troſt bei ihm, wie der Reiche und Adeliche. Leuten, die nicht ohne Eckel anzuſehen waren, legte er ſeine prieſterlichen Hände auf, und half ihnen. Mit förmlich Beſeſſenen, in denen der Satan die greulichſten und ſchaudervollſten Wirkungen hervorgebracht hatte, gab er ſich mit einer verwunderlichen Geduld gleichfalls ab, und befreite ſie von ihren überläſtigen, ja mehr als tyranniſchen Inwohnern. Ein recht großer Theil derſelben (nämlich nach Beſchaffenheit ihrer Mitwirkung) gieng von ihm ſo hinweg, als wären ſie gleichſam neu gebohren, und von ihm in ganz andere Menſchen umgeſchaffen worden. Keinen ließ er von ſich, dem er nicht die erbaulichſte Sittenlehre gab. Er ſchärfte ihnen nachdrücklichſt ein: „die böſen Gelegenheiten und den Umgang mit ſolchen Leuten zu fliehen, die keine Religion haben, weil dieſe nur aufgelegt wären, durch ihre böſen Beiſpiele und Spöttereien den Glauben zu ſchwächen, und ſie wieder eben ſo unglücklich, oder noch unglücklicher zu machen, als ſie zuvor waren.“ Er warnte ſie mit eben jenen Worten, die Chriſtus ſelbſt geſprochen hat: „Wenn der unreine Geiſt vom Menſchen ausgegangen iſt, wandelt er durch trockne Orte, und ſucht Ruhe; da er ſie aber nicht findet, ſpricht er: ich will in mein Haus, von dem ich ausgegangen bin, zurückkehren; und da er alles ganz rein und geziert antrifft, kömmt er, und nimmt ſieben andere Geiſter mit ſich, die ſchalkhafter ſind, als er; und da ſie Eingang gefunden, wohnen ſie dort, und ſo ſind die letzten Dinge eines ſolchen Menſchen ärger, als die erſten.“ Durch dieſe evangeliſche Erinnerung hat der vorſichtige Mann ihnen zu verſtehen gegeben, daß, wenn ſie nicht auf guter Hut ſtehen, dem Verſucher nicht gleich mit lebhaftem Glauben und mit heiligem Zorneifer widerſtehen, ſie leicht recidiv werden können. Es läßt ſich auch nicht in Abrede ſtellen, daß

wirklich viele wieder mit ihren vorigen Uebeln behaftet wurden; es iſt aber auch gewiß, daß, nachdem ſie von andern eifrigen Prieſtern wieder aufgemuntert und im Glauben geſtärkt worden ſind, ſie durch das nämliche Mittel wieder befreiet wurden. Hat man ſie um die Urſache ihres Zurückfalles gefragt, haben ſie ſelbſt eingeſtanden: „ihr Eifer und Glaube ſey nach und nach geſchwächet worden; ſie haben entweder nur einen langſamen und matten, oder gar keinen Widerſtand gethan, und ſchon zum Voraus gedacht, ſie werden das gewöhnliche Præceptum umſonſt machen.“ Andere ſagten: „ſie wären, leider! unter Leute (auch Geiſtliche) gerathen, die alles über ein Dach blieſen, und entweder der Natur, oder der Phantaſie zuſchrieben, und über unſere Leichtgläubigkeit ſpotteten. Wir ließen uns durch ihre Spöttereyen und liebloſe Vorſpieglung zuerſt zweifelhaft, und endlich zu Naturaliſten machen *). Und ſo verloren wir das vorige Zutrauen ſammt dem Wohlſtande.“ Es entkam aber ſeiner Liebe nichts. Um zu verhüten, daß gewiſſe Pazienten nicht umſonſt ihr Geld verzehren, und vergeblich zu ihm reiſen, ließ er dem Publikum die Anzeige machen: „daß er ſich für keinen Wunderwirker, ſondern nur für einen Exorziſten ausgebe; er könne dann denjenigen, bey denen die Organen ſchon gänzlich deſtruirt seyn, bey denen das Uebel durch die lange Dauer ſchon zur Natur geworden, nicht helfen; folglich würden Leute, die z. B. ausgeronnene oder mit einem dicken Felle überzogene Augen hätten, nicht ſehend; ſo auch Krumme und Hinkende, die von Natur aus, oder durch eine unglückliche Kur abgekürzte Füße, Aerme oder Hände hätten, vergeblich bey ihm Hilfe ſuchen; die Schmerzen, die ein Zuſatz des Verſuchers ſeyn, wolle und könne er zwar vertreiben; die Organen aber, die ſchon ganz natürlicher Weiſe zu Grunde gerichtet wären, könne er nicht umſchaffen oder neue hervorbringen; dieß wären Wunder, und

*) „Naturaliſten“ pflegte Herr Gaſſner jene zu nennen, die die Krankheiten pur natürlichen Urſachen zuſchrieben.

und zwar vom erſten Range, die er nicht wirken könne." So erklärte ſich der eben ſo demüthige, als aufrichtige Prieſter mündlich, ſchriftlich, und im öffentlichen Drucke. So eifervoll, ſo allgemein und vorſichtig ſeine Liebe war; ſo unverdroſſen, ſo beſtändig war ſie auch. Nichts kann einem Menſchenfreunde, einem Seeleneiferer beſchwerlicher fallen, als wenn er bey aller ſeiner Mühe und Arbeit, bey allen ſeinen beßten Geſinnungen und Abſichten Undank erfährt. Aber eben dieß widerfuhr dem guten eifrigen Seelen-Hirten Gaſſner. Nachdem er mehrere tauſende in dem Angeſicht unverwerflicher und angeſehenſter Zeugen zu verſchiedenen Zeiten, an verſchiedenen Orten von den ſchwerſten und unheilbaren Krank- und Schwachheiten befreyet hatte, warfen ſich doch nicht wenige theils Gegner, theils förmliche Spötter und Verläumder wider ihn auf. Sie ſchilderten ihn als einen dummen und einfältigen Phanatiker. Andern mußte er ein Betrüger, ein Zauberer, ein Teufelsbanner, ein Manichäer heißen, der den Teufel zum Gott mache. Andere nannten ſeine Wirkungen elektriſche, ſympathetiſche, magnetiſche; andere noch gröbere und boshaftere machten ihm den Vorwurf, den die Juden Chriſto machten: „er treibe die Teufel im Namen des Beelzebubs aus; ſein ganzes Syſtem ſey ärgerlich, gotteslaſterlich und unchriſtlich." Gaſſner übertrug alles mit Geduld, und ließ ſich nicht irre machen; er pflegte zu ſagen: „Jemehr ſich die Hölle wider dieſes ſo kräftige und heilige Mittel und die Verherrlichung des Namens Jeſus ſetzet, ein deſto gewiſſeres Zeichen iſt es, daß er ihr einen recht großen Abtrag verurſache."

Nachdem dieſer fromme eifrige Seelenhirt vielen Kranken beygeſprungen und vielen geholfen hatte; erbte er endlich beym Krankenbeſuche, im Dienſte der Liebe ſelbſt eine Krankheit. Da dieſe immer zunahm; ließ er ſich öfter verlauten: „Wenn mir nicht durch die Kraft des heiligſten Namens geholfen wird; ſo bin ich verſichert, daß meine letzte Stunde nahe ſey, und daß mich Gott von dieſer Welt abfordern wolle."

Da er dann auch wirklich keine Beſſerung verſpürte, bereitete er ſich in der heiligen Charwoche mit größtem Eifer, und eben ſo großer Erbaulichkeit zum Tode; er empfieng alle heiligen Sakramente, die den Sterbenden pflegen gereicht zu werden, mit ſolcher Andacht, daß dem Prieſter, der ſie ihm reichte, die Freuden-Thränen aus den Augen floſſen. An eben jenem Tage, ja faſt in eben jener Stunde, in welcher Jeſus (deſſen Namen er ſo ſehr verherrlichet hat) von Todten erſtanden iſt, nämlich bey anbrechendem Oſtertage, am 4. April des Jahres Chriſti 1779, im 52. Jahr ſeines frommen verdienſtvollen Lebens wurde auch er verherrlichet; der muthige Kämpfer wurde aus der ſtreitenden Kirche hinaus in die triumphirende aufgenommen. Gute, eifrige Chriſten, denen an Erhaltung des Reiches Gottes auf Erde, an Errettung, am Heil unſterblicher Seelen alles gelegen war, dankten Gott ſehr oft für dieſen Mann Gottes, waren in dieſen Tagen des Unglaubens und der Wuth der Hölle recht froh um ihn; ſagten voll dankbarer Freude: „Es hat das Anſehen, daß die göttliche Vorſehung dieſen gottſeligen Prieſter für unſere ungläubige Zeiten aus ganz beſondern Abſichten beſtimmet habe. Man wird weder in den erſten, noch in den mittlern Zeiten finden, daß man ſich ſo viele Mühe gegeben habe, den Teufel ſo zu entſchuldigen und ſo kraftlos zu machen, als in den unſrigen. Zaubereyen, Maleſizien, Infeſtazionen der Menſchen, Thiere und Wohnungen, und ſo weiter, werden überhaupt als Betrüge, als Phantaſtereyen, als Undinge ausgerufen; man darf ſie kaum nennen, ohne von den ſogenannten ſtarken Geiſtern ausgeziſcht zu werden. Dieſe thun es aus der allerboshafteſten Abſicht. Weil ſie weder Teufel noch Hölle glauben; müſſen ſie nothwendiger Weiſe die Wirkungen verneinen, die den verworfenen Geiſtern zugeſchrieben werden. Nun aber hat der liebreiche Gott einen Mann geſchickt, der durch ſeine Exorzismen und den daraus erfolgten erſtaunlichen und unläugbaren Wirkungen die Welt augenſcheinlich überzeugt hat, daß es böſe Geiſter gebe, die dem Menſchen an der Seele und an dem Leibe zu ſchaden trachten.

In

In Venedig war des Reformirens, und Aenderns, und Umwerfens in Kirchenſachen, beſonders die Klöſter betreffend, noch immer kein Ende; es erſchienen ſeit einigen Jahren eine Menge Verordnungen über das Mönchweſen. Auch hier hielt man ſich an den von dem König von Preuſſen an Woltär übermachten Plan, und gieng ganz den damit angerathenen Gang; man ſprach Anfangs immer nur von Verbeſſerung, von Neubelebung, von Zurückführung auf die urſprüngliche klöſterliche Vollkommenheit; man wollte nur fegen; bald war alles weggefegt. Mit jedem Jahr, ſo auch mit dem Jahr Chriſti 1780 fieng man wieder auf ein neues an; ohne weiters, ohne mit Rom einige Rückſprache zu nehmen, hob der Senat auch in dieſem Jahr ſechs Benediktiner-Klöſter, und die Abbtey zum heiligen Stephan in Rowigo auf, ſo ſehr auch Pabſt Pius der VI. dagegen eiferte. Auf alles wurde keine Rückſicht genommen.

Seit der Vertreibung der Jeſuiten aus Amerika waren die frommen rechtgläubigen Amerikaner noch immer untröſtlich über den großen, unerſetzlichen Verluſt und Seelen-Nachtheil, der ihnen dadurch geworden. Einigermaaßen hatte ſie Gott ſeitdem ſchadlos gehalten durch in mehreren Orten angeordnete Geiſtes-Uebungen, nach der Anleitung des heiligen Ignazius. Zur erſten Gründung dieſer Heilsanſtalten bediente ſich Gott eines ſehr ſchwachen Werkzeuges. Zu Sankt Jakob einer Stadt in Südamerika lebten in einem gemeinſchäftlichen Hauſe mehrere fromme, gottgeweihte Fräulein und Jungfrauen, die man die Andächtige der Geſellſchaft Jeſu nannte; ſie führten da unter der Anleitung der Väter dieſer Geſellſchaft ein geiſtiges, auferbauliches Leben. Eine derſelben, die ſich durch Frömmigkeit, und Seeleneifer immer vorzüglich auszeichnete, Maria Antonia von St. Joſeph jammerte beſonders, und ſeufzte, um ſo mehr, da ſie bemerkte; daß wegen Mangel an Predigern, und Beichtvätern aller Eifer erkalte alles Chriſtenthum abnehme, alles Geiſtes-Leben ſich verliere; und ſie kam auf den Gedanken; damit doch etwas geſchehen möchte zur Wiedererweckung

des

des Geiſtes in Allen, Geiſtesübungen anzuordnen. Die demüthige Magd des Herrn hielt dieſen guten Gedanken für eine göttliche Eingebung; entflammt von Eifer für die Religion, für das Heil der Seelen erhohlte ſie ſich Raths bey ihrem Beichtvater, und mit erhaltener Erlaubniß ihres Biſchofs führte ſie in ihrer Vaterſtadt dieſe geiſtliche Uebungen verſchiedene Wochen nacheinander ein. Die erſten Uebungen nahm man vor in einem Privathaus, welches ſich Maria Antonia zu ihrem Zweck auserſehen hatte; die übrigen hielte man in dem Jeſuitenkollegium, als welches dazu geräumiger und bequemer war. Die erſten Vorſteher bey dieſen Andachtsübungen waren der ehrwürdige Vater Diego Toro aus dem Orden unſrer lieben Frau zur Erlöſung der Gefangenen, damaliger Miſſionar, und Herr Ignazius Willafagno, Doktor der Theologie, beyde eben ſo eifrige, als verſtändige und tugendhafte Männer. Doch trug Maria Antonia das meiſte zu dieſem Unternehmen bey. Sie gewann die Prieſter; ſie trieb dieſelbe an, ihr amtlichen Beyſtand zu leiſten; ſie unterſtützte das Inſtitut; ſie gieng auf Werbungen aus; ſie trieb ein, ſo viel ſie konnte, ſie reizte und lockte die Gläubigen zu ihrer Verſammlung; ſie beſorgte ſogar die Küche, ſie ſcheuete ſich nicht die niedrigſten Arbeiten dabey zu verrichten. Die gute geiſtvolle Dienerin Gottes war nun voll Himmels-Freude über das viele Gute, das ſie dadurch werden ſah. Diejenigen, denen ſie von jeher beſonders bekannt war, verſichern, daß ſie nie etwas von dem großen Geiſte, von der Großmuth blicken ließ, wovon ſie gegenwätig beſeelet ſchien, wiewohl ſie immer von ihrer zarten Jugend an ſehr fromm war. Ja ſie ſchien ſogar keinen ſich beſonders auszeichnenden Verſtand zu beſitzen; ſie war ſchüchtern, ſo, daß ſie zu dergleichen Unternehmungen unfähig zu ſeyn ſchien. Schon in ihrer Kindheit trat ſie in die Geſellſchaft der andächtigen Frauen. Sie war 33 Jahre alt, als ſie das Inſtitut der Geiſtesübungen zu errichten anfieng.

Da ſie, dieſe fromme Seele, die erſten in ihrer Vaterſtadt gewagten Verſuche ſo ſehr geſegnet ſah, wuchs

in ihr ihr apoſtoliſcher Muth und Eifer noch mehr; ſie beſchloß alles Mögliche zu thun, daß dieſe Geiſtes-Uebungen eben ſo auch in andern Städten der Provinz möchten angeordnet werden. Vom Seeleneifer entflammt unternahm ſie die weite Reiſe bis nach Inivi, um daſelbſt dem Biſchof, und dem Statthalter der Provinz ihr Vorhaben zu eröffnen. Beyden kam anfangs ihr Vortrag lächerlich vor; nachdem ſie aber den Geiſt, der ſie leitete, näher geprüft hatten, billigten ſie ihr Unternehmen, und ertheilten ihr alle nöthige Erlaubniß dazu, und gaben ihr Empfehlungs-Schreiben mit. Aber alles deſſen ungeachtet fand ſie doch immer überall, wo ſie hinkam viele Widerſprüche, Hinderniſſe, und Gefahren; jedoch ſie ſiegte immer über alles; und ſo kamen denn in wenig Jahren beynahe überall hin dieſe Geiſtesübungen. Perſonen von allen Ständen und beyderley Geſchlechts unterzogen ſich dieſen heiligen Andachtsübungen. Bey vielen geſchahen auſſerordentliche Bekehrungen. Ueberhaupt haben alle dergleichen Geiſtesübungen die ſegenvollſten Wirkungen aller Orten hervorgebracht. Ueberall war die gottſelige Stifterinn dieſer Heilsanſtalten am thätigſten und geſchäftigſten. Und wenn dieſe Anſtalt eingeführt, und gegründet war, ſo begab ſie ſich wieder anderswohin, und dieß nun ſchon ſeit Verjagung der Jeſuiten aus Amerika. Immer, wenn ſie in eine Stadt kommt, gehet ſie zu den Vorſtehern und ſucht um ihre Genehmhaltung an. Sie wählet hierauf einen geiſtlichen Vorſteher von bekanntem Eifer und Klugheit, nebſtdem ein geräumiges Haus, worinn auf 8 oder 10 Tage ohngefähr 100 Perſonen wohnen können, die während dieſer Uebungszeit allein dem Geſchäft ihrer Seelen abwarten, wobey Maria Antonia durch die Gutherzigkeit gläubiger Seelen für alle ihre Bedürfniſſe ſorget. Sie reiſet faſt beſtändig mit bloßen Füßen in Geſellſchaft einer oder zwoer Mägde, und einer anderen gottesfürchtigen Frau. Sie trägt immer einen langen Rock und Mantel, beyde dunkelbraun.

In einigen Orten war die Anzahl derer, die zu gleicher Zeit den Geiſtesübungen ſich unterzogen, noch grö-

ßer

ßer; in einem ſchriftlichen Bericht hierüber ſagte ſie: „Faſt täglich kamen 2 bis 300 Perſonen zuſammen, ohne daß (welches die göttliche Barmherzigkeit wirkte) die mindeſte Unordnung dabey vorgieng, auch ohne daß jemanden etwas in Anſehung der Wohnung oder des Unterhalts abgieng, obſchon alle nur von Almoſen erhalten wurden, wovon immer auch noch für Arme und Gefangene genug übrig blieb." Ferners meldet ſie in dieſem Briefe: „Die Früchte dieſer geiſtlichen Uebungen waren jederzeit ſo groß, daß man den Finger Gottes offenbar daran wahrnimmt: oft iſt der Zulauf der Perſonen ſo groß, daß das Haus zur Wohnung nicht geräumig genug iſt, und daß man einige auf eine andere Woche verweiſen muß." Gleichwohl geſtehet ſie: „daß ſie bey allem dem Vergnügen, welches ihr die Früchte von dieſem geiſtlichen Uebungen verſchaffen, mit Schmerzen eine ſo reiche Aernte und doch ſo wenig Arbeiter ſehen müſſe, und daß ſogar bey dieſer kleinen Zahl verſchiedene die Arbeit ſcheuen, weil es allerdings an der Nacheiferung der ehmaligen Vorgänger fehlet. Wegen Abgang ſolcher Arbeiter vermindert ſich von Tag zu Tag der Gebrauch der heiligen Sakramente, und zwar ſo ſehr, daß die meiſten Chriſten nicht einmal dem Kirchen-Geboth genug thun können. Sie wiſſen, wie weit die Land-Pfarreyen von einander entlegen ſind *); wie kann ein einziger Pfarrer ohne jene Hilfe, die er vormals hatte **), ſeine Schuldigkeit thun? Sie wiſſen die Miſſionen ***), bey welchen es immer ſo viele Neubekehrte gab, deren vorhin ſo große Zahl jetzt, wie ich vernehme, faſt auf — nichts herunter geſunken iſt."

*) Es giebt in Amerika Pfarreyen von 40, 50 bis 70 Meilen.

**) Dieſe Hilfe beſtund darinn, daß 2 Jeſuiten-Miſſionarien herumgiengen, lehrten, predigten, und Beicht hörten.

***) Sie redet von den Miſſionen in Paraguay, welches Land meiſtentheils unter der Aufſicht dieſer Väter war, und wo ſich die Zahl der Gläubigen auf 125,000 Seelen belief. Nebſtdem hatte man durch betrübte Nachrichten erfahren, daß ſeit der Verweiſung der Jeſuiten aus Amerika ganze

Je weiter ſie kam, dieſe nun ſchon unerſättliche Arbeiterin im Weinberge des Herrn, deſto weiter wollte ſie noch. In einem Schreiben, das ſie am 7. Auguſt dieſes Jahres Chriſti 1780 von Buenos Ayres in der Provinz Tukuman ausfertigte, ſagt ſie ganz im Vertrauen au den Herrn: „Ich erfahre allerhand Schwierigkeiten, aber die Beharrlichkeit in dem Herrn wird jene, welche Anfangs nicht zu überſteigen ſchienen, eben machen; ich vermag alles in dem, der mich ſtark machet. Ich hoffe feſt, daß man bald in dieſem Lande eine reiche Aernte machen werde, ſo wie man in allen Provinzen machen könnte. — Wenn ich über die unendliche Güte Gottes nachdenke, und daß ich ihm hier nicht ſo dienen, noch ſo viele Seelen gewinnen kann, als ich wünſchte; ſo gedenke ich, wofern es anders Gottes Wille iſt, wenn ich meine Laufbahn in Amerika vollendet habe, nach Europa zu gehen. O mein Gott! wie ſehr wünſche ich, daß du von deinen Geſchöpfen ſo ſehr geliebt würdeſt, als du liebenswürdig biſt, oder daß wenigſtens unſere Liebe gegen dich — unſerer Bosheit gleich ſey, damit wir alle unſere große dir angethanen Beleidungen mit — Liebe erwiedern."

Eben derſelbe Geiſt, dasſelbe Geiſtesleben dieſer Tugendheldinn im Reiche Gottes dieſer ſtarken Seele Maria Antonia ſpricht auch aus einem andern ihrer Briefe von eben dieſem Jahre Chriſti 1780, in welchem ſie nach vorausgeſchicktem Jammer voll Freuden ſagt: „Endlich iſt meine Freude erfüllt. Noch beſchäftigte man ſich das gute vom Himmel ſelbſt eingegebene Werk zu vereiteln, als plötzlich die Sache eine ſo gute Wendung bekam, daß ſelbſt der Biſchof, der am hartnäckigſten entgegen war, mir die gnädigſte und eine ganz unumſchränkte Erlaubniß

Dorfſchaften und Gemeinden, welche von jenen mit ſo vieler Mühe aufgerichtet worden, auseinander gegangen, und in die vorige Wildniſſen zurück gekehret ſind. Eben ſolche betrübte Nachrichten von dem Abgang der Arbeiter im Weingarten des Herrn, und von Verminderung der Chriſtenzahl ſind erſt jüngſthin aus dem Reich China eingelaufen.

niß ertheilte. Ich wählte ein Haus, wo kaum 100 Perſonen wohnen konnten. Bey der erſten und zweyten Andachtsübung fanden ſich wenige Leute ein; bey der dritten aber war ein ſolcher Zuſammenfluß von Perſonen, daß man ſchon nimmer mehr Platz genug finden konnte. Obwohl wir zum Unterhalte aller der Leute keine gewiſſe Summe haben, ſo giebt uns doch der gütige Gott genugſam zu ihrer Unterhaltung. Was mir am meiſten Vergnügen macht, iſt — dieſes: wenn ich unter den Perſonen, die ihre Häuſer und Bequemlichkeiten verlaſſen, zarte Damen vermengt ſehe mit den Niedrigſten und Aermſten, mit Sklavinen, Negerinen und Indianerinen, daß ſie die Woche, die für ſie beſtimmt iſt, nicht erwarten, ſondern durch Demuth und Abtödtung eben ſo wie andere wollen behandelt ſeyn. Ich nehme, ohne Unterſchied, jedermann auf — nach dem Befehl Jeſu Chriſti, welcher niemal auf das Anſehen der Perſon Rückſicht nahm."

In England wurden immer noch die Rechtgläubigen entweder geradezu verfolgt, oder doch ſehr gedrückt von den Ketzern, und hart gehalten; ſogar geſtattete man dem Pöbel von London noch immer, jährlich einen in biſchöfliche Kleidung eingehüllten Strohmann, öffentlich zu verbrennen. Dieſes niederträchtige Poſſenſpiel hatte auch dieſes Jahr wider Staat. Dieſes Jahr aber geſchah mehr noch. Am 2. Juni dieſes Jahres Chriſti 1780. Abends um zehn Uhr rottete ſich das lüderliche Geſindel auf der Herzogsſtraſſe zuſammen, wo die Kapelle des ſardiniſchen Geſandten ſteht: man erbrach die Thüren, warf das Kirchengeräthe auf die Straſſe, und verbrannte es. Die Flamme ergriff die Kapelle; man wollte löſchen; aber man prügelte die Leute von den Waſſerpumpen weg. Ein eben ſo gräßliches Schauſpiel wurde auch auf dem goldenen Platze aufgeführt. Man drang in die Kapelle des baieriſchen Geſandten, Siegmund Grafen von Haslang, zerſtörte alles Geräth durch das Feuer, und war eben im Begriffe, den Pallaſt in Brand zu ſtecken; kaum konnte dieß durch überlegne Macht noch verhindert werden. Nach gewiſſen Umſtänden zu urtheilen,

theilen, war der wilde Aufruhr des Pöbels mit einer weit ausſehenden Verſchwörung verknüpfet. Man hat unter den Rotten verſchiedene Vornehme wahrgenommen, welche Geld austheilten. Andere gaben heimlich Befehl, die Feuerſpritzen unbrauchbar zu machen. Selbſt die Soldaten bezeigten wenig Luſt, in die Plünderer einzuhauen. Einige Militärperſonen ſchwangen ſogar die Hüthe in die Luft, und ſchrieen und klatſchten muthwillig den Mordbrennern Beyfall zu.

Zu der nämlichen Zeit, als dieſes in London vor ſich gieng, ereigneten ſich in Bath, Briſtol, und an andern Orten ähnliche Auftritte, deren Abſicht gar nicht räthſelhaft ſeyn konnte. Bey den Schwärmern hatte man Liſten von allen in England vorhandenen Kapellen der Katholiken entdeckt, welche alle beſtimmt waren, eheſtens in Schutt und Aſche verwandelt zu werden. Es zeigten ſich deutliche Spuren, daß man geſinnt geweſen, alle Katholiken, ohne Ausnahme, aus den Staaten von England für immer zu vertreiben.

Auf ähnliche Weiſe zeigte ſich neuerdings das Barbariſche der alten Ketzerwuth auch in Deutſchland wieder, wo im Jahre Chriſti 1781 namentlich zu Werthheim ſogar während des Gottesdienſtes ſolche wüthende Angriffe geſchahen; es wurden daſelbſt die Katholiken ganz allein ihres heiligen Glaubens wegen während feierlicher Ausübung deſſelben, da ſie es gar nicht vermutheten, auf einmal, und ungeſtümm, und wüthend von Ketzern überfallen; auf kein Alter, auf kein Geſchlecht, auf nichts wurde Rückſicht genommen; ſie, die Rechtgläubigen wurden ſämmtlich, perſönlich greulich mißhandelt, viele derſelben getödtet, andere ſchwer verwundet, alle mit Knitteln, mit Stecken und Spieſen zerſprengt und auseinander geworfen.

Die Freimaurer in Deutſchland hielten in dieſem Jahre Chriſti 1781 neuerdings einen großen Reichstag, dießmal im Wilhelmbaad, wo auch Abgeordnete aus Frankreich erſchienen. Die ſtricte Obſervanz ward gewiſſermaßen mit Ehren zu Grabe getragen; was von dem

dem Tempel-Orden derſelben ſtehen blieb, war der bloße Name der Wohlthätigkeits-Ritter, und dafür ſuchte man das Syſtem der ſogenannten Martiniſten, deſſen eigentlicher Erfinder Don Martinez de Pascuali war, an deſſen weitere Ausbildung aber St. Martin und Willermoz den mehrſten Antheil hatten, allgemein einzuführen. Dieß glückte indeſſen nicht. Viele blieben noch bey dem Syſtem der ſtricten Obſervanz, ſo auch die engliſchen, zinnendorfſchen und andere bei dem ihrigen.

In Preuſſen bildeten die Jeſuiten, ſeit ihrer Vertreibung aus andern Ländern noch immer eine förmliche Schulanſtalt, konnten, wie vorhin klöſterlich beiſammen leben, und hatten Beſchäftigungen und Arbeiten in Menge; aber jezt, im Jahre Chr. 1781, wurde dieſes vortrefflicheInſtitut auch da aufgehoben. Von dieſer Zeit an hielt der König nur ſo viele Mitglieder davon bey, als für das Schulweſen in Schleſien erforderlich waren. Von dem Fond kamen fünfzehen tauſend Thaler nach Halle, eben ſo viel nach Frankfurt an der Oder, und andere Summen wurden anderswohin verwendet.

Die Bekehrungs-Geſchichte des ſo genannten Juſtinus Febronius, und die förmliche Wiederrufung ſeines ärgerlichen Werkes machte vorzüglich an den verſchiedenen Höfen Europens verſchiedene Eindrücke; man wollte die Bekehrung des Verfaſſers, und ſeine Widerrufung gar nicht glauben, oder wenigſtens gar nicht achten darauf; die Bemühungen, die angewandt wurden, den den trieriſchen Weihbiſchof von Hontheim zu bekehren, ihn zur Widerrufung zu vermögen wurden ſehr bitter durchgelaſſen. Gerüchte dieſer Art verurſachten, daß der Erzbiſchof von Trier und der Nunzius Belliſomi dem Herrn von Hontheim ſo lange in den Ohren lagen, bis ſich derſelbe entſchloß, eine öffentliche Erklärung in Umlauf zu bringen. Der Weihbiſchof ließ endlich am 7. April voriges Jahr, eine förmliche Erklärung in die Zeitung von Koblenz einrücken: „daß die Widerrufung des Febroniſchen Werkes von Seite des Autors, ganz freywillig geſchehen ſey. Nebenbey ſey der Autor geſonnen,

ſonnen, ſeine Widerrufung in einem eigenen Werke zu vertheidigen und zu beleuchten.“ Es wurde Wort gehalten; wirklich jetzt im Jahre Chriſti 1781 erſchien eine Schrift mit dem Titel J. Febronii Commentarius in ſuam Retractationem. In dieſem Commentar führt Hontheim über die Trennbarkeit des Primats von der römiſchen Kirche nur die Meinungen der Gelehrten an. Das Nämliche thut er bey der Frage: „ob es nothwendig ſey, daß die Beſchlüſſe eines allgemeinen Konciliums von dem Pabſte beſtättiget werden?“ Durchgehends ſuchte Hontheim einen Mittelweg zwiſchen den Kurialiſten, und den der Kurie abholden Kanoniſten einzuſchlagen. Er wollte ſich mit dem Pabſte halten, ohne es mit den Fürſten zu verderben, oder ihren Gerechtſamen zu nahe zu treten. Alle dieſe Widerrufe und Erklärungen bewirkten nicht, was Hontheim bewirken wollte, oder bewirken zu wollen ſchien. Sein Werk, und die darinn aufgeſtellten Maximen waren bereits allzu weit ausgebreitet, und hatten in großen Kabineten allzu günſtige Aufnahme gefunden; man wollte ſich nicht mehr entſchließen, davon wieder abzugehen; durch eine Widerrufung und Erklärung dieſer Art konnte Hontheim die der heiligen Kirche geſchlagene Wunden nicht mehr heilen, die bewirkte Vergiftung der Staaten nicht mehr heben, den unermeſſlichen Schaden, den er dadurch der Geſammtheit zugefüget, nicht mehr erſetzen, nicht ungeſchehen machen.

Auch an Vereinigung aller Religionen, an der Union, wie man ſie nannte, wurde in Deutſchland noch immer, aber noch immer fruchtlos gearbeitet; eben jetzt im Jahr Chriſti 1781 ſetzten ſich einige Theologen ſowohl von katholiſcher als von proteſtantiſcher Seite zuſammen und ſchrieben ein auf die Union abzielendes Werk, nämlich: Einleitung und Entwurf einer zwiſchen den ſtreitenden Theilen im röm. Reiche vorzunehmenden Religionsvereinigung, welche ſich in dieſer Abſicht in eine Geſellſchaft verabredet haben. Das Werk iſt in einem ganz methodiſchen Tone geſchrieben, und bringt ſo viele Formalitäten in Vorſchlag, daß die Vereinigung auch

nur

nur in einem einzigen auszugleichenden Artikel, ſchon dadurch allein ungemein erſchwert wird.

Das große Verführungsgeſchäft gieng in Deutſchland ungehindert fort; Verführer aller Art trieben daſelbſt frei, und muthwillig ihr Weſen fort; unter dieſen auch Bahrdt, er war nun ſchon einer der raſtloſeſten und wirkſamſten Proſelytenmacher für den Naturalismus, und der unermüdeſte Beſtreiter des Chriſtenthums. Noch voriges Jahr gab er, ohne ſeinen Namen, ein abgekürztes Altes Teſtament unter dem Titel: die kleine Bibel, in zwey Theilen heraus, worinn Wunder und Weiſſagungen ausgemerzt und die bibliſche Geſchichte in einen Roman verwandelt wurde. Dieſes Jahr Chriſti 1781 lieferte er einen, wie er die Schmäheſchrift ſelbſt nannte, Kirchen = und Ketzer-Almanach, in welchem, in der That lüderlichen Pasquill, alle drey chriſtlichen Confeſſionen in Deutſchland angegriffen und ihre gelehrteſten und rechtſchaffenſten Lehrer und Vertheidiger aufs ſchmählichſte gemißhandelt wurden.

Noch verführeriſcher wurde die Verführung in Deutſchland, noch allgemeiner anſteckend die Seuche ſeit dem, wie vorhin bei den Luteranern, ſo jetzt auch bei den Katholiken ein großer Monarch ſich an die Spitze der vorgeblichen Piloſophen ſelbſt ſtellte, ſeitdem — Kaiſer Joſeph der II. allein herrſchte. So nachtheilig der König von Preuſſen, Friedrich der II. dieſer in ſonſt mancher Hinſicht große Monarch für das Chriſtenthum in Deutſchland überhaupt, und für den Proteſtantismus insbeſondere geweſen war, und ſo ſehr ſein Beyſpiel auch auf andere Fürſten gleich ſchädlich für die Religion wirkte; ſo nachtheilig war gar bald auch die Regierung Joſephs des Zweyten, dem es auch nicht an Talenten und auch wohl nicht an gutem Willen, ſeine Unterthanen glücklich zu machen, fehlte, für die katholiſche Religion, nicht nur in den Ländern der öſterreichiſchen Monarchie, ſondern auch anderweitig, wo die Fürſten ſeinem Beyſpiele folgten. Friedrich der II. bekanntlich begnügte ſich damit, die Religion zu verachten, Voltär'n

und deſſen Mitverſchwornen Rathſchläge zu geben, die Anhänger des Philoſophismus zu beſchützen und ihnen die Freyheit zu geſtatten, das Chriſtenthum zu untergraben; Kaiſer Joſeph der II. aber, da alle Nachahmer gewöhnlich übertreiben, ließ es nicht dabey bewenden, daß alle Aufklärer und Religionsfeinde vollkommene Freyheit erhielten, ihre Abſurditäten auszukramen, alle Grundſätze zu zerſtöhren und die Religion zu mishandeln; ſondern was von ihm geſchahe, artete in wirkliche Verfolgung aus, dergeſtalt, daß ſich Friedrich II. ſelbſt darüber aufhielte. So lange die Kaiſerin Maria Thereſia lebte, geſchah nichts, was nur auf die entfernteſte Weiſe den Verdacht hätte veranlaſſen können, daß Joſeph der II. die Wünſche und Pläne Woltär's und der andern Häupter der philoſophiſchen Verſchwörung durch Thaten ausführen wolle, und mit ihnen verſtanden ſey; aber bald nach ihrem voriges Jahr erfolgten Tode zeigte ſich, was man von ihm zu erwarten habe. Schon in ſeinen Neuerungen, die bloß das Zeitliche betrafen; noch mehr aber in allem dem, was er gegen die heil. Kirche, und gegen die Geiſtlichkeit verfügte, zeigte er ſich als Sklav, und als Werkzeug der gottesräuberiſchen Verſchwörung der Gottloſigkeit, als Vollſtrecker des durch ſie zum Sturze der Religion entworfenen Planes. Gleich im erſten Jahre ſeiner Regierung noch im Jahr Chriſti 1781 erſchien eine kaiſerliche Verordnung, welche den Ordensgeiſtlichen alle Verbindung mit auswärtigen Klöſtern und mit ihren auſſer den kaiſerlichen Staaten ſich befindenden Ordens-Obern unterſagte, wodurch denn die in ſeinen Landen befindlichen Orden der Oberherrſchaft ihrer zu Rom reſidirenden Generäle entzogen und der Einfluß des Pabſtes auf ſie ſo gut, als vernichtet wurde. Zwey Tage darauf erließ er noch eine andere Verordnung, nach welcher keine päbſtliche Bulle, ohne ſeine Begenehmigung in kaiſerlichen Staaten verkündet werden durfte.

Die Geſinnung dieſes Kaiſers gegen das Oberhaupt der heiligen Kirche zeigte ſich noch mehr, da er bald darauf bey Gelegenheit einer Streitigkeit in dem Prieſterhauſe

zu

zu Brün in Mähren, zwey Verordnungen erließ, nach welchen die Bullen: „In coena Domini“ und „Unigentius“ aus den Ritualien herausgeriſſen werden ſollten. Ja, er gieng noch weiter; er befahl unterm 10ten Sept. deſſelben Jahres Chriſti 1781 daß künftig keine Diſpenſazionen in Eheſachen mehr zu Rom geſucht werden ſollten, ohne alle Rückſicht auf die ſo klare erſt im heiligen, allmeinen Kirchenrathe von Trient erfolgte Entſcheidung, ohne alle Rückſicht auf offenbare, allgemein anerkannte Rechte der geiſtlichen Kirchen-Macht.

Von ſo kühnen Anfängen ließen ſich bald raſchere Verfügungen erwarten, und es vergieng faſt kein Tag, der dergleichen nicht hervorbrachte. Gar alles, was geiſtlich war, war ihm im Wege, gegen alles zeigte er einen hohen Grad Unwillen; ſo befahl er, daß die Nämen: „Miſſionen“ und: „Miſſionarien“ aufgehoben ſeyen, die bisherigen Miſſionarien — „Cooperatores, Capellani und Vicarii“ genannt werden, und bis auf weitere Verordnung keine Miſſionen mehr gehalten werden ſollten; es ward den Franziskanern das Sammeln der Almoſen zur Unterhaltung der heiligen Orte und den Trinitariern, ein ähnliches Sammeln zur Loskaufung der in der Türkey gefangenen Chriſtenſklaven unterſagt; es war der Befehl: „daß keine Unterhanen ohne beſondern Conſens in fremde Länder gehen ſollten“ — auch bis auf die Religioſen ausgedehnt; es war verordnet, daß in den Mönchs- und Nonnenklöſtern nur die Zahl von Religioſen ſeyn ſollte, welche die Stiftung vorſchriebe, wenn aber die Stiftung nichts darüber entſchiede, ſollte bey ſchwerer Strafe niemand aufgenommen werden, bis auf höhere Autorität die Anzahl beſtimmt worden. Da zu Inſpruck wegen Ablegung des Eides auf die unbefleckte Empfängniß der ſeligſten Jungfrau mit einem gewiſſen Dr. Schwarzl Streitigkeiten entſtanden waren; ſo zerhieb Joſeph der II. dieſen Knoten mit einem Alexandershieb, da er befahl: „daß der Eid „de Immaculata“ künftig bey allen Univerſitäten, Lyceen, Doktorpromozionen und congregationibus latinis majoribus weggelaſſen werden ſollte.“

Den

Den Biſchöfen der Erbſtaaten nahm Kaiſer Joſeph der II. das Kathedratikum und andere Gebühren, welche bisher unter verſchiedenen Benennungen erhoben worden waren. Er regulirte auch die Taxen ihrer Kanzley und verband ſie zu einem ganz neuen Eid, vermittelſt deſſen dieſelben ſchlechterdings als Unterhanen des Landesfürſten behandelt wurden. Den Eid ſelbſt mußten die Biſchöfe vor der Konſekrazion bey der Landesſtelle abſchwören, und zwar noch vor jenem Eide, welcher gewöhnlicher Weiſe dem Oberhaupte der Kirche geleiſtet wird.

Jemehr auf ſolche Weiſe die katholiſche Kirche gekränket, die Biſchöfe herabgeſetzet, die Geiſtlichkeit gedrücket, die Katholiken überhaupts verfolgt wurden; deſto mehr begünſtigte, und begnadigte Kaiſer Joſeph die Luteraner, und überhaupt alle Nichtkatholiken auf eine vorzügliche Art. In jenen öſterreichiſchen Erbſtaaten, wo bisher die katholiſche Religion allein und ausſchließlich im Beſitze war, verlieh er den Proteſtanten das unbeſchränkte, vollkommene Bürgerrecht, und die freye Ausübung ihrer Religion. Dieß war nun einmal ein Kaiſer für die Luteraner in Ungarn, die bisher ſtets murrten, immer etwas zu klagen hatten, immer wieder nicht zufrieden waren mit allem, was man ihnen bisher von Zeit zu Zeit bewilliget, und nur zu gutmüthig eingeräumt hatte; jetzt erhielten ſie auf einmal mehr, als ſie mit all ihrer Unverſchämtheit zu begehren ſich vielleicht ſelbſt nie würden erkühnt haben.

Es erſchien am 25. Oktober dieſes Jahres Chriſti 1781 eine kaiſerliche Verordnung, durch welche namentlich den Proteſtanten in Ungarn, überhaupt aber allen Ketzern und Schismatikern, allen Nichtkatholiken in ſämmtlichen Erbſtaaten nicht nur ausgedehnteſte Toleranz, ſondern volle, gänzliche Freiheit in Religionsſachen feierlich zugeſichert wurde, in 18. Punkten oder Artikeln; die minder merkwürdigen, vielmehr ganz zu vergeſſenden, aber eben deßwegen die traurigſten und ärgerlichſten derſelben waren: der I. II. III. VII. XIII. und darauf folgende. Dem I. Punkte zufolge wird allen

len Nichtkatholiſchen, auch allen nichtunirten Griechen, an Orten, wo ihnen die öffentliche Religionsübung nach den Geſetzen nicht zukömmt, die Privatübung geſtattet. Der II. Punkt erläutert, was zur Privatübung gehört. Wo nämlich hundert Familien von Einer Religion ſind, dürfen ſie Privatbethäuſer, jedoch ohne Thurm und Glocke, imgleichen eine Wohnung für den Prediger und Schullehrer erbauen, und dieſe, den Prediger und Schullehrer, aufnehmen. III. Ueberall, auch wo es ſonſt nach den Geſetzen nicht geſchehen konnte, beſonders in Dalmazien, Kroazien und Slavonien, mögen die Proteſtanten zu öffentlichen Aemtern, zu akademiſchen Würden und zum Bürgerrechte gelangen. VII. Bei ungleichen Ehen ſollen nur dann, wenn der Vater katholiſch iſt, die Kinder nach katholiſcher Art auferzogen werden. Sonſt gehet es nach dem Geſchlecht. XIII. Die Proteſtanten bleiben in dem Beſitze der Kirchen, die ſie wirklich haben; ſie dürfen in ihren gottesdienſtlichen Uebungen auf keine Art gehindert werden. Wenn ihre Kirchen abbrinnen, oder ſchadhaft werden, mögen ſie neue erbauen. XIV. So behalten ſie auch die Filialkirchen, welche ſie dermals haben. Das neue an ihre Geiſtlichen gerichtete Verboth, dieſe Kirchen zu beſuchen, hört völlig auf. XV. Die in den Wohnſitzen der Magnaten und Edelleute befindlichen Bethäuſer zu beſuchen, ſtehet den Einwohnern des Orts von beiden Konfeſſionen frei. XVII. Da katholiſche Biſchöfe auf ihren Kirchenviſitazionen bisher auch proteſtantiſche Prediger in Anſehung der Taufhandlung zu viſitiren und zu examiniren gewohnt geweſen ſind; ſo wird dieſes aufgehoben, und die Viſitazion den proteſtantiſchen Superintendenten überlaſſen. Unter gewiſſen Modifikazionen wird den Superintendenten und Predigern von beiden Konfeſſionen erlaubt, Synoden zu halten.

Während die Ketzer aller Klaſſen ſomit voll Jubel und Freude waren, und alle Freiheiten und Vorzüge genoſſen, wurde mit Bedrückung und Beſchränkung der Katholiken raſch fortgefahren; man ließ ſelbe nicht mehr

zu Athem kommen; man griff immer weiter ins rein Kirchliche; man kam dem Weſentlichen mit jedem Schritte näher; ſchon war verbothen, in Eheſachen ſich je wieder nach Rom zu wenden.

Mit Ernſt widerſetzte ſich zwar den frevelhaften Eingriffen der päbſtliche Geſandte Garampi; er erklärte ſich vermittelſt einer dem Hofe zu Wien überreichten Note; aber aus der Antwort, welche Garampi durch den Fürſten Kauniz erhielt, zeigte ſich, daß der Kaiſer die Eheſachen als ſolche Gegenſtände anſehe, in denen er ganz frei, einſeitig, und unbedingt ſchalten und verfahren könne. Den fernern über das Eheweſen erlaſſenen Mandaten zufolge, mußten nun die öſterreichiſchen Biſchöfe in Ehehinderniſſen (wenn anders kein aus dem Naturrecht entſpringendes Hinderniß entgegen ſtand) diſpenſiren; ſie mußten für alle, für Arme und Reiche, für Hohe und Niedere, und zwar unentgeldlich diſpenſiren. Sogar auch in dem zweiten Grade der Blutsfreundſchaft und der Affinität mußten ſie diſpenſiren.

Endlich vollbrachte man noch in eben dieſem Jahre Chriſti 1781 den Hauptſtreich damit, daß, vermöge einer Verordnung vom 30. November, alle Mönchs- und Nonnenklöſter, deren Glieder blos ein beſchauliches Leben führten, und die weder Schulen hielten, noch predigten, noch Kranke bedienten, oder Beichtſtühle verſahen, als: Karthäuſer, Camaldulenſer, Eremiten, Clariſſinnen, Carmeliterinnen, Kapuzinerinnen und dergleichen, aufgehoben, und dieſen Religioſen freigeſtellet wurde, entweder in andere Klöſter ihres Ordens auſſerhalb Landes zu gehen, oder ſich von ihren Gelübden diſpenſiren zu laſſen, und weltlich zu werden.

Mit Anfang des Jahres Chriſti 1782 wurde mit Vollſtreckung dieſer Verfügung raſch angefangen in allen dem Kaiſer unterworfenen Ländern. Damit begann die thätigſte Verfolgung, nicht nur ſolcher Religioſen, die ein blos beſchauliches Leben führten, ſondern auch der andern, und der Geiſtlichkeit überhaupt. Ueberhaupt alles wurde nun von Kaiſer Joſeph dem II. begonnen,

ge-

gewagt und ohne weiters vollbracht, was der König von Preußen, Friedrich der II. dem Woltär ſo oft und immer abgeſchlagen hatte, „weil er, wie er ſagte, die Rechte des Eigenthums reſpektire, und dieſe anzutaſten, den Türpins, den Mandrins und den Canſlans überlaſſe.“ Joſeph der II. nahms nicht ſo genau; er glaubte genug zu thun, wenn er denen, die noch nicht Profeß gethan hatten, ein für allemal 450 Thaler, denen, die in Klöſter ihres Ordens auſſer Landes gehen wollten, Reiſegeld, ferner ſolchen, die in andere Orden treten wollten, einen jährlichen Betrag von 150 Gulden, und denen, die zum weltlichen Stande übergiengen, eine jährliche Penſion von 300 Gulden gäbe, ohne einmal darauf zu ſehen, daß manche derſelben ein Kapital, das eine weit größere Summe, als die Penſion betrug, an Zinſen getragen haben würde, zur Ausſteuer ins Kloſter gebracht hatten. Jene Klöſter, welche Kaiſer Joſeph der II. für jeßt noch ſtehen ließ, unterwarf er einſtweilen der Gewalt der Biſchöfe, und benahm ihnen damit ihre Rechte und Freiheiten; mit dieſem wollte man noch etwas erreichen; man wollte damit die Biſchöfe in die Schlinge ziehen. Es gelang; es gab bald einige, die ſich damit ſchmeichelten, und dies als einen Zuwachs an Macht anſahen, und ſomit dem Ganzen ihren Beifall gaben. Sie bedachten nur nicht, oder wußten nicht, daß nach den Abſichten der Philoſophen die Reihe auch an ſie kommen, und man, wenn nur erſt das Anſehen des Pabſtes vernichtet wäre, und die geiſtlichen Orden vertilget worden, mit ihnen, nach dem Ausſpruche Friedrichs des II., wie mit kleinen Jungen umſpringen werde, wozu die Anmaßungen des Kaiſers in Anſehung der Biſthümer in dem öſterreichiſchen Italien ſchon gewiſſermaſſen das Vorſpiel waren.

Dieſe gewaltſamen und unerhörten Schritte des Kaiſers mußten in allen katholiſchen Ländern ein großes Aufſehen machen. Zu Rom wurden deswegen mehrere Kongregazionen der Kardinäle gehalten, der Erzbiſchof von Wien, Kardinal Migazzi, ein würdiger Greis, machte

machte dem Kaiſer darüber die nachdrücklichſten Vorſtellungen und der päbſtliche Nunzius, Garampi, übergab verſchiedene Noten gegen dieſes Verfahren, wodurch aber nichts anders ausgerichtet wurde, als, daß Beyde in die Ungnade des Monarchen fielen und Verweiſe erhielten. Eben ſo gieng es dem Biſchofe von Görz (von Etting), dem Biſchofe von Agra, (Eſterhazi) und dem Biſchofe von Roſenau, (Andraſſi). Auch der Churfürſt von Trier, ein Herr von vielen Einſichten, Eifer für die Religion und Herzensgüte, verſuchte es, in verſchiedenen Briefen, den Kaiſer auf andere Gedanken zu bringen, die aber nur mit Spaß und bitterm Hohne, welche Beyde der Majeſtät eines Monarchen gleich unwerth waren, beantwortet wurden. So verſuchte es auch der Kardinal Bathiani, Primas von Ungarn, durch eine kleine Schrift, die mit vieler Einſicht und Freymüthigkeit geſchrieben war, den Kaiſer auf andere Gedanken zu bringen; aber auch dieß war vergeblich. Nicht weniger fruchtlos waren die Briefe, welche Pabſt Pius der VI. ſelbſt an den Kaiſer ſchrieb. Von einem Charakter, wie der dieſes Kaiſers war und von den einmal von ihm angenommenen Grundſätzen der Philoſophen, nach welchen er handelte, war auch nichts anders je zu erwarten.

Von allen noch nicht philoſophirten Katholiken wurden dieſe Unternehmungen des Kaiſers, als gewaltſame Eingriffe in die Rechte der Kirche und als Ausübung des drückendſten Deſpotismus betrachtet. Und da bey allen dieſen Operazionen die Unverlezlichkeit, des Eigenthums, der Rechte, Verträge, Stiftungen, Vermächtniſſe und Privilegien nicht geachtet wurde; ſo mußte das Zutrauen, das jeder Unterthan zu ſeinem Regenten haben ſoll und ohne welches die bürgerliche Geſellſchaft nicht beſtehen kann, fürchterlich erſchüttert werden. Daß die Diener der Religion herabgewürdigt wurden, da, was Joſeph der II. gegen den geringſten Bauern nicht gewagt haben würde, ihn aus ſeinen Beſitzungen herauszujagen und ſich derſelben zu bemächtigen, gegen ſie ausgeübet wurde, und daß dieſes alles für die Religion höchſt nachtheilig

ſeyn

grundverderblich ſeyn mußte, war nun einmal vor aller Welt Augen offenbar, und zu auffallend. —

Da alles, was bisher verſucht wurde, den Kaiſer auf beſſere Wege zu bringen, fruchtlos verſucht wurde, und da ſehr zu fürchten war, derſelbe möchte immer noch weiter gehen; ſo kam endlich Pabſt Pius der VI. auch noch auf den Gedanken: „ob nicht etwa durch mündliche, liebvolle, freundliche Unterredungen mehr gewonnen werden könnte; bewirkt werden könnte, was ſonſt auf keine Weiſe erreichbar zu ſeyn ſchien?“ Ohne weiters, um ja nichts unverſucht zu laſſen, was väterliche Liebe, und Hirten-Sorglichkeit anrieth, entſchloß ſich der heiligſte Vater, ſeines ſchon hohen Alters, und der ſonſtigen Beſchwerlichkeiten einer ſo weiten Reiſe, und des dazu nöthigen Aufwandes, und aller jener Dinge, die ſonſt noch abſchrecken mußten, ungeachtet, auch dazu noch; doch wollte er dieſen ſeinen gefaßten Entſchluß dem Kaiſer vorher noch ſchriftlich melden. In ſeinem hierüber gegen Ende des vorigen Jahres nach Wien erlaſſenen Schreiben wird erinnert an das letzte kaiſerliche Antwortſchreiben, und gejammert, daß durch alles Bitten und Flehen doch immer nichts vermocht werden könne; es wird gewarnet vor Herbeyführung der bekannten Streitigkeiten des Mittelalters, und der ſo verderblichen Folgen derſelben; es wird zurückgewieſen in die Apoſtel- und Kirchengeſchichte: „daß ja allzeit die Apoſtel — Prieſter und Biſchöfe aufgeſtellt haben; und daß dieſe apoſtoliſchen Rechte und Pflichten ſtets in der Kirche ſeyen behauptet, und beybehalten, und beobachtet worden, und dadurch in die weltliche Macht ja nie ein Eingriff geſchehe; offenbare Eingriffe aber in die geiſtliche Macht geſchehen, wenn Fürſten ſo was ſich anmaßen, und an ſich zu bringen ſuchen; daß man auch die durch Freygebigkeit der Gläubigen, und durch Großmuth der Fürſten entſtandenen Kirchengüter zu allen Zeiten für — Gott geweihet, für heilig gehalten habe, ſo, daß zu allen Zeiten alle Väter und Gläubige einhellig geſagt und geglaubt haben, daß es unbillig ſey, Güter von dem Gebrauche, wozu ſie gewiedmet ſind, abzuwenden.

Wogegen nur diejenigen ſich verſtoſſen haben, die, wie die Kirchenverſammlung zu Trient unter andern feſtſetzt, die Kirchengüter welche Gottes ſind, von andern Dingen nicht unterſcheiden." Es wird dann noch weiters dem Kaiſer theils zum Ruhm, theils zum Tadel Mehreres noch angeführet. Nach allem endet ſich das päbſtliche Schreiben mit den Worten: „Aus eben dieſem Grunde wollen Wir gegen Dich, in Chriſto geliebteſter Sohn! nachgiebiger ſeyn, und brinnen darum von dem größten Verlangen, mit Dir freundlich und liebreich, wie ein Vater mit ſeinem Sohne, ſowohl von der vorgedachten Sache, als auch von vielen Dingen, welche gleich mit dem Anfange Deines Regierungs-Antrittes vorgegangen ſind, und wodurch Wir in das bitterſte Gefühl eines anhaltenden herben Schmerzens ſind verſetzt worden, zu handeln. Da Wir aber einſehen, daß dieſes vorzunehmende Geſchäft ſchwerlich zur Endſchaft gedeihen werde, wofern Wir Uns nicht mündlich ſprechen; ſo haben Wir uns ſchon vorgenommen, Uns bis nach Wien ſelbſt zu verfügen, ohne übrigens auf die lange und beſchwerliche Reiſe, bey Unſern hohen Jahren und geſchwächten Kräften Rückſicht zu nehmen. Der große Troſt mit Dir zu ſprechen und Dich mündlich zu verſichern, wie ſehr Wir bereit ſind, Dir gefällig zu ſeyn, und zugleich der Kirche Angelegenheiten mit Deinen kaiſerlichen Rechten auszugleichen, wird Uns unterſtützen. Wir bitten darum Deine Majeſtät gar ſehr, daß Du dieſe Unſere Geſinnung aufnehmeſt, — als ein Unterpfand Unſres beſondern Beſtrebens, wodurch Wir, durch alle Mittel der Liebe, der Eintracht, der Freundſchaft, mit Dir vereinigt zu ſeyn verlangen. Und dieſes bitten Wir von Dir nicht um unſrer Perſon willen, ſondern um der gemeinſchaftlichen Religion willen, welcher von Uns die Treue des apoſtoliſchen Amts, und von Dir das Schutz- und Schirmamt gebührt. Beharreſt Du nun darauf, leiſteſt Du der Kirche Gottes den Schutz, welchen ſie beſonders zu dieſer Zeit von Dir erflehet; ſo wirſt Du Deine Macht, Dein Glück und Deinen Ruhm ausnehmend befördern. Und damit der-

gleichen

gleichen Vorhaben und alle Handlungen durch Gottes Gnade in Dir gedeihen mögen, ertheilen Wir Deiner Kaiſerlichen Majeſtät und dem ganzen öſterreichiſchen Hauſe aus warmer Liebe Unſern apoſtoliſchen Segen, immer mehr noch die göttliche Güte Dir dadurch zu öffnen."

In Mitte Jäners dieſes Jahres Chriſti 1782 kam das ſehr kurz gefaßte kaiſerliche Antwortſchreiben; noch kürzer war der Sinn deſſelben: „Er könne wohl kommen; aber ſeine perſönliche Gegenwart in Wien ſey ganz überflüſſig; wenn er mit ihm zu ſprechen gedenke über Dinge, die bey ihm ſchon beſchloſſen ſind."

Zu Rom war eine große Mehrheit der Stimmen gegen die Reiſe, beſonders bemühte ſich Kardinal Bernis zu wiederholtenmalen, den heiligen Vater von dieſem Vorhaben abzubringen, welches er ihm von verſchiedenen beſchwerlichen und gefährlichen Seiten ſo zudringlich vorſtellte, daß Pius endlich ſagte: „Ich gehe nach Wien, wie ich zur Marterkrone gehen würde; für das Wohl der Religion müſſen wir ſelbſt unſer Leben nicht achten. Es iſt uns nicht möglich, das Schifflein Petri in den heftigſten Stürmen zu verlaſſen."

Nachdem Pabſt Pius der VI. für den Fall einer längern Abweſenheit, und ſogar auch für den Fall, wenn er auf der Reiſe ſterben ſollte, zu Rom mit möglichſter Sorglichkeit alle Anſtalten getroffen, auch ſein Teſtament hinterlegt hatte, ward der 27. Februar dieſes Jahres Chriſti 1782 zur Abreiſe beſtimmt. Schon um Mitternacht begab ſich der heiligſte Vater zu den Gräbern der heiligen Apoſtel Petrus und Paulus in der St. Peterskirche; er bethete dort um ihren Beyſtand, und entrichtete das heiligſte Meßopfer; er bethete dann wieder, wohnte noch einer heiligen Meſſe bey, und gieng dann in die daran ſtoßende Sakriſtey, wo ſich der damalige Großfürſt und die Großfürſtinn von Rußland, (welche unter dem Namen: „Graf und Gräfinn von Norden" — auf der Reiſe durch Italien waren) von ihm beurlaubten, ihn mit einem prächtigen Reiſepelz beſchenkten, ihn bis zu ſeinem Reiſewagen begleiten. Pius ſtieg endlich in den Wagen,

gen, in Gegenwart einer ungeheuren Volksmenge, welche noch um den päbſtlichen Segen bathen. Mit ihm fuhren der Patriarch Franz Anton Morudſchi und der Biſchof von Athen, Joſeph Conteſſini. Verſchiedenes Geräthe wurde mit auf die Reiſe genommen; z. B. einige koſtbare Ornate, zwey goldene Becher, vier Kardinalshüte und gegen tauſend goldene Medaillen. Auf der Reiſe strömte immer eine Menge Menſchen herbey, die ihn um den Segen bath. Die Reiſe gieng über Otrikoli, Loretto, Rimini, Ceſena, Bologna, Ferrara.

An der Gränze der ehemaligen venezianiſchen Republik wurde Pabſt Pius der VI. mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen; in Begleitung einer Deputazion gieng er nahe an der Stadt Venedig vorbey, die ſämmtliche hohe Geiſtlichkeit dieſes Staats, die auswärtigen Miniſter und ſein Nunzius machten ihm an der Spitze des adriatiſchen Meeres ihre Aufwartung. Von dort gieng er weiter durch das venezianiſche Friaul, und langte am 14. März auf öſterreichiſchem Boden in Görz an, wo ihn der Staatsvizekanzler, Graf von Kobenzl, der Nunzius Garampi, eine Abtheilung der ungariſchen Nobelgarde, und mehrere vornehme öſterreichiſche Kavaliers empfiengen. Von dort gieng die Reiſe über Laybach, Marburg und Grätz gegen Wien. Die Straße war allenthalben mit Zuſchauern beſetzt, und ganze Schaaren von frommen Seelen drängten ſich allenthalben an ſeinen Wagen, um wenigſtens ſeine Kleider zu berühren. Pius gab ſich, ſoviel als möglich, ihrem frommen Eifer preis, und wenn die Wachen die Zudringlichen wegſtoßen wollten; ſprach er wie Jeſus eines Tages: „Laſſet die Kleinen zu mir kommen, und verjaget ſie nicht!"

Kaiſer Joſeph der II. fuhr in Begleitung ſeines Bruders Maximilian dem heiligſten Vater bis nach Neunkirchen, vier Poſten von Wien, entgegen. Sobald ſie den päbſtlichen Wagen erblickten, ſtiegen ſie aus. Der Pabſt ſtieg ebenfalls aus. Der Empfang war von beyden Seiten äußerſt feurig; ſie umarmten ſich; die Zuſchauer glaubten in den Augen beyder hohen Perſonen

Thrä-

Thränen zu bemerken. Joſeph der II. nahm den heiligen Vater in ſeinen Wagen, und ſo gieng der Zug nach Wien, wo man noch denſelben Tag am 22. März dieſes Jahres Chriſti 1782 anlangte. Ueber zweihundert Kutſchen adelicher Standesperſonen waren entgegen gefahren, um die beiden Oberhäupter der Chriſtenheit zu begleiten. Der Zug gieng unmittelbar in die kaiſerliche Kammerkapelle, wo ein feyerlicher Hymnus geſungen wurde, nach welchem man ſich nun zur Mittagstafel begab. Es ward Befehl gegeben, dem hohen Gaſt alle ſeiner Würde gebührende Ehre zu erweiſen. Unter andern hatte der Kaiſer auch verboten, daß während der Anweſenheit des Pabſtes, um doch denſelben auf alle Weiſe zu ſchonen, keine Broſchüren herausgegeben werden ſollten. Dieß hinderte indeſſen doch nicht, daß nicht dennoch mehrere Pasquille und verſchiedene Spottzettel angeſchlagen wurden.

Ließ es übrigens Kaiſer Joſeph der II. wirklich nicht an allen äuſſerlichen Ehrenbezeugungen gegen das Oberhaupt der katholiſchen Kirche fehlen; ſo vermied er doch ſorgfältig, ſich mit ihm mündlich über die Gegenſtände einzulaſſen, die ihn zu dieſer Reiſe bewogen hatten. Pabſt Pius der VI. verſuchte alles Mögliche, benützte jeden anſcheinenden Anlaß, faßte jedes Wort auf, zeigte die Wichtigkeit dieſer Sache, brachte die bitterſten Klagen vor, und machte die triftigſten Vorſtellungen; aber vergebens. Joſeph wollte ſich nie mit Pius in eine mündliche Verhandlung über die einſeitig vorgenommenen Reformen einlaſſen. Ein einzigesmal gieng eine Art von Konferenz über jenen Gegenſtand vor ſich, wobei ſich einerſeits der Pabſt mit den Kardinälen Migazzi und Herzan, andrerſeits der Kaiſer und der Miniſter Fürſt von Kauniz befanden. Joſeph brach die Konferenz durch die Erklärung ab: „Ich bin kein Theolog, verſtehe auch zu wenig von dem kanoniſchen Rechte; Euer Heiligkeit werden ſich alſo gefallen laſſen, die Vorſtellungen, welche Sie machen zu müſſen glauben, ſchriftlich aufzuſetzen, damit ich dieſelbe meinen

Theo-

Theologen zur Unterſuchung übergeben könne. Ich habe Ihnen ſchon durch den Kardinal Herzan meine Entſchließungen in Betreff der in meinen Staaten ſich befindlichen Kirchen und Klöſter bekannt machen laſſen. Die neuen von mir getroffenen Einrichtungen waren unumgänglich nothwendig; ich werde ſie um ſo ſtandhafter aufrecht erhalten, weil keine derſelben auch nur im Mindeſten das Dogma angreift. Wollen Euer Heiligkeit eine ausführliche Erklärung, ſo geben Sie mir Ihre Einwürfe ſchriftlich; mein Staatskanzler wird von Amts wegen und umſtändlich darauf antworten." Dieſer Staatskanzler war der bekannte Fürſt Wenzeslaus Kaunitz, ein Mann, kalt, ſtrenge, einſylbig, und noch viel unbiegſamer, als ſelbſt Kaiſer Joſeph der II. Von nun an wurde ſchriftlich unterhandelt.

Uebrigens hatte der heilige Vater Urſache, mit Wien zufrieden zu ſeyn; es zeugte ſich viele Freude an ſeiner Gegenwart; er ſah Andacht und Theilnahme. Der Zulauf des Volkes aus allen Provinzen nach Wien war grenzenlos unaufhörlich; die Donau ſtrotzte von Schiffen; die Landſtraſſen waren mit Fuhrwerken und Fußgängern ohne Zahl überdeckt. Tauſende umlagerten wechſelweiſe von allen Seiten die kaiſerliche Burg, um den heiligen Vater zu ſehen, und von ihm den päbſtlichen Segen zu empfangen.

Am heiligen Oſterfeſt, am 31. März dieſes Jahres Chriſti 1782 hielt Pabſt Pius der VI. in der St. Stephanskirche ein feierliches Hochamt mit einer kirchlichen Pracht, wie man es in Wien noch nie geſehen hatte, und gab nach deſſen Vollendung auf dem großen Platze: „zum Hof" genannt, auf der Galerie vor der Pfarrkirche daſelbſt, dem häufig verſammelten Volke den päbſtlichen Segen. Das Feierliche und Rührende dieſes Auftrittes ſchilderte ein Nichtkatholik, der da Augenzeuge war, in einem Briefe mit den Worten: „Die Wirkungen der Gegenwart des Pabſtes in Wien ſind auſſerordentlich, und ich verwundere mich nun nicht mehr, daß dieſelbe ehedem ſo erſtaunliche Auftritte ver-

verurſachet hat. Ich habe geſehen, wie der Pabſt in dieſer Hauptſtadt den Segen gab; ich bin kein Katholik, und gerathe eben nicht leicht in Rührung; aber ich muß geſtehen, daß mich dieſes Schauſpiel bis zu Thränen erweicht hat. Sie können ſich nicht vorſtellen, wie intereſſant es iſt, mehr als 50,000 Menſchen aus einerlei Gefühl auf einem Platze vereiniget zu ſehen, welche durch ihre Blicke und durch ihre Stellung das Gefühl von Andacht und Enthuſiasmus ausdrücken, mit welchem ſie auf einen Segen harren, von dem ſie glauben, daß ihr Wohl auf dieſer Erde, und das Heil ihres zukünftigen Lebens abhange. Blos mit dieſem Gedanken beſchäftiget, fühlen ſie das Ungemach ihres Platzes nicht; dicht an einander gedrängt, und kaum Athem zu holen vermögend, ſehen ſie das Oberhaupt der katholiſchen Kirche erſcheinen in ſeinem Glanze, mit der dreifachen Krone bedeckt, und mit dem päbſtlichen Gewande angethan, das in ihren Augen heilig, in jedermanns Augen prachtvoll iſt; umringt von Kardinälen und der in Wien anweſenden hohen Geiſtlichkeit. Der Pabſt neiget ſich zur Erde, und erhebt dann ſeine Arme zum Himmel, mit dem Ausdrucke eines Menſchen, der tief überzeugt iſt, daß er die Wünſche eines ganzen Volks dorthin bringt, und der durch ſeine Blicke das brünſtige Verlangen verräth, daß ſie erhört werden mögen. Man ſtelle ſich über dieß vor, daß dieſe Feierlichkeit von einem Greiſe von majeſtätiſchem Wuchſe, von der edelſten und einnehmendſten Geſichtsbildung verrichtet wird; und — man bleibe kalt, wenn man in dem Augenblicke, da der Segen gegeben wird, dieſe unzählige Menſchenmenge auf die Kniee niederſtürzen, und dieſen mit dem Enthuſiasmus empfanden ſieht, der denjenigen zu begeiſtern ſcheint, welcher ihn ertheilt. Ich meinestheils werde den Eindruck dieſes Auftrittes in meinem ganzen Leben nicht aus dem Gemüthe verlieren." —

Alois Merz, Domprediger zu Augsburg war ſchon ſeit vielen Jahren durch ſeine vortreffliche, gründlich belehrende, und ſo lieb, als eifervolle Streitreden gegen

die Luteraner verhaßt und beliebt, gerühmt und geläſtert worden; Verläumdungen und Klagen gegen ihn waren ſogar bis nach Rom gekommen. Auf erhaltene Nachricht, daß Pabſt Pius der VI. nach Wien kommen werde, ſchickte Merz den kurz zuſammengefaßten Inhalt aller ſeiner Streitreden dahin, und erhielt nun von daher ein am 4. April dieſes Jahres Chriſti 1782 vom heiligen Vater an ihn gefertigtes huldvolles Schreiben, welches endet mit den Worten: „Schon haben Wir theils aus dem allgemeinen wohlgegründeten Rufe, theils auch von unverwerflichen Zeugen vernommen, daß du eine ſehr große Wiſſenſchaft in göttlichen und geiſtlichen Dingen beſitzeſt, auch für den Wohlſtand der Religion, und zur Beſchützung der Kirche dich tapfer verwendeſt; daher wünſchen Wir recht ſehr, daß du den heilſamen Gebrauch, Streitreden zu halten, keineswegs unterlaſſeſt, ſondern in demſelben, wie du es bisher gewohnt wareſt, mit der nämlichen Gelehrtheit, mit der nämlichen Stärke und Kraft immer fortfahreſt. Alſo wirſt du etwas thun, das nicht nur deiner Perſon würdig, ſondern Uns auch ſehr angenehm iſt, und wofür du auch einſtens reichliche Belohnung in dem Himmel erlangen wirſt. Faſſe demnach Muth, geliebter Sohn! und verachte die boshaften Verläumder, die ihre Augen von dem Lichte der Wahrheit abwenden, und die, um in Finſterniſſen wandeln zu können, ſich ſelbſt zu bethören ſuchen. Uebrigens haſt du alles, was dir dienlich ſeyn kann, von Unſerer väterlichen Liebe und Wohlgewogenheit ſicher zu erwarten; zu deſſen Unterpfand ertheilen Wir dir heute ganz liebreich den apoſtoliſchen Segen."

Dieſe bisher ſo berühmt gewordenen Streitreden enthielten gründlich, anſchaulich und leicht faßlich gegebene Antworten auf verſchiedene Fragen; als: Frage: „Ob Doktor Luter als Reformator wenigſt in den weſentlichſten Stücken der proteſtantiſchen Kirche von einem guten Geiſte belehrt und erleuchtet worden ſey?" Antwort: „Nein; denn 1. hatte er keinen göttlichen Lehrer; 2. führte er keine göttliche Lehre; 3. hatte er nicht

ein-

einmal eine göttliche Lehrart.“ Frage: „Ob Dr. Luter aus Antrieb des reinen Evangeliums wider das Pabſtthum geſtritten habe?“ Antwort: „Nein; ſondern 1. ſeine unerſätliche Ehrſucht; 2. ſeine unbändige Weiberſucht; 3. ſeine unerhörte Rachſucht waren Urſache davon.“ Frage: „Ob es wahrſcheinlich ſey, daß die Zunge und Feder Dr. Luters von dem heiligen Geiſte ſey geleitet worden?“ Antwort: „Nein; denn ſie läſterte 1. Fürſten, 2. die Kurfürſten, 3. die Könige und Kaiſer.“ Frag: „Ob es der Luteriſch-evangeliſchen Kirche zur Ehre gereiche, daß ihr Glaubensvater, als ein Prieſter und Mönch ſich nachmals verehlichet habe.“ Antwort: „Nein; denn ſeine Ehe wiſtrebet 1. dem klaren Worte Gottes; 2. dem Sinne der erſten Kirche; 3. ſogar der Lehre Luters ſelbſt.“ Frage: „Durch was für Mittel verſchaffte ſich Luter ſo großen Anhang?“ Antwort: „1. Durch Heucheleï, 2. durch Betrügerei, 3. durch angezettelte und entſtandene Meuterei.“ Frage: „Ob es einem Wunder gleiche, daß Luter in kurzer Zeit ſich ſo viele Anhänger zugezogen habe?“ Antwort: „Nein; denn 1. brachte er ab, was bei den Katholiken ſchwer und überläſtig war; 2. brachte er auf, was leicht und ſehr bequem war; 3. führte er ein, was neu und reizend war.“ Frage: „Ob das päbſtliche Amt nach dem Vorgeben des M. Schade, eine erſt in ſpätern Zeiten und ganz neu aufgebrachte und eingeführte Sache ſey.“ Antwort: „Nein; die Beweiſe des Herrn M. Schade wider das Alterthum des Pabſtthumes ſind 1. höchſt ungereimt, 2. ſie ſind recht grund- und bodenlos.“ Frage: „Ob der Verfaſſer der Schrift: „Gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, und dem Pabſte, was des Pabſtes iſt“, eine ächte und evangeliſche Austheilung gemacht habe.“ Antwort: „Nein; denn 1. hat Chriſtus nicht den Kaiſern, Königen und andern weltlichen Fürſten, ſondern den Apoſteln die Kirchenregierung übergeben; 2. Unter den Apoſteln erhielt Petrus, der erſte Pabſt, und ſeine Nachfolger die größ-

te und weitſchichtigſte Gewalt in dieſer Kirchenregierung; 3. dieſe geiſtliche Gewalt haben die Nachfolger Petri nicht erſt nach dem eilften Jahrhunderte, ſondern von den Zeiten der Apoſtel an ununterbrochen ausgeübet.“ Frage: „Ob die proteſtantiſchen Herren Paſtoren ihre Gewalt, das Abendmahl gültig handeln zu können, nur mit der allergeringſten Wahrſcheinlichkeit zu rechtfertigen fähig ſind?“ Antwort: „Nein; denn 1. können ſie ſelbe nicht von der Kirchengemeinde empfangen, von welcher ſie gewählet oder angenommen ſind. 2. Sie können ſelbe nicht von der Obrigkeit empfangen, von der ſie berufen und beſtättiget ſind.“ Frage: „Woher die heutige Freidenkerei ihren Urſprung habe?“ Antwort: „1. von den Grundſätzen Luters, des Stifters des Luterthumes; 2. von den heutigen Schurnaliſten und Broſchüriſten, die die Vertheidiger dieſer Grundſätze ſind.“ Frage: „Welches das dienlichſte Mittel ſey, allen Glaubenszweifeln auf einmal ein Ende zu machen?“ Antwort: „Das allerſicherſte Mittel allen Glaubenszweifeln auf einmal ein Ende zu machen, iſt — die Untrüglichkeit eines ſichtbaren und deutlich redenden Schiedrichters. 1. Einen untrüglichen ſichtbaren Schiedrichter in Religionsſtreiten fordert die Vernunft. 2. Die göttliche Vorſicht hat auch einen ſolchen wirklich beſtimmt. 3. Die Kirche Gottes hat einen ſolchen von ihrem Urſprung an jederzeit anerkennet. Nun eben dieſen verwerfen alle Unkatholiſchen: wie kann ſo Beruhigung und Einigkeit bey ihnen möglich ſeyn? Wider den Herrn Abt Jeruſalem.“ Frag: „Ob die ſo groſſen Uneinigkeiten, die unter den Proteſtanten über die wichtigſten Glaubenslehren herrſchen, nicht ein offenbares Zeichen der Falſchheit ihrer Kirche ſey.“ Antwort: „Ja; denn die wahre Kirche Chriſti muß einig ſeyn; in der proteſtantiſchen Kirche aber war keine Einigkeit, 1. bey ihrem Urſprunge. 2. Es war keine bey ihrer Fortſetzung. 3. Es iſt heut zu Tage keine, und iſt bey ihr nicht einmal eine möglich.“ Frag: „Ob die Lehre des Stifters der luteriſch-evangeliſchen Kirche heilig ſey oder genennet zu werden verdiene?“ Antwort:

wort: „Nein; denn 1. iſt ſie unheilig in ſich; 2. iſt ſie ungemein bös in ihren Wirkungen." Frag: „Ob die (theologiſche) Duldung, oder ſogenannte Toleranz irriger Religionen dem Charakter Chriſti, und dem Geiſte ſeiner Apoſtel gleichförmig ſey?" Antwort: „Nein; denn ſie läuft zuwider 1. dem Charakter Jeſu Chriſti. 2. Sie lauft zuwider dem Geiſte der allererſten Kirche Chriſti." Frag: „Ob Zwingel, und Kalvin die Stifter der ſogenannten reformirten Kirche heiliger, als der Stifter der luteriſchevangeliſchen Kirche geweſen ſeyen?" Antwort: „Nein; denn 1. Zwingel ſowohl, 2. als Kalvin lebten ſo unheilig, als Luter." Und eben dieſes J. Chr. 1782 zu Oſtern: die Frag: „Was iſt der Pabſt?" Antwort: „Er iſt der Nachfolger des heiligen Petrus, der oberſte ſichtbare Hirt der Kirche Chriſti, der hohe Prieſter im neuen Geſetze, der die geiſtliche Jurisdikzion über die allgemeine Kirche von Chriſto erhalten hat."

Da indeſſen Pabſt Pius der VI. bereits alle Hoffnung, daß ſein fernerer Aufenthalt in Wien etwas nützen würde, aufgegeben hatte; hielt er ein öffentliches Conſiſtorium zu Wien, welchem der Kaiſer, und ſein Bruder Maximilian, dann die Kardinäle Migazzi, Herzan, Bathyani und Firmian beywohnten. Nachdem er den beyden letzten die rothen Hüte aufgeſetzt hatte, hielt er eine lateiniſche Anrede, worinn die Perſon des Kaiſers auf eine ſehr ſchmeichelhafte Art geſchildert wird. Hierauf wurden zur Abreiſe Anſtalten getroffen.

Der Kaiſer hatte dem heiligſten Vater einen ſchönen und bequemen Reiſewagen verfertigen laſſen, auch ſchenkte er ihm ein mit Diamanten ſo reich beſetztes Bruſtkreuz, daß man den Werth davon auf 200,000 Gulden ſchätzte. Pabſt Pius der VI. nahm es mit der Aeußerung: „Ich ſehe dieſes Geſchenk nicht als mein perſönliches Eigenthum an, ſondern es ſoll bey dem heiligen Stuhl bleiben, damit es meine Nachfolger bey großen Feyerlichkeiten als ein Unterpfand des kaiſerlichen Wohlwollens tragen können." Er beſchenkte alle Perſonen vom kaiſerlichen Hofe, welche ihn während ſeines Aufenthaltes in Wien bedient

hat=

hatten; und reiste dann am 22. April dieſes Jahres Chriſti 1782 von Wien wieder ab. Es begleitete ihn der Kaiſer ſammt ſeinem Bruder Maximilian bis auf eine Meile außer Wien, nach Mariabrunn. Dort giengen ſie alle drey in die Kirche, und verrichteten noch ein kurzes Gebeth. Der Pabſt umarmte und ſegnete nochmal den Kaiſer und den Erzherzog; alle drey nahmen den rührendſten Abſchied; alle Umſtehenden brachen dabey in Thränen aus, und der heilige Vater ſetzte ſeine Reiſe fort. (Eine kurze Inſchrift in Marmor über der Kirchenthüre zu Mariabrunn verewigt dieſen Abſchied.)

Der heiligſte Vater reiſete über St. Pölten, Linz, Braunau, Altenötting nach München. An der baieriſchen Grenze wurde er von zwey baieriſchen Kammerherrn bewillkommt. Der Kurfürſt, Karl Theodor, kam bis Ramſau entgegen. Der Einzug war feyerlich.

Pabſt Pius der VI. hatte ſchon in Wien beſchloſſen, dem Erzbiſchof von Trier, dem Fürſt-Biſchofe von Augsburg ein unterſcheidendes Merkmaal Ihrer Liebe nnd Zuneigung an den Tag zu legen, und die Rückreiſe nach Rom durch die Stadt Augsburg, unerachtet des Umweges, zu nehmen. Nun am 2. May dieſes Jahres Chriſti 1782 gieng die Reiſe dahin.

An den Grenzen des Augsburgiſchen Bisthumes wurde Pabſt Pius der VI. von einer dahin abgeordneten biſchöflichen Geſandtſchaft feyerlich empfangen, und bewillkommt; Klemens Wenzeslaus ſelbſt aber begab ſich gegen 4 Uhr deſſelben Tages bis an die baieriſche Grenze, wo bereits die zwei bürgerlichen Cavallerie Compagnien, die Hochſtiftiſche Garde zu Pferde, und der große mit 8 Pferden beſpannte prächtige Gallawagen, nebſt den kurfürſtlichen Vorreitern und Kuriers ſich einfanden. Kaum näherte ſich der Reiſewagen der Lechbrücke, ſo erhoben ſich Ihre Kurfürſtliche Durchlaucht aus dem Wagen, und eilten in die zärtlichſte Umarmung Sr. Heiligkeit, welche bey dem Anblicke Ihrer Kurfürſtlichen Durchlaucht ſich ebenfalls aus dem Wagen erhoben hatten. Nach wiederholter Umarmung wandten ſich Se. Heilig-

keit

keit nochmal nach Baierns Gränze, ſegneten ihre Beglei≠ ter, und das Volk, das ſich hier in einer Menge von 20 tauſend Seelen verſammelt hatte, und beſtiegen den achtſpännigen Wagen, in welchen ſich Ihre Kurfürſtli≠ che Durchlaucht gegenüber ſetzten. Vor dem rothen Thore hatten ſich ſchon von 2. Uhr Nachmittag die ge≠ ſammte Geiſtlichkeit, die katholiſche Hälfte des reichsſtäd≠ tiſchen Magiſtrats, der ganze Hofſtaat, und das hoch≠ würdigſte Domkapitel verſammelt. Der aufs feyerlichſte angeordnete Zug durch die Stadt glich einem Triumphe, und währte unter unaufhörlichem Donner der Kanonen, und unter dem Zuſammenläuten aller Glocken von dem Stadtthore bis in die Domkirche dreyviertel Stunden. Alle Straßen, alle Zugänge, alle Fenſter waren über und über mit Menſchen beſetzet, ſogar die Dächer, die Stadtbrunnen, und die Bäume waren mit Menſchen an≠ gefüllet. Aller Augen waren auf den Wagen unverrückt geheftet, und in jedem war Zufriedenheit, und Genug≠ thung ganz ſichtbar zu leſen, wenn ſich der Zuſchauer von ſeiner tiefgebeugten Stellung wieder aufrichtete. Die Ankunft beym Dom, der Einzug daſelbſt, das hochfeyerliche „TE DEUM"! die Andacht des heiligſten Vaters, wie aller Anweſenden, der Empfang in der bi≠ ſchöflichen Reſidenz, und immer alles und alles gieng über alle Beſchreibung. Bald traten Seine Heiligkeit unter Vortragung des päbſtlichen Kreuzes auf den einige Tage vorher errichteten, auf vier Säulen ruhenden Bal≠ kon, um der auf dem großen weiten Frohnhofe vor der biſchöflichen Pfalz verſammelten Menge den Segen zu ertheilen. Kaum war er hervorgetreten, ſo lag die un≠ beſchreibliche Menge Volkes, ſo gut man konnte, tief zur Erde gebeuget; nur Er — der groſſe, edle Mann ſtand allein mit aller der Würde deſſen, der Ihn ſeiner Kirche zum Oberhaupte gab; mit gefalteten Händen blick≠ te er gen Himmel, und erflehte Kraft für den Segen, den er nun zu dreyen Seiten Seiner Heerde ertheilte. Sei≠ ne Heiligkeit kehrten in Dero Wohnzimmer zurücke, und ertheilten noch dem Domkapitel in Corpore, dem katho≠

li≠

liſchen Theile des Magiſtrats, und mehreren Fürſten und andern Perſonen vom erſten Range — jedem eine beſondere huldvolle Audienz. Die bey dieſer ſonderbaren Gelegenheit im Namen des katholiſchen Stadtrathes von einem Rathsconſulenten in lateiniſcher Sprache abgehaltene kurze Bewillkomms- und Freudenbezeugungs-Rede haben Se. päbſtliche Heiligkeit, wie darauf vorbereitet, mit ſo eigenen der Rede anpaſſenden Wendungen, und in ſo fließender Wohlredenheit beantwortet, daß man auf einen Augenblick Tiar und Krone vergaß, um nur den Wohlredner zu bewundern.

Den Tag darauf Morgens 9 Uhr begann wieder ein feyerlicher Zug ins Dom, wo nach voraus geſchickter Vorbereitung der heilige Vater das heiligſte Meßopfer zur innigſten Rührung, und Erbauung aller Anweſenden entrichtete, und dann noch einer heiligen Meſſe beywohnte. Der übrige Tag wurde mit Empfangung hoher Herrſchaften, auch des Biſchofs von Konſtanz, und vieler Abgeordneten, und mit Befriedigung des auf dem Frohnhof in gedrängter Menge ſtets verſammelten Volkes, und mit Beſehung des Rathhauſes, und mit ſonſtigen Feierlichkeiten zugebracht. Das von der Stadt überreichte Geſchenk wurde der armen Anſtalt zugedacht.

Am Samſtag wurde von Pabſt Pius dem VI. das heiligſte Meßopfer bei St. Ulrich entrichtet, hierauf die Kruft, und die Gebeine des heiligen Biſchofes Ulrich beſucht, und verehret; auf dem Rückzuge das Dominikaner Kloſter, das Zeughaus, und die Stadtbibliothek beſichtiget; bei dieſer Gelegenheit hielt Mertens, Rektor des luterſchen Schulhauſes, eine kurze lateiniſche Anrede, in welcher er den Luteranern zu viel ſagte, auf welche aber der heiligſte Vater unter dem liebreichſten Lächeln antwortete: „ſo eine Rede werde ſchicklicher durch ſtille dankbare Empfindung, als mit weitläuftigem Wortgepränge beantwortet.“ Nur wurden noch als gut gemeinte, liebvolle Ermahnung, und als wahrhaft väterliche Warnung beigeſetzet die Worte Chriſti: Gieb acht, daß das Licht, das in dir iſt, nicht Finſterniß werde!

Der

Der nächſtkommende Sonntag war das hohe Namensfeſt Sr. päbſtlichen Heiligkeit, den Sie in ſtiller Andacht zu begehen, und an welchem Sie allen, die ſich in dem Bezirke der Stadt Augsburg aufhalten würden, einen vollkommenen Ablaß nebſt dem feyerlichen Segen zu ertheilen liebvoll beſchloſſen hatten. Die Bekanntmachung geſchah 2 Tage zuvor durch den päbſtlichen Nunzius. Die Domkirche war zu dieſer Feyerlichkeit beſonders zubereitet, und zu der erhabenen Simplicität einer römiſchen Kirche umgeſchaffen worden.

An dem merkwürdigen Sonntag ſelbſt dann, nach vorher in aller Frühe in der Hofkapelle andächtigſt entrichteten heiligſten Meßopfer fuhren Se. päbſtliche Heiligkeit etwas vor 8 Uhr unter Voraustretung der geſammten Dienerſchaft, unter Vorreitung des päbſtlichen Kreuzträgers, und in Begleitung des ungemein zahlreichen hohen Adels, unter welchen mehrere Fürſten, und Grafen zu zählen waren, in dem achtſpännigen Gallawagen nach der Domkirche, wohin ſich Ihro Kurfürſtl. Durchlaucht ſchon eine halbe Stunde vorher verfüget hatten. Bey dem Eingange der Kirche ſtund das hohe Domkapitel in gewöhnlicher Kirchenkleidung, und begleitete den heiligſten Vater nach der Sakriſtey zur Ankleidung. Im päbſtlichen prachtvollen Kirchenanzuge wohnte dann Pabſt Pius der VI. dem mit römiſcher Feſtlichkeit von Klemens Wenzeslaus, dem Biſchof von Augsburg, gehaltenen Hochamte bei. Nach geendigten hochfeierlichem Gottesdienſte kehrte man wieder in die Reſidenz zurücke. Bald darauf erſchien der heiligſte Vater in eben derſelben prachtvollen Kirchenkleidung auf dem Balkon. Die große auf dem Frohnhofe wieder angelaufene Volks-Menge lag in einem Augenblicke, ſo viel möglich, auf den Knien; es herrſchte eine Stille, daß man in der weiteſten Entfernung jedes Wort vernehmlich hören konnte. Stehend ſangen Se. Heiligkeit die gewöhnlichen Kirchengebethe, blickten mit gefalteten Händen zum Himmel, und ertheilten zur Linken, und in der Mitte, und zur Rechten dem Volke den heiligen Segen, den das Läuten der

größten Domglocke und der Donner der Kanonen der ganzen umliegenden Gegend verkündigte und überbrachte. Hierauf wurde von Klemens Wenzeslaus der allen Anweſenden, welche wahre Reue über ihre Sünden, und gebeichtet haben von Pabſt Pius dem VI. verliehene vollkommene Ablaß feierlich verkündet.

Den Tag darauf, Montag Morgens 9 Uhr reiſete Pabſt Pius der VI. von Augsburg wieder ab, begleitet von Klemens Wenzeslaus bis Füſſen. Einigen ſchwäbiſchen Reichsprälaten, welche Klöſter im Oeſterreichiſchen hatten und deren Rechte durch die Verfügungen des Kaiſer zernichtet waren, erklärte der Pabſt bey ſeiner Durchreiſe zu Augsburg mit gen Himmel gerichteten Blicken und zuſammengeſchlagenen Händen: „Ach! ich habe alles verſucht, daß die Sachen auf dem vorigen Fuße bleiben, oder wieder dahin kommen möchten; aber — — doch iſt noch nichts zu Ende gebracht. Laßt uns beten und hoffen und vertrauen!“

Die fernere Rückreiſe gieng dann durchs Tyrol über Verona, Vinzenza, Padua, Venedig. Die Venezianer zeichneten ſich wieder beſonders aus, alle vorige vieljährige Zwiſtigkeiten ſchienen jetzt auf einmal von beiden Seiten vollkommen vergeſſen zu ſeyn. Zween Prokuratoren von St. Markus hatten den heiligen Vater ſchon an der Grenze des venezianiſchen Staats empfangen; bey der Einfahrt in die Hauptſtadt kam ihm der Patriarch mit achtzehn Biſchöfen, und dann der Doſch, der Senat und alle hohe Magiſtratsperſonen der Republik entgegen. Gegen fünftauſend Gondeln, Barken und Fahrzeuge aller Art begleiteten die Gondel des Pabſtes; alle Glocken der Stadt wurden geläutet, und von den nahen Galeeren wurden zwey hundert Kanonenſchüſſe abgefeuert. Man zeigte ihm alle Merkwürdigkeiten der Stadt; man hatte ſeiner wegen die ſogenannte Vermählung des Doſch mit dem Meere ſogar auf den Pfingſtmontag verſchoben; aber aus einer nicht bekannt gewordenen Urſache reiſte Pabſt Pius der VI. noch am Pfingſtſonntag Abends plötzlich ab. Von dort ſetzte er

ſeinen Weg über Ferrara Bologna, Ankona und Spoletto fort, und kam endlich geſund und wohlbehalten wieder in Rom an. Dieſe Stadt hatte ihm einen Triumphbogen und andere glänzende Feyerlichkeiten bey ſeiner Rückkehr beſtimmt; das Kardinalskollegium wollte ihm in corpore bis an die Pforte del popolo entgegen gehen. Sein Einzug in Rom ſollte einem Triumphe gleichen; aber der heiligſte Vater verbath ſich ganz ernſtlich alle dergleichen Freuden- und Feierlichkeits-Anſtalten, und überhaupt alle Ehrenbezeugungen. Doch konnte er nicht verhindern, daß man bey ſeiner Ankunft Kanonen löste, und die Glocken der Stadt läutete. Nach ſeiner Zurückkunft hielt er ein feyerliches Konſiſtorium, worinn er den Kardinälen einen förmlichen, ziemlich umſtändlichen Bericht von ſeiner ganzen Reiſe abſtattete. Er pries darinn die erhabenen Eigenſchaften des Kaiſer Joſephs; erklärte, daß er ſich in ſeinem Zutrauen zu ihm nicht geirrt habe, daß er manche Punkte von der Billigkeit deſſelben ſchon wirklich erhalten habe, und noch mehr zu erhalten hoffe.

Daß dieſe Hoffnungen leer und nichtig waren, bewies das nachherige Verfahren des Kaiſers nur allzuſehr. Schon am 30ten May eben dieſes Jahres Chriſti 1782 erließ er an den Erzherzog Ferdinand, den Statthalter der Lombardey und Mantua ein Schreiben, nach welchem die biſchöflichen Seminarien der weltlichen Aufſicht unterworfen, die wegen der Bulle Unigenitus, wegen des ſogenannten Placet, wegen des Nachſuchens zu Rom um Ehe-Diſpenſen, wegen Aufhebung der Klöſter, wegen Trennung der Klöſter von ihren zu Rom reſidierenden Generälen und den Kongregazionen ihres Ordens auſſer den kaiſerl. Staaten, wegen Unterwerfung der Ordensgeiſtlichkeit unter die Biſchöfe u. ſ. w. ergangenen Verordnungen beſtättigt wurden. Auch in Anſehung des Vergebens der Pfründen in der öſterreichiſchen Lombardey hatte der Pabſt nichts ausgerichtet; der Kaiſer befahl, daß ſelbige unter ſeinem Namen von der Landesſtelle vergeben werden ſollten. Damit auch ultramontaniſche Grundſätze, die mit ſeinen Operazionen im größten Widerſpru-

che ſtanden, ſeinen Unterthanen nicht beygebracht würden, — wodurch etwa mancher noch in dem Gehorſam der Kirche erhalten werden möchte; ſo mußten alle italiäniſche Geiſtliche, die als Meßprieſter oder als Hofmeiſter ſich in Wien aufhielten, nach einer Verordnung vom 13. Jul. dieſes Jahres Chriſti 1782 von Wien weg und nach Italien zurückkehren. Zugleich lief ein gewiſſes Gerücht in Italien umher: „Kaiſer Joſeph der Zweyte ſey entſchloſſen, den Kirchen ſowohl als den Geiſtlichen alle liegende Güter und Grundſtücke abzunehmen, und ihnen eine gewiſſe Jahrespenſion, als Surrogat des liegenden Gutes, anzuweiſen.“ Dieſe Sage war eine neue Wunde für das fühlende Herz des heil. Vaters. Er ſchrieb dem Kaiſer am 3. Auguſt eben dieſes Jahres Chriſti 1782, und brachte verſchiedene Beweggründe vor, um den Monarchen von einem der Kirche äuſſerſt nachtheiligen Entwurfe abzubringen; in der vertraulichſten, zärtlich, väterlich liebvollen Kraftſprache ſagt guthirtlich der heilige Vater:

„Wir bedienen uns jener freundſchaftlichen Freyheit, welche Ew. Majeſtät Uns zu ertheilen beliebten: „daß, wenn Wir einen von Ew. Majeſtät vorzunehmenden Schritt vernehmen, den Wir wider die guten Regeln und der Religion nachtheilig glaubten, Wir ohne weiters vertraulich an Ew. Majeſtät geradezu ſchreiben ſollen.“ Da Uns nun zu Ohren gekommen, daß Ew. Majeſtät Willens ſeyen, den Kirchen und der Geiſtlichkeit Ihrer Monarchie alle Güter zu nehmen und ſie zu bloſſen Penſioniſten zu machen; ſo können Wir Uns nicht enthalten, Ew. Majeſtät vor Augen zu ſtellen, daß, wenn ein ſolcher Gedanke zur Wirklichkeit gebracht würde, dadurch der Kirche eine beweinungswürdige Verletzung, und den frommen Seelen ein unerſetzliches Aergerniß geſchehen würde. Es ſtehet Uns nicht zu, in das Politiſche und Oekonomiſche der Staaten Ew. Majeſtät Uns einzulaſſen, und ob Wir gleich in dieſem Punkt niemand an Eifer für jeden gerechten Vortheil Ew. Majeſtät im geringſten nach-

ge-

geben; ſo müſſen Wir doch der Bemerkungen Uns enthalten: „daß ſolchergeſtalt die Kircheneinkünfte zu Grunde gehen; daß weltliche Perſonen ihnen nicht zuſtehende Güter verwalten; daß zwiſchen Ihren Vorfahren und verſchiedenen Provinzen aufgerichtete Verträge übertreten; daß den Conſtituzionen der Staaten eine Wunde geſchlagen; daß die Vermächtniſſe der gottſeligen Stifter verletzt, und deren Erben nachher Foderungen zur Wiedererlangung dieſer Güter machen würden.“ Alles dieſes laſſen Wir nun ganz bey Seite — als Unſerm Amte fremde Gegenſtände, und welche der Einſicht Ew. Majeſtät nicht entgehen werden. Wir wollen blos von dem reden, was Wir Gewiſſens halber nicht mit Stillſchweigen übergehen können, und ſagen hiemit: „daß Kirchen und Geiſtlichen den Beſitz ihrer zeitlichen Güter entziehen, in der katholiſchen Lehre ein offenbarer, von den Concilien verdammter, von den heiligen Vätern verfluchter Irrthum, und von den angeſehenſten Schriftſtellern als eine giftige Lehre als ein laſterhafter Grundſatz iſt erklärt worden. Und in der That, einen ſolchen Grundſatz, dem Fürſten zu Gefallen, behaupten zu wollen, müßte man den falſchen Lehrſätzen der Waldenſer, der Wikleffiten, Huſſiten, und aller derer, die nach der Hand in ihre Fußſtapfen getreten ſind, und beſonders der angeſteckten Freydenker unſerer Zeit beypflichten. Wir wollen Ew. Majeſtät nicht mit einem Gewebe von Zitazionen ermüden, in welchen man lieſt, daß diejenigen, welche aus blindmachenden Eigennutz, aus tollkühner Habſucht, aus Ehr- oder Geldgeiz — Straſſen- und gottesräuberiſch ihre Hand an die Güter der Kirche legen, ſchuldig ſind des Verdammniſſes Ananiä und Saphirä, und daß man ſolche dem Satan übergeben müſſe, damit der Geiſt am Tage des Herrn gerettet werde. Wir wollen nur dasjenige anführen, was im 12. Jahrhundert der Patriarch Johannes von Antiochien ſpricht, der obgleich ein Schismatiker, dennoch den Mißbrauch des

Fürſten nicht dulden konnte, welcher die Kirchengüter zu Ausgaben ſeiner Staaten verwenden wollte, indem er alſo ſchreibt: „Da du ein verweslicher, ſterblicher Menſch und von kurzem Leben biſt, darfſt du einem andern geben, was du nicht haſt? Und wenn du ſageſt, du gebeſt was du habeſt, und denkeſt, daß die Sachen Gottes dein ſeyn, ſo machſt du dich ſelbſt zu Gott. Welcher mit Vernunft begabte Menſch würde dieß Vorſicht und nicht vielmehr Uebertrettung, äußerſten Ungehorſam, und ſchädlichſte Ungerechtigkeit nennen? Wie kann der ein Chriſt ſeyn, und ſich einen Chriſten nennen, der die unſerm Gott und himmliſchen Könige Chriſto geweihten und geheiligten Sachen, ſie ſeyen, welche ſie wollen, gemein machet?“ Wir wiſſen zwar wohl, daß die Gegner durch falſche Auslegung und Misbrauch einiger Stellen der heiligen Schrift ihre Irrthümer hierauf gut zu gründen glauben; aber Wir, ohne Uns in eine beſondere Unterſuchung ſolcher boshaften Anwendung einzulaſſen, fragen Ew. Majeſtät: „ob, indem die nämlichen Schriftſteller ſagen, daß, in Kraft anderer Stellen der heiligen Schrift, man auf der Welt keine Oberherrſchaft zulaſſen könne, Ew. Majeſtät glauben könnten, daß ſolche Schriftſtellen deutlich und überzeugend wären, daß man ſeine Oberherrſchaft niederlegen müſſe, um ſeine Seele zu retten?“ Wir glauben vielmehr, daß Ew. Majeſtät das Gegentheil vorziehen, und hierinnen mit Uns gleichförmig denken. Das nämliche nun muß man im andern Falle auch ſagen, in welchem die offenbaren Feinde der Kirche, die Ketzer, die falſchen Lehrer, die Schmeichler der Fürſten denſelben kraft der Schriftſtellen die Macht zuſchreiben, der Kirche und ihren Dienern das Eigenthum und den Beſitz ihrer Güter zu rauben. Dieſe ſollten doch wohl wiſſen, daß die Leviten in Iſrael große Ländereyen und ganze Städte beſaßen, und als geheiligte Güter waren dieſe unveräußerlich und dem Prieſterſtande eigen. Und warum ſollte man nicht das 3te

und

und 4te Buch Moſis, die Bücher der Könige, der Chronik, mit andern Stellen verbinden, die demjenigen, der ſie nicht verſteht, untereinander widerſprechend ſcheinen? Warum ſollte man nicht das nämliche mit den Stellen des Evangeliums und der Apoſtelgeſchichte thun, wie es die heiligen Väter gethan haben, um nicht mit offenbarem ketzeriſchem Widerſpruch die heiligen Bücher, die von der nämlichen göttlichen Weisheit eingegeben worden, zu mißhandeln? Wir machen dieſe Bemerkungen, nicht, als ob Wir Uns jemals bereden könnten, daß Ew. Majeſtät die Geſinnung haben werden, die Kirchen in einen noch ſchlimmern Zuſtand, als der einzelnen Familien ihren, zu verſetzen, noch bloß dem Beiſpiele der proteſtantiſchen Fürſten zu folgen, die auſſer unſerer Gemeinſchaft ſind, ſondern damit Ew. Majeſtät in wenigen Zeilen das vernehmen, was Ihnen wohl keiner der heutigen Freidenker wird geſagt haben. Wir verhehlen zwar nicht, daß allerdings einige unter den vielen Geiſtlichen von ſolchen Kirchengütern einen nicht ganz guten Gebrauch machen; aber was folgt daraus? Soll etwa dieß ein Beweggrund ſeyn, eine Zueignung davon zu machen, die man „Kirchenraub“ nennet? Soll dieſer Kirchenraub zum Schaden der Kirche, der Nachfolger und derer, die ſie nach der Vorſchrift der heiligen Stiftungen verwenden, allgemein gemacht werden können? In den Geſprächen, die Wir mit Ew. Majeſtät hatten, ſind Wir in dieſer Sache nur ſo weit gegangen, als ſie die beſondere Sequeſtrazion betraf, und Wir wiſſen noch wohl, daß Wir Gründe anführten, die Ew. Majeſtät zu überzeugen ſchienen, davon abſtehen zu müſſen. Aber wenn von einer unbegränzten Einziehung und Uebertragung der Kirchengüter an eine weltliche Adminiſtrazion wäre die Rede geweſen, ſo würden Wir viel ſtärkere Beweggründe hinzugefügt und durch dieſelbe Ew. Majeſtät bewogen haben, dieſen Gedanken fahren zu laſſen. Was alſo die Ermanglung der Eröffnung der Geſinnungen Ew. Majeſtät Uns damals nicht veranlaßte, mündlich zu thun, haben Wir

mit wenigen Worten durch gegenwärtiges Schreiben gethan, welches, wenn es nicht die erwartete Wirkung hätte, doch wenigſtens der katholiſchen Welt zeigen könnte, daß Euer Majeſtät auf Unſere Vorſtellungen nicht geachtet, und daß Sie ſelbe geſchwind aus dem Sinne geſchlagen haben, weil in dieſer einzigen Neuerung die Umkehrung jener katholiſchen Grundſätze, die Wir Uns zu erläutern erlaubt haben, enthalten iſt. Wir bitten Gott von Herzen, daß er in der thätigſten Regierung Ew. Majeſtät jene Zuſagen Ihrer Ergebenheit für die Reinigkeit der Religion hervorleuchten laſſe, damit Wir nicht durch entgegengeſetzte Thathandlungen hintergangen werden. Bis hieher haben Wir Uns einer andern geläufigern und leſerlichen Hand, als die Unſrige, bedient, um Ihre Augen um ſo weniger zu ermüden; mit dieſer ehrerbiethigen Erklärung umarmen Wir Sie in der Fülle Ihrer Zuneigung, und geben Ihnen den väterlichen apoſtoliſchen Segen."

Die kaiſerliche Antwort auf dieſes päbſtliche Schreiben war ſehr kurz, und in einem lakoniſchen Styl abgefaſſet. Fürs erſte läugnet der Kaiſer das Daſeyn des Vorhabens, welches man ihm zur Laſt leget. Alsdann füget er hinzu: „Ohne mich zu bemühen, Texte aus der heiligen Schrift ſowohl, als aus den heiligen Vätern zu ſuchen, die immer Auslegungen und Erklärungen unterworfen ſind; ſo fühle ich eine Stimme in Mir, welche Mir das ſagt, was Mir als Geſetzgeber und Beſchützer der Religion zu thun und zu laſſen zukömmt, und dieſe Stimme, da ſie mit der Gnade Gottes und mit dem Charakter der Rechtſchaffenheit und der Billigkeit begleitet iſt, zeigt mir einen ſo ſichern Gang, daß ich nie auf Irrwege gerathen kann."

Es war zu erwarten, daß es nie an Leuten fehlen würde, welche den Operazionen des Kaiſers ihren Beifall geben, ſie preiſen, und ſich in ſeine Denkungsart ſchmiegen würden. Auſſer denen, die, ſchon durch den Philoſophismus verdorben, Joſephs des II. Operazionen mit

mit Beifall anſahen, fehlte es nicht an ſolchen, die aus niederträchtiger Schmeichelei ſie hochprieſen. Auch ſogar Biſchöfe waren elend genug, ſich dadurch hervorzuthun, daß ſie Hirtenbriefe im Geiſte und im Sinne des Kaiſers erließen, unter welchen derjenige des Biſchofs von Laibach ſich beſonders auszeichnete, der den Fürſten die höchſte Aufſicht über die ganze äuſſere Disciplin der Kirche, den Biſchöfen die über die innere zuſchrieb, und um die Lächerlichkeit vollkommen zu machen, den Pabſt zur bloßen Schildwache und zum freudigen Zeugen alles deſſen machte, was von jenen geſchähe. Es waren Biſchöfe, die verblendet genug waren, in ſolchen Anſtalten des Kaiſers eine Widerherſtellung geträumter Rechte, und alles das ſahen, was der Ehrſucht, und der Sinnlichkeit ſchmeichelhaft vorkömmt, und ſomit eine Auflöſung der alten von Chriſtus feſtgeſetzten Kirchenordnung, eine zügelloſe Unabhängigkeit, ein Frankreich in Deutſchland wollten, ohne zu bedenken, was ſie damit wollten. Ueberdieß gab es Biſchöfe, welche von den ſogenannten Philoſophen bereits angeſteckt, verpeſtet und vergiftet, oder wohl gar aus ihrer gottloſen Mitte ſelbſt waren.

Die größte und bedeutendſte Rolle bei den Operazionen des Kaiſers ſpielten aber die Schriftſteller. So bald er ſeine Geſinnungen offenbarte, krochen ganze Legionen derſelben aus ihren (meiſtentheils) Kellern und Dachſtuben hervor, und ließen, theils weil ſie ſchon ſelbſt von dem philoſophiſchen Fanatismus und von der Aufklärungs-Manie ergriffen waren, theils aus Zelebritäts- und Gewinnſucht, aus Hunger, aus Begierde ſich durch Stimmung des Publikums ſeine Gnade zu erwerben, eine Skarteke nach der andern ausfliegen. Es war eine ungeheure Menge von Schriften und Schriftlein, die jedem Reformazionsſchritte des Monarchen entweder vorangiengen, oder unmittelbar folgten, ſo daß man hätte denken ſollen, ſie wären eigends dazu gedungen geweſen, um als Pänkler und Freikorps voranzufliegen,

gen, oder nebenherzuſtreifen, oder nachzufolgen. Alle Schriften zuſammengenommen, welche die Woltär'ſche Sekte zu ihren Abſichten ins Publikum ausſtreuen ließ, ſind eine Kleinigkeit im Vergleich mit denen, die in den öſterreichiſchen Staaten zur Unterſtützung und Annehmlichmachung der ſogenannten „Joſephiniſchen Reformazion", über den Pabſt, über die Biſchöfe, über die Ehediſpenſen, über das Mönchsweſen, über den eheloſen Stand, über den Gottesdienſt, über die Ohrenbeicht, über Rechte des Kaiſers und des Pabſtes, über Misbräuche, über Fegfeuer, über Begräbniſſe u. ſ. w. aus der Finſterniß an das Licht getreten ſind.

Wie Kaiſer Joſeph der II. auf nichts Geringers, als auf die Bewunderung der ganzen aufgeklärten Welt bei ſeinen Operazionen rechnete; ſo rechneten auch die mit ihren Federn als leichte Truppen vor- und nebenher ſcharmuzirenden Aufklärungsſkribenten gleichfalls darauf, daß ſie mit Dinte alle ihnen bisher in den Augen des übrigen aufgeklärten Deutſchlands noch anklebenden Flecken der Obſkuranz von ſich abwaſchen, daß ſie nun auch etwas gelten, daß man nicht mehr, wie bisher von ihnen ſagen würde: „daß ſie noch in den Feſſeln der Unwiſſenheit und des Mönchthums giengen, und in der Aufklärung noch um ein paar Jahrhunderte zurück wären." Jedoch beide, der Monarch und ſeine Skribenten, hatten ſich gewaltig verrechnet. Friedrich der II. bewies mit der That, wie geringſchätzig er von Joſephs des II. Reformazion dachte, und daß ſie nach ſeinen Staatseinſichten nichts weniger, als Unternehmungen eines weiſen Regenten wären, wenn ſie ihm, als einem Verbündeten Woltärs, gleich um deßwillen gefallen mochten, weil ſie die Zerſtörung des Chriſtenthumes nach dem vormals von ihm ſelbſt entworfenen Plane im Gefolge hatte. Friedrich der II. unterſchied immer in ſich ſelbſt den klugen Monarchen vom tollkühnen Philoſophen; eben jetzt im Jahre Chriſti 1782 am 26. Auguſt ließ er der katholiſchen Geiſtlichkeit in Schleſien

feierlich zuſichern: „daß ſie von ihm nie etwas zu fürchten haben, ſo lange ſie ſich, wie ſonſt, als getreue und redlich geſinnte Unterthanen benehmen werden; er werde die Heiligkeit des Eigenthumes und der Stiftungen nie antaſten." Die Berliner, die nicht ſowohl auf das Verhalten ihres Königs gegen die Katholiken, als vielmehr auf ſeine ſonſt bekannte Denkungsart über die Religion ſahen, und welche Joſephs Prozeduren aus keiner andern Quelle, als aus der auch ihrem Könige eigenen Verachtung der Religion herleiteten, betrachteten ihn als einen verunglückten Nachahmer Friedrichs d. II. wovon die bekannte Spottſchrift: „Der zweiundvierzigjährige Affe", einen Beweis giebt. Nicht beſſer kamen die Wiener Aufklärungsſkribler an. Die eigentliche Aufklärungs-Synagoge ſprach den Wiener-Federſchützen, ſo ſehr ſie auch, um die Operazionen ihres philoſophiſchen Monarchen zu unterſtützen, ſich abgearbeitet hatten, förmlich Hohn. „Die ſeit dem Tode der Maria Thereſia angefangene Epoche des unaufhörlichen Schmierens der Wiener-Schriftſteller" — hieß es in der allgemeinen deutſchen Bibliothek, „dauert noch immer fort. Es dauert noch immer fort, daß eine unſägliche Menge kleiner Schriften in Wien herauskömmt, durch die weder wahre Gelehrſamkeit, noch wirkliche Aufklärung der Mitbürger, am wenigſten heilſame Belehrung der Ausländer bewirkt wird. Man kann oft ein Dutzend ſolcher Schriften hintereinander leſen, ohne etwas weiter, als die trivialſten Gaſſenhauer, oder ganz falſche Ideen zu finden. Eben dieß, daß dieſe Menge von ſchlechten Schriften in Wien ſo begierig geleſen wird, zeigt klar: „wie weit das Publikum in Oeſterreich und beſonders in Wien noch zurück iſt, und wie ſtarke Schritte zur mehrern Aufklärung es noch thun muß, ehe es den übrigen deutſchen Provinzen gleich kommt." Durch dieſen ſchlimmen Ausſpruch fanden ſich die Wiener-Aufklärungsſkribenten in ihren Erwartungen (den Beifall der proteſtantiſchen Aufklärer zu erhalten, und

von ihnen für zunftgerechte Brüder erkannt zu werden,) neuerdings ſehr getäuſchet. Im Grunde waren dieſen vollendeten Frevlern die Frevler in Wien noch zu wenig frevelhaft; ſie griffen ihnen noch nicht genug geradezu das Weſentliche an; man wollte, ſie ſollten gänzlich abfallen vom Glauben, und als Abtrinnige ſich öffentlich erklären, und die geſammte Religion mit Füſſen treten, und ganz ungläubig und ganz gottlos werden. Man ſagte ihnen dieß auch geradezu und ganz unverholen; man verſicherte ſie öffentlich und hoch und theuer: „daß man ſie, ſo lange ſie noch nicht gänzliche Apoſtaten geworden wären, für wahre Brüder in der Aufklärung nicht erkennen könne.“ „Jeder Leſer der Wiener-Reforms-Broſchüren“, ſagt die allgemeine deutſche Bibliothek, „wird's bemerken, daß die Herrn Büchelſchreiber ſich zwar über ihre Kirche luſtig machen, aber keiner getraut ſich, die Hauptirrthümer, z. B. von der Transſubſtanziazion, vom alleinſeligmachenden Glauben, von der Unfehlbarkeit der Kirche, von dem Fegfeuer, vom Meßopfer, von dem ſichtbaren Oberhaupte ihrer Kirche, und ſo anderes anzutaſten.“ Jedoch waren dieſe Frevler indeſſen mit dem froh, was durch die Wiener bisher geſchehen; ſie ſahen der Hierarchie ſo große und unheilbare Wunden geſchlagen, daß ſie, wenn man nicht gänzlich umkehre, ſondern ſo fortfahre, dem Untergange des ihnen ſo verhaßten Chriſtenthumes mit Zuverläßigkeit entgegenſehen konnten; und von dem Geiſte der Zeit, von der einmal herrſchenden Denkungsart, und von der ſchon allgemein genug gewordenen falſchen Politik war eher das Letzte, als das Erſte zu erwarten.

Joſeph's des II. raſche und gewaltſame Reformen mußten natürlich von den Katholiken, die noch ihrer Religion anhiengen und welche die ſchrecklichen Folgen überdachten, die ſie für Religion und Staat nothwendig nach ſich ziehen würden, mit Unwillen und Misvergnügen betrachtet werden. Aber auch von nachdenkenden Proteſtanten, die vom Philoſophismus noch nicht ganz geblen-

det waren, und in dem Sturze des Katholizismus in Deutſchland das Nachſtürzen des Proteſtantismus zum Voraus ſahen, konnten ſie nicht gebilliget werden. Allein, bekanntermaaßen hatten die gottloſen Grundſätze der vorgeblichen Philoſophen, und ſie ſelbſt ſchon ſeit langer Zeit in alle Höfe Europens ſich eingeniſtet, ſich wichtig und wirkſam gemacht, und ſo konnte es nicht fehlen; die Peſt mußte weit um ſich greifen; Kaiſer Joſeph der II. fand bald Nachäffer in faſt allen Ländern.

Die erſten Nachahmungen der Joſephiniſchen Operazionen geſchahen in Italien, wozu der große Einfluß, den Oeſterreich auf mehrere italiäniſche Staaten hatte, wohl das Mehrſte beytrug, und es gieng damit eben ſo, wie in den kaiſerlichen Staaten, daß, wenn gleich hin und wieder einige Misbräuche abgeſtellet wurden, doch die der Religion und der Kirchenverfaſſung zum Verderben gereichenden Neuerungen unendlich größer waren. So hob der Großherzog von Toskana, Leopold, der eben ſo, wie ſein Bruder, Joſeph der II. von dem Philoſophismus angeſteckt war, und bereits allerley Projekte der Oekonomiſten im Toskaniſchen experimentirt hatte, (weswegen man nicht ermangelte, ſeine Regierung mit auſſerordentlichen Lobſprüchen zu erheben; verſchiedene Klöſter auf,) er zog ihre Einkünfte ein, und vertheilte die Religioſen in andere Klöſter. Durch ein Zirkulare an die Biſchöfe und Beamten wurden vor zwey Jahren eben dieſes Jahres Chriſti 1782 alle Taxen, die bisher von Weltgeiſtlichen, Religioſen und frommen Stiftungen nach Rom entrichtet worden waren, gänzlich abgeſchafft. Das Inquiſizionsgericht hatte im Toskaniſchen bisher wirklich nur bloß dem Namen nach beſtanden, und ſich nur eigentlich damit beſchäftigt, zu verhindern, daß keine Schriften gegen Religion, Staat und Sitten gedruckt und eingeführet würden. Damit den saubern Philoſophen gar nichts mehr im Wege ſtehen möchte; wurde jetzt daſſelbe, ohne etwas das dem Unfuge der Schriftſtellerey ſteuern könnte, an die Stelle zu ſetzen, gänzlich aufgehoben. Wodurch ſich

dieſe Verordnungen beſonders auszeichneten, war dieſes daß Leopold in denſelben erklärte: „er mache dieſe Verfügungen aus oberſter Gewalt, die ihm als Landesherrn auch in Kirchenſachen zukomme.“ Vermöge dieſer oberſten Gewalt hob er auch voriges Monat dieſes Jahres Chriſti 1782, alle Exemzionen der Ordensgeiſtlichen auf, und unterwarf ſie den Biſchöfen, womit zugleich, wie im Oeſterreichiſchen, alle denſelben vom päbſtlichen Stuhle ertheilten Privilegien vernichtet wurden. Wenig Tage darauf ergieng auch die Verordnung: „daß die Verleihung geiſtlicher Würden, die bisher von Rom abgehangen, künftig in der Macht der Biſchöfe ſtehen ſollte.“ Was den Biſchöfen indeſſen von dieſer Seite gegeben war, ward ihnen hernach von der andern entzogen, da Leopold in einem Ausſchreiben an alle Biſchöfe von Toskana erklärte: „er glaube, es den Biſchöfen zumuthen zu dürfen, daß ſie ſich des Rechts, von gewiſſen Sünden losſprechen zu können, begäben und ſolches den Pfarrern übertrügen.“ Auch auf weſentliche Zerſtörung aller Nonnen-Klöſter war der Großherzog von Toskana nicht weniger bedacht. Zuvörderſt ließ er den Geiſt der Mädchen prüfen, und genau unterſuchen: „ob die Kadidatinn eines Schleyers, zu der klöſterlichen Lebensart berufen ſey?“ Alsdann verfügte er: „daß die Novitzinn wenigſtens ſechs Monate vor der Profeſſion auſſer dem Kloſter zubringen, und nur von einem Weltprieſter geprüft werden ſolle.“ Die Novitzinn durfte vor dem zwanzigſten Jahre nicht eingekleidet und vor dem dreyßigſten Jahre nicht zur Profeſſion gelaſſen werden. Für eine Nonne, welche im Chor oder im Hauſe Dienſte leiſtet, durfte keine Mitgabe, ſondern nur eine geringe Summe, welche dem nächſten Spital zu Guten kam, gefordert werden. Die geiſtlichen Gubernatoren, welche bisher bey jedem Kloſter angeſtellt waren, wurden nun abgeſchafft. Bey jedem Kloſter wurde in Zukunft ein Verwalter angeſtellt, welcher die klöſterliche Oekonomie beſorgen mußte. Ferners verordnete Leopold: „daß nur jene Geſellſchaften, in denen das gemeinſame Leben in ſeiner ganzen Strenge und Vollkommenheit

menheit Statt findet, als wahre Nonnenklöſter gelten ſollten.“ Die übrigen Kommunitäten wurden lediglich als Konſervatorien, oder Erziehungshäuſer der weiblichen Jugend betrachtet. Wie dieſe Verordnungen die genaueſte Kopie des Joſephiniſchen Originals waren, ſo waren es auch die übrigen. Von einem Regenten, der einmal die Grundſätze der Philoſophen angenommen hatte, und der ſich Joſeph den II. zum Muſter nahm, war nichts anders zu erwarten, als daß er ihm auch in allem, was die Religion und Kirchenverfaſſung angieng, nachfolgen werde. Zuerſt mußte die Ordensgeiſtlichkeit vernichtet, und dann die Biſchöfe vom Statthalter Chriſti, vom ſichtbaren Haupte der Kirche losgeriſſen werden, um mit dieſen und mit der Religion nach Willkühr verfahren zu können.

Philoſophen und Janſeniſten reichten ſich hiebey einander brüderlich die Hand. Einer der Haupt-Aktörs war ein Awantüriá, Namens Tamburini, der wegen ſchlechter Streiche aus Venedig weggejagt worden, ſich von da ins Mayländiſche begeben und durch mehrere giftige Skarteken nach dem herrſchenden Geiſte es dahin gebracht hatte, daß man ihm eine Profeſſur zu Pavia gab. Der Vornehmſte aber in dieſer Geſchäftsführung war Ridſchi, der Biſchof von Piſtoja, und Prato.

Andere italiäniſche Fürſten, wenn ſie auch nicht eben ſo weit giengen, thaten doch, was ſie nach ihrer Lage konnten. So erließ der Herzog von Modena unterm 15. Oktober des Jahres Chriſti 1782 eine Verordnung, in welcher ſowohl den Klöſtern, als den Eltern verboten ward, die Jugend auf irgend eine Weiſe zur Ergreifung des Kloſterlebens zu bewegen. Den Klöſtern ward unter Bedrohung der Aufhebung unterſagt, für die Aufnahme eines Novitzen irgend eine Ausſteuer, weder auf einmal, noch nach und nach anzunehmen, dagegen ward verordnet, daß dieſe ſonſt gewöhnliche Ausſteuer an das nächſte Hoſpital gegeben werden ſollte, welche in den Hauptſtädten auf 600 Philippen oder 1200 Gulden, in den Landſtädten auf 500 Philippen, und auf dem Lande auf 400 Philippen ausgeſetzt war; auſſerdem mußte auch

noch

noch jährlich für einen jeden ſolchen Religioſen eine Art von Kopfſteuer von 4 Philippen an das Hoſpital erleget werden. Auswärtige, wenn ſie in ein modeneſiſches Kloſter giengen, mußten ſogleich für ihre Aufnahme dem Hoſpital 1000 Zechinen oder 5000 Gulden, und noch überdieß demſelben jährlich 8 Philippen oder 16 Gulden bezahlen. Nach dieſer die Ordensgeiſtlichkeit tief herabſetzenden Verordnung, welche auch den Armen, weil ſie die vorgeſchriebene Taxe nicht bezahlen konnten, es unmöglich machte, in den Klöſtern einen Zufluchtsort zu finden und daſelbſt der Kirche und der Gelehrſamkeit zu nützen, war es voraus zu ſehen, daß die Klöſter von nun an nie mehr einen neuen Zuwachs erhalten können, und ſo endlich von ſelbſt eingehen werden müſſen.

Auch der König von Sizilien erlaubte ſich ähnliche Gewaltthaten, und Philoſophen-Schritte, und Eingriffe ins Kirchenweſen. Ueberhaupt ward in dieſem Reiche, wie in den andern italiäniſchen Staaten, durch unzählige neue Verordnungen in Religions- und Kirchenſachen alles nur Mögliche gethan, um die Bande zwiſchen der Kirche immer loſer zu machen und die Religion zu Grunde zu richten. Man konnte zwar nicht behaupten, daß alle dieſe Fürſten, die ſolche Vorkehrungen, und Umwälzungen, in der Kirche vornahmen, oder begünſtigten, ſolche teufliſch boshafte Abſichten ſelbſt gehabt, oder auch nur bemerkt haben; es war unverkennbar, daß ohne einmal an die Eingriffe, die dadurch von ihnen geſchahen, und an die dadurch fürchterlich von ihnen verletzte Heiligkeit des Eigenthums zu gedenken, an denſelben ihre Begierde, ſich die Hierarchie zu unterwerfen und ihre eigene Größe und Einkünfte auf Koſten der Geiſtlichkeit zu vermehren, keinen geringen Antheil gehabt. Dadurch eben ſo ſehr, als durch den Philoſophismus verblendet, überſahen ſie und diejenigen, von welchen ſie zu ſo raſchen Schritten verleitet wurden, die mannigfaltigen Nachtheile, die dergleichen Operazionen nach ſich ziehen mußten. Sie glichen dem Adler in der Fabel, der Fleiſch vom Altare des Jupiters ſtahl und es in ſein Neſt trug, aber auch mit demſelben

mich der verübten Unthat; ſo machte mir mein Gewiſſen die ſchrecklichſten Vorwürfe darüber, und ſtellte mir das ganze Ungeheuer meines Laſters mit den fürchterlichſten Farben vor. Unſäglich war meine innerliche Quaal; Verzweiflung bemächtigte ſich meiner Seele, indem ich mich nicht unterſtand, Vergebung von einem Gott zu hoffen, den ich nicht nur ſchändlich verläugnet, ſondern überdieß, gleich einem Unſinnigen, mit von der Hölle eingegebenen Ausdrücken greulichſt geläſtert hatte. Jeder Zug davon gab neuen Stoff zu meiner Verzweiflung, weil zur Zeit meine Begriffe von der Unermeſſenheit der göttlichen Barmherzigkeit, Milde und Geduld viel zu unvollkommen und bekränzt waren. Was immer für grauſame Wirkungen Verzweiflung hervorbringen kann; alle dieſe fühlte ich im Innerſten meiner Seele, und verfiel zuletzt in die tiefſte Schwermuth und Traurigkeit. Endlich erbarmte ſich Gott meiner, würdigte ſich, mich zu erinnern, daß er ein Gott der Barmherzigkeit iſt, und daß ſeine Güte in Wiederaufnehmung des Sünders weit größer iſt, als meine Verbrechen. Ein Strahl der Hoffnung begann mein ſterbendes Herz wieder auflebend zu machen. Von bitterſtem Schmerze gerührt, beweinte ich meine greuliche Miſſethat. Mit in Thränen ſchwimmenden Augen, und von Reue zerknirſchtem Herzen warf ich mich auf die Knie, und bath den Erlöſer aufrichtig um Vergebung meiner Sünden. Ich gelobte ihm, nimmermehr auf eine jüdiſche Kanzel zu ſteigen. All mein übriges Leben opferte ich dem Dienſte dieſes Gottes, welchen ich nun ſo zu erkennen anfieng, wie er von uns will erkannt werden, und von deſſen Gnade ich wirklich den heilſamſten friedebringenden Einfluß erfuhr. Ich entſchloß mich, ihm zu Liebe, allem zu entſagen, ſein Kreuz auf mich zu nehmen, und aus Begierde, ihm nachzufolgen, mich nicht zu begnügen mit dem öffentlichen Bekenntniß des katholiſchen Glaubens, ſondern überdieß denſelben, wenn es Gott gefällig wäre, der ganzen Welt zu verkündigen, meine Erkenntlichkeit an Tag zu legen

ge-

gegen Gott, der mich an einem ſo unerwarteten Augenblick und auf eine ſo bewunderungswürdige Weiſe zu bekehren ſich gewürdiget hat. Inſonderheit nahm ich mir in dieſem wonnevollen Zeitpunkte vor, den ganzen Reſt meines Lebens mich mit Bekehrung meiner bisherigen Glaubensbrüder abzugeben, welche ſchon ſo lange Zeit in dem Schatten des Todes eingehüllet, und unter dem Haufen der Verworfenen gleichſam begraben liegen. Ich war voll der Hoffnung, Gott, auf welchen ich nun allein vertraue, werde meine Bemühung ſegnen. Kaum waren dieſe Entſchließungen gefaſſet; ſo folgte ſanfte Ruhe auf den Sturm, welcher meine Seele in ſo gewaltige Bewegung ſetzte. Süſſer, bisher unbekannter Friede ward meinem Herzen zu Theile. Alſogleich wollte ich nun auch meinen Vater zur Erkenntniß der Wahrheit bringen; ich ſchrieb ihm von meinem Entſchluſſe, die katholiſche Religion anzunehmen, Mit Fleiße bediente ich mich in dem Briefe mehrerer Schriftſtellen des alten Teſtaments, in der Abſicht, meine Bekehrung zu rechtfertigen, und in der Zuverſicht, auch ihn dazu zu vermögen. Aber, leider! ſein noch zu ſehr erhärtetes Herz gab ihm bei der Antwort nichts, als böſe Wünſche wider meine Perſon, und gräuliche Läſterungen wider meine neu angenommene Religion ein. Auch führte er darinn ſehr genau Einwürfe dawider an, die ich mit Gelaſſenheit beantwortete, um wenigſtens mit einigen Strahlen der Vernunft ihn aufzuklären. Der Schluß meines Briefes war eine Bitte zu Gott, er ſelbſt möchte ſich würdigen, auch meinem Vater die Erkenntniß der Wahrheit angedeihen zu laſſen. Dieſer zweite Brief nun blieb — unbeantwortet. Darauf vernahm ich, man habe Meuchelmörder beſtellet, mich umzubringen. Einer derſelben hatte durch ganz beſondere Vorſehung dieſes grauſame Vorhaben entdecket." Dieſe frohe Nachricht vom Reiche Gottes endete ſich mit der dringendſten Bitte um Rath und Hilfe. Auf erhaltenen Befehl: „daß er nach Kölln kommen ſollte", begab ſich Keidek dahin; er wurde da noch vollends unterrichtet, im heiligen

Glau-

ben gegründet, und endlich am 4. Februar dieſes Jahres Chriſti 1783 getaufet, und Johann Joſeph genennet. Durch ihn wurden zugleich 5 jüdiſche Familien bekehret, und ſchon am 15. eben dieſes Monats getaufet.

Johann Joſeph Keideck war nun voll heiliger Freude und neu lebendig. Er ſchrieb ſeine Bekehrungs-Geſchichte, und endete ſie mit den Worten: „Auf dieſe Weiſe hat mich der Herr aus den Händen meiner Feinde gerettet, und in die Schooß ſeiner Braut der katholiſchen Kirche aufgenommen. Auch die unbefleckte Jungfrau und Mutter Gottes hat mir von dieſem Zeitpunkte an ihren Schutz angedeihen laſſen." Der Erzbiſchof von Cöln befahl ihm in einer Rede ſeine vorige Religion zu widerlegen; welches er auch that, und den Stoff dazu nahm er aus eben dem 53. Kapitel des Propheten Iſaias, welchen Gott gewählt hatte ihm das erſte Glaubenslicht anzuzünden. Uebrigens bethete er nun täglich eifrigſt um Bekehrung ſeines Volkes, und nebenbey arbeitete er unermüdet immer auch ſelbſt, ſo viel er konnte, mit Eifer daran.

Ein gewiſſer Johann Thayer war zu Boſton in Nordamerika im Proteſtantiſmus geboren und erzogen. Nach mit großem Ruhm vollendeten Studien wurde er Wortsdiener bei der Sekte der Puritaner. Dieſes ſein Amt verwaltete er zur allgemeinen Zufriedenheit ſeiner Gemeinde, da er ſich ſehr fleißig aufs Predigen verlegte. Schon lange immer fühlte er in ſich eine Luſt zum Reiſen. Er faßte dann endlich auch nach zwey Jahren den Entſchluß ſich nach Europa zu begeben, um die europäiſchen Sprachen zu erlernen, und überhaupt ſich mit der Einrichtung der Staaten, der Sitten, der Gebräuche, der Geſetze und der Regierung der vorzüglichen Völkerſchaften bekannt zu machen; um dann mit der Zeit mehr in Anſehen zu kommen in ſeinem Vaterlande, auf der Welt Aufſehen machen, berühmt werden zu können. Er überſchiffte nach Europa, kam vor zwey Jahren nach Frankreich. Wo er immer ſich aufhielt, ſuchte er mit den berühmteſten Schriftſtellern, und mit den Lebensarten, und mit den Regierungsverfaſſungen, und mit allem Sonſti-

gen

gen ſich bekannt zu machen. Bald erkrankte er, und weil er ſehr an ſeiner Sekte hieng, war er nun in einem katholiſchen Lande ängſtlich beſorgt, daß nur ja kein katholiſcher Geiſtlicher zu ihm gelaſſen werde. Nach ſeiner Wiederherſtellung reiste er nach England, um auch da einige Zeit zuzubringen, und begab ſich, wie in Frankreich, auf die Beobachtung der Sitten und der Gebräuche des Landes. Man lud ihn daſelbſt zum Predigen ein. Er predigte; aber man fand ſeine Puritaner-Glaubenslehre, mit der Puritaner-Glaubenslehre in England nicht übereinſtimmend; er verſicherte hoch, und theuer: „daß er ſich, wie die Engländer, zum Puritanismus bekenne, und ſeine Lehre aus dem Evangelium nehme." Thayer hatte vieles von Italien gehört, und war nun entſchloſſen auch dahin, und wohl auch nach Rom zu reiſen, obwohl ſein ihm angeborner Haß gegen alle Katholiken ihn mächtig davon abhielt, ſchon der Name Rom war ihm verhaſſet, und ein Greuel. Italien gefiel ihm ſehr wohl, und auch die Italiener, obwohl er voll Vorurtheile feindlich gegen ſie eingenommen und gegen ſie aufgebracht war, und ſeine Abneigung, und ſeinen Religionshaß beynahe nirgends bergen konnte. Er wurde überall mit Liebe aufgenommen, ſehr in Ehre gehalten; man war dienſtfertig, es wurde ihm immer, und überall alles gezeiget, geſagt, bekannt gemacht; überall kam man ihm mit Achtung, und Liebe zuvor; er war überraſchet, und, was man nicht wollte, vielmal beſchämt, und ſehr in Verlegenheit beſonders in dem ehrlichen und tugentvollen Hauſe, welches zu Rom ſeine Herberge war, und wo er ſich wie in dem Schooße ſeiner Familie befand. So viele Güte und Herzlichkeit gegen einen Fremden, gegen einen Proteſtanten, der als ein ſolcher erkennet wurde, rührte ihn, und ſetzte ihn zugleich in Erſtaunen. „Dieſe Religion, ſagte er zu ſich ſelber, iſt alſo nicht ſo ungeſellig, und ſie flößet keine Geſinnungen der Abneigung und der Unduldſamkeit gegen die, welche ihr fremd ſind, ein, wie man ihm von Jugend auf immer geſagt habe." So verwarf Thayer nach und nach immer mehr die gehäſſigen Vorurtheile gegen

die Katholiken. In Rom ſuchte er recht bald alles zu ſehen, die berühmten Meiſterſtücke, die alten Denkmäler; vorzüglich hielt ihn hin die Rotunda, oder das Pantheon wie es auch genennt wird, ein Tempel, welcher ehemals der Anbethung aller heidniſchen Gottheiten gewiedmet war, jetzt aber zur Ehre der seligſten Jungfrau und aller Heiligen dem allein wahren Gott eingeweihet iſt. Beym Anblick dieſes prächtigen Tempels wurde Thayer von einem Gedanken ergriffen, der ihm groß ſchien, und wie er bey ſich ſelbſt ſagte: „der geeignet wäre, der Gegenſtand einer ſchönen Rede zu werden, wenn die katholiſche Religion wahr wäre." „Dieſer Tempel, ſprach er jetzt bey ſich ſelbſt, welcher vormals dem Dienſte falſcher Götter gewiedmet war, jetzt aber der Tempel des wahren Gottes geworden iſt; — das Kreuz Jeſu Chriſti, welches über den Trümmern aller Götzenbilder, welche gleichſam um ihm ein ſchöneres Ehrenmaal zu machen vereiniget ſind, erhoben iſt, und von da aus dem ganzen Erdboden gezeiget wird; dieſe Stadt, welche ehemals die Frau der ganzen Welt, und die Hauptſtadt der heidniſchen Welt geweſen war, nun aber die Hauptſtadt der chriſtlichen Welt geworden iſt: — dieß ſind redende und allezeit beſtehende Denkmäler des Triumphes Jeſu Chriſti über den bewaffneten Starken, und der Errichtung ſeines Reiches auf den Trümmern des Reiches des Teufels. Es war Gottes würdig, aus dem Mittelpunkte der Abgötterey den Mittelpunkt der wahren Religion, aus der erſten Stadt der Welt die Hauptſtadt Seines Gottesreiches, endlich aus dieſer berufenen Schule aller Künſte, aus dieſer berühmten Stadt, welche alle Blicke heftet, und die Fürwitzigen und die Fremden aus allen Theilen der Welt zuzieht, die Schule der Wahrheit und den allgemeinen Mittelpunkt der Einigkeit aller Glaubigen, die an Jeſum Chriſtum glauben, zu machen. Dann würde dem äußerlichen Glanze Seiner Religion, der Sichtbarkeit ſeiner Kirche, die er ohne Zweifel unter die Augen aller Völker hat ſetzen wollen, nichts mangeln; dann würde ſie wahrhaft jene auf dem Berg erbaute, und dem Angeſichte aller Völker ſo

ſo ausgeſetzte Stadt ſeyn, daß ſie nicht verborgen ſeyn könnte.“ Dieſer Gedanke gefiel dieſem puritaniſchen Wortsdiener ungemein wohl, und weil er die Kanzel⸗Beredſamkeit liebte, war ſein ſtiller Wunſch daß er wahr wäre, um einen ſo ſchönen Gegenſtand abhandeln zu können. Doch er entließ ihn jetzt wieder dieſen erhabenen, und auch wahren Gedanken, und rennte nun wieder heidniſchen, oder ſonſt irdiſchen Merkwürdigkeiten, und Geſchäften nach. Indeſſen kam immer die katholiſche Religion von Zeit zu Zeit ihm wieder in Sinn, und damit die Luſt, ſich mit ſelber näher bekannt zu machen, weil er ſich jetzt in Rom befinde, um ſich über dieſen Gedanken zu rechtfertigen ſagte er bei ſich ſelbſt: „Ich würde ja auch um die Religion des Mahomets mich näher erkundiget haben, wenn ich mich zu Conſtantinopel befunden hätte; übrigens bin ich weit entfernt, zu argwohnen, daß die Meinige falſch wäre; oder etwa daran zu denken, eine Andre anzunehmen: nur will ich die Glaubenslehre der Katholiken aus ihrem eigenen Munde vernehmen, um ſie nur in dem zu beſchuldigen, was ſie ſelber ſagen.“ Er wendete ſich deßwegen an mehrere Geiſtliche, wollte ſich in Religions⸗Geſpräche einlaſſen; aber er traf gerade immer auf ſolche, die ihm auswichen, und entweders nicht Luſt, oder nicht Muth genug hatten, mit ihm als einen entſchloſſenen Proteſtanten in eine Unterhandlung, in ein Geſchäft dieſer Art weiter ſich einzulaſſen; da ſie ohnehin bald bemerkten, daß er nur ihre Meinungen, und Anſichten ausnehmen wolle, und daß da an keine Bekehrung zu denken ſey. Obwohl ſich Herr Thayer ſomit öfter abgewieſen ſah, ſuchte er doch noch immer einen gelehrten Mann, von welchem er in der katholiſchen Religion gründlich unterrichtet werden könnte. Man wies ihn endlich einmal an einen ſolchen, welcher ſowohl in Hinſicht auf Frömmigkeit, als auch ſeiner Wiſſenſchaften wegen in Rom berühmt und beliebt war; und er begab ſich zu ihm, und ſprach: „Mein Herr! es mag ſeyn, daß ich einige falſche Begriffe von ihrer Religion habe; indem ich ſie nur nach der Beſchreibung kenne,

die

die mir die Feinde derſelben davon gemacht haben. Wenn es dem alſo iſt; ſo iſt meine Abſicht, mich eines Beſſern belehren zu laſſen; denn ich möchte gegen Niemand Vorurtheile haben. Hoffen ſie jedoch nicht, mich zu bekehren; ſicher und gewiß! es wird ihnen nicht gelingen.“ Dieſer ein wenig trotzige Eingang hinderte nicht, daß der fromme und gelehrte Mann den jungen Stutzer nicht dennoch mit einer Sanftmuth und lieblichen Anſprache aufnahm, die nur die Wirkung einer wahren Liebe ſeyn konnten; er willigte in die Bitte, mit ihm Unterredungen über die Religion zu halten. Anfangs legte er der Ordnung nach alle Punkte der katholiſchen Glaubenslehre vor; dieſe Vorlegung dauerte mehrere Tage; der Proteſtant hörte ihm immer ſehr aufmerkſam zu, ohne ihn zu unterbrechen; aber wenn er wieder heim kam, unterließ er nicht, jedesmal die Schwierigkeiten und Vernunftſchlüſſe, die einen jeden von dieſen Lehrſätzen und Punkten zu beſtreiten ſchienen, aufzuſchreiben. Ob ihm gleich viele Schwierigkeiten zu Sinne kamen; ſo konnte er doch nicht umhin, die wunderbare Uebereinſtimmung, die ſich im Ganzen der katholiſchen Religion fand, zu bemerken, und darin eine Weisheit wahrzunehmen, die ihm göttlich ſchien. Als endlich der geſammte Glaubenslehrvortrag vollendet war, wurden Zweifel und Bedenklichkeiten gehört und gründlich widerlegt. Herr Thayer, für ſo gelehrt er ſich ſelbſt hielt, fühlte ſich doch oft unfähig, weiter mehr etwas mit Grund zu antworten, und mußte ſich oft geradezu ganz gefangen geben. Allein es blieben doch noch immer Wolken, und es kamen immer wieder Zweifel. Thayer machte ſich nun nebenbei noch an einen andern gleichfalls frommen und gelehrten Mann. Dieſer griff die Sache mit ihm auf eine andere Art an; er ſagte: „Wir wollen nicht mit Disputiren, ſondern mit Bethen anfangen; er ließ ſich auch wirklich für dießmal in kein Geſpräch ein, ſondern beſchied ihn auf einen andern Tag, mit dem Auftrage, indeſſen zu bethen, und vorzüglich das Gebeth des Herrn öfter zu wiederholen.“ Herr Thayer ſtutzte hierüber, mußte heimlich lachen,

und ſagte endlich: „Wie ſo! ich gehöre ja nicht zu ihrer Kirche, und ſie legen mir eine Buße auf.“ Allein er mußte ſichs gefallen laſſen, und gieng. Da er nach Hauſe kam, machte er dieſe Ueberlegung: „Das Gebeth, weit gefehlt, daß es mich irren ſollte, könnte mir nur nützlich ſeyn; und eine Religion, die mit Demuth, mit Bethen jeder Unterſuchung, die man über ſie anſtellet, den Anfang zu machen lehrte, wäre vermuthlich von ihr ſelbſt wohl verſichert.“ Er machte es alſo ſo, gehorſamte, unterwarf ſich, bethete, und kam dann am beſtimmten Tage wieder, und trug Zweifel und Verſchiedenes, was ihm in der katholiſchen Glaubenslehre noch anſtößig ſchien, und alle ſeine Bedenklichkeiten nach und nach auch dieſem frommen und gelehrten Diener Gottes vor. Derſelbe antwortete ihm dann entweder ſelbſt kurz, klar und gründlich, oder er gab ihm Schriften verſchiedener Gottesgelehrten, in welchen er die Auflöſung aller Bedenklichkeiten ſelbſt finden könnte. Jetzt konnte dieſer lernbegierige gelehrte Amerikaner auch mit längſt verſtorbenen gelehrten Katholiken vertraulich werden; er hatte Zeit, und er verwendete ſie auch fleißig auf das Religions-Studium; er lernte auch zugleich immer noch mehrere vortreffliche Prieſter in Rom kennen, die ihm gleichfalls über Verſchiedenes Aufſchluß oder Anleitung gaben; und ſo gieng ihm nach und nach immer mehr Licht auf. Vorzüglich gefiel ihm, daß man ihn aufmerkſam machte auf den Unterſchied zwiſchen Glaubenswahrheiten, die entſchieden ſind, und zwiſchen Meinungen, welche die katholiſche Kirche den Schulen frei läßt: „an jene müſſen ſich alle halten, dieſe kann man annehmen oder verwerfen.“ „Dieſe Bemerkung, ſprach Thayer, breitete helles Licht über dieſe Sache aus, und trug Vieles dazu bei, meinen Begriffen Deutlichkeit zu geben; denn die Proteſtanten haben den Gebrauch dieſe zwei Gegenſtände zu vermengen, und dadurch verwirren ſie alles. Es iſt eine vollkommene Uebereinſtimmung in den Glaubensſätzen; die Verſchiedenheit iſt nur in den Meinungen; indem ſie dieſe zwei Dinge vermi-

ſchen, nehmen ſie davon Anlaß, dem Glauben zuzuſchreiben, was nur den willkührlichen und gleichgiltigen Meinungen zukömmt." Ferners ſagte Herr Thayer ganz freimüthig: „Ich bin nun in Stand geſetzt, ſelbſt einzuſehen, daß zu allen Zeiten die Katholiken und ihre Glaubenslehrer in dem Glauben, welcher in der That einig ſeyn ſoll, ſo wie die Wahrheit einig iſt, vollkommen einſtimmig waren; dieſe Einſtimmigkeit der Geſinnungen, welche in allen Jahrhunderten unter den Katholiken geherrſchet hat, machte auf mich einen lebhaften Eindruck, weil ich ſie unter uns niemals geſehen hatte. Ich hatte mit den Häuptern unſererer Sekten Verbindungen gehabt; ich hatte mich oft mit ihnen unterhalten; ich kannte ihre Geſinnungen wohl; es gab nicht zwei unter ihnen, welche über die weſentlichſten Punkte übereingekommen wären; ja noch weit mehr; es war derer kein einziger, der in ſeiner eigenen Glaubenslehre nicht abgeändert hätte. Ich ſehe nun auch, daß dieß immer eine unvermeidliche Folge von dem Fundamental-Grundſatze der Proteſtanten war, nach welchem ein jeder über ſeinen Glauben — Richter iſt; dieſem Grundſatze zufolge, giebt es gar keine beſtimmte Regel des Glaubens; daher kömmt jener ewige Widerſpruch der Wortsdiener; daher kommen die ſo oft widerholten Abänderungen eines jeden unter ihnen in ſeiner Glaubenslehre. Ich hatte es verſucht, ſie miteinander zu vereinigen; und ich fand kein anderes Mittel dazu, als zu behaupten, es wäre genug, an Jeſum Chriſtum zu glauben, die Gottheit zu ehren; aber mit dieſem Lehrgebäude, welches mir ſehr gefiel, hätte ich alle Sekten, ſelbſt die entgegengeſetzteſten, vereiniget; ich ließ mich auch wirklich von Tag zu Tag mehr in die Breite, und ich ſetzte der Freiheit zu denken keine Schranken. Ich hatte Freunde bei den Quackern, bei den Anapabtiſten, bei den Arminianern und andern; ich hätte nach und nach die Duldung in ihrer größten Allgemeinheit angenommen. Die Proteſtanten mögen immer ſagen: „ſie laſſen die Schrift zur Richtſchnur ihres Glaubens zu"; ſobald ſie keine le-

bende

bende Macht, um den Sinn derſelben zu beſtimmen, erkennen, ſobald ſie die Auslegung derſelben einem Jeden insbeſondre überlaſſen; ſo iſt kein Mittel mehr, ſie des Irrthums zu überweiſen, ſo muß man Jedem Recht geben, weil Jeder, ſeinem Sagen nach, ſich an die Schrift hält, und ſo hat man im Grunde ſo viele Schriften als Köpfe.“ Auf ſolche Weiſe arbeitete nun Herr Thayer, an ſeiner Bekehrung ſelbſt am thätigſten, und war nun ſchon unvermerkt weiter gekommen, als es ihm lieb war, und als er es anfangs im Sinne hatte; er wollte ja nur gelegenheitlich gründliche Kenntniß der ganzen katholiſchen Glaubenslehre bekommen; jetzt fand er ſchon alles vernünftig daran und zuſammenſtimmend, und feſt gegründet; er hatte anfangs keinen Gedanken, daß ſeine Sekte irrig daran ſeyn könnte, jetzt ſah er ſchon eine Menge ſchwache Seiten, und nirgend einen Grund, keine Haltung; es war nun ſchon nichts mehr, was ihn noch an ſeine Sekte hielt, als die Vorurtheile, in denen er auferzogen war; aber dieſe hielten ihn noch feſt, und wollten ihn nicht loslaſſen; auch zeitliche Rückſichten, und Fleiſch, und Blut feſſelten ihn noch; vor ſeiner Vernunft, und vor ſeinen Freunden in Rom rechtfertigte er ſich damit, daß er immer ſagte: „er wolle keinen übereilten Schritt thun, er werde Bücher, die ihm gefallen mit ſich nach Amerika nehmen, und da die Sache reifer überlegen. Bey dieſen Gedanken und Entſchlüſſen fiel ihm nun ein Werk des Pater Segneri von dem heiligen Schutzengel in die Hände. Dieſer Glauben, daß ein Jeder aus uns einen Schutzgeiſt zum Zeugen aller ſeiner Handlungen habe, war für ihn nicht neu; man hatte ihm ihn von Jugend auf eingeflößet; er hatte aber bis dahin wenig oder gar keinen Einfluß in ſeine Aufführung gehabt. Die Leſung dieſes Werkes weckte die erſten Eindrücke der Frömmigkeit, die man ihm ehemals beygebracht hatte, wieder auf. Er erwog ſein voriges Leben; er machte ſich den Vorwurf, daß er es ſo oft an der Ehrfurcht, die er ſeinem Schutzengel ſchuldig war, hatte ermangeln laſſen; er faßte den Entſchluß, forthin über ſich ſelber zu wachen,

davon, o mein Gott! Ich kann mich nicht betrügen; indem ich mich an deine heilige Mutter wende, du würdeſt ſelber die Urſache meines Irrthums ſeyn.“ Vertrauen und Beruhigung waren Früchte dieſes Gebeths. Seit dieſer Zeit nahm ich immer gerne zu Maria meine Zuflucht; und ich bin verſichert, daß ich durch ihre Fürbitte Gnaden erhalten habe; die Erkenntlichkeit verbindet mich dieſes Geſtändniß zu machen; ich verlange an allen Meinungen Theil zu nehmen, die zu ihrer Verehrung abzielen, ich habe mich verpflichtet, und ich bemühe mich, ihre Verehrung in allem, was von mir abhangen kann, auszubreiten.“

Mit dieſem aufrichtigen Berichte gab Thayer im Angeſichte aller Ungläubigen und Irrgläubigen rühmliches Zeugniß der endlich auch über ihn ſiegenden Wahrheit. Seine Bekehrung war nun vollendet. Am 25. May dieſes Jahres Chriſti 1783 erfolgte zu Rom ſelbſt, was er vorhin immer durchaus nicht wollte, ſeine öffentliche Abſchwörung aller Irrthümer, und ſein feyerliches Bekenntniß des allein heiligen und katholiſchen, des allein ſeligmachenden Glaubens.

Indeſſen geſchahen zu Rom immer noch durch die Fürbitte des gottſeligen Labre ganz auserordentliche Wunderwerke: Geneſungen, Wiederherſtellungen ganz ſonderbarer Art. Anna Pellevini, eine Nonne zu Perutſchio, 26 Jahre alt, hatte ſchon mehrere Jahre her eine harte Geſchwulſt am untern Leibe mit beſtändigen Anfällen des Fiebers, mit ſtarkem Ausfluß der verderbten Materie aus dem leidenden Theile; nebſtdem war ſie mit einer bösartigen Feuchtigkeit behaftet, die ihr mit Geſchwülſten ſolche Konvulſionen verurſachte, daß dadurch ihr ganzer Leib verdrehet, der rechte Schenkel um ſechs Finger kürzer wurde, ſo daß ſie ſich nur mit Beyhülfe anderer geiſtlichen Schweſtern ins Bette legen konnte; das Schulterbein, der Schenkel und die Hüften waren ſo ſtark eingezogen, daß ſie verrenkt aus ihrem Platze wichen. In dieſem elenden Zuſtande nahm die Kranke ihre Zuflucht zu dem Diener Gottes mit Auflegung ſeiner Bildniſſe, und hat damit die vollkommne Geſundheit erhalten.

Der

Der Ehegattinn des Maurermeiſters Conti ward voriges Jahr durch eine Aderläße ſo elend zugerichtet, daß durch die Aerzte gemeinſam beſchloſſen war, ihr den Arm abzunehmen; das Uebel hatte ſeit einem Jahr nun ſchon zu ſehr überhand genommen, der Arm war ganz aufgeſchwollen, und um ein Merkliches verkürzet, an einem Finger hatte ſie bereits gar keine Empfindung mehr In einem ſo gewaltſamen Stande nahm ſie ihre Zuflucht zu dem Diener Gottes, und legte ſich beym Schlafengehen etwas von der Leinwand deſſelben auf. Als ſie Morgens erwachte, ſah ſie ihre Wunden zugezogen, ihr Fleiſch in der natürlichen Farbe, und ſich von Grund aus geheilet.

Es hat ſich Oktavia Bargarea von Viterbo 46 Jahre alt, die ſich zu Rom auf dem Morganna Platze aufhielt, in einer Kutſche, obwohl mit größter Noth, zum Grabe des Diener Gottes fahren laſſen, und iſt da von einer langwierigen Krankheit und Geſchwulſt an der Pulsader, die ſie acht Jahre lang ans Bette angeheftet hielten, gänzlich geheilet worden; auch zugleich von dem Skorbut an dem Zahnfleiſch und an dem Gaumen.

So auffallend wunderbar wurde hergeſtellet, auch Laurenzia Spadoniria, die Ehefrau des Franz Tedesquini aus Civita Vechia; ſie hatte ſich in einem Wagen den linken Arm und einen Theil des Rechten gebrochen, das Bein und eine Ader zerſprengt; ihr linker Arm war ganz gelähmet; er blieb ganz ſteif, ſo daß ſie weder die Hand noch die Finger bewegen konnte. Sie war auch am Rechten ſehr gelähmt, obwohl ſie mit demſelben wenigſtens doch eine geringe Bewegung mit Noth machen konnte. Nachdem ſie ihr Gebeth verrichtet, und ein kleines Stücklein von dem Hemde des Diener Gottes auf ſich gelegt hatte, iſt ſie noch dieſelbe Stunde, und vollkommen wieder hergeſtellet worden.

Maria, 48 Jahre alt, eine Tochter des Nikolaus Quercionnia, gebohren zu Maillart in der Mark Ankona in dem Biſthum Fermo, war ſeit 20 Jahren mit einer harten Geſchwulſt von außerordentlicher Größe an der Hüfte behaftet; ſie hatte dabey ein Blutgeſchwür am Leibe, wodurch

wodurch ſie bisweilen ſo ſchwach und krank geworden, daß man ſie mit den heiligen Sterb-Sakramenten verſehen hat. Sie machte ſich auf, das Grab des Dieners Gottes zu beſuchen. Da hat ſie dann auch eine vollkommne Befreyung von der harten Geſchwulſt erhalten, und alles andere Elend iſt in einem Augenblicke verſchwunden.

Palma Sakripanzia aus der Stadt Fermo, 20 Jahre alt, hatte auf der Bruſt einen Krebsſchaden, am untern Leibe eine Geſchwulſt, und beſtändigen Blutfluß mit unendlichen Schmerzen. Anbey wurde ſie mit den heftigſten Konvulſionen erſchüttert; ſie warf alles aus, was ſie zu ſich nahm. An den letzten dreyen Tagen wurde ſie in ſolche Noth verſetzt, daß ſie nichts mehr zu ſich nehmen konnte; hiemit von allen verlaſſen, aller Kräften beraubt, und bereit den Geiſt aufzugeben — rufet ſie noch den Diener Gottes an, und ſchläft einen Augenblick ein; er erſcheint ihr, und ſagte: „Steh auf und iß!" Dieß konnte ſie nun thun; ſie aß mit großem Appetit. Sie gieng dann wieder zu Bette, und ſchlief abermal ein; der Diener Gottes erſchien ihr zum andern Mal, und ſprach zu ihr mit deutlicher Stimme: „Steh auf, du biſt geſund!" Sie ſetzte ſich auf, und, als ſie ſich ſelbſt beſah, hat ſie den Krebs, der ſie fraß, auf der Bruſt nicht gefunden, die Geſchwulſt war vergangen; ſie erkannte mit großem Erſtaunen, daß ſie vollkommen geſund ſey, beſſer als ſie vorher jemals geweſen.

Und ſo geſchahen ſeit der kurzen Zeit des ſeligen Hinſcheidens des großen Dieners Gottes Labre Wunder in Menge. Selbſt die genauer unterſuchten, als ſolche anerkannten, und in einer Urkunde hinterlegten Wunderwerke, die auf Fürbitte des gottſeligen Labre bis auf den Julius dieſes Jahres Chriſti 1783 geſchehen ſind, belaufen ſich auf 136. Ein berühmter Arzt zu Rom ſchrieb ſeiner Schweſter in Frankreich vieles von dieſem gottſeligen Labre, und bezeuget am Ende: „Bey dem erſtaunlichen Zulaufe in die Kirche, wo er aufbehalten worden, hörte man täglich von allen Seiten Freuden- und Dankſagungsgeſchrey; Stumme reden, Blinde ſe-

hen, Gichtbrüchige, und Waſſerſüchtige, Lahme wegen zerbrochenen Beinen, wegen alten Geſchwüren und Wunden Ausgedörrte, wegen gelähmten Gliedern Hingetragene u. ſ. w. werden auf der Stelle geſund, die ganze Stadt iſt Zeuge davon. Die Unglaubigen wie die Glaubigen werden bis zu Thränen erweicht. Was für ein Triumph, liebe Schweſter, für die Religion! Ich habe Vieler Geſtändniß gehöret; „Ich konnte alles das, was man von Wunderwerken ſaget, nicht glauben, jetzt aber gebe ich Beyfall.“ Niemals hat man etwas dergleichen geſehen.“ Aehnliche Briefe, ſelbſt auch von Ungläubigen geſchrieben, giengen jetzt von Rom aus in Menge in alle Welt hin.

Vorzüglich äußerte heilige Freude auch der Biſchof von Bulogn in Frankreich, und lauten Jubel über den Ruhm, und die Verherrlichung ſeines Biſthumesangehörigen, des gottſeligen Dieners Gottes Labre; er erließ hierüber eigens einen Hirten-Brief am 3. Juli dieſes Jahres Chriſti 1783, in welchem er aufruft: „Ewiger Dank, und Lob, und Ehre ſey der göttlichen Gütigkeit, welche, um einige Dämme den reiſſenden Bächen der Bosheit, womit die Erde dermal überſchwemmt wird, und ein Gegengift dem vergiftenden Unglauben, womit ſie angeſtecket iſt, entgegen zu ſetzen, — ſolche Wunder hat laut und offenbar werden, und ſolche übernatürliche, wunderbare Zeichen, in der Hauptſtadt der chriſtlichen Welt, erſcheinen laſſen; auf daß ſich die lebhafte und allgemeine Rührung, die ſie dort erreget haben, viel bequemer auf alle Seiten bis in die entfernteſten Gegenden von dannen ausbreiten, und zum Triumph der Religion, zur Beſchämung der Gottesloſigkeit, zur Befeſtigung des Glaubens, und zur Auflebung des Eifers dienen möge. Dank und Glorie ſey ihm abgeſtattet vor allem in dieſem Biſthume, welches das Glück hat, daß dieſer herrliche Büßer in demſelben gebohren worden.

Dieſen Triumph der Religion in ganz Frankreich noch allgemeiner zu machen, wurde ſchon in dieſem Jahr Chriſti 1783 ein Büchgen ausgefertigt mit dem Titel: „Erſtlinge

„Erſtlinge der Andacht zu dem ehrwürdigen Benedikt Joſeph Labre." Es erſchien auch gar bald in deutſcher Sprache ein Büchgen voll der ſchönſten Gebethe, und Andachtsübungen, nebſt kurzer Lebensgeſchichte. Eines dieſer Gebethe beginnet vorzüglich feyerlich mit den Worten: „O unendlich gütiger und gerechter Gott, du ſchlägſt zwar in unſern Zeiten die ſtolzen ungehorſamen Menſchen in den meiſten Ländern und Städten von Europa mit vier erſchrecklichen Geiſeln deines Zorns: durch allgemeine Drangſalen und Verheerungen, durch übertriebenen Luxus und weit ausſchweifenden Weichlichkeit, durch eine bis ins Aeußerſte getriebene Ausgelaſſenheit und Sittenverkehrung, durch frechen Unglauben und mit offener Stirne einhertretende Freygeiſterey. Jedoch du haſt dich gewürdiget, noch Barmherzigkeit zu brauchen; und haſt in der Hauptſtadt der chriſtlichen Welt ein erſtaunliches Wunder aufgeſtellet, da du deinen ehrwürdigen Diener **Benedikt Joſeph Labre**, aus dem Staube herausgezogen, und wie einen hellen Stern der dunkelſten Nacht haſt erſcheinen laſſen; indem du ſeine Heiligkeit durch eine unzählige Menge der leiblichen und geiſtlichen Wunder offenbareſt, ſolcher Wunder, die hellglänzend für die Verherrlichung deines Namens, vervielfältiget zum Triumph deiner Kirche, tröſtlich für deine betrübte und verfolgte Auserwählte, blitzend und niederſchlagend für die Feinde deiner Religion ſind: wir bitten dich!" da folget dann das weitere Gebeth um die Tugenden deſſen, den man bald als einen Heiligen auch öffentlich und feyerlich verehren und anrufen zu dürfen mit Zuverſicht jetzt ſchon erwarte.

Gegen Ende dieſes Jahres Chriſti 1783 kam Kaiſer Joſeph der II. nach Rom. Pabſt Pius VI. erſtaunt, und beynahe in Verlegenheit über dieſen ſo plötzlichen und ganz unvorgeſehenen Beſuch, empfieng den Kaiſer mit allen Merkmalen von Ergebenheit. Sie hatten ſogleich eine ſehr lange Unterredung miteinander, und giengen dann zuſammen in die Peterskirche, wo der Kaiſer es aber gar nicht lange aushielt. Die eigentliche Urſache

 ſeiner

ſeiner unvermutheten Ankunft in Rom entdeckte Kaiſer Joſeph der II. nur wie im Spaß dem Kardinal Berni, und damit ſeine ganze Geſinnung, und was ſich von ihm erwarten laſſe, er ſagte: „Ich wollte nicht, daß die Römer etwa glauben könnten, als ob ich mich vor ihnen fürchtete, als ob ich verlegen wäre, auf die Einwürfe zu antworten, welche mir der Pabſt vor Kurzem in einem Briefe zugeſchrieben hat, den ich ihm wieder zurückgeſchickt habe, weil er nicht mit genugſamen Anſtande geſchrieben, auch nicht fähig war, mich von meinen Entſchlüſſen abzubringen; denn ich gehe nie mehr davon ab, wenn ich ſie einmal mit Ueberlegung ergriffen habe. Ein anderer Beweggrund meiner Reiſe hierher war, dem Pabſte ſeinen Beſuch zu erwiedern, den er mir in Wien gemacht hat. Ich liebe die Perſon Pius des VI., er iſt ein guter Mann. Es würde ſie unterhalten, wenn ſie anhören könnten, was bey unſern Konferenzen vorgeht; ſo ereifert er ſich; manchmal wird er gar etwas böſe; ich laſſe ihn machen, und bleibe bey meinem kalten Blut und bey meinen Entſchlüſſen. Ich wiederhole es, der Pabſt iſt im Grunde ein ſehr guter Mann, er hat auch Geiſt; aber er bedenkt zu wenig, daß ſich die Zeiten geändert haben." Kaiſer Joſeph der II. blieb nur ſechs Tage in Rom, während welchen er noch eine ſehr lange und lebhafte Konferenz mit dem Pabſte hatte. Es war dabey hauptſächlich die Rede von der Beſetzung des Erzbisthums von Mayland, und von der Vergebung der höhern Benefizien in der Lombardie. Am 20. Dezember gieng der Kaiſer von Rom nach Neapel, und in der Hälfte des Januars kam er von dorther wieder nach Rom zurück. Er hatte jetzt noch eine dritte Konferenz mit Pius, worinn die Angelegenheit wegen der lombardiſchen Bisthümer ganz ins Reine gebracht wurde. Am 21. Jäner des Jahres Chriſti 1784 gieng Kaiſer Joſeph der II. von Rom wieder nach Wien ab. Pabſt Pius der VI. geſtand zwar ſelbſt: „daß er den Kaiſer nicht ganz nach ſeinem Sinne habe umwenden können; aber dieſer hatte doch um Vieles von ſeinen Forderungen nachgelaſſen, und die ganze

Ver-

Gerechtigkeit wiederfahren ließen. So kehrte Basomb de St. Schenie, Obersteuerrath zu Montoban, der vorliges Jahr gründlich bekehret und bußfertig starb, nachdem er mehrere Jahre vom Philoſophismus hintergangen war, einige Jahre vor ſeinem Tod zur Religion zurück; er ſchrieb ein vortreffliches Buch, das die Aufſchrift hatte: „Das Hinſcheiden einer zum heiligen Joche Jeſu Chriſti zurückgekehrten Seele.“

Auch der durch mehrere philoſophiſche Schriften bekannt gewordene Bulanſchä verabſcheuete noch vor ſeinem Tode ſeine philoſophiſchen Verirrungen, geſtand, daß die Lobſprüche der Philoſophie ihn verſühret hätten, kehrte zur Religion zurück und befahl, daß alle ſeine noch vorhandenen Handſchriften verbrannt werden ſollten. —

Der berühmte Montesquiö bekannte vor ſeinem Ende: „daß der Hang zum Neuen und Sonderbaren, und das Verlangen für ein über Vorurtheile und gewöhnliche Grundſätze erhabenes Schenie gehalten zu werden, und denen zu gefallen, die in der Literatur den Ton angaben, ihn zur Abſchüttelung jedes Joches, und zu den freyern Grundſätzen verleitet habe, die hin und wieder in ſeinen Schriften angetroffen würden.“ Auch er kehrte zur heiligen, allein wahren Religion zurück. —

Auch der berühmte Büffon bekehrte ſich zuletzt noch von ganzem Herzen, legte in Gegenwart vieler Umſtehenden ſeine Beicht ab, und ermahnte ſie zum wahren Glauben, und zum wahren Leben nach dem Glauben.

Auch der vorhin ganz gottlos gewordene Margis Darſchan bereute herzlich auf ſeinem Todbette alles, was er wider das Chriſtenthum geſchrieben hatte, und bekannte öffentlich, daß er in dieſer Religion, als der einzig wahren, leben und ſterben wolle.

Der bekannte Laharp, der dem Philoſophismus ſo weſentliche Dienſte geleiſtet hatte, auf den Woltär ſo zuverſichtlich rechnete, wurde gleichfalls bekehret; er brachte würdige Früchte der Buße; er verwendete dann ſeine Talente, den Philoſophismus zu widerlegen.

Und

Und ſo wurden mehrere ſolche der Hölle ſchon hingeſchlachtete Seelen ihrem Rachen durch Gottes unendliche Erbarmung nochmal entriſſen. Allein ſolcher Bekehrungen ungeachtet waren doch immer noch alle Philoſophen-Sekten wohl beſetzt, noch immer hatte die Hölle Arbeiter ohne Zahl, das Verführungs-Geſchäft wurde immer noch tollkühner getrieben, raſtlos gearbeitet, alles Heiltge zu zerſtören, alle Ehrbarkeit zu zernichten, alle Schaam auszuwiſchen, alles Menſchengefühl zu erſticken, jeden Grund, alle Haltbarkeit der Religion, der Sittlichkeit, und der Staaten zu untergraben; die Menſchen ſollten Thiere, und Ungeheuer werden, ſich über alles hinausſetzen, an gar nichts mehr ſich halten; dahin gieng noch immer vorzüglich das Streben der Oekonomiſtiſchen Philoſophen-Sekte; die Menſchen entehren, ſie von ihrer Würde herabſtürzen, ſie unter die Thiere hineinwerfen war der erſte Zweck, dem ſie zuarbeiteten; alles war bey ihnen auf Degradazion der Menſchheit, auf Zerſtörung alles deſſen, was dem Menſchen noch einen Vorzug vor den Thieren geben könnte, hingezielet. Eben dieß Jahr Chriſti 1784 that einer der ökonomiſtiſchen Philoſophen den Vorſchlag: „aus Menſchenhäuten Leder zu bereiten." Er fand es ganz in der Ordnung, wenn man ſich aus der Haut der Eltern Schuhe und Stiefel machen ließe;" überdieß verſicherte er auch, „daß er das Fett von ſechs Frauenzimmern ſeiner Bekanntſchaft ökonomiſch verwendet habe, um Lichter daraus zu machen."

Nicht minder giengen die Verſuche der Hölle, die Ausführungen ihrer Pläne auch in Deutſchland mit jedem Jahr immer mehr und mehr vorwärts dem muthwillig und teufliſch argliſtig ausgeſteckten Ziele zu. Der neue Illuminaten-Orden in Baiern war nun ſchon in eine geſetzliche Form und Ordnung gebracht, in — voller Thätigkeit. Der ganze Orden beſtand in drei Hauptklaſſen; die erſte derſelben war die Vorbereitungsklaſſe, das ſogenannte Noviziat, die Minervalſtufe, oder *Illuminatus minor* (der Erleuchtete auf einer noch niedern Stufe); die zweite Klaſſe war freimaureriſch, und enthielt

hielt nebſt den von Knigge umgeſtalteten Lehrlings= Geſellen= und Meiſtergraden, auch noch zwei ſogenannte ſchottiſche Stufen, von welchen eine der ſchottiſche Noviz, oder *Illuminatus major* (der Erleuchtete auf einer höhern Stufe), und die andere der ſchottiſche Ritter, oder *Illuminatus dirigens* (der Erleuchtete am Ruder). Jene, denen man nicht recht traute, ließ man auf dieſer letzten Stufe ſtehen, wie wenn weiter nichts mehr vorhanden wäre; dieß nannten ſie: *Sta bene*! (ſteh feſt! oder: ſteh wohl da). Die dritte Klaſſe endlich war die Myſterien=Klaſſe, (geheimnißvolle Klaſſe,) welche wieder zwei Grade in ſich ſchloß, den Prieſtergrad, und den Regentengrad. Es waren zwar nebſt dieſen Graden noch zwei Grade: der Magus und der Rex, welche Weishaupt die höchſten Geheimniſſe nannte; von dieſen letztern Graden aber wurde nichts ſchriftlich mitgetheilet: ſondern nur den Auserwählten darüber vorgeleſen. Die ganze Einrichtung des Ordens war fürchterlich, aber zweckmäßig. Man gelobte ſo blinden Gehorſam, daß man auf alle eignen Einſichten, auf allen Gebrauch ſeiner Fähigkeiten und Kräften Verzicht that, und dem Orden, dem man das Recht über Leben und Tod über ſich ertheilte, mit Ehre, Gut und Blut zu dienen angelobte, auch wenn er unanſtändige und ungerechte Sachen enthielte. Da man wohl fühlte, daß für eine ſolche Geſellſchaft kein Eid bindend genug ſeyn konnte; ſo hatte man demſelben die fürchterlichſten Drohungen beigefügt. „Die Rache deiner unbekannten Brüder", hieß es darin, „wird dich auf der ganzen Oberfläche der Erde verfolgen, wo du immer hingeheſt, wenn du uns verräthſt!" und man unterließ nicht, den Gliedern zu Gemüth zu führen, daß es im Orden auch Verſchwundene gebe. Um endlich die Glieder des Ordens ganz in Händen zu haben, und dieſen gegen allen Verrath zu ſichern, mußte jeder ſeine Lebens= und und Herzensgeſchichte, ein genaues Signalement von ſeiner Perſon, Nachrichten von ſeinen Verhältniſſen, Umſtänden, Neigungen, Freunden und Feinden, und noch überdieß monatlich

nätlich eine Anzeige (*Quibus licet*) von allem, was er noch an Vorurtheilen an ſich bemerkt, an die *Bocca de la verità*, das hohe Ordenskapitel, wo die Projekte entworfen wurden, „wie man den (vorgeblichen) Feinden der Vernunft und der Menſchlichkeit auf den Leib gehen könne", einſenden. Ja, ein jedes Mitglied mußte das andere beobachten, und darüber Bericht abſtatten. „Ich mache jeden", ſchrieb Weishaupt an Zwackh, „zum Spionen des andern und aller." Dieſe Spionerei erſtreckte ſich bis auf die Familien, da die Glieder, was ſie an ihren Eltern, Geſchwiſterten, Freunden, Bekannten und Verwandten wahrnahmen, und wovon ſie glaubten, daß es den Orden intereſſiren könnte, auskundſchafteten und einberichteten. Die Aufnahme in den Orden betreffend war beſchloſſen: „daß aus allen Ständen ohne Rückſicht aufs Alter Glieder genommen werden können." Indeſſen paßten die ſchon gebildeten und ſchon durch Aemter und durch die Bande des häuslichen Lebens gebundenen Männer nicht ganz in den Plan des Generals, und er gab der Anwerbung junger Leute den Vorzug. „Am liebſten", ſchrieb er, „hat man junge von 18 bis 30 Jahren, reiche, wißbegierige, gutherzige, folgſame, ſtandhafte und beharrliche Leute." Ein andersmal ſchrieb er: „Leute von 40 Jahren wollen von jüngern nicht mehr belehret werden; nehmet lieber jüngere; über dieſe könnt ihr ſicher Herr und Meiſter werden." — Als Maſſenhauſen ihm einen gewiſſen Winterhalter zur Aufnahme vorgeſchlagen hatte, und ihm dieſer noch zu roh und ungeſchliffen ſchien, gab er ihm folgende merkwürdige Inſtrukzion: „Machet euch hinter Kavaliers, ihr Leute! Ich glaube, zwei liefern zu können, und dazu noch Domherrn. Wenn mir meine Abſicht mit den Kapiteln gelingt, ſo haben wir große Schritte gethan. Suchet junge, ſchon geſchickte Leute, und keine ſo rohe Kerls. Unſere Leute müſſen einnehmend, unternehmend, intrigant und geſchickt ſeyn, beſonders die Erſten. — Es giebt viele artige junge Leute in München; ich ſollte dort wohnhaft ſeyn, ich wollte

in

in kurzer Zeit eine ganze Litaney haben." Nebſt dem nahm er aber auch auf die noch nicht gebildeten jungen Leute in ſoferne Rückſicht, daß dieſe ſchon in den Schulen für den Orden abgerichtet werden möchten, und er trug daher dem Cato auf, einem andern Adepten, welcher Rektor der Schule zu Landsberg war, darüber die nöthigen Inſtrukzionen zu geben.

Im Weſen ſelbſt aber, in der Hauptſache, in Hinſicht auf den Endzweck iſt dieſer neue Illuminaten-Orden in Deutſchland von der etwas ältern Philoſophen-verſchwörung in Frankreich in gar nichts unterſchieden, beide ganz Eins und Daſſelbe; überall wurde mit gleicher Wuth ſowohl auf Zerſtörung der Thronen und der Altäre, als auch aller Sittlichkeit und aller bürgerlichen Geſellſchaften angetragen, nur die Benennung derſelben Sache iſt geändert; das, was man in Frankreich bisher „Philoſophismus" nannte, wird jetzt in Deutſchland „das große Geheimniß" genannt. Dieſes große Geheimniß wurde nun aber auch in dem Illuminaten-Orden in Deutſchland nur ſtufenweiſe mitgetheilt; auf die erſte Stufe, in die Vorbereitungsklaſſe, wurden kaum ſchwache Funken davon hingelaſſen, vor Anfängern alles ſorglich noch geheim gehalten; und fand ſichs, daß doch etwa einer ſchon etwas von den Abſichten des Ordens vermuthete, ſo ſuchte man es ihm auf alle Weiſe auszureden. „Ich habe diejenigen", ſchrieb ein ganz Eingeweihter derſelben, „die ſehr an Religioſität kleben, bei ihrer Furcht, man habe die Abſicht, den Deismus auszubreiten, zu überzeugen geſucht, die höhern Grade hätten nichts weniger, als dieſe Abſicht; nach und nach wirke ich doch, was ich will." Aus eben dieſer Urſache ſchrieb auch Mahomet an Spartakus: „Seyn ſie ja im Briefwechſel mit Zeno behutſam. Er ſagte mir: „daß er mit dem Manne, der an der Unſterblichkeit der Seele zweifelt, nicht unter einem Dache wohnen wolle, und wenn der Orden je bei Gliedern ſolche Zweifel erregen könne, ſo wolle er gegen ihn, wie gegen die Jeſuiten, arbeiten." Auch der General empfahl dem Cato gleiche

Behut-

Behutſamkeit wegen des Kanonikus Hertel (Marius). „Mit Religionsſachen“, ſchrieb er demſelben, „muß er noch verſchont werden; ſein Magen iſt noch nicht gänzlich eingerichtet, die ſtarke Speiſe zu verdauen.“ So beklagten ſich auch Philo, Salzmann und andere über Minos, Spinoza und andere, daß ſie auf eine ſo unvernünftige, ſehr unkluge Weiſe Proſelyten für den Deismus zu machen ſuchten.

So behutſam man indeſſen auf den allerunterſten Stufen verfuhr, ſo ward doch der Vorhang, der dieſes unheilige Heiligthum deckte, ſchon in etwas gelüftet, je näher man der eigentlichen Myſterienklaſſe kam. In dem *Illuminatus major* wurden ſchon Winke gegeben, und es hieß: „daß den Bemühungen der geheimen Weisheitsſchulen die Prieſter und die Fürſten entgegenſtünden, und daß man unbemerkt den Beſchützern der Unordnung die Hände binden, und ſie beherrſchen müſſe, ohne daß es das Anſehen hätte.“ In dem *Illuminatus dirigens* verpflichtet man ſich ſchon, fernerhin kein Sklav der Fürſten mehr zu ſeyn, und zum Beſten des Ordens und der Welt dem Aberglauben und dem Despotismus entgegenzuwirken. Das ganze Geheimniß der Bosheit aber wird erſt in der Myſterienklaſſe ausgekrämt, und nach und nach vor Augen gelegt. Nach dem ganz teufliſchen Unterricht, der dann im Prieſtergrad mitgetheilet wird, hatte der Menſch nur im rohen Naturſtande das ihm zukommende Glück der Freiheit und der Gleichheit genoſſen; Bedürfniſſe hatten ihn genöthiget, ſich den Stärkern und Klügern zu unterwerfen; ſo entſtanden Könige und Fürſten; (dieſe Unterwerfung wird von den Illuminaten „Erbſünde“ oder „Fall des Menſchen“ genennet) „Die Folge davon (wie ſie dann weiter ſagen) war, daß die Menſchen aufhörten, eine Familie zu ſeyn, und Nazionen wurden, die durch die Eroberungsſucht ihrer Regierer über einander herfielen, ſich beraubten und mordeten, da die Fürſten ſich zum Zwecke, und die Nazion zum Mittel machten, ihre Fantaſie zu befriedigen.

Nach

Nach dieſen niederträchtigen tollkühnen Lügen und Erdichtungen und ſchwarzen Verläumdungen aller Menſchen und aller Fürſten ſpeien dieſe Läſterer endlich auch noch — Gotteslăſterungen aus; ſie ſagen: „Um die Menſchen von dieſem Falle wieder zu erheben, und ſie zur Freiheit und Gleichheit zurückzuführen, ſei Jeſus aufgeſtanden, dieß ſey der geheime Sinn ſeiner Lehre geweſen, und deßwegen werde er „Welterlöſer" genennet." Jetzt bricht die Höllenwuth gegen die Prieſter los: „von ihnen ſey dieſe Lehre verfälſchet worden, und ſo Theologie und das Pfaffen- und Schurkenregiment entſtanden. Nur in geheimen Weisheitsſchulen, zu welchen auch ſie, die Illuminaten, gehören, habe ſich dieſe Lehre und der Zweck derſelben erhalten. Nur durch zweckmäßige Vereinigung der Menſchen in geheime Geſellſchaften könne noch einmal geholfen werden; da könne die Freiheit wiedergeboren, der Deſpotismus zu Grabe getragen, und das Pfaffen- und Schurkenregiment zerſtöret werden; dann werde die Vernunft das alleinige Geſetzbuch ſeyn, und das verheiſſene tauſendjährige Reich beginnen. Die Mittel (heißt es dann ferner in dieſem ſaubern Unterrichte) ſind: Verbannung des Luxus, dadurch wird die Monarchie zur Demokrazie; ferner: Aufklärung und Moral, wodurch die Menſchen volljährig werden, daß ſie der Fürſten entbehren können, und dieß iſt den Thronen weit gefährlicher, als Tyrannenmord. Durch alles, was von den geheimen Geſellſchaften in dieſer Abſicht geſchieht, muß endlich der Funke in helle Flammen ausbrechen, und alles Beſtreben der Fürſten dagegen iſt vergebens." — Dieß iſt die ſchwache Skizze der für die geoffenbarte Religion und für die Thronen gleich gefährlichen Lehren, die als große und verborgene Weisheit in dem Prieſtergrade vorgetragen werden. Jeder Adept mußte ſich verbinden: „daß ihn Fluch und Schande treffen ſollte, wenn er nicht dem Geiſt der Unterdrückung (in Hinſicht auf die Regenten, als die Deſpoten) und der Verblendung (in Hinſicht auf die Pfaffen), entſagte." Zur Vollführung der Abſichten des Ordens

gegen Religion und Staat wurden auch die Adepten aufs kräftigſte aufgefordert, wenn es hieß: „Machet die Vernunft zur Religion des Menſchen. — Gebt jedem Menſchen dieſe Begriffe und Grundſätze. — Dienet, helfet und verſichert euch wechſelweiſe, vermehret eure Zahl, macht euch wenigſtens unabhängig. — Habt ihr bis auf eine gewiſſe Zahl euch durch euern Bund verſtärkt; — ſo ſeyd ihr ſicher, und fangt an, mächtig und fürchterlich zu werden, ihr fangt eben darum an, bei den Böſen (bei den Fürſten und Pfaffen, wie ſie im vorhergehenden genannt ſind) fürchterlich zu werden, viele von ihnen, um nicht zu unterliegen, werden von ſelbſt gut werden, d. i. euern Grundſätzen und Abſichten gemäß denken, und zu eurer Fahne übertreten.“ Wer nun dazu ſich verpflichtete, und hoch und theuer verſprach: „daß er von nun an nach dieſem im Prieſtergrad erhaltenen Unterrichte handeln, arbeiten, den Zweck des Ordens auf alle mögliche Art zu erreichen helfen wolle“, der wurde dann in den zweiten Grad der Miſterienklaſſe, in den Regentengrad aufgenommen; dieſer war nun erklärt als Praktikant, als Arbeiter, als eigentliches Mitglied des Ordens, der nun „eine heilige, in die ganze Welt zerſtreute Legion“ genennet wird. In dieſem Regentengrad beginnet das praktiſche, thätige Leben des Illuminaten; jetzt muß er Dienſte leiſten, auf Unternehmungen ausgehen, mündlich, ſchriftlich, liſtig, gewaltthätig, auf was immer für eine Art und Weiſe wirken und weben zur Erreichung des gemeinſamen Zweckes. Um alles ſicherer leiſten zu können, was man von den Illuminaten dieſes Grades erwartet, wird ihnen beim Eintritte in ſelben noch alle nöthige Anleitung gegeben, es wird ihnen alles noch geſagt, wie ſie es angehen müſſen, um ſicher zu verführen, um recht viel Unheil zu ſtiften, um rechte Teufel zu ſeyn, und auch andere dazu zu machen. Die Inſtrukzion, die den neuen Adepten dieſes Grades gegeben wurde, war das künſtlichſte Gewebe der argliſtigſten Ränke. „Er muß“, hieß es in derſelben, „es eines ſeiner feinſten Studien

ſeyn

ſeyn laſſen, ſich bei Weibern einzuſchleichen, und ſich ihrer Eitelkeit, Neugierde, Sinnlichkeit und Hanges zur Abwechslung, zu den Abſichten des Ordens zu bedienen; — er ſoll aller Orten das gemeine Volk durch Einfluß auf die Schulen, Freigebigkeit, Popularität und dergleichen zu gewinnen ſuchen; — er ſoll, wo man die Regierung des Landes ſchon in Händen hat, ſich ſtellen, als ob man nichts vermöge, und da, wo man nichts durchſetzen kann, alles zu vermögen ſcheinen; — er ſoll Sagen unter die Leute bringen, woran dem Orden gelegen iſt, daß man ſie glaube; — er ſoll Schriftſteller, deren Schriften Sätze vortragen, die nicht in den Welterziehungsplan der Jlluminaten paſſen, wenn ſie auch wahr ſind, zu gewinnen oder zu verſchreien ſuchen; — er ſoll ſich Mühe geben, daß die Klöſter, beſonders die mit Bettelmönchen beſetzt ſind, eingezogen, und ihre Güter zu den Zwecken des Ordens verwendet werden; — er ſoll ſich bemühen, daß unter dem Volke die ſklaviſche Fürſtenverehrung nicht zu hoch ſteige, ſelbſt alle Familiarität mit ihnen meiden, es machen, daß die Fürſten den Orden fürchten und ehren, und von ihnen ſo reden und ſchreiben, daß ſie wiſſen, daß ſie nur konvenzionelle Herren ſind; — er ſoll die Glieder des Ordens empor zu bringen ſuchen, und durch Andere ihren Ruhm auspoſaunen laſſen; — er ſoll ſich bemühen, die Zwecke des Ordens zu erreichen, und es iſt gleichgiltig, unter welcher Hülle es geſchieht, aber er ſoll ſich immer mit dem Namen einer andern Geſellſchaft decken, und dazu ſind der Freimaurerorden und gelehrte Geſellſchaften die ſchicklichſten Masken; — er ſoll andere geheime Geſellſchaften zu erforſchen und zu regieren ſuchen; — er ſoll Militärſchulen, Akademien, Buchdruckereien, Buchläden, Domkapitel und alles, was Einfluß auf Bildung und Regierung hat, nie aus den Augen laſſen, immer ſinnen, wie man über ſie Gewalt bekommen könne." Kurz, nichts wurde in dieſer Jnſtrukzion vergeſſen, was geeignet ſcheinen könnte, um die Adepten dieſes Grades recht vollkommen abzurich-

ten zum Dienſte, zum Arbeiten für die Hölle. Die noch zwei weitern Grade, Magus und Rex, waren Vollmachung des Maaßes der Bosheit, Vollendung alles Verderbens für Kirche und Staaten. In dem Prieſtergrad hatte man noch eine natürliche Religion ſtehen laſſen, und vorgegeben: „daß Chriſtus ſelbſt den Naturalismus gepredigt und einzuführen geſucht; das Geheimniß des Magusgrades war dagegen der allen Troſt, alle Sitten, alle Ausſichten in die Zukunft zerſtörende Atheismus. Das war es, was Philo ſchrieb: „daß in den höhern Myſterien die pia fraus entdeckt, und der Urſprung aller religiöſen Lügen und deren Zuſammenhang entwickelt werden ſollte.“ Das war die neue Volksreligion, die man nach einem förmlichen Beſchluſſe der hohen Areopagiten, der Welt geben wollte, und wozu die Magi des Ordens die philoſophiſchen Syſteme ſammeln und in Ordnung bringen mußten. — In dem Regentengrade hatte man noch die Könige und Fürſten ſtehen laſſen, und ſich damit begnügt, ihnen die Hände zu binden, ſie entbehrlich und allgemach von der Erde verſchwinden zu machen; in dem Rexgrade dagegen, den man auch den geheimen Grad vom patriarchaliſchen Leben nannte, und von welchem Spartakus ſchrieb: „daß er bei Celſus (Baader) und Marius (Hertel) unter hundert Schlöſſern verwahret liege“, ward der förmlichſte Aufruhr gegen alle Obrigkeit, und vollkommene Anarchie gepredigt. „Jeder Bürger, jeder Bauer, jeder Hausvater“, hieß es, „ſey der wahre und eigentliche Suwrän, wie ſolches im patriarchaliſchen Leben geweſen ſey, dahin müßten die Menſchen zurückgebracht werden und alle Obrigkeit wegfallen.“

Von einer Geſellſchaft, die zur Abſicht hatte Religion und Staat umzuſtürzen, war es zu erwarten, daß ſie, was wenigſtens die nicht betrognen Glieder anbetrifft aus ſehr verderbten Menſchen beſtehen mußte. Dem Weishaupt, der doch ſelbſt der lüderlichſte Menſch von der Welt war, ihm, dem Meiſter im unzüchtigſten Laſterleben ſelbſt, machten es ſeine Schüler manchmal zu arg;

er jammerte oft in ſeinen Briefen, daß ſie es zu toll trei⸗ben, zu unvorſichtig alle Schandthaten verüben, er lärmte über zu laut gewordene Mädgen⸗ und Weiberſchändungen, und Blutſchanden, er rief auf in einem ſeiner Brief an Zwackh: „Ums Himmelswillen was ſind das für Areopa⸗giten!“ An einer andern Stelle ſchreibt er: „Wenn ein ſolcher Mann, wie Markus Aurelius“ (Profeſſor Feder in Göttingen) erführe, wie elend es in Athen (Mün⸗chen) ausſieht, welchen Auswurf von unmoraliſchen Menſchen, von Hurern, Lügnern, Schuldenmachern, Großſprechern und eiteln Narren ſie unter ſich haben? Wenn er das alles ſähe, was glauben Sie, daß der Mann denken würden?‘ Von Agrippa (Will) der zu den erſten Jüngern gehörte, ſchrieb er: „Es geht das Gericht von ihm, und er hat alle Präſumzion wider ſich, daß einem unſerer beſten Mitarbeiter, Sulla (Meggen⸗hofen), eine goldene und ſilberne Uhr, nebſt einem Ring geſtohlen; Alcibiades (Hoheneicher) hat mich verſichert, daß er ſchon öfter dergleichen Dinge verübet.“

Aber am meiſten hatte Weishaupt über ſich ſelbſt zu jammern; einmal, da er ſogar ſeine eigene Schwägerin genothzüchtiget hatte, war er recht in Verlegenheit, die er einem ſeiner Vertrauteſten entdeckte: „Ich ſtehe in Gefahr,“ ſchrieb er, „meine Ehre und Reputazion, durch welche ich auf unſere Leute ſo vieles vermochte, zu verlie⸗ren. Denken ſie, meine Schwägerin iſt ſchwanger. Was machen wir denn? Wie erſetze ich dieſes einer Perſon, der ich alles ſchuldig bin? Wir haben ſchon verſchiedenes tentirt, um das Kind abzutreiben. Sie ſelbſt war zu al⸗lem entſchloſſen; aber Euriphon iſt zu timid, und doch ſehe ich beynahe kein anderes Expediens. Wenn ich des Stillſchweigens des Celſus (Profeſſor Baaders) ver⸗ſichert wäre, der könnte mir wohl helfen und hat es mir auch ſchon vor 3 Jahren verſprochen. Reden ſie mit ihm, wenn ſie glauben, was hier zu thun ſey? — Ich weiß nicht, welcher Teufel mich irre geführt, mich, der ich allezeit in dieſem Falle die äuſſerſte Behutſamkeit an⸗gewandt. Noch bishero iſt alles ſtill. Niemand weiß

etwas, als Sie und Euriphon. Noch wäre es Zeit etwas zu unternehmen, denn es iſt erſt im vierten Monat: und noch dazu was das ärgſte iſt, iſt dieſer Fall kriminaliſch, und eben dieſes macht den äuſſerſten Effort und die verwegendſte Entſchlieſſung nothwendig."

Mittel waren ihnen in ſolchen Fällen genug zu Dienſten, aber die Wahl that ihnen oft wehe, und ſo viels möglich war, wählten ſie ſolche, die recht verborgen wirkten. Ihnen taugten alſo nur Menſchen ohne alle Religion, ohne alles Gewiſſen in ihren Orden, oder ſolche, von denen ſich hoffen ließ, daß ſie bald ganz gewiſſenlos, und ganz gottlos ſich machen laſſen; deßwegen machten ſie ſich ſo gerne an die Freymaurer, nahmen ſo vieles von ihnen an, um ſie für ſich zu gewinnen, ihr Antrag war aus allen verſchiedenen Freymaurer-Arten nur eine nur einen Illuminaten-Orden zu machen. Vieles in dieſer Hinſicht geſchah ſchon vor zwey Jahren, in der Freymaurer-Verſammlung im Wilhelmsbad; die Häupter der Illuminaten in den beyden Loſchen von Frankfurt und Wetzlar, die auf demſelben zugegen geweſen waren, und deren Seele Knigge war, entwarfen das Projekt, die Anhänger der verſchiedenen Syſteme, da die Verwirrung durch den Convent noch größer geworden, zu vereinigen; eine maureriſche Toleranz ſollte eingeführt werden, und, ohne daß man ſich um das beſondere Syſtem, dem jemand auſſer den drey unterſten Stufen anhieng, bekümmerte, ſollte allen Freymaurern ohne Unterſchied der Zutritt zu allen Loſchen geſtattet ſeyn. Knigge's Abſichten bey dieſem Projekte entdeckt — er ſelbſt: „Ich habe im Sinne, ſchrieb er an Zwackh (Cato) im Anfange des vorigen Jahres, ich habe im Sinne, ein Syſtem konföderirter Loſchen herzuſtellen, die beſten Leute davon auszuforſchen, und der ſtrikten Obſervanz zuvorzukommen, und ſie zu zerſtören! — Das iſt unſer größtes Intereſſe, in die Freymaurerey eine Eklektik einzuführen, und dann haben wir, was wir wollen." Dieß Projekt ward wirklich ausgeführt und der eklektiſche Bund genennet.

Knigge hatte immer die ſich auszeichnendſte Verdienſte um den Illuminaten-Orden; er warb die meiſten für ſelben, und wenn gleich nicht alle von ihm Angeworbene ganz mit allen Grundſätzen des ſaubern Ordens einſtimmig dachten, und Viele wirklich ſich betrogenen ſahen, ſo waren doch unter denſelben Männer von Staude, Anſehen und Einfluß. Dahin gehörte der Doktor Koppe (Acacius) und der Profeſſor Feder (Aurelius), beyde zu Göttingen, der Kirchenrath Mieg (Epiktet) zu Heidelberg, der Hofrath Falck (Epimenides) zu Hannover, die vier Reichskammergerichts-Aſſeſſoren, von Dittfurt (Minos), von Riedeſel (Ptolomäus), von Wenkſtern (Carolus Audax) und von Vulpius (Cn. Pompejus) zu Wetzlar, der Graf von Stollberg (Campanella) zu Neuwied, der Hofmeiſter ſeiner Söhne Kröber (Agis), der Koadjutor von Dahlberg (Creszens), der geiſtliche Rath Kolborn (Chryſippus), Baron Greifenklau (Hegeſias) zu Mainz, Canonikus Schmelzer (Manetho) ebendaſelbſt, Canonikus Schweickhard (Cyrillus Alexandrinus) zu Worms, und ſo noch eine Menge, meiſtens bedeutende, und Einfluß habende Männer. Am Beſten aber unter allen Adepten, die er dem Orden zugeführt hatte, taugte demſelben — Bode, ein gothaiſcher Legazions-Rath, welchen Knigge im letzten Wilhelms-Bad-Convent anwarb; dieſer war ſchon vorhin ein fanatiſcher Naturaliſt, und nicht beſſer waren ſeine politiſchen Grundſätze; er haßte und verachtete die Fürſten, ob er ihnen gleich ſchmeichelte; er hatte ein entſchiedenes Talent zum Ränkemachen und Verläumden, das um ſo gefährlicher war, da er niederſächſiſche Bonhommie damit verband, welche zuweilen in eine ſeinem Körper angemeſſene Plumpheit übergieng. Wie alle Halbgelehrte hatte er von ſeinen eigenen Kenntniſſen die höchſten Begriffe und ſprach mit Zuverſicht über alles ab. Er hatte zu der ſtricten Obſervanz gehört, als Tempelherr den Namen à Lillio convallium gehabt, und mehreren Conventen beygewohnet, wodurch er viel Einfluß auf die Freymaurerey erhalten hatte; er verläumdete aber hernach dieſen Orden als eine

Jeſuiten-Erfindung, weil — ſeine Spekulazionen auf Präbenden geſcheitert waren. Für Knigge mußte die Gewinnung eines ſolchen Adepten ſehr wichtig ſeyn; und es glückte zum Bewundern. Da Knigge ihn verſichert hatte, daß kein „Pfaffen- und Dummheits-Regiment“ und keine „Jeſuiten“ hinter dem neuen Orden ſteckten, ſo kroch Bode, der ſchon manche Myſterienhölen durchkrochen hatte, auch in die Illuminatenſpelunke, verſprach: „für den Orden zu leben und zu ſterben, und dafür zu ſorgen, daß bey dem Ordensdirektorium Illuminaten angeſtellet würden, mit dem Illuminatenorden die der ſtricten Obſervanz anhängenden Freymaurer in Verbindung zu ſetzen, und demſelben alle Schriften, (die er bey den Roſenkreutzern und anderweitig zuſammengejagt hatte,) in die Hände zu liefern.“

Der alte Neuling Bode leiſtete überhaupt in jeder Hinſicht ſeitdem dem Illuminaten-Orden, und der geſammten Hölle die wichtigſten Dienſte; durch ihn giengs mit der Werberey nun immer noch ſchneller; Ferdinand, Herzog von Braunſchweig, Prinz Carl von Heſſenkaſſel, beyde Häupter der deutſchen Freymaurer, und noch viele Andere wurden ins Netz gezogen. Es gieng nun alles ſo vortrefflich, daß bald mehrere neue Colonien oder Ordens-Präfekturen errichtet wurden, als Paphlagonien (die Pfalz), Picinum (die Trieriſchen und Cölniſchen Lande), Dacien, Lazien, Lydien, Albanien, Utika, Theſſalonich, Servien, Achaja, Aethiopien, Jonien, u. ſ. w. — in ihrer Zigeuner-Sprache.

Mit den meiſten dieſer neuen Anpflanzungen waren die Illuminaten ſchon ſehr zufrieden. Knigge ſelbſt gab die erfreuendſten Nachrichten davon; von Hachenburg (Pinna) ſchrieb er: „Hier ſtehen die Angelegenheiten des Ordens gut; der Graf iſt mit lauter Illuminaten umgeben; geheimer Sekretär, Arzt, Seelſorger, Räthe, alles gehört zu uns; des Grafen Lieblinge ſind die feurigſten Brüder; es iſt alſo auch für die Zukunft geſorgt. Wenn ſich die Brüder allenthalben ſo geſetzt hätten, ſo commandirten wir die Welt.“ Ueber Neuwied (Claudiopolis)

diopolis) ſchrieb er: „Von meinen Colonien iſt Claudiopolis die herrlichſte. Sie (die Brüder) wirken dort und regieren, befördern und thun Wunder.“ Wie ſehr ſie allenthalben ihre Adepten einzuſchieben geſucht, kann man daraus abnehmen, daß nach ihrem eigenen Geſtändniſſe zu München in der obern Landesregierung der Graf Seinsheim, im geiſtlichen Rath der Vicepräſident von Häffelin, im Reviſionsgericht die Räthe von Werner und Berger und Graf Lodron, im Hofrathe die Freyherrn von Monſchella, von Erdt und Gumpenberg, die Herrn von Petenkofer, von Keſtler, von Zwackh, von Eckartshauſen, Graf Savioli und Graf Seefeld, in der Hofkammer Graf Coſtanza und von Maſſenhauſen, nebſt Zwackh, im Commerzkollegio Troponegro, nebſt Zwackh und Savioli, bey der Regierung von Straubingen die Räthe von Jung, und ſo in allen Aemtern und Würden; ſie hatten es durch ihren Einfluß bereits ſo weit gebracht, daß ſie die Aemter verliehen, und beſetzten, der Kirche Geiſtliche, den Fürſten Räthe, den Prinzen Erzieher, den Univerſitäten Lehrer, den Reichsfeſtungen Befehlshaber nach ihrem Sinne gaben, und aufdrangen, u. ſ. w. Hiezu kam noch, daß der General zeitig ſeine Jünger, auch wo ſie noch nicht in die tiefen Geheimniſſe des Ordens eingeweihet waren, zu einer Denkungsart gewöhnte, durch die ſie ſich über alles hinauszuſetzen lernten. Wozu mußten Menſchen nicht fähig werden, denen man den Grundſatz einflößete: „daß der Zweck die Mittel heilige, und daß man ſich eben der Mittel, die der Betrug zur Bosheit anwendet, bedienen ſolle, um das Gute, (was nemlich der Orden dafür ausgab), durchzuſetzen, und daß man auch aus einer ſtrafbaren Handlung ſich eben kein Gewiſſen machen ſolle; denn nur was Schaden bringe, ſey Sünde, und wenn der Nutzen größer werde, als der Schaden, ſo werde er gar zur Tugend.“ Ferners hieß es: „Das beſte des Ordens billigt Verläumdungen, Giftmiſchung, Todtſchläge, Eidbrüche, Verrätheregen, Rebellionen, kurz alles, was die Vorurtheile der Menſchen böſe nennen. Selbſt den Regenten muß man weniger,

als

als den Ordensobern gehorchen: wollte jemand den Regenten mehr anhängen, ſo taugt er nicht für uns. — Den Obern muß man mit Ehre, Gut, Blut dienen. Die Regenten ſind Despoten, wenn ſie nicht von uns dirigirt werden. Die Regenten haben durchaus kein Recht über uns — freye Menſchen."

Um alle Gewiſſenhaftigkeit, alle Reſte einer Gottesfurcht in den Adepten zu zerſtören, ſagte man ihnen endlich frey und geradezu: „Der Illuminat, der in die höhern Grade kommen will, muß von aller Religion frey ſeyn. Denn kein Religionär wird in die höhern Grade aufgenommen." Endlich um junge Leute vollends recht entſchloſſen und verwegen, und auf alles gefaßt zu machen, ſie ſo abzurichten, daß ſie ſich nie vor etwas zu fürchten haben, daß ſie nie in Verlegenheit kommen können, ſo ſagte man ihnen: „Im äußerſten Fall, wenn wir recht in der Klemme ſind, wenns zum verzweifeln ausſieht, nun, ſo ſind wir unſere eigne Retter und Erlöſer, ſo können wir uns ſelbſt helfen, können überall auf der Stelle davon kommen. Wenn die Natur uns eine allzuſchwere Bürde auflegt, ſo muß der Selbſtmord uns davon befreyen. — Der Illuminat müſſe eher den Tod ſich anthun, als die Geſellſchaft verrathen. Der Selbſtmord ſey eine himmliſche Wohlluſt, — immer eine edle That, — manchmal — Pflicht." —

Mit Leuten, die einmal ſolche Grundſätze hatten, konnte man alles machen, überall durchſetzen, jeden Zweck erreichen; ſo gieng die Verführung wie ein Lauffeuer umher, ſo griff der Illuminatismus, wie eine anſteckende Seuche, mächtig um ſich, ſo fraß das Unheil, wie ein Krebs immer weiter; ſo gabs nun bald überall eine Menge ſolcher, ſo genannte, Illuminaten.

Jetzt, da alles im beſten Gang war, wurden Weishaupt und Knigge unter ſich uneins; jener war eiferſichtig auf Knigge, ſah ſich durch dieſen zurückgeſetzet; und dieſer wollte unter Weishaupt, den er weit überſah, nicht länger eine untergeordnete Rolle ſpielen. Weishaupt ſiegte, und Knigge — wurde nun dieſes Jahr

Chriſti

Chriſti 1784 mit einem Belobungs-Dekret wegen geleiſteter Dienſte ohne weiters gerne — entlaſſen.

Ein anderer noch härterer Schlag traf jetzt die Illuminaten von Seite der Chur-Pfalzbairiſchen Landesregierung. Gegen Ende des vorigen Jahres waren einige Glieder, als der Hofkammerrath Utſchneider, der Abbe Coſſandey, der Cenſurrath Grünberger, der Abbe Renner und der Profeſſor Zaupſer aus dem Orden ausgetreten. Bald giengen ſo viele nachtheilige Gerüchte herum, und die Illuminaten betrugen ſich dabey ſo unvorſichtig, daß der Churfürſt am 22ten Jun. des Jahres Chriſti 1784 eine Verordnung erließ, nach welcher alle geheime Geſellſchaften verboten wurden. Die Illuminaten gehorchten; die Loſch Theodor vom guten Rathe, in welcher ſie ihr Hauptneſt gebauet hatten, gieng auseinander. Aber ſie gehorchten nur zum Scheine und kamen, des Verbothes ungeachtet, an andern Orten zuſammen.

In Oeſterreich wurde indeſſen von Kaiſer Joſeph dem II. raſch fortgefahren mit Neuerungen, mit Umwälzungen aller Art, mit Eingriffen in die Kirchenrechte, in die Rechte des Eigenthumes, und ins Heiligthum ſelbſt, auch mit Aufhebung der Klöſter. Seit dem Ausbruche dieſer Wuth bis jetzt in Oktober dieſes Jahres Chriſti 1784 waren bereits ſchon eine Menge Klöſter geſprengt, und auseinander geworfen, in Böhmen 5 Mannsklöſter und 12 Nonnenklöſter, in Gallizien 6 Mannsklöſter und 15 Nonnenklöſter, in Görz 3 Nonnenklöſter, in Ungarn 4 Mannsklöſter und 6 Nonnenklöſter, in Cärnthen 2 Mannsklöſter und 2 Nonnenklöſter, in Krain 4 Mannsklöſter und 4 Nonnenklöſter, in Mähren 34 Mannsklöſter und 7 Nonnenklöſter, in Ober-Oeſterreich 20 Mannsklöſter und 3 Nonnenklöſter, in Unter-Oeſterreich 26 Mannsklöſter und 11 Nonenklöſter, in Steyermark 4 Mannsklöſter und 7 Nonnenklöſter, in Tyrol 2 Mannsklöſter und 15 Nonnenklöſter, in Vorder-Oeſterreich 1 Mannskloſter und 20 Nonnenklöſter, im Mayländiſchen allein 45 Nonnenklöſter und im Mantuaniſchen allein 14 Nonnenklöſter aufgehoben,

und — damit ſieben tauſend, drey hundert und vier und fünfzig Religioſen beyderley Geſchlechts aus ihrer bisherigen Lebensweiſe (die ſie gewählt, angelobt, angewöhnt hatten) mit Gewalt herausgeworfen, theils mit geringer Penſion in die Welt geſchleudert, theils mit einem kärglichen Reiſegeld in fremde Länder geſtoſſen, wozu die Meiſten weder Luſt, noch Beruf in ſich fühlten. Mit Vertreibung der Ordensſtände, die ein kontemplatives Leben vorſchrieben, begnügte man ſich nicht, wie Anfangs die Rede war; man zerſtörte auch jene geiſtliche Inſtitute, welche dem gemeinen Weſen ſeit geraumer Zeit durch Beförderung der Gelehrſamkeit, durch Predigten und Beyhülfe in ſeelſorglichen Verrichtungen gute Dienſte geleiſtet hatten. Die Benediktiner, Trinitarier und andere verdienſtvolle Ordensſtände wurden aufgehoben. Ueberhaupt alle Klöſter, auch jene, die für jetzt noch blieben, konnten, was ſie zu erwarten haben, jetzt ſchon gar leicht vorauszuſehen; denn kein einziger Theil der kirchlichen Verfaſſung, von den Biſchöfen an, bis zu den Dorfkaplänen, (wenn er gleich vorzüglich den Mönchen und Nonnen den Krieg angekündigt hatte, welches ihm auch den Beynamen: „Der Beſieger der Mönche" erwarb,) von dem Unterrichte auf Univerſitäten bis zu den geringſten Schulen, von dem öffentlichen Gottesdienſte bis zu den Privatandachten, ja bis zu den Begräbniſſen und Leichenceremonien (da nach ſeiner Verordnung, um das Holz zu den Särgen zu erſparen, die Todten in grobe Säcke eingenähet und ſo eingeſcharret werden mußten) entgieng ſeiner Aufmerkſamkeit, und mußte die Wirkungen ſeiner Aufklärungs- und Reformazions-Sucht erfahren.

Die fromme Stifterin der Geiſtes-Uebungen in Amerika fuhr noch immer mit demſelben Eifer fort apoſtoliſch umherzureiſen, und ſolche Geiſtes- und Andachts-Uebungen aller Orten zu veranſtalten. Auch der Biſchof von Buenos Ayres war jetzt endlich ſelbſt ganz dafür, und nahm ſich der Sache jetzt ſelbſt ſehr thätig an; eben dieſes Jahr Chriſti 1784 fertigte er in eben dieſer

Anger

Angelegenheit ein Schreiben nach Rom an Pabſt Pius den VI. des Inhaltes: „Heiligſter Vater! Die Dienerin Gottes Maria Antonia vom heiligen Joſeph, welche zufolge glaubwürdiger Verſicherungen ſeit zwölf Jahren in den Städten und Flecken der Provinz Tukuman geiſtliche Andachts-Uebungen zu halten, mit einem unausſprechlich glücklichen Erfolg für das Heil der Seelen ſich beſchäftigte, kam vor fünf Jahren in unſer Bisthum von Buenos-Ayres an, und bath uns um die Erlaubniß, ſolche geiſtliche Uebungen auch daſelbſt öffentlich veranſtalten und anordnen zu dürfen; was wir aber nicht eher erlauben wollten, bis wir ihren Geiſt, und ihre Sendung auf die Probe geſtellt hatten. Wir unterſuchten ihr Betragen und die Gründe, welche ſie zu dieſem Inſtitut bewegen möchten. Wir wieſen ſie auch öfters ab, und gaben ihr zu verſtehen, daß wir keineswegs geneigt wären, in ihr Vorhaben einzuwilligen. Ohneachtet dieſer unſerer Ungeneigtheit war ſie uns doch niemal überläſtig, ſie ſuchte auch keine Vermittler, um zu ihrem Entzweck zu gelangen. Sie begnügte ſich blos damit, daß ſie von Zeit zu Zeit ihre demüthige Bitte wiederholte, und wenn ſie ihr auch abgeſchlagen wurde, gieng ſie eben ſo munter und zufrieden wieder weg, als ſie gekommen war. Dieſe und andere Thatſachen, ſo wie die gute Geſinnungen, die wir an ihr fanden, haben uns alſo bewogen, zu glauben, daß Gott ſeine Abſichten auf ſie gerichtet habe; denn er erwählt vorzüglich den Schwachen vor dem Starken; weßwegen wir auch dem Verlangen der Maria Antonia willfahrten. Im Auguſt vor vier Jahren eröffnete man hier in der Stadt Buenos-Ayres das Uebungshaus. Dieſes Inſtitut hat bereits ſchon ſo viel Gutes für die Seelen gewirket, und wirket deſſen immerfort, daß wir allerdings die Hand des Gottes der Barmherzigkeit daran erkennen, und daſſelbe als eines der Mittel anſehen müſſen, deſſen ſich der göttlich gute Hirt bedient, die verirrten Schaafe in ſeinen Schafſtall zurück zu führen. Mehr als 15000 Perſonen waren ſchon nach und nach in dieſem Hauſe.

Ein

Ein jeder bleibt zehn Tage darin. Es herſcht daſelbſt die größte Reinigkeit. Das Haus hat keine Einkünfte, und die Dienerin Gottes begehrt von niemand etwas. Selten ſprach ſie uns an, ob wir ihr gleich unſern Beyſtand anbothen. Dieſe wunderbare Vorſehung Gottes verſichert uns mehr, als alles, daß ſie dieſes Inſtitut billige. Wir haben die Methode und Anordnung dieſer Andachtsübungen gutgeheißen, und wir ſehen wohl aus ihren Wirkungen, wie heilig und rein ſie ſind. Perſonen, die in den weitläuftigen Gegenden unſrer Diöceſe von Pfarrkirchen entfernt wohnen, und die ſich niemal oder wenigſtens ſeit langer Zeit nicht dem heiligen Bußſakramente näherten, kamen herbey, ihre Sünden in dieſem Hauſe zu beweinen. Laue Seelen erhielten ihren erſten Eifer wieder, und die ſchon eifrig waren, liefen ſchneller auf dem Weg der Tugend. Wir ſelbſten, da wir im Begriffe waren, nach Spanien zu gehen, um Sr. Königl. Majeſtät zum Erzbisthum von Compoſtell vorgeſtellt zu werden, giengen in dieß Haus, unſern geiſtlichen Uebungen obzuliegen, und wir wurden wahrhaft davon erbauet. Wir können alſo Euer Heiligkeit von der Nutzbarkeit dieſes Inſtituts ſowohl durch die uns ertheilte Nachrichten, als durch unſere eigene Erfahrung die Verſicherung geben. Wir haben demſelben deßwegen alle Gnaden, Ablässe und Privilegien ertheilet, die wir aus eigener Gewalt und aus Autorität des heiligen apoſtoliſchen Stuhles ertheilen konnten. Wir glauben alſo, und halten dafür, daß Euer Heiligkeit ganz ſicher der Dienerin Gottes alle Privilegien und Gnaden ertheilen können, die ſie zur Abſicht haben wird; die Gläubigen dahin zu bewegen, daß ſie die ihnen angebothene Gelegenheit ſich zu Nutzen machen, die göttliche Gnade zu verdienen, zu erhalten, und zu vermehren. Dieß iſt unſer Bericht, den Wir mit eigener Hand unterſchrieben, und welchem Wir Unſer biſchöfliches Siegel beygedruckt haben."

Gegen die Illuminaten in Baiern waren nun auch mehrere Schriften erſchienen; ihre Heimlichkeiten entdeckten ſich nach und nach immer noch mehr; endlich ward

Weishaupt

ſito mit Namen. Er beobachtete nicht nur die göttlichen Gebothe mit einer bewunderungswürdigſten Genauigkeit, ſondern ſogar die evangeliſchen Räthe in Umſtänden, welche ihre Erfüllung ganz beſonders erſchwerten. Weßwegen der Biſchof von Anemuria, Karl Santacolumba, Abt von St. Lucia, dieſe Gelegenheit ergriff, um ein ſo ſeltenes Beyſpiel chriſtlicher Frömmigkeit nachdrücklich zu empfehlen. Er veranſtaltete dem verklärten Armen ein ehrenvolles Leichenbegängniß, und ließ alle geiſtliche und bürgerliche Gemeinden dazu einladen. In Gegenwart einer ſo zahlreichen Verſammlung opferte der Biſchof den 17. Mai dieſes Jahres Chriſti für den Verſtorbenen das heiligſte Meßopfer, und hielt dabei eine gelehrte und rührende Rede, welche nachher zu Strakus im Druck erſchienen, und für ſeine geliebte Heerde ungemein lehrreich und heilſam war.

Gegen die Illuminaten und ihren Orden ward jezt in dieſem Jahr neuerdings ein etwas mehr entſcheidender Streich, und zwar wohl unmittelbar vom Himmel ſelbſt geführet. Ein gottloſer Prieſter, Namens Lanz, der zu dem ſaubern Illuminatenbunde gehörte, und ſo eben im Begriffe war, in Angelegenheiten deſſelben nach Schleſien zu reiſen, ward zu Regensburg vom Bliz erſchlagen. Man fand bei ihm eine Illuminaten-Inſtrukzion, und dieſe ward das Signal zur ſtrengern Unterſuchung und allgemeinen Beſtrafung. Schon waren bei den vorigen Unterſuchungen der Oberrichter Fiſcher, der Unterbibliothekar Drechſel, und der Repetitor Duſchel abgeſetzt, und einige Studierende zu Ingolſtadt relegirt worden. Aber nun, da der noch immer fortdauernde Zuſammenhang der Glieder des Ordens ſich entdeckte, und ſie die Widerſpenſtigkeit ſo weit trieben, die obrigkeitlichen Verordnungen gegen ſie in Druckſchriften zu kritiſiren, erſchien unterm 16. Auguſt dieſes Jahres Chriſti 1785 ein Edikt, in welchem ihnen Kaſſazion, Geld- und andere Strafen angedrohet wurden. Mehrere der Ordensglieder empfanden die Schärfe des Edikts, wurden theils ihrer Aemter entſezt, theils eine

Zeit lang eingeſperret, theils aus dem Lande gewieſen; theils ergriffen ſie ſelbſt die Flucht. Auf Weishaupts Kopf war ein Preis geſetzt, und allen Kommandanten in den Staaten des Churfürſten befohlen, ihn, wenn man ſeiner habhaft werden könnte, ſogleich gefänglich einzuliefern. Weishaupt hatte zwar ſeinen Jüngern angegeben, wie ſie durch verfälſchte und verſtümmelte Ordensſchriften die Regierungen bei etwanigen Unterſuchungen täuſchen könnten. War indeſſen durch die bisherigen Unterſuchungen, aller Täuſchungen ungeachtet, ob ſie gleich viele Schriften verbrennet, oder in Sicherheit gebracht hatten, doch ſo viel herausgekommen, daß die Regierung vollkommen zu ſolchem Verfahren berechtigt war; ſo ſetzten die weitern Entdeckungen ſie auch in den Stand, gegen alles Geſchrei der Illuminaten über Gewalt und Ungerechtigkeit vor aller Welt ſich zu rechtfertigen; das ſchwarze Werk der teufliſchen Bosheit verrieth ſich auf ſolche Weiſe immer ſelbſt mehr.

Zu Rom war man jetzt wieder mit Durchſuchung froher Nachrichten und Urkunden vom Reiche Gottes beſchäftigt und erfreuet. Nachdem die ſchon längſt angefangene Unterſuchung der Tugenden des ehrwürdigen Dieners Gottes, Fr. Pazificus vom heiligen Severin, Prieſters aus dem Orden des heiligen Franziskus, endlich vollkommen geendet war, wurde derſelbe am 17. September dieſes Jahres Chriſti 1785 von Pabſt Pius dem VI. mit gewöhnlicher Feierlichkeit ſelig geſprochen. Die Demuth, der Bußgeiſt, die Strengheit des Lebens, der Gehorſam gegen ſeine Obern, die Geduld bei allen Widerwärtigkeiten, die Erkenntniß der Herzen, die Unterſcheidung der Geiſter, die Kraft der Weiſſagung und der Wunder ſind die vorzüglichſten Tugenden und die beſondern Gaben, womit ihn Gott in reichlichem Maaße begünſtiget hatte.

Am vierten Adventſonntag dieſes J. Chr. 1785 wurde dieſelbe Ehre von Pabſt Pius dem VI. noch zween andern Dienern Gottes feierlich zugedacht; beide waren aus dem Orden des heiligen Franziskus. Der Erſtere

war

war der gottſelige Nikolaus Factor von Valenzia in Spanien. Der Geiſt der Selbſtverläugnung, der ſich an ihm ſchon in ſeinen zarteſten Jahren offenbarte, wuchs mit dem Alter, und erreichte eine ſolche Vollkommenheit, daß Nikolaus nie vergnügter lebte, als da ihn alle Welt verachtete. Gott hatte ihm die Gabe des Wortes verliehen, weßwegen ſeine Predigten und Anreden häufige Früchte brachten, und die wunderbarſten Bekehrungen veranlaßten. Denn nebſt der übernatürlichen Kraft, dadurch ſich ſeine Predigten auszeichneten, hatten ſie alle das Gepräge jenes lebendigen Glaubens und jener feurigen Liebe, wovon er ſelbſt beſeelet war. Dieſe Tugenden, welche an dem Manne Gottes ſo vorzüglich glänzten, wirkten in ihm eine gänzliche Verachtung aller vergänglichen Dinge, und vereinigten ihn ſo genau mit Gott, daß Entzückungen und andere ausgezeichnete Begünſtigungen des Himmels bei ihm etwas Gemeines waren. Er war mit der Gabe der Weiſſagung, der Erkenntniß der Heimlichkeiten des Herzens ſein ganzes Leben hindurch ausgerüſtet. Aus den vielen Wunderwerken, die durch ihn geſchehen waren, wurden drei ausgehoben, und als vollkommen erwieſen, auch feierlich anerkannt; erſtens die Rettung eines Knabens, welcher von einem ſchwer beladenen Wagen, deſſen Räder ihm über die Lenden giengen, tödtlich zerquetſchet worden war. Das zweite Wunder war die augenblickliche und vollkommene Wiederherſtellung des Arztes Hieronymus Speyo, dem ein Dolch mit tödtlicher Verletzung tief in die Bruſt war geſtoſſen worden. Er lag ſchon über zwei Monate lang an einem Zehrfieber darnieder; von ſeiner Wunde floß übelriechendes Eiter, und auf die Anrufung des ſeligen Mannes, der ihm auch erſchien, genaß er augenblicklich wieder. Das dritte Wunder iſt die auf die Anrufung des ehrwürdigen Dieners Gottes erhaltene augenblickliche und vollkommene Herſtellung des Johann Joachim Gandia, welcher mit einem Meſſer an der linken Bruſt ſo ſchwer mit Verletzung der edlen Eingeweide war verwundet worden, daß die aus der

Oeffnung

Oeffnung hervorbringende Luft einen brinnenden, vierfach gedrehten Docht ausblies.

Der zweyte an eben dieſem Tag von Pabſt Pius dem VI. feyerlich ſelig geſprochene Diener Gottes war — der gottſelige Thomas von Cori im Bisthum Welletri; er hatte lange Zeit als Laye in der Welt gelebt, und erbauet durch Tugenden, durch gute Beyſpiele. Die Unſchuld, welche er mit der ſtrengſten und außerordentlichſten Bußfertigkeit zu vereinigen wußte, der Geiſt des Gebeths, das wunderbare Vertrauen auf Gott und deſſen Vorſicht, die hitzige Liebe, die ganze beſondere Andacht gegen den göttlichen Heiland, die zuverſichtliche Hoffnung auf die Verdienſte ſeines Leidens und Sterbens, ſeine Abgeſchiedenheit von allem Irdiſchen, die Geduld in Trübſeligkeiten, die Kraft des guten Beyſpieles, der Eifer für das Heil des Nächſten, der Nachdruck ſeiner Predigten, ſeine verwunderliche Geſchicklichkeit, die frommen Seelen zu leiten, und die ausgegleitet waren, wieder auf den Weg des Heils zu führen, und endlich die Andacht gegen die seligſte Jungfrau — waren die Tugenden, welche beſonders in ihm hervorleuchteten. Das erſte der auch feyerlich anerkannten Wunder war — die augenblickliche und vollkommene Geneſung des Joſeph Skoſſa, welcher ein abſcheuliches Geſchwür unter dem rechten Arm hatte, aus welchem täglich eine Menge Euter, und ſtinkende Feuchtigkeit mit einem anhaltenden Fieber abfloß, welches den Leib des Knabens auszehrte. Das zweyte iſt eine gleichfalls augenblickliche und vollkommene Geneſung des Felix Piſanelli, von einer verzweifelten Geſchwulſt an der Zunge, welche die Aerzte das Fröſchlein nennen, dazu noch eine heftige Bräune kam, welche den Todtkranken keine Nahrung hinunterſchlucken, und keine Rede heraufbringen ließ. Das dritte Wunder geſchah an einem Kinde, Matthäus Maſtrokola mit Namen. Es hatte ſich das Angeſicht ſo gräßlich verbrannt, daß ſogar deſſelben Theile zerſtöret waren. Aber auf die Anrufung des Dieners Gottes ward die vorige Geſtalt vollkommen und augenblicklich wieder hergeſtellet.

Die

Die in China neuerdings ausgebrochene grauſame Verfolgung der Chriſten wüthete noch fort. Man wollte jetzt auch des Biſchofes von Domiziopel Anton Saccori ſich bemächtigen; es wurden deßwegen viele Chriſten eingezogen, und gefoltert, um durch ſie den Aufenthalt desſelben zu erfahren; allein da ihn alle zärtlich liebten, wollten lieber ſie die grauſamſten Marter ausſtehen, als ihren frommen, eifervollen, heiligen Seelen-Hirten in die Hände der Heyden ausliefern. Er hielt ſich im Hauſe eines gewiſſen Chriſten von Taiven, der Hauptſtadt der Provinz gleiches Namens auf, wo er täglich mit innigem Schmerzen die gräßlichen Mißhandlungen hörte, denen die bedrängte Heerde ſeinetwegen bloß geſtellet war. Sein väterliches Herz brach ihm über dieſe Nachricht, und er beſchloß, ſich ſelbſt vor Gericht anzugeben, ohne auf die häufigen Thränen der Chriſten zu achten, welche ihn auf ihren Knieen von ſeinem Vorhaben abzubringen ſuchten. Er gieng dann in den Pallaſt des Unterköniges, und ließ ihm ſagen: „der Europäer, dem man ſchon ſo lange, und ſo emſig nachgeſpüret habe, ſey von ſelbſt gekommen, ſich vor ſeiner Excellenz zu ſtellen, und verlange Gehör." Der Unterkönig hielt anfänglich dieſe Nachricht für ein Märchen; aber bey ihrer Beſtättigung ließ er den unerſchrockenen Biſchof vor ſich kommen, welcher ihm ſagte: „Liebe zu den Chineſern habe ihn bewogen, ſein Vaterland zu verlaſſen, und trotz aller Köſten, Mühſeligkeiten und Gefahren in dies Kaiſerthum zu kommen, wo er ſich ſchon viele Jahre aufhalte, um ſie den Weg des Heils zu lehren, und zur Annahme einer Religion zu vermögen, durch die allein ſie jenſeits des Grabes eine ewige Belohnung hoffen könnten. Falls ihn dieſe Abſicht ſtrafwürdig zu ſeyn dünke, ſo möchte er über ihn das Aeußerſte verhängen; mit der Gnade Gottes werde er alles geduldig ertragen. Er beſchwöre ihn allein, die Chriſten frey zu laſſen, welche kein Verbrechen begangen habe." Der Unterkönig, der den Chriſten ſehr geneigt, und von ihrer Unſchuld ganz überzeugt war, entſchuldigte ſich mit den kaiſerlichen Befehlen, die er vollziehen müſſe. Der Biſchof wurde

alſo ins Gefängniß geführet, bis man ihn auf weitern Befehl an den Kaiſer überliefern würde. Der durch viele apoſtoliſche Arbeiten ohnehin ganz entkräftete heilige Biſchof erlebte dieſe weitere Befehle nicht; er — ſtarb als Bekenner in den Ungemachen des Kerkers.

Ein anderer Biſchof, Franz Magni, der dem ſelig Hingeſchiedenen, dem heiligen Biſchof von Domiziopel in ſeiner Krankheit beyſtehen durfte, durfte ihm auch noch weiter nachfolgen; er — ſtarb ſechs Tage nach ihm.

Auch der Exjeſuit und Prieſter Johann Gai, und ſieben andere Chriſten endeten hier wegen des erduldeten Ungemachs ihre Laufbahne; auch dieſe wurden noch dieſes Jahr Chriſti 1785 aller fernern Marter entriſſen, und in die Freuden ihres Herrn hinaufgenommen. Ihr Tod, und die zahlreichen Gefangenen, welche man aus den Provinzen erwartete, bewogen die Richter, das Urtheil über die Verhafteten zu fällen, und die Kerker für die neuen Ankömmlinge zu leeren. Daher dann auch wirklich bald darauf ſechs gefangene Europäer, nämlich die Väter Johann von Laſſari, Joſeph von Bientina, Johann Bapt. von Mantello, Ludwig von Pigna, und die Herren Jakob Ferretti, und Emanuel Gonſalves zur ewigen Gefangenſchaft verurtheilet wurden. Zween andere chineſiſche Prieſter aber, Cajetan Siu, und Philipp Lió — (welcher letztere in einer Art von Käſicht, darinn man ſonſt die Aufrührer und Meuchelmörder zu verſchließen pflegt, nach Pecking gebracht wurde) brandmarkte man im Angeſichte, nnd verwies ſie nebſt zehn andern Chriſten nach der Tartarey, um dort für immer als Sklaven zu dienen. Andern Chriſten ward dieſe Strafe auf drey Jahre beſchieden, andere wurden zu Stockſchlägen und auf zwey Monate zum Halskragen verdammet, einem peinlichen Werkzeuge, Kanga genannt, der aus zweyen mehr oder weniger langen und ſchweren Brettern, je nachdem das Verbrechen beſchaffen iſt, in der Mitte mit einer Oeffnung beſteht, welche um den Hals angeſchloſſen werden, und auf den Schultern aufliegen; ſie peinigen durch ihr Gewicht, und erſchweren jede Lage des Körpers,

daß

daß der Eingezwängte ſich weder zur Ruhe niederlegen, noch von ſelbſt eine Speiſe nehmen kann.

Bey dieſer ſehr allgemeinen Verfolgung ward der Sprengel von Nanking leidentlicher, als die andern Provinzen, behandelt, weil ſich darinn, außer dem Biſchofe, kein europäiſcher Miſſionär aufhielt.

Nicht ſo gieng es in der Provinz Fokien, wo gleich zu Anfang die ſtrengſten Nachforſchungen wegen des Prieſters Peter Zai angeſtellt wurden, der im Verdachte war, als habe er ſich heimlich zu ſeinen Verwandten und Freunden geflüchtet. Bey dieſer Gelegenheit warf man dann in einigen Flecken ſehr viele Chriſten in das Gefängniß, welche die Mandarinen durch die Gewalt der Marter zum Abfalle vom Glauben zu vermögen ſuchten. Wenige blieben, als ſie den Ernſt ſahen, ſtandhaft, und die Mehreſten ſchwuren auf den einzigen Anblick der peinlichen Werkzeuge ihre Religion ab. Auch einen chineſiſchen Predigermönch zog man hier, als einen bloßen Chriſten ein, ohne zu wiſſen, daß er ein Miſſionär wäre; aber durch ein Stück Geld kaufte er ſich wieder los. Was die vier eurropäiſchen Väter belangt, wußte zwar die Obrigkeit gar gut, daß ſie ſich ſeit vielen Jahren im Lande aufhalten. Doch weil die Richter die Ahndung des Kaiſers fürchteten, wie es Andern die Menge widerfahren war, welche die verborgenen Miſſionarien hatten ergreifen laſſen, hielten ſie für ſchicklicher, ein Auge zu ſchließen, ob ſie ſchon auf den Schein ihre Häſcher umherſchickten.

In der Provinz Xantung lauerte man genau auf die Väter Creſzenzian, und Aptus, welche die Miſſion erſt neuerlich bezogen hatten. Pater Creſzenzian ward der erſte aufgeſpürt, den die Häſcher unmenſchlich mißhandelten, zu Boden warfen, mit Füſſen ins Angeſicht ſtießen, und ſonſtigen Unfug trieben, und endlich unter lauter Martern in die Gefängniſſe lieferten.

Auch wurden in der Provinz Quantung um das Ende des Jahres Chriſti 1785 zween chineſiſche Prieſter, der eine Joſeph Zai, ein Zögling des neapolitaniſchen Kollegiums, welcher ſchon lange kränklich war, und ſich in

der Stadt Cao Ceo, ſeiner Vaterſtadt aufhielt, der andere, Matthäus Ku, mit Namen, eingezogen. Der Erſte, nach einem kurzen Aufenthalte in dem öffentlichen Gefängniſſe von Canton, ward nach Peking geſchicket. Den Zweyten, nachdem er ſieben und mehr Monate das Ungemach des ſcheuslichſten Kerkers, und die grauſamſten Mishandlungen erduldet hatte, führte man in einem Käficht gleich einem Meuchelmörder nach dem Hoflager, von da aus ſie zuſammen nach der Tartarey in die ewige Dienſtbarkeit ſollten geſchleppet werden. Aber weil Matthäus Ku nicht nach Peking gekommen iſt, wird er wahrſcheinlicher Weiſe auf dem Wege geſtorben ſeyn.

Da man im ganzen Reiche fortfuhr, allgemeine Nachſuchungen anzuſtellen, fielen der heydniſchen Obrigkeit faſt alle chineſiſche ſowohl, als europäiſche Glaubensprediger in die Hände, welche ſich ingeheim in dieſem Lande aufhielten. Aus allem dem läßt ſich auf den beweinenswürdigen Zuſtand der chriſtlichen Religion in dem chineſiſchen Kaiſerthume ſchließen. Der mehrere Theil der Diener des Evangeliums waren entweder den Feinden des chriſtlichen Namens in die Hände gefallen, oder endeten, von Mühſeligkeiten gebeugt, rühmlich die Laufbahne ihres apoſtoliſchen Amtes, oder ſollten in einer ewigen Gefangenſchaft ihre elenden Tage verleben. Die endlich, welche den Nachforſchungen der Mandarinen entgangen ſind, müſſen ſich in irgend eine Hütte verkriechen, welche ſie, um die Verrichtungen ihres Berufes auszuüben, nie verlaſſen dürfen. Die Chriſten ſind dann ohne Führer und ohne Hirten, ein Raub der reiſſenden Wölfe, und die Zielſcheibe der erklärten Feinde der Religion.

Doch endete ſich auf einmal, noch vor Ende dieſes Jahres Chriſti 1785 dieſe grauſame Verfolgung der Chriſten in China. Der Kaiſer wurde auf einmal wieder beſſer geſinnet. Die gefangene Chriſten, auch die Glaubensprediger, wurden aus den Kerkern gelaſſen, und durften ſogar wieder, wie vorhin im Reiche verbleiben. Dieß war nun ein heiliger Jubel für die Chriſten der Hauptſtadt; ſie führten ſie mit einer Art von Feſtlichkeit auf Wägen

zur

zur Domkirche. Der Biſchof des Sprengels von Peking empfieng ſie bey der Pforte, drückte ſie an ſeine Bruſt, führte ſie in die Kirche, und nach einer kurzen Anrede nahm er ſie mit ſich nach Hauſe, und behielt ſie bey Tiſche, worauf er ſie in die vier Kirchen der Stadt vertheilte. Den ſechsten Tag dankte man in Beyſeyn aller ſowohl chineſiſcher, als europäiſcher Glaubensprediger und einer Menge Chriſten unter Lobgeſängen, und dem feyerlichen Klange muſikaliſcher Inſtrumente dem Himmel für eine ſo ausgezeichnete Wohlthat. Der Biſchof des Ortes ſtellte in der Monſtranz das heiligſte Altarsgeheimniß aus, und hielt das Hochamt, dabey der Biſchof von Caradren, einer aus den Bekennern, predigte. Zum Beſchluß trug der eifrige Prälat das Allerheiligſte umher, gab den Segen, und ertheilte einen Ablaß.

Auch während dieſer Chriſtenverfolgung konnte man nicht genugſam die herrlichen Siege der Gnade bewundern, welche auch den Schwächeſten, trotz der heftigſten Anfälle, Stärke und Standhaftigkeit im Glauben verlieh. Sehr viele Chriſten des einen, und des andern Geſchlechtes, und was noch mehr zu bewundern iſt, auch Täuflinge ſogar, ob man ſie ſchon ſchlug, und auf alle Art peinigte, um ſie zur Verläugnung ihrer Religion zu zwingen, bekannten doch mit unerſchütterter Standhaftigkeit, gleich den Helden der erſten Zeiten des Chriſtenthumes im Angeſichte der Mandarinen, und mitten unter den Henkern, muthig den heiligen Glauben. Obſchon zwar auch bey dieſem Sturm nicht wenig Chriſten, entweder durch den Anblick der Martern erſchreckt, oder durch die Ränke der Richter betrogen, ihre heilige Religion abſchwuren: ſo haben doch auch dieſe ihren Fehler größtentheils bald wieder erkannt, und ſelben durch eine aufrichtige Reue, durch ein unerſchrockenes Bekenntniß wieder gut zu machen geſucht. Andere aber, obſchon wenige, von denen man ſagen kann: „Sie waren nicht aus uns,“ blieben hartnäckig auf ihrem Abfalle, und in der Abgötterey, ſo daß da wenig zu hoffen, daß man menſchlicher Weiſe an ihrer Bekehrung verzweifeln muß.

In

In Europa, namentlich in Deutſchland wurde auch in dieſem Jahre Chriſti 1785 wieder an einer ſogenannten Union gearbeitet, an einer Vereinigung aller Sekten, die ſich chriſtlich nennen, ſowohl unter ſich, als mit der allein wahrhaft chriſtlich-katholiſchen Kirche. Unter allen Unionsentwürfen war keiner ſo ſchwärmeriſch, als jener, welcher von einem luteriſchen Magiſter zu Leipzig gezeichnet ward. Gottfried Lebrecht Maſius arbeitete bereits voriges Jahr an einem ganz ſingulären Plane, und ſtiftete zugleich eine Art von Unionsakademie. Die Präliminarien des Planes kamen aber erſt jetzt im Jahre Chriſti 1785 zum Vorſchein unter dem Titel: „Anweiſung zur Glückſeligkeit für alle Menſchen.“ Hier warnt Maſius vor einem Schreckenbilde, von geheimen Entwürfen der Propaganda zu Rom, und er, auf ſeinem Dreifuß, — entſcheidet nun zugleich: „daß in Zukunft ſowohl die römiſche, als die proteſtantiſche Kirche ganz aufhören müſſe.“

Bald nachher erſchien das Hauptwerk des Maſius, das ſogenannte „Vereinbuch“, worin die Idee der neuen apoſtoliſchen Kirche, welche Maſius geſtiftet haben will, gezeichnet wird. In dieſem einer Reihe von Erbprinzen geweihten Werke werden die wunderlichſten Vorbedingungen der künftigen Union ausgekramet. So kömmt zum Beiſpiel Rom an einen weltlichen Regenten. Alle geiſtliche Herrſchaft auf Erde wird aufgehoben. Es entſteht eine groſſe Religionskaſſa, um hiedurch zehn Thiere, d. i. Könige zu gewinnen, und ſo weiters.

Maſius liefert auch ein Bekenntniß der neuen apoſtoliſchen Chriſten, und giebt gewiſſe Vorſchläge in Betreff deſſen, was jede Parthei der andern nachlaſſen muß. Faſt in allen Ideen dieſes Mannes zeigten ſich Spuren eines gewiſſen Geiſtes der abentheuerlichſten Schwärmerei. Man hat es der kurfürſtlichen Regierung von Dresden zu verdanken, daß den Folgen der ſchädlichen Unionsplane des Maſius noch zur rechten Zeit kräftig vorgebeugt wurde.

Das

rath von Salzburg, verſammelten ſich gegen Anfang des Auguſts dieſes Jahres Chriſti 1786 an dem Badorte zu Ems, und kamen, nach reifer Berathſchlagung, über 23 Artikel oder Punktazionen überein. In einer Art Einleitung, die den beſchloſſenen Artikeln vorausgeſchickt wurde, beruft man ſich auf die beliebte kaiſerliche Verordnung, die dann faſt immer wieder zum Grund gelegt, oder vorausgeſetzt wird. Es werden hierauf die alten Klagen wiederholet; nämlich: „Die biſchöflichen Rechte ſeyen ſchon ſeit Jahrhunderten eingeſchränket, und in eigenmächtiger Ausübung gehindert worden; dieſes Joch müſſe jetzt einmal abgeſchüttelt werden." „Zwar", heißt es in eben dieſer vorausgeſchickten Einleitung, „iſt und bleibt der römiſche Pabſt immer der Oberaufſeher und Primas der ganzen Kirche, der Mittelpunkt der Einigkeit, und iſt von Gott mit der hierzu erforderlichen Jurisdikzion verſehen. Alle Katholiken müſſen ihm immer den kanoniſchen Gehorſam mit voller Ehrerbiethigkeit leiſten; aber alle andere Vorzüge, Vorrechte, Vorbehaltungen gehören in die Klaſſe der Eingriffe" — u. ſ. w. Nach dieſer Art Einleitung folgen dann die 23 Artikel oder Punktazionen. Es werden zwar in dieſen Artikeln meiſtens richtige und im Worte Gottes gegründete Grundſätze voraus aufgeſtellet; aber gewöhnlich irrig und der geſammten Kirche und der Kirchenordnung nachtheilig daraus gefolgert, ſo wird aus dem Satze: „Chriſtus, der Stifter unſerer heiligen Kirche, hat den Apoſteln und ihren Nachfolgern, den Biſchöfen, Gewalt gegeben, zu löſen", gefolgert: „Die Macht der Biſchöfe erſtrecke ſich auf alle Perſonen, die ſich in ihrem Kirchenſprengel befinden, und deßwegen ſoll es allen Diözeſanen verbothen ſeyn, mit Vorbeigehung ihrer unmittelbaren Oberhirten, den Recurs nach Rom zu nehmen. Es kann keine Exemzion mehr Platz haben, und kein Mönchsorden darf ſich den Namen „Exemt" mehr beilegen. Es ſoll den Kloſtergeiſtlichen verbothen ſeyn, Verordnungen und Beſcheide von Obern auſſer Deutſchland anzunehmen,

oder

oder Geld auſſer Landes zu ſchicken. Es ſoll künftig keine Diſpenſazion mehr von Rom geholt werden, ſondern jeder Biſchof kann vom Abſtinenzgebothe, von Ordensgelübden, von Ehehinderniſſen, und überhaupt in andern Fällen diſpenſiren. Die Biſchöfe ſollten nicht mehr glauben, daß ſie eine römiſche Vollmacht oder ein Indult dazu nöthig haben; ſie ſollten ſich bei Ausübung ihres Diſpenſazionsrechtes nicht mehr als päbſtliche Vikarien anſehen, viel weniger ſich ſo weit herablaſſen, alle fünf Jahre eine neue Konzeſſion, wie ſie es bisher gethan, bei dem römiſchen Stuhle zu begehren; noch weniger ſollten ſie glauben, daß eine päbſtliche Bulle ohne ihre Einwilligung in ihrer Diözeſe bekannt gemächt, oder daß ein Beſcheid einer römiſchen Kongregazion ohne ihren Willen von ihren Untergebenen anerkannt werden dürfe. Kein päbſtlicher Nunzius darf ohne Einwilligung des Biſchofs in deſſen Sprengel irgend eine Jurisdikzion ausüben; viel minder mag ein päbſtlicher Notarius, wenn er nicht von dem Biſchöfe hiezu bevollmächtigt iſt, irgend eine Amtsverrichtung vornehmen." Vorzüglich, beſonders den weltlichen Fürſten, recht willkommen war der III. Artikel: „Die Erfahrung lehret daß auch die beſten Abſichten mancher milden Stiftungen bei veränderten Zeitläuften entweder gar nicht mehr, oder nicht ſo, wie anfangs erreichet werden können. Die Biſchöfe ſind befugt, in dieſen Fällen zum Beſten der Religion oder des gemeinen Weſens eine fromme Stiftung in eine andere, die dem Hauptzwecke gemäßer, und den wirklichen Bedürfniſſen angemeſſener iſt, ohne weiters zu verändern, ohne in Rom darüber anzufragen." Im VII. Artikel wurde feſtgeſetzet: „daß die vor 347 Jahren zu Mainz angenommenen Baslerbeſchlüſſe und die Fürſtenkonkordate als Regel, die erſt ſpäter abgeſchloſſenen Aſchaffenburger-Konkordate aber als Ausnahme gelten ſollen." In dem VIII. und nächſtfolgenden Artikeln wurden verſchiedene uralte Rechte nnd Gebräuche, die man aber jetzt Mißbräuche und Eingriffe nannte, gemuſtert und abgethan: „Von nun an ſoll kei-

keine Pfründe mehr von Rom aus verliehen werden, die päbſtlichen Monate nicht mehr beobachtet; kein Ausländ auf eine Pfründe gelaſſen, und ſo noch Verſchiedenes abgeſchafft werden." Im XX. Artikel kamen die Embſer-Punktatoren ſogar auch über den Eid, den die Biſchöfe bisher dem höchſten Oberhaupte der Kirche ſchwören mußten; ſie fanden auch daran etwas, oder vielmehr alles zu tadeln; es ward beſchloſſen, eine neue Eidesformel einzuführen. Dieſes fiel ſogar einem proteſtantiſchen Gelehrten auf, der daher ſagte: „Man möchte fragen: warum iſt nicht darauf angetragen worden, daß die Biſchöfe dem Pabſte gar nicht mehr ſchwören ſollen?" Der XXI. Artikel iſt eine Lamentazion über die ſogenannten Annaten und andere Gelder, „die (wie es heißt) in unglaublicher Menge alle Jahre nach Rom geſchleppt werden, ſo daß dadurch alle Bisthümer erarmen." Im letzten dieſer Embſer-Punktazionen endlich wurde verlangt: „daß man einmal an Hebung der größten Beſchwerde, der Aſchaffenburgerkonkordate, — denken ſolle. Indem die Konkordate nur auf eine Zeit lang (bis zum nächſtens gehalten werden ſollenden Konzilium) eingegangen wären, der Kirchenrath von Trient aber die gehoffte Hilfe nicht geleiſtet hätte; wollten ſie den Kaiſer gebethen haben, innerhalb zwei Jahren wenigſtens ein Nazionalkonzilium zu befördern, oder, wenn auch dieſes nicht geſchehen könnte, durch reichsverfaſſungsmäßige Vorkehrungen die Beſchwerden zu heben."

Die vier Erzbiſchöfe, als Prinzipalen, hielten alle Punkte ihrer Abgeordneten unbedingt, und in dem ganzen Umfange genehm. Alsdann ſchickten ſie die Verhandlungen des Kongreſſes an den Kaiſer Joſeph den II., mit der Bitte: „daß er, als Reichsoberhaupt, ihnen den Schutz angedeihen laſſen, und ſich dahin verwenden möge, daß ſie in ihre urſprüngliche, den Metropoliten zuſtehende Rechte, wieder eingeſetzt würden."

Dieſe in dem Bad zu Embs am 25. Auguſt des Jahres Chriſti 1786 beſchloſſene Artikel oder Punktazionen wurden zwar ſo lange als möglich, wie verbothene,

und unerlaubt ins Reich Gottes hereingeſchwärzte Waare verborgen und geheim gehalten; aber die Freude, der Jubel des großen Ordens, der Freymaurer, der Philoſophen, der Illuminaten, der Janſeniſten, der Luteraner, (und wie ſie alle heißen die Feinde der katholiſchen Kirche, die ewigen Friedens-Störer, und Unruhe- und Unheils-Stifter) konnte ſich ſo lange nicht verbergen laſſen; ſie waren mit dieſem Embſer Bad alle wohl zufrieden, konnten allerdings ſchon vorhinein jezt triumphiren, ſie ſahen: „wenn nur einmal nach dieſen Punktazionen gehandelt werden müßte, ſo wäre genug ſchon, ſchon alles beynahe genommen; es wäre wenigſtens das Anſehen des Pabſtes für die katholiſche Kirche in Deutſchland und ſein Einfluß auf dieſelbe ſo gut, als vernichtet, und das bisher allgemein anerkannte Oberhaupt der Kirche in nichts anders, als in einen freudigen Zeugen, (nach dem Ausdrucke des Biſchofs von Laybach,) alles deſſen, was die Erzbiſchöfe verfügen würden, verwandelt worden." Durch dieſen Embſer-Kongreß und durch die dort aufgeſtellten Grundſätze lag denn wohl offenbar genug am Tage, welche große Fortſchritte der Philoſophismus bereits ſelbſt unter der höhern katholiſchen Geiſtlichkeit in Deutſchland gemacht hatte, und wie ſehr man die Joſephiniſchen Operazionen auch anderweitig nachzuahmen ſuchte, wo ſelbſt Erzbiſchöfe und Biſchöfe, in der unglücklichen Meynung: „daß ihre Macht und Größe dadurch einen Zuwachs erhalten würde," darauf hinarbeiteten, um die engen Bande zwiſchen dem Oberhaupte der Kirche und den Biſchöfen, welche bisher ihren Gegnern ſo furchtbar geweſen waren und das ganze Gebäude des Katholiziſmus noch erhalten hatten, immer loſer zu machen, nicht nur von unten auf, wie Friedrich der II. gerathen hatte, das Gebäude der Religion zu untergraben, ſondern es auch von oben herab einzureiſſen. Das ſahen die Philoſophen gar wohl ein und äuſſerten laut genug ihre Freude über den großen Triumph, den ſie in Kurzem über die ganze Religion davon tragen würden. Nur diejenigen, die es am erſten hätten einſehen, wegen der Gefahren, die über ihrem

Haupte

die vollkommene und augenblickliche Geneſung des Layenbruders Gabriel Morellon, von einer eingewurzelten und verzweifelten Tollheit. Drittens, die augenblickliche und vollkommene Geneſung der Baroneſſinn Franziska Antonia Coppola Valenzano von einem Geſchwüre, das ſich an dem Mutterhals angeſetzt hatte, nebſt einer weiten Durchlöcherung des Maſtdarms.

Im Großherzogthum Toskana hörte man noch immer von Neuerungen in Kirchenſachen, und wenn vieles ſchon, und bald alles geändert war; ſo ſah man ſich doch immer nicht am Ende; immer kamen wieder neue Neuerungs-Vorſchläge ans Tageslicht. Immer noch hatte der Großherzog Leopold ſeinen alten böſen Rathgeber, immer noch fragte er in allem vorzüglich den Biſchof von Piſtoja, Szipio Ridſchi, um Rath. Ritſchi war allerdings ein muthiger und helldenkender Kopf; aber man behauptet, daß Partheygeiſt, Ehrgeiz und Eigendünkel die übrigen Verdienſte verdunkelt haben. Oft ſchien ihm mehr an Neuerung, als an gründlicher Beſſerung gelegen zu ſeyn. Manchesmal hielt er ſich auch mehr mit Nebendingen, als mit Hebung weſentlicher Mißbräuche auf.

Pabſt Pius der VI. that immer von Zeit zu Zeit, was er könnte, um dem Unheil, das immer mehr drohete, und ſchnell näher kam, nach Kräften noch vorzubeugen; er ermahnte den Biſchof von Piſtoja, er gab ihm ſcharfe Verweiſe, und erinnerte ihn vermittelſt eines eigenen Breve an ſeine Pflichten. Leopold, wider den einige Ausdrücke in das Breve mit eingeſchloſſen waren, wurde hierüber aufgebracht; aber doch bald wieder, durch die Vermittlung des Kardinal Corſini, beſänſtigt.

Indeſſen fuhr Ridſchi fort, verſchiedene Entwürfe zu kirchlichen Neuerungen zu machen, welche nachmals von dem Großherzoge immer wieder getreulich ausgeführt wurden. Ganz aber ſollte ſie, dieſe Neuerungs-Wuth, erſt dieſes Jahr Chriſti 1786 ausbrechen; in dieſem Jahr ſollte im ganzen Herzogthum Toskana ein neuer Grund und Boden gelegt werden. Deßwegen erließ der Großherzog Leopold ſchon voriges Jahr ein Umlaufſchreiben an

die Biſchöfe ſeines Staates, worinn er ſein Verlangen äußrrte, daß in einem jeden Sprengel von Toskana eine eigene Synode zuſammen berufen werden möchte. Ein anderes bald darauf unterzeichnetes Reſkript lieferte den Stoff der verlangten Synoden, nämlich ſieben und fünfzig Artikel, welche ſich durchgeheads auf ſogenannte Polizey im Kirchenweſen bezogen. Den Geſinnungen des Großherzogs zufolge ſollten ſich die Berathungen der Biſchöfe in einem gewiſſen Mittelpunkt vereinigen. Die Berathungen ſelbſt ſollten gleichſam eine Vorbereitung zu einer nächſtens bevorſtehenden Nazionalverſammlung von Hetrurien werden. Die meiſten Biſchöfe gaben über die von ihrem Fürſten mitgetheilten Punkte ihr Gutachten ſchriftlich, ohne ſich an die Form einer Synode zu halten, oder auch nur eine Berathung mit ihrer Geiſtlichkeit anzuſtellen. Der einzige Biſchof von Piſtoja, Szipio de Ridſchi, traf andere Maaßregeln, er veranſtaltete eine Verſammlung ſeiner beynahe ganzen Geiſtlichkeit, die dann auch wirklich, ſo viel es möglich war, am beſtimmten Tag, am 18. September dieſes Jahres Chriſti 1786 beyſamm war; in allem 234 Geiſtliche, nämlich 14 Chorherren, 171 Pfarrer, und 14 Kapläne, die übrige waren ſonſtige theils Welt- theils Kloſter-Geiſtliche, die ſich nun als Väter einer allgemeinen Kirchenverſammlung anſahen, obwohl viele derſelbe nur von Ridſchi geblendet und ſo übel geſtimmt worden waren, übrigens nicht wie Ridſchi dachten. Man eröffnete die Verſammlung mit allen ſonſt bey Kirchenverſammlungen gewöhnlichen Feyerlichkeiten, und gab ſich überhaupt die bedeutendſte Miene. Vor allem wurden dann die vom Landesfürſten vorgelegte 57 Artikel öffentlich abgeleſen, und dann machte man den Anfang den Berathungen über die ſchon beſchloſſene Vorkehrungen, und Pläne, und Entwürfe.

Pabſt Pius der VI. hatte indeſſen wegen ſeiner nach München angeordneten Geſandtſchaft, die noch immer und jetzt wieder noch mehr, Anſtände fand, an Ludwig Joſeph den Biſchof von Freyſing geſchrieben, und ihn um Unterſtützung und Handhabung dieſer Sache erſucht.

Der

Der Biſchof von Freyſing ſchrieb alſogleich nach Rom zurücke, verſprach: „alles Mögliche zu thun, in ſoferne es nur immer die kritiſchen Umſtände der Zeit zulaſſen; die Hände ſeyen ihm dermals durch das an den Kurfürſten von Mainz erlaſſene Edikt des Kaiſers gebunden; er, der Biſchof, ſey ein Reichsſtand und ein Vaſall des Kaiſers; es ſtünde alſo nicht bey ihm, dem gedachten kaiſerlichen Edikte geradezu zuwider zu handeln

Auf dieſe Antwort antwortete Pabſt Pius der VI. in einem am 18. Oktober dieſes Jahres Chriſti 1786 an dieſen Biſchof erlaſſenen Schreiben mit den merkwürdigen Worten: „Deine Erklärung iſt mir allerdings unerwartet geweſen. Du haſt doch ſonſt von der Zeit an, als du vorlängſt die Theologie zu Rom ſtudierteſt, immer deine Ergebenheit gegen den apoſtoliſchen Stuhl bezeiget. Uebrigens aber wundert mich nicht, daß jene, die das kaiſerliche Edikt durch gewiſſe Kunſtgriffe zu erhalten gewußt, haben, daſſelbe mißbrauchen. Es iſt mir gar nicht unbekannt, was dieſe dabey für eine Abſicht haben: Sie wollen über andere herrſchen." Ferners ſucht der heiligſte Vater darzuthun: „daß kein förmliches Edikt wider die bairiſche Nunziatur, ſondern nur ein an Mainz gerichtetes Schreiben des Kaiſers vorhanden ſey." Alsdann werden verſchiedene Gründe vorgebracht, um zu beweiſen: „daß dem Pabſte von jeher freygeſtanden iſt, Nunzien entweder mit, oder ohne Fakultäten abzuſenden. Solch eine Befugniß, heißt es, iſt uralt und widerſtrebt weder den Konkordaten, noch den Reichsrezeſſen, oder den Punkten der kaiſerlichen Wahlkapitulazion. Wenn die Sendung eines Nunzius wider die Reichsgeſetze anſtieße, würde die Errichtung der Nunziatur von München von Karl Theodor nicht verlangt, viel minder von zwey großen Fürſten willfährig anerkannt worden ſeyn. Der neue Nunzius, heißt es in einer andern Stelle, wird die Gerechtſame der Ordinarien keineswegs kränken; vielmehr wird er ſich befleiſſen, dieſelbe zu ſchützen und aufrecht zu halten." An den Embſer Punktazionen mißfiel dem heiligſten Vater namentlich beſonders der gemachte Antrag: „daß

„daß die zwiſchen der deutſchen Nazion und dem römiſchen Hofe obwaltenden Streitigkeiten, beſonders die ſich auf das Nunziaturweſen beziehenden Händel, an den deutſchen Reichstag gezogen werden ſollten.“ „An die deutſchen Reichsſtände, ſagt Pius in dem bereits angeführten Breve, kann ich mich nicht wenden. Auch geziemt es ſich nicht, einen päbſtlichen Abgeordneten nach Regensburg zu ſchicken, damit ich nicht den apoſtoliſchen Stuhl einem unbefugten Richterſtuhle unterwerfe.“ Verſchiedene Ausdrücke des päbſtlichen Briefes verrathen eine äuſſerſt feine Staatsklugheit; ſie ſind gleichſam ſcharf zugeſpitzte und eigens dazu bereitete Pfeile, um die Gemüther der Biſchöfe von Deutſchland heilſam zu verwunden.

Die von Pius d. VI. abgeſchoſſenen Pfeile trafen mehrere Hierarchen der deutſchen Kirche heilſam. Prokopius von Törring, Biſchof zu Regensburg; Franz von Fürſtenberg, Biſchof zu Hildesheim; Cäſar von Hohensbröck, Biſchof zu Lüttich; Auguſt Styrum, Biſchof zu Speyer; Friedrich Wilhelm von Weſtphal, Biſchof zu Paderborn, und Joſeph Franz von Auersberg, Biſchof zu Paſſau, trennten ſich von den übrigen Biſchöfen, beytretend der römiſch-katholiſchen Lehre: „daß der Pabſt befugt ſey, einen mit Fakultäten verſehenen Nunzius in den Sprengel eines Biſchofs zu ſenden.“ Eifriger als die übrigen Biſchöfe der Nazion widerſetzte ſich der Biſchof von Speyer den Beſtrebungen der vier deutſchen Metropoliten, welche das ſich auf Sendung eines Nunzius beziehende Reſervat des Pabſtes ganz aufgehoben haben wollten. Vorzüglich beklagte er ſich darüber: „daß die gedachten Erzbiſchöfe verſchiedene Abänderungen der Kirchenzucht entworfen, und dieſelbe dem Kaiſer zur Genehmhaltung vorgelegt haben, ohne daß ſie vorher eine Rückſprache oder Mittheilung mit den Biſchöfen Deutſchlands gepflogen hätten.“ Ueberdieß ſchrieb er dem Erzbiſchof von Mainz: „daß er nicht begreife, wie man die gänzliche Aufhebung der päbſtlichen Geſandtſchaften verlangen, oder die Ausübung ihrer Gerichtsbarkeit ihnen verwehren könne; da dadurch der ordentlichen Gewalt

der

der Biſchöfe gar kein Abbruch geſchehe, und es offenbar viel bequemer ſey, in geeigneten Sachen an die Geſandtſchaft, als bis nach Rom ſich zu wenden.“

Kaiſer Joſeph der II. fertigte am 16. November dieſes Jahres Chriſti 1786 ſein Antwortſchreiben an die vier Erzbiſchöfe des Embſer-Kongreſſes; er bezeuget ihnen ſein Wohlgefallen an ihrem Eifer; konnte ihnen aber doch, die Ausführung dieſes kühnen Planes ſelbſt betreffend, ſeine Bedenklichkeiten nicht bergen; er ſagte: „Ueber die dem gemeinſchaftlichen Schreiben beygelegte verſchiedene Punkte bemerke ich für dermalen nur ſo viel, daß deren mögliche Zuſtandbringung und der davon zu erwartende Nutzen von dem vorläufigen feſten Einverſtändniſſe der Herren Erzbiſchöfe mit den Exempten ſowohl, als ihren Suffragan-Biſchöfen und jener Reichs-Stände, in deren Landen ſich die biſchöflichen Sprengel erſtrecken, zum großen Theile abhanget; daher es dann auch vor allem weſentlich darauf ankommen wird, daß hierüber mit gedachten Biſchöfen das nöthige nähere Einverſtändniß vertraulich geſucht und gepflogen werde.“

Das gleichzeitige Seitenſtück des Embs-Kongreſſes, die Synod zu Piſtoja, ward auch bald zu Ende gebracht, aber damit lange nicht alles das, was man damit zu Ende bringen wollte; über die von dem Großherzog vorgelegten Punkte war gar nichts entſchieden, auch über viele andere Gegenſtände, waren die da Verſammelten zu ſehr unter ſich uneins; unter allen Anträgen, welche ſie an den Hof zu Florenz gerichtet hatten, wurde keiner ſo willfährig aufgenommen, als der zu Haltung einer Nazionalverſammlung gegebene Wink. Schon deßwegen war der Großherzog für ſolch eine Verſammlung eingenommen, weil er ſie immer als das bequemſte Mittel anſah, ſieben und fünfzig ſich auf die Kirchenzucht beziehende Punkte zu berichtigen. Leopold zögerte nicht, die Prälaten ſeines Großherzogthums nach Florenz zu laden. Sie ſollten da zuſammen kommen, und alles vorbereiten, was zu Haltung einer bevorſtehenden Nazionalſynode zweckmäßig ſcheinen möchte. Man hoffte, die Gemüther der mit

einer

einer Reforme unzufriedenen Biſchöfe würden hiedurch ſo nahe aneinander gebracht werden, daß die befragten ſieben und fünfzig Artikel in dem künftigen Nazionalkonzilium, ohne Schwierigkeit, und faſt mit einhelliger Stimme, entſchieden werden könnten. So kams dann wirklich neuerdings zu einem Congreß, und zwar in Florenz ſelbſt. Schon im April des Jahres Chriſti 1787 erſchienen vierzehn Biſchöfe und drey Erzbiſchöfe nebſt ihren Räthen, Theologen, und Kanoniſten. Dieſe Prälaten und Gottesgelehrte bildeten eine Zuſammenkunft, welche einem nächſtens bevorſtehenden Konzilium der hetruriſchen Nazion gleichſam den Weg bahnen, ſohin die in dem Konzilium ſelbſt zu diſkutirenden Gegenſtände, vorläufig vorbereiten ſollte. Die erſte Seſſion dieſes Präliminarkonventes wurde am 23. April von dem großherzoglichen Kommiſſär, Anton Serriſtori, welcher zwey Rechtsverſtändige, vier Theologen und zwey Sekretär zur Seite hatte, in dem Pallaſte Pitti eröffnet. Man prüfte Einen der ſieben und fünfzig Artikel nach dem andern; man diſkutirte, und beſchloß; aber die Diſkutirenden wollten nicht überein kommen. Es wurden wohl noch mehrere Sitzungen, und Berathungen gehalten, und — die Uneinigkeiten und Streite vermehret. Was der Großherzog am ſehnlichſten wünſchte, die Einhelligkeit und Uebereinſtimmung ſeiner Landesbiſchöfe, wurde nicht zu Stande gebracht. Eben das an den Prälaten Hetruriens bemerkte Mißverſtändniß hatte die Folge, daß der Fürſt den längſt gefaßten Lieblingsplan, eine förmliche Nazionalſynode zu Stande zu bringen, endlich ganz fahren ließ.

Die Verfahrungs-Art, die man in Baiern gewählet hatte, um den Illuminaten-Orden, ſo viel möglich, ſchnell, und ganz zu zerſtören, wurde indeß von ſelbſt immer noch mehr gerechtfertiget, und das Grundverderbliche dieſer Höllenbrut ganz aufgedeckt; ſchon voriges Jahr fand man bey Zwackh zu Landshut einen großen Pack Papiere, Briefe, Entwürfe, Aufſätze, Verzeichniſſe, lauter Handſchriften der drey Haupt Rädelsführer, Weishaupts Zwackhs und Knigges, und darin das ganze Geheimniß

der Bosheit, das ganze Gift dieſer Schlangen, die teufliſchſten Grundſätze, den fürchterlichſten Greuel der beſchloßnen Verwüſtung für Kirche und Staat, die Urquellen des gräßlichſten Verderbens, eines nicht zu berechnenden Unheils. Dieſe Abſcheulichkeiten wurden auf churfürſtlichen Befehl gedruckt und herausgegeben unter der Aufſchrift: „Eigne Original-Schriften der Illuminaten." Ein ähnlicher Schatz ward neuerdings erſt dieſes Jahr Chriſti 1787 entdeckt und erhoben zu Sondersdorf, einem dem Baron Baſſus (Hanibal) gehörigen Schloſſe, einem bekannten Illuminaten-Neſte, eine ganze Sammlung der Ordensſchriften; auch dieſe Sammlung wurde öffentlich ans Licht gegeben, als: „Nachtrag zu den Original-Schriften der Illuminaten;" damit ſomit Jedermann aus den eignen Schriften dieſer Menſchen, oder Unmenſchen, von ihrer Schädlichkeit, von dem durch ſie beſchloſſenen Unheil ſich ſelbſt vollends überzeugen könnte. Allen dieſen Vorgegangenheiten nach mußte es nun mit den Illuminaten in Baiern ein Ende haben; ſie, die Illuminaten ſelbſt ſtreuten es ſo aus, ließen in Zeitungen und Tagsblätter es einrücken: „daß ihr Orden von nun an ganz aufgelößt ſey, und für allzeit ganz aufgehört habe."

Allein, leider! nichts weniger als dieß; es gab noch immer, auch jetzt noch Illuminaten in Menge, und noch immer einen großen Illuminatenorden. Da der Orden nicht in Baiern allein beſtand, und von andern Fürſten das Beiſpiel der Baier'ſchen Regierung nicht nachgeahmet, die Verſchreiung der Baier'ſchen Juſtiz gegen den Orden geduldet wurde, und die Verjagten und Entflohenen wohl gar anderweitig Aufnahme und Unterſtützung fanden; ſo iſt ſchon nicht abzuſehen, was die in andern deutſchen Ländern ſich befindlichen Illuminaten hätte abhalten können, ihren Orden fortzuſetzen; um ſo mehr, da ihnen Weishaupt mündlich und ſchriftlich zurief: „Ich habe für alles gedacht und vorgearbeitet; ſogar wenn heute der ganze Orden zu Trümmern gienge; ſo ſtelle ich ihn in Zeit von einem

Jahre

Jahre weit herrlicher wieder her, als zuvor; auch ſchadet nicht, wenn er ganz verrathen und gedruckt würde. In ſolchen Reſurſen bin ich unerſchöpflich. Ich habe ſogar Vortheil davon; denn ich weiß ſodann beſſer, was ich zu thun und zu vermeiden habe. — Es iſt nichts, worüber ich nicht denke, und auf die Folgen hinausſehe, und ſogleich auf den Fall eines übeln bevorſtehenden Erfolges auf Vorkehrung denke. Ich bin ſicher, daß ich meine Abſichten durchſetze, aller Hinderniſſe ungeachtet, wenn ich nur Leben und Freiheit behalte, und auch einen kleinen Theil von Menſchen habe, auf die ich mich verlaſſen kann, daß ſie mir gewiß folgen. Alle Hinderniſſe machen mich auf einer andern Seite nur um ſo thätiger; denn ich verſtehe die Kunſt, aus den widrigſten Vorfällen Vortheil zu ſchöpfen, und dort, wo man mich zu Boden ſchlägt, mit größerer Kraft wieder aufzuſtehen."

Auf ſolche Verſicherungen hin hatten die Illuminaten keine Urſache zu verzweifeln; ſie verließen ſich auf ihren Weishaupt, der jetzt ſein „Verbeſſertes Syſtem der Illuminaten" herausgab; zugleich erſchienen jetzt immer wieder mehrere Schutzſchriften des Illuminatismus; ſie, dieſe Illuminaten trieben nun wieder ihr Weſen ſo gut ſie konnten, und warben im Stillen und öffentlich. Nebſtdem, daß es auſſerhalb Baiern auf dem bisherigen Gange fortgieng, ließen ſie „förmliche Einladungen" ergehen zu „einem neuen heimlichen (ſogenanten) Freimaurerorden nach Illuminatiſchen Grundſätzen, deſſen Zweck reiner Deismus und Antideſpotismus wäre, und welchem ſchon viele luterſche Wortsdiener und Geiſtliche, auch verſchiedene der berühmteſten akademiſchen Gelehrten einverleibet wurden, und die demſelben mit Eifer zugethan waren. Man arbeitete jetzt nur noch mehr ins Große; vieles geſchah jetzt bei Kaiſer Joſeph dem II. durch Ignaz von Born, und durch Bode bei verſchiedenen deutſchen Fürſten und Staatsmännern; ſie ſuchten jetzt auf alle Weiſe immer noch mehr ſich auszubreiten, und da ihr Orden in ſeinem erſten Anfange ein Studentenorden geweſen war, ſo

ga=

gaben ſie ſich alle und auch nicht vergebliche Mühe, auf mehrern deutſchen Univerſitäten, beſonders zu Marburg und zu Jena die dortigen Studentenorden, als die Amiciſten, die Unitiſten, die ſchwarzen Brüder, die Konſtantiſten (bei deren Illuminirung ein gewiſſer Rieſenberger eine Hauptrolle ſpielte) zur Pflanzſchule des Illuminatismus zu machen, und droheten auch wohl denen, die ſich ihnen widerſetzten, in anonymen Briefen mit Aqua toſana und Aqua lauro-cerasi, wie es einem würdigen Profeſſor zu Jena widerfuhr. Wo aber dergleichen Orden nicht exiſtirten, welche man zu Pflanzſchulen machen konnte, da führten wohl Lehrer ihre Zuhörer dem Orden zu, wie von Profeſſor Dorſch zu Mainz geſchah, von welchem mehrere junge Seminariſten zu Illuminaten aufgenommen wurden.

Sie, dieſe Illuminaten, machten ſich jetzt vorzugsweiſe an die Gelehrten, und ſuchten allen Gelehrtheitsruhm und die geſammte Literatur in Beſchlag zu nehmen, und Alleinhandel damit zu treiben; ſie erkauften, oder vielmehr erbettelten ſich die Nikolaiſchen Rezenſenten; Nikolai ſelbſt ward unter dem Namen Lucian in den Illuminatenorden aufgenommen. So arbeiteten jetzt Illuminaten, Aufklärer, Freimaurer und Filoſofen, oder, mit einem Worte, alle Ungläubigen, Gotteslaugner und Religionsſpötter arbeiteten jetzt Hand in Hand ihrem gemeinſchäftlichen Zwecke zu; man unterſtützte ſich gegenſeitig mündlich, durch Thaten und in Schriften, alle dieſe giftigen Höllen-Partheyen machten nun gemeinſchaftliche Sache gegen ihre Gegner, die ſie als Dummköpfe, als Ignoranten, als Feinde der Vernunft, als ſchändliche Nachbeter aller Vorurtheile ausſchrieen. Alſo hatten ſich die Illuminaten nicht nur anſehnlich vermehrt, ſondern ſie hatten auch an allen Aufklärern überhaupt getreue Bundesgenoſſen; wenigſtens konnten ſie dieſelben als Inſtrumente gebrauchen. Das ganze Schriftſtellerweſen, das ganze Federwerk nahm nun einen ganz auffallenden, ſichtbar raſchen, den Grundſätzen des Illuminatismus gemäßen Gang.

We-

Wenige gelehrte Zeitungen, die in der Literatur den Ton angaben, waren anzutreffen, in welchen dieſer Geiſt nicht wehete, und befolgt wurde, was Philo im Prieſtergrade den Adepten vorgeſchrieben hatte, nämlich diejenigen Schriftſteller, die zum Bunde gehörten, oder in den Grundſätzen deſſelben ſchrieben, auszupoſaunen, und die von der Gegenparthei zu verſchreien. Wenige Schurnale, die ſeit dieſer Zeit ſich ſehr vermehrten, wenige waren es, in welchen nicht die frechſten Aeuſſerungen über die Religion und über die Regenten vorgetragen wurden; und es ergiengen Aufforderungen an die Völker, ſich der Tyrannen, die ihnen ſchon lange die heilige Freiheit vorenthalten, zu entledigen, alle Thronen zu zertrümmern, den übermüthigen Adel zu Boden zu treten, und den Fanatismus zu brandmarken.

Es mag entweder eine nicht wohlbedachte Gutmüthigkeit oder Nachahmung deſſen geweſen ſeyn, was von Friedrich dem II. geſchah (der einmal ein Pasquill niedriger hängen ließ, damit es deſto bequemer geleſen werden könnte) daß die Regierungen in den meiſten deutſchen Staaten glaubten, daß auch ſie dieſem Unweſen nicht ſteuern dürften. „Ob es gleich ihr eigenes Intereſſe erfordert hätte", ſagt ein Schriftſteller, „ſo bekümmerten ſie ſich doch nur ſelten um dieſe Machinazionen, deren Zweck war, alles zu verwirren, allgemeines Mißvergnügen zu verbreiten, und endlich dann einmal alle Regierungen gänzlich über den Haufen zu werfen.

Als fernere Mittel zum Zwecke wurden von den ſogenannten Illuminaten erwählet, nebſt den ſchon gewöhnlichen, immer wieder noch neuere, oder wenigſt in neuer Form aufgepuẓte. Da Weishaupt und Knigge ihren Adepten ſchon die Anweiſung gegeben hatten: „ſich mit einer gelehrten Geſellſchaft zu decken"; ſo wurden bald an mehrern Orten literariſche Societäten, korreſpondirende Zirkels und vornehmlich Leſegeſellſchaften errichtet. Picus Mirandolanus, (Profeſſor Bruner zu Tiefenbach,) entwarf ein höchſt argliſtiges und verfängliches Projekt zur Errichtung einer Akademie der

Wiſſen-

Wiſſenſchaften für das katholiſche Deutſchland, um darunter den Orden zu verſtecken. Einige dieſer Leſegeſellſchaften, an Orten errichtet, wo ſchon mehrere Jahre zuvor die Illuminaten ihre Neſter gebauet hatten, ließen ihre Exiſtenz durch die Zeitungen ankündigen, die gewiß nicht das Publikum, wohl aber deſto mehr die auswärtigen Ordensbrüder intereſſiren konnte, und alſo als ein den Verſchwornen gegebenes Signal anzuſehen war. Wo aber auch dieſe Leſegeſellſchaften nicht einen ſolchen Ordensurſprung hatten, da ſchlichen ſich doch bald die Adepten des Illuminatismus in ſelbige ein, und wußten die Direkzion an ſich zu ziehen. Alles, was von Schriften die Religion und die Regenten erniedrigen, was die Sitten verderben konnte, ward hier willkommen geheißen, und durch dieß Vehikel ausgebreitet; was dagegen der öffentlichen Meinung eine beſſere Richtung geben konnte, das ward auf Befehl der unſichtbaren Obern proſcribirt. Es wird verſichert, daß Weishaupt zu dieſer Abſicht herumgereiſet ſey, die Anſtalten beſehen, und die Brüder geſtärkt habe, und daß an kleinern Orten wohl 40, an größern wohl 100 bis 180 und noch darüber in der Leſegeſellſchaft ſich befanden.

Ein Mittel ähnlicher Art war auch die ſogenannte deutſche Unjon, welche eben dieſes Jahr Chriſti 1787 ihren Anfang nahm, wozu aus ganz Deutſchland und aus angrenzenden Ländern Mitglieder gerufen wurden, es war dieß ein Verſuch, die Menſchen zu ſtimmen, eine Stimmung unter alle zu bringen; überhaupt alles, was die Illuminaten in Anſehung der Literatur beabſichtigten, das war auch der Zweck bei dieſer Verbindung, nemlich: „ſich eine unſichtbare und allgemeine Gewalt über die Meinungen zu verſchaffen, dergeſtalt, daß nichts gedruckt oder geleſen werden ſollte, was nicht den Abſichten der Verbrüderung gemäß ſey; eine unumſchränkte Gewalt über die Leſegeſellſchaften zu erhalten, ſo, daß nur von den Verbündeten die Bücher derſelben gewählet würden; ja den ganzen Buchhandel an ſich zu ziehen, ſo daß Schriftſteller, die für den Aberglauben

(die

(die Religion) ſchrieben, weder Verleger, noch Publikum erhalten könnten; endlich, die Aufklärung (d. i. die der Religion und und den Staaten ſo nachtheiligen Grundſätze) auch unter das gemeinſte Volk, in gar alle Menſchenklaſſen (das tödtende Gift) hineinzubringen."

Ein weiteres, eben ſo teufliſch argliſtig gewähltes Mittel war auch — das Geſchrei, welches von einigen Berliniſchen Schriftſtellern über heimlichen Katholizismus erhoben wurde, und faſt von da aus über alle Länder von Europa erſcholl, oder die von dem Ritter von Zimmermann ſogenannte „Jeſuiten-Riecherei" oder beſſer geſagt: „Die alte und immer neue Wuth aller Ungläubigen und Religionsſpötter" gegen den allein wahren heil. Glauben, gegen die allein heilige, und heilig- und ſeligmachende Religion, oder, in der Sprache der Illuminaten: die ſogenannte „allgemeine Toleranz." Bekanntlich hatten die ſogenannten Filoſofen in Frankreich zur Erreichung ihrer Abſichten eine allgemeine unbeſchränkte Toleranz gepredigt, und es war ihnen nach Wunſch geglückt. Die Deutſchen hatten ſie darin mit einem nicht minder glücklichen Erfolge nachgeahmt, und wie bei jenen, alſo auch bei dieſen, hatte dieſe Toleranz ſowohl in proteſtantiſchen, als in katholiſchen Staaten die Wirkung hervorgebracht, daß die herrſchende Religion unterdrückt, und dagegen allen Andersdenkenden und allen Feinden der Religion vollkommene Freiheit zu den frechſten Unternehmungen gegeben wurde. Was aber die ſogenannten Philoſophen in Frankreich der Zeit und den Umſtänden von ſelbſt hervorzubringen überließen (daß nämlich die neben einander beſtehenden und gleiche Rechte genießenden Parteien ſich einandern in die Haare fallen würden) das ſuchten die Berliniſchen Schriftſteller — (ſey es, daß ihnen die Zeit zu lang ward, oder ſey es, daß ſie durch die Verbindung des Illuminatismus mit der Aufklärerei die Partie ſtark genug glaubten, um das Abentheuer zu beſtehen) — durch eine beſondere Operazion herbeizuführen. Dieſe war nichts geringers,

gers, als, daß man allenthalben ausposaunte, daß ein geheimes Komplott von den Katholiſchen und von den Jeſuiten (als welche in aller Wirkſamkeit noch immer exiſtirend geſchildert wurden) zur Katholiſirung der Proteſtanten gemacht ſey, welches vornehmlich in geheimen Geſellſchaften verborgen liege, und daß ſchon wirklich Proſelyten aus allen Ständen, und ſelbſt unter den Fürſten gemacht wären. Jede eifrige Predigt, jeder heilſame Unterricht, jedes geiſtreiche Buch, jede gründliche Vertheidigung der heiligen Religion, alles, was für Beförderung des Guten geſagt, geſchrieben und gethan wurde, das roch nach den Jeſuiten, das ſuchte man mit dem Spottnamen: „Jeſuiten-Riecherei" lächerlich oder gar verdächtig zu machen; jeder eifrige Seelenſorger, dem es mit Erfüllung ſeiner Pflichten Ernſt war, jeder junge Geiſtliche, der für ſeinen heiligen Beruf Eifer zeigte und demſelben nachlebte — „der roch nach Jeſuiten, dem ſah mans an, daß er in den Schulen der Jeſuiten erzogen worden — der wurde als — ein heiliger Aloyſius — oder als ein Dummkopf ausgeziſcht und verſchrieen." Die Illuminaten in Deutſchland, wie die Philoſophen in Frankreich, und überhaupts alle Religionshaſſer fürchteten die Jeſuiten ſo ſehr, daß ſie jetzt auch noch vor ihrem Schatten noch zitterten, wie die Teufel vor dem heiligſten Namen Jeſus ſelbſt. Das mindeſte konnte dieſe ſchwachen Geiſter ſchon ſchrecken. Wo ſie nur immer in einem Prieſter noch Eifer, Frömmigkeit und Gelehrſamkeit ſahen, da glaubten ſie ſchon einen Jeſuiten zu ſehen. Wo nur immer in einer Stadt, oder in einem Dorfe, oder auch nur in einem Hauſe ſich etwas mehr lebendiges Chriſtenthum zeigte, da konnten ſie es ſchon nicht aushalten, da roch es ihnen ſchon zu ſehr nach Jeſuiten, und ihre geſchreckte Einbildungskraft machte ſie auf der Stelle ſo zitternd, als wenn jetzt wirklich alle Jeſuiten wieder kämen, als wenn der ganze Jeſuitenorden wieder hergeſtellt würde. Dieſes vortreffliche Jeſniten-Inſtitut, dieſe wahre Geſellſchaft Jeſu war

dem

dem Illuminatenorden, dieſer Höllenanſtalt, dieſer Geſellſchaft der Teufel noch immer ein Schrecken. Unvergeßlich blieb ihnen, was dieſe Männer für das Reich Gottes geſchprochen, geſchrieben und gethan hatten; zwar nicht dankbar, aber mit deſto gröſſerm Verdruſſe dachten ſie noch immer an alles; und wie ſie jezt nur immer irgend was Aehnliches ſahen, eine Anſtalt zur Belebung des Glaubens, zur Uebung der Buße, zur Weckung der Frömmigkeit; da glaubten ſie ſchon, es ſtecken Jeſuiten dahinter; ſo ſchlugen ſie ſchon Lärmen, theils aus vollem Ernſt, theils aus der Abſicht, durch das Spottwort: „Jeſuiten-Riecherei" jede Ausübung der Religion, und die Religion ſelbſt zu zerſtören, gar alles Gute beim erſten Aufkäumen zu erſticken. Es wurde aus Weishaupts eigenen Aeuſſerungen bekannt, daß es eine ſeiner Abſichten bei Stiftung ſeines Ordens geweſen iſt: „eine mächtige Parthei gegen die Jeſuiten zu bilden", die er, vielleicht nicht mit Unrecht, für diejenigen, anſah, welche der Ausführung ſeiner Abſichten am meiſten entgegen wären. Auch Philo geſtehet in einem Briefe: „daß er auf Spartakus Geheiß gegen Jeſuiten und Roſenkreuzer geſchrieben, und Leute verfolgt habe, die ihn nicht beleidiget haben. Nikolai ſuchte immer jeden Schriftſteller, wenn er für Religion eiferte, dadurch zu widerlegen und abzuſchrecken, daß er ihn öffentlich als „einem heimlichen Jeſuiten" ausſchrieb. Nikolai ſah in jedem rechtſchaffenen, fürs Gute eifernden Mann einen unaufhörlich mit Widerherſtellung des Jeſuitenordens beſchäftigten Jeſuiten. Er erregte einen allgemeinen Lärm, reiſete durch Deutſchland, und ſtellte allenthalben eine Jeſuitenjagd an; er ward zu dieſem Endzweck Freimaurer und Roſenkreuzer, wozu ihm ſeine beiden Freunde, Gedike nnd Bieſter — und einige Beförderer der neuen Lehre behilflich waren. Nikolai und mit ihm alle Berliner-Rezenſenten, alle Mitarbeiter an ſeiner allgemeinen deutſchen Bibliothek, hielten dieſe ihre „Jeſuiten-Riecherei" für ein beſonders wirkſames Mittel, abzuſchrecken von Vertheidigung des

Chri-

Chriſtenthumes, und dadurch zu bewirken, daß ums Chriſtenthum kein Menſch mehr ſich annehmen ſollte. Nicht nur aber die Vertheidiger des Chriſtenthumes wurden verdächtig und verſchreit gemacht, und ſollten auf ſolche Weiſe genöthiget werden, den chriſtlichen Deismus, als die allein unverfängliche Religion, anzunehmen; ſondern mehrere berühmte Schriftſteller hatten daſſelbe Schickſal, und dieſer ſonderbare Terrorismus war zum Mittel beſtimmt, dem Illuminatismus die ganze Literatur zu unterwerfen, und die Schriftſteller zu nöthigen, dem Geiſte des Ordens gemäß zu ſchreiben, wenn ſie nicht als verborgene Jeſuiten verſchrieen werden wollten. Auch die Könige und Fürſten ſelbſt waren davon nicht ausgenommen; ſie wurden ihren Völkern verdächtig gemacht, und ſollten, wenn ſie nicht das Zutrauen ihrer Unterthanen verlieren wollten, auf ſolche Weiſe genöthigt werden, nichts zum Vortheil der Religion zu unternehmen, ſondern ſich den Leitungen der illuminirten Konjurazion der Philoſophen ganz zu überlaſſen. — Damit fernerhin auſſer dem Illuminatismus keine geheime Geſellſchaft irgendwo mehr exiſtiren möge, ſo wurden alle nicht illuminatiſche Geſellſchaften des heimlichen Jeſuitismus verdächtig gemacht. —

Körperliche Peſt und anſteckende Seuche hatte vorige Jahre in Tunis ſchreckvolle Verwüſtungen angerichtet; in dieſem Jahre Chriſti 1787 fieng ſelbe auch in Algier ſchrecklich zu wüthen an. Seit vielen Jahren leiſteten daſelbſt die Trinitariermönche aus Spanien den armen Chriſtenſklaven in ihren leiblichen und geiſtlichen Bedürfniſſen thätige Hilfe; und letztlich ward mit der erforderlichen obrigkeitlichen Genehmigung ein ſogenanntes Hoſpizium errichtet, und zum Behufe der Sklaven ein Spital beigefügt, welches ſeine Unterhaltung aus dem Almoſen zog, das die beſagten Religioſen, und vornehmlich die Glieder der kaſtilianiſchen Provinz meiſtens in Spanien ſammelten, weßwegen auch ihnen die Verwaltung davon aufgetragen wurde. Nun ermangelten die Trinitariermönche, wie ehedem, ſo noch jetzt

von dem Geiſte ihres liebeathmenden Inſtitutes beſee-
let, in gegenwärtiger Lage nicht, in dieſes Spital alle
jene Chriſten aufzunehmen, welche das Uebel ergriffen
hatte. Sie hörten dieſelben Beicht, reichten ihnen die
heiligen Sakramente der Sterbenden, und ſtärkten ſie
mit aller Liebe zur Reiſe in die Ewigkeit; wo man ih-
nen dann auch Arzneien, und was ſie etwa ſonſt zur
Geneſung bedurften, mit ſo vieler Willfährig- als Frei-
gebigkeit reichte. Die anſteckende Seuche wüthete mit
ſolcher Heftigkeit, daß ſchon in der erſten Jahreshälfte
618 chriſtliche Sklaven, und 16,400 theils Muhame-
daner, theils Juden hingeraffet wurden. Die Trinita-
rier, welche das Spital beſorgten, hielten mit ſtets gleich
unerſchrockenem Muthe und in heldenmüthiger Liebe aus.
Pater Alphons Martinez fiel zuerſt als Opfer der Lie-
be. Da dieſe Seuche immer noch zunahm, und nun
die zwei übrigen Ordensmänner Pater Alpharus Lopez,
und Pater Blaſius Injeſta jetzt die Beſorgung des Spi-
tals und die Seelenpflege allein auf ſich hatten, und je-
den Augenblick in Gefahr waren, von der Seuche er-
griffen zu werden; ſo ſchrieb erſterer an den Ordens-Pro-
vinzial in Kaſtilien: „er möchte den Untergebenen ſeiner
Provinz die jetzigen Umſtände ſchildern, und ſie zugleich
nach Algier einladen, als apoſtoliſche Arbeiter im Wein-
berge des Herrn ihren Mitbrüdern auf der müheſamen
Laufbahn nachzueifern." Der Provinzial machte dieſes
Schreiben alſogleich den Brüdern bekannt; aus 32, die
ſich auf der Stelle anerbothen hatten, recht gerne und
mit Freuden ihr Leben für ihre Brüder zu opfern, wähl-
te er den Pater Tello und den Pater Petrus Apellaniz,
welcher letztere die Theologie vor einigen Jahren in der
Hauptſtadt gehöret hatte, und Kenntniß von den Sitten
und Gebräuchen der Einwohner der Barbarei hatte, da
er ſich ohnedem ſchon einige Jahre in Tunis aufgehal-
ten hatte. Dieſe zwei Religioſen traten ungeſäumt die
Reiſe an. Bevor dieſe noch ihren Beſtimmungsort er-
reichten, waren die beiden Helden der chriſtlichen Liebe
denen ſie im Dienſte der Liebe arbeiten helfen ſollten,
ſchon in ein beſſeres Leben hinüber genommen.

Für

Für Nordamerika blühten jeẓt freudige Auſsichten, Gnaden und Erbarmungen des Herrn. Jener Thayer von Boſton in Nordamerika, welcher als erpichter Keẓer und ſelbſt Wortsdiener ſeiner Sekte vor 5 Jahren nach Rom kam, und daſelbſt bekehret wurde, hatte ſich jeẓt entſchloſſen, als Verkünder der Wahrheit, als katholiſcher Glaubensprediger in ſein Vaterland zurückzukehren, und daſelbſt auf Eroberung fürs Reich Gottes auszugehen; in dieſer heiligen Abſicht hatte er bereits die Prieſterweihe empfangen, und die ganze Zeit ſeit ſeiner Bekehrung eifrigſt verwendet, um ſich zu apoſtoliſchen Arbeiten vorzubereiten; er hatte auch wohl bis jeẓt ſchon mehrere apoſtoliſche Arbeiten geliefert; von einigen derſelben gab er ſelbſt Nachricht in einem Briefe, den er von Paris aus am 3. März des Jahres Chriſti 1788 an einen guten Freund, an einen Prieſter in Biſanz abſchickte; darin heißt es unter andern: „Ich gieng in das Seminarium zu St. Sülpis beiläufig vierzehn Monate nach meiner Rückkehre in die Kirche; und dieß iſt das einzige, in welchem ich gewohnet habe. Seit meiner Prieſterweihe bin ich in England geweſen, wie Sie zu Ende meiner Nachricht ſehen; und ich habe den Troſt gehabt, daſelbſt innerhalb zwölf Wochen die Abſchwörung von eilf Perſonen aufzunehmen, und eine ſehr große Anzahl anderer von weitem, oder von nahe, zuzubereiten; ich habe daſelbſt eine ewige Beſchäftigung und Früchte angetroffen, welche ganz bereit waren, in meine Hände zu fallen, und weiter nichts erheiſchten, als Jemanden um ſie abzupflücken; endlich hat mich Gott darinn weit über alle Hoffnung geſegnet; faſt alles hat mir gelungen. *Non nobis, Domine! non nobis &c.* Was die katholiſche Religion in London betrifft; ſo bekennet man ſich ziemlich offenbar dazu; und ich habe eine von den oberwähnten Abſchwörungen unverholen in einer öffentlichen Kapelle gemacht; und dieß ohne alle Unfüglichkeit. Die Geſeẓe wider die Katholiken beſtehen zwar; ſie werden aber nicht vollzogen. Ich habe mich überall für das bekennet, was ich

bin; in allen Herbergen, in die ich an Faſttagen gieng, habe ich Faſtenſpeiſen begehrt, und ordentlicherweiſe mein Brevier und meinen Roſenkranz in öffentlichem Fahrzeugen gebethet. Ich habe allzeit bemerket, daß ich um ſo mehr geachtet wurde. Gemeiniglich führte dieſes oft auf Fragen von der Religion, und oft auf freundſchaftliche Erklärungen, welche bei den Proteſtanten manchmal eine Begierde nach weitläufigern Unterrichten erweckte." Am Schluſſe dieſes Schreibens ladet er ſeinen Freund und die Prieſter in der Nachbarſchaft deſſelben ein: „daß auch ſie ſich mit ihm dem Bekehrungsgeſchäft in Amerika widmen und opfern möchten"; auch legte er dieſem Briefe einige Abdrücke ſeines Gebethbundes bei, den er vor kurzem errichtet, um den lieben Gott gemeinſchäftlich flehendlichſt anzurufen um Gnade und Segen zu apoſtoliſchen Arbeiten. Herr Thayer hatte es bei ſeiner eigenen Bekehrung bemerket und ſeitdem aus vielfältiger Erfahrung einſehen gelernet wie unumgänglich nothwendig es ſey, daß man ſich demüthige vor Gott, daß man eifrigſt bethe, wenn man entweders ſelbſt bekehret werden, oder in Andern eine Bekehrung bewirken wolle; deßwegen hielt er ſeitdem alles aufs Gebeth; er war ſeitdem immer nicht nur ein arbeitſamer, ſondern auch ein wohlbethender Mann; und weil er jetzt ſo vieles vorhatte, auf Bekehrung aller ſeiner Landesleute antrug; ſo wollte er nun alle, die er näher kannte, auffordern zum Gebethe, und warb ſich bereits eine ganze Geſellſchaft wohl bethender Seelen, welche ihm ihr Gebeth verſprechen mußten, und er lud nun immer noch mehrere ein, dieſer Geſellſchaft beizutreten; vorzüglich wendete er ſich in dieſer Angelegenheit an Kloſtergemeinden; er gab endlich dieſem Gebethbund eine förmliche Geſellſchafts-Verfaſſung, und ſchrieb Regeln vor, an die man ſich halten möchte, um den gemeinſchäftlichen Endzweck um ſo leichter und ordentlicher zu erreichen; dieſen ſeinen Aufſatz ließ er abdrucken, und ſendete ihn nun überall hin, beſonders in Klöſter. Dieſem Geſellſchaftsvertrag nach ſoll die

ganze

ganze Geſellſchaft ſolcher zum Gebethe für Amerika ſich verbindenden Seelen aus mehrern kleinern einzelnen Gemeinden beſtehen; jedes Kloſter macht ſchon für ſich eine ſolche einzelne Geſellſchaft; jede Gemeinde wird ſich verbinden (ohne daß dieſes eine Gewiſſenspflicht auferlege) an einem beſtimmten Tage in jedem Monate die heilige Kommunion zu verrichten, Gott um den guten Fortgang der Miſſion, welche zu Gunſten der dreizehn Stände von Amerika iſt entworfen worden, zu bitten. In jeder kleinern Geſellſchaft ſollen zwei Mitglieder eigens noch von der Oberinn als Abgeordnete der ganzen Gemeinde beſtimmt werden, um beſtändig die Bekehrung der oberwähnten amerikaniſchen Staaten zu betreiben, und ſich im Geiſte und dem Herzen es mit den Gebethern und den Arbeiten der Miſſionarien zu vereinigen. In dieſer Abſicht werden ſie dem Herrn alle ihre Gebethe, ihre Leiden und ihre Andachtsübungen aufopfern. Dieſe Verbindung wird in den Gemeinden, die ſie annehmen werden, immerwährend ſeyn; und nach dem Tode eines ſolchen abgeordneten Mitgliedes ſoll ſelbes allzeit wieder erſetzt werden; ſo, daß in jeder Gemeinde immer zwei ſolche Abgeordneten ſeyn ſollen, die ſich um dieſes Heilsgeſchäft beſonders annehmen. Zuletzt werden überhaupt alle frommen eifrigen Seelen ermahnet, den Herrn zu bitten, daß er würdige Arbeiter in ſeinen Weinberg ſenden wolle. Dieſem Geſellſchaftszettel iſt am Ende noch beigedruckt das kurze, täglich um Bekehrung der Ketzer zu entrichtende Gebeth: „Allmächtiger, ewiger Gott! der du das Heil aller Menſchen verlangſt, und nicht willſt, daß einer aus ihnen zu Grund gehe; ſieh gnädig auf die Seelen, welche der Teufel der Ketzerei verführet hat; gieb, daß ſie allem Irrthume abſchwören, die Lehre der Weisheit verkoſten, und wieder zurückkommen zur Einigkeit, welche das Kennzeichen der Wahrheit iſt, die du uns gelehret haſt durch unſern Herrn Jeſum Chriſtum ꝛc.

Auch in den Nachrichten, welche dieſer nun ſchon ſo eifrige Prieſter Thayer der gläubigen und ungläubigen

gen Welt gab, zeigte ſich ebenderſelbe reine ganz apoſtoliſche Eifer; es iſt ihm immer und immer um gar nichts ſonſt zu thun, als daß immer mehr und mehr Seelen gerettet, und heilig und ſelig gemacht werden möchten; er begann dieſe ſeine Bekehrungs-Geſchichte mit den Worten: „Man hat in öffentlichen Blättern die Bekehrung eines proteſtantiſchen Wortsdieners, welche zu Rom bei dem Anlaſſe der Wunderwerke des ehrwürdigen Labre gewirket wurde, angekündigt. — Ich bin dieſer zum Glauben bekehrte Proteſtant; ich bin von einer beſondern Vorſicht, die ich nicht mißkennen kann, geleitet worden. Wie der wunderbarlicher Weiſe erleuchtete Blinde des Evangeliums, mache ich mir ein Vergnügen und eine Pflicht daraus, die Erbarmungen des ſo gütigen Gottes, dem ich das Licht und Leben der Gnade verdanke, zu verkündigen. Meine Bekehrung iſt zu Rom öffentlich, meine Abſchwörung feierlich geweſen. Nachdem ich hernach nach Frankreich gegangen war, habe ich meine Geſchichte der Vorſehung über mich einer großen Anzahl anſehnlicher Perſonen, die den umſtändlichen Hergang derſelben zu vernehmen wünſchten, erzählt. Ueberdas haben mir einige Freunde zugeſetzt, eine kurze Nachricht davon zu größerer Erbauung und Ehre Gottes herauszugeben. Ich habe ihren Gründen und ihrem Anſehen nachgegeben, und mich dazu entſchloſſen.“ Dann folget umſtändlich und aufrichtig in der Sprache der Demuth und Dankbarkeit ſeine Bekehrungsgeſchichte; wie wunderbar und doch nicht auffallend, wie ganz göttlich und doch dem Scheine nach ganz natürlich er geleitet und geführet worden ſey; wie liebvoll gelaſſen der gute Hirt ihn von ſeinen Verirrungen zurückezubringen geſucht, und wie er ſich geſträubt, und durchaus auf Irrwegen habe bleiben wollen, und wie lange er der Gnade und den Erbarmungen ſich hartnäckig widerſetzet, und endlich — beſiegt war. Endlich, um um noch einmal den Schritt, den er gethan, und ſich und ſeine endlich erfolgte Bekehrung vor aller Welt zu rechtfertigen, endete er dieſe Geſchichte ſeiner Bekehrung

mit

mit den Worten: „O daß alle Irrende zur Erkenntniß der Wahrheit kämen! O daß ich im Stande wäre, dazu etwas beizutragen, dieß göttliche Licht in alle zu bringen, dieſes Reich Gottes überall auszubreiten. Es ſtellet ſich hier eine ſehr natürliche Erwägung dar: Kann es Gott zulaſſen, daß ſich ein Menſch in der Auswahl einer Religion betrüge; wenn er, nach einer genauen Wachſamkeit über ſeine Aufführung, nach eifrigem Gebethe, nach langen und mühſamen Unterſuchungen ſich entſchloſſen hat, ſie auf Unkoſten alles deſſen anzunehmen, was er in der Welt am liebſten hat: Familie, Stand, Glück, Anſehen? Wenn dieſe Religion falſch wäre; könnte er nicht zu Gott mit einem berühmten Gottesgelehrten ſagen: Herr! du biſt's, welcher mich betrogen hat. Dieſe Erwägung wird eine neue Stuffe der Stärke erlangen, wenn ich die erſtaunliche Veränderung, welche in mir ſeit meiner Bekehrung vorgegangen iſt, hinzuſetze. Ich ſtehe an, ſie bekannt zu machen; es dünkt mich aber, ich müſſe es thun, um die göttliche Barmherzigkeit zu verherrlichen, und der katholiſchen Religion zu huldigen, zu welcher ich mich zu bekennen das Glück habe. Wie ſehr iſt nicht mein Zuſtand von dem, in welchem ich vorhin war, unterſchieden! Mein Gedanke, mein Geſchmack, meine Abſichten, alles iſt geändert; ich kenne mich ſelbſt nimmer. Sobald ich meine Parthei ergriffen hatte; kündigte ich den unheiligen Studien, welche mich bis dahin beſchäftigt hatten, auf; ich ließ meine Bücher halb geleſen da; ich machte mich von denen, welche mir zugehörten, los. Seit dieſer Zeit haben die Leidenſchaften nur wenig Herrſchaft über mich gehabt; meine Entwürfe von Ehrſucht und von Beſtellungen in der Welt, haben mich gänzlich verlaſſen; ich verlange nichts mehr in derſelben; ich habe kein Vergnügen mehr, als nur an göttlichen Dingen; ich fühle in dem Innerſten meines Herzens einen Frieden, den ich niemals gekannt hatte. Ich habe nicht mehr, wie zuvor, nur die betrügeriſche Sicherheit eines eingeſchlummerten Gewiſſens, welches vermeſſentlich auf die Barmherzigkeit Gottes

ſein

ſein Vertrauen ſetzt, und die Gefahr, welcher es ausgeſetzt iſt, nicht ſieht; ich habe das ſüſſe Zutrauen eines Sohnes, der ſich in den Armen ſeines Vaters wieder findet, und Urſache hat, zu hoffen, daß ihn, ungeachtet der Gefahren, die ihn umgeben, nichts daraus wird winden können; ja, dieſe Religion iſt für das Herz gemacht; ſo gründlich, ſo ſtark auch immer die Beweiſe ſind, welche mich überzeugt haben, daß ſie die Religion Jeſu Chriſti iſt; ſo iſt doch die Zufriedenheit, die reine Freude, die ſie begleitet, für mich eine andere Art von Beweiſen, welche nicht minder überzeugend iſt. Die Wahrheiten, welche ich zu glauben am meiſten Mühe gehabt habe, ſind diejenigen, welche mir jetzt am meiſten Troſt bringen. Das Geheimniß des Altars, welches mir ſo unglaublich vorgekommen war, iſt für mich eine unerſchöpfliche Quelle geiſtlicher Vergnügungen geworden. Die Beicht, die ich als ein unerträgliches Joch angeſehen hatte, dünkt mir unendlich ſüß, wegen der Beruhigung, die ſie in der Seele hervorbringt. Ach wenn die Ketzer und die Ungläubigen die Süſſigkeiten fühlen könnten, welche man zu den Füſſen der Altäre genießt; ſie würden bald aufhören, irrgläubig oder ungläubig zu ſeyn. Ach! warum kann ich nicht von allen gehört werden; ich würde ihnen zurufen: Verkoſtet und ſehet durch eure eigene Erfahrung, wie gut und wie ſüß der Herr gegen diejenigen iſt, welche ihm in der heiligen Geſellſchaft, die er ſelbſt gebildet, und die er durch ſeinen Geiſt belebet hat, dienen. Dieß iſt der Lieblingswunſch, der einzige Wunſch meines Herzens, das Reich des wahren Glaubens, welcher jetzt mein Glück ausmacht, ſo viel ich kann, auszubreiten; ich ſuche ſonſt nichts. Deßwegen wünſche ich, in mein Vaterland zurückzukehren; indem ich, ungeachtet meiner Unwürdigkeit, daſelbſt das Werkzeug der Bekehrung meiner Landsleute zu ſeyn hoffe; und die Ueberzeugung, in welcher ich in Anſehung der Wahrheit der römiſchen Kirche bin, und meine Erkenntlichkeit für die ausgezeichnete Gnade, die mir Gott dadurch

er=

erwieſen hat, daß er mich zum wahren Glauben berief, ſind einmal ſo beſchaffen, daß ich ſie mit meinem Blute verſiegeln würde, wenn mir Gott dieſe Gunſt zugeſtünde; und ich zweifle nicht, daß er mir die Stärke dazu geben würde. Ich beſchwöre diejenigen, welche dieſe Schrift leſen, den Vater des Lichts, und den Gott der Erbarmungen eifrig zu bitten, ſeine Abſichten über ſeinen Diener zu erfüllen; dem Glauben einen leichten Zugang in mein Vaterland zu eröffnen, und ihn in einem Erdreiche, wo man ſich nie dazu bekennet hat, aufkeimend und fruchtend zu machen. Vielleicht (ich halte mich mit Vergnügen bei dieſem tröſtlichen Gedanken auf) vielleicht hat derjenige, welcher die Reiche nach Belieben feſtſetzt und niederreißt, welcher alles für ſeine Auserwählten, und zum Beſten ſeiner Kirche thut, nur deßwegen die erſtaunliche Staatsveränderung, von welcher wir eben Zeugen waren, zugelaſſen, und zu einem ſo herrlichen Ende gebracht, um irgend eine höhere Abſicht und eine noch weit glücklichere Staatsveränderung in der Ordnung der Gnade auszuführen. Es geſchehe."

Herr Thayer endet hier von der erſt vor kurzem zu Stande gebrachten Staatsverfaſſungsänderung in Nordamerika. Die Nordamerikaner nämlich hatten ſchon ſeit vielen Jahren getrachtet, den Engländern aus den Händen zu kommen; endlich in der letzten allgemeinen Verſammlung zu Filadelfia erklärten ſie ſich als unabhängig; der ganze Plan, wie er entworfen war, wurde durchgeſetzt, und ſie begannen damit, einen eigenen Staat in 13 vereinigten Provinzen zu bilden.

Wie ſehr geſegnet vom Himmel dieſer neue, für Amerika, wie es ſcheint, beſtimmte Apoſtel in ſeinen apoſtoliſchen Arbeiten bisher ſchon war, zeigte ein Brief den er erſt vor kurzem aus England erhalten von einer adelichen Fräulein, die daſelbſt durch ihn zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen, und aus ſeiner Hand die erſte heilige Kommunion empfangen hatte; voll Dankbarkeit, und Himmels-Freude ſchrieb ſie jetzt ihrem Erretter: „Ich eile zu Ihrem und meinem Vergnügen, Ihnen von dem

Zu-

Zuſtande meiner Seele Rechenſchaft zu geben: die innern Kämpfe haben aufgehört, die Stille iſt auf das Ungewitter gefolget, und der Frieden iſt in meinem Herzen; ich nuße dieſe glückliche Umſchaffung, um mich meinen Erwägungen über die Barmherzigkeit des Herrn zu überlaſſen, der ſich gewürdiget hat, mir den Schooß ſeiner Kirche zu öffnen, während daß ſeine Gerechtigkeit ſo viele tauſend Seelen, die würdiger waren, in denſelben einzugehen, als ich, in der Verführung und in der Verblendung läßt. Die Erkenntniß der Wahrheit iſt nicht die einzige Wohlthat der Vorſicht an mir. Da ich ein Kind der kath. Kirche bin, ſo habe ich ein Recht auf alle Reichthümer der Gemeinſchaft der Heiligen; und ſo eben hat Gott ſeine Erbarmungen, indem er ſich mir in der heiligen Communion ſchenkte, aufs höchſte gebracht. Hier, mein Herr! kann meine Seele, in Bewunderung und Liebe verſenkt, nur fühlen und — ſchweigen. Nein, die Zunge kann ſie nicht ausdrücken, die Feder kann ſie nicht ſchreiben, die entzückenden Freuden, von welchen mein Herz überſchwemmet ward, als es zum erſtenmale dieſes göttliche Sakrament empfieng. Je mehr ich meinem Glücke nachſinne; um ſo mehr fühle ich mich gezwungen mit Stillſchweigen anzubethen, und mich zu beſchämen. In der That, welche Dankſagungen könnten jemals einer Gunſt gleichkommen, welche Schätze des Himmels in ſich ſchließt? Es war mir mehr als einmal wiederfahren, daß ich mich der Thätigkeit meiner Einbildungskraft überließ, um es zu verſuchen, mir einen Begriff von den Tröſtungen zu machen, welche die Seele in dem Augenblicke ihrer Vereinigung mit Jeſu Chriſto überſchwemmen ſollten; aber ach! wie weit war er unter der Wirklichkeit, und unter dem geblieben, was ich ſelber erfuhr, als ich zur Theilnehmung an dem geheiligten Geheimniſſe zugelaſſen wurde! Ja, wenn ich während des ganzen Laufes meines Lebens, zugleich alle Arten von Verfolgungen ausgeſtanden hätte, würde dieſer einzige Augenblick erklecket haben, mich zu bezahlen, und zwar noch weit über das, was ich würde zu leiden gehabt haben.

Ach! daß ich den Proteſtanten die Beraubungen nicht fühlbar machen kann, wozu ſie ſich, indem ſie von der Kirche getrennet bleiben, verdammen! Ach! wenn ſie die himmliſchen Freuden, die den wahren Katholiken vorbehalten ſind, auch nur einmal verkoſten könnten, nein! ſie würden nicht einen einzigen Augenblick anſtehen, alles um Jeſu Chriſti Willen zu verlaſſen. Ich ſelber verwundere mich in dieſem Augenblicke, daß ich mein Glück ſo lange habe verſpäten können; indem ich bey den Geſchöpfen ſuchte, was der Schöpfer nur allein geben kann. Ich habe viele Mühe, alles, was die Gnade ſo eben zu Gunſten meiner gewirket hat, in mir ſelber zurückzuhalten; und ich ſeufze nach dem Augenblicke, wo ich meine Abſchwörung werde bekannt machen können, damit meine Freunde in mir einen lebendigen Beweis der katholiſchen Religion finden können; weil die Tröſtungen und die Annehmlichkeiten, die ich darinn erfahre, ihren Urſprung nicht von den Verblendungen eines abergläubiſchen Gottesdienſtes haben können. Wenn mich die Klugheit nöthigt, mein Glück tugeheim zu genießen; ſo habe ich wenigſt aus Antrieb meines Gewiſſens und der göttlichen Gnade das feyerlichſte Gelübd, das mir nur möglich war gemacht, eher meinen Freunden, meiner Familie, allen menſchlichen Vortheilen aufzukünden, als meine Religion zu verlaſſen, und mich von den Grundſätzen, die ich ſo eben angenommen habe, los zu machen. Ich halte mich für verbunden, die ewigen Wahrheiten, welche ich vernommen habe, auf eine ganz beſondre Weiſe zu vertheidigen, und ſie nach meinem ganzen Vermögen bekannt zu machen; und ich werde mich vollkommen glücklich glauben, wenn ich mich je in einer günſtigen Lage befinde, meine Erkenntlichkeit gegen Gott durch meinen Eifer, andern die großen Güter zu verſchaffen, die er mir ſelber erwieſen hat, ausbrechen zu laſſen." Am Schluſſe die- dieſes Schreibens redet dieſe fromme Seele auch noch von ihrer nur kindlichen Andacht zu Maria, und wie viele Süßigkeit ihr auch dieſe Andachts-Uebung gewähre; ſie ſagt: „Ich habe mich mit einem gleich fühlbaren Troſte dem

Dien-

Dienſte der ſeligſten Jungfrau gewidmet, in der Abſicht durch meinen Eifer alle die Jahre wieder einzubringen, welche ich, ohne ihr die vorzügliche Verehrung, die ihr gebührt, zu leiſten, verloren habe. Meine Andacht zur Mutter Gottes hat die Ueberzeugung zum Grunde, in welcher ich bin von ihrem Anſehen über das Herz ihres anbethungswürdigen Sohnes, und von der Wirkſamkeit ihrer Fürbitte bey Gott zu Gunſten derjenigen, denen ſie dieſelbe zuzugeſtehen ſich würdiget.

Auch mit Amerika ſelbſt war jetzt der eifrige Prieſter Thayer ſchon in apoſtoliſcher Unterhandlung; er arbeitete bereits ſchriftlich am Seelenheil der Seinigen. Zuerſt ſuchte er jene, die ihm zunächſt angiengen, zu retten. Erſt voriges Jahr ſchrieb er von Paris aus an ſeinen Bruder einen ſehr langen Brief; in dem Eingang deſſelben verſicherte er ihn ſeiner noch immer zärtlichen Bruderliebe, ſchrieb: „dieſelbe hat nicht nur nicht abgenommen; ſondern im Gegentheile neue Kräfte erhalten, beſonders in der heiligen Religion, welche ich angenommen habe; einer Religion, derer eigentlicher und weſentlicher Karakter es iſt, die ſittlichen Tugenden, welche ſie in uns antrifft, zu vervollkommnen. Nach einer zärtlichen Ausgießung des Herzens, bezeugeſt du mir deinen Verdruß darüber, daß ich deine Religion verlaſſen habe, um eine andere, welche, in ſo weit du ſie kenneſt, voll Heucheley und Aberglauben iſt, anzunehmen. Du haſt wohl Urſache, mein lieber Bruder, hinzuſetzen: in ſo weit du ſie kenneſt. Erlaube es mir zu ſagen, du kenneſt ſie gar nicht, und nichts kann dich verleiten ſo zu reden, als die falſchen Schilderungen, und die ſchwarzen Verläumdnngen unſrer Feinde, welche die Kunſt beſitzen, alles was in dieſer Religion am vernünftigſten, am heiligſten und einer tiefen Ehrfurcht am würdigſten iſt, unkennbar zu machen. Dieſe Unwiſſenheit iſt dir mit den meiſten Proteſtanten gemein; denn ich glaube es gerne, daß es derer ſehr wenige giebt, welche Bosheit und Untreue genug haben, uns Irrthümer anfzubürden, von welchen ſie in ihren Gewiſſen überzeugt ſind, daß wir ſie nicht glauben. Ich war,

war, wie du, in der größten Unwiſſenheit in dieſem Stücke; ich geſtehe es, nichts hat mich mehr in Verwunderung geſetzt, als die Vorſtellung der katholiſchen Religion, wie ich ſie aus dem Munde derjenigen, die ſich dazu bekennen, gehört habe; ſo ſehr habe ich ſie von derjenigen verſchieden gefunden, welche man mir allezeit in unſern Schulen davon gemacht hatte. Glaube mir, mein lieber Bruder! ich habe keinen Nutzen, dich zu betrügen; ich verlange nichts ſo ſehr als dein Heil, und aller meiner lieben Verwandten ihres; ich bezeuge es vor Gott, der die Aufrichtigkeit meines Herzens ſieht: um ihnen dieſe Gnade zu erhalten, würde ich gerne den grauſamſten Tod ausſtehen. Ehe du meine Antworten auf deine Einwürfe lieſeſt, bitte ich dich, du wolleſt dich einige Minuten in einen abgeſönderten Ort zurückziehen; dort von ganzem Herzen und auf den Knieen Gott kräftiglich verſprechen, allen deinen Leidenſchaften zu entſagen: bitt ihn um die Gnade, alles zu vermeiden, was dir dein Gewiſſen als Sünde erklären wird, und bethe dieß Gebeth: Gott der Güte! ich bitte dich demüthig und ſo weiter. Wenn dieß deine Verfaſſung iſt, und wenn du ſie nutzen willſt; ſo werden meine Antworten, ob ſie gleich kurz und unvollkommen ſind, erklecken, alle Dunkelheiten deines Verſtandes zu vertreiben, und zu zerſtreuen: wenn du aber anderſt beſchaffen biſt; ſo ſuchſt du die Wahrheit nicht redlich. Auf die Vorwürfe, die du den Katholiken macheſt, als wären ſie gegen Ketzer manchmal zu hart verfahren, antworte ich dir unter andern nur dieß: Wir behaupten nicht, daß alle Katholiken heilig ſind; wir ſehen unglücklicher Weiſe, wie viel dazu noch fehlet, und eben dieſes betrübet die Guten; indeſſen kann ich dich verſichern, daß ich in der großen Anzahl derjenigen, die ich in mehrern Königreichen kenne, noch nicht einen einzigen geſehen habe, das mindeſte Wort von Erbitterung ausſprechen; noch die mindeſte Raſchheit wider die Proteſtanten zeigen; ſie bedauren dieſelben, und bethen für ſie, wie für Brüder, die ſich betrogen haben, und ſich verirren; dieß iſt ihr ganzes Laſter; ſieh hingegen, wie eure ver-

ſchiedenen Sekten gegen uns geſinnet ſind; ſieh ſelbſt, wie ſie gegen einander geſinnet ſind, und urtheile; ſoll euch oder uns die Benennung „Verfolger“ ankleben? Ich berufe mich hierinn auf dein eigenes Gewiſſen.“ Es werden dann in dieſem Briefe brüderlich liebvoll mit dem noch irrenden Bruder wie Hand in Hand alle fernern Bedenklichkeiten gegen den katholiſchen Glauben, und alle Zweifel durchgegangen; vor allem in einer weitläufigen geſchichtlichen Darſtellung gezeiget: „daß ſowohl im Mahometanismus, als im Proteſtantismus, überhaupt in allen Sekten lautere Uneinigkeit herrſche, und oft recht auffallender Unterſchied in ihren Glaubenslehren; da im Gegentheil in der katholiſchen Kirche in der ganzen Welt eine und dieſelbe Glaubenslehre angetroffen werde.“ Ferner dann heißt es in dieſem Schreiben: „Unter den Proteſtanten herrſcht nicht nur wirklich keine Einigkeit; ſondern es iſt dieſe Einigkeit bey ihnen gar nicht einmal möglich, ſchon vermög ihrer eignen Grundſätze nicht möglich; ihr Hauptgrundſatz, welcher allen andern zur Grundfeſte dienet, beſteht er nicht darinn, daß ein Jeder ſelbſt unterſuchen ſoll? Nun aber, weit gefehlt, daß ein ſolcher Grundſatz dieſe Einigkeit zu Stande bringen könnte; iſt er im Gegentheile eine natürliche Quelle der Zertheilung. Nicht ſo iſt es in der (allein wahren Kirche Chriſti) katholiſchen Kirche; ſchon ſelbſt vermöge ihrer Einrichtung und ihrer Glaubenslehre iſt es unmöglich, daß es darinn Theilungen in alle dem, was die Glaubensartikel betrifft, abſetze; gebet auf dieſe letzten Worte Achtung: die Glaubensartikel. In Meinungen ſteht es einem Jeden frey, anzunehmen und zu verwerfen, was ihm gefällt; hat aber die Kirche erklärt, dieſer oder jener Punkt ſey ein Glaubenspunkt, oder er gehöre zum Glauben; ſo unterwerfen ſich ſogleich alle Katholiken unverzüglich, eben, weil ſie es aus ihrem Glauben wiſſen, daß die Kirche unfehlbar iſt. Weigert ſich Jemand hartnäckig ſich zu unterwerfen; ſo trennet er ſich ſelber von ihr, weil er ſie verwirft, indem er ihren Hauptgrundſatz widerſpricht, nämlich: „daß ſie die Grundfeſte, und

die

die Säule der Wahrheit iſt, (I. Timoth. 3. 15.) Dieſe untheilbare Einheit des Glaubens iſt augenſcheinlich in der heiligen Schrift ausgezeichnet; und Jeſus Chriſtus hat ſie, indem er ſeine Kirche bauete, zum Grunde des ganzen Gebäudes gelegt. Sie iſt ein einziger Leib, ſagt der heilige Paulus zu den Epheſern 4. H. 4. und 5. V. Wir erkennen nur einen und ebendenſelben Geiſt, der ſie beſeelet; nur einen und ebendenſelben Herrn; nur einen Glauben; nur eine Taufe, das heißt: unſer Glauben muß in dem nämlichen Sinne einig ſeyn, in welchem Jeſus Chriſtus einig iſt; nun iſt aber Jeſus Chriſtus unbedingt, und weſentlich einig; unſer Glauben muß alſo auch unbedingt und im ſtrengſten Verſtande einig ſeyn. In dem Gebethe, welches Jeſus Chriſtus an ſeinen Vater für diejenigen that, die an ihn glauben, begehrt er, daß ſie in dem Glauben vereinigt ſeyn, und ihre Vereinigung jener der drey Perſonen der heiligſten Dreyeinheit gleiche; eine Vereinigung, die er zum Kennzeichen giebt, an welchem die Welt unfehlbar erkennen wird, daß er ſeine Sendung von ſeinem Vater empfangen hat." Dieſer Beweis wird dann noch weiters fortgeſeket; und dann gezeigt: „daß auch die übrigen drei unterſcheidende Kennzeichen der allein wahren Kirche Chriſti, wie ſie in dem apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſe ausgedrückt ſind, nämlich die Allgemeinheit, das apoſtoliſche Herkommen, und die Heiligkeit, nur allein der römiſch-katholiſchen Kirche, keiner Sekte zukommen." Nach dieſem ſagt Thayer in dieſem Schreiben an ſeinen noch irrglaubenden Bruder weiters: „Was dir in unſrer Glaubenslehre am meiſten aufſtößt, iſt die Unfehlbarkeit, die wir in unſrer Kirche erkennen; nach einer kurzen Erklärung wird ſie dir nimmer ſo ſchrecklich vorkommen. Um unſre Lehre über die Unfehlbarkeit der Kirche in ihr ganzes Licht zu ſetzen; laſſet uns bis zu der Zeit hinaufſteigen, wo Jeſus Chriſtus ſeinen Apoſteln alle Wahrheit offenbarte, und ſie und die Hirten, welche ihnen nachfolgen ſollten, zu Aufbewahrern dieſer geoffenbarten Wahrheiten beſtellte. In allen

Jahrhunderten, ſobald eine neue Lehre zum Vorſcheine kam, hat dieſe Verſammlung der Hirten erklärt, ſie ſey der Hinterlage, die durch Jeſum Chriſtum ihrer Wachſamkeit war anvertrauet worden, zuwider. So, als Arius die Gottheit läugnete, verdammte ihn die Kirche; indem ſie ſich erklärte, ſie hätte von ihrem göttlichen Bräutigam eine entgegengeſetzte Lehre empfangen; ſie betrug ſich eben ſo wider den Pelagius, und ſo weiters." Es wird hier an die fernere Kirchen-Geſchichte erinnert, und dann für die Unfehlbarkeit der Kirche die fernern Beweiſe angeführet, und Einwürfe, die dagegen gemacht zu werden pflegen, aufgelößt. Unter den Urſachen, warum Chriſtus ſeiner Kirche dieſe Unfehlbarkeit verliehen, warum er nicht zugebe, nie zugeben könne, daß ſie je irre, berühret Thayer auch jene Worte des Weltapoſtels: „Damit wir nicht nach jedem Winde der Lehre ſchwanken, (zu den Epheſ. 4. H. 14. V.); das iſt: damit wir in Anſehung deſſen, was wir glauben ſollen, niemals im Zweifel oder in der Ungewißheit ſeyn; aber, ihr Proteſtanten! könnet ihr euch jemals aus dem Stande des Zweifelns und der Ungewißheit herauswinden? Nein, es iſt unmöglich; weil ihr keinen unfehlbaren Schiedrichter habet, der euch von dem Irrthume ſicher ſtellen könnte, und auf welchen ihr euren Glauben ſtützen könntet. Nebſt der heiligen Schrift, welche das Geſetz iſt, muß man noch nothwendig einen unfehlbaren Schiedrichter haben, um den Zänkereyen und Streitigkeiten, welche unter den Chriſten über den Sinn dieſes Geſetzes entſtehen, ein Ende zu machen. Wenn ein ſolcher Schiedrichter nicht anerkennet wird; ſo kann es keine ſichere Richtſchnur des Glaubens, und keine unveränderliche Glaubensartikel geben. Die große Menge eurer Sekten, welche ſich alle Tage vermehren, und damit endigen, daß ihr Soziniancr, Deiſten u. ſ. w. werdet, iſt ein unwiderleglicher und unwiderſprechlicher Beweis davon; ein Beweis, wovon wir ein fühlbares, und ganz neues Beyſpiel haben in der Aenderung, welche erſt letzthin bey euch in den Glaubensartikeln gemacht wurde. Wie kannſt du (wird hier fer-

ferners gefragt), wie kannſt du dich bereden, die Bibel ſelbſt ſey dieſer Richter? Sie iſt das Buch des Geſetzes; aber ein ſtummes Buch, ein Buch, worüber man alle Tage zanket und ſtreitet. Wir müſſen einen ſichtbaren Richter haben, welcher den ſtreitigen Punkt entſcheide, und unwiderruflich entſcheide, und ein für allemal entſcheide; und welcher denjenigen zeige, der die Wahrheit für ſich hat. Nun kann die Bibel nichts von allem dem thun; denn wenn man ſich an die Bibel allein hielte, und nicht zu der Entſcheidung der Kirche ſeine Zuflucht nähme; ſo würde man immer von den folgenden Zweifeln aufgehalten werden. 1. Iſt die Bibel ein kanoniſches Buch? Iſt ſie wahrhaft das Werk des heiligen Geiſtes? 2. Iſt ſie unverſehrt, — hat ſie keine Aenderung gelitten? Ein um ſo mehr gegründeter Zweifel; weil es eine unendliche Menge ungleicher Bibeln giebt. 3. Iſt ſie getreulich überſetzt? Und, was man am nothwendigſten wiſſen muß: 4. Hat man ihren wahren Sinn wohl getroffen? Mitten unter ſo vielen Ungewißheiten, wie kann ich meinen Glauben vergewiſſen? u. ſo fort." Es werden hier auch noch die fernern Gründe angeführt, die da zeigen — das Unzureichende dieſes Hilfs-Mittels, zumal für alle, auch Unſtudierte, und für alle Fälle; da doch Chriſtus für Alle, und für alle Fälle wollte geſorgt haben." Aus dieſer ſomit feſtgeſetzten Glaubens-Wahrheit ziehet Herr Thayer auch die fernern daraus ſich ergebenden Folgerungen; und ſagt dann auch: „Eine der Folgerungen, die man daraus ziehen muß, iſt dann auch dieſe: daß die Kirche niemals einen Irrthum gelehret hat, wie es Luter und Calvin behaupten wollten, was ſie nicht behaupten konnten ohne Gotteslåſterung, das heißt, ohne Jeſum Chriſtum Lügen zu ſtrafen, wenn er ſagt: die Pforten der Hölle werden ſie nicht überwältigen. Denn wenn die Kirche geirret hat, ſo haben ſie die Pforten der Hölle überwältiget; und ſo iſt die Verheißung Jeſu Chriſti falſch. Die zweyte Folgerung iſt, daß alle die, welche freywillig und mit Erkenntniß der Sache dieſen vorgeblichen Verbeſſerern anhangen, und ihrer

ihrer Lehre folgen, augenſcheinlich auf dem Wege des Unterganges ſind; denn was können ſie auf den folgenden Beweisgrund antworten? Zur Zeit Luters und Calvins war entweder die römiſche Kirche die wahre Kirche; oder dieſer Namen kam irgend einer andern Geſellſchaft zu, oder endlich beſtund die Kirche Jeſu Chriſti gar nimmer. Wenn die römiſche Kirche damals die Kirche Jeſu Chriſti war, ſo hat ſich Niemand von ihr trennen können, ohne ſeinem Heile zu entſagen; weil es kein Heil für diejenigen giebt, welche ſich von Jeſus Chriſtus trennen. Wenn es irgend eine andere Geſellſchaft war; ſo war man unter Strafe der Verdammung verbunden ſich an dieſe zu halten; indeſſen haben Luter und Kalvin dieſes nicht gethan. Wenn die Kirche Jeſu Chriſti zu ſeyn aufgehört hat; ſo iſt denn Jeſus Chriſtus ein Betrüger, weil er verheißen hat, daß ſie ungeachtet aller Bemühungen der Hölle bis an das Ende der Welt dauern würde. Was ich von der Unfehlbarkeit geſagt habe, giebt dir einen richtigen Begriff von dem was wir Erblehre heiſſen; ein den Proteſtanten ſo verhaßtes Wort, weil ſie die Sache die dadurch verſtanden wird, ſo ſchlecht ſchildern, und ſo widerſinnig verunſtalteten. Die Erblehre iſt nichts anderes, als das allgemeine einſtimmige und beſtändige Zeugniß der Kirche in allen Jahrhunderten von den Wahrheiten, welche Jeſus Chriſtus geoffenbaret, und ſeine Apoſtel gelehret haben." Es wird nun auch von Uebergabe weitläufig geredet, die Nothwendigkeit derſelben umſtändlich und klar bewieſen; es werden alle Einwendungen dagegen entkräftet. Es wird dann überhaupt noch auch faſt alles Uebrige, was den katholiſchen Glauben, was die Ketzereien und Sekten betrifft, behandelt; auch gegen den Indifferentismus wird eben ſo ſanft und gründlich geeifert.

Nach allen dieſen Darſtellungen folget die dringendſte Bitte des Bruders an den Bruder: „Wenn du durch dieſe Gründe von der Wahrheit der katholiſchen Religion überzeugt biſt; o ſo erröthe nicht, ſie auch zu bekennen; es kömmt einer edlen Seele zu, ihren Irrthum zu geſtehen und zu widerrufen. Der deinige wird

über-

überdieß nicht ſo faſt dein Irrthum, als der Irrthum deiner Erziehung ſeyn, wenn du, nachdem du das Laſter und das Gift derſelben wirſt erkennt haben, durch eine freiwillige Anhänglichkeit, durch einen hartnäckigen Widerſtand gegen die erkannte Wahrheit nicht deinen eigenen und perſönlichen Irrthum daraus macheſt. Erinnere dich des Ausſpruches Chriſti: Jene, welche mich vor den Menſchen nicht werden bekennet haben, werde ich vor allen verſammelten Völkern auch nicht bekennen. Sieh hier, mein lieber Bruder! eine Ueberlegung die ſich meinem Geiſte darſtellet, und die mir ein ſtarkes Vorrecht zu Gunſten unſerer Religion zu bilden ſcheint. Jene Religion iſt allein wahr, allein göttlich, welche allein wahrhaft heldenmüthige und über die ordentlichen Kräfte der Natur erhabene Opfer darzubringen, Luſt und Muth einflößet. Nun erlaube mir es dir zu ſagen: die katholiſche Religion giebt mir in dieſem Fache Beiſpiele an die Hand, welche ich in allen proteſtantiſchen Gemeinden umſonſt ſuchen würde. Ich ſah oft und ſehe noch täglich Perſonen von höchſtem Anſehen und vom erſten Range in der Welt, Frauen von einer ſchwachen und verzärtelten Leibes-Beſchaffenheit, den Wohllüſten, den Reichthümern, den Ehren der Welt entſagen, um ſich theils der Bedienung der Kranken und Sterbenden in den Spitälern, theils der ſtrengſten Buße inner den engen Mauern eines Kloſters zu widmen. Unter dieſen letzten behauptet Ludovika, die Muhme des Königs von Frankreich, die beſonders beliebte Tochter Ludwigs des XV. den erſten Rang; man hat ſie geſehen in der Blüthe ihres Alters von dem glänzendſten Hofe Europa's ſich beurlauben, ſich in die Dunkelheit eines Kloſters der Karmeliterinnen, wo man die ſtrengſten Regeln beobachtet, vergraben, um daſelbſt von den gemeinen Kloſterfrauen, die ſie für ihre Schweſtern hält, in nichts unterſchieden zu ſeyn, und die ſchlechteſten Verrichtungen, als das Haus auskehren, die Geſchirre waſchen, und dergleichen zu verrichten;

alles dieſes nur um das demüthige Leben ihres göttli- chen Erlöſers, welcher, ob er gleich unumſchränkter Oberherr der Welt war, die Geſtalt eines Knechtes angenommen hat, und bis zum Tode, ja bis zum To- de des Kreuzes gehorſam geweſen iſt, zu ehren und nach- zuahmen. Sie hat mir ſelbſt betheuert: „Sie habe mit- ten in den Ergötzlichkeiten der Welt niemals die reinen Vergnügungen verkoſtet, die ſie jetzt in der Armuth in der Buße, in dem Gehorſam und in den Erdemüthi- gungen des Kloſters genieße.“ Ich kann meinen Brief nicht ſchließen, ohne noch ein Wort von der Katholizi- tät, das iſt, von der Allgemeinheit der Kirche hinzuzu- ſetzen. Du bekenneſt, wie wir, dieſe Eigenſchaft in dem apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſe, und wir ſehen ſie in der heiligen Schrift in dem erſten Buche Moſes im 18. und 22. Hauptſtück, und im 2. und 7. Pſalm, und in der Apoſtelgeſchichte, und in den Briefen der Apoſtel deutlich ausgedrückt. Dieſe Allgemeinheit kommt gewiß keiner andern Kirche, als nur der unſrigen zu; ſie iſt in den merkwürdigſten Gegenden der Welt ſo aus- gebreitet, und ſo ſichtbar, daß ſie für alle, welche die Wahrheit aufrichtig ſuchen und erkennen wollen, nicht verborgen ſeyn könnte. Sie hat eine beträchtliche An- zahl Biſchöfe und Glaubensprediger in dem morgenlän- diſchen Indien; man zählet Millionen Katholiken in China, und bis in dem Umfang des kaiſerlichen Palla- ſtes zu Pekin haben wir daſelbſt eine herrliche Kirche. Alle dieſe Thatſachen läugnen oder beſtreiten wollen, wäre die höchſte Stuffe der Thorheit; ſo ſehr ſind ſie offenbar und weltkündig. Die ganze Welt kennet zu Paris die Pflanzſchule, welche für die Erziehung und die Unterhaltung der fremden Glaubensprediger errich- tet iſt; und zu Rom jene, die den Namen „Aus- breitung des Glaubens“ trägt, wo ich eine große Anzahl Jünglinge aus allen Völkerſchaften geſe- hen habe, welche, nachdem ſie daſelbſt die Prieſterweihe empfangen haben, in ihr Vaterland geſchickt werden, um dort ihren Verwandten und Landleuten das Evan-

von ſeinen früheſten Jugendjahren an von ihm gefaßt hatte, und ergab ſich mit demſelben regen Eifer, mit demſelben Beifall den theologiſchen Wiſſenſchaften, mit welchem er vorhin der ſchönen Literatur obgelegen. Seine höhere Bildung erhielt er im königlichen Kollegium von Navarra, wo der große Boſſuet zur Ehre der Kirche herangewachſen war; er trat in die Fußſtapfen eines ſo vollkommenen Muſters, und empfieng ſogar eine noch ſchmeichelhaftere Auszeichnung, als der Biſchof von Moo, indem er die erſte Lizenziatwürde in der Sorbonn errang. Dieſer wohlverdiente Sieg brachte dem Abbe Dúlo um ſo mehr Ehre, weil er da mit Mitwerbern, die gewachſen waren, ihm den Lorbeer ſtreitig zu machen, kämpfen mußte. Es wurden dem bald berühmten Manne Gottes die wichtigſten Geſchäfte aufgetragen und anvertrauet; er, der ſich immer nur erniedrigen wollte, wurde ſchnell immer noch mehr erhöhet, — und mußte endlich — Biſchof von Arl werden. Nun als Nachfolger ſo heiliger Biſchöfe, eines Theophimus, eines Honoratus, eines Hilarius, eines Cäſarius, und ſo anderer, hielt er ſich noch mehr verpflichtet, nach Heiligkeit zu ringen. In allem ſuchte er dem gottloſen Zeitgeiſt, den verkehrten Weltſitten geradezu entgegenzuhandeln, ſorgfältigſt wachend, daß ja nur nie eine Art Verderben ihm zukomme. Wollte ihn ein Frauenzimmer ſprechen, ſo hörte er ſie mit niedergeſchlagenen Augen an, und ließ die Thüre ſeines Gemaches offen ſtehen, damit er von denen, welche ſich in den angränzenden Zimmern befanden, geſehen werden könnte. Niemals machte er andere Beſuche, als die er Anſtandes halber machen mußte, in der Furcht, er möchte durch öftern Umgang mit der Welt ebenfalls von dem gefährlichen Geiſte derſelben angeſteckt werden; auch waren ſeine Beſuche eben ſo kurz, als ſelten. Er zeigte ſich immer vorzüglich als Vater der Armen. Im Anfang eines jeden Monats bezog er das Zwölftel ſeiner Einkünfte, die, wenn man ſein väterliches Vermögen dazu rechnet, ſich auf mehr als hundert tauſend Franken belie-

fen.

ſen. Davon zog er die nöthige Summe zu ſeiner Haus⸗haltung ab, und alles Uebrige ward zu guten Werken verwandt; allein in zwei oder drei Tagen war oft ſeine Schatull leer, und wer am ſechsten oder am ſiebenten des Monats ſeine zärtliche Mildthätigkeit in Anſpruch nahm, den verwies er auf den nächſtfolgenden Monat oder ließ ſich von einem Freunde ſo viel, als erfordert wurde, vorſchießen. Einer ſeiner Geiſtlichen ſtellte ihm einmal vor: „dieſe Art zu geben dürfte vielleicht nicht oh⸗ne Verantwortung ſeyn, und die Klugheit erfordere, wenigſtens Etwas für etwaige große Unfälle aufzuſpa⸗ren.“ Derſelbe ſetzte noch ehrerbiethig bei: „Was wür⸗den Ew. Gnaden anfangen, wenn eine Hungesnoth, oder ein ſonſt unvorgeſehenes Unglück einträfe?“ „Als⸗dann würde ich“, entgegnete der Mann Gottes mit vol⸗lem Herzensergusſe, „alsdann würde ich Alles verkaufen, was ich beſitze, und wenn es Noth thäte, zöge ich ſo⸗gar meine Kleider aus, um einem Volke, das ich vä⸗terlich liebe, beiſpringen zu können.“ Er war erſt ſeit kurzer Zeit an der Spitze ſeiner Heerde, als er für das Innere ſeines Hauſes eine ganz einförmige Lebensweiſe einführte, von welcher er nur äußerſt ſelten abgieng; in der feſten Ueberzeugung, daß die Ordnung zu Gott führet, beobachtete er dieſelbe auch in den unbedeutend⸗ſten Handlungen; jede Stunde hatte ihre beſondere Be⸗ſchäftigung, wovon der Hauptzweck ſeine eigene Heili⸗gung, oder das Heil der ihm anvertrauten Seelen war. Alle ſeine Augenblicke waren dem Gebethe, dem Stu⸗dium und der väterlichen Obſorge, die er ſeinem Volke ſo eiferſüchtig angedeihen ließ, gewidmet; in ſeinem Pal⸗laſte war Alles geordnet, wie in einem Seminar, und die einzige Erholung, die er ſich vergönnte, war der Spaziergang, welcher wegen ſeiner ſitzenden Lebensweiſe und wegen ſeiner auſſerordentlichen Völligkeit nothwen⸗dig war; zu den langen Spaziergängen aber, welche er täglich machte, wählte er vorzugsweiſe die einſam⸗ſten Oerter, um ſo nach Belieben über irgend einen Gegenſtand der Sittenlehre nachzudenken, oder ſonſt eine

Streit⸗

Streitfrage zu erörtern. Einer ſeiner Sekretäre beſchwerte ſich einmal über dieſe ſtrenge Lebensart, und ſogar noch unter den Augen ſeines Erzbiſchofes, und mit dem Bemerken, daß er deſſen Härte durch die Reize der Geſellſchaft verſüßen ſollte; worauf ihm der Oberhirt mit freundlicher Güte antwortete: „Ich weiß wohl, daß ich, wenn ich Ihren Rath befolgte, ein angenehmeres Leben haben würde; und dieſen Reizen der Geſellſchaft, wovon Sie mir reden, wäre ich eben ſo wenig als ein Anderer abhold; allein die göttliche Vorſehung hat mich nicht zu dieſem Genuſſe auf dieſe Stelle erhoben; ſondern vielmehr mit dem Bedeuten, daß ich an dem Seelenheil arbeite, und den Bedürfniſſen der mir anvertrauten Heerde ſteure, weßhalb ich immer meine Vergnügen meiner Pflicht nachſetzen muß."

Da Dúlo, der Erzbiſchof von Arl, vorzüglich beſorgt war, nützliche Bürger und fromme Prieſter zu bilden; ſo wandte er ſein erſtes Augenmerk auf die Schulen, deren allmähliger Verfall einen gänzlichen Einſturz drohete. Er errichtete eine Erziehungsanſtalt, die er mit ſeinem ganzen Anſehen unterſtützte; endlich durch Wiederſammlung früherer Benefizien gab er derſelben wieder einen feſten Beſtand.

Dieſer erſten oberhirtlichen Sorgfalt folgten noch andere ohne Zweifel nicht minder wichtige Einrichtungen nach, worunter vorzüglich die Anſtalt zur Bildung tugendhafter Prieſter gehörte. Beinahe alle Jünglinge, welche das Seminar von Arl (woſelbſt die Einrichtung zwar gut war, jedoch von dem Oberhirten nützliche und heilſame Veränderungen getroffen wurden) bezogen, verdankten ſeiner Freigebigkeit den großen Vortheil, ihren Beruf verfolgen zu können. Er bezahlte nicht nur das Koſtgeld für die Meiſten unter ihnen, ſondern er verſchaffte noch Mehrern die nöthigen Bedürfniſſe, als: Kleidungsſtücke, theologiſche Bücher, Breviere. In ſeinen letzten Jahren trieb er ſeine Mildthätigkeit noch weiter, indem er jenen, welche ſich durch ihren Fleiß und durch ihr ſittlich gutes Betragen aus-

zeich-

zeichneten, noch beſondere Preiſe ertheilte. Er nahm nur jene zu den heiligen Weihen an, welche die Sittenlehre nach ihrem ganzen Umfange wohl inne hatten; er bildete ſie heran zur ſchweren Kunſt der Kanzelberedſamkeit, beehrte häufig mit ſeiner Gegenwort ihre theologiſchen Uebungen, ermunterte die Einen durch ſeine Loberhebungen, und ſpornte die Andern durch ſeine zärtlichen Verweiſe zu größerm Fleiße an.

Der gute Hirt von Arl gewährte gleich anfangs ſeiner Heerde eines jener auſſerordentlichen Heilsmittel, welche Gott in ſeiner Barmherzigkeit dem Sünder vorbehält, die Miſſionen. Mit ſeiner Hauptſtadt machte er den Anfang zu dieſem nützlichen Werke, indem er mit großen Koſten die geübteſten und beredteſten Männer dahin berief, ſie mit evangeliſcher Herzlichkeit aufnahm, und ihnen durch die ausgezeichnetſte Liebe die ſchwere Bürde ihres Amtes erleichterte. Ein ſalbungsvolles Umſchreiben, die zärtlichſte Einladung des beſten Vaters, gieng dieſen Tagen des Heils voran; er ſelbſt wohnte regelmäſſig allen Uebungen der Religion in der Reſidenzſtadt bei; durch den Hinblick auf ihn wurde das ſämmtliche Volk neu belebt. Dieſe Miſſion war gerade in der herbeſten Winterszeit, und ſchon vier Stunden vor Tages Anbruch belagerten die guten Bewohner von Arl die Thüren der Kirche, und ſtimmten geiſtliche Loblieder an. Herrliche Früchte krönten auch dieſe gottſeligen Bemühungen der Miſſionäre. Magdalenen büßten ihre ärgerlichen Verirrungen mit den Thränen der Reue ab; Zachäuſe fügten den ſchuldigen Erſtattungen noch groſſe Almoſen bei; verlorne Söhne benetzten die Füſſe ihres beleidigten Vaters mit Zähren des aufrichtigſten Schmerzens; neue Pauluſe, von dem Gnadenſtrahle getroffen, verwandelten ihren Haß und ihre drohende Wuth in Freundſchaft und zärtliches Mitleid. Dieſe frommen Uebungen wurden durch eine allgemeine Prozeſſion und Aufpflanzung eines Kreuzes geſchloſſen. Der eifervolle Erzbiſchof beſtieg hierauf, nachdem er ſich vor dieſem anbethungswürdigen Zeichen unſerer

ſerer Erlöſung niedergeworfen hatte, die Kanzel, und redete mit ſolcher Salbung, daß beinahe alle Anweſenden in Thränen zerfloſſen. Neue Miſſionäre bereisten auf ſeine Befehle und öfters auf ſeine Koſten den größten Theil ſeiner Diözeſe, und faſt überall lohnte die reichlichſte Aernte das Wachen und Bemühen dieſer apoſtoliſchen, heiligen Gottesmänner.

Bald darauf unternahm der unermüdete Erzbiſchof eine allgemeine Viſitazion der Diözeſe. Er verboth immer alle ſonſt gewöhnlichen Ehrenhuldigungen; ſehr ſelten genehmigte er das ſogenannte „Eingangsrecht", und wenn es geſchah, ſo war es nur, um dadurch neue Mittel zu gewinnen, die Armen zu unterſtützen. Jede Pfarrei hatte ſich ſeiner Milde zu erfreuen; jeder fand bei dieſem leutſeligen Hirten leichten Zugang; jeder Schwache fand gegen die Unterdrückungen des Stärkern ſichern Schirm. Auf ſeinen biſchöflichen Viſitazionen verſchenkte der Erzbiſchof über vierzig tauſend Franken als Almoſen, und wollte durchaus nicht den Seelſorgern, deren Pfarreien er beſuchte, zur Laſt fallen, und kehrte ſo, von dem Segen des Volkes begleitet, wieder zurück.

Der große Erzbiſchof von Arl ſchien vorzüglich gegen ſeine Geiſtlichen jene anziehende Leutſeligkeit, die ihm alle Herzen gewann, gleichſam zu erſchöpfen. Der letzte Levit des Heiligthums ward ſo freundlich von ihm empfangen, als die durch ihren Rang ausgezeichnetſten Perſonen. So oft ihm ein Kaplan ſeine Aufwartung machte, lud er ihn zu Tiſche ein; er bewies ihm da die herzlichſte Aufmerkſamkeit, ließ ſich zu ihm auf die liebvollſte Weiſe herab, und ermunterte und belohnte durch zuvorkommende Vaterhuld jedes Verdienſt. In jeder Pfarrei, die er beſuchte, beſtimmte er einen Tag, um dem Unterrichte der Jugend beizuwohnen, wobei er die Kinder über die Hauptwahrheiten des Chriſtenthums mit holder Zärtlichkeit fragte, und ihnen, wenn ſie durch ihre Antworten ihn befriedigt hatten, Preiſe austheilte; und dieſe Hoffnung einer Belohnung, die um ſo ehren-

voller war, weil ſie erſt nach ſtrenger Prüfung zugeſagt wurde, flammte ihren Wetteifer mächtig an.

Die Verſammlungen der Geiſtlichkeit in Frankreich vervielfältigten ſich, je dringender die Bedürfniſſe des Staates wurden. In dieſen verſchiedenen Verſammlungen ſtrahlte Dülo's, des großen und ſo berühmten Erzbiſchofes von Arl, Anſehen in ſolcher Würde, daß man glaubte, dieſer Authorität müſſe ſich Alles unterwerfen. Ohne je einen gebieteriſchen Ton anzunehmen, wußte er dennoch über die geſammten Mitglieder ein gewiſſes Anſehen zu behaupten; die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes war ſo allgemein anerkannt, daß ihn einer dieſer Geiſtlichen den „Adler der Geiſtlichkeit“ nannte. Seine Beſcheidenheit aber entzog ſeinen Augen den Glanz der ſeltenen Eigenſchaften, die ihn ſchmückten; zarte Schonung und unerſchütterliche Feſtigkeit für's Gute waren in ihm wunderbar vereint.

Ueber den großen Erzbiſchof von Arl brachen aber allgemach auch große Leiden herein, und harte Prüfungen. Der Winter des vorigen Jahres hatte in der Stadt Arl, nachdem er zuerſt die ganze Umgegend verheert hatte, die erſchrecklichſte Hungersnoth verurſachet. Die häufigen Almoſenſpendungen der reichſten und wohlhabendſten Bürger linderten zwar das Elend, konnten ihm aber nicht ganz abhelfen. Das vorhin ſo gute und ſo friedſame Volk durchbrach nun faſt jeden Damm. Es forderte Brod mit zügelloſem Ungeſtümm, und drohte mit einem Aufruhr; ein ſchleuniges und wirkſames Mittel war nun vonnöthen, um einem Strome, der Alles zu verwüſten drohete, Einhalt zu thun. Die Konſuln und der Erzbiſchof beriefen deßhalb den 28. März dieſes Jahres Chriſti 1789 einen allgemeinen Rath zuſammen. Der Oberhirt ſollte zuerſt das Wort nehmen; eine heftige Erſchütterung aber, die auf ſeinem ganzen Angeſichte ſich ausdrückte, erſtickte anfangs ſeine Stimme; doch, ſobald er ſich erholt hatte, begann er: „In groſſen Unfällen iſt man dem Vaterlande groſſe Opfer ſchuldig, und gewiß wird Jeder von uns dazu bereit ſeyn.“

ſeyn.“ Er erklärte nun großmüthig, was er zu geben geſinnet ſey, und wußte ſchon damit alle Anweſenden ſo zu beleben zum Mitleid und zur Hilfe, daß von nun an bedeutende Geldſummen in die Stadtkaſſe kamen. So ward geholfen, und auf ſolche Weiſe am beſten auch die öffentliche, allgemeine Ruhe wieder hergeſtellt.

Zu gleicher Zeit, mit dem großen bereits berühmten Erzbiſchof von Arl, in dem immer mehr und mehr ſich verwildernden Frankreich, in Mitte einer Menge Verkehrten — blühte und brachte bereits Früchte — ein zweiter heiliger Vinzenz von Paul — in dem jungen eifervollen Prieſter Carron. Guy, Tuſſán Julian Carron gründete gleichfalls ſchon von Jugend auf die erfreulichſten Hoffnungen von ſich. Die vollkommene Gleichheit ſeines Karakters, die regelmäſſige Ausübung ſeiner Pflichten, die Richtigkeit ſeiner Urtheile, die Reinheit ſeiner Sitten gewannen ihm die Herzen Aller, die ihn kannten. Was ihn aber beſonders auszeichnete, war ſeine bewunderungswürdige Vorliebe für die Armen; und dieſe ſchöne Vorliebe für die Armen, dieſe herrliche Eigenſchaft, welche in der Folge ſich immer mehr in ihm entfaltete, ward die Triebfeder aller ſeiner Handlungen, die reiche Quelle aller ſeiner edlen Thaten, welche die Zierde ſeines Lebens ſind. Schon ſehr frühe begann der junge Carron die Ausübung ſeiner guten Werke. Als er in ſeinem 13. Jahre die Tonſur empfangen hatte, verband er ſich mit mehrern eifrigen Freunden, und ertheilte den Armen in einer Kapelle unweit Rennes katecketiſchen Unterricht; — dabei ſpendete er ihnen die Almoſen, welche er ſelbſt für ſie geſammelt hatte. Auch beförderte er den Beruf mehrerer jungen Leute, welchen es an Mitteln gebrach, ihre Studien für den geiſtlichen Stand zu vollenden. Seiner Jugend ungeachtet, erwarb er ſich großes Zutrauen, ſo daß er Mittel fand, die Koſten eines Inſtitutes, welches Herr von Schirac, Biſchof von Rennes, unterſtützte und in der Folge anerkannte, zu beſtreiten. Der Eifer, die Frömmigkeit und die Reiſe des jungen Carron bewogen

gen den ebengenannten Prälaten, die demſelben noch bevorſtehende Zeit bis zum Prieſterthume abzukürzen; und nachdem er die Erlaubniß dazu von Rom erhalten hatte, ertheilte er dieſem tugendhaften jungen Manne ohne alles Bedenken die Prieſterweihe. Carron, der damals noch nicht völlig 23 Jahre alt war, entſprach in der Folge, da er als Arbeiter in den Weinberg des Herrn ausgeſandt, und zum Vikar in der Pfarrei von Sänt-Schermän in Rennes ernannt wurde, den tröſtlichen Hoffnungen ſeiner Obern. Sein offenherziges Weſen, ſeine engelreine Unſchuld erhob die Salbung ſeiner Predigten, und ſeine tadelloſe Jugend gab ſeinen eifrigen Arbeiten für Gottes Ehre neuen Schwung, und neues Leben. — Nebenbei arbeitete er an der Errichtung eines Armenhauſes, und aus den Beiträgen welche ihm hierzu anvertraut waren, bildete er eine Manufaktur von Tuch-, Kattun-, Baumwolle- und Sacktuchwebern. Zweitauſend Arme wurden hier beſchäftigt, und die barmherzigen Schweſtern waren beauftragt, die jungen Mädchen, welche man zu Baumwolleſpinnen aufgenommen hatte, zu unterrichten und über dieſelben zu wachen, die Kranken zu verpflegen, und die Ordnung und Ruhe im Hauſe zu handhaben. In einem andern Gebäude der Stadt hatte dieſer tugendhafte Prieſter eine Zufluchtsſtätte für zurückgeführte und bußfertige Mädchen eröffnet; — ſie ſtanden unter der Aufſicht frommer Frauen, welche ſie zur Arbeit anhielten. Seine Predigten zu Sänt-Schermän bekehrten viele Sünder, und rührten manchen unglückſeligen Sklaven der Leidenſchaft. Man erzählt deßfalls eine Begebenheit, welche zwar Carron nie eingeſtanden, die aber zu jeder Zeit in Rennes öffentlich bekannt war. Die Bekehrung eines Mädchens, welches ſeine väterliche Sorge dem Laſter entriſſen hatte, erbitterte gegen den frommen Prieſter den Mitſchuldigen ihres vorigen unordentlichen Wandels; ganz verblendet von ſeiner Leidenſchaft, beſchloß dieſer Böſewicht, denſelben ſeiner Rache aufzuopfern. — Er geſellt ſich zwei oder drei eben ſo laſterhafte Menſchen zu, und

und ſie verſchwören ſich unter einander, dem tugendhaften Vikar eine erſchreckliche Schlinge zu legen. Man beſtellte ihn nämlich an einen entlegenen Ort, um, wie man vorgab, einen jungen Menſchen, welcher im Zweikampf wäre verwundet worden, beichtzuhören. Man läßt ihn allein in ein Zimmer treten, worin der Urheber dieſes Höllenplans auf ein Bett dahingeſtreckt lag. Der Abbe Carron nähert ſich dem Bette, und findet dieſen Unglücklichen ohne Leben, mit einer Piſtole an der Seite. Sogleich ruft er deſſen Kameraden, welche einen ganz andern Ausgang erwartet hatten. Man denke ſich nun ihren Schrecken! — Von Schauder ergriffen, ſagt man, ſeyen ſie, bei dem Anblicke der ſo offenbaren Strafe der göttlichen Gerechtigkeit, dem Gottesmanne zu Füſſen gefallen, und hätten hernach lebenslänglich immer ſtrenge Buße gewirkt.

Der Eifer des Abbe Carron in den geiſtlichen Amtsverrichtungen war ohne Schranken. Er trieb denſelben ſo weit, daß er endlich erkrankte. Da ihm jetzt alles Arbeiten unterſagt wurde, machte er eine Reiſe nach Paris, und ſammelte da Almoſen für ſeine Arme und für ſeine Inſtitute. Mit Freude und voll innigſter Rührung erzählte er: „daß ihm auch Maria Antonia, die Königinn von Frankreich, Geld geſchickt habe.

Thätig im Weinberge des Herrn, und voll Eifer für die gute Sache war in dieſer Zeit des Unheils auch — Franz Ludwig Häbert. Auch Häbert hatte ſich ſchon von Jugend auf dem Herrn und ſeinem heiligen Dienſte geopfert und hingegeben. Er begab ſich in die ehrwürdige Kongregazion der Eudiſten, welche ſich beſonders dem Unterrichte und der Bildung der Geiſtlichen widmeten. Nach erhaltener Prieſterweihe wurde er nach Domfron, wo die Eudiſten das Seminar und das Kollegium innehatten, abgeſchickt; daſelbſt lehrte er zwei Jahre nacheinander die Filoſofie, und darauf eben ſo lange die Theologie. Dieſe wichtigen Stellen gaben ſeinem Verdienſte hohen Schwung, und erwarben ihm ſowohl die Liebe ſeiner Zöglinge, als die

Achtung ſeiner Mitbrüder, von denen er allgemein geliebt wurde. Hierauf erhielt er den Ruf als Präfekt des Seminars von Caen, welchem ſchwierigen Amte er auch mit Ruhm und Ehre vorſtand. — In dieſem Hauſe lebten gemeiniglich bei zwei hundert Jünglinge aus allen Diözeſen der Provinz; er befand ſich alſo da in mißlichen Umſtänden; allein durch Beſcheidenheit, Feſtigkeit und Güte erwarb er ſich bald die Hochachtung und Freundſchaft aller, die ihn umgaben. Späterhin kam er nach Paris, um da ſeinen beſtändigen Aufenthalt zu nehmen, wo er bald mit allen rechtſchaffenen Männern, beſonders aber mit den Prälaten, die auf die öffentliche Verehrung und auf die Liebe der Gläubigen die gerechteſten Anſprüche machen konnten, in Verbindung trat. Dieſes Letztere verdankte er ohne Zweifel ſeiner gemüthlichen Leutſeligkeit, die man einzig nennen möchte; denn niemand verließ ihn ohne Erbauung, und ohne in ſich jene Gefühle der Frömmigkeit, von der Liebe Gottes und des Nächſten zu verſpüren, die dem Herzen und den Lippen des gottſeligen Mannes entſtrömten, und ſich in eines jeden Seele hinübergoſſen. Er beſaß eine liebliche und milde Gemüthsart; nie ward der Friede und die Munterkeit ſeiner Seele geſtört, und lindernde Worte des Troſtes träufelten wie Balſam aus ſeinem Munde in die Herzen der Betrübten und allzu ängſtlichen Chriſten. Unter allen Tugenden aber, welche den Mann Gottes zierten, erwarb ihm keine ſo ſehr die Verehrung und Bewunderung der Völker, als ſeine gränzenloſe Nächſtenliebe. Es erzählt uns ein frommer Gläubiger, welcher dreißig Jahre mit ihm in innigſter Vertraulichkeit zugebracht hatte, er habe niemals einen Mann geſehen, der ſich immer ſo gleich geblieben, und ſo liebenswürdig in ſeiner Gemüthsart, ſo glühend in ſeiner Frömmigkeit, ſo zärtlich in ſeiner Liebe, ſo einfach, und doch ſo erhaben in ſeinen Handlungen geweſen wäre; jeder neue Tag ſeines Lebens erinnerte an den verfloſſenen, und kündigte ſchon den nächſtfolgenden

den an, und alle waren dieſelben hinſichtlich ſeiner Barmherzigkeit gegen die leidende Menſchenklaſſe. Er beſuchte die Gefangenen, munterte ſie auf, predigte ihnen die Worte des Lebens, und erwirkte Vielen die Freilaſſung. Keinem Fache ſeines heiligen Amtes war er entfremdet; oft ertheilte er im Richterſtuhle der Buße den Sündern das Sakrament der Verſöhnung, und zog die Herzen durch ſein einfaches und liebevolles Betragen an ſich; beſonders aber liebte er die Kinder, die ihn dagegen herzlich verehrten; die einen ließ er ein Handwerk, die Andern, welche mehr Fähigkeit zu beſitzen ſchienen, höhere Wiſſenſchaften erlernen; Mägdchen, die von der Gefahr der Unſittlichkeit bedroht wurden, verſchaffte er gute Dienſthäuſer; Jungfrauen, die glücklicher Weiſe die Welt verſchmähten, eröffnete er fromme Zufluchtsſtätte; — für ſich ſelbſt behielt er nichts, als ſeine wenigen Kleider, die ihn bedeckten. In den Zeiten der allgemeinen Noth kam er den Bitten zuvor; er ſchützte die Einen gegen Verarmung, ſuchte die Andern, welche die Scham zurückhielt, auf; er hatte Auskundſchafter des Elendes, und treue Boten, die den Bedrängten alle nöthige Hilfe brachten. Als er während ſeines Aufenthaltes zu Caen mit einer goldenen Uhr von großem Werthe beſchenkt wurde, war ſein Erſtes, daß er ſie für die Armen verkaufte; die übrigen Opfer, die er im Verlaufe ſeines thatreichen Lebens zum Wohl der Menſchheit brachte, können gar nicht hergezählt werden.

Der wahre Freund der Armen iſt aus Vorliebe, oft aber auch aus Beruf — ſelbſt arm; dieſes ſah man bei dem Abbe Häbert, der eben ſo ſtreng und hart gegen ſich, als mitleidsvoll gegen Andere war; ſein ärmliches Lager ſtellte mitten in Paris — Bethlehems Dürftigkeit dar, und auch auf dieſem gönnte er ſich wenig Ruhe, indem er den größten Theil der Nacht in eifrigem Gebeth zubrachte, nachdem er den ganzen Tag dem Dienſte des Nächſten gewidmet hatte. Er ſtammte von einer angeſehenen Familie ab, und hatte einen ſeiner Verwandten bei Herrn Bertän, Miniſter des Kö-

 nigs

nigs Ludwig des XV.; er war aber zu uneigennützig, als daß er je Etwas für ſich hätte begehren oder annehnehmen ſollen. Wenn er ſich dieſer Fürſprache manchmal bediente, geſchah es nur, um manchen Bedrängten um ſo größere Hilfe und Dienſte zu leiſten.

Vor Kurzem wurde durch einen traurigen Unfall dem gefühlvollen Herzen des Tugendhelden Häbert eine tiefe Wunde geſchlagen. Ein junger Menſch aus ſeiner Verwandtſchaft, hingeriſſen von dem Feuer der Leidenſchaften, welchen in dem unglückſeligen Frankreich nun ſchon nichts mehr Einhalt zu thun vermochte, und welche durch ihre ſchaudervollen Triumphe Vorbothen noch verderblichern Uneinigkeiten waren, machte ſich eines großen Verbrechens ſchuldig. Ludwig der XVI., voll Achtung für den Vorſteher der Eudiſten, hätte ohne Zweifel den jungen Wüſtling begnadigt, und die Todesſtrafe in eine andere verwandelt; aber nachher ſah er ſich gezwungen, ſeinem Vaterherzen Gewalt anzuthun, und den Strafgeſetzen ihren Lauf zu laſſen. Ehe das Schlachtopfer auf der Schandbühne umkam, ließ ihm Häbert alle mögliche Sorgfalt angedeihen; am Tage ſeiner Hinrichtung war er ſchon um vier Uhr des Morgens an der Thüre des Gefängniſſes von Schatlá, um dem Verurtheilten die letzten Tröſtungen der Religion zu bringen. Dieſe entſetzliche Begebenheit vermochte ihn nicht im mindeſten vor irgend einem Menſchen herabzuſetzen; die angeſehenſten Perſonen wetteiferten vielmehr, ſeinen Schmerzen zu lindern, und ihm, wie zuvor, ihre ganze Liebe und alle Hochachtung und ganz unbeſchränktes Vertrauen zu ſchenken. Sein Erzbiſchof, Herr von Schüngne, begleitet von ſeinen Generalvikaren, ſtattete bei dieſer Gelegenheit dem Gerechten, welchen die Hand Gottes getroffen hatte, einen Beſuch ab, und alle ſeine Freunde kamen ſchaarenweiſe, ihn zu tröſten. Einer aus denſelben erzählt uns: „Sobald ich dieſes Unglück erfuhr, lief ich zu ihm, und ich fand in dieſem guten Mitbruder eine ſtarke nnd erhabene, dabei aber eine demüthige und in den Willen Gottes vollkommen ergebene Seele.

Er

deſſen unermeßliche Liebe alle ſeine Kinder zugleich väterlich, guthirtlich umfaßte. Und auch gegen alle, und in jeder Hinſicht hatte Gros ſich immer als den Mann nach dem Herzen Gottes bewährt. In ſeinem erleuchteten Eifer kämpfte Gros auch mit großem Ruhme gegen die Gottloſen, und gegen ihre Pläne und Ränke. Als einen getreuen Anhänger Woltärs und ſeines Frevels kannte man damals den Herrn Gerard, einen geiſtvollen Mann, mit vielen ſchönen Kenntniſſen ausgeſchmückt, dem anfangs von den Häuptern der filoſofiſchen Sekte geſchmeichelt wurde, um ihn nach und nach in die Schlinge der Verführung zu locken. Die Vorſehung, deren Wege ſo bewunderungswürdig ſind, führte ihn zu dem Prieſter Gros; ſeine Leutſeligkeit, ſein einnehmender Verſtand, ſein Verdienſt, alles zog ihn zu dem eifervollen Geiſtlichen hin; er konnte nicht umhin, ihm ſein Herz und ſein Vertrauen zu ſchenken; ſeine Irrthümer wurden ſiegreich beſtritten; — in kurzer Zeit ward er wieder zum Glauben ſeiner Väter zurückgeführt. Er wurde nachher einer der berühmteſten Vertheidiger der katholiſchen Religion in Frankreich.

Ein nicht unbedeutendes Licht dieſer Zeit war auch der ſo fromme, als gelehrte Biſchof von Mende, Johann Arnold von Caſtellan. Frühe ſchon hatte er ſeinen Geiſt durch gründliche Kenntniſſe ausgebildet mit denen er eine groſſe Feinheit und Anmuth im Sprechen vereinigte, vorzüglich aber wuſte er bei den biſchöflichen Amtsverrichtungen allen Anweſenden durch ſeine ſichtbare Geiſtesverſammlung, durch eine herzerhebende Würde immer die zärtlichſte Andacht einzuflöſſen. Auch für Arme lebte er vorzüglich; man ſah, daß faſt allen Bedürfniſſen und Nöthen durch die Freigebigkeit des Biſchofes abgeholfen wurde. Dieſelbe zärtliche Sorgfalt trug er auch gegen die verſchiedenen Gemeinden, von denen er den Zehnten zog. Zu Schanak, wo die Biſchöfe von Mende wohnten, und das er herrlich für ſeinen Sommeraufenthalt ausgeſchmückt hatte, theilte er dieſelben Wohlthaten aus, und unterſtützte mit

de-

beſonderer Schonung die Hausarmen durch Kleidungsſtücke, Betten und Weiszeug. Es brannte die Abtei Merloara, die auf den höchſten Gebirgen lag, ab, und der Biſchof baute ſie mit Beiſteuern aus den Einkünften der unbeſetzten Pfründen wieder auf; einige Zeit darnach hatte das Haus und die Kirche der Urſulinerinnen von Mende daſſelbe Unglück, aber auch das Glück, auf Koſten des Biſchofs prachtvoll wieder hergeſtellt zu werden. Dem Spital fehlten Weiszeug, Betten und Arzneimittel; es war auch zu klein, und lag überdieß in einem ungeſunden Theile der Stadt. Arnold verſah es mit Weiszeng und Bettung, errichtete eine Apotheke, kaufte die Häuſer, die es umgaben, ſicherte es vor Feuersgefahren, ließ den Theil, den jeȥt das andere Geſchlecht bewohnt, erbauen, ſtellte das übrige Gebäude in guten Zuſtand, legte Waſſerleitungen an, und ſchuf den ſchönen Garten, der es umgiebt, und welcher ihn allein vierzig tauſend Franken koſtete, weil er die Stadtwälle, welche die friſche Luft abhielten, mußte abtragen laſſen. Seine Körpersſchwäche vermochte nicht im geringſten, ſeinen ſtarken Geiſt niederzubeugen; er blieb allzeit gleich unerſchütterlich, und gefaßt auf alles, was ihm begegnen konnte. Oft hatte er ſelbſt bei dem Guten, das er ſich zu wirken vornahm, hartnäckige Gegner, die er aber durch kraftvolle Gegengründe augenblicklich zu gewinnen wußte. Nichts war ihm angenehmer, als die Geſellſchaft ſeiner Geiſtlichen, die er ſehr oft zu ſich einlud. Die Landgeiſtlichen beſondtrs mußten jedesmal, wenn ſie ihm kamen, mit ihm zu Mittag ſpeiſen; dieſer Gebrauch war ſo unabänderlich, beſonders zu Schanak, daß jeder, auch ohne beſonders gebethen zu werden, zum Mittagmahle bei ihm blieb. Alle liebten ihn, wie einen zärtlichen Vater, und trugen eine beſondere Verehrung gegen ihn. Er war ein zu liebevoller Hirt, als daß er nicht auch zugleich ein vortrefflicher Verwandter hätte ſeyn ſollen. Er bewies ſich als den Wohlthäter ſeiner Familie, indem er ihr die Einkünfte ſeines väterlichen Erbes zufließen ließ; aber dabei blieb er auch,

und

und ſprach oft den heiligen Grundſatz aus: „die Kir=
chengüter ſeyen das Erbtheil der Armen.“ Er erlaubte
ſich daher niemals, ihnen, den Armen, auch nur den
geringſten Theil davon wegzunehmen.

Auch aus dem Orden der mindern Brüder glänzten
als Lichter große Männer in die Finſterniſſe dieſer Zeit.
Ein ſolches wohlthuend Jahre lang ſchon bereits umher=
leuchtendes Licht war — Pater Ludwig Thomas Nü=
rat. Nürat zeigte ſchon von ſeinen erſten Jahren an
ein edelmüthiges, mitleidiges und liebevolles Herz, ver=
eint mit einem lebhaften, und tief ſchauenden Geiſte, der
für die ſchönen Wiſſenſchaften ganz beſonders geſchaffen
ſchien. Nebſt dieſen Vorzügen begabte ihn die Vorſehung,
die ihn zu erhabenen Zwecken beſtimmt hatte, zugleich
mit einem Gedächtniſſe, das Alles leicht faßte und treu
behielt, mit einer Beurtheilungskraft, die nie irregeleitet
werden konnte, mit einem leutſeligen und offenen Cha=
rakter, und ſchmückte alle dieſe erhabenen Eigenſchaften
mit den höchſten Tugenden eines lebendigen Glaubens,
und der zärtlichſten Gottesfurcht aus. Frühe ſchon zeigte
der junge Nürat große Liebe zu den Wiſſenſchaften, und
erwarb ſich durch ſeinen Fleiß und ſeine Fortſchritte die
ausgezeichnetſte Achtung ſeiner Lehrer im Kollegium von
Belſôns, das unter Leitung der Väter der Geſellſchaft
Jeſu ſtand, deren großer Verehrer er bald wurde, da er
den erhabenen Endzweck, und die Mittel erkannte, wo=
mit ſie auf die wiſſenſchaftliche, die ſittliche und religiöſe
Bildung der Menſchen hinwirkten; daher mag es auch
gekommen ſeyn, daß er in der Folge ſtets eine genauere
Verbindung mit den ausgezeichnetſten Gliedern dieſes
Ordens unterhielt. Eine gewiſſe Ahnung der Unheile
und Verfolgungen, welche über die Geſellſchaft Jeſu he=
reinbrachen, deren Zerſtörung er, wie er in der Folge
eingeſtand, nicht hätte überleben können, und ein beſon=
derer Hang zu einer ſtrengen und zurückgezogenen Lebens=
weiſe, bewogen ihn, in den Orden der minderen Brüder
des heiligen Franziskus zu treten. In dem Novizen=
hauſe zu Aix mußte er, gleich dem großen Chryſoſtomus,
harte

harte Kämpfe gegen ſein liebevolles Herz beſtehen, das ſeine Mutter, die Wittwe war, und nur mehr einen jüngern Sohn bey ſich hatte, heftig anſprach. Er trug den Sieg davon, und vollbrachte ſein Opfer auf eine unwiderrufliche Weiſe, da er feyerlich die vier dieſem Orden eigenen Gelübde ablegte. Die glänzenden Fortſchritte, die er vor dem Eintritt in das Novitziat in den ſchönen Wiſſenſchaften gemacht hatte, berechtigten ſeine Obern zu den ſchönſten Hoffnungen für die Philoſophie und Theologie, auf die er ſich nach Ablegung ſeiner Gelübde mit ungetheiltem Fleiſſe verlegte; und nach deren Beendigung er durch öffentliche Streitſätze den Grund zu dem hohen Rufe legte deſſen er nachgehends immer, nicht nur in Marſelli und der Provinz, ſondern auch in ſeinem ganzen Orden genoß. Die ausgezeichnetſten Profeſſoren und Gelehrten machten es ſich zur Freude, ihm bey jeder Gelegenheit Beweiſe ihrer Hochachtung zu geben. Mehrere Jahre hindurch unterrichtete er ſeine jüngern Mitbrüder in den Wiſſenſchaften, und bildete vortreffliche Männer, welche dem Staate und ihrem Lehrer zur größten Ehre gereichten, dieſelben Aemter mit Ruhm bekleideten, und die Liebe zu den Wiſſenſchaften, den Abſcheu vor den gefährlichen Neuerungen in der Lehre, und die Anhänglichkeit an die Entſcheidungen der Kirche allenthalben fortgepflanzt haben. Durch dieſe edelmüthige Einfalt, welche ihn und ſeine Schüler ſtets auf dem rechten Wege der Wahrheit ſicher leitete, ſtieß er zwar manchmal an die Meinungen vieler damals mächtigen Perſonen, und zog ſich bittere Verfolgungen zu, die er aber mit dem Muthe eines Schülers des Kreuzes erduldete. Mit tiefer Wehmuth erfüllten die Uebel, welche zu jener Zeit auf der Kirche laſteten, und die noch größern, die er ſchon hereinbrechen ſah, ſeine gefühlvolle Seele, als ihn der Gehorſam in die Hauptſtadt der chriſtlichen Welt, wohin er berufen wurde, führte. Sein hoher Ruf war ihm ſchon, ſowohl in dem berühmten Kloſter der minderen Brüder, *della Trinita de monti* genannt, welches Karl der VIII. geſtiftet und ſeine Nachfolger vorzüglich begünſtigt hatten, als auch

bey den übrigen Orden, und vorzüglich jenem der Geſellſchaft Jeſu, vorangegangen. Kurze Zeit nach ſeiner Ankunſt ſetzten ihn ſeine Ordensbrüder in dieſem Kloſter an ihre Spitze; eine um ſo höhere Auszeichnung, weil dieſe zahlreiche Gemeinde, die aus den auserleſenſten Männern aller Provinzen Frankreichs beſtand, durch die Pflege der Wiſſenſchaften und die genaue Beobachtung der Regeln das Muſter des Ordens geworden war, und daher von ihrem Vorſteher mehr als gewöhnliche Fähigkeiten erheiſchte; er hatte damals kaum ſein dreißigſtes Jahr erreicht. Zu dieſer Zeit lebten in jener Gemeinde die berühmten Väter Schagiá, deren Werke von den Gelehrten ſo hoch geſchätzt werden, die bey den Päbſten, Cardinälen und anderen vornehmen Römern in ſo großem Anſehen ſtanden, und von den ausgezeichnetſten Reiſenden, die nach Rom kamen, beſucht wurden. Dieſe großen Gelehrten wußten bald Nürat nach ſeinem wahren Werthe zu ſchätzen; ſie ſchloſſen ſich feſt an ihn an, und glaubten in ihm Denjenigen, der ſie erſetzen könnte, gefunden zu haben. Allein in ſeiner Vorliebe zur Einſamkeit ſah er in dem Befehl, welchen er nach ſeinem dreyjährigen Aufenthalt empfieng, in ſeine Provinz wieder zurückzukehren, eine neue Wohlthat Gottes; indeß wartete die erſte Stelle dort ſeiner, da ihn der Pater Michael Angelus Marán, bekannt durch ſeine Werke und hohe Frömmigkeit und damals zum drittenmal Provinzial, unter einer großen Anzahl von Ordensbrüdern, deren Verdienſte er zu würdigen wußte, ohne ſein Vorwiſſen, als ſeinen Nachfolger vorſchlug. Auf die einſtimmige Wahl mußte ſich Nürat der Leitung einer großen und zahlreichen Provinz in den mißlichſten Umſtänden, und im Augenblicke, wo der ſchrecklichſte Sturm die Ordensſtände in Frankreich bedrohete, unterziehen. Seine Beſtürzung, ſeine Thränen, als er ſeine Ernennung hörte, beſtätigten den hohen Begriff, den man ſich von ſeiner Tugend gemacht hatte; und man hörte ſeine Gegenvorſtellungen nicht. Jene ſeiner Mitbrüder, die ihm am wenigſten geneigt waren, haben ihm allzeit die Gerechtigkeit

tigkeit widerfahren laſſen, daß mehr die Furcht, durch hartnäckige Weigerung äuſſerlich Aufſehen zu verurſachen, als die dringenden Bitten des Kapitels ihn bewogen haben, dieſe Bürde auf ſeine Schultern zu nehmen. Unwandelbare Liebe zu ſeinem Stande, die gewiſſenhafteſte Ausübung der ihm eigenen Tugenden, eine ſanfte und liebenswürdige Herzlichkeit, unermüdetes und tiefes Forſchen in den Wiſſenſchaften, dieß war der Lebensplan, den er getreu verfolgte. Unter ſeinen Untergebenen fand er viele alte Ordensbrüder von ausgezeichnetem Ruhme, die aber noch mehr ihrer reinen Sitten und wichtigen Verdienſte als ihrer Greiſenjahre wegen aller Verehrung würdig waren; unter dieſen lebte der neue Vorſteher mit Offenheit, Zutraulichkeit und kindlicher Liebe, wodurch er ihrem gebrechlichen Alter ſüße Erquickung gewährte. Eben ſo bewies er den Jungen Nachſicht, Achtung und zärtliche Liebe, ohne jedoch der ſtrengſten Beobachtung der Regeln, welche ſeine Vorfahrer mit ſo reichlichem Segen des Himmels aufrecht erhielten, im Mindeſten zu vergeben. Auf dieſe Weiſe gewann er bald alle Herzen; und dieſe allgemeine Liebe folgte ihm auch nach, da die Zeit ſeines Amtes verfloſſen war, und er, ſich ſelbſt gegeben, an ſeiner eigenen Heiligung und an jener der Anderen ungehinderter arbeiten konnte. Die Aufhebung der Jeſuiten hatte in Marſelli unter den evangeliſchen Arbeitern eine große Lücke verurſacht; ſeiner ſchwächlichen Geſundheit ungeachtet widmete er ſich deßhalb zum Heile der Gläubigen ohne Schonung dem Beichtſtuhle, und opferte dieſer geiſtlichen Arbeit, die, ſo wenig Glanz ſie äuſſerlich verbreitet, ſo viel Nutzen der Religion gewährt, ſeinen entſchiedenen Geſchmack für die Wiſſenſchaften. Seine Tugenden, ſeine Gelehrſamkeit und ſeine Erfahrung erwarben ihm das allgemeine Vertrauen: Prieſter, Kloſterfrauen, Menſchen von allen Klaſſen und von jeglichem Alter wandten ſich an ihn, als an einen Engel des Lichtes und der Liebe. Seiner vielen Beſchäftigungen wegen mußte er die Zeit für ſeinen ausgedehnten Briefwechſel, weil er von allen Seiten um

Rath

Rath gefragt wurde, und zur Ausarbeitung ſeiner Reden, die er in Marſellie und in anderen Kirchen der Provinz mit ſo vielem Beyfalle hielt, ſeinem nöthigen Schlafe abbrechen. Sein ſo beſchäftigtes Leben und vorzüglich ſeine tiefe Demuth beraubte uns eines koſtbaren Werkes, das der würdige Marán unter dem Titel: „Die Akten der Martyrer, oder die Zeugen des Glaubens, als Gegenſtücke zu dem Werke: „die Leben der Väter der morgenländiſchen Wüſten," angefangen hätte, und das nur ein Mann, wie Nürat hätte vollenden können; allein er entſchuldigte ſich wegen dieſer Arbeit, und gab als Urſache an: „ein Prieſter müſſe die Arbeit ſeines heiligen Amtes allem Uebrigen vorziehen." Aus Demuth, und aus Eifer für ſeinen Orden, dem er aufrichtig zugethan war, erſetzte er oft die fehlenden Lehrer, und ſtand dem mühevollen Amte eines Novizenmeiſters vor, in welchem Amte er eifervoll alle Mittel anwandte, die jungen Zöglinge zur höhern Vollkommenheit, deren vollendetes Muſter er war, heranzubilden. Bey dem eifrigen Streben nach evangeliſcher Vollkommenheit, und bey den gehäuften Arbeiten, denen er ſich zur Beförderung des Heils ſeiner Ordensbrüder und der übrigen Gläubigen unterzogen hatte, erloſch dennoch ſeine Liebe zu den Wiſſenſchaften nicht, noch ſein Verlangen, ſie immer mehr und mehr zu verbreiten. In dieſer Abſicht vergrößerte er die Bibliothek ſeines Hauſes, bereicherte ſie mit den beßten Werken ſowohl der älteren als neueren Litteratur, die noch fehlten, und widmete dieſem nützlichen Unternehmen die anſehnlichen Einkünfte, welche ihm ſeine Mutter mit Bewilligung ſeiner Obern gab. Noch mehrere der älteren Prieſter des Hauſes, wie auch mehrere reiche Einwohner der Stadt unterſtützten ihn in ſeinem gemeinnützigen Werke, welches er auch zu einer ſolchen Vollkommenheit brachte, daß dann gar bald nachher dieſe Bibliothek die Bewunderung der Gelehrten des In- und ſogar des Auslandes wurde. Obgleich ſeit lange die Umtriebe der Gottloſen die Zerſtörung der Religion und der Ordensſtände mehr als ahnen ließen, täuſchte doch einigermaßen

maßen die glühende Liebe, die Nürat zu ſeinem Stande trug, ſeinen ſonſt ſo ſcharf ſchauenden Geiſt, und er wurde deßwegen, als er die Ausführung der gottesräuberiſchen Plane ſah, um ſo mehr darniedergebeugt. Er hatte ſich, um den Wünſchen ſeiner Mitbrüder zu entſprechen, zum dritten Male dem Vorſteheramt im Kloſter zu Marſelli, wo er aus Gehorſam ſchon ſeit zwanzig Jahren wohnte, unterzogen, als daſſelbe aufgehoben wurde; und er bediente ſich des ganzen Anſehens, welches ihm mehr noch ſeine Tugenden, als ſein Amt gab, um ſeine Gemeinde ſowohl in einer vollkommene Anhänglichkeit an die Grundſätze des katholiſchen Glaubens, und in der Treue, die ſie ihren Ordensgelübden angelobet hatten, zu befeſtigen, als auch, ſie vor verderblichen Lehren, die gleich einem reiſſenden Strom Alles überſchwemmten, und der ganzen Religion einen nahen Umſturz droheten, zu verwahren. Gott ſegnete auch ſeinen Eifer; von zwey und zwanzig Ordensbrüdern, welche ſein Kloſter zur Zeit der Trennung einſchloß, wankte nicht ein Einziger in dem Bekenntniſſe des Glaubens. Denſelben Troſt hatte er auch beynahe in allen Frauenklöſtern, deren gewöhnlicher Beichtvater er war, und wo er immer mit der größten Verehrung aufgenommen wurde. Viele Prieſter, die in der Welt oder an anderen Orten lebten, hatten ihm ihr Vertrauen geſchenkt, und ihre Handlungsweiſe nach ſeinem Beyſpiele gerichtet; er war gleichſam das Orakel, welches die Pfarrer entfernterer Orte ſchriftlich um Rath fragten, und da einige Briefe aufgefangen worden, beſchloß der Marſellier Klubb, die grimmigſte aller dieſer mörderiſchen Zuſammenrottungen, ſeinen Tod. Um ſein Ordenskleid nicht ablegen zu müſſen, ſchrieb der treue Sohn des heiligen Franziskus nach Rom und nach Turin, wo er Freunde hatte; allein da ſie nicht auch zugleich für alle ſeine Mitbrüder, die ſich nicht von ihm trennen wollten, Plätze finden konnten, gab er ihren Bitten, mit denen auch noch die Kloſterfrauen und viele fromme Seelen die ihrigen vereinten, nach, und entſchloß ſich, dem Heil und Troſte dieſer Seelen, wenn es nöthig

ſeyn

ſeyn würde, ſich aufzuopfern. Er zog ſich mit dem Pater Franz Ludwig Maria Tachy, einem ſeiner letzten Zöglinge zu einer bejahrten Tante, die ihm der Himmel erhalten hatte, zurück.

Auch Pater Franz Ludwig Maria Tachy glänzte bereits mehrere Jahre ſchon als ſanft liebvoll wirkendes Licht in Frankreichs Finſterniſſen; auch er lebte, beinahe ſo lange er lebte, einzig für Gott nur, und fürs Heil unſterblicher Seelen, mit Freuden, mit heldenmüthiger Entſchloſſenheit immer auch die größten Opfer darbringend. Schon ſein Eintritt in den armen unanſehnlichen Orden der mindern Brüder war ein Heldenopfer, ein vollendeter Sieg über alles, was der Welt — alles iſt. Ein Freund ſeiner Mutter, der reich und ohne Erben war, wollte ihn in die Handlung nehmen, und ihm nach ſeinem Tode Alles überlaſſen; allein nichts war im Stande, ihn zu den für manche ſo reizenden Gaben des Glückes zurückzulocken. Einmal die Hand an den Pflug gelegt, durfte ſie nicht mehr zurückgenommen werden. Gleich bei ſeinem Eintritt in das Kloſter ſchloß ſich der junge Zögling der höhern Vollkommenheiten an den Pater Nürat, der ihn zu den erhabenen Tugenden heranbildete; deſſen Kenntniſſe und Güte gewährten ihm große Unterſtützung auf der mühevollen Laufbahn der Wiſſenſchaften, und auf dem rauhen Wege der evangeliſchen Selbſtverläugnung und der Abtödtung des alten ſinnlichen Menſchen. Seit ſeiner Erhebung zu der Prieſterwürde arbeitete er in dem heiligen Amte, und zeigte beſonders große Fähigkeiten für die geiſtliche Beredſamkeit. Als die Revoluzion Alles zu zerſtören anfieng, war er in der kleinen Stadt Isl, in der Grafſchaft Wanäſſän; da er aber dort vertrieben wurde, kehrte er in ſein Vaterland zurücke, und zog die Geſellſchaft ſeines frommen Lehrmeiſters jener ſeiner Anverwandten und ſeines Bruders vor, um beſſer den Geiſt ſeines Berufes zu bewahren.

Indeſſen thaten die Feinde Gottes und alles Guten nach Kräften, was ſie konnten, um aller Orten das Reich Gottes auf Erde zu zerſtören. Dieſe Fein-

de

de Gottes konnten und vermochten auch bereits immer noch mehr, und ſie breiteten ſich noch immer weiter aus. Die ſogenannten Illuminaten in Deutſchland hatten ſich daſelbſt, und auch in Baiern noch immer ſich erhalten, obwohl es geſchienen hatte, der Illuminatenorden ſey in dieſer Gegend für allzeit zerſtöret worden. Seit dieſer Zeit war auch ihr Hauptgeſchäft, auſſer Deutſchland in immer mehr und mehr Länder und Reiche ihren Orden zu verpflanzen, und ſie hatten es damit auch wirklich ſchon ſehr weit gebracht. Jetzt im Jahre Chriſti 1789 war nun ſchon faſt überall alles illuminirt, und Filoſofen und Freimaurer in Illuminaten verwandelt. Schon frühe ſuchten ſie durch den Baron Baſſus (Hannibal) in Italien, als zu Mailand, Cremona und Pavia ſich einzuniſten; in Polen und Liefland hatten ſie ſich auch ſchon Eingang zu verſchaffen gewußt, wie nicht minder auch ſchon in der Schweiz. Bayard, (von dem Buſch,) der in holländiſchen Dienſten ſtand, war beſtimmt, den Orden in den Niederlanden auszubreiten. Der Pfarrer Röntgen zu Petkum in Oſtfriesland ſollte auf ſeiner Reiſe durch England die Engländer illuminiren. Das Mittel, deſſen ſie ſich bedienten, war vornehmlich die Freimaurerei, deren große Verbreitung ihnen ſehr zuſtatten kam. In Italien hatten die Freimaurer zu Florenz und zu Mailand ihre Loſchen. In Neapel allein waren deren fünf, von welchen drei engliſche, die andern beiden aber italieniſche Loſchen waren. Eine von dieſen wurde „San Schuan“, und die andere „Dela werita“ genennet. In Mantua war die Loſch der Independent, und zu Modena die Loſch Dei Conſtanti; ſelbſt in Rom waren mehrere dergleichen. Die Schweiz hatte, gegen andere Länder gerechnet, wenig Freimaurer; doch hatten ſie zu Genf, Baſel, Lauſanna, und in andern Orten theils Loſchen, theils einzelne Glieder. In Holland gab es ſchon ſeit mehrern Jahren viele Freimaurer; Amſterdam allein zählte acht Loſchen; Leiden 3, Utrecht 4, und Haag 10; nach Polen und Liefland war der Freimaureror-

den

den auch ſchon länger verbreitet worden; zu Warſchau waren vier Loſchen, und eben ſo viele in Wilna. In England war die Ausbreitung der Freimaurerei größer, als in irgend einem Lande; man zählte in London allein 232 Loſchen. Frankreich gab darin England wenig nach; man zählte zu Paris 81 öffentliche, und noch eine große Menge ſogenannter Winkelloſchen. Ueberhaupt war nicht leicht eine bedeutende Stadt in Frankreich, wo nicht eine Loſch geweſen wäre. Zu Lyon waren deren 16, zu Bordo 7, zu Nantä 5, zu Marſellj 6, zu Monpelliä 10, zu Tulus 10, zu Nanſy 3, zu Straßburg 8, und ſo war es verhältnißmäſſig an andern Orten. Somit hatten die Illuminaten überall hin gebahnte Heerſtraſſen, konnten überall hin, oder vielmehr waren überall ſchon, hatten ſo viel als ihre Heimathen überall; nur mußten ſie ſich noch mehr verſtehen, und noch förmlicher ſich in nähere Verbindung ſetzen, die Freimaurer förmlich erſt anwerben, ſie ganz in den Orden herüberzuziehen, um ſo weſentlich und auch förmlich nur ein gemeinſames Heer der Hölle zu bilden, und um ſo fürchterlicher und bedeutender zu ſeyn.

In Frankreich hatten die Illuminaten länger ſchon einen mächtigen, gewaltigen Beſchützer und Mitbruder an Mirabo; auf ſein kühnes Zudringen wurden vor ein paar Jahren auch noch Bode (Aemilius) und von Buſch (Bayard) nach Paris abgefertigt; ſo machte ſich nun ſeitdem die Sache von ſelbſt; in Frankreich konnte die Entdeckung von dem Beſtehen eines ſolchen Illuminatismus, von den Grundſätzen, Zwecken, Mitteln und ſchon gethanenen Schritten nicht anders, als höchſt willkommen ſeyn, und man ſah hier mehr, als je, wozu eine geheime Geſellſchaft gebraucht werden konnte; man ſah, auf ſolche Weiſe müſſe man um ſo ſchneller herbeiführen, was man in Frankreich ſchon länger wollte. Seitdem war in allen vorhin noch mehr unſchuldigen geheimen Geſellſchaften daſſelbe groſſe Illuminatengeheimniß: „Haß dem Gottesdienſte! Haß dem Königsthum! Freiheit und Gleichheit! Fürſten und Pfaffen,

als die Böſen, von der Erde verſchwindend zu machen, und eine allgemeine Republik und eine Vernunftreligion einzuführen." In ihren Berathſchlagungen wurde nun über Mittel, alles dieſes zu Stande zu bringen, nachgedacht. Und ſomit konnten die beiden Abgeordneten der Illuminaten wohl zufrieden wieder abziehen mit dem Bewußtſeyn, ihr Unkraut auf kein unfruchtbares Feld ſo reichlich ausgeſäet zu haben.

Daſſelbe Geheimniß der Bosheit wurde eben ſo eifrig gar bald auch in den Volksverſammlungen geprediget, um auch die Pöbelfäuſte, die man nöthig hatte, allgemach in Bewegung zu ſetzen. In dieſen Klubbs arbeitete nun die Hölle recht, um alle Volksklaſſen in Feuer und Aufruhr zu bringen. Unter allen dieſen Klubbs war der wichtigſte der ſogenannte Klubb Breton, welcher eben dieſes Jahr Chriſti 1789 geſtiftet wurde, und ganz unter der Leitung des Areopags der illuminirten Pariſer-Loſchen ſtand, und mit allen übrigen in einer Reihe zuſammenhieng. Man nannte ihn Klubb Breton, weil die meiſten Brüder derſelben Bretangner waren, wie denn auch Glezen, Deputirter von Renne, darin den Vorſitz hatte.

Durch alle dieſe wirkſamen, ſo viele Jahre hindurch angewendete Mittel mußte natürlich in der Denkungsart und in den Sitten der Nazion durch alle Stände eine höchſt fürchterliche Veränderung vorgehen; alles, was ſonſt derſelben heilig geweſen war, mußte unter die Füſſe getreten werden, und der unſelige Filoſofismus, jetzt Illuminatismus, immer mehr und mehr das ſtolze Haupt empor heben, und immer mehr um ſich her verpeſten und verheeren. Der in Frankreich ſonſt ſo angebethete König hatte nach und nach in den Augen des Adels ſowohl, als des Volkes ſeine Majeſtät gänzlich verloren, und damit auch Liebe und Anhänglichkeit. Der illuminirte Adel ſah in dem Monarchen nichts mehr, als den Unterdrücker ehemaliger Rechte und Freiheiten; er wünſchte ſich eine Staatsverfaſſung, bei welcher die Adelichen an der Regierung mehr Antheil haben, und ihr

ihr wohl etwa auch die Spitze biethen könnten. Dem illuminirten Volke, welches jetzt immer nur von Freiheit und Gleichheit, und von den Rechten der Menſchen hörte, allen Volksklaſſen mußte der Uebermuth und der Stolz des Adels mit jedem Tage unerträglicher werden, und man mochte nur gar zu gerne den Augenblick ſich herbei wünſchen, entweders zu jenem ſich empor ſchwingen, oder denſelben zu ſich in den Staub herabreiſſen zu können. Dieſes Mißvergnügen mußte natürlich wachſen; je mehr der Bürgerſtand ſeine Ueberlegenheit an Kenntniſſen fühlte, und ihm die Unwiſſenheit des Adels in die Augen fiel, zumal, da es dem Volke nun einmal in den Kopf geſetzt war: „daß alles von dem Volke herkomme und abhange; auch ſelbſt der König und die oberſte Gewalt ſtehe nur dem Volke eigenthümlich zu, und der Monarch ſey ein Diener des Volks, und ein Vollzieher ſeines Willens.“ Die hieraus fließenden ſchwärmeriſchen Vorſtellungen und Bilder von einer durch Staatsumwälzung zu erlangenden Glückſeligkeit erſtreckten ſich bis auf die allerniedrigſten unter dem Volke. Waren auch ihre Träumereien und Gedichte verſchieden, ſo ſtimmten doch alle darin überein, daß die bisherige Staatsverwaltung nichts tauge, und eine andere, und zwar filoſofiſche eingeführet werden müſſe. Die natürliche Folge der Woltärſchen Spöttereien ſowohl, als der in der Anziklopedie und in andern Schriften ausgeſtreuten Grundſätze war gut berechnet; ein allgemeines Mißvergnügen, eine allgemeine Gährung entſtand nun ganz von ſelbſt und ſo alles das, was man wollte.

Das, was dem Ausbruche hätte ſteuern können, die heilige und ſeligmachende Religion war weg, die Geiſtlichkeit verachtet; alle Worte der Verachteten konnten keinen Eindruck mehr machen; alle Gottes Furcht, alle Gewiſſenhaftigkeit, wie aller Glaube war weg; ſo machte ſich das greulichſte Sittenverderbniß; und es mußte mit jedem Tag immer noch gröſſer werden, da nichts verſaumt wurde, um nur in allen Laſtern Unterricht und Anweiſung zu geben, und die Sittenloſigkeit in

in ein förmliches Syſtem zu bringen, ſo, daß alle Begriffe von Tugend und Laſter verwechſelt wurden, und auf ſolche Weiſe dann die ganze Nazion gründlich und durch und durch vergiftet werden mußte.

In dem Klubb Breton waren nun ſchon die ſchreckvollſten Dinge beſchloſſen, als: „den König abzuſetzen, die Königin ſich vom Halſe zu ſchaffen, den Herzog von Orlean als Statthalter des Reiches zu ernennen, alle Schlöſſer in Bretangn zu zerſtören, Adel und Geiſtlichkeit aus dem Wege zu räumen,“ und ſo noch vieles, und endlich: „durch Anzündung des Pallaſtes der Burbon das Signal zur allgemeinen Empörung zu geben.“ Dieſer Klubb wurde mit jedem Tag kühner; er erhielt immer mehr und mehr Zulauf, und wurde noch dieſes Jahr Chriſti 1789 ſelbſt nach Paris in das Dominikanerkloſter in der St. Jakobsſtraſſe verlegt. Von dieſem neuen Verſammlungsorte her erhielten die Mitglieder dieſes Klubbs den Namen „Jakobiner.“

Von dieſer Zeit an war das Geheimniß der Illuminaten-Loſchen kein Geheimniß mehr. — „Die Thore ihres Allerheiligſten ſtanden nun offen.“ — Die Loſchen hörten jetzt auf, auch verwandelten ſich in Klubbs, deren Glieder, nach dem Beiſpiele des Hauptmutterklubbs zu Paris, ſich „Jakobiner“ nannten, und theils in Kirchen, oder ſonſt in großen öffentlichen Gebäuden, theils in den nun jedem geöffneten Loſchen ihre Zuſammenkünfte hielten. Daß dieſe „Eröffnung ihres Allerheiligſten“ nicht figürlich, ſondern wörtlich zu verſtehen ſey, zeigte ſich aus der Nachricht eines Eingeweihten, welcher verſichert: „daß der Großmeiſter, der Herzog von Orlean die Thüren der Loſchen geöffnet, und alle Profanen hinzugelaſſen, und daß von dieſer Zeit an die Freimaurerei in Frankreich aufgehört habe, eine geheime Geſellſchaft zu ſeyn, und dafür nun öffentlich handle und wirke, unter dem Namen Jakobiner-Klubb.“ Die bei dieſer Feyerlichkeit von dem Herzoge gehaltenen Anreden waren äuſſerſt merkwürdig, und entſprachen ganz den Grundſätzen der Illuminaten. Auf ſolche

Weiſe

Weiſe war in Frankreich der Illuminatismus von nun an — Jakobinismus, und die Illuminaten — Jakobiner.

In Deutſchland wurde an Erreichung ebendeſſelben Zweckes auch immer noch, nur nicht ſo wüthend, gearbeitet; oder vielmehr, bei den Deutſchen konnte ſo etwas noch nicht ſo geſchwind gelingen; die Wuth der deutſchen Jakobiner gieng noch nicht geradezu auf Fürſten und Könige und auf Stürzung ihrer Thronen los; ihre Wuth war daſelbſt immer noch mehr auf die Geiſtlichkeit gerichtet, und mit Verfolgung der Kirche beſchäftigt. Auch das höchſte Reichsoberhaupt, Kaiſer Joſeph der II., half immer noch getreulich ſelbſt dazu; Einziehung der Kirchengüter, Verjagung der Geiſtlichen, Abänderungen in Kirchenſachen, Beſchränkungen des Gottesdienſtes, Einſtellungen der Andachtsübungen, und ſolche Dinge mehr waren daſelbſt immer noch in der Tagesordnung. Sogar die ſo nützliche, allgemeine und heilſame, um die Lebensbeſchreibung der Heiligen ſo ſehr verdiente Anſtalt von Bolland, welche durch die Aufhebung des Jeſuitenordens zwar unterbrochen, aber auf Befehl der Kaiſerin Maria Thereſia wieder hergeſtellt worden war, wurde von Kaiſer Joſeph dem II. voriges Jahr gänzlich zerſtöret. Ueberhaupt konnte man die Jeſuiten immer noch nicht vergeſſen; eben dieſes Jahr Chriſti 1789 erſchien neuerdings wieder eine ſogenannte „allgemeine Jeſuitengeſchichte", in welcher dieſelben auf dem Titelkupfer mit Hundsköpfen und Eſelsohren vorgeſtellt ſind, und das Denkmaal des Ordens mit Schädeln Gemeuchelmordeter, mit Giftbüchſen und Pulvertonnen ausgeziert iſt.

Um ſo mehr aber fieng jezt in Nordamerika das Reich Gottes wieder zu blühen an. Bereits genoſſen daſelbſt die Rechtgläubigen in dem neuen Staate der dreizehn vereinigten Provinzen große Freiheiten und Begünſtigungen. Sehr bald wuchs die Anzahl derſelben ſo ſtark an, daß man nun ſchon ein eigenes Biſthum für ſie in dieſem Staate errichten konnte. Nachdem die Provinzen mit Bewilligung des Pabſtes Pius des VI.

die Stadt Baltimore als der Biſchofsſitz gewählet hatten, wurde Johann Carroll am 6. Nov. dieſes Jahres Chriſti 1789 als erſter Biſchof des neuen Freiſtaates eingeweiht. Auffallend ſegenvoll waren die erſt ſeit ſo kurzer Zeit in dieſen Provinzen unternommenen apoſtoliſchen Arbeiten und Heilsgeſchäfte.

Größtentheils verdanken die Nordamerikaner dieſe Bekehrungen ihrem im Reiche Gottes ſchon ſeit einigen Jahren berühmt gewordenen Landsmanne, dem großen Thayer, jenem Thayer von Boſton, wo er vorhin ſelbſt ketzeriſcher Wortsdiener war, welcher das Licht der Wahrheit, den Weg des Heils, die Quelle des Lebens, den koſtbarſten Schatz, alles — in Rom fand, welcher bald nach ſeiner ſo wundervollen, als gründlichen Bekehrung Prieſter geworden war, und ſeitdem mit Mund und mit Feder und durch ſeinen Wandel im Weinberge des Herrn arbeitete, und im Reiche Gottes erbaute. Dieſer Nordamerikaner war nun vorzugsweiſe der Apoſtel der Nordamerikaner; auch Boſton, ſein Geburtsort, wo er vorhin als Irrlehrer predigte und vorſtund, erhielt durch ihn das Licht des Glaubens.

In Deutſchland begannen jetzt neue Hoffnungen und neue Furchten. Am 20. Jänner des Jahres Chriſti 1790 ſtarb Kaiſer Joſeph der II.; man verſicherte, er ſey noch in ſich gegangen, habe ſeine Verirrungen und Gewaltſchritte bereuet, und ſey bußfertig geſtorben; aber damit war die einmal aufgeriſſene Quelle des Unheils nicht verſtopfet, dem losgeholfenen Strom des Verderbens nicht Einhalt gethan, der angerichtete, nicht zu berechnende, nicht zählbare, unbeſchreiblich große Schaden nicht gut gemacht, das Geraubte nicht wiedererſtattet, das Zerſtörte nicht hergeſtellt, nicht einmal dem aufgereizten Aufruhr der erpreßten Empörung in den Niederlanden ein Ende gemacht.

Von Seite Roms, von Pabſt Pius dem VI., wurde zwar immer alles Mögliche verſucht und gethan, das immer noch mehr losbrechende, wild drohende Feuer zu bändigen, oder gar zu erſticken. Eben jetzt, am 23.

Jän-

Jänner dieſes Jahres Chriſti 1790 erließ in dieſer heili-
gen Abſicht der gemeinſame Vater der Gläubigen ein väterlich liebvolles Schreiben; daſſelbe war an den Erz-
biſchof von Mecheln, an den Biſchof von Antwerpen, und an die übrigen Biſchöfe der Niederlande und des öſterreichiſchen Flanderns gerichtet; daſſelbe begann mit den Worten: „Da Wir auf der Erde, wiewohl ohne Unſer Verdienſt, die Stelle desjenigen vertreten, der ein Gott des Friedens iſt, und der von dem Schooße ſeines Vaters herabſtieg und zu uns kam, um uns Men-
ſchen den wahren Frieden zu bringen; ſo können Wir gewiß nicht ohne die größte Betrübniß Unſerer Seele hören" — hier ſchildert der heiligſte Vater den bisher ſchon gewordenen Greuel der Verwüſtung, und ſtellt ihn in Kürze geſchichtlich, aber auch lebhaft vor Au-
gen. Am Ende ermahnet er bittlich und dringendſt zur Widerzurückkehre auf beſſere Wege; er ſchlagt Mittel und Arten und Erleichterungen der Sache vor, und endet endlich mit den Worten: „und der alte Ruhm verbreite ſich wieder über die Univerſität Löwen, und in den Provinzen herrſche Gehorſam, Liebe, Freude, Reich-
thum, Friede und Ruhe. Dieß wünſchen, dieß flehen wir in dem Herrn, dieß erwarten Wir von eurer Be-
mühung, Klugheit und Frömmigkeit; dieß müſſen die Söhne als die ſorgfältige und ernſthafte Stimme ihres Vaters hören, und dieß endlich bitten wir Gott, den allmächtigen, als den Vater des Lichtes, von dem alles Gute kommt, mit Gebeth und Thränen Tag und Nacht, daß ſowohl der Fürſt, als auch ſein Volk (um mit Iſai-
as zu reden) wohnen möge in der Anmuthigkeit des Friedens, in den Wohnungen des Vertrauens, und in ſtolzer Ruhe; denn wenn endlich einmal wieder der Friede unter euch wohnet, ſo wird auch der Gott des Friedens und der Freude mit euch ſeyn."

Frankreich ſelbſt aber ſchien jetzt ſchon menſchlicher Weiſe ohne Rettung verloren. Am Sturze dieſes un-
ſeligen Landes war zu lange ſchon und auf gar alle Arten gearbeitet; gar alles, was dem vollen Verderben einigen

einigen Einhalt thun könnte, war nun ſchon auf die Seite geräumet; die Diener der Religion und die Religion ſelbſt wurden längſt ſchon verdächtig und verächtlich und gehäſſig dargeſtellt, und wüthend und mit Verachtung in den Staub getreten. Vorzüglich raſend fiel man bekanntlich über die Klöſter her. Die Klöſter in Frankreich, dieſe anſehnlichen und ſehr begüterten Geſellſchaften, waren das Keder, wornach den neuen Filoſofen, Illuminaten, oder wie ſie ſich ſonſt nannten, gelüſtete. Sie unterließen ſchon ſeit langer Zeit nie etwas, was immer tauglich ſchien, die Verfaſſung der Klöſter ſowohl, als die Bewohner derſelben in den Augen des Volkes verächtlich zu machen. Immer wieder wurden uralte Vorwürfe, welche ſchon Wiklef, Kalvin und Luter ihnen gemacht hatten, weitläufig ausgekramt, und auf eine das geſammte Kloſterleben beſchimpfende Art dargeſtellt. Die Verfaſſer ſolcher Schmähſchriften ſuchten zwar die wahre Abſicht, die ſie hatten, ſoviel möglich geheim zu halten; ſie ſprachen meiſtens nur von Verbeſſerung der Klöſter, von Nutzbarmachung der Mönche, und dergleichen Lügenwerk mehr.

Inzwiſchen wurden in ganz Frankreich Klöſter aller Orden in Menge aufgehoben, als Hinderniſſe zum gottloſen Zweck zu gelangen auf die Seite geworfen. Irrgläubige und Ungläubige, Abtrünnige und Religionsſpötter, alle Feinde Gottes und ſeines Reiches auf Erden alle ſogenannte Illuminaten oder Aufgeklärte, wie ſie ſich nannten, halfen getreulich zuſammen, die heilige Religion und damit den Staat zu vertilgen; man griff immer noch mehr zu kräftigern und gewaltſamern Mitteln, und ließ nebenbey aber immer zugleich auch die bisher angewandten eben ſo thätig fortwirken, beſonders die Schriftſtellerey; immer noch mußten Schmähſchriften in Menge ans Tageslicht und in Umlauf kommen, beſonders ſuchte man die Grundſätze von Freyheit und Gleichheit, und alles, was zum Ausbruch der Empörung nöthig und dienlich ſeyn würde, in alle Volksklaſſen hineinzubringen. Was ſchon von Woltär, Dalembert, Didero, Ruſſo, Reinal,

nal, und ihres Gleichen begonnen worden, das ward nun von den illuminirten Philoſophen, von Siä, Mürabo, Marah, Brüßo, Demuláhn und wie ſie alle heißen, dieſe geſchworne Satans-Knechte, vollendet. Unter ihren Weibern, die ſie gleichfalls nach dem Beyſpiele ihrer gottloſen Vorgeher zur Ausführung ihrer teufliſchen Plane als Mittel zu gebrauchen wußten, zeichneten ſich beſonders Näker, Stael, Labrus und andere dergleichen mehr aus, und unter allen vorzüglich die Frau des nicht minder berüchtigten Rolán.

Man gieng nun in gar jeder Hinſicht mit jedem Tage immer noch weiter und raſtioſer zu Werke. Das durch Wohlthätigkeit und Gemeinnützigkeit berühmte Kloſter zu St. Lazarus wurde geplündert, die ſtillen Bewohner der einſamen Zellen gemißhandelt, ſchon forderte man die Köpfe von eilf Biſchöfen und 16 Pfarrern, welche in Verdacht waren, daß ſie ſich den gottloſen Anmaßungen ſich zu widerſetzen erkühnen würden, ſchon ward auf den unter großen Lobpreiſungen des Atheismus von Labert gemachten Antrag eine allgemeine Religions-Freyheit oder vielmehr Religions-Aufhebung beſchloſſen und feſtgeſetzt. Endlich geſchah der Hauptſtreich, als durch eine Mehrheit von 222 Stimmen, welchen die Geiſtlichkeit nichts als ſtilles Dulden entgegen ſetzen konnte, alle Kirchengüter als Nazional-Eigenthum erkläret, und die Geiſtlichen auf Penſionen angewieſen wurden. „Endlich haben wir ſie." — (rief bey dieſer Gelegenheit einer aus ihrer Mitte, Rabo mit Namen, triumphirend in der Nazionalverſammlung auf.) „Endlich haben wir ſie! jetzt können ſie uns nicht mehr entwiſchen."

Die Gottloſigkeit erklärte ſich immer noch deutlicher; ſie kam nun angezogen mit einer ganz neuen Kirchenverfaſſung, mit einer ganz neuen Einrichtung der Geiſtlichkeit. Es war zwar ſchon längſt beſchloſſen, die ganze Kirche, und die ganze Geiſtlichkeit in Frankreich zu vernichten, vom Chriſtenthum gar nichts mehr zu dulden. Was beſchloſſen war, das wurde jetzt in Wirklichkeit auch zu Stande gebracht; nur gab man für jetzt noch dieſer

Zernich-

Zernichtung der Kirche, der Geiſtlichkeit, des Chriſtenthumes einſtweilen noch einen anderſt lautenden, aber ganz eben dasſelbe ſagenden Namen; man nannte dieſes Zernichten „verfaſſen“ „konſtituiren.“ Dieſe Verfaſſung einer ganz neuen Kirche, dieſe Conſtituzion einer dann nur noch ſogenannten Geiſtlichkeit erſchien in dem Jahr Chriſti 1790, eine Conſtituzion, durch welche der Kirche und der Geiſtlichkeit, und dem ganzen Chriſtenthum von ſelbſt ein Ende werden muſste. Dieſe Conſtituzion der Geiſtlichkeit, — und die Zernichtung der Geiſtlichkeit — war Eins und eben dasſelbe. Zwar ward dieſe Conſtitutuzion von einem ſogenannten geiſtlichen Ausſchuſſe (*Comité eccléſiaſtique*) in der Nazionalverſammlung verfertigt; allein die Glieder davon waren der katholiſchen Kirche nichts weniger als geneigt. Die Hauptpunkte dieſes Reformazionsplans waren: „Die kirchliche Teritorialeintheilung ſoll der bürgerlichen aſſimilirt, — die 130 Bißthümer auf 83 herabgeſetzt werden.“ Daraus entſtand ein gänzlicher Wirrwarr, ſo, daß oft aus den Trümmern von fünf oder ſechs Bißthümern ein neues zuſammengeſtoppelt wurde; und dann ergaben ſich noch tauſend andere ſubalterne Veränderungen. — Es ward verboten: „das Anſehen eines auswärtigen Biſchofes oder Metropolitans anzuerkennen.“ Dadurch that man in die Kirche einen weſentlichen Eingriff. Man entriß ihr ein Recht, das ſie von ihrer Gründung an — unter den heidniſchen Kaiſern ſogar — beſaß, ſich ſelbſt zu regieren, die Biſchöfe einzuſetzen, ihnen die Miſſion zu ertheilen, und einen Wirkungskreis anzuweiſen. — Man unterdrückte die Dom- und andere Kapitel, die Abteyen, Pfründen u. ſ. w. — Es ward ferner beſchloſſen: „daß der neue Biſchof ſich nicht mehr an den Pabſt wenden ſoll, um von ihm die Beſtättigung und Gerichtsbarkeit zu erlangen; ſondern ihm blos einen Brief ſchreibe; die kanoniſche Einſetzung aber ſoll von dem Metropolitan oder dem älteſten Biſchofe der Provinz begehrt werden. Die Biſchöfe ſollten von eben denſelben Wahlmännern, die auch damals zur Ernennung der weltlichen Behörden berufen

rufen wurden, den Ruf erhalten.“ Es ward ferner beſchloſſen: „daß der Biſchof in ſeinem Sprengel keine Jurisdikzion ausüben dürfe, ohne vorerſt mit den Wahlmännern in Berathung getreten zu ſeyn.“ Man gab den Pfarrern die Gewalt, ſich ſelbſt nach Willkühr ihre Kapläne zu wählen, ohne Beyziehung der biſchöflichen Approbazion. Das waren die Hauptartikel der bürgerlichen Konſtitnzion der Geiſtlichkeit. Mehrere ebenfalls ſo widerrechtliche Eingriffe in die Kirche kamen dann im Gefolge. Der greulichſte Angriff auf die Geiſtlichkeit aber war erſt noch, — daß nun die Geiſtlichen ſelbſt dieſe ihre Zernichtung annehmen, ſie noch beſchwören ſollten, und daß man dieſen Eid, den man von den Geiſtlichen forderte, den „Bürgereid der Geiſtlichkeit“ nannte. So nannten ihn die Revoluzionsmänner, um dem Publikum glauben zu machen, die Geiſtlichen, die ihn verweigerten, wären ſchlechte Bürger. Es zwar durchaus kein Bürgereid — der Eid, durch den man die, gegen alle Grundſätze des Katholizismus und Kirchenrechtes von blos weltlichen Männern zuſammengeſetzte Konſtituzion der Geiſtlichkeit zu beſchwören befahl, — eine Konſtituzion, die Mirabo ſelbſt als das beſte Mittel anſah, Frankreich zu dekatholiſiren?

Von Seite der Geiſtlichkeit wurde zwar nach Kräften gegen dieſe gottloſe Konſtituzion geeifert, mündlich und ſchriftlich ihr entgegen gearbeitet. Am 30. Auguſt eben dieſes Jahrs Chriſti 1790 unterſchrieben 30 Biſchöfe eine Schrift, wovon Herr von Boaſſchelän, Erzbiſchof von Aix, Verfaſſer war, und welche den Titel führte: „Darſtellung der Grundſätze der bürgerlichen Konſtituzion der Klerikei.“ Die Biſchöfe nahmen in dieſer Darſtellung die weſentliche Gerichtsbarkeit der Kirche in Anſpruch; kurz, ſie reklamirten alle Rechte, die man in der Konſtituzion auſſer Acht geſetzt hatte. Sie drückten ſich darin mit einer ſolchen Gelaſſenheit und Stärke aus, daß man ſich einen guten Erfolg hätte verſprechen ſollen. Am Schluſſe verlangten die Biſchöfe: „man möchte durch Zuziehung der geiſtlichen

Obrigkeit

Obrigkeit alle jene Veränderungen, die mit dem Katholizismus noch beſtehen könnten, legitimiren laſſen, ſich an den Pabſt wenden, ohne welchen ohnehin nichts wichtiges in der Kirche dürfte vorgenommen werden; man möchte ein Nazionalkonzil oder Provinzialkonzilien auszuſchreiben geſtatten, und nicht alle Vorſchläge der Kleriſei auſſer Acht ſetzen; endlich ſollte man bedenken, daß es mit der Kirchenzucht nicht dieſelbe Bewandtniß habe wie mit der Staatspolizey, und daß die Kirche, welche von Gott gegründet worden, durchaus nicht von Menſchen umgeſtaltet werden dürfte." Allein alle dieſe Vorſtellungen waren umſonſt; es war einmal feſt beſchloſſen, die Religion niederzudrücken, die Kirche zu plündern, und gegen die Geiſtlichkeit alle Verfolgungen aufzuregen. Und um dem widerrechtlichen und gewaltſamen Benehmen einen Anſchein von Befugniß und Recht zu geben, hat man eine Konſtituzion zuſammen geſchmiedet, da man doch vorgeſehen hatte, daß die Geiſtlichkeit ſelbe nicht beſchwören werde. Deſſenungeachtet fuhr man in den frevelhaften Operazionen fort; und, damit die ſchändliche Abſicht der Revoluzionären vollkommen in ihrem ſchwarzen Lichte vor der ganzen Welt erſchiene, ließ der ſogenannte geiſtliche Ausſchuß, welcher mit der Verfertigung der bürgerlichen Konſtituzion der Kleriſei beauftragt worden wär, folgendes Schreiben an ſeine Brüder und Freunde in den Provinzen ergehen: „Waget alles wider die Geiſtlichen, und man wird Euch unterſtützen." — Dieß heißt wohl ſo viel als: „verfolget die Geiſtlichen, überſchüttet ſie mit Schmach und Schande." „Waget alles" — das heißt: „peiniget und würget ſie." Nebſt den 30 oben erwähnten Biſchöfen unterſchrieben noch 110 Biſchöfe die Darſtellung u. ſ. w., ſo, daß dieſelbe als das Urtheil der franzöſiſchen Kirche angeſehen werden muß. Deſſenungeachtet ward am 27. November deſſelben Jahres 1790 von der Nazionalverſammlung ein Beſchluß erlaſſen, wodurch alle Biſchöfe und Pfarrer, die binnen acht Tagen, der Konſti-

Konſtituzion den Eid der Treue nicht ſchwören würden, ihres Amtes entſetzt erklärt wurden.

Damit die Geiſtlichkeit in Frankreich ja doch ganz ohne Rettung verloren ſeyn möchte, wurde nun jedem, der einen Vertheidiger derſelben umbringen würde, Geld verſprochen. Ferners ließ man nun allenthalben unter dem Volke ſchon laut werden, ertönen, erſchallen das konſtituzionelle Mord-Geſchrey: „Herab mit den Pfaffen! An die Laterne mit den Biſchöfen." Bald jagte man dann auch wirklich ohne alle Umſtände die Ordensperſonen beyderley Geſchlechtes aus ihren Klöſtern heraus; und da die verſprochenen Penſionen nicht bezahlet wurden, ſo waren die armen Mönche und Nonnen genöthiget den Bettelſtab zu ergreifen, oder zu erhungern.

Der härteſte Streich aber erfolgte am 4. Jäner dieſes Jahres Chriſti 1791 da wie es ſchon voriges Jahr im Jakobiner-Klubb verabredet wurde, die Leiſtung des Bürgereides der geſammten Geiſtlichkeit auferlegt wurde. Es war voraus zu ſehen; daß die Geiſtlichen dieſen ſogenannten Bürgereid nicht ablegen würden; Gobel, der ihn abgelegt und zum Lohn ſeiner Gewiſſenloſigkeit von der Nazionalverſammlung als Biſchof von Paris ernennet worden war, bewies ſelbſt mit den ſtärkſten Gründen; daß dieſer Eid mit der katholiſchen Religion unverträglich ſey? Selbſt unter den Janſeniſten fanden ſich einige, welche dieſen Eid verabſcheuten, und ſelbſt gründlich auch in Schriften gegen alle jene eiferten, welche die Niederträchtigkeit gehabt hatten, denſelben zu ſchwören. Aber eben deſto wüthender drangen die Feinde Gottes darauf, daß dieſer gottloſe Eid von allen Geiſtlichen geſchworen werde, und ſo ward nun den chriſtlichen Glaubens-Helden dieſer Zeit, wie in den erſten Chriſten-Zeiten, Gelegenheit, und aufgedrungen, chriſtlichen Glaubensheldenmuth recht öffentlich zu zeigen, Ehre zu werden dem Chriſtenthum, und ihr ſelbſt eigner Ruhm und Ehren-Denkmaal. Es liegt in Wahrheit ein nicht kleiner Ruhm für die Religion und ihre Diener in dem glänzenden Triumphe, welchen Frankreichs Geiſtlichkeit davongetragen hat, in der berüchtig-

rüchtigten Sitzung, wo gemäß eines Beſchluſſes der Nazionalverſammlung, alle Geiſtlichen, welche Mitglieder davon waren, namentlich und perſönlich mußten aufgerufen werden, im Angeſichte des geſetzgebenden Körpers den Eid abzulegen, die bürgerliche Konſtituzion der Geiſtlichkeit zu handhaben, das heißt, den wahren Grundſätzen des katholiſchen Glaubens feyerlich zu entſagen. Ihre Feinde hatten nichts vergeſſen, um ihre Niederlage vorzubereiten und ſich den Sieg zuzuſichern. Sie hatten die Vorkehrung getroffen, rings um den Saal und in die Eingänge eine Rotte beſoldeter Straßenräuber zu verſammeln, welche, nachdem ſie alle Unbilden und Drohungen gegen die Biſchöfe und die treuen Prieſter, die ſich an dem Tage, wo man ihnen den Eid abfordern ſollte, in die Verſammlung begaben, ausgeſtoßen hatten, bis in das Innere des Saales jenes Geheul des Todes wiederhallen machten: „An die Laternen mit den Biſchöfen und Prieſtern, die den Eid nicht ablegen werden.“ Der Präſident, durch dieſes Zeichen unterrichtet, es ſey nun Zeit, den Angriff zu beginnen, ſtand auf, und ergriff das Namensverzeichniß der Prieſter, welche den Eid noch nicht abgelegt hatten. Der erſte, den er zum Schwören aufrief, war Herr von Bonack, Biſchof von Aſchan. Dieſer antwortete: „Meine Herren, die Aufopferungen des Glückes koſten mich wenig; allein Eine Aufopferung bin ich nicht im Stande zu machen — jene Ihrer Achtung und meines Glaubens. Ich würde zu ſicher ſeyn, beyde zu verlieren, woferu ich den Eid, welchen man von mir fodert, leiſtete.“ Dieſe mit einem ernſthaften und beſcheidenen Tone gegebene Antwort reißt einen Augenblick zur Bewunderung hin, oder unterdrückt und hält die erſten Aufwallungen des Widerwillens der linken Seite zurück. *) Der Präſident ruft Herrn

*) Man bezeichnete mit dieſem Namen die Glieder der Verſammlung, die auf der linken Seite des Saales ſaßen, und den abſcheulichen Bund gebildet hatten, die katholiſche Religion aus Frankreich zu verbannen.

Herrn Furnel, aus der Diözeſe des nämlichen Biſchofes auf; auch dieſer würdige Pfarrer erwiederte ſeiner Seits: „Meine Herren! Sie haben vorgegeben, uns in die erſten Jahrhunderte des Chriſtenthums zurückzuführen; wohlan, mit der ganzen Einfalt jenes glücklichen Alters der Kirche ſage ich Ihnen, daß ich mir eine Ehre daraus mache, dem Beyſpiele, welches mir ſo eben mein Biſchof gegeben hat, nachzuahmen. Ich werde ſeinen Fußſteigen folgen, wie der Diakon Laurenzius jenen ſeines Biſchofes Sixtus folgte; ich werde ihm folgen bis zum Martertode.“ Bey dieſer Antwort fieng man an es zu bereuen, daß man der Geiſtlichkeit die Gelegenheit eines ſo öffentlichen und glänzenden Zeugniſſes ihrer Standhaftigkeit im Glauben gegeben hatte. Doch, da man ſich mit der Hoffnung ſchmeichelte, nicht bey allen Prieſtern die nämliche Entſchloſſenheit zu finden, rief der Präſident den Herrn Leclerc, Pfarrer von Cambe, in der Diözeſe von Seez, auf. Leclerc ſtand auf und ſprach: „Ich bin katholiſch, apoſtoliſch und römiſch geboren, in dieſem Glauben will ich ſterben. Dies werde ich nicht können, wofern ich den Eid leiſte, den Sie mir abfordern.“ Die linke Seite konnte nicht mehr länger dieſe ſo ſtandhaften und freymüthigen Glaubensbekenntniſſe anhören; und um ihnen ein Ende zu machen, begehrte ſie: „man ſolle mit dem namentlichen Zuruf und dieſen perſönlichen Aufforderungen aufhören.“ Herr Bopoal, von St. Olär, Biſchof von Poatiär, in der Furcht, man möge ihm eine ſo ſchöne Gelegenheit rauben, dem heil. Glauben ein öffentliches Zeugniß abzulegen, von jenem lebendigen Eifer beſeelt, der die ſchwere Laſt ſeiner Jahre erleichterte, ſchreitet voran gegen die Rednerbühne. Hier, im Angeſichte des Präſidenten, begehrte er, daß man ihn höre, und ſpricht dieſe Worte aus: „Meine Herren! ich bin ſiebenzig Jahre alt, und fünf und dreißig habe ich als Biſchof verlebt; meine weißen Haare werde ich nie durch den Eid eurer Beſchlüſſe beſudeln; nein, ich werde nicht ſchwören.“ Die ganze Geiſtlichkeit der rechten Seite ſteht auf, ruft ihm Bei-

fall

fall zu, und verkündet laut: „daß ſie vollkommen die nämliche Geſinnung habe. Der Zorn und die Wuth drücken ſich ganz in ihrer gräßlichen Geſtalt auf den Geſichtern der Glieder der linken Seite aus; ſie verlaſſen ihre Sitze, vereinigen ſich in Gruppen, berathſchlagen ſich über Mittel, welche ſie ergreifen müßten, um die Schande ihrer Niederlage zu verdecken, und um den Glanz der Standhaſtigkeit der Geiſtlichkeit zu verdunkeln. Der Saal erſchallte von innen von ihrem Geſchrei, und von auſſen unterſtützen ſie die Meuchler, indem ſie von neuem ihr Todesgeſchrei ausſtoſſen: „An die Laternen mit allen Biſchöfen und allen Prieſtern, die nicht ſchwören werden.“ Die Prieſter und die Biſchöfe, ſtets heiter, ſtets unerſchütterlich, erwarten die Wiederholung jener für ihren Glauben ſo köſtlichen Aufforderungen; ſie begehren, ſie fordern, ſie dringen darauf, daß man dieſen namentlichen Aufruf fortſetze. Die muthige heldenmüthige Ausforderung zum Kampfe der erſten Bekenner an die Verfolger der erſten Kirche zeigt ſich hier wieder. Endlich gieng aus den ſtürmiſchen Berathſchlagungen der linken Seite ein Gutachten hervor, welches einem geſchwornen Prieſter beauftragt wird, auf der Rednerbühne kund zu machen. Er hält eine Rede an die Geiſtlichkeit der rechten Seite, und beſtrebt ſich, denſelben darzuthun, die Abſicht der Verſammlung ſey nie geweſen, in die Religion und in das geiſtliche Anſehen Eingriffe zu wagen; durch Ablegung des Eides verpflichte man ſich zu nichts von dem, was dem katholiſchen Glauben zuwider ſeyn könnte. „Wir begehren“, erwiedern die Biſchöfe und Prieſter der rechten Seite, „daß dieſe Erklärung in ein Dekret abgefaßt werde.“ Dieß war das Mittel, den ſchwarzen Frevel, den man gegen die Religion begangen hatte, einigermaſſen zu ſühnen; allein dieſes war nicht die Abſicht der herrſchenden Partei der Verſammlung. Sie weigert ſich, dieſe Erklärung zu beurkunden, und fordert mit großem Geſchrei, daß man, anſtatt jedes Glied der Geiſtlichkeit perſönlich zu berufen, eine allgemeine Aus-

forderung

forderung an alle ergehen laſſe, den Eid zu leiſten. Da das Dekret des namentlichen Aufrufs auf dieſe Art zurückgenommen war, verkündete der Präſident: „Alle jene von den Geiſtlichen, welche den Eid noch nicht geleiſtet haben, ſollen aufſtehen, um ihn abzulegen.“ Nicht ein einziger ſtand auf, nicht ein einziger trat hervor. Beim Anblicke dieſes unüberwindlichen Widerſtandes der Geiſtlichkeit gieng die Beſchämung der Jakobiner in die ſchrecklichſte Verzweiflung über. Um ſich für dieſe Schande zu rächen, beſchloſſen ſie ſogleich: „der König ſolle andere Biſchöfe und andere Pfarrer wählen laſſen an die Stelle jener, welche nicht geſchworen hatten.“ Allein dieſes tyranniſche Geſetz verhinderte jene Prieſter nicht, welche, ohne Jakobiner zu ſeyn, geglaubt hatten, dem namentlichen Aufruf zuvorkommen, und den Eid mit Einſchränkungen leiſten zu können, von ihrem Irrthume zurückzukehren und denſelben für allzeit wieder zu verbeſſern. Durch das Beiſpiel ihrer Mitbrüder neu beſeelt, und betroffen über die hartnäckige Weigerung, welche die Verſammlung an Tag gelegt hat, jede der Religion günſtige Erklärung anzunehmen, und da ſich den den öffentlichen Krieg, mit dem man ſie bedrohte, nicht länger bergen konnten, waren ſie nicht mehr im Stande, dieſen erſten Vorwurf ihres Gewiſſens zu ertragen. Mehrere aus ihnen nähern ſich der Rednerbühne, und widerrufen mit lauter Stimme einen Eid, der, wie alles ihnen beweist, eine Glaubensverläugnung iſt. Alle, welche, wie dieſe ſchwach geweſen, vereinigen ſich zum Widerruf; ſie wollen dieſelbe ſchriftlich da niederlegen; ſie ſehen ſich aber zurückgeſtoſſen; ſie wollen durchaus, ſie beſtehen darauf, ſie werden von neuem zurückgeſtoſſen; doch das Organ der Preſſe machte den folgenden Tag ihre Bekehrung öffentlich bekannt. — So endigte ſich jener für alle kommende Zeiten merkwürdige Streit; ſo gab in Gegenwart der Wuth ſchnaubenden Verſammlung, und unerachtet der Drohungen eines zügelloſen Pöbels der Ausſchuß der Biſchöfe und Prieſter das erhabene Beiſpiel des feierlichſten und bewährteſten Glau-

bensbekenntniſſes, deſſen Andenken nie in den Jahrbüchern der Kirche erlöſchen ſoll. Sie giengen aus dem Schreckensſenat mitten durch die Beſchimpfungen und das Geſchrei der Meuchler, deren wildtobender Wuth mit großer Mühe eine zahlreiche Wache kaum Einhalt thun konnte; aber ſie giengen ruhig und freudig, weil ſie würdig gehalten worden, dieſe Unbilden für den Namen Jeſus zu leiden. Ihre Feinde, mit Schande bedeckt, huldigten wenigſtens einer ſo unerſchütterlichen Standhaftigkeit, indem ſie dieſe anſtaunten; und einem aus ihnen ward das Geſtändniß abgezwungen: „Wir haben ihr Geld; ſie haben ihre Ehre erhalten.“

Von nun an eröffneten ſich immer noch gräulichere Szenen; man ſah nun der grauſamſten Verfolgung entgegen, und dieſelbe eben ſo geſchwind auch hereinbrechen. Von 138 Erzbiſchöfen und Biſchöfen waren nur 4, welche den vorgeſchriebenen Eid zu ſchwören ſich entſchließen konnten, nämlich: Talletran, ſchon längſt als Adept der Filoſofen bekannt; Lomeni, der durch ſeine Ausſchweifungen das öffentliche Aergerniß für ganz Frankreich war; Jaran, als Wüſtling und Schuldenmacher längſt verſchrieen; und endlich Sabän, der ſeines Verſtandes nicht immer mächtig war. Die Pfarrer ſowohl in Paris, als in den Provinzen, folgten ihren Biſchöfen in Verweigerung des Eides muthig nach. Die Anzahl derer, die ihn geradezu verweigerten, belief ſich über fünfzig tauſend, und unter denen, die ſich durch Furcht, Ueberredung, oder durch andere Mittel dazu verleitet wurden, waren viele, welche dieſen Eid entweder nur mit Vorbehalt alles deſſen, was der Religion zuwider ſeyn konnte, ablegten, oder den ſonſt wie immer abgelegten Eid wieder zurücknahmen.

Die Verſchwornen der Nazionalverſammlung in Frankreich betrugen ſich nun einmal als unumſchränkte Herren über die Geiſtlichkeit; über ihr Vermögen und über ihr Leben, über alles maßten ſie ſich Gewalt an. Biſchöfe oder Prieſter, welche den Eid zu ſchwören ſich weigerten, wurden abgeſetzt, und an ihre Stelle Men-

ſchen

ſchen erwählet, die um ſo willkommener waren, je unverſchämter und laſterhafter ſie lebten; denn man wollte die Kirche nicht nur unterjochen, ſondern auch recht ſchändlich entehren. Auf dieſe Art wurde ein gewiſſer Brendel Biſchof zu Straßburg, wobei auffallend auch noch dieß war, daß auch Luteraner ihn mitwählen halfen. So wurden noch mehrere, meiſtens Jakobiner, zu den anſehnlichſten Würden und Aemtern erhoben.

So ſehr auch das Volk in Frankreich bereits ſchon verführet war, ſo hieng es doch noch an vielen Orten den rechtmäſſigen Seelſorgern an, und verabſcheute die eingedrungenen Miethlinge ſo ſehr, daß man in Sorgen war, es möchte zu blutigen Auftritten kommen; darüber äuſſerte ſich Mirabo mit den Worten; „Eure verfluchte Konſtituzion der Geiſtlichkeit wird noch der Konſtituzion die wir unſertwegen machen, den Hals brechen.“ Auch beſorgte man von Seite der Geiſtlichkeit einen gefahrvollen Widerſtand. Allein das Geſchrei: „An die Laternen mit den Biſchöfen und Pfaffen, die ſich weigern, zu ſchwören“ — dieſes Geſchrei, das man jetzt aller Orten ertönen ließ, machte aller Widerſetzlichkeit und allen Sorgen der Wüthriche gar bald ein Ende; für das als frei erklärte Volk, wenn es ſich ſollte beikommen laſſen, nicht geſchworne Seelſorger anzunehmen, hatten die nun bewaffneten Filoſofen ihre Bajonete, und von nun an wurden keine Gewalthätigkeiten geſpart, um das einmal angefangene Werk zu — vollenden.

Von allem was in ſo kurzer Zeit in Frankreich gräuliches vorgegangen war, kamen indeſſen die traurigſten Nachrichten auch nach Rom; Pabſt Pius der VI. ſuchte, ſo gut er konnte, die Biſchöfe Frankreichs, welche in ihrer verzweiflungsvollen Lage an ihn ſich gewendet hatten, zu tröſten, aufzurichten, zu ſtärken, aufrecht zu erhalten im Glauben und in der Anhänglichkeit an die heilige Kirche, und zum fernern Kampfe ſie auszurüſten, und auf alles gefaßt zu machen. Nicht minder eiferte Pabſt Pius der VI. auch gegen die vier gottlos gewordene abtrünnige Biſchöfe; in einem Schreiben an Lomeni, den Erzbi-

ſchof von San, machte er dieſem treuloſen die verdienteſten Vorwürfe; er ſagte ihm unter andern geradezu: „Wir können Dir nun gar nicht mit Worten beſchreiben, mit welch großem Betrübniß Wir dieſe Deine Aeuſſerungen vernommen haben, indem ſie einem Manne mit der glänzendſten Würde eines Kardinals-Erzbiſchofes zur größten Unehre gereichen. Wiewohl Wir gegenwärtig Dich noch nicht von Deinen Vergehungen überzeugen wollen, ſo müßen Wir Dir doch im Vorbeygehen ſagen, daß Du deinen Purpur mit keinem größerm Schandflecken entehren konnteſt, als durch die Ablegung und Befolgung des Bürgereides. In dieſem (gottloſen Eide) iſt die Quinteſſenz faſt aller Kezereyen enthalten. Ganz irrig und unverſchämt ſuchteſt Du Dein Vergehen dadurch zu entſchuldigen, daß Du nur äuſſerlich, ohne innerliche Beyſtimmung Deines Herzens den Bürgereid abgelegt habeſt. Dieß Blendwerk, welches in dem Hirne gewiſſer Filoſofen ausgebrütet wurde, verdienet von Niemand angenommen zu werden, indem ſelbes mit der Heiligkeit des Eidſchwures, und ſchon ſelbſt mit der natürlichen Rechtſchaffenheit gar nicht beſtehen kann. Denn ſo oft dieſer Saz behauptet wurde, ſo oft hat ihn die Kirche verworfen. In Unſerm nächſt folgenden Antwortſchreiben an die Biſchöfe Frankreichs werden wir die Gottloſigkeit der neuen herrſchenden Irrthümern öffentlich darthun, und zugleich die Strafen ankünden, welche in den Kirchenſatzungen darauf feſtgeſetzt ſind, und wozu Wir mit der größten Wehmuth Uns gezwungen ſehen werden. Wir erklären Dich auch Deiner Kardinals-Würde verluſtig, wenn Du nicht bey Zeiten durch eine hinlängliche Genugthuung das öffentlich gegebene Aergerniß wieder gutmacheſt. Aus väterlicher Beſorgniß, daß Du Vergehungen auf Vergehungen häufen, und unſer Stillſchweigen als eine Genehmigung Deiner Handlung anſehen möchteſt, ſenden Wir Dir einſtweilen unverzüglich dieß Schreiben und ermahnen Dich inſtändigſt in dem Herrn, daß Du von Deinen Unternehmungen ſogleich abſtehen ſolleſt, und beſonders befehlen Wir Dir, Dich nicht ſo weit zu vergehen,

hen, daß Du unter irgend einem Vorwande einer dringenden Urſache neue Biſchöfe einſetzen und neue Widerſacher der Kirche Dir anhängig machen wolleſt. Denn es betrifft ein Recht, welches nach den Verordnungen der Kirchenverſammlungen nur dem apoſtoliſchen Stuhl zukömmt und welches ſich kein Biſchof und kein Erzbiſchof anmaſſen kann, ohne Uns zu zwingen, daß Wir vermöge Unſers apoſtoliſchen Amtes ſowohl die Beſtättigenden, als auch die, welche beſtättiget werden, für Abtrünnige, und alle jene Handlungen, welche die Einen oder die Andern verrichten mögen für ungültig und nichtig erklären." Der heiligſte Vater giebt ihm dann ferners in dieſem Schreiben noch zu verſtehen: „daß auch die dringendſten Umſtände, wenn ſie wirklich obwalten ſollten, nie berechtigen könnten, gegen offenbare Pflichten zu handeln, daß man in ſolchen Fällen lieber alles, ſelbſt auch das Leben, zu verlieren entſchloſſen ſeyn müſſe, als Gott und der Kirche treulos zu werden; „denn (heißt es noch überdieß in dieſem päbſtlichen Schreiben) wem ſollte nicht einleuchten, daß die Nazional-Verſammlung durch die den Menſchen geſtattete Freyheit, über Religionsſachen zu denken und zu ſchreiben, wie ſie wollen, mit der Religion ſelbſt ſtreitet, und daß ſie durch Einführung ſo vieler Neuerungen das Anſehen der Kirche gänzlich untergrabe, und beynahe alle Gerechtſame vernichte? Du hätteſt Dich dieſen Irrthümern widerſetzen, und dem Beyſpiele Deiner Amtsgenoſſen folgen ſollen; denn die unvertheidigte Wahrheit wird unterdrücket, und wer nicht ſelbſt Mittel vorkehret, zur Wegſchaffung deſſen, was einer Zurechtweiſung bedarf, der giebt dem Irrenden Beyfall, und der heilige Felix der III. lehret: Wer die Böſen von ihren Wegen abzubringen ſich nicht bemühe, der hege dieſelben Geſinnungen, und wer ſich ſäume einer offenbar böſen That ſich zu widerſetzen, der mache ſich des Verdachtes einer geheimen Theilnehmung ſchuldig. Wenn endlich, (heißt es noch ferners am Ende dieſes päbſtlichen Schreibens) wenn der König, als ein Fürſt voll der religiöſen Geſinnungen, wenn die Pfarrer, wenn die

ganze groſse Nazion die einige Stimme der Wahrheit höret, welche von Uns als dem gemeinſchäftlichen Vater Aller ausgehen wird, und welche die Biſchöſe in engſter Verbindung mit ihrem Oberhaupte vertheidigen werden, ſo müſſen Wir bekennen, daß Wir den beſten Erfolg davon hoffen; durch göttlichen Beyſtand, um welchen Wir unabläßig bitten, werden ſich alle von den Irrthümern losmachen, welche dem Unverſtändigen durch Hinterliſt aufgedrungen werden, und alle Anſchläge Unſerer Widerſacher werden aufgedecket und vereitelt werden. Denn dieſe führen unter dem Vorwande einer Religions-Verbeſſerung nichts anders im Schilde, als die Fundamente der katholiſchen Religion, der eure Väter anhiengen, zu untergraben, und die königliche Gewalt abzuſchaffen. Schließlich bitten Wir Dich nun noch einmal inſtändigſt, daß Du von dem rechten Wege nimmer abweichen, und Dich ſtets an die heiligen Geſetze der katholiſchen Kirche halten, und beſonders mit biſchöflichem Geiſte Deinen Pflichten gemäß das Deinige dazu beytragen mögeſt, damit der Neuerungsſucht der Spaltung und dem Irrthume aller Eingang verſperret werde, und daß Du Dich beſonders in der gegenwärtigen Lage einzig und allein von dem göttlichen Geiſte des Rathes, der Stärke, des Glaubens und der Geduld leiten laſſeſt."

Pabſt Pius der VI. erließ bald darauf auch an die getreu gebliebenen Biſchöfe und an die ſämmtliche Geiſtlichkeit Frankreichs ein väterlich liebvolles Troſt- und Ermahnungsſchreiben, welches anfängt mit den Worten: „Die Liebe iſt, nach dem Ausſpruche des Apoſtels Paulus, geduldig und ſanftmüthig, ſie überträgt alles, ſie duldet alles, und zwar ſo lange, als noch eine Hoffnung vorhanden iſt, daß den Irrthümern, die ſich einzuſchleichen angefangen haben, mit Gelindigkeit abgeholfen werden könne. Wenn aber die Irrthümer täglich wachſen, und ſo zunehmen, daß ein förmliches Schisma daraus entſtehen muß, dann fordern dieſe nämliche Geſetze der Liebe, ſo wie Unſer apoſtoliſches Amt, welches Wir, wiewohl unwürdig, ausüben, unumgänglich

lich, daß den immer um ſich greifenden Uebeln eben ſo väterliche, als geſchwinde und wirkſame Mittel entgegen geſetzt werden; damit die Irrenden die Abſcheulichkeit ihrer Schuld, und das Gewicht der Kirchen-Strafen, in die ſie verfallen, einſehen und fühlen lernen; denn auf ſolche Weiſe werden jene, welche ſich von dem Wege der Wahrheit entfernet haben, zur Erkenntniß ihrer Fehler gebracht, Reue fühlen und zu der Kirche zurücke kehren, welche gleich einer gütigen Mutter, mit offenen Armen jeden aufnimmt, der ſich in ihren Schooß wirft; und damit auch die andern Gläubigen um ſo geſchwinder bemerken und ſehen mögen die Fallſtricke jener falſchen Propheten, welche nicht durch die Thüre in den Schaafſtall eingehen, ſondern auf andere Weiſen ſich eindringen, und nichts anders ſuchen, als zu rauben, zu morden, und zu zerſtören." Nach dieſem Eingang erzählet Pabſt Pius der VI. und ſchildert in gedrängter Kürze den innigſten Schmerzen, den er gefühlet hatte, da er ſolche Trauer-Nachrichten aus Frankreich vernommen, daß er Thränen vergoſſen, öffentliche Gebethe veranſtaltet, und an den König von Frankreich auf der Stelle geſchrieben habe, und ihn dringend ermahnet: „daß er jadoch die Schismatiſche bürgerliche Conſtituzion der Geiſtlichkeit nicht beſtättigen möchte; da es durchaus nicht angehe, daß eine weltliche Verſammlung die allgemeine Kirchenzucht ändere, die Ausſprüche der heiligen Väter und die Beſchlüſſe der Kirchenverſammlungen verachte, die Ordnung der Hierarchie umſchmelze, über die Wahl der Biſchöfe nach eignem Gutdenken entſcheide, die Biſchöflichen Sitze zerſtöre, und die ganze Kirche umforme und entſtalte." Ferners wird dann noch in eben dieſem päbſtlichen Schreiben umſtändlich angeführt, was in dieſen großen Reichs- und Kirchen-Angelegenheiten von Seite Roms bisher geſchehen, um dem losgelaſſenen Strom des Unheils noch in Etwas Einhalt zu thun. Auch werden neuerdings Drohungen beygefügt, und ausgeſprochen gegen alle jene, welche alles Ermahnens,

und

und Bittens ungeachtet halsſtärrig in ihren Irrthümern beharren ſollten. Dieſes weitläufige, lange, aber eben ſo gründliche als eifervolle Schreiben endiget endlich mit den Worten: „Da Wir nun aus dieſer großen Reihe ſo mannigfaltiger Vergehungen ſahen, daß in Frankreich die Spaltung ſich immer mehr und mehr verbreite und zunehme; und da Wir ſahen, daß eben deßwegen täglich überall neue Biſchöfe und Pfarrer eingedrungen werden; ſo müſſen wir allerdings bey einem ſo bejammerungswürdigen Zuſtande gerührt werden. Um alſo der entſtehenden Spaltung gleich anfangs einen Damm zu ſetzen, um die Irrenden wieder zu ihren Pflichten zurückzuführen, um die noch Gutgeſinnten auf ihrem Vorſatze beharrlich, und die Religion in dieſem ſonſt blühendem Reiche aufrecht zu erhalten; wollen Wir den Rathſchlägen unſerer ehrwürdigen Brüder, der Kardinäle, folgen, den Wünſchen der Biſchöfe Frankreichs Genüge thun, und machen, vermöge Unſerer apoſtoliſchen Gewalt, durch dieſes Schreiben kund und zu wiſſen: daß alle Kardinäle, Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Aebte, Vikarii, Canonici, Pfarrer, und alle, ſowohl Welt- als Kloſter-Geiſtlichen, welche der Nationalverſammlung geſchworen haben, (als welche die vergiftete Quelle, und die vorzüglichſte Urſache von der Betrübniß der katholiſchen Kirche iſt) daß alle dieſe, wenn ſie nicht innerhalb vierzig Tägen, von heute an gerechnet, den abgelegten Eid wiederrufen, von der Ausübung aller amtsmäſſigen Verrichtungen jeder Art ſuſpendirt ſeyn, und wofern ſie in dieſen Verrichtungen fortfahren, ſie für unrechtmäßig erklärt werden ſollen.“ Es werden dann die von der Nazional-Verſammlung als Seelenhirten aufgeſtellten Menſchen, als Miethlinge und Eingedrungene erkläret und verworfen, und alle bisher in Religionsſachen getroffene Anordnungen als ganz null und nichtig erkläret. „Um deſto gelinder zu Werke zu gehen, (heißt es dann ferners noch in dieſer päbſtlichen Entſcheidung) haben Wir bisher die auf ſolche Vergehungen geſetzten Kirchenſtra-

ſtrafen bekannt gemacht, damit das ſchon geſtiftete Unheil wieder gut gemacht, und ſeine weitere Verbreitung gehindert werde. Denn Wir hoffen zu Gott dem Herrn, daß die, welche ſich in Kathedral- und Pfarr-Kirchen eingedrungen haben, und die Urheber, und alle Beförderer der neuen Conſtituzion, ihren Irrthum erkennen, und mit reuvollem Herzen zum Schaafſtalle zurücke kehren werden, von welchem ſie durch Liſt und Ränke ſind getrennet worden. Wir ermahnen ſie daher noch einmal väterlich, und bitten ſie in dem Herrn, daß ſie ihre Stelle niederlegen, vom Wege des Verderbens in welches ſie geſtürzet ſind, zurückgehen, und es nie zugeben mögen, daß durch gewiſſe von der jetzigen Philoſophie angeſteckte Leute, jene greuelvolle Lehren verbreitet werden, welche der Lehre Chriſti, der Uebergabe der Väter, und den Vorſchriften der Kirche zuwider ſind. Sollte Unſer gelindes Verfahren, und unſere väterliche Ermahnungen, welches Gott verhüten wolle, fruchtlos ſeyn; ſo müſſen ſie wiſſen, daß wir gar nicht geſinnt ſeyen, ſie von den verdienten und ſchweren Kirchenſtrafen zu befreyen, und ſie dürfen ſicher glauben, daß wir ſie in den Bann thun, und als Abtrünnige und Ausgeſchloſſene der ganzen Kirche bekannt machen werden. Denn es iſt ſehr billig, daß, wenn einer lieber in dem Schlamme ſeiner Thorheit liegen bleibt, die Geſetze gehandhabet werden, und daß er mit jenem, deren Irrthume er gefolget iſt, gleiches Schickſal leide, wie Uns Unſer Vorfahrer Leo der große in einem Schreiben an Julianus, den Biſchof, lehret. Wir wenden uns nun an Euch, ehrwürdige Brüder, die ihr, einige wenige ausgenommen, eure Pflichten gegen eure Heerde wohl erkannt, und dieſelbe mit Hintanſetzung zeitlicher Vortheile öffentlich bekannt, und bey der Bevorſtehung größerer Gefahren nur eine deſto größere Sorgfalt und Mühe anwenden zu müſſen geglaubt habet; auf Euch wenden Wir den Lobſpruch an, welchen Leo der große den aus Aegypten nach Konſtantinopel verſetzten Biſchöfen ertheilet hat:

Ob ich gleich bey den Müheſeligkeiten eures Berufes, welche ihr zur Ausbreitung des katholiſchen Glaubens übernommen habet, von ganzem Herzen gerührt werde, und das, was euch von den Ketzern wiederfahren iſt, nicht anders anſehe, als ob es mir ſelbſt wiederfahren wäre, ſo finde ich doch dabey mehr Grund mich zu freuen, als betrübt zu ſeyn, weil ihr von dem Herrn Jeſus Chriſtus geſtärkt, bey der evangeliſchen und apoſtoliſchen Lehre unüberwindlich verharret ſeyd. Und da euch die Feinde des chriſtlichen Glaubens von euern Kirchenſtühlen verjagten; wollet ihr lieber die Schmach der Landesverweiſung dulden, als euch von ihrer peſtartigen Gottloſigkeit nur im geringſten anſtecken laſſen. Bey euerm Anblicke müſſen Wir allerdings getröſtet ſeyn, und euch aufs dringendſte zur Beharrlichkeit in eurem Vorſatze ermahnen.“ Es werden nun noch ferners einige Erweckungs- und Ermunterungsgründe angeführet. Zuletzt wendet ſich der allgemeine Vater der Gläubigen in dieſem ſeinen allgemeinen Hirtenbriefe überhaupt an alle Chriſten in Frankreich mit den Worten: „Euch endlich, geliebte Söhne! ſämmtliche Katholiken in Frankreich! euch bitten Wir in dem Herrn, und führen euch die Religion, und den Glauben eurer Väter zu Gemüthe, und rathen euch mit innigſter Herzensliebe: daß ihr von derſelben nie abweichet; indem ſie die einzige wahre Religion iſt, welche mit einem ewigen Leben belohnet, und auch bürgerliche Geſellſchaften aufrecht erhält, und beglücket. Gebet nur den argliſtigen Stimmen der neuern Philoſophie kein Gehör; denn ſie bereiten nur euern Tod. Vermeidet alle Widerſacher der Kirche, ſie mögen Erzbiſchöfe, Biſchöfe, oder Pfarrer heißen; habt nichts mit ihnen zuthun, am wenigſten in Religions-Sachen. Höret nur beſtändig die Stimmen eurer rechtmäßigen Hirten, die noch leben, und in Zukunft den Kirchengeſetzen gemäß euch vorgeſetzet werden. Mit einem Worte: Hanget Uns an; denn in der Kirche Chriſti kann niemand ſeyn, als nur, wer mit dem ſichtbaren Oberhaupte

haupte derſelben, und mit dem Stuhle Petri vereinbaret iſt. Damit nun alle mit deſto größerem Eifer ihre Pflichten erfüllen mögen; ſo erflehen wir für euch von dem himmliſchen Vater den Geiſt des Rathes, der Wahrheit, und Beſtändigkeit, und ertheilen Euch, geliebte Söhne! ehrwürdige Brüder! mit liebevollem Herzen Unſern apoſtoliſchen Segen. Gegeben zu Rom beim heiligen Petrus den 13. April. 1791 im ſiebenzehnten Jahre unſers Pabſtthumes.

Noch auf eine andere Weiſe ſuchte eben jetzt Pabſt Pius der VI. an Erhaltung, oder Wiederemporbringung des Reiches Gottes in Frankreich apoſtoliſch und väterlich liebvoll zu arbeiten, Licht zu wecken in Finſterniſſen, Ehre Gottes zu verbreiten in Mitte der Feinde Gottes, das Beſtehen eines Reiches Gottes auf Erden auch den Stockblinden ſichtbar oder wenigſt handgreiflich zu machen, Gottes Gnaden und Großthaten im Lande der Gotteslässterer recht auffallend zu beurkunden und darzuthun. Es erſchien am 24. April eben dieſes Jahres Chriſti 1791 eine Verordnung, durch welche die Seeligſprechung der ehrwürdigen Dienerin Gottes Maria von der Menſchwerdung feyerlich beſchloſſen wurde, des Innhaltes: „Zu eben jener Zeit, da das Vater-Herz Pabſt Pius des VI. täglich durch neue Betrübniſſe über jene unzählige Streiche, welche in Frankreich der Einigkeit und der Macht der Kirche verſetzet werden, zerriſſen wird, gereicht es Sr. Heiligkeit zu nicht geringem Troſte, daß der Seligſprechungsprozeß der in eben dieſem Königreiche gebornen Dienerinn Gottes Maria von der Menſchwerdung geendigt, und ſie der Zahl der Seligen einverleibet zu werden für würdig iſt anerkannt worden. Denn es konnte unſern Zeitläufften nichts angemeſſener ſeyn, als daß für diejenige in ihrem Vaterlande öffentliche Ehre beſtimmet, und ihr Lebenswandel ihren Mitbürgern zur Betrachtung und Nachahmung vorgeſtellt werde, welche im verfloſſenen Jahrhunderte als das vollkommenſte Muſter der Heiligkeit durch öffentliche Zeugniſſe der Fran-

ken

ken angerühmet worden, und ſchon damals die meiſten unſeligen Neuerungen unſerer Tage mit Worten und mit Werken verworfen zu haben ſchien. Sie zeichnete ſich in ihrem ganzen Leben mit einem auſſerordentlichen Eifer für den katholiſchen Glauben aus; ſie unterließ nichts, den Schimmer der Religion auszubreiten, und die Ehrerbiethung und den Gehorſam gegen die Geiſtlichen aufrecht zu erhalten; ſie war äuſſerſt beſorgt, das Unkraut der Ketzereien, das Unkraut der Gottloſigkeit auszurotten, zu welchem Ende ſie nicht nur allein die eifrigſten Gebethe immer zu Gott ſchickte, ſondern auch den Eifer geiſtlicher Männer, ſie in ihren Abſichten zu unterſtützen, aufforderte, und weder Mühe noch Geld ſparte, die Irrenden in den Schoos der Kirche zurückzuführen, und ihnen heilſame Grundſätze beizubringen. Die Gotteshäuſer und die Diener derſelben, deren Güter jetzt öffentlich verſteigert werden, und deren Einkünfte ſo ſehr herabgeſetzet worden ſind, lagen ihr ſo nahe am Herzen, daß ſie theils durch eigenes, theils durch allenthalben zuſammgeſammeltes Almoſen ihrer Dürftigkeit ſteuerte, den Altären aber neue Verzierungen, und den Gotteshäuſern koſtbare Kirchengeräthe entweder durch eigene, oder durch anderer Frauen, welche ſie hiezu ermuntert hatte, Freigebigkeit verſchaffte. Die geiſtlichen Orden, welche jetzt die Franken ganz zu vertilgen beſchloſſen hatten, waren ihr ſo werth und ſchätzbar, daß ſie ſelbe nicht nur allein mit ihren milden Beiträgen auf das freigebigſte unterſtützte, ſondern auch ihre Gunſt, Güter und Mühe verwandte, um neue Orden, beſonders aber den Orden der Barfüſſer-Karmeliterinnen in Frankreich einzuführen; wie ſie dann auch, nachdem ſie unter die Laienſchweſtern dieſes Ordens aufgenommen wurde, ſolches als die gröſſte Wohlthat des Himmels, derer ſie unwürdig wäre, öffentlich und ohne Unterlaß rühmte. An den heiligen Kirchengebräuchen, abſonderlich aber am Chorgeſange, welches jetzt durch Aufhebung der Chorſtifter aus den Kirchen verbannet wurde, fand ſie ein ſo groſſes Vergnügen, daß ſie noch am ſechsten Tage vor

ih-

ihrem Tode, obwohl ſie von ihren Krankheiten und Schmerzen ganz ausgezehret war, dennoch in die Kirche gebracht werden, und den Geheimniſſen des Charfreitags beiwohnen wollte. Die von Gott der Kirche verliehene Gewalt war ihr heilig, und deren Verordnungen befolgte ſie auch ſogar in den geringſten Sachen mit größtem Fleiße und Pünktlichkeit; die Vorſteher derſelben ehrte ſie, als wenn ſie vom Himmel geſandte Engel geweſen wären. Vor allem war ſie von der Hohheit und Macht des Statthalters Chriſti ſo ſehr eingenommen, daß ſie auch ſeinen Namen ſogar mit beſonderer Ehrerbiethungs-Bezeugung ausſprach, und allen ſeinen Verordnungen, als Verordnungen Gottes ſelbſt, gerne und freudig ſich unterwarf; daher, da ſie jetzt vom Himmel herab die ganze Kirchenzucht über den Haufen geworfen, die geiſtliche Gewalt von der weltlichen unterjochet, die geheiligten Rechte der Biſchöfe eingeſchränket, die Hirten von ihren Heerden verjaget, die höchſte Macht des kirchlichen Oberhauptes verachtet und aus Frankreich verbannt ſieht; ſcheint ſie eine ſo große Verwirrung der Kirche zu verabſcheuen, und ihre irrenden Mitbürger durch das vor Augen gelegte Beiſpiel ihrer Tugenden zu ermahnen, doch endlich einmal wiederum in die vorige Schranken zurückzutreten. Man kann alſo im Herrn hoffen, daß, da dieſe Dienerinn Gottes zur öffentlichen Verehrung aufgeſtellet wird, die Franken zur Verehrung derſelben und zur Nachahmung ihrer Tugenden werden aufgemuntert werden, damit nach wieder geläutertem Glauben die Liebe dieſer Seligen die häufigſten Früchte in ihrem Vaterlande hervorbringe." Ganz mit dieſer Hoffnung erfüllt, haben endlich Seine Heiligkeit die eifrigſten Gebethe zu Gott abgeſchickt, und nachdem den Tugenden der ehrwürdigen Maria von der Menſchwerdung ſchon vor zwei Jahren der heroiſche Grad zuerkannt, und ſpäterhin auch drei Wunderwerke als weitere Bewährung ihrer Heiligkeit beſtättiget worden ſind; ſo hatte endlich am 5. Juni des gegenwärtig laufenden Jahres Chriſti 1791 die feierliche Seligſprechung dieſer großen Dienerinn Gottes, Maria von der Menſchwerdung, wirklich ſtatt.

Die

Die drei Wunderwerke, welche aus denen, die Gott durch dieſe ſeine auserwählte Dienerinn hatte geſchehen laſſen, der Seligſprechung vorzüglich zum Grunde gelegt worden ſind, waren folgende:

Anna Löſing eine Schmids-Tochter von Paris ward taubſtum gebohren, und alle angewandten menſchliche Mittel gaben nie eine Hoffnung einiger Beſſerung. In dieſem armſeligen Zuſtande hatte ſie bereits das ſiebente Jahr ihres Alters erreichet; um dieſe Zeit erfüllte ein allgemeiner Ruf von den glänzendſten Wundern, welche Gott auf die Fürſprache ſeiner Dienerin, Maria von der Menſchwerdung, täglich wirkte, ganz Paris. Durch dieſen, wie auch durch das Zureden guter Freunde wurden die Eltern dieſes bedaurenswürdigen Kindes bewogen, ſelbes zu dieſer Seligen zu verloben; ſie ließen daher ſelbes durch ihre Anfrau zu dem Grabe der Dienerin Gottes, der gottſeligen Maria von der Menſchwerdung hintragen. Als ſie nun miteinander zu Pontoas angelangt waren, unternahm die Anfrau mit groſsem Eifer und Zutrauen eine neuntägige Andacht, und führte ihre kleine Nichte täglich ganz ſorgfältig zur heiligen Meſſe. Sechs Tage verſtrichen ohne eine Beſſerung zu verſpüren; aber am ſiebenten — genaß das Kind auf der Stelle, und erhielt nicht nur allein den vollkommenen Gebrauch des Gehöres, ſondern auch der Sprache, und kehrte daher unter tauſend Freuden in den Schooß ihrer ſtaunenden Aeltern zurück.

Ein gewißer Hilar Bowan, ſeinem Handwerke nach ein Drexler in Noyon, litt durch volle 20 Jahre wegen einem bösartigen Geſchwüre an der rechten Seite des Unterleibes unglaubliche Schmerzen, kein Wundarzt und kein Heilsmittel war im Stande ihm auch nur einige Linderung zu verſchaffen. Eines Tages erzählte ihm ein Einſiedler von den auffallenden Wundern, welwelche in der Lebensbeſchreibung der ſeligen Maria von der Menſchwerdung vorkommen. Der Kranke äußerte eine Begierde dieſe Lebensgeſchichte ſelbſt zu bekommen.

In

In Durchleſung derſelben ergriff ihn ein ſo feſtes Vertrauen auf die Fürbitte der Seligen, daß er ſich auf der Stelle durch ein Gelübd ihr verbindlich machte, und ſich mit ſeiner betrübten Ehefrau nach Pontoas begab. Als nun beyde beym Grab der Seligen die heilige Kommunion empfangen und ſich des gemachten Gelübdes entlediget hatten, kehrten ſie wieder nach Nojou zurück. Da beſichtigten ſie den ſchadhaften Theil und fanden mit größtem Erſtaunen die Wunde ſo vollkommen geheilet, daß auch nicht einmal ein Merkmaal einer ſo vieljährigen Wunde und Geſchwüres zu bemerken war.

Johanna Bertram, aus dem Dorfe Sergy geboren, konnte ſechs ganze Jahre wegen Verletzung des Rückgrates und verſchiedenen Wunden an dem rechten Knie weder aufrecht noch ohne Krücken einhergehen. Dieſe ſchlimmen Umſtände hatten ihren Grund in einem ſchmerzhaften Fluſſe oder in einer bösartigen Verſchleimung der linken Seite, und konnte dieß hartnäckige Uebel durch alle angewandte Kunſt, Fleiß und Hilfsmittel keineswegs gehoben werden. Sie war allgemach ſechzig Jahre alt, und ihre Leibeskräfte nahmen täglich ab, alſo zwar, daß ſie nicht mehr anderſt als vermittelſt eines Laſtthieres, auf welches man ſie ſetzen, und wieder davon herabheben mußte, in die Kirche kommen konnte. Auf das Einrathen mehrerer frommen Perſonen ſuchte ſie bey der ſeligen Maria von der Menſchwerdung Hilfe; ſie ließ ſich daher in ihre Kirche bringen. Dort erhielt ſie von den Kloſterjungfrauen ein Stückchen von dem Kleide der Seligen; ſie legte ſelbes mit lebendigem Vertrauen und großer Andacht auf den beſchädigten Theil und fieng eine neuntägige Andacht zur Ehre dieſer Dienerinn Gottes an. Am vierten Tage, da ſie eben voll des kindlichen Vertrauens und mit Thränen der Andacht überronnen vor dem Grabe der Seligen lag, richtete ſie auf einmal ihren Rückgrat auf; ihre Geſchwüre waren augenblicklich geheilet, ihre Füße erhielten neue Gehekraft, mit einem Worte: alles Uebel war auf einmal aus

ihrem Leibe getilget. Sie konnte von nun an gleich andern geſunden Menſchen, ſo lange ſie lebte, aufrecht, und ohne alle Hinderniſſe einhergehen; ja ſie befand ſich wieder ſtark genug, alle einem Bauernweibe zuſtehende Arbeiten zu verrichten, welches alle diejenige, welchen ihre vormalige böſe Lage bekannt geweſen, mit Verwunderung und Erſtaunung erfüllte.

In Deutſchland war man zwiſchenein immer noch mit Vereinigung der verſchiedenen Religionen beſchäftiget. Auch ein berühmter großer Gelehrter, Benedikt Stattler, gab ſich jetzt damit ab; es erſchien eben dieſes Jahr Chriſti 1791 ſein: „Plan zu der allein möglichen Vereinigung der Proteſtanten mit der katholiſchen Kirche.“ In dieſem Werke ſchlägt er zwölf Punkte als Beförderungs-Mittel der Union vor: „Vor allem müſſen die Proteſtanten die Unfehlbarkeit der feyerlichen Ausſprüche der Kirchen-Vorſteher über die Lehre Chriſti als gewiß, klar, förmlich geoffenbaret anerkennen; dann müſſen ſie die katholiſche Kirche als die einzig wahre Kirche Chriſti erkennen, in welcher das ganze Lehrgebäude Chriſti und die von ihm errichtete Heils-Ordnung mit allen ihren Anſtalten bis jetzt ohne Abgang erhalten worden iſt. Ferners müſſen die Proteſtanten alle nach dem buchſtäblichen Sinne der heiligen Schrift enthaltene Lehren, welche die Kirche durch geſetzmäßige Entſcheidung als förmlich geoffenbaret bisher erkläret hat, eben auch in dem buchſtäblichen Sinne als von Gott geoffenbaret annehmen. Dergleichen Lehren ſind jene von der wahren Gegenwart Chriſti unter den Brodsgeſtalten, ingleichen jene von der Vollmacht, eine Sünde nachzulaſſen. In Betreff der heiligen Sakramente müſſen die Proteſtanten nebſt der Taufe, und dem heiligſten Altars-Sakramente, auch die Buße als ein geoffenbartes, und unmittelbar von Chriſto eingeſetztes Sakrament anerkennen. Was die übrigen vier Sakramente angeht, ſoll es genug ſeyn eine wenigſtens mittelbare Einſetzung Gottes zu erkennen.“ In Hinſicht anderer Unterſcheidungs-Lehren der heiligen katholiſchen Kirche zeigt Stattler ſchon mehr Nachgiebigkeit, ſo iſt zum Beyſpiel derſelbe zufrieden, wenn die Proteſtanten

die Lehre, vom Fegfeuer, von den Abläſſen, die Verehrung der heiligen, die evangeliſchen Räthe und dergleichen als ſehr vernünftig anſehen möchten. In dem zwölften Punkte dringt er darauf, daß ein mit einer geiſtlichen Obergewalt verſehener Oberhirt anerkennt werden müſſe.

Empörung und Aufruhr nahmen in Frankreich auch dieſes Jahr mit jedem Tag mehr zu; der König und das königliche Haus waren eigentlich ſchon in der Gewalt der Rebellen; auch ſonſt erlaubte man ſich immer mehr und mehr; man griff immer noch mehr nach Kirchen und Kirchengütern, man verkaufte ſie, um ſie leichter verſchlingen zu können; eben dieſes Jahr Chriſti 1791, am 12. May wurde die Theatiner-Kirche zu Paris an Juden verkaufet; aus den ſilbernen und goldenen heiligen Gefäßen und ſonſtigen Koſtbarkeiten der verſperrten Kirchen wurde Geld gepräget. Biſchöfe und Prieſter, die den Bürger-Eid zu ſchwören, ſich ſtandhaft weigerten, wurden ihrer Aemter entſetzet, und all ihres Anſehens und ihrer Einkünfte beraubet; Prieſter, welche den verlangten Eid ſchwuren, dieſe, und nur dieſe wurden hervor geſucht, in Ehrenſtellen eingeſetzt, und in allem begünſtiget.

Ueberhaupt ſah man ſich bereits in die Zeiten der Neronen und Dioklezianen zurückgeworfen; alles was die Geiſtlichkeit, was Rom ſelbſt anordnete, und that, um der Hölle Einhalt zu thun, war ganz fruchtlos, wurde gar nicht mehr geachtet; den Beſchlüſſen und Drohungen des höchſten Kirchenoberhauptes zum Trotze ſetzten die ſtolzen Jakobiner zu Paris ein mit päbſtlichem Anzuge geziertes und eine Bulle in der Hand haltendes Bildniß auf einen Eſel, führten es unter dem Hohngelächter des Pöbels durch Gaſſen und Straſſen umher, und warfen es endlich nebſt einigen Bullen in einen brinnenden Scheiterhaufen. Die abtrünnigen Seelenhirten, jene Biſchöfe und Prieſter, welche geſchworen hatten, und ſonſt noch als Seelenhirten eingedrungene, liederliche, gewiſſen- und gottloſe Menſchen trugen ihrer Seits zur Vermehrung alles Unheils alles Mögliche bey; ſie nahmen die Bosheit in Schutz, vertheidigten eifriger als jemals die

in der neuen Conſtituzion ausgekramten Lehren, beſonders jene gegen das Oberhaupt der katholiſchen Kirche. Da ſie durch Ermahnungen und gute Worte ihren Zweck nicht erreichten, ſchritten ſie zu Drohungen, zu Scheltworten, zu Gewaltthätigkeiten, zu lüderlichen Ränken. Schadenfroh und jauchzend ſahen ſie manchen Unfugen zu, lachten, wenn eifrige Katholiken von dem ſchismatiſchen Pöbel mit Unflat geworfen, wenn ihre Häuſer geplündert wurden. Man frohlockte laut, wenn an manchen Orten die Katholiken öffentlich beſchimpfet, oder gar auf Eſeln reitend herumgeführet wurden. Selbſt viele Weiber wurden zu Paris einzig ihrer Beharrlichkeit im Glauben wegen mit Beſen ausgeſtäubt. Zu Nime, zu Marſellje und zu Monpellia peitſchte man fromme Frauen mit Ochſenſennen. Gar oft geſchah es, daß die Katholiken während ihres Gottesdienſtes von den Schismatikern ſelbſt in der Kirche überfallen, mit Füſſen getreten, geſchlagen, und nebſt den Prieſtern aus der heiligen Stätte verjagt wurden. Johann Scipio, Biſchof von Senna, Franz Heinrich und andere fromme Prälaten wurden durch Soldaten abgeholt, vor die Schranken des weltlichen Gerichts geſchleppt, und dann in finſtere Keller geworfen. Einige Geiſtliche mußten die härteſten Nachſtellungen und Neckereien der Jakobiner erdulden. Einige wurden aus ihrem Biſthume, andere gar aus dem Vaterlande verwieſen. Verſchiedenen Prieſtern wurde die kleine Penſion, welche man ihnen zugeſichert hatte, vorenthalten. Zu Breſt, zu Anſchu und an andern Orten wurden viele Geiſtlichen in finſtere Höhlen geſperret und zuſammen gepreſſet.

Indeſſen ward die konſtituirende Verſammlung aufgelößt, und am 1. Oktober des Jahres Chriſti 1791 durch die geſetzgebende Verſammlung erſetzt. Auch dieſe wurde größtentheils durch Jakobiner geleitet. Das dem Oberbefehl des Heerführers Schurdan anvertraute Heer war ein Haufen wilder Räuber und Mörder, welche überall, beſonders in Avignon, die traurigſten Denkmale der Grauſamkeit zurückließen; es wurden Kirchen geplün-

plündert, alles Silber geraubet, die Altäre zertrümmert, die heiligen Gefäſſe kühn gottlos zu Abſcheulichkeiten mißbraucht, aller Muthwille und Frevel damit getrieben; die Glocken auf den Thürmen, die durch ihren ertönenden Laut das Volk zum Gottesdienſte riefen, wurden geſchmolzen; es wurden aus ihnen entweder klingende Münze geſchlagen, oder todſpeiende Feuerſchlünde gegoſſen; die Steine des Heiligthums wurden auf offener Gaſſe zerſtreuet; die Klöſter, in welchen das Lob Gottes bei Tag und Nacht angeſtimmet ward, wurden theils in ſtille Einöden, theils in Wohnungen der neugeweihten Götzendiener umgeſchaffen.

Da man am 21. Oktober eben dieſes Jahres Chriſti 1791 in der Nazionalverſammlung den Antrag gemacht hatte: „daß man anfangen ſollte, die Prieſter einzukerkern, um ſo nach der Hand die Einen zu deportiren, und die Andern zu morden, zu erſäufen oder aufzuhängen"; ſo ward die Verfolgung bald allgemein. Die zweite Nazionalverſammlung ſuchte zu vollenden, was die erſte angefangen hatte. Unter der heuchleriſchen und im Grunde ſpöttiſchen Erklärung: „daß Chriſtus allein das Oberhaupt der Kirche ſey" — ward der Grundſatz aufgeſtellt: „daß man ſich um die Meinung des Pabſtes gar nicht zu bekümmern habe", und damit war Unheil, Verderben, die Spaltung — vollendet.

Die Nazionalverſammlung gab mit jedem Tage neue Beweiſe, daß ſie ſich eine unumſchränkte Herrſchaft auch über die Kirche anmaße; ſie änderte nach Willkühr die Grenzen eines Biſthumes, zog einige Biſthümer ganz ein, und ſchuf einige neue.

Der Frevel, welchen in England die Ketzer gewöhnlich alle Jahre zu treiben pflegten, wurde jetzt auch in Frankreich bereits an mehrern Orten verübet; indem man einen Scheiterhaufen errichtete, und darauf einen Strohmann befeſtigte, welcher mit der päbſtlichen Kleidung und der dreifachen Krone gezieret, und dann geprügelt, hierauf alles Schmuckes beraubt, und endlich verbrennt wurde. Bald wurde der katholiſche Glauben

öffentlich als „Narrheit“ erkläret, und die Prieſter, nicht etwa, weil ſie den Bürgereid nicht leiſten wollten, ſondern weil ſie Prieſter waren, eingekerkert.

In allen Gegenden des Reiches ward amtlich die Zuſicherung erlaſſen: „Gegen die Geiſtlichkeit könnt ihr alles Mögliche wagen; es ſoll euch nicht an Unterſtützung fehlen.“ Die Katholiken wurden überhaupt nicht mehr anders, als „Narren“ genennet, und das alte Feldgeſchrei der Woltärſchen Verſchwornen: „Krieg den Narren“ ertönte nun in ganz Frankreich; das geringſte Andachtszeichen, oder Merkmaal einer Religion war ein Hauptverbrechen; Gefängniß und Tod waren unausbleibliche Folgen jeder Religionsäuſſerung, und es wurde da auf keinen Stand, auf kein Alter, auf kein Geſchlecht, auf nichts — Rückſicht genommen. Eine arme Frau, die einmal nur einige Betroffenheit merken ließ, als man den Schmuck der Altäre im Kothe herumzog, würde ermordet worden ſeyn, wenn man ſie nicht eingekerkert hätte; eine andere wurde verhaftet, weil ſie ihrem Kinde das Kreuzzeichen machen gelernt hatte. Sechzig Bäurinnen aus Owern wurden nach Paris in's Gefängniß geſchleppt in die Vorkammer des Todes, nur allein, weil ſie der Entrichtung des heiligſten Meßopfers beigewohnt hatten; zu Para wurde eine ſechzigjährige Perſon, einzig weil ſie gebethet hatte, hingerichtet. Den Schulmeiſtern wurde es unter Androhung fürchterlicher Strafen verbothen, den Kindern von einer Religion etwas zu ſagen. Auch von den Begräbniſſen mußte alles, was einigen Bezug auf Religion zu haben ſcheinen möchte, entfernet werden.

Am wüthendſten aber ergriff dieſe Verfolgung immer nur die Prieſter und die Ordensperſonen beider Geſchlechte. Jakobiniſirte Furien bewaffneten ſich mit Ruthen, drangen in die Nonnenklöſter ein, und ſchlugen die Nonnen bis aufs Blut. Andere Gott geheiligte Jungfrauen wurden, wie Mönche, aus ihrer Einſamkeit herausgejagt, und dabei aufs ſchmählichſte mißhandelt; einige derſelben ſuchten ſich zwar zu verbergen,

oder

oder den Gewalthätigkeiten und dem Tode ſich durch die Flucht zu entreiſſen; aber wie man ihrer habhaft werden konnte, wurden ſie zuſammengejagt, und in Gefängniſſe geworfen. Die gegen ſie vorgeſchriebene Verfahrungsart war gleichfalls grauſam feſtgeſetzt und genau vorgezeichnet mit den Worten: „Zerſtöret ihre Geduld, umgebt ſie mit eurer beſtändigen Wachſamkeit, laßt ſie dadurch bei Tage beunruhiget, und in der Nacht dadurch aufgeweckt werden, gebt ihnen keinen Augenblick zum Ruhen, laßt ſie allenthalben und in jedem Augenblicke euch fühlen, wenn ſie euch auch nicht ſehen.“

Was der Trauerprophet Jeremias von Jeruſalem in ſeinen Klagliedern vorgeſungen hatte, dieſes fand ſich in Frankreich auf den mindeſten Punkt in ſeine Erfüllung gekommen zu ſeyn. Denn die wahre Religion hat ſich geflüchtet mit ihren Geſalbten, und nur einige Prieſter Baals, welche zurückgeblieben, oder gefliſſener Weiſe ſich dahin begaben, und durch gottesräuberiſche Auflegung der Hände eingedrungener Biſchöfe, über deren Häupter der ſchreckbare Bannſtrahl der Kirche losgebrochen, ſind zum Prieſterthume befördert worden, die dann mit ihren befleckten, gottloſen Händen die Altäre des Herrn noch greulicher entehrten.

Da nun der Ausbruch der erſten Mine nach Wunſch gelungen war, ſo wurde auch die brinnende Lunte an die zweite gelegt, damit dieſe, nach und nach ſich der Mine nahend, auch dieſe ſprengen, und den Königsthron unter und über ſich werfen ſollte. Der hohe und große Adel, der denſelben noch unterſtützte, ward nothgedrungen, da aller Unfug an ſeinen Gütern und Familien ausgeübet wurde, für ſeine eigene Perſon eine Zufluchtsſtätte in auswärtigen Ländern aufzuſuchen. Ludwig der XVI., der König von Frankreich, nun von allen verlaſſen, mußte Sicherheits wegen, um dem Tollſinne ſeiner treuloſen Unterthanen nachzugeben, ſeine königliche Burg Werſellje zu verlaſſen, und in den Thüllerien ſein Hoflager nicht ſo faſt als ein König, ſondern vielmehr als ein Staatsgefangener aufzuſchlagen. Man

gönnte

gönnte ihm zwar noch den Ehrentitel eines Königs der Franken, doch in der Verſammlung ſeiner Untergebenen mußte er dem Vorſteher derſelben zur linken Seite ſitzen; ihm wurden die abgefaßten Dekrete vorgelegt, daß er dieſen durch die Unterſchrift ſeines Namens ein Anſehen geben ſollte; in der That ſelbſt aber war dieſes nur ein eitles Blendwerk, mit welchem man die ausländiſchen Mächte täuſchen und ihnen vorzuſpiegeln ſuchte, als wenn Ludwig willkührlich und ganz frei dieſen das Siegel der Begnehmigung aufgedrücket hätte, wo doch ſeine Rechte zitterte, als ſie den Kiel ergriff, und wo ſein Königsherz das verdammte, was ſelbes gezwungen und wider ſeinen Willen beſtättigen mußte.

Was man wollte, wie weit es gebracht werden ſollte in dem bereits ſchon unſeligen Frankreich, das klärte ſich jetzt allgemach immer noch mehr auf, und gab ſich nun mit jeder Stunde mehr an den Tag. Als voriges Jahr zu Lyon das Feſt der Einnahme der Baſtill gefeyert wurde, und der dabei erregte Aufſtand glücklich gedämmt war, entdeckte einer der dabei gefangenen und erſt kürzlich von Paris gekommenen Rädelsführer, welcher zum Galgen verurtheilt worden war, kurz vor ſeiner Hinrichtung: „daß man vorhabe, den Thron umzuſtürzen, ſobald man die Altäre werde umgeworfen haben.“ Eine Republik zu haben war nun einmal der Antrag, und ſchon beſtimmt; ja Dühor und Larnav giengen ſo weit, daß ſie in der Nazionalverſammlung zu verſtehen gaben: „ihre Abſicht ſey nicht nur den Thron und das Königsthum zu ſtürzen, und eine Republik dafür herzuſtellen, ſondern man wolle eine alles gleichmachende und die Güter der Reichern raubende Kanalliegrazie herſtellen und ſtiften.“

Wenige Tage darnach erklärte auch Robespierr auf der Rednerbühne: „daß dieſer Tag der ſchönſte in der Revoluzion werden könnte, — durch den Gewinn von vier Millionen Liwr, welche man ſonſt nöthig gehabt habe, um die Perſon des Königs zu füttern.“

Zum

Zum Sturze des Thrones trug auch der treuloſe Miniſter des Königs, Neker, noch immer alles Mögliche bei; Als Kalviniſt ſuchte er den Presbyterianismus der Hugonoten unter die Geiſtlichkeit in Frankreich zu bringen; er ſpielte die argliſtigſten Ränke, um die Pfarrer gegen ihre Biſchöfe aufzubringen, unter den Geiſtlichen ſelbſt eine Spaltung zu ſtiften, die Pfarrer zu dem dritten Stande hinunterzuziehen, und durch ſie dann die hohe Geiſtlichkeit zu vernichten. Als Schutzherr der Filoſofen, die an ſeinem Tiſche gefüttert wurden, und die ſeiner bis ins lächerliche gehenden Eitelkeit Weihrauch ſtreuten, ſtand er mit verſchiedenen der Verſchwornen und unterandern mit Robespierr in der engſten Verbindung, und unterſtützte durch ſein Anſehen und durch ſeine Verhältniſſe die entſetzlichſten Entwürfe. Als ein geborner Genfer war er ganz für den Republikanismus eingenommen; er beſoldete jede feile Feder, die dafür arbeitete und das Volk aufhetzte. Die Anhänger der Orleaniſchen Fakzion erregten nicht minder auf ihrer Seite allerlei Empörungsauftritte, von welchen einige gegen das Leben der königlichen Familie ſelbſt gerichtet waren, um auf ſolche Weiſe alles umzuſtürzen, und entweder alſogleich jetzt ſchon Frankreich als Republik zu erklären, oder vor der Hand noch den Herzog von Orlean als Reichsverweſer zu ernennen.

Die Klubbs in Frankreich trugen noch immer Schritt für Schritt zu Werke zu gehen an, um das Königsthum unmächtig und verächtlich zu machen, und ſo allgemach abſterben zu laſſen. Indeſſen trafen alle dieſe verſchiedenen Wege dennoch in einem Ziele zuſammen; auf dem einen oder dem andern mußte es gelingen, und alles geſchah offenbar nach einem feſtgeſetzten Plane.

Seit der verſuchten und mißlungenen Flucht des Königs machte ſich, was man wollte, um ſo leichter; man hatte jetzt noch mehr Scheingründe, um das Volk aufzuhetzen, und den König verächtlich zu machen; dieſe Flucht ſelbſt lag im Plane; ſie war von den Rebellen ſelbſt im Stillen veranſtaltet und vereitelt. Forſter verſicherte,

ſicherte, daß die Flucht des Königs eine ſchon vorher bekannte Sache geweſen, die man abſichtlich habe geſchehen laſſen; und Merſiä, der vollkommen unterrichtet ſeyn konnte, ſagte: „daß der ränkevolle Lafajett die Flucht des Königs begünſtiget habe, und darum ihn bei ſeiner Zurückkunft der Verſpottung des unwilligen Volkes preisgegeben habe, weil er auf dieſe kühne Kriegsliſt das Projekt einer Republik gegründet gehabt; durch dieſe Flucht ſey der König in die Hände des argliſtigen Lafajett gefallen, der ihn mit Schande überhäuft, durch eine Reihe von 600,000 Bewaffneten zum Hohn wie im Triumph nach Paris zurückgeführt habe.“

Dennoch aber war jetzt der Zeitpunkt noch nicht gekommen, die erſehnte Republik zu proklamiren. Der König erhielt ſich noch, obwohl er jetzt nur Schattenkönig war. Die von den Filoſofen zuſammengeflickte neue Reichsverfaſſung wurde jetzt dem Monarchen übergeben, und von demſelben (der nun wirklich Gefangener war, und keine andere Wahl hatte, als entweders dieſe vorgelegte Verfaſſung ohne alle Abänderung oder Einſchränkung anzunehmen, oder Krone und Leben zu verlieren) am 13. September eben dieſes Jahres Chriſti 1791 angenommen und unterſchrieben.

Was der erſten Nazionalverſammlung noch nicht ganz gelingen wollte, das wagte mit noch mehr Wuth die zweite, welche bald darauf am 1. Oktober ihre erſte Sitzung hielt. Die Mitglieder derſelben waren faſt alle Jakobiner, und größtentheils Menſchen ohne Kenntniſſe, ohne Erziehung und ganz ſchon durch filoſofiſche Grundſätze verwildert, und in die Klaſſe der Thiere hinabgeworfen, und ganz gemacht, die beſchloſſene Gottloſigkeit und Demokrazie zu Stande zu bringen; ſie erhielten daher auch den Namen: „Ohnehoſen“, welcher Name von nun an ein Ehrenname war. Eine ihrer erſten Machereien war, daß die Ausdrücke: „Sir“ und „Majeſtät“ von nun an abgeſchafft werden ſollten; weil es jetzt keine andere Majeſtät und keinen andern Sir mehr gebe, als das Volk; ſogar über Höflichkeits-

be-

bezeigungen und über den beſondern Sitz des Königs ward geſtritten; man wollte ihm durchaus auch nicht den mindeſten Vorzug mehr einräumen.

Mit dem Prieſter und ſonſtigen erklärten Dienern Gottes wurde nun um ſo mehr, ohne alle Rückſicht und Schonung alt, und neuheidniſch grauſam, unmenſchlich verfahren in Frankreich. Es gab bereits ſchon eine Menge Martyrer, welche lieber gemartert und gemordet werden wollten, als ſich verleiten laſſen zum Abfall vom heiligen Glauben. Auch viele von jenen, denen die Marterkrone nicht zu Theil werden wollte, bewieſen ſich würdig derſelben, und ſehnten ſich darnach. Ein Held dieſer Art war jetzt und der Vollendung bereits nahe — Karl Joſeph Marius von Rafelis von Sänt Sowör Biſchof von Tull. Dieſer Prälat vereinte mit einem durch ſchöne Wiſſenſchaften eben ſo ſehr als durch höhere Gelehrſamkeit ausgezeichneten Geiſte eine Seelengröße, die der höchſten und heldenmüthigſten Opfer fähig war. Seine unermüdliche Wachſamkeit für die Ehre der Religion, ſeine Unerſchrockenheit, womit er ſich ohne Unterlaß, in einem ſittenloſen und ungläubigen Jahrhunderte, dem Zeitgeiſte, der immer aufrühriger, immer anmaßender und übermüthiger ward, entgegenſtemmte; die grauſamen Verfolgungen, die ihn von der Wiege der franzöſiſchen Staatsumwälzung her trafen; der heroiſche Sinn, und die wahrhaft apoſtoliſche Starkmuth, die er im Geſtürme der wüthendſten Ungewitter bewährte, — Alles vereinigte ſich, um ihn ſeiner Heerde immer noch mehr als ruhmwürdiges Muſterbild darzuſtellen. Schamloſe Flugſchriften ſpieen ohne Unterlaß die ſchändlichſten Verunglimpfungen gegen den rechtmäßigen Hirten aus, bis endlich der eingedrungene Biſchof ernannt wurde. Grobe Beſchimpfungen, die ſich von Tag zu Tag vervielfältigten, ſtürmten mit ſchauderhafter Ungeſtüm auf ihn los; indeß er ſich keiner andern Gegenwehr bediente, als der Standhaftigkeit, der Sanftmuth, des hohen Ernſtes, der Geduld, der Unerſchrockenheit. Er blieb unbeweglich in ſeiner Faſſung, begegnete ſeinen Verfolgern

mit jener Liebe und Würde, welche die apoſtoliſchen Urzeiten gleichſam wieder zurückführte. In einem gedruckten Briefe, den er an die Behörde ſeines Departman richtete, wiederholte er derſelben mehrere Male dieſe Kraftworte, die er ſich zur Verhaltungsregel wählte: „Man muß eher Gott, als den Menſchen, gehorſamen.“ Er hatte ſich mit einer allbeliebten Geiſtlichkeit umgeben, und ermahnte ſie beſtändig mit dem Anſehen eines Oberhirten und der Liebe eines Vaters, nie von der Lehre und der Einheit der Kirche abzuweichen; er ſchrieb Allen vor, wie ſie ſich in jenen ſchwierigen Zeiten zu verhalten hätten, und gab ihnen eine weiſe Vorſchrift. Wiewohl von Sänt-Sowór in beſtändiger Lebensgefahr ſchwebte, konnte man ihn doch nicht dazu vermögen, ſeinen biſchöflichen Palaſt während dieſer wüthenden Stürme zu verlaſſen; ja derſelbe ſtand Jedem offen, der vor ihn treten wollte. Und dennoch, welche Verdemüthigungen, welche Drangſale, welche Beunruhigen mußte er ſich gefallen laſſen! Die Gewalt allein konnte dieſen unerſchrockenen Hirten ſeiner Heerde entreißen, dieſen Mann der Schmerzen, welcher ſeit vielen Jahren unaufhörlich mit Gebrechlichkeiten behaftet war, und beſonders während jener Tage des Schwindels und der Irrung mit Leiden, welche die ungetrübteſte Ruhe erheiſchten, zu kämpfen hatte. Mit vollkommener Hingabe unterwarf er ſich dem Kreuze, welches ihm von der Hand Gottes zugeſchickt ward; er trug mit großmüthiger Gelaſſenheit die unzähligen Trübſale, womit er von Menſchen, die er liebte, und die er als eben ſo viele verirrte Kinder bemitleidete, überhäuft wurde; er brannte von ſchmerzlichem Eifer für ſeine geliebten Diözeſanen, die er reiſſenden Wölfen preisgegeben ſah. So reiste der ruhmwürdige Glaubensbekenner nach Paris ab, im Augenblicke, wo der konſtituzionelle Biſchof in Tull anlangte, um da ſeine gottesräuberiſche Anmaßung des biſchöflichen Sitzes auszuüben. Kaum war er in der Hauptſtadt des Reiches eingetroffen, als der Zuſtand ſeiner verwaiſeten Kirche ſeinen Kummer auf's höchſte ſteigerte. Doch auch da noch behielt ihm Gott

ſüße Tröſtungen vor; ſeine Geiſtlichkeit verharrte in ihrer Treue, und unter allen ſeinen Geiſtlichen brandmarkten ſich ſehr Wenige durch den ſchändlichen Abfall, und die Meiſten aus dieſer geringen Zahl haben bald darauf Alles, was ſie gethan, durch einen Wiederruf ſo viel möglich gutgemacht. Die Civilbehörden mußten aus fremden Diözeſen meineidige Prieſter herbeyrufen, um die Plätze in dem Bisthume Tull mit Eingedrungenen beſetzen zu können. Gute Hirten aber bilden auch ein gutes Volk; daher hiengen die Gläubigen ihren rechtmäßigen Pfarrern ſo unbeweglich an, daß die Eingedrungenen faſt allgemein verachtet und verſtoßen wurden; und an mehrern Orten war der Aufenthalt dieſer blinden Söldlinge von kurzer Dauer. Einige Pfarren konnten ſie ſogar nicht einmal in Beſitz nehmen, — ſo tief war in den Herzen der Katholiken der Abſcheu eingegraben, den ihnen der fromme und gelehrte Biſchof, ſowohl durch ſein Beyſpiel, als durch ſeine Lehren, gegen die Glaubensſpaltung eingeflößt hatte. Bald ſchmiedeten ihn ſeine Leiden gänzlich an das Schmerzenlager. Aber auch noch da, gleich dem großen Weltapoſtel, entflammt von Begierde, den letzten Lebenshauch dem Heil ſeiner Brüder zu weihen, ließ er eine Antwort auf das angebliche Rundſchreiben des eingedrungenen Biſchofes drucken. Verſetzen wir uns einen Augenblick an ſein Trauerbett. Dieſe väterliche und großmüthige Antwort iſt das Vermächtniß eines guten Vaters, der am Rande des Grabes noch ein rührendes Wort des Troſtes zu ſeiner geliebten Familie ſpricht; ſollte er nicht auf ihre Gelehrigkeit und liebevolle Willfährigkeit Anſpruch machen dürfen? Dieſes herzliche Wort, dieſer letzte Odemzug des Eifers und der Hirtenliebe, brachte die Wirkung hervor, die ſich dieſer redliche Greis, dieſer vortreffliche Biſchof verſprechen konnte. Seine Schrift zerſtreuete plötzlich alle Finſterniſſe, welche die Glaubenstrennung zu verbreiten ſuchte; ſie that noch mehr; ſie redete zugleich zum Herzen und zum Geiſte der Gläubigen. Die Diözeſanen von Tull, aufgeweckt durch den kräftigen Ruf jener zärtlichen Stimme,

me, die er ſterbend noch dieſes Zeugniß väterlicher Liebe, wodurch ihr Oberhirt ſeinem thatenreichen Leben die Krone aufſetzte, ihnen zuſtammelte, — wurden in ihrer Anhänglichkeit an die guten Grundſätze und an die rechtmäßigen Seelſorger glücklicher Weiſe vollkommen und unerſchütterlich gekräftiget. Der ehrwürdige Biſchof von Tull ſah ſeinem Ende entgegen mit hohem Entzücken; er empfieng von den Händen eines katholiſchen Prieſters die ſtärkenden Tröſtungen des Glaubens, und erreichte das Ziel ſeiner thatenreichen und mühſamen Laufbahn, unter den rührenden Worten, die er mit vollkommener Hingebung in den Willen Gottes ausſprach: „Wer die Bedrängniſſe der Kirche ſieht, dem iſt ſterben eine ſüße Wohlthat.“ Der Herr ſcheint ihm deßwegen ſchon gegen das Ende dieſes Jahres Chriſti 1791 dieſe große Wohlthat erwieſen zu haben, damit ſein ſchon tief gekränktes Herz nicht noch mehr durch die unſäglichen Leiden der Kirche in den noch folgenden Jahren zerriſſen würde. Wiewohl dieſer verehrungswürdige Diener des Herrn nicht auf dem Blutgerüſte ſtarb; ſo hat er doch immerdar um den Sieg der Wahrheit gefochten und einen Platz unter den edelmüthigen Kämpfern einzunehmen verdient.

Karl Friedrich Bahrdt, jener erboßte Hauptfeind des Chriſtenthumes in Deutſchland ward einige Jahre her verſchieden umhergeworfen; ſein zu ausſchweifendes Laſterleben duldete ihn nirgends lange; aber überall, wo er war, behielt er immer ſeinen Hauptendzweck im Auge: „das Chriſtenthum theils heimlich zu untergraben, theils öffentlich anzupacken.“ Die letztere Jahre ſchrieb er ſogar auch Romanen, Komödien und Pasquille gegen das Chriſtenthum; eine ſeiner Läſterſchriften war ſogar auch dem König von Preußen zu giftig, eine Komödie, die er „das Religions - Edikt“ betitelte; es wurde ihm in Spandau dafür auf eine Zeit lang eine Wohnung angewieſen. Seitdem lebte und wüthete er gegen das Chriſtenthum zu Erfurt unter der Figur eines Gaſtwirths. Von da weg ward er nun am 24. April dieſes Jahres Chriſti 1792 vor Gottes Gericht abgerufen. Wenn der

Karak-

Karakter, wenn das öffentliche, und Privatleben dieſes Menſchen (das von ſeiner Jugend an bis zu ſeinem Tode, der auch eine Folge ſeiner Ausſchweifungen geweſen war, eine Kette von ſchlechten Streichen, Windbeuteleien, thörichte Projektmacherreien, Lüderlichkeieen, feine und grobe Betrügereien geweſen) nicht ſchon genugſam ahnden ließ, aus welcher unſaubern Quelle ſeine ſogenannte Aufklärung hergefloſſen, ſo würde folgender Zug ſchon hinreichend ſeyn, ſolches an den Tag zu legen. Ein berühmter holländiſcher Gelehrter, aus deſſen Munde ſelbſt dieſe Nachricht kömmt, und der eben nicht zu den Orthodoxen gehörte, beſuchte ihn ein paar Jahre vor ſeinem Tode auf ſeinem Weinberge, und fragte ihn; was ihn doch immer ſo bewegen könne, wider das Chriſtenthum zu ſchreiben? Bahrdt antwortete ohne weiters: „Wenn die Orthodoxen mich dafür bezahlt hätten, ſo hätte ich für ſie geſchrieben, nun aber ſchreibe ich für Andere!“ Dieſe ſchamloſe Erklärung zeigte ſomit nicht nur, daß dieſem Menſchen die Religion und alles feil war; ſondern ſie beſtättiget auch, was bereits von einigen behauptet worden daß ihn zuletzt eine gewiſſe Parthei förmlich in Sold genommen habe, um gegen das Chriſtenthum zu ſchreiben.

Die leidige Berufung der Stände in Frankreich erregte vollends das Feldgeſchrei des gottloſen Sophiſten-Schwarmes. Dülo, der große Erzbiſchof von Arl war zu bekannt, als daß er ſich nicht ihren Haß hätte zuziehen müſſen; ihre revolutionären Umtriebe, welche ſchon im Kabinete angeſponnen wurden, brachen gleich bey den erſten Sitzungen der Verſammlung des Bezirkes von Arl aus; ſtatt dieſe boshaften Gegner zu verachten, unterdrückte er ſeinen Unwillen, redete in heiliger Würde zu dieſen finſtern Feinden des Altars und des Thrones, widerlegte alle ihre tückiſchen Einwürfe, und das mit ſolcher Klarheit, mit ſolchem Feuer der Beredſamkeit, daß er ſogar Jene in Erſtaunen ſetzte, welche die Ueberlegenheit ſeiner Talente am beßten kannten. Ungeachtet vieler Ruhmſüchtigen, deren ſchwarze Gallſucht jeden Tag in den Weiſungen ihrer treuloſen Rädelsführer neue

Nah-

Nahrung fand, erhielt der Erzbiſchof von Arl doch beinahe die geſammte Stimmenzahl, und ward beauftragt, die gerechtſame Gottes und der Kirche gegen noch mächtigere Feinde zu verfechten. Der kluge thätige Mann Gottes dieſer Zeit nun in ſo gefahrvollen Umgebungen benützte alle Augenblicke, den Schleichwegen der Bosheit nachzuſpüren, und die Kräfte des Feindes, den die Geiſtlichkeit zu bekämpfen hatte, zn entdecken. Bald bereitete er in ſtiller Betrachtung die Waffen, mit welchen ſtreitgewohnte Hände nachher zur Erringung des Sieges kämpfen ſollten; bald fachte er, im Kreiſe ſeiner Kollegen, jenen Feuereifer wieder an, wovon er gleichſam verzehrt ward; nnd indem er ſie auf die erhabenen Beiſpiele eines Cyprian, und Athanaſius hinwies, gelang es ihm, in ihnen die Sehnſucht nach der Ehre der Verbannung, nach der Krone des Martyrertodes zu wecken. Aus dem Schooſe dieſer Vereine, wovon Dùlo die Seele war, gieng jenes berühmte Werk: „Darſtellung der Grundſätze" hervor, welches der Geiſtlichkeit in Frankreich zum ewigen Nachruhme gereicht, und nachgehends von der ganzen gallikaniſchen Kirche als ihr Gutachten angenommen wurde. Aus derſelben Quelle, und faſt immer durch Vermittelung des gelehrten Prälaten, floſſen auch jene erhabenen Reden, worin die bündige Kraft der Logik mit dem Glanze der Redekunſt wetteiferte.

Regiſter
zum ſiebenten Bande
der
Gottes-Reichs-Geſchichte.

A.

Seite

Adalbero, des heil. Biſchofes (IV. und VI. B. d. G.) heilige Gebeine werden verherrlichet 79

Adolph, Prinz von Polen, wird bekehret . 271

Albani iſt fromm und geiſtvoll von Jugend auf 110
ändert auch als Cardinal nichts in ſeiner Lebens-Weiſe 111
will die päbſtliche Würde durchaus nicht annehmen 112
entſchließt ſich endlich, aber immer noch ſich widerſetzend dazu 115
(man ſehe im Verzeichniß der Päbſte „Clemens XI.")

Alembert (man ſehe „Dalembert" im Verzeichniß der Irrlehrer des 18. Jahrhunderts)

Alexander (Verz. d. Päbſte)

Alkala, Dominikaner, wird verfolgt . . 31
muß vor Gericht erſcheinen . . 32

Alkuna wird getauft 476

Allia wird getauft . . . . . . —

Aloiſius Gonzaga d. G. J. (VI. B. d. G.) wird heilig geſprochen 342

Ambroſelli, ein Arzt, wird tödtlich verwundet . 278
wird wunderbar gerettet . . . 279

Apelaniz, Trinitarier, biethet ſich an als Opfer der chriſtlichen Liebe zur Peſtzeit . . 962

Apſchon, Biſchof von Diſchon, iſt vorzüglich für Arme 541

Aptus, Glaubensprediger, wird des heiligen Glaubens wegen verfolget 931

* Ar-

Seite

Arce, d. G. J. Apoſtel der Manacicas und Chiquiten . . . . . 139 §. 3.
Arlet, Apoſtel der Cauiſier 76
bekehret ſehr viele 77
Arnod (Verz. d. Irrlehrer des 17. chriſtl. Jahrhunderts)
Atheiſten (Verz. d. Irrlehrer d. 18. Jahrh.)
Augsburg wird von Feinden beſetzt . . . 169
wieder befreiet . . . 170
erfreuet durch Wunder . . 333
Auguſtus II., König von Pohlen ſcheidet gottſelig hin 396
Auguſtus, Biſchof von Speier, eifert für kirchliche Rechte 950

B.

Bahrdt (Verz. d. Irrlehr. d. 18. Jahrhundert.)
Baraza, Glaubensprediger 141
wird Martyrer 142
Baruel (Verz. der Kirchenſchriftſteller des 18. Jahrhunderts.)
Baſedow (Verz. d. Irrlehrer, d. 18. Jahrhundert.)
Baſilianer, Mönche in Rußland . . . 336
Boſom wird bekehret 903
Bayle (Verz. d. Irrleh. d. 18. Jahrh.)
Benediktus (Verz. d. Päbſte)
Berkenmayr, Freiherr, wird bekehrt . . . 476
Bernhard von Corleone wird durch Wunder verherrlichet 676
iſt ſelbſt ein fortwährendes Wunder. . 677
Berſchick (Verz. d. Kirchenſchriftſteller d. 18. Jahrh.)
Bientina, Glaubensprediger, wird des heil. Glaubens wegen zu lebenslänglicher Gefängnißſtrafe verurtheilt 930
Birkenfeld, Herzog, wird bekehret 462
Biumo, Glaubensprediger für Aethiopien . 117
wird Martyrer 124
Bode (Verz. d. Irrlehrer d. 18. Jahrh.)
Bohmon, Erzbiſchof von Paris 541
Bonak, Biſchof von Aſchan erklärt ſich muthvoll gegen den Bürgereid . . . 1022
Bopoal, Biſchof von Poathiä zeiget nicht minder Heldenmuth 1023
Boſchard eifert gegen Janſeniſten . . . 228
Bohſſuet (Verz. d. Kirchenſchriftſtell. des 17. Jahr)

Braun=

Seite

Braunſchweig, Herzog, wird bekehret . . 212
ist voll Eifer für die heil. Kirche . . 253
ſucht zu bekehren 254
darf ſterben . . . . . . —
Britto, Miſſionar 45
wird gemartert 46
bekehrt den Fürſten Teriadeven . 47
wird gemartert 48
immer noch grauſamer gemartert 49
endlich gemordet 50
Brückler (Verz. der Irrlehrer des 18. Jahrh.)
Büſſon wird bekehrt 903
Bulanſchà wird bekehrt . . . . . . —
Buſchà Miſſionar, kömmt in Gefahr . . 99
arbeitet unermüdet 101
erlebt Apoſtel = Freuden . . . 102
Buthillià von Ranſà (VI. B. d. G.) äuſſert ſich
über Arnods Tod 53
erniedriget ſich ſelbſt 108
iſt vollendet 109

C.

Calmet (Verz. der Kirchenſchriftſteller d. 18. Jahr.)
Camiſard (Verz. der Irrlehrer des 18. Jahrh.)
Caniſier werden bekehret 76
Carron (Verz. der Kirchenſchriftſtell. d. 18. Jahrh.)
Caspar von Bono wird durch Wunder berühmt,
ſelig geſprochen 946
Caſſianus (Verz. d. Kirchenſchriftſtell. d. 18 Jahrh.)
Caſtellan, Biſchof von Mende, iſt wohlthätig gegen
Arme 999
bringt der chriſtlichen Liebe groſse Opfer 1000
Cawalier (Verz. d. Irrlehrer des 18. Jahrh.)
China wird neuerdings begnadiget . . . 34
immer mehr begnadiget . . 96
iſt undankbar, verfolget das Chriſtenthum 331
liefert Martyrer 332
widerſetzt ſich dem Lichte . . . 396
Chiquiten werden bekehrt 140
Chriſtina, Königinn von Schweden (VI. B. d. Geſch.)
vollendet gottſelig 20
Clemens Auguſt, Kronprinz von Heſſen = Kaſſel
wird bekehrt 476
verfolgt 477

Seite

Clemens Wenzeslaus, Erzbiſchof von Trier, ſchreibt die Bekehrung Hontheims betreffend nach Rom. . . . 805
erhält von Pabſt Pius dem VI. ein liebvolles Antwortſchreiben . . . 806
läßt ſich gegen Rom einnehmen . 935
nimmt am Emſerkongreß Antheil . 936
Clemens (Verz. der Päbſte)
Codde (Verz. der Irrlehrer d. 18. Jahrh.)
Creszenzia des Ordens des heil. Franziskus wird durch Heiligkeit und durch Wunder ſehr berühmt. 459
ſtirbt im Rufe der Heiligkeit, wird durch Wunder verherrlichet . . . 460
Creszenzian, Glaubensprediger, wird des heiligen Glaubens wegen grauſam gemartert und dann ins Gefängniß geworfen 931
Cyrillus, Patriarch, vereiniget ſich mit Rom. . 450

D.

Dalberg (Creszens) Coadjutor . . . 915
Dalembert (
Damilawill (Verz. d. Irrlehrer des 18. Jahrhunderts.)
Darſchan wird bekehret 903
Deiſten (Verz. d. Irrlehrer des 18. Jahrhunderts)
Delamott (man ſehe „Güyon“)
Deſideri, d. G. J. Glaubensprediger . . 69
erobert fürs Reich Gottes . . 73
Diaz, eifriger Seelenhirt 140
bekehret durch Großmuth . . . 141
Didero (Verz. der Irrlehrer des 18. Jahrh.)
Diego Torro, Miſſionar 817
Digna (II. und VI. B. d. G.) der heilige Gebeine werden verherrlichet . . 79
Dippel (Verz. d. Irrlehrer des 18. Jahrhunderts)
Dophän, Fenelons Zögling, eifert für den heil. Glauben 229
zeiget Standhaftigkeit. . . . 234
lebendigen Glauben . . 235
ſcheidet hin 286
Driot (Verz. d. Irrlehrer des 18. Jahrh.)
Düfrän (Verz. d. Kirchenſchriftſtell. des 18. Jahrh.)
Dülo (Verz. d. Kirchenſchriftſtell. des 18. Jahrh.)
Düpän (Verz. d. Irrlehrer d. 18. Jahrh.)

Du-

Seite
Durango, Martyrer 129
Dyrrachium, Baſſa, wird getauft . . . 476

E.

Eichſtätt feiert das tauſendjährige Jubelfeſt . 456
Ekard, Hofrath und Bibliothekar zu Hanover wird bekehret 345
Eleonora von Schwarzenburg iſt für die Wahrheit 254
wird von ihr eingenommen. . . 271
Eliſabetha von Braunſchweig wird bekehret . 178
Eliſabetha von Zweibrücken wird bekehret . . 125
Embſer = Kongreß 938
— — — Punktazionen 939
Engliſcher Gruß wird empfohlen . . . 342
Eſpinoſa, Martyrer 135
Eſte, päbſtlicher Geſandter iſt vollendet . 211
Eugen, Prinz, chriſtlicher Kriegs = Held . 69
beſieget die Türken 282

F.

Fatima wird getauft 476
Febronianer (Verz. d. Irrlehrer des 18. Jahrh.)
Feller (Verz. d. Kirchenſchriftſtell. d. 18. Jahrh.)
Fenelon (Verz. d. Kirchenſchriftſtell. d. 18. Jahrh.)
Ferretti, Glaubensprediger, wird des heiligen Glaubens wegen zu lebenslänglicher Gefangenſchaft verurtheilet 930
Ferrari (Verz. der Kirchenſchriftſtell. d. 18. Jahrh.)
Figueroa, Martyrer 129
Filipudſchi, Kanonikus, iſt vollendet . . . 174
Forrerius, Ordensſtifter 707
Franziska Eſte 459
Franziska Schantal (VI. B. d. G.) wird heilig geſprochen 633
Franziskus Hieronimo (VI. B. d G.) benützet neuerdings Gottes Strafgerichte . 7
wirket Wunder 8
benützet den Ausbruch des Veſuvs . 178
eifert gegen Laſter 179
iſt Wunderthäter und Prophet . . 180
benützt alle Anläße zu Bekehrungen . 181
zwingt Thiere zur Anbethung . . 183

ar=

Seite

arbeitet fortwährend unermüdet . . 215
iſt ſtrenger Büßer und Bußprediger . 216
wird verfolgt 217
gerechtfertiget 218
durch Wunder verherrlichet . . 219
fängt Fiſche und Fiſcher . . . 220
erſcheinet abweſend 221
gebiethet einem Berge . . . 222
erkranket 271
muß vieles, lange leiden . . . 272
lange ringen 273
wird aufgenommen 174
durch Wunder verherrlichet . 275
erſcheinet einem Arzte . . . 279
einer Kloſterfrau . . 281

Franziskus Regis (VI. B. d. G.) wird ſelig geſprochen 271

Franziskus Solanus (VI. B. d. g.) wird heilig geſprochen 342

Freimaurer (Verz. d. Irrlehrer d. 18. Jahrh.)

Freyre d. G. J. Glaubensprediger . . 69

Friedrich August, ſächſiſcher Prinz bekennet öffentlich den chriſtlichen Glauben . . 303

Friedrich II. König der Preuſſen iſt mit Woltär eine Zeit her ſchon einverſtanden . . 442
ändert auch im Unterthume ſehr vieles 444
berufet den Woltär noch einmal nach Berlin 466
giebt ſeine Geſinnung, die Zerſtörung des Reiches Gottes auf Erde betreffend, deutlich ſeinem Freunde Woltär zu erkennen . 648
bekennt ſich zum Indifferentismus . 660
begünſtiget die Freimaurer . . 682
benimmt ſich, die Jeſuiten betreffend, ſtaatsklug 715
rechtfertiget ſich hierüber . . . 784

Fümel, Biſchof von Lodev iſt voll Eifer für ſeine Pflicht 541

Furnel, Pfarrer, weigert ſich ſtandhaft den verlangten Bürgereid zu ſchwören . 1023

G.

Gabrino (Verz. der Irrlehrer des 17. Jahrh.)

Gai d. G. J. wird ermordet durch Ungemache der Gefangenſchaft 930

Seite

Ganganelli, Kardinal 440
wird von den ſogenannten Philoſophen ſehr begünſtiget 680
höchſtes Kirchenoberhaupt (man ſehe im Verzeichniß der Päbſte „Clemens XIV.“) . . 681
Garampi, päbſtlicher Geſandter in Wien, widerſetzt ſich muthvoll den gewaltigen Eingriffen . 830
macht gründliche Gegenvorſtellungen . 831
fällt in Ungnade 832
Gaſſner, Pfarrer, kränkelt immer . . . 577
findet im Namen „JESUS“ auch körperliches Heil 578
hilft auf dieſelbe Weiſe auch Andern . 579
wird gar bald weit umher berühmt . 724
iſt lautere Demuth 725
wird angefeindet, kömmt in Unterſuchung —
heilt auch in der Entfernung . . 726
in Wolfegg, in Detlang . . . 727
in Mörsburg 728
wird verkleinert 729
entſpricht auch in Ellwang allen Erwartungen . . . . —
wird geiſtlicher Rath . . . 737
immer noch mehr berühmt . . 738
heilſam auch perſönlich ſehr vielen 745
auch in Regensburg . . . 749
neuerdings unterſucht . . . 750
bewundert und hochgeachtet . 754
liefert auch einen ſchriftlichen Unterricht 755
ſetzt ſeine Wunderkuren fort in Sulzbach 763
Amberg 768
lehrt kämpfen, ſiegen . . . 769
wird ſelbſt bekämpft, verfolgt . . 770
nach Bondorf verwieſen . . 772
ſogar in Rom verklagt . . 783
auch in Rom geachtet . . 784
lebt nun ganz wieder ſeiner Seelenſorge 808
empfiehlt fortwährend das Vertrauen auf den heiligſten Namen „JESUS“ . 809
wiederlegt ſeine Feinde liebvoll und gründlich 810
leidet geduldig 814
hat ausgelitten 815

Seite

Georg Ludwig, Biſchof iſt wohlthätig und eifervoll 542
Goffine (man ſehe auf dem letzten Blatte nach allen Verzeichniſſen)
Gonſalves Glaubensprediger des heil. Glaubens wegen zu lebenslänglicher Gefangenſchaft verurtheilet 930
Gregor Barnabas, Benediktiner-Abt, wird Biſchof von Trivoli 863
wird Biſchof von Jmola und Cardinal 923
Griechen (unirte) erlaſſen ein Schreiben an Pabſt Clemens den XI. 312
halten Kirchenrath 313
erneuern ihre Vereinigung mit der heiligen Kirche 449
werden geſucht 627
Gros eifervoller Seelenhirt 998
bekehret einen Abgefallenen . . 999
Guiaira wird chriſtlich angebauet . . . 136
Güyon, Madam Luwiä Delamott, lehret auch ſchriftlich 56
wird ihrer Neuerungen wegen getadelt 57
von Fenelon in Schutz genommen . 61
zurecht gewieſen. . . . 63
unterwirft ſich demüthig . . . 65
kömmt neuerdings in Unterſuchung . 66
leidet geduldig, ſcheidet hin . . 295

H.

Häbert, Eudiſt, zeichnet ſich aus als fromm gründlich gelehrter Profeſſor der Theologie . 991
kommt nach Paris 992
iſt Kinder- und Armen-Freund . 993
groß auch im Leiden . . . 994
beſorgt um eifrige Mitarbeiter . 995
wird Beichtvater des Königs von Frankreich 996
Haſſanbeſſa wird getauft 476
Heiden werden bekehrt 34
ſehr viele werden bekehret . . 44
Helvezius (Verzeichniß der Jrrlehrer d. 18. Jahrh.)
Henrika von Braunſchweig wird bekehrt . . 254
Hermes, Herrnhuter (Verz. d. Jrrlehrer d. 18. Jahrh.)
Herſiä, Biſchof von Dol 541

Hayn

Seite

Hayn (Verz. d. Irrlehrer d. 18. Jahrh.)
Hieronimus Aemilianus (V. B. d. G.) wird heilig geſprochen. 633
Hochmann (Verz. d. Irrlehrer d. 18. Jahrhunderts)
Hontheim, trierſcher Weihbiſchof, läßt eine ärgerliche Schrift erſcheinen 621
. stiftet damit viel Unheil . . . 631
. wird bekehrt 804
. widerrufet 805
erhält ein Schreiben von Rom . . 867
macht ſeine Bekehrung öffentlich ſelbſt bekannt 823
liefert eine Schrift, in welcher er ſeinen Febronius ſelbſt widerlegt . . 824
Huezius (Verz. d. Kirchenſchriftſtell. d. 18. Jahrh.)
Hurtado, Martyrer 129
Hyazinthus, Glaubensprediger, Martyrer . . 700

J.

Jakob II. König in England eifert für die allein wahre Religion 1
zieht ſich viele Feinde dadurch zu . 9
wird feindlich verfolgt . . . 14
muß die Flucht ergreifen . . . 16
wird abgeſetzt 18
lebt im Elend gottſelig . . . 123
zeigt ſich auch ſterbend apoſtoliſch . 125
Jakobiner (Verz. d. Irrlehrer des 18. Jahrh.)
Janozky von Warſchau wird bekehret . . 462
Jeſuiten (V. VI. B. d. G.) ſind in China in großer Gefahr 33
werden erfreuet 44
leiſten vieles in Amerika . . . 127
erlangen in Rußland Kollegien . . 303
kommen nach Tonquin . . . 413
werden gemartert 414
von den ſo genannten Philoſophen auserſehen als Opfer . 546
vorbereitet dazu 547
verfolget in Portugal . . . 568
immer noch mehr gedrückt . 579
verläumdet 581
gefänglich eingezogen . . 583

ver=

Seite

verjaget 584
gemartert 602
wüthend in Frankreich verfolgt 604
aufgehoben daſelbſt . . 612
verjagt 613
gerechtfertiget 624
gänzlich verjagt mißhandelt . 625
verfolgt auch in Spanien . 652
wie Uebelthäter überfallen . 654
aus ganz Spanien verjagt . 656
eben ſo auch in Neapel behandelt 657
verjaget aus Neapel, aus Parma, aus Malta . . . 658
gefürchtet mehr als alles . 678
heimgeſucht mit Leiden auch ſelbſt in Rom 699
endlich ganz aufgehoben . 710
von der ruſſiſchen Kaiſerin in Schutz genommen 714
in Preuſſen beibehalten . 715
aller Orten vermißt . . 775
in Preuſſen mehr noch begünſtiget 784
von Illuminaten gefürchtet . 958

Ignazius, Doktor der Gottesgelehrtheit, hält Geiſtes-Uebungen in Amerika . . . 817
Illineſen werden bekehret 73
Illuminaten (Verz. der Irrlehrer d. 18. Jahrh.)
Indianer werden bekehret 101
gründliche Chriſten . . 102
andächtige Seelen . . . 103
Indifferentiſten (Verz. der Irrlehr. des 18. Jahrh.)
Injeſta, Held chriſtlicher Liebe zur Peſtzeit . 962
Inozenzius (Verz. d. Päbſte)
Interzetta d. G. J. ſucht die Verfolgung der Chriſten in China noch zu vermitteln . 31
muß vor Gericht erſcheinen . . 33
Johannes, Patriarch von Alexandria, kehret in die heilige Kirche zurück . . . 241
Johannes von Nepomuck (V. B. d. G.) wird verherrlichet durch Erhebung ſeiner heiligen Gebeine 304
wird verherrlichet durch Unverweſenheit der heil. Zunge. 305
durch Seligſprechung feierlich verherrlichet 324

Seite

	durch neue Wunder verherrlicht . .	371
	heilig geſprochen . . .	372
Johannes	von Kreuz (VI. B. d. G.) wird heilig geſprochen	342
Johannes	Kanzius (V. VI. B. d. G.) wird durch Wunder verherrlichet . . .	632
	wird heilig geſprochen . . .	633
Joſeph I.	teutſcher Kaiſer ſcheidet ſelig hin .	223
Joſeph	chineſiſcher Prinz, ſtirbt als Martyrer	343
Joſeph	Kupertinus wird heilig geſprochen .	633
Joſeph	Kalaſanzius wird heilig geſprochen .	633
Joſeph II.	teutſcher Kaiſer, tritt in nicht gute Fußſtapfen ein	825
	erſcheint als Werkzeug der ſogenannten Philoſophie	826
	erlaubt ſich mancherlei Eingriffe .	827
	geſtattet allen Religions = Arten alle Freiheit	828
	beſchränket einzig nur die Rechtgläubigen immer raſch noch mehr . . .	829
	beſchließt, und beginnet die Aufhebung mehrerer Klöſter	830
	achtet auf Gegenvorſtellungen nicht .	832
	empfängt und bewirthet mit aller anſcheinenden Achtung den heiligſten Vater, Pabſt Pius den VI.	837
	läßt ſich von ſeinem Vorhaben durch Niemand und durch nichts abbringen .	849
	fertiget ein neues päbſtliches Schreiben ſehr kurz ab	854
	wird von den ſo genannten Philoſophen ſehr erhoben	855
	ſehr herabgeſetzt . . .	856
	kommt nach Rom	899
	ſpielt auch da die Rolle eines Spötters, und kehrt alſo gleich wieder zurücke .	900
	handelt immer noch freier . . .	919
	ſchützt den Koblenzer = Congreß . .	935
	hetzt noch mehr auf gegen Rom .	936
	iſt immer noch auf Seite der Feinde alles Guten	1013
	giebt Reue und Bußfertigkeit zu erkennen im Sterben	1014
Juden	werden bekehret	577
	auch in Rom mehrere bekehret . .	586
Juſti	von Wienn wird bekehret . . .	462

Seite

K.

Kaidek, ein junger Rabbiner, macht ſich durch ſein Wüthen gegen das Chriſtenthum bei den Juden beliebt 863
tritt nun auch ſchriftlich auf gegen das Chriſtenthum 864
wird auf andere Gedanken gebracht, ſcheint eingenommen fürs Chriſtenthum; iſt aber bald wieder ärger als vorher . . 867
wird endlich bekehrt, getauft . . 871
Kalifornier werden bekehrt 75
Kampf (Verz. d. Irrlehrer des 18. Jahrh.)
Kapuziner bekommen ein Hoſpizium zu Baſſa . 419
Karl VI. der Kaiſer wendet ſich an Gott im Kriege gegen die Türken 282
zeiget Dankbarkeit gegen Gott . . 283
Karl VII., der Kaiſer, erklärt ſich muthvoll für die Wahrheit 445
Kiska, Knigge (Verz. der Irrlehrer des 18. Jahrh.)
Koblenz er Zuſammkunft gegen Rom . . 935
Kolborn (Chriſippus) geiſtl. Rath . . . 915
Konſtituzion neue in Frankreich 1018
ſoll beſchworen werden . . . 1021
Kopke, Krahl (Verz. der Irrlehrer des 18. Jahrh.)
Ku Matthäus, Glaubensprediger wird des heil. Glaubens wegen grauſam gemartert, und in weitere Gefangenſchaft geſchleppt 932

L.

Labre iſt von Kindheit an ganz beſonders der Andacht ergeben 879
will zu erſt Trappiſt, dann Kartheuſer werden 880
beginnet zu wallfahrten 881
lebt in größter Armuth, in fortwährenden Abtödtungen 882
hält ſich die meiſte Zeit in Rom auf, im Rufe der Heiligkeit 883
wird ſo endlich vollendet 884
durch Wunder verherrlichet . 885
eine Menge Wunder verherrlichet 895

Seite
fortwährend verherrlichet . . . 897
auch in Frankreich verherrlichet . . 901
Lacomb, (Verz. der Kirchenſchriftſtell. d. 17. Jahrh.)
Laharp wird bekehrt 903
Lametri (Verz. der Irrlehrer des 18. Jahrh.)
Lanfan d. G. J. vortrefflicher Kanzelredner . 996
Laſſari Glaubensprediger, wird des heiligen Glaubens wegen zu ewiger Gefangenſchaft verurtheilet 930
Latrapp (man ſehe „Buthillià von Rauſà.“)
Lau (
Lavater (Verz. d. Irrlehrer des 18. Jahrh.)
Leclerk Pfarrer, will durchaus nicht ſchwören 1023
Leibnitz (Verzeich. d. Irrlehrer)
Leo Karmelit, Martyrer . . . 427
Leopold, Kaiſer, ſieget über die Türken . . 8
ſetzt ſeine Siege immer fort . . . 68
endet gottſelig 171
Leopold Herzog von Toskána, benimmt ſich in allem, wie Kaiſer Joſeph II. . . 859
miſcht ſich immer noch mehr in Kirchen-Sachen ein 948
Leſegeſellſchaften werden errichtet . . . 956
Levelin, Arzt, kömmt nach Regensburg zu Herrn Gaſſner 750
giebt rühmliches Zeugniß demſelben . 754
Liò, Glaubensprediger, wird des heiligen Glaubens wegen grauſam gemartert, und dann zu lebenslänglicher Sklaverei verurtheilt 930
Liſſabon wird durch ein Erdbeben ſehr hart hergenommen 481
mehr noch durch ſelbſt gemachtes großes Unheil 588
Löfrank, Seminars-Vorſteher, lebt ganz ſeinem heiligen Beruf 995
Lopez Held chriſtlicher Liebe zu Zeit der Peſt 962
Ludwig XIV. König in Frankreich endet gottſelig 263
Ludwig Franz Orlean Delamott, war früher ſchon immer für eignes Seelenheil beſorget 492
kümmert ſich als Biſchof nun auch um Anderer Seelen-Heil recht guthirtlich 493
ſtiftet Erziehungs-Häuſer . . . 494
iſt eifervoller Prediger . . . 495

über-

Seite
übernimmt auch noch Miſſionen . —
leiſtet ſehr vieles 496
beſonders zur Zeit der Peſt . 497
wird immer mehr berühmt . . 498
beliebt . . . 499
weiß irrende Prieſter liebvoll ſchonlich zu
recht zu weiſen . . . 500
verführte Kloſterfrauen wieder zu ge-
winnen 501
eifert gegen Irrthümer . . . 507
ſorgt vorzüglich für die Bildung junger
Geiſtlichen 508
hat nebſt vielen Arbeiten auch ſehr viele
Leiden 512
iſt ein Freund des Kloſterlebens . 514
ganz Eifer auf ſeinen apoſtoliſchen Reiſen 518
eifert gegen Frevler 525
wird verfolgt 527
erbauet auch leidend 530
iſt auch mit innern Leiden geplagt . 535
wird Trappiſt 557
muß wieder Biſchof werden . . 560
iſt ſehr witzig und ſchnell beſonnen . 561
lautere Demuth 562
empfiehlt die Verehrung Mariens, und
ſtrenges Faſten 564
bekehrt eine Engländerin . . . 565
vermag vieles durchs Gebeth . . 566
führt ein ſtrenges Bußleben . . . 567
wählt ſich einen heiligen Amtsgehilfen 696
iſt immer noch dieſelbe Thätigkeit . 697
übernimmt noch ein Mal eine große Arbeit 704
eifert gegen einen Apoſtaten . . 716
iſt immer, auch im höchſten Alter, in gu-
ter Laune 717
redet, und ſchreibt gerne vom Sterben 718
bereitet ſich immer noch mehr zum Sterben 720
iſt damit fertig 723
Ludwig Balthaſar, Biſchof von Riez iſt ganz chriſt-
liche Liebe . . . . —
Ludwig XVI. König von Frankreich wird immer mehr
gedrückt, iſt nun Staatsgefangener 1045
wird grauſam ſpöttiſch mißhandelt 104
beſonders nach veranſtalteter und vereitel-
ten Flucht des Königs . . . 1048

Ma-

Seite

M.

Madeira Martyrer 429
Magni, Biſchof, ſtirbt im Gefängniß . . 930
Malagrida d. G. J. wird verfolgt . . . 602
Martyrer . . . 603
Mameluken entſtehen 137
Manazikas werden bekehrt 140
Mantello, Glaubensprediger, wird des heiligen Glaubens wegen zu lebenslänglicher Gefangenſchaft verurtheilt . . . 930
Maria ab Angelis, Karmeliten . . . 459
Maria Antonia von St. Joſeph wird erwählt als ſchwaches Werk 816
veranſtaltet Geiſtes = Uebungen . 817
auch auſſer ihrer Vaterſtadt . . 818
iſt voll apoſtoliſchen Eifer . . . 820
unermüdlich, beharrlich . . 921
Maria von Jeſu (VI. B. d. G.) wird ferners durch Wunder verherrlichet . . 778
wird verherrlichet durch ein päbſtliches Schreiben ihre Selig= und Heiligſprechung betreffend 779
Marianna von der Menſchwerdung (VI. B. d. G.) ſelig geſprochen 1035
wird durch Wunder verherrlichet . . 1038
Markus d. G. J. iſt Apoſtel der Tonquineſer 414
Maroniten werden bekehret 450
Martinez Martyrer der chriſtl. Liebe zur Peſtzeit 962
Martiniſten (Verz. d. Irrlehrer des 18. Jahrh.)
Martyrer in China — 33. 332. 343. 344. 396 461 465. 700. 929. 932.
Indien 49. 429
Aethiopien 124. 128
Amerika 129
durch Guojaquireſen . . . 135
Baureſen 142
Hugonoten 163
Kalviniſten 185
Tonquineſer 414
Mohren 427
Malabaren 465
ſogenannte Philoſophen . . 603
Proteſtanten 822

Illu=

Seite

	Illuminaten	1042
	Jakobiner	1044
	ſogenannte Philoſophen . .	1049
Maſius	(	
Maſſenhauſen	(Verz. der Irrlehrer des 18. Jahrh.)	
Materialiſten	(	
Mechmet	wird getauft	476
Melchiten	werden bekehret	450
Menoniſten	(	
Merſia	(Verzeich. d. Irrlehrer d. 18. Jahrh.)	
Merz,	Domprediger in Augsburg, erhält ein huldvolles Schreiben von Pabſt Pius dem VI. . . .	840
	antwortet in ſeinen Streitreden auf verſchiedene wichtige Fragen .	841
Methodiſten	(Verz. d. Irrlehrer des 18. Jahrh.)	
Metternich	Erneſt, Graf wird bekehrt . .	344
Migazzi,	Cardinal, Erzbiſchof in Wien macht gegen gewiſſe Neuerungen ernſtliche Vorſtellungen . . .	831
	zieht ſich Anfeindungen zu . .	832
Mirabo	(Verzeich. d. Irrlehrer des 18. Jahrh.)	
Molanus	(	
Molinos	(Verzeich. d. Irrlehrer d. 17. Jahrh.)	
Montaſck	Erzbiſchof	541
Montesquiö	wird bekehret	903
Montpellianer	(Verz. d. Irrlehrer d. 18. Jahrh.)	
Moxes	werden bekehret	141
Muſtapha	wird getauft	476

N.

Naturaliſten	(Verz. d. Irrlehrer d. 18. Jahrh.)	
Nidgar	des heiligen Biſchofes (VI. B. d. G.) heilige Gebeine werden verherrlichet	79
Nikolai	(Verz. d. Irrlehr. des 18. Jahrh.)	
Nikolaus	Victor wird ſelig geſprochen . .	927
Nikolaus	Longobardis wird durch Wunder verherrlichet, ſelig geſprochen . .	943
Noallick,	Biſchof von Schalon nimmt Theil an der Güyonſchen Unterſuchung .	62
	wird Biſchof von Paris . .	66
	ſucht Friede zu ſtiften . . .	89
	eifert gegen die Janſeniſten . .	149

wird

Seite

		Seite
	wird für die Janſeniſten eingenommen	225
	immer leidenſchäftlicher .	226
	hartnäckiger . . .	245
	verkehrter	251
	immer noch mehr mißbraucht	284
	verurtheilt	303
	immer noch weiter verleitet .	306
	ſtrafbarer . .	314
	verlorner . .	325
	wanket manchmal wieder im Irrthum	331
	wird endlich bekehrt . . .	364
	bringt würdige Früchte der Buße .	365
	erbauet	307
	ſucht alle gegebene Aergerniſſe wieder gut zu machen . . .	368
Noris	Cardinal	170
	ſcheidet ſelig hin	171
Nürat,	Ordens des heil. Franziskus .	1001
	iſt auch wiſſenſchäftlich vortrefflich gebildet	1002
	wird Provinzial . . .	1003
	iſt nun nochmehr ein auf einen Leuchter geſtelltes erweckendes, belebendes Licht	1004
	leiſtet ſehr Vieles . . .	1005
	wird als Schlachtopfer beſtimmt	1006

O.

Oekonomiſten	(Verz. der Irrlehrer des 18. Jahrh.)	

P.

Pantheiſten	(Verzeich. d. Irrlehrer d. 18. Jahrh.)	
Paraquai	wird chriſtlich ſchön eingerichtet	136
	blühet bald ſehr . . .	192
Paziſikus	Ordens des heil. Franziskus wird ſelig geſprochen. . . .	926
Pena	(Verz. der Kirchenſchriftſtell. 18. Jahrh.)	
Pereira	d. G. J. Apoſtel in China . .	35
Pereira	(Verz. d. Irrlehrer des 18. Jahrh.)	
Peter	ruſſiſcher Kaiſer, begünſtiget die römiſch-katholiſche Kirche . .	303
	iſt ferner für ſelbe . . .	322

Seite

	trägt zur Bekehrung vieler Ruſſen ſehr vieles bey	336
	fängt an auch den Irrthum zu begünſtigen	337
Peter,	Biſchof, Martyrer . . .	461
Peterſen	(Verzeich. der Irrlehrer des 18. Jahrh.)	
Philo	(man ſehe „Knigge" im Verzeich. d. Irrlehrer d. 18. Jahrh.)	
Philoſophen	(Verz. d. Irrlehrer des 18. Jahrh.)	
Philotheus,	Erzbiſchof, bekehret Mungalen und Tartaren	336
Piccolo,	Glaubensprediger in Kalifornien	74
	arbeitet ſegenvoll . . .	75
Pietiſten	(Verzeich. d. Irrlehrer des 18. Jahrh.)	
Pigna	Glaubensprediger, wird des heiligen Glaubens wegen zu lebenslänglicher Gefangenſchaft verurtheilt .	930
Pius	(Verzeichniß d. Päbſte)	
Ptolomäi	Cardinal erhält beſondere Aufträge	290
	iſt eifervoll	291

Q.

Quacker	(Verzeich. d. Irrlehrer des 18. Jahrh.)	
Quesnag	(Verzeich. d. Irrlehrer des 17. Jahrh.)	
Quesnell	(Verzeich. d. Irrlehrer des 18. Jahrh.)	
Quietiſten	(Verzeich. d. Irrlehrer des 17. Jahrh.)	
Quito	in Amerika wird neuerdings erfreuet	779

R.

Rafelis	Biſchof, iſt ein Chriſtenheld der erſten Jahrhunderte . . .	1049
	leiſtet immer noch vieles .	1050
	iſt auch in ſchmerzlichen Leiden guthirtlich geſchäftig . .	1051
	wird nur durch Leiden der Marterkrone beraubt . . .	1052
Raynal	(Verzeich. d. Irrlehrer des 18. Jahrh.)	
Richter,	Martyrer	129
Ricci	Biſchof von Piſtoja, läßt ſich irreleiten	861
	leitet ſelbſt irre	947
	hält ein After=Concilium . .	948

Ris=

Seite

Riſpoli, eine Kloſterfrau, iſt preſthaft . 280
wird wunderbar hergeſtellt . . 281
Robespierr
Rock (Verz. d. Irrlehrer des 18. Jahrh.)
Rodt, Cardinal, eifert gegen widerrechtliches Verfahren . . . 587
iſt ſtandhaft 588
Rohan, Cardinal, eifert für die gute Sache 284
Ronsdorfer
Roland (Verz. d. Irrlehrer des 18. Jahrh.)
Roſa von Neapel 459
Roſenkranz (V. VI. B. d. G.) wird empfohlen 343
Roſenkreuzer (Verz. d. Irrl. d. 18. Jahrh.)
Rubbi, eifriger Seelenhirt . . . 924
Ruinart leiſtet vieles, ſcheidet ſelig hin . 211
Ruſſo (Verz. d. Irrlehrer d. 18. Jahrh.)

S.

Sabathik (Verz. d. Kirchenſchriftſtell des 18. Jahrh.)
Saccori Biſchof zeiget Unerſchrockenheit . 929
ſtirbt in dem Gefängniſſe . . 930
Salvatierra, Glaubensprediger in Kalifornien 74
arbeitet ſegenvoll . . . 75
leidet ſehr Vieles . . . 97
Sartori
Schad (Verz. d. Irrlehrer des 18. Jahrh.)
Schade
Scherberon (Verz. d. Irrlehrer des 18. Jahrh.)
wird bekehrt 213
Scherbillion d. G. J. leiſtet wichtige Dienſte in China 34
Schullenburg Graf, wird bekehrt . . . 476
Schwenkfeldener (Verz. d. Irrlehrer des 18. Jahrh.)
Segneri (Verz. d. Kirchenſchriftſtell. d. 17. J.)
Seminarien werden an verſchiedenen Orten ſehr begünſtiget 700
Semler
Seperatiſten (Verz. d. Irrlehrer des 18. Jahrh.)
Siu Glaubensprediger, wird des heiligen Glaubens wegen zu lebenslänglicher Sklaverei verurtheilt . . 930
Sfondrati Cardinal 68

Seite

Soſan chineſiſcher Prinz, iſt den Chriſten gut 34
nimmt ſich der Jeſuiten an . 42
iſt heldenmüthig . . . 48

Spartakus (man ſehe „Weishaupt“ im Verzeichniß der Irrlehrer des 18. Jahrh.)
Spinoza (Verz. d. Irrlehrer des 18. Jahrh.)
Stanislaus Koska (VI. B. d. G.) wird heilig geſprochen 342
Stanislaus, Biſchof, hält Kirchenverſammlung 457
Stattler (Verz. der Kirchenſchriftſt. 18. Jahrh)
Steinbart (Verz. der Irrlehr. d. 18. Jahrh.)
Suarez, Martyrer 129

T.

Tachy zeichnet ſich durch chriſtlichen Heldenmuth immer vorzüglich aus . 1007
Talmudiſten
Tamburini (Verz. d. Irrlehrer des 18. Jahrh.)
Tanſchurer werden bekehret 426
Tartaren werden bekehret . . . 336
Tehintaſeu, Arzt, iſt ganz apoſtoliſcher Eifer und chriſtliche Liebe . . . 33
wird gemartert 34
Tello, Trinitarier, biethet ſich an als Opfer chriſtlicher Liebe zur Peſtzeit . 962
Tennhad (Verz. d. Irrlehrer des 18. Jahrh.)
Teriadeven wird wunderbar geheilet . . 46
bekehret 47
iſt ſtandhaft 48
Thayer ein hitziger ketzeriſcher Wortsdiener begiebt ſich auf Reiſen . . 871
kömmt nach Frankreich, nach England, nach Welſchland . . . 872
in Rom findet er ſo Manches zum Entzücken ſchön . . . 873
ſucht auch die Religion der Römer näher kennen zu lernen . . 876
findet bald Wohlgefallen daran . 877
kömmt mit ſich ſelbſt in Kampf. 878
hört von Wundern . . . 888
unterſucht alles ſelbſt genau . 889
hat immer noch mehr mit ſich ſelbſt Streit 891

wird

		Seite
	wird endlich beſieget und ſieget .	895
	Prieſter, geht auf Eroberungen aus	963
	errichtet eine Gebeth = Bindniß .	964
	giebt apoſtoliſch eifernd ſeine Bekehrungs = Geſchichte heraus . .	966
	wird erfreuet durch ein Schreiben aus England	969
	arbeitet ſchriftlich am Seelenheil der Seinen	972
	iſt Apoſtel in Nordamerika .	1014
Theodor,	Erzbiſchof, bekehret viele Tartaren	336
Thereſia,	Erzherzogs von Baiern Tochter wird wunderbar geheilet . . .	277
Thereſia,	Philippis wird wunderbar geheilet	276
Thereſia	Kaiſerin eifert gegen Freimaurer	469
	beſorgt Miſſionen . . .	472
Thomas	von Cori, Ordens des heil. Franziskus wird ſelig geſprochen .	928
Thomaſi	(Verz. d. Kirchenſchriftſteller des 18. Jahrhunderts.)	
Thoſſo	des heil. Biſchofs (IV. VI. B. d. G.) heil. Gebeine werden verherrlichet	79
Timaja	wird bekehret	426
Toleranz	allgemeine	958
Töckel	(Verzeichniß d. Irrlehrer d. 17. Jahrh.)	
Trankebarer	werden bekehret . . .	426
Triſito	ein gottſeliger Armer . .	925
Trinitarier	ſind liebvoll thätig zur Peſtzeit .	961
Tuchfeld	(Verz. der Irrlehrer. d. 18. Jahrh.)	
Türken	werden bekehret . . .	67
Turna	Cardinal, päbſtlicher Geſandter in China	214
	ſcheidet hin	215

U.

Ulrich	(IV. Band d. G.) des heil. Biſchofs heilige Reſte werden erhoben .	610
Uragquay	wird chriſtlich angeſiedelt . .	136
Uſein	wird getauft	476

		Seite
Vasquez	Martyrer	129
Veronika	Juliani iſt von Jugend auf ein Wunder der Gnaden . . .	349
	iſt lautere Demuth	350
	unerſchütterliche Geduld .	351
	ſehnet ſich nach Leiden . .	352
	hat Leiden aller Art . . .	356
	empfängt die heiligen Wundmaale	357
	wird wunderbar gekreuziget .	358
	öfters entzückt . . .	359
	vom Schlag getroffen .	360
	mit den heil. Sterbſakramenten verſehen . . .	361
	aufgelöſet	362
	durch Wunder verherrlichet	363
	immer noch mehr verherrlichet	370
Vinzenzius	d. G. J. Apoſtel der Tonquineſer, Martyrer	414
Vinzenzius	a Paze, Glaubens-Prediger, Martyrer	700
Vitus,	Apoſtel der Wilden . . .	427
Vobalama,	oſtindiſche Prinzeſſin, wird bekehret	426

W.

Wagenſeil	wird bekehret	386
	verfolget	387
Waterwill	(Verz. der Irrlehrer des 18. Jahrh.)	
Weis,	Glaubensprediger für Aethiopien	117
	wird Martyrer	124
Weishaupt	(Verz. d. Irrlehrer des 18. Jahrh.)	
Wikterp	(VI. B. d. G) d. heil. Biſchofs heil. Gebeine werden geehret . .	79
Willenberg	(Verz. d. Irrlehrer d. 18. Jahrh.)	
Willibald	(III. B. d. G.) des heil. Biſchofs heilige Gebeine werden erhoben	456
Woltär	(Verz. d. Irrlehrer des 18. Jahrh.)	
Würzburg	feiert ein tauſendjähriges Jubiläum	446
Wunder	(man ſehe das eigne Verzeichniß derſelben)	

Y.

Ynka	Kaſſel, Fürſt, wird getauft .	464
Yſenburgiſche	Brüder (Verz. d. Irrlehr. d. 18. Jahrh.)	

Zai

Seite

Z.

Zai Joſeph, Glaubensprediger, wird des heil. Glaubens wegen gefänglich eingezogen 931
Zai Peter Glaubensprediger, wird des heiligen Glaubens wegen verfolgt 931
Zea Apoſtel der Monazikas und Chiquiten 139
Zorte, Glaubensprediger für Aethiopien 117
wird geſteiniget 124
Zinzendorf (Verzeich. d. Irrlehr. d. 18. Jahrh.)
Zoglio, Erzbiſchof, wird beſtimmt als päbſtl. Geſandter für Baiern . . 937
kömmt nach München . . 938
Zwackh (Verz. d. Irrlehrer des 18. Jahrh.)

Verzeichniß der Päbſte

des ſiebenzehenten chriſtlichen Jahrhunderts.

(Innozenzius XI.)
eifert gegen den Mißbrauch der Freiſtätten 4
iſt ſtandhaft 5
kömmt mit Frankreich in Zwiſte . 6
erkranket 19
ſcheidet ſelig hin 20
Alexander VIII. wird erwählet . . . . . —
verurtheilt janſeniſtiſche Sätze . 21
eifert gegen Frankreich . . 23
ſcheidet hin 24
Innozenzius XII. wird erwählet 25
iſt eifervoll und ſtandhaft gegen Frankreich 28
eifert gegen Molinos . . 29
iſt ferners ſtandhaft . . . 50
eifert gegen Janſeniſten . . 51
wird erfreuet 56
ſucht die Ordensgeiſtliche wieder neu zu beleben 67
unterſucht ſorgfältig den Streit zwiſchen Fenelon und Boſſuet . 92
entſcheidet liebvoll . . . 93

Seite

des achtzehenten chriſtlichen Jahrhunderts.

(Innozenzius XII.)
iſt groß auch in körperlichen Leiden 109
ſcheidet hin 110
Clemens XI. wird erwählet 111
(man ſehe „Albani“)
reißt von Fleiſch und Blut ſich ganz los 115
beginnet heilig 116
ſendet Apoſtel nach Aethopien . 117
eifert gegen Ketzereien . . 123
warnet vor Miethlingen . . 147
verſucht immer noch alles gegen Janſeniſten 151
erläßt neuerdings eine Bulle gegen die Janſeniſten 172
verdammet Quesnels Ueberſetzung der heiligen Schrift . . . 187
ſieht ſich von Kreuzen überhäuft und umgeben 190
bejammert die Schweiz . . 238
erläßt die Bulle „Unigenitus“ 242
ertheilt frohe Nachricht den Cardinälen 254
hat in der Nähe zu leiden und zu kämpfen 258
bekömmt traurige Nachrichten von England 271
bringt große Opfer zur Rettung der Chriſtenheit 282
ſtraft die Lehrer an der Sorbonn in Paris 283
iſt beſorgt guthirtlich für Frankreich 285
verurtheilt die Appellanten . . 302
ſendet apoſtoliſche Männer nach Rußland 303
erläßt die Bulle „Paſtoralis Officii“ 306
ermahnet die Griechen . . . 313
iſt in jeder Hinſicht vortrefflich . 316
groß auch in menſchlicher Armſeligkeit 319
vollendet 320
Innozenzius XIII. wird erwählet . . . 322
ſendet apoſtoliſche Arbeiter nach Rußland . . . . . . —

rer=

Seite

verherrlichet durch feierliche Seligſprechung den heil. Johannes v. Nepomuck 324
eifert für Erhaltung der Kirchenzucht —
Benediktus XIII. läßt durch Erhöhung ſich in nichts ändern 328
wurde bisher ſchon als heilig und Wunder wirkend geehret . 329
verleihet ein Jubiläum . . 330
eifert für Erhaltung des heiligen Glaubens in China . . . 332
ſorgt guthirtlich für alles . 335
empfiehlt die täglichen Gebethzeiten 342
ſpricht mehrere Heilige heilig . —
wirket Wunder 343
begnadiget mit Abläſſen die Roſenkranzbruderſchaft . . . —
leuchtet durch Wunder . . 346
ſchreibt liebvoll an den nun reumüthigen Erzbiſchof von Paris . 366
theilt ſeine Freude hierüber den Cardinälen mit 368
ſpricht feierlich heilig den heiligen Martyrer Johannes von Nepomuk 372
erbauet auch ſterbend . . . 373
Clemens XII. beginnet mit Gebeth . . . 375
ordnet Bisthümer in Frankreich . 387
ſorget für China für Indien, für andere Reiche 388
ſucht Sachſen wieder zu retten . 394
iſt bekümmert um Polen . . 397
wendet ſich in großen Drangſalen an Gott 405
ſieht ſich von neuen Leiden bedrohet 406
arbeitet unermüdet . . . 412
eifert gegen das Böſe . . 414
ſieht ſich in Krieg verwickelt . 415
iſt in jeder Hinſicht thätig . 418
eifert gegen die Freimaurer . 420
ſendet apoſtoliſche Männer nach Perſien 427
iſt vollendet 428
Benediktus XIV. wird erwählet 429
geht klug und liebvoll zu Werke . 430

iſt

Seite
iſt auſſerordentlich thätig . . 440
eifert gegen das Böſe . . 441
ſchreibt an Kaiſer Karl den VII. 446
beſtättiget eine Religions=Vertheidigungs=Anſtalt . . . 448
gewinnet einige Griechen . . 449
iſt ganz auch für die Wiſſenſchaften 451
vor allen für die Hauptwiſſenſchaft . . . 452
iſt auch auswärtig ſehr berühmt 453
befiehlt eine Unterſuchung der Wunder in Kaufbeuren . . . 459
errichtet zwei Bisthümer in Amerika 461
befördert den Bau einer katholiſchen Kirche in Berlin . . . 462
beſtättiget den Leiden=Chriſti=Orden 463
eröffnet feierlich ein Jubel=Jahr 464
eifert gegen die Freimaurer . 467
erhebet die Abtei Fulda zu einem Bisthum 474
nimmt ſich des Erbprinzen von Heſſenkaſſel eifervoll thätig an . 478
iſt ſtandhaft gegen Venedig . 480
iſt für die Jeſuiten . . . 571
ſcheidet hin 572
Clemens XIII. wird erwählet 573
gewinnt die Venezianer . . 574
eifert gegen Mißbräuche . . 579
für die Jeſuiten in Portugal 583
kömmt mit Korſika, Genua und Neapel in Unannehmlichkeiten . 600
verwendet ſich für die Jeſuiten in Frankreich 612
wird von vielerlei Leiden hart hergenommen 620
eifert gegen das gottloſe Werk des ſogenannten Febronius . . 623
will auch für die Jeſuiten in Spanien alles Mögliche thun . . 655
nimmt ſich auch der Jeſuiten in Neapel nach Kräften an . . 658
erläßt ein kummervolles Schreiben nach Polen 672
verfügt gegen die widerrechtlichen Verfügungen des Herzogs von Parma 673
er=

		Seite
	erfährt von allen Seiten her Widerſprüche, Widerſetzlichkeit	674
	verliert ſein irdiſches Leben	680
Clemens XIV.	(man ſehe „Ganganelli") wird erwählet	681
	ſucht mit Fürſten und Völkern in gutes Benehmen zu kommen	682
	erläßt ein Schreiben nach Polen	683
	iſt thätig auch in zeitlicher Hinſicht	684
	eifert für Zucht und Ordnung	695
	verfüget Einiges gegen die Jeſuiten	699
	ſieht ſich genöthiget, die Geſellſchaft Jeſu endlich ganz aufzuheben	710
	ſcheidet hin	730
Pius VI.	beginnet bethend, wohlthuend, thätig,	
	trifft Vorkehrungen zur Seligſprechung der gottſeligen Marianna von Jeſu	779
	erfährt Unrecht von Seite Venedig	780
	ſonſt Leiden verſchiedene	781
	unternimmt Großes in zeitlicher Hinſicht	782
	erläßt ein liebvolles Schreiben, Gaſſners Kuren betreffend	783
	ſucht guthirtlich das verlorne Schäfgen Hontheim.	804
	findet daſſelbe	805
	theilet ſeine Hirtenfreude mit	806
	beſtättiget die für Rußland ſchon erhaltene Fortſetzung der Geſellſchaft Jeſu	807
	iſt auch irdiſch groß durch Herſtellung der appiſchen Straſſe	808
	eifert gegen Venedig	816
	ſchlägt dem Kaiſer eine Unterredung vor	833
	tritt, nach getroffenen nöthigen Vorkehrungen, die Reiſe nach Wien an	835
	findet in Wien gute Aufnahme, aber nicht viel Gehör	837
	hält zu St. Stephan feierlichen Gottesdienſt	838
	ein Conſiſtorium in Wien	843
	verläßt Wien wieder	844

wird

Seite
wird in Augsburg mit allen möglichen
Ehren empfangen . . 845
einige Tage daſelbſt aufgehalten 848
ertheilet nach ſeiner Wiederankunft in
Rom ſeinen Kardinälen genauen
umſtändlichen Bericht von allem - 849
macht neuerdings dem Kaiſer ſchriftlich
dringende Vorſtellungen . 850
beordert einen Geſandten nach Baiern 937
ſucht guthirtlich ein verirrtes Schäfchen 947
erläßt ein Schreiben an den Biſchof
von Freißing . . . 949
an die Biſchöfe der Niederlande 1015
ein Troſtſchreiben an Frank=
reichs Biſchöfe . . 1027
ein Strafſchreiben an einen ab=
gefallenen Biſchof . 1028
ein Troſtſchreiben an die ſämmt=
liche franzöſiſche Geiſtlichkeit 1030
beſchließt die Seligſprechung der gott=
ſeligen Maria von der Menſchwer=
dung 1033

Verzeichniß der Kirchenverſammlungen

des achtzehnten chriſtlichen Jahrhunderts:

zu Münſter 311
Leopel anfangs dann aus Furcht
vor der Peſt zu
Zamosk 313
Trier 314
Rom 332
St. Maria am Berge Libanus 414
Lobau 457
Suſa . . . . . . —
Münſter . . . . —
Münſter 472

Seite

Verzeichniß der Kirchenſchriftſteller

des ſiebenzehnten chriſtlichen Jahrhunderts:

Segneri eifert gegen Molinos . . . 3
Lacomb, Barnabit, lehret geiſtvoll auch ſchriftlich 56
Boſſuet (VI. B. dieſer G.) unterſucht die Schriften der Madam Güyon 61
ſchreibt ſelbſt über das innere Leben 80
kömmt mit Fenelon in Streit . 83
Fenelon, Erzieher der franzöſiſchen Prinzen, begünſtiget die Madam Güyon . 61
wird Erzbiſchof von Cambrä . 64
ſchreibt für die neuen Myſtiker . 81
kömmt mit Boſſuet in Streit . 83
wird verdächtig gemacht . . 88
vertheidiget ſich mit Eifer . . 90
iſt groß in Erniedrigung . . 94

des achtzehnten chriſtlichen Jahrhunderts:

(Boſſuet)
eifert gegen die Argliſt der Janſeniſten 149
ſcheidet hin 162
(Fenelon)
eifert für die päbſtliche Entſcheidung 250
wird heimgenommen . . . 257
Thomaſi, Cardinal, zeichnet ſich vorzüglich durch Liebe zu Gott und zum Nächſten aus 239
macht lebenslänglich Anſtalt zum Sterben 240
zeigt daſſelbe Geiſtes = Leben in Schriften. 241
Ferrari, Cardinal, fällt als Opfer ſeiner Thätigkeit 290
Goffine Leonard, Prämonſtratenſer. (Man ſehe die allerletzte Seite nach allen Verzeichniſſen)
Clemens XI. (Verzeichniß der Päbſte)
Huet Petrus Daniel, Biſchofl . . 323
Benedikt XIII. (Verz. d. Päbſte)
Penna Horazius, Glaubensprediger in Perſien 407
Caſſianus von Mazerato arbeitet im Weinberg des Herrn in der Tartarei . —

		Seite
Dufren	d. G. J. Geſchichtſchreiber für Schüler	474
Calmet,	Benediktiner, erklärt die heilige Schrift	556
Benedikt XIV.	(Verzeichniß d. Päbſte)	
Berſchick,	Domherr in Paris, eifert gegen gottloſe Schriften	685
	eifert gegen die ſogenannte Philoſophie	733
	liefert ein großes Werk	789
Sabathick	eifert gegen die ſogenannten Philoſophen	733
Stattler,	Profeſſor der Theologie in Ingolſtadt kömmt nach Regensburg zu Herrn Gaſſner	750
	liefert eine wichtige Urkunde, die Gaſſnerſchen Kuren betreffend	752
	entwirft einen Plan, die Proteſtanten mit der Kirche Chriſti wieder zu vereinigen	1040
Feller	eifert für die Wahrheit gegen Betrug	789
Baruel	eifert gegen die Philoſophen	—
Carron	zeichnet ſich von Jugend auf aus durch chriſtliche Liebe zu Armen	989
	wird Prieſter, iſt eifervoller Prediger	990
	muß nach Paris reiſen	991
Dulo,	Erzbiſchof von Arl, iſt früher ſchon ganz Gott geſchenkt	982
	eifert für Erziehung der Jugend	985
	veranſtaltet Miſſionen	986
	bereiſet ſein Bisthum	987
	iſt groß auch in Leiden	988
	verhaßt den Haſſern alles Guten	1053

Verzeichniß der Wunder, von welchen in dieſem Bande erzählt wird:

Durch Franziskus Hieronimo	8
An Teriadeven	46
— Illineſern	73
— Piccolo und Saratierra	74
— Glaubenspredigern	100
Durch Franziskus Hieronimo	179
An einer Verſtorbenen	180
— Pferden	183

Seite

Eine Menge durch Franziskus Hieronimo . . 219
Ein reicher Fiſchfang 220
Gegenwart in Abweſenheit 221
An einem Berge 222
— Ochſen . . . . —
Bei der Leiche des heil. Franziskus Hieronimo . 275
An Thereſia Philippis 276
— Donna Thereſia 277
— Ambroſelli 278
Eine Erſcheinung 279
An Rispoli einer Kloſterfrau 281
Durch Johannes von Nepomuk 303
Beim Grab dieſes Heiligen 304
Durch Cardinal Urſini 329
An demſelben 330
— Marianna Gaſſner 333
Durch Pabſt Benedikt den XIII. 342
An einer blinden Frau 343
In Benevent 346
— Augsburg 347
An Maria Fuchs 348
— Anna Rieder . . . . —
— Veronika Juliana 349
Erſcheinungen 354
An zwo Kloſterfrauen 355
— Frau Kapeleti . . . . —
— einem Jüngling 356
Eindrückung der heiligen Wundmaale . . . 357
Eine wunderbare Kreuzigung 358
Entzückungen 359
In dem Herzen der verſtorbenen gottſeligen Veronika 364
Durch dieſe gottſelige Veronika 370
An Leonazzi . . . . —
— Guidolina 371
— einem Kinde . . . . —
— der Zunge des heil. Johannes von Nepomuk . 409
An Michael Miller 410
— einem Kinde . . . . —
— Philipp Jakob Kaſtel . . . . . . —
— Hochenreiner 411
— einem Mädchen . . . . —
— Georg Kemter . . . . —
— Timaja 426
— Maria Angelis 459
— Franzika Eſte . . . . —

	Seite
An Roſa von Neapel	459
— Creszenzia von Kaufbeuren	460
— Johannes Kanzius	632
— ſchwer Kranken	633
— einer Waaren = Kiſte	—
Durch Bernhard von Corleone	676
— — Marianna von Jeſu	778
An Labre	883
Mit Labre nach ſeinem Tod	884
Durch dieſen gottſeligen Labre	889
An einer kranken Kloſterfrau	890
— Felix Piſanelli	928
Durch Nikolaus Longobardis	943
An zwo preſthaften Perſonen	945
— einem Blinden	—
Vorherſagungen	946
Auf Anrufung des gottſeligen Bruders Nikolaus	—
Durch Caspar von Bono	—
An Anton von Guilla	—
— Gabriel Morellon	947
— Franziska Coppola	—
Durch Maria von der Menſchwerdung	1037
An Anna Loſing	1038
— Hilar Lowan	—
— Johanna Bertram	1039

Verzeichniß der Irrlehrer

des ſiebenzehnten chriſtlichen Jahrhunderts:

Presbyterianer	2
Episkopalen	—
Molinos	3
Quietiſten	4
Türken	8. 29. 68.
Töckel	8. 68.
Proteſtanten (VI. B. d. G.)	13. 26.
Molanus	26
Leibnitz	27
Janſeniſten (VI. B. d. G.)	51
Walloni	52
Quesnel (VI. B. d. G.)	52. 55.
Arnod (VI. B. d. G.)	53
Apokäliptiſche Ritter	66
Gabrino	—

Seite

des achtzehenten chriſtlichen Jahrhunderts:

Proteſtanten 106. 107. 147. 174. 176. 183. 238. 239. 255. 257. 309. 323. 334. 337. 346. 377. 378. — 387. 389. — 393. 397. — 405. 408. 438. 443. — 445. 447. 448. 453. — 455. 463. 474. 476 627. 668. — 672. 683. 698. 732. 790. 793. 798. 821. 822. 824. 934. 942.
Codde 143. 161
Driot 145
Quesnel . . . 146. 150. 159. 185.
Kalviniſten (VI. B. d. G.) 146. 162. 176. 184. 311. 323. 341. 389.
Janſeniſten 146. — 161. 169. 172. 223. 238. 242. — 253. 283. — 303. 305. — 308. 314. 325. 364. 366. 372. 378. 415. — 418. 438. 446 502. 526. 581. 603. — 610. 625. 634. — 668. 679. 942.
Woſell . . . . 149. 152.
Scherberon . . . 158. — 160. 169.
Hugonoten (VI. B. d. G.) . 162. 460.
Camiſards . . . 163. — 168.
Cawalier . . . 165. — 168.
Roland . . . . 165. — 168.
Bayle . . . . . 173.
Quesneliſten 223. — 238. 242. 253. 283. — 303. 305. — 308. 314. 225. 364. 366. 372. 378. 415. — 418. 438.
Sozinianer . . . 282. 431.
Türken 283
Düpän 308
Griechen 337
Neſtorianer . . . . —
Eutychianer . . . . —
Willenberg 338
Peterſen . . . . . —
Reformirte 339
Arminianer 341
Pietiſten . . . . 376. 434.
Separatiſten . . . 398. 434.
Tennhard 398
Tuchfeld . . . . . —
Dippel . . . . . —
Hochmann . . . . . —

* * *

ar:

Seite

Sartori 398
Heyn . . . . . . —
Kampf . . . . . . —
Krahl . . . . . . —
Schad . . . . . . 401.
Freimaurer 407. 413. 420. 466. — 471. 556. 682. 715. 777. 799. — 802. 822. 942.
Philoſophen 421. 430. 482. — 491. 534. 537. 539. 542. 544. 555. 581. 584. 593 — 600. 603. — 610. 614. 623. 626. — 630. 633. — 668. 678. 681. 684. — 694. 699. 701. — 708. 733. 784. 794. 799. 825. 857. 858. — 862. 904. 942.
Woltär 422. — 425. 442. 465. 479. 481. — 485. 593. — 600. 609. 915. 616. 634. — 668. 678. 684. — 694. 699. 701. 735. 784. — 787.
Dalembert 422. 425. 614. 634. 678. 701. 902.
Didero 422. 425. 593. — 600. 634. 701. 902.
Damilawill 426
Deiſten . . . . . 431.
Naturaliſten . . . . . —
Indifferendiſten 432
Attheiſten 432. 525
Spinoza (VI. B. d. G.) . . . 433
Lau . . . . . —
Materialiſten . . . . —
Lametri . . . . 433. 598.
Pantheiſten 433
Menoniſten . . . . . —
Quacker . . . . . —
Herrnhuter . . . 434. 435. 627.
Böhmiſche Brüder 435
Ronsdorfer 433
Methodiſten 434
Zinzendorf . . . . . —
Brüggler 436
Inſpirierte 437
Rock . . . . . —
Schwenkfeldener . . . . —
Kopke . . . . . —
Montpellianer 438
Prophetes . . . . . —
Kiezka 451

Seite

Ruſſo 485. — 491. 593. 595. — 600. 735. 787.
Talmudiſten 575
Helvezius . 585. 597. 701. 735
Raynal . . . . 585. 735.
Pereira . . . . 589. 631.
Quesnai 590
Oekonomiſten . 590. 592. — 600. 618. 904
Febronianer . 621. 631. 804. 823. 835. — 942
Waterwill 627
Schade 629
Nikolai . . . . 662. — 668.
Merſiä 694
Lavater 772. 774
Semler 773. 776
Roſenkreuzer 777
Bahrdt 791. 825. 1053
Hermes 792
Steinbart . . . . . —
Baſedow 795
Weishaupt (Spartakus) 801. 913. 918. 923. 953 956
Maſſenhauſen (Ajax) . . . 802
Zwakh Simon (Claudius) . . . —
Zwakh Xaver (Cato) . . . —
Knigge (Philo) . . . 803. 915. 918.
Martiniſten 823
Tamberini 861
Illuminaten 422. 904. 922. 923. 925. 942. 953. — 961. 1008. 1013. 1016. — 1027 1041. — 1053.
Bode . . . . 915. 916. 1008.
Maſins 934
Mirabo . . . 1008. 1017. 1019.
Jakobiner . . 1012. 1016. — 1027. 1041. 1053.
Robespierr 1046

Anmerkungen:

Auf der 48. Seite, in der 4. Zeile von unten auf ſoll ſtatt: „veranſtalten" geleſen werden: „verunſtalten".

Der letzte Abſatz Seite 303., der Abſatz: „Schon mehr als 300 Jahre waren bereits" u. ſ. w. ſoll im Leſen da ausgelaſſen, und dann erſt etwas ſpäther, Seite 310 ganz unten eingeſchaltet werden. Nach dieſem da nachgetragenem Abſchnitte ſoll dann geleſen werden, was hier ſteht:

Am 11. Auguſt dieſes Jahres Chriſti 1719 ſtarb der vortreffliche Prieſter Leonard Goffine eines gott-

ſee

ſeligen Todes. (Sein Andenken bleibt noch immer im Segen.) — In ſeinen Schriften herrſcht jene fromme Einfalt, jene apoſtoliſche Demuth, jener evangeliſche Eifer, jene heilige Liebe, die man mit Grund als das ſicherſte Kennzeichen des ächten und reinen Katholizismus als die edelſte Zierde des Chriſten, als das herrlichſte Kleinod unſerer göttlichen Religion anzuſehen berechtigt iſt. Vorzüglich hat ſeinen innern Werth in unzähligen chriſtlichen Familien durch Troſt und Segen bewährt das geiſtvolle Werk: „Chriſtkatholiſches, neu eingerichtetes, verbeſſertes, nach dem römiſchen Meßbuche berichtigtes und merklich vermehrtes Andachts- und Unterrichtungs-Buch" oder: „Kurze Auslegung aller Sonn- und Feſttäglichen Epiſteln und Evangelien, ſammt den daraus gezogenen Sittenlehren, nebſt einer deutlichen Erklärung der vornehmſten Kirchengebräuchen und beigefügter Leidensgeſchichte Jeſu."

Erſt nach dieſen Einſchaltungen werde dann in der Geſchichte Seite 311. weiter geleſen.

In dem Abſatz: „ohne alle Wirkung war u. ſ. w." Seite 612 ſoll in der 3. Zeile nach: „Clemens der XIII." vor: „indeſſen" eingeſchaltet werden: „zu Gunſten der Jeſuiten"

Ferners iſt zu bemerken:

Seite:	Zeile:	ſtatt:	ſoll geleſen werden:
365.	10.	erſtlichen	ernſtlichen
371.	9. von unten	Zuge	Junge
375.	5.	entſchieden	entſcheiden
451.	6.	aus	auch
551.	2. von unten	Hodam	Hof-Dam
588.	15. von unten	Kolſoß	Koloß
969. §2.	1.	endet	redet

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wittmann, Johann Sebastian,

Die Geschichte des Reiches Gottes auf Erde vom Entstehen desselben bis auf unsere Tage, aus den heil. Schriften und spätern Kirchen-Geschicht-Büchern gesammelt, nach der Zeitfolge geordnet, und bis auf unsere Zeiten fortgesetzt
Bd.: 7

Augsburg 1825

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Th H 2365 -7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11287122-4